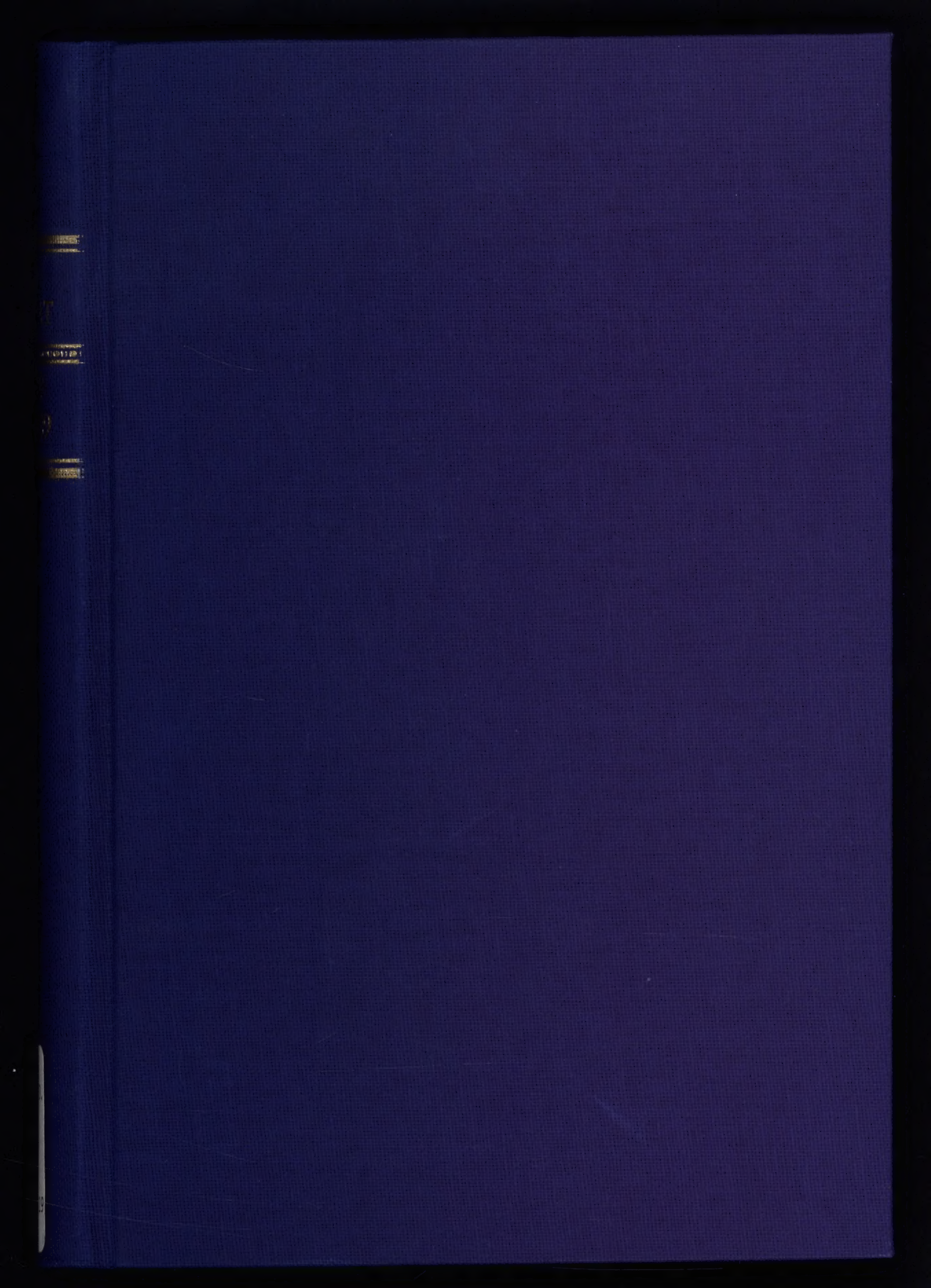
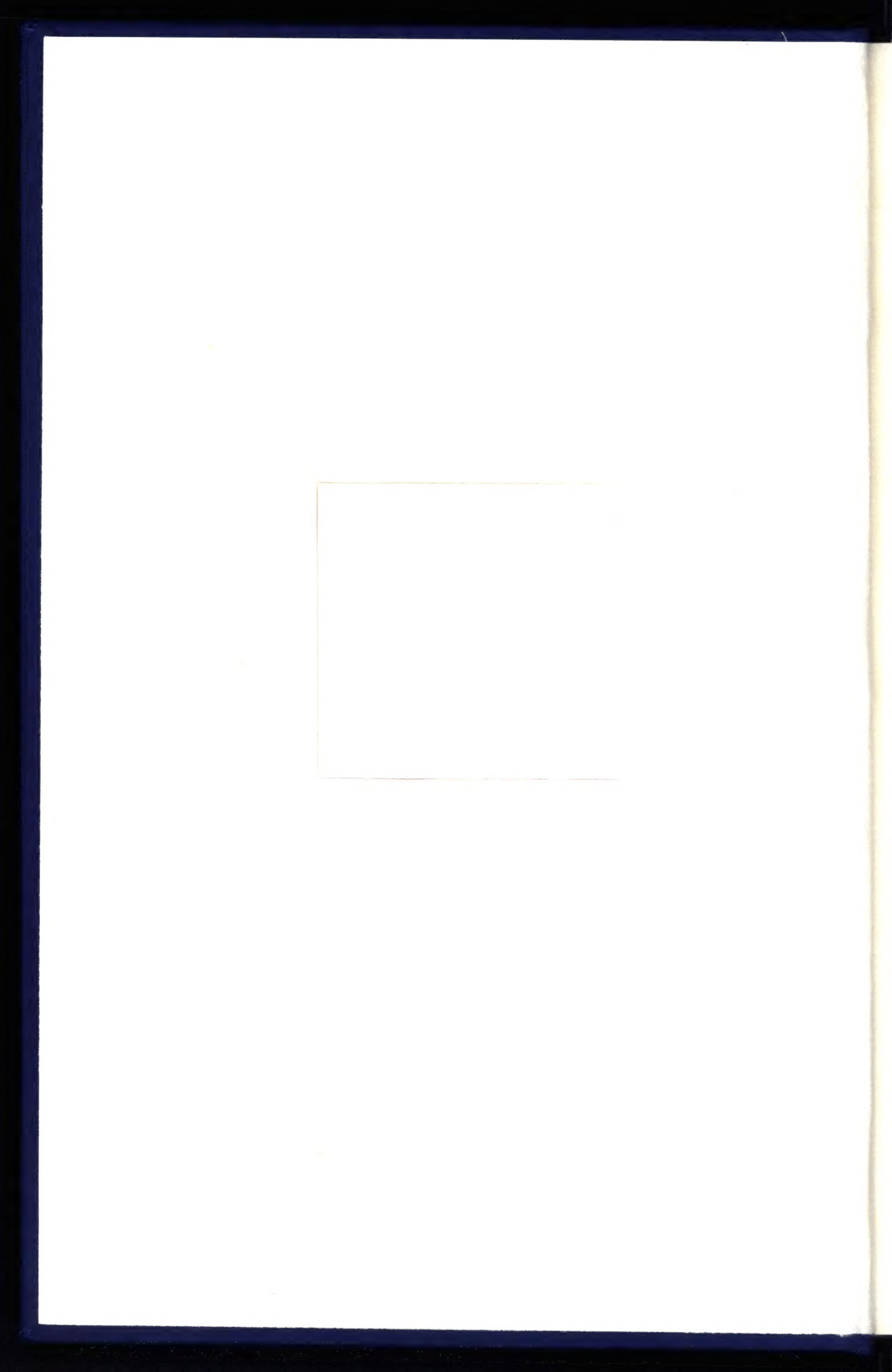
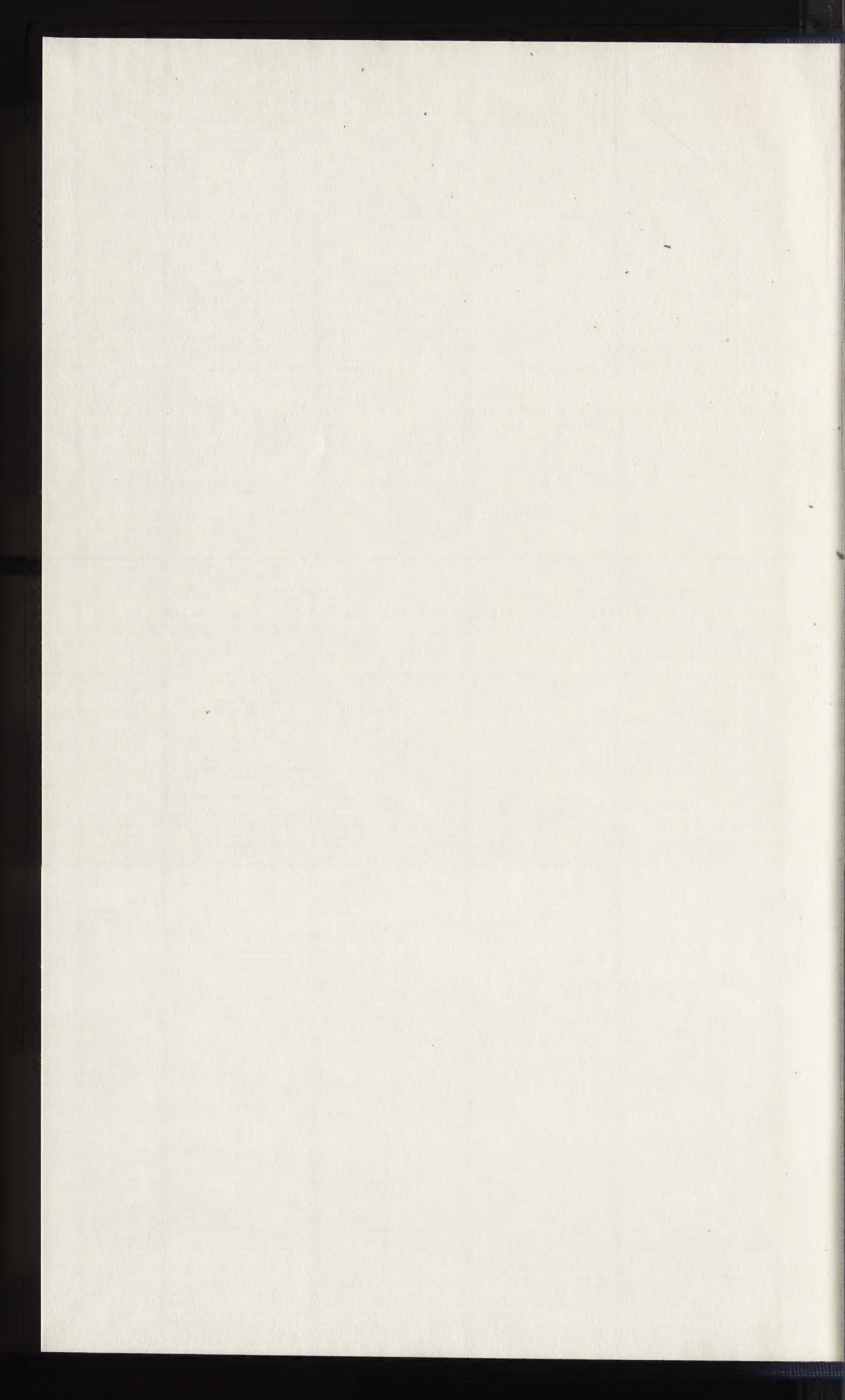








Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XVIII. Jahrgang.



Kiel 1908.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Biographien.

Erzählungen, Skizzen.

Gedichte.

Geschichte.

Kulturgeschichte.

Kunstgeschichte.

Landeskunde.

Literaturgeschichte.

Märchen, Sagen.

Naturkunde.

Plattdeutsch.

Volkskunde.

Verschiedenes.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 1. Januar 1908.

Unsere Vereinsgabe 1908.



„Buchenwald in Holstein." Nach dem Gemälde von J. J. van Poorten.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Ein Bild seines Lebens und Schaffens.

Von **Ernst Kammerhoff** in Itzehoe.

II.

Wenn ich nunmehr zu Schoenaichs Schaffen und Gestalten, zu den Kindern seiner Muse, übergehe, muß ich mich von vornherein größter Kürze befleißigen; denn wenn die Zahl seiner Lieder, seiner epischen Dichtungen und Novellen auch nicht gerade groß ist, haben sie doch einen so tiefen Inhalt, bieten sprachlich soviel Schönheiten und behandeln Probleme von solcher Bedeutung, daß selbst bei breitem Raum von einer nur annähernd erschöpfenden Behandlung kaum die Rede sein könnte. Einzig wie seine Persönlichkeit ist auch die Art seines Schaffens. Damit habe ich gleichzeitig meine prinzipielle Stellung den Dichtungen gegenüber zum Ausdruck gebracht.

Indem ich mich seiner Lyrik, deren Brennpunkte Liebe, Schönheit, Vaterland und Christentum sind, zuwende, kennzeichne ich den Grundton seiner zahlreichen Liebeslieder dahin, daß sie reden von Scheiden und Meiden, von Verzichten und Entsagen, daß sie klagen über verratene Liebe, denn: „Ein Kleid am Herzen und ein Ball im Sinn ihr lag," und: „Die Lust ist groß, die Pauke dröhnt und hämmert, sei, Weib, doch wahr: du hast mich längst vergessen," und: „In deines Herzens Grunde lebt solch ein Riß. Es litt ihn, stillentsetzt, und klingt nun falsch seit jener bösen Stunde." In den Liedern „Aus der Jugendzeit" heißt es, daß drei Ritter, die ein treues Weib gesucht hätten, nicht zurückgekehrt seien. Und aus „Tiefblauen Veilchen" klingt die Klage: „Sie nahm den andern, den reichen Mann." Entsagung ist es, wenn im „Nebeltag" es heißt:

> „Denn alle Wonnen, die begehret werden,
> die Welt, der Ruhm, die Frauen und die Sterne,
> sie wärmen nicht und sind im Grunde dunkel,"

oder in „Lebensverneinung":

> „Schwermütig webt der Herbst ein Schleiertuch
> um Martertäflein, und kein Dichterlieben,
> kein Dichtergrab bleibt solchen Täfleins bar."

Der Erinnerung lebt er, und ihr Bild begleitet ihn auf seiner Wüstenwanderung; sie zaubert ihm in „Merlin" seine Jugend zurück; „die graue Stadt im Norden" läßt sie vor seiner Seele erstehen; der Kirchhofsfriede führt ihr Bild herauf. In der Sommerpracht; „wenn die Blätter herbstduftend müd' und lind an den Wegen fallen"; am Hochmittag; wenn „der Vollmond weißleuchtend die Marmorterrassen überfliegt"; „im keltischen Eichenhag"; „in des Parkes Blätternacht"; „am Feldweg"; am Meer im Norden und im Süden: allüberall lebt er der Erinnerung, wohl im Gefühl des Schmerzes über den Verlust, aber ohne Bitterkeit, denn:

> „Ich will nicht grollend vergeben,
> doch segnen dich, tiefgerührt,
> daß einst du mit Widerstreben
> durch ein verworrenes Leben
> den Pflug des Schmerzes geführt."

Trotzdem taucht der Wunsch in ihm auf: „Und daß du ruhtest unbewußt in meinem Mantel, an meiner Brust, und daß wir stürben beide," und: „Ich möchte noch einmal langsam gehen an deiner Seite, traumgewiegt, möcht' pressen tief im rauschenden Parke an meine Brust dein blondes Haupt."

Und doch weiß auch der Dichter des Pessimismus, dem „Poesie tiefer Schmerz“ ist, wahre Liebe zu preisen und das tiefe, deutsche Gemüt sonderlich zu seinem Recht kommen zu lassen, wie es sich widerspiegelt in dem Märchenschatz,

„daß unsern Enkeln als fester Hort
der Wunderglaube bliebe
an jenes wahrste Märchenwort,
das Märchen treuer Liebe.“

Kann Höheres von einem Herzen gelten, als wenn von ihm gesagt wird, daß „es perlenreicher und tiefer als das Meer“ sei, daß er „in aller Ewigkeit von ihm und seiner Liebe träumen“ wolle? Wenn „Im letzten Gang“ der Landsknecht seinen Leutnant ersticht, der die Treue der Frauen gelästert hat, was ist es anders als der Gedanke, daß die deutschen Frauen nie der Treue bar gewesen sind; wer will leugnen, daß in dieser Beziehung der Wunsch des Dichters für sein deutsches Volk:

„O lasse dir niemals rauben
die alte Schwärmerei
für Frauen, Freiheit und Glauben,“

der tiefste, der letzte Ausdruck eines warm fühlenden Herzens ist!

Aber die Liebe ist dem Dichter nicht Endzweck; sie ruft „hinauf in die Hochluft der Ewigkeit, dem brausenden, neuen Lenz entgegen.“ In „Eterna doglia“ kündet er denselben Gedanken, wenn es heißt:

„Auch uns ergreift des Abschieds großer Zug,
denn keine Liebe sättigt bis zum Grunde
ein Herz, das Gott mit ew'ger Sehnsucht schlug,“

oder in „Hinüber“: „So laß auch mich an weichen Lenzestagen
verlorner Liebe letzte, tiefe Qual
an deine Brust, an dein Erbarmen tragen,“

oder endlich in „Abschied“:

„Dann wie ein Sturm, der schwül geschlagen
durch Erdenschönheit und Rosenflor,
will ich den Kranz aus Lenzestagen
in letzten Liedern heimwärts tragen
zu Gott empor.“

So Schoenaichs Liebeslyrik in den früheren Jahren. Wie ganz anders klingt es in der Nachlese der 3. Auflage seiner Gedichte, deren Zahl anderen Liedern gegenüber bezeichnenderweise klein ist. Der Dichter steht an einem Wendepunkt. Dafür spricht „Der grübelnde Landsknecht“ mit seinem Bekenntnis:

„Ein Haus, ein Weib von treuem Sinn,
hilf Herr, daß ich's erringe;
dann hätt' ich das Reich und die Sonne darin,
die niemals unterginge,“

und „Herbst in Ligurien“:

„Aus Blütenfall, aus Moderduft,
von sterblichem Erdenglück
durch tobende, tosende Regenluft
zu Gott zurück.“

Der Schönheit als einem zweiten Ideal begegnen wir in seinem Singen und Sagen. Er sieht sie in der Kunst der Griechenwelt und findet sein deutsches Volk dem griechischen geistesverwandt, wenn er ausführt:

„Es wohnt in deutschen Herzensträumen
der Circe Lachen goldbeschwingt,
des Griechenmeeres weiches Schäumen.“

Die Sehnsucht nach allem, was groß und schön, ist ein geradezu hervorstechender Charakterzug der Deutschen, und der Dichter wird nicht müde, ihm in verschiedenster Form Ausdruck zu geben. Er vermeint ihren dunklen Ruf zu vernehmen

„vom Nerthushaine, der uns Zeiten
der Sehnsucht nach dem Schönen schuf.“

Ihr auf ihren Pfaden zu folgen, ist sein lebhaftester Wunsch, und nichts vermag ihn zurückzuhalten, denn:

„Verloren ist, wer wankt und weicht,
bis er den Sturm bestand.
Gewagt und gewonnen! Die Segel streicht,
wir grüßen dich, Götterstrand."

Sein Lied gilt Lortzing, dessen Tonkunst uns erbaut, und der allezeit gewesen ist „der Schönheit treu, davon das Auge sprüht."

In viel höherem Sinne reicht er Böcklin die Palme, dem es gelungen ist, in seinen Bildern die Griechenwelt neu erstehen zu lassen.

„Du trugest heim in eine Welt voll Trauer
der Griechenschönheit Offenbarungsschauer,
du gabst der Kunst, im Zeichen jungen Ruhms,
zurück den Lichtbrand des Hellenentums."

Die Schönheit, die er mit durstigem Auge getrunken hat, sie ist ihm entgegengetreten in Gottes Natur, und wo immer er gewandert, hat ihn die Schönheit da draußen in ihren Bann gezogen und ihn erhoben und begeistert.

Mag er in Rom:

„Die Sonne sinkt, es stirbt im Tiberstrom
ihr letztes Glühen,"

in Venedig:

„Der bunten, verträumten Stadt,
von Taubenschwärmen umflogen,
von Sonne, von Schönheit satt,"

in der Wüste oder im Gebirge weilen:

„Es ragt der Kaukasus, ein Scheidewall
von wilder Art, gebettet zwischen Meeren,
darein er schleudert seiner Ströme Fall.
Die Lenden gürtet eine Wolkenwand
dem Unbesiegten, und zur blauen, leeren
Unendlichkeit reckt er den starren Nacken,
mit seiner Stirne weißen Gletscherzacken
hinüberlachend in das Morgenland,"

überall tritt ihm die Schönheit, bald im Sonnenglanz, bald im grauen, sturmzerfetzten Gewande entgegen. Wie weiß sich sein Herz der Heimat zu erfreuen, wie singt er den Preis des deutschen Landes und seines schönen Schleswig-Holsteins! Der Mondschein liegt auf den Giebeldächern und den verträumten Brunnen, und dazu das Horn des Nachtwächters! Es ist ein Bekenntnis aus der Tiefe des Herzens heraus, wenn wir Schoenaich singen hören:

„Sei mir gegrüßt, du deutsches Land,
du schönstes Land von allen."

Der Dichter kennt den Zauber seiner Muttersprache. Ihr die Krone zuzuerkennen, sich in ihre Tiefen zu versenken, sich an ihr zu erquicken als an einem Lebensborn: das ist seine Freude, seine heiligste Aufgabe als Künstler.

„Tief aus dem Garten, in Zickzackflucht,
ein Falter naht, um von den Scheiben
zum Kerzenglanze, mit störrischer Wucht,
geblendet die zirkelnde Bahn zu treiben."
„Es ragt, von brütender Schreckenslast
erstarrt, das Schloß aus den Eiben;
die Fahnen senken sich halbmast,
der Abend brennt in den Scheiben."
„Tief in des Parkes Blätternacht
ein Rauschen schläft, ein trüber Schall,
als würd' ein Glück zu Grab gebracht
bei leisem Frühlingsregenfall."
„Noch träumt verschollen in der Luft
ein Lachen, das im Park verstob,
noch schwimmt im jungen Grün der Duft,
der einst ihr blondes Haar umwob."

In Schoenaichs Brust erklingen alle Stimmen. Sprachgewaltig weiß er die Stimmungen in der Natur und im Menschenleben zum Ausdruck zu bringen; poesiegesättigt, durchgeistigt und farbenglühend ist seine Sprache. Die Schönheit braucht sich ihres Poeten wahrlich nicht zu schämen. Aber viel tiefer faßt er ihr Wesen, wie es wohl sonst geschieht. Sie ist ihm nicht Endzweck, sondern nur Abglanz der ewigen Schönheit. Daher ist die nur wahre Schönheit, welche die Sehnsucht nach der Heimat weckt. Und so heißt es denn im „Trost":

„Im Marmorblock
schläft das Sonnengelock
der Schönheit, der sacht verhüllten.
Ein Meißelschlag,
ein durchfieberter Tag
kann deinen Tempel bauen.
Der Nebel weicht,
noch heut' vielleicht
einst wirst Gott du schauen."

Einst wird die Erlösung kommen; dann mag die Griechenherrlichkeit, alle Schönheit zusammenbrechen.

„Ein Demutsgott wird wandeln durch die Zeit,
wird still, im blut'gen Überwinderkleid,
bei Frühhrotlicht den Stein vom Weltgrab heben,
nur dieser Gott, nur er, gibt ew'ges Leben."

Schoenaich liebt seine deutsche Heimat und sein deutsches Volk über alles. Und damit komme ich dazu, den dritten Gedankenkreis seiner Lyrik zu streifen. Wo er auch sein mag, seiner Heimat gedenkt er gern, und des Heimwehs hat er nie Herr werden können. Das hat ihn trotz seinerUnrast in jüngeren Jahren immer wieder zurückgetrieben und ihn gepackt inmitten seines Freundeskreises in der Ferne.

„Ihr sangt in heimatlichem Chor
vom Mühlrad im kühlen Grunde;
nun klingt das alte Lied im Ohr,
das Scherzwort stirbt im Munde.
Spät ist's, der rechte Frohsinn schied,
wie konnte das geschehen?
Im fremden Land das deutsche Lied.
Kommt, laßt uns schlafen gehen."

In „O Deutschland," einem seiner schönsten und tiefstempfundenen vaterländischen Lieder, singt er den Preis seiner Heimat:

„O Deutschland! mir tat's gefallen
in manchem fremden Land. —
dir aber hat Gott vor allen
das beste Teil erkannt."

Damit vergleiche man seine glühende Heimat- und Vaterlandsliebe in der feinen, tiefen Zeichnung von „Daheim!"

„Ein Weg durch Korn und roten Klee,
darüber der Lerche Singen,
das stille Dorf, der helle See,
süßes Wehen, frohes Klingen;
es wogt das Korn im Sonnenbrand,
darüber die Glocken schallen —
sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
du schönstes Land vor allen."

Darum läßt er den sterbenden Landsknecht in der „Legende" sagen:

„Viel lieber in Deutschland Schmach und Not
als in der Fremde weißes Brot.
Ich müßte zehnmal zugrunde gehn
und würde zehnmal auferstehn,
ich rief von frischem alsogleich:
Gott segne, Gott schütze das Deutsche Reich!"

„Vor Blankenese" gilt der Verherrlichung seiner Heimatliebe und in der „Weihnachtsreise" sein Friedenswunsch dem deutschen Land. Wie weiß er das deutsche Wesen in seinem Idealismus und seiner Tatkraft in vollendeter Weise zu zeichnen! „Gruß an Deutschland" und „O Deutschland" sind Perlen, wie sie in ähnlicher Art die deutsche Literatur kaum aufzuweisen hat. Und dazu gesellt sich „In alter Zeit" (Dichtungen und Gedichte), in denen er in märchenhafter Weise das Wesen des deutschen Märchens in Großmutters Stube und am Weihnachtsabend kündet. In „Schleswig-Holstein" und „Feldeinwärts" wird er der Eigenart der Schleswig-Holsteiner vollauf gerecht und rühmt an ihnen ihre Treue, Seßhaftigkeit und Kraft, und voll Vertrauen läßt er seine Blicke über die kraftstrotzenden Gestalten schweifen, wenn er des Erbfeindes gedenkt. Wie wunderbar fein hat er die deutsche Kleinstadt in ihrer Erscheinung, in ihrem Leben und Treiben im „Taugenichts" und in „O Deutschland" erfaßt. Er begleitet den Landmann am Abend heim, wenn „zum Dorfe kehrt wieder das Ackergespann." Er nimmt teil an dessen einfachen Freuden am Feierabend, bis die Nacht das Dorf in ihren Frieden einspinnt.

Aber auf der anderen Seite geht er mit den Städtern, besonders dem Kaufmannsstande, scharf ins Gericht, schilt ihren Mammonismus und verschont auch die Adeligen nicht.

„Schon freit ein Vater aus Freiherrngeschlecht
die Tochter dem Geldsackgeschlechte."

Wer fühlt nicht den leisen Anklang an den „Adeligen Tod" heraus? Und wozu das alles? Der Dichter hat die hohe Aufgabe, seinem Volke ein Führer zu sein, zu loben und anzuspornen, aber auch zu tadeln, wo immer dem deutschen Volke eine Gefahr droht. Und wer wollte leugnen, daß wir auf dem besten Wege sind, unseren Idealismus preiszugeben? Ist es nicht so, wie er in „Hans Habenichts" singt?

„Ein edles Zornwort deutschen Stamms,
man prüft es mit peinlicher Schere,
schon gilt ein buntes Höflingswams
viel höher denn Mannesehre.

Sie schlugen das Volkslied tot und still,
es ist verstummt, verstoßen,
und wehe der Kunst, die nicht dienen will
dem Ruhmgelüst der Großen."

Ja, sogar ironisch kann er werden, und er verspottet in köstlicher Weise das Philistertum, das uns Deutschen sonderlich anhaftet.

„Und als betrübt gen Deutschland ich gefahren,
fand ich die Heimat farblos wie vor Jahren,
es regnete just recht beharrlich-leise
in altgewohnter, hergebrachter Weise;
es nickten steif die Pappeln, die bekannten,
und steifer noch die Vettern und die Tanten;
sie wünschten sehr, daß endlich Platz ich nehme
und, seßhaft, mich zu Brot und Amt bequeme,
daß die Cousine dann ans Herz ich zöge,
— gesetzt, beiläufig, wenn sie mich noch möge —
ich sollte hasten, daß mein Nest ich mache,
ein Spatz zur Hand sei mehr als zehn am Dache,
dem deutschen Bürger sei die Fremde schädlich,
er bleib' im Land und nähr' sich still und redlich!"

Aber rühmen will er, was er an deutschem Wesen Rühmenswertes findet, und voll stolzer Gewißheit blickt er in die Zukunft, wenn der Deutsche sich treu bleibt. Darum gilt seinem deutschen Volke die Mahnung:

„Des hohen Erbteils walte frei,
mein Volk, daß deinem Schwert, dem scharfen,
geeint des Friedens Pflugschar sei,
und Liederfrühling deinen Harfen;

ein tiefes Lied, ein heller Schlag
und ein Gebet voran den beiden —
so darfst du, grüßend neuen Tag,
vom stürzenden Jahrhundert scheiden."

Und dazu sein Wunsch:

„Laß Kraft und Treue strömen
aufs Deutsche Reich, Herr Jesus Christ."

Nunmehr streife ich den Gedankenkreis, der dem Dichter der tiefste und letzte ist, und dessen Ton in vielen Liedern anklingt, selbst da, wo er über verratene Liebe klagt. Vertritt er doch den Standpunkt, daß alles Leid nach oben zieht, daß die Schönheit an sich oder in der untreuen Frau verklärt „aufrichtet still zum ew'gen Ernteland!" Schoenaich ist eine tief religiöse Natur, allerdings nicht in dem Sinne, daß er sich einer bestimmten Richtung anschließt. Dafür spricht u. a. „Der Kirchgang," in dem er singt:

„Bring' einen Hoffnungslenz herbei
den Herzen der geringsten

und leg' den verzäunten Himmel frei,
komm, fröhliches, seliges Pfingsten!"

Wie tief empfunden ist das „Abendlied," das zu dem Schönsten gehört, was wir seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der religiösen Lyrik besitzen! Welche Sehnsucht, welche Liebe, welche Demut!

„Komm, Hirt, allew'ger, führe du
dein Kind der großen Heimat zu,
durch Kreuz und Sterbestunden;
halt' über allen Sündern Wacht,
bis sie sich dir zurückgebracht
und selig heimgefunden."

Und wieder läßt ihn die Sehnsucht in „Der Einkehr" singen und sagen:

„Es rauschen still die Linden
dem müden Lebensgast:
Hoch über Staub und Winden
wirst früh du wiederfinden,
was du verloren hast."

Wie ich schon ausführte, ist Entsagung der Grundton seiner Lyrik, verklärt im Hinblick auf Gott. Aber ganz im Gegensatz zu einer großen Zahl seiner Schöpfungen, in denen er sich gleichsam mit den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, abfindet, predigt er praktisches Christentum und zwar in Übereinstimmung mit der hehren Aufgabe, die er dem Dichter z. B. im „Bergpsalm" zuweist:

„So sendet weltfern der Poet
zum Volke, das in heißem Streit
arm und gebückt am Pfluge geht,
die Botschaft großer Feierzeit!"

Ich denke an das liebliche Bild „Neben Gewittern." Nach allem, was man zwischen den Zeilen lesen kann, gilt ihm die Liebestat am höchsten:

„Denn nur die Liebe kann erlösen
von Haß, von Krieg, vom Fluch des Bösen."

Oder soll es nicht ein Spiegel sein, den er uns in „Der Hütte" vorhält, in welcher ein krankes, hungerndes Weib mit dem Säugling bei furchtbarer Winterkälte auf einem spärlichen Strohlager liegt und in dem Tod den einzig Barmherzigen erblickt, während der vorüberziehende reiche Kaufmann sich des Gewinns freut, den er aus den hohen Holzpreisen ziehen wird, der gleichfalls vorüberkommende Dorfkaplan meint, daß eine Vermahnung zur Mäßigkeit und Nüchternheit für das Volk die beste Speise sei, und „ein Hochzeitszug mit Schellen und Peitschenknallen hell ins Glück" fährt? Was stellt der Dichter aber der Sterbenden in Aussicht?

„Ich lege dir hungerndem Bettlerweib
trotz Armut und klaffendem Schaden
ein Königsgewand um den siechen Leib,
du bist zum Fest geladen."

Das sind keine Phrasen bei ihm, dem Aristokraten; das ist wirkliche Liebe zu den Armen und Geringsten, und diese Liebe hat ihren tiefsten Quell in seiner wahren, aufrichtigen Frömmigkeit.

„Über dem Leben" geißelt das Pharisäertum, das da meint, genug getan zu haben, wenn es sich an allen möglichen frommen Veranstaltungen beteiligt. Und das Urteil?

„Du warst kein Held des Liebens und des Hassens,
du warst der Mann des lauen Unterlassens,
drum ziemt dir nicht das bunte Feierkleid,
es führt dein Weg seitab zu langem Leid,
du hast gehört der Menschheit Jammerschrei
und gingst vorbei."

Die Not seines Volkes liegt ihm schwer auf dem Herzen. Aus dem Geist heraus ist auch die „Gassenpredigt" geboren, die sich gegen die Spielwut richtet, und in der er den Wunsch ausspricht:

„Laß fahren, Herr, der Spielwut Geist
in jene Horde, satt und dreist,
und schaff' ein tiefes Meer herbei,
daß drin der Schwarm ersäufet sei."

In dem Zyklus „Westwärts" ist ein anderes Gedicht in Anlehnung an 1. Cor. 13, das wir als besonderes Bekenntnis des Dichters aufzufassen und zu werten haben, und in dem er noch einmal ausspricht, was ihn treibt, sich der Notleidenden und Armen anzunehmen. Die Liebe ist es, die ihn nicht müde werden läßt, und die ihn zu dem gewaltigen Gedanken begeistert, welchen er in jenem Liede zum Ausdruck bringt.

Wie Schoenaich sich religiös weiter entwickelt und vertieft hat, dafür sprechen die Lieder der Nachlese eine beredte Sprache. Ich meine „Die Kornernte," „Hochgewitter," „Weihnachtsreise" und „Psalm 74, 19," der in meisterhafter, einziger Weise jenen Vers umschreibt und die Lösung jener Klage gibt:

„Wer zu mir kommt, ich rett' ihn vom Verderben,
nicht er — das Tier, das lüsterne — wird sterben,
mein heilig Blut hab' ich für dich gegeben,
nun wirst dereinst du sündlos, sieghaft leben."

Das Schönste, das die Nachlese enthält, und eins der vollendetsten unter den Weihnachtsliedern unserer deutschen Literatur überhaupt biete ich zuletzt ganz und schließe damit die Betrachtung über Schoenaichs religiöse Lyrik. Es heißt „Weihnachtsläuten." Form, Sprache, Gedankeninhalt und Bekenntnis sind zu solchem Guß zusammengeflossen, daß der Weihnachtsglocke Töne entströmen von so wunderbarer Schönheit, von so harmonischem Klange, daß sie niemand ungerührt und unbeschenkt erklingen hört.

„Über dem Brausen der großen Stadt
schwingen die Glocken voll und matt,
hier mit dröhnendem dumpfen Schlagen,
dort vom Winde verwirrt, vertragen;
über Giebel und Gassen fern
rufen die Klänge: Lobt Gott den Herrn.
Flute herab von Dach und Turm,
heilige Weihnacht, im Gebersturm.
Treuer Arbeit gib allerwegen
trotziges Trauen auf Gottes Segen,
wolle des Lebens häßlichste Lücken,
Willkür und Selbstsucht, mild überbrücken.
Männer gib uns und Wahrheitszeugen,
die vor Gott nur den Nacken beugen.
Gib den Kanzelherr'n zumeist
kurze Predigt voll Frühlingsgeist,
gib den Herzen der Hörer ringsum
tätiges Evangelium.
Durch Gefängnis und Krankenräume
trage silberne Lichterbäume,
zünde dem ärmsten, verlorensten Mann
heilige Hoffnungszeichen an;
gib uns das höchste Weihnachtsglück,
gib unserm Volke den Glauben zurück.
Über Giebel und Gassen fern
läutet ihr Glocken: Lobt Gott den Herrn.
Über den Dächern tief verschneit
läutet dem Leben zur Ewigkeit."

Ich würde Schoenaichs Schaffen nicht ganz gerecht werden, wenn ich nicht noch kurz im Zusammenhange die Lieder der Nachlese, deren Zahl im ganzen 19 beträgt, wertete. Drei davon sind übrigens in den „Gesammelten Werken"[1] zum erstenmal veröffentlicht und mir daher erst jetzt bekannt geworden: „Vermächtnis," „Im Erntebrand" und „Brausender Lenzwind." Sie sind so schön und sprechen so beredt für die neue Wendung, die ich schon hin und wieder angedeutet habe, daß ich das dritte ganz biete.

„Aus Süden braust der Wind heran,
läßt Schnee, läßt Schollen tauen,
es wellt der See, die Saat hub an
zartgrün zum Licht zu schauen.
Kosewind, der vom Werden spricht,
Tosewind, der auf Erden bricht
dunkles Eis im Gemüte,
lege zu Grabe, was morsch, was still,
segne, was leben, was rauschen will,
fülle den kümmernden Herzensschrein
tief mit Schönheit, mit Sonnenschein,
streif' uns, die Pflüger im Arbeitstag,
mit der Ewigkeit Fittichschlag,
künde: des Wollens Kummersaat
wächst durch Glauben zur Kraft, zur Tat;
Herz, weil du bangst, Herz, weil du weinst,
wirst du jubelnd schauen dereinst
Lenze voll ewiger Blüte."

[1]) Während des Druckes ist die gesammelte Ausgabe von Schoenaichs Werken in 7 Bänden und die einbändige Ausgabe: „Fern ragt ein Land" bei Göschen in Leipzig erschienen, auf die ich besonders aufmerksam mache. Die große Ausgabe kostet broschiert 10 ℳ, gebunden 15 ℳ, die Auswahl 1,60 ℳ und 2 ℳ. Es ist mir eine wahre Freude, daß die vorzüglich ausgestatteten Sammlungen jetzt jedermann zugänglich sind.

Da ist zunächst zu bemerken, daß das eigentliche Liebeslied fast ganz zurücktritt, und wo es sich dennoch, im Volkston gehalten, findet, springt eine fast optimistische Färbung und Auffassung klar in die Augen. Die Schönheit, der „Frühlingssturm" und „Gruß an Venedig" gewidmet sind, tritt uns auch sprachlich in geradezu farbensprühendem Gewand entgegen. Was die vaterländischen Lieder anlangt, ist insofern Schoenaichs Art eine andere geworden, als neben einem epischen Einschlag offenbar der romantische Schimmer vollständig einem stark realistischen Zug gegenüber verschwindet. Das sind kerndeutsche, kraftvolle Worte, die er prägt; sie werden ein Echo in der Brust jedes deutschen Mannes finden. Wenn Schoenaich von vornherein einen so markigen, kräftigen Ton gefunden hätte, würde er längst gehört und auch vom Volke gekannt und geliebt sein. Die religiösen Lieder endlich, deren Zahl die größte ist, stellen ihn ohne weiteres an die erste Stelle. So vollendete religiöse Lyrik finden wir bei anderen nicht. Ich erinnere an: „Hochgewitter," „Weihnachtsläuten," „Psalm 74,19," „Kornernte," „Osterwasser," „Weihnachtsreise" und „Brausenden Lenz." Das sind Offenbarungen eines im Ringen mit sich selbst abgeklärten Dichtergemüts, die an Klarheit, Wahrheit und Wärme nichts zu wünschen übrig lassen. Von ihnen wird ein reicher Segensstrom ausgehen; an ihnen werden irrende Seelen sich zurückfinden. Ein Dichter aber, der selbst den Boden sich zurückgewonnen hat, kann garnicht anders, als alle seine Lieder auf den gleichen Ton zu stimmen, und so ist dies das einigende Band, welches die Lieder der Nachlese verknüpft und zusammenschließt. Hier ist kein Wechsel der Stimmung. Vor uns steht die geschlossene Persönlichkeit, und welche Töne er auch immer anklingen lassen mag, ihre Wellen kehren zurück und schwellen an zu dem majestätischen Sange von der Ewigkeit und der ewigen Liebe Gottes.

Ich habe noch einige Lieder nachzutragen, die nicht zum Gebiet der reinen Lyrik gehören. Da ist zunächst „Die Unbekannte," das Bild seiner entschwundenen Jugend, ausgezeichnet durch die satte Farbe des südlichen Himmels und die elegisch-ironische Stimmung. Ferner „Ein Bild" in philosophischem Gewande, das mit Schillers philosophischen Gedichten um die Palme ringt. Der Dichter führt in ihm den Nachweis, daß die Schönheit nicht Endzweck ist, sondern die Seele zurückführen soll zu Gott, dem Urbild der Schönheit. Sozialer Tendenz sind „Künstlerroman," „Lied der Ghawâze" und „Scherben," von denen das letztere tiefe Gedanken birgt und auch philosophische Ausblicke tut. In „Fontana Trevi" zeichnet er die Aufgabe des Künstlers, indem er ganze Hingabe an die Kunst fordert, denn: „Ein großes Werk schafft man aus Herzblut nur."

Leider sind nur wenige Gedichte geeignet, Eigentum unseres Volkes zu werden. Daran hindert die Form und der Hochflug der Gedanken. Das Schicksal teilen sie mit den Liedern unserer besten Lyriker. Aber solche im Volkstone, die geradezu volksliedartig anmuten, wie „Spielmannslied," „Vom Scheiden," „Volkslied," „Der betrübte Landsknecht," „Der säumige Landsknecht," „Der Gernegroß," „Der letzte Gang" u. a., werden ins Volk kommen und im Volke weiterleben.

Und nun noch einige Worte über Schoenaichs Lyrik im allgemeinen. Die Lieder sind nicht alle gleichwertig nach Inhalt und Form. Besonders die aus der ersten Periode zeigen noch zu sehr das Gären und Stürmen eines jugendlichen Herzens, die Weise, das eigene Selbst allzusehr in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Das gilt in erster Linie den „Liedern an eine Verlorene." Aber alle atmen eine Schönheit des Ausdrucks, eine solche seelische Selbstoffenbarung und so wunderbar fein und tief ausgesponnene Gedanken, daß ich

Schoenaich eine der ersten Stellen unter unseren Lyrikern einräumen muß. Und trotz einer weichen Resignation, einer pessimistischen Weltanschauung, die überhaupt allen Dichtungen eigen ist, trotz eines gewissen Schwankens in den Stimmungen von glutdurchzitterter Leidenschaft bis zur tiefsten, leisesten Entsagung, bis zum wunschlosen Aufgehen in Gott, verfehlen die Lieder doch nie des gewaltigsten Eindrucks und lassen die zartesten Saiten unserer Seele noch lange nachzittern. Und wenn Schoenaichs Stoffgebiet nur eng umgrenzt ist und die Liebe fast ausschließlich der Gegenstand seines Singens und Sagens bleibt, zeigt er sich doch stets als Meister in seiner Eigenart und weiß immer wieder sein Thema in einem anderen Licht erstrahlen zu lassen.

So war es, und das Urteil gilt namentlich für die Lieder aus der ersten Zeit seines dichterischen Gestaltens. An die Schöpfungen der letzten Jahre ist ein anderer Maßstab anzulegen, und ich bin fest davon überzeugt, daß Bartels, der Schoenaich nie die Begabung, wohl aber die Bedeutung abgesprochen hat, heute auch anders urteilen würde. Es tritt so viel männliche Kraft, so viel Einfachheit und Schlichtheit bei wunderbar schöner, reicher Prägung, so viel echt deutscher Sinn bei kindlich gläubiger Frömmigkeit hervor, daß die Lieder sich einbürgern, daß sie die Brücke zu jenen werden müssen, die, zu subjektiv empfunden und gesungen, ein zu feines Verständnis und ein zu tiefes Gefühlsleben voraussetzen. Darin gipfelt die Fortentwickelung, daß Schoenaichs Dichtungen allgemein gültige Züge tragen; das Subjektive ist fast ganz abgestreift, und daher werden sie bleiben und allezeit zu den edelsten Schätzen unserer deutschen Literatur gehören. Sie werden nicht im Sturm die Herzen des deutschen Volkes erobern; aber die Zeit kommt, wo man in Schule und Haus an ihnen sich erbauen und erheben wird. Mögen dem Manne, der immer noch leidend daniederliegt, Jahre rüstigsten Schaffens und reifster Ernte beschieden sein! Dann wird er mit Freuden eingestehen, daß er sich in einem Punkte, in seinem „Vermächtnis," geirrt hat, daß es vielmehr das Höchste, das Herrlichste und Schönste ist, ein Dichter, ein deutscher Dichter zu sein.

Wie aber hören wir ihn dort klagen?

„Komm, braune Laute, zierlich, schlank,
leg' schlafen dich tief in den Schrank.
Dereinst bricht helle Sonnenflut
ins Dunkel, drin du lang' geruht,
denn wisse, daß mein Töchterlein
dir aufgetan den alten Schrein.
Wenn sie, nach Raritätenkram
sacht suchend, in den Arm dich nahm,
wenn ihre Hand, behütend, leicht,
den Staub von deinen Saiten streicht,
erwache dann und leise sprich:
Hier klingt ein Vatergruß für dich.
Die Laute, Kind, leg' still zurück;
dies Saitenspiel birgt Schmerz, nicht Glück.
Den Fürsten scholl zu schrill sein Klang,
dem Volk zu hoch der Singesang,
den einen schien er golden, echt,
den andern schien er kupferschlecht,
und ob das Lied von Gott auch kam
dem Sänger schuf es Erdengram.
Die braune Laute, zierlich, schlank,
laß schlafen, Kind, in ihrem Schrank.
Beginnt in deines Herzens Raum
ein Lied den Wandervogeltraum,
so danke Gott, doch laß zum Licht
dein Lied, die Taube, fliegen nicht.
Das Lied hat große Himmelseil',
doch jeder Taube harrt ein Pfeil;
sie hebt die Schwingen himmelan,
doch Herzblut haftet stets daran."

Ich habe einen viel zu hohen Begriff von dem gesunden Sinn unseres deutschen Volkes, als daß ich annehmen könnte, es würde seinen Sänger ungehört singen lassen. Dann gilt ihm aber auch in doppeltem Sinne der „Gruß":

„Heil unserm Volke, das mit Wucht
die Scholle pflügt, der wir entstammen,
und dennoch Lebensgipfel sucht,
drauf ew'ge Wachefeuer flammen."



Duburg.

Von **J. J. Callsen** in Flensburg.

I.

Fast jede alte Stadt hatte in ihrer Mitte oder in der Nähe ihr Schloß oder ihre Burg, welche, den Zeitverhältnissen entsprechend, durch Lage und Kunst befestigt, dem Landesherrn als „sein Haus" zum Aufenthalt bei kürzeren oder längeren Besuchen diente und in Kriegszeiten den festen Halt für die Verteidigung bot. Wenige davon sind übrig geblieben, viele sind durch Brand und Krieg zerstört oder durch den Zahn der Zeit beim Mangel oder bei Verweigerung der nötigen Mittel zur Unterhaltung verfallen und gleich den anderen spurlos von der Erde verschwunden. — Nur von einigen sind bis in die Gegenwart noch Überreste verblieben, nämlich von der alten Burg Glambek



Ruine Duburg, 1900 abgebrochen.

auf Fehmarn, von Duburg in Flensburg [1]) und von Trøyburg bei Tondern, welches letztere wohl ein herrschaftliches, aber kein Stadtschloß gewesen ist und erst 1854 abgebrochen wurde. — Diese drei Überreste bilden die einzigen Ruinen in Schleswig-Holstein und die letzten zwei mit den hochragenden Mauerresten über der Stadt Kolding seit 1808 die einzigen auf der zimbrischen Halbinsel.

---

[1]) Der Aufsatz ist bereits 1899 geschrieben; im Jahre 1900 ist inzwischen die Ruine verschwunden. Die Namen „Herrenstall" (einer Gasse unten in der Stadt), sowie die aufsteigenden Zuwege „Schloßstraße" und „Königstraße," an welcher letzteren noch ein paar Gebäude aus der alten Zeit stehen, und bezügliche Benennungen neuer Straßen auf der Schloßhöhe, wo jetzt ein ganzer Stadtteil mit einigen Tausend Bewohnern entstanden ist, sind alles, was noch an die alte Herrlichkeit erinnert.

Unsere schleswig-holsteinischen Ruinen mahnen an alte Burgen, welche in der Geschichte des Landes, namentlich in dem 25jährigen schleswigschen Kriege mit Dänemark (1409—35) eine hervorragende Rolle spielten; doch überragt Duburg alle an historischer Bedeutung.

Sehen wir uns diese Ruine etwas genauer an! Auf der westlichen Höhe der Stadt ragen zwei dunkle Mauern, von Ost nach West und von Nord nach Süd sich im Winkel vereinigend, empor, etwa 12 und 10 m lang, 5—6 m hoch und $1^1/_2$ m dick. Sie bestehen aus einem Konglomerat von großen und kleinen Feldsteinen, durch ungemein festen und harten Mörtel verkittet und von querlaufenden Bindemauern aus großen roten Ziegeln durchzogen. Sie bilden entschieden den Kern oder die Füllung einer aus Ziegeln hohl aufgeführten Doppelmauer und zeugen somit von einer gewaltigen Dicke und Stärke des Mauerwerks.

Wie alt mag diese Mauer sein und wann und von wem wird das Schloß erbaut worden sein? So wurde und wird gar oft gefragt. Wenn einige alte Chronisten antworten, es stamme aus dem 11. oder 12. Jahrhundert und sei zum Schutze der Stadt gegen die Seeräuber errichtet, so kann diese Angabe nur als eine Mutmaßung angesehen werden, für welche selbst die inneren Gründe fehlen. Denn in dem 1284 erteilten Stadtrecht, in welchem die Stadtteile, das Feld, die Grenzen usw. genau beschrieben werden, ist von keinem Schlosse die Rede, und bis nach 1400 wird ein solches nirgends genannt.

Wenn in späteren Chroniken von einer Feste oder gar von einem Schlosse zu Flensburg im 13. und 14. Jahrhundert die Rede ist, so beruht dies entweder auf Mißverständnis oder Verwechselung.

Um diese Angaben richtig zu stellen und die Entstehung und Bedeutung des Schlosses verständlich zu machen, muß ich ein wenig ausholen.

Flensburg liegt bekanntlich in einem engen Tale längs der tief einschneidenden Förde von Süd nach Nord gestreckt. Nach Ost und West erheben sich rasch aufsteigende Anhöhen. Von diesen ist die westliche, über der Stadt in ihrer ganzen Länge sich hinziehend, die wichtigste. Sie wird in der Gegend der Marienkirche durch einen tief eingesägten, jetzt recht schmalen Bach in zwei Hälften geteilt, von denen die südliche, jetzt von dem Gerichtsgebäude, der höheren Mädchenschule, der Oberrealschule, Straßen- und Häuserreihen, Gärten, dem alten Friedhofe und einigen Reiferbahnen bedeckt, ehedem die Heiligen Geist-Berge (nach dem anliegenden Heiligen Gasthause) oder die Berge der grauen Brüder genannt wurden. Die nördliche Hälfte wurde — nach dem Kirchspiel St. Marien — der Marienberg oder schlechtweg der Berg genannt. Dieser ist der höchste Teil und steigt von drei Seiten, Süd, Ost und Nord, steil empor.

Diese Höhen dienten, wie noch die Namen „Graben" und „Reutergang" und einzelne Wall- und Grabenreste andeuten, in früheren Zeiten als befestigte Plätze, nicht zum Schutze der Stadt, sondern gegen dieselbe, d. h. um dem Feinde, wenn er in die Stadt eingedrungen war, hier den letzten Widerstand zu bieten und ihn womöglich aus der Stadt zu vertreiben, wobei dann mit brennenden Pfeilen geschossen, mit Pechkränzen usw. geworfen wurde, ohne Rücksicht auf die dadurch entstehenden Brände und Verwüstungen in der Stadt, die mehrfach solchergestalt hat leiden müssen.

So heißt es in der holsteinischen Chronik aus der Zeit des Grafen Nikolaus, der im 14. Jahrhundert das südliche Schleswig bis an die Nordgrenze des Amtes Flensburg verwaltete: „Es liegt bei Flensburg ein hoher Berg, welcher der Stadt in ihrer ganzen Länge folgt. Diesen Berg ließ der Graf Nikolaus

beständig bewachen, um von hier aus die Stadt zu verteidigen, auch gab er den Bürgern Erlaubnis, die Stadt mit Mauern zu umgeben." Ebenso heißt es zu Anfang des 15. Jahrhunderts, „daß König Erich die Stadt mit tiefen Gräben und hohen Mauern versehen ließ, und den Berg durch Gräben, Pfahlwerk und Erdwälle uneinnehmbar machte." — Die Mauern und Türme hat Flensburg noch über 200 Jahre konserviert und die Tore, bis auf eins, noch 200 Jahre länger, ohne daß die Stadt je eine Festung gewesen, was sie nach ihrer ganzen Lage auch nicht werden konnte. Wenn also von einer Feste bei Flensburg in alten Schriften die Rede ist, so kann darunter eben nur der befestigte Berg zu verstehen sein.

Der eben genannte Graf Nikolaus (oder Klaus) erbaute, im Streite mit König Waldemar Atterdag, um 1340 das feste Schloß Niehus zum Schutze der Stadt an der engen Landstraße unterhalb des Dorfes Bau, eine kleine Stunde nördlich von Flensburg, und dieses wird, weil nicht weit von der Stadt, hin und wieder auch das „Schloß bei Flensburg" genannt, so z. B. mitunter 1409, in welchem Jahre Flensburg mit Niehus, dem Lehn und allem Zubehör von den Grafen an König Erich verpfändet wurde. Nun ist freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auf der Höhe über der Stadt sich zum Aufenthalt des jedesmaligen Kriegsherrn einzelne mehr oder weniger solide gebaute Wohnungen befunden haben, ja, es ist ziemlich wahrscheinlich, daß auch private Wohnungen in Friedenszeiten dort sich erhoben; so hatte u. a. ein Ritter Iwer Juel daselbst um 1400 ein „Steinhaus." Von einem Schlosse ist aber immer noch keine Rede.

Erst in dem schon genannten traurigen schleswigschen Kriege beginnt die Geschichte des Schlosses, und es ist das Verdienst des dänischen Geheimarchivars A. D. Jörgensen in Kopenhagen (ein geborner Gravensteiner), dieselbe aktenmäßig dargestellt zu haben.

Nachdem 1409 verschiedene räuberische Überfälle von königlichen und herzoglichen Großen stattgefunden und ein Vergleich geschlossen, wonach die Herzöge (die Kinder des in Dithmarschen gefallenen Herzogs Gerhard) [1]) eine beträchtliche Summe (12000 Mark) als Schadenersatz zahlen sollten, wofür dem Könige auf ein Jahr, wie schon gesagt, Flensburg und Niehus mit Zubehör verpfändet wurde.

Der Krieg brach aber trotzdem aus und führte bekanntlich 1410 zur Einnahme von Flensburg durch die Holsteiner. Durch Verwendung deutscher Fürsten wurde jedoch ein Waffenstillstand unterhandelt und 1411 zustande gebracht. Darnach sollte der König, weil die schuldigen Gelder noch nicht gezahlt waren, 5 Jahre weiter das Pfand behalten. Nun kaufte Königin Margareta, die ja die Seele der Regierung Erichs war, auf dem Berge das Steinhaus von dem Ritter Iwer Juel und fing an, hier ein festes Schloß zu bauen, um in der größten Stadt Schleswigs, am tiefen Hafen, der ihr jede Zufuhr sicherte, festen Fuß zu fassen, wie sie das kluger und listiger Weise schon an so vielen Städten und Orten erreicht hatte. Sie ließ sich darauf von den Bewohnern huldigen und setzte den Bau fort, sah aber die Vollendung ihres Werkes nicht, da sie im folgenden Jahre (1412) auf einem Schiffe im Hafen an der Pest starb.

Die Holsteiner protestierten gleich gegen den Bau. Es heißt, sie hätten nach einem Jahre die Pfandsumme angeboten, die aber von Erich nicht angenommen worden sei. Es bildete fortgehend dieser Bau den Hauptgegenstand

---

[1]) Gerhard war Mitglied des Flensburger „Kopmannsgelags." In einem Verzeichnis der verstorbenen Mitglieder heißt es: „Tho dem ersten Hertog Ghert, de geschlagen ward in der Hamme, dat em Gott gnädig sy."



Duburg um 1591.

des Streites, es wurde auf schiedsgerichtliche Entscheidung usw. angetragen, aber alles vergeblich. Erich, nichts weniger als zum Frieden geneigt, setzte trotz aller Proteste seinen Bau fort und vollendete ihn. Die 5 Pfandjahre, von 1411—16, sind somit als die Zeit der Erbauung des Schlosses anzusehen, und von da an bildet diese Feste den Ausgangs- und Stützpunkt Erichs in dem von ihm noch über 20 Jahre leidenschaftlich und kopflos fortgeführten verderblichen Kriege, der auch hier, wenn nicht seinen Abschluß, so doch seine Entscheidung fand.

Von den verschiedenen Angriffen der Holsteiner gegen dieses Schloß sind folgende beide am bedeutendsten: 1427 erschien Herzog Heinrich und belagerte dasselbe, von der Wasserseite unterstützt durch die Flotte der Hamburger und Lübecker. Dabei ging er bekanntlich infolge eines Mißverständnisses zu früh vor und fand seinen für die Geschichte des Landes verhängnisvollen Tod, wodurch die Flotte sich veranlaßt sah, die weitere Belagerung aufzugeben und mit ihren Leuten heimzugehen. Erst 1431 glückte es den Holsteinern wieder, unter Anführung des Herzogs Adolf in die Stadt einzudringen und das Schloß zu belagern. Dabei schnitten im Hafen die Schiffe der Hansestädte den Belagerten die Zufuhr von Lebensmitteln ab und die Friesen schlossen die Burg von der Westseite hinter neu angelegten Wällen und Gräben ein. Nach reichlich 5 Monaten, im September, ergab sich, durch Hunger getrieben, die Besatzung und erhielt ehrenvollen Abzug. Gleich darauf nahmen die Holsteiner auch die nun überflüssige und wohl gar hinderliche Burg Niehus ein und zerstörten dieselbe, machten dann einen Zug nach Angeln hinein, wo sie die das feste Schloß des von ihnen abgefallenen und zum Könige übergegangenen Erich Krummendiek zu Rundhof ebenfalls zerstörten. — Damit war im wesentlichen der lange Krieg entschieden, und nach einigen Raub- und Beutezügen von beiden Seiten kam dann 1435 ein Friede zustande, der

eigentlich nur ein Waffenstillstand sein sollte, aber durch spätere Entwicklung der Geschichte zu einem Frieden wurde.

Von da an war denn das Schloß Eigentum Adolfs VIII., Herzogs des nun vereinigten Schleswig-Holstein, geworden und blieb später im Besitze des jedesmaligen Landesherrn.

Wir müssen hier die weitere Geschichte als bekannt übergehen und wenden uns zur näheren Kenntnisnahme dem Schlosse selbst zu. Die noch vorhandenen Bilder desselben aus den Jahren 1584, 1591 und 1700 sehen ziemlich verschieden aus und zeigen, daß im Laufe der Zeit manche bauliche Änderungen ausgeführt worden sind. Die Grundform des Baues bilden zwei von Nord nach Süd streichende parallele Längsbauten, das „rote" und das „blaue" Schloß genannt (nach den verschiedenen Farben der Ziegel), durch Quergebäude zu einem Viereck verbunden, ursprünglich mit zwei niedrigen Ecktürmen und einem oben überragenden Mittelturme versehen und von einer starken Mauer umschlossen. Die Fenster gingen (der Sicherheit wegen) in den Hof, sind jedoch später, um die schöne Aussicht zu genießen, nach außen verlegt. Das Bild von 1700 zeigt das Schloß in seiner letzten imponierenden Gestalt, mit drei hohen Türmen geziert. Umgeben war es von einem Wallringe, innerhalb dessen ein tiefer Teich, der „blaue Damm," den nötigen Wasservorrat für Belagerungsfälle enthielt. Nach Südost und Nordwest über den jähen Abhängen erhoben sich feste Rondele und nach der flachen Westseite war noch ein zweiter Wall mit Graben angebracht, wie alles noch vor kaum 20 Jahren deutlich erkennbar war. Nach Süden war der am Abhange hinfließende Bach zu einem Teich aufgestaut, welcher unten an der Hauptstraße die (längst nicht mehr dort vorhandene) Schloßmühle trieb. Torhaus und andere Nebengebäude standen in der Nähe des Schlosses, die ausgedehnten Stallungen für die oft zahlreichen Pferde, die bei Gelegenheit herrschaftlicher Besuche unterzubringen waren, be-



Duburg um 1700.

fanden sich unterhalb in der Stadt, wo noch jetzt die bebaute enge Gasse den Namen „Herrenstall" führt. Der Schloßgrund war gegen die Stadt in der Schloßstraße durch ein Tor abgeschlossen, von wo der Weg steil und eng zur Burg hinaufführte. Die noch vorhandenen Erzählungen von unterirdischen Gängen zur Verbindung mit Stadt und Umgebung, wie zur Flucht usw. sind wohl ins Reich der Fabel zu verweisen.

Wie der Bau im Innern beschaffen gewesen, ist nirgends verzeichnet. Es werden natürlich manche Zimmer da gewesen sein, und jedenfalls war eine Kapelle darin, wo bald dieser, bald jener Geistliche der Stadt oder Umgegend bei Anwesenheit hoher Herrschaften Gottesdienst hielt. Ein Burgverließ in Gestalt unterirdischer Gefängnisse fand sich vor Jahren bei Gelegenheit eines Abbruchs unter einem etwas vom Schlosse abgelegenen Hause.

Dabei möge bemerkt werden, daß bis 1889 auffallenderweise der ganze Schloßgrund mit allen später dort angesiedelten Bewohnern zu dem über eine Stunde entfernten Handewitt eingepfarrt waren. Wie diese Enklave innerhalb des großen Stadtgebiets entstanden ist (denn 1284 ist davon im Stadtrecht keine Rede), kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; da aber nachweisbar alle Rechte und Pflichten des älteren Schlosses Niehus auf das Flensburger übertragen worden sind, so wird auch wohl, um die alte Hardeskirche zu Handewitt nicht zu schädigen, die ursprüngliche Zugehörigkeit dazu (jetzt gehört Niehus zu Bau) mit übertragen worden sein.



Die Vogelwelt der deutschen Küsten

und die Bestrebungen des Vereins Jordsand zur Schaffung von Vogelfreistätten.

Vortrag von Dr. **Dietrich** in Hamburg,
gehalten auf dem Verbandstage der schleswig-holsteinischen Tierschutzvereine zu Glückstadt, am 25. August 1907.

I.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Gestatten Sie mir, heute, wo viele von ihnen eben erst aus dem Seebade zurückgekehrt sind und gewiß noch oft und gern an das leise Rauschen des ruhigen oder das donnernde Toben des sturmgepeitschten Meeres, an erquickende Bäder und fröhliche Bootfahrten, kurz, an den Körper und Geist in gleicher Weise stärkenden Aufenthalt am Strande zurückdenken, der Seevögel zu gedenken, deren leichter, gefälliger Flug und schneeweißes Gefieder zweifellos oft Ihre Freude und Bewunderung erregt haben. Den Vogelkolonien an den deutschen Küsten, speziell an unserer schleswigschen Westküste sollen die folgenden Ausführungen gelten.

Während die Tierschutzbestrebungen sich, wenigstens theoretisch, auf alle Abteilungen des Tierreichs erstrecken, praktisch freilich meist nur den Haustieren zu gute kommen, erfreut sich die große Schar der Vögel noch besonderer Schutzbestrebungen. Außer den Tierschutzvereinen gibt es noch besondere Vogelschutzvereine; keine andere Tierklasse erfreut sich dieses Vorzugs. Freilich will ich nicht verkennen, daß man neuerdings die Schutzmaßregeln weiter auszudehnen bestrebt ist, daß mehr und mehr sich die Erkenntnis Bahn bricht: jedes Tier und jede Pflanze besitzt durch seine Existenz auch das Recht der Existenz, und dieses Recht darf ihm nicht ohne die zwingendsten Gründe verkümmert werden.

Warum aber erfreuen sich die Vögel besonderer Schutzmaßregeln? Auf diese Frage wird man bei Vogelschützlern sehr verschiedene Antwort erhalten: dem einen sind die Vögel lieb und wert, da sie uns durch ihre Farben, ihre munteren Bewegungen, ihre Flugkünste und ihren Gesang erfreuen, überhaupt das belebende Element in der Natur bilden. Diese Gruppe der Vogelschützler ist wohl die zahlreichste. Dem andern sind sie die Vertilger von allerhand schädlichem Getier, von Kerbtieren, Würmern und Schnecken und scheinen ihm wegen ihres Nutzens besonderen Schutz zu verdienen; dem dritten sind sie Glieder der Natur, der einzelnen Landschaft, die nicht fehlen dürfen, wenn das Landschaftsbild eben nicht eines charakteristischen Zuges entbehren soll. Ihm gehört der elegante Flug und der kreischende Schrei der Möwen ebenso notwendig zum Rauschen des Meeres, wie Finkenschlag zum maigrünen Buchenwald, der kreisende Adler zum Hochgebirge, der Schlag der Nachtigall zu den blühenden Gärten und Parkanlagen in den Pfingsttagen, der zwitschernde Gesang der Schwalbe zum niederdeutschen Bauernhause u. s. w. Lassen Sie uns nicht darüber debattieren, welche Ansicht hiervon die richtigste ist; alle stimmen jedenfalls darin überein, daß die Mehrzahl der Vögel geschützt werden müsse.

Sind denn aber noch besondere Schutzmaßregeln für die Vögel nötig, die doch in ihrem Fluge ein so ausgezeichnetes Mittel besitzen, sich Verfolgungen zu entziehen, wie kaum irgend ein anderes Tier? Allerdings, denn geradezu erschreckend ist die Abnahme der Vögel, wie sie sich jedem aufmerksamen Beobachter geradezu aufdrängt. Lassen Sie mich das in einigen Beispielen nachweisen. Am meisten empfunden wird die Abnahme der Schwalben. In erster Linie sind es die Mehl- oder Hausschwalben, dann aber auch die Rauch- und die Erdschwalben, die in den letzten 30 Jahren etwa rapid abgenommen haben. Während früher in Hamburg einige recht gut besetzte Kolonien der Mehlschwalbe bestanden, so eine an der alten Elbbrücke, auch in der Umgegend sich an verschiedenen Stellen Kolonien der Uferschwalbe fanden, sind jetzt diese beiden Schwalbenarten dort kaum mehr anzutreffen, obwohl Nistgelegenheiten, z. B. geeignete Fensternischen und dergl., sowie Abhänge in Sand- und Kiesgruben genug vorhanden sind. Auch die Abnahme der Nachtigallen, Grasmücken, Rohrsänger u. s. w., worüber sich in den ornithologischen Blättern alljährlich die gleichen Klagen wiederholen, ist jedem Vogelfreunde bekannt genug, ganz zu schweigen von der unaufhaltsam fortschreitenden Ausrottung der großen und auffälligen Vogelgestalten: der Adler, Falken, Reiher, Störche, Kraniche, Schwäne, Wildgänse u. dergl.

Die Ursachen dieses Rückganges sucht man wohl in der eifrigen Verfolgung, der die Zugvögel in Südeuropa, besonders in Italien ausgesetzt sind. Aber mit Unrecht! Vor 50—60 Jahren wurde auch in Deutschland noch der Vogelfang ganz allgemein mit Flinte und Netz, Leimruten und Schlingen ausgeübt, ohne daß damals eine bemerkenswerte Verminderung der Vogelscharen eingetreten wäre; auch die hin und wieder in der Zugzeit eintretenden Witterungs-Umschläge, die oft genug Millionen von Vogelleben vernichten, sind nicht imstande, eine stetige Verminderung und schließliche Ausrottung herbeizuführen. Solche durch Kälterückschläge im Mai und Juni herbeigeführte Katastrophen, von denen Gaetke so anschaulich berichtet, sind früher ebenso gut vorgekommen, wie jetzt, wenn auch nur selten ein Chronist davon berichtet. Da erst in jüngster Zeit sich eine stetige Abnahme der Vögel bemerkbar macht, müssen die Ursachen auch in Verhältnissen liegen, die sich erst in der jüngsten Zeit entwickelt haben. Und das ist, um es kurz zu sagen, die Ausbreitung der Bodenkultur, wodurch der Mehrzahl der Vögel die Existenzbedingungen entzogen werden. Die Sümpfe, Moore

und Brüche werden entwässert und in ertragreiche Wiesen und Weiden verwandelt; die Heide wird der Kultur erschlossen; Buschwerk und Steinhaufen, die sich früher häufig an den Feldrändern fanden, schwinden mehr und mehr, da der Boden zu kostbar ist, um unbenutzt zu liegen; die Knicks, die in Schleswig-Holstein der Landschaft einen so angenehmen, abwechselungsreichen Zug verleihen, machen Drahtzäunen Platz; die Eisenbahn bringt Verkehr und Unruhe in die abgelegensten Gegenden: so schwindet alles, was den Vögeln Schutz, Nahrung und Brutstätten bot, und an Stelle der Ruhe tritt Lärm und hastiges, geräuschvolles Treiben, das vielen Vögeln, zumal in der Brutzeit, im höchsten Maße zuwider ist. Kein Wunder, wenn mit diesen Veränderungen, mit dem Schwinden der ihrer Natur entsprechenden Existenzbedingungen die Vögel selbst auch verschwinden.

Ich erinnere mich eines Dorfes in meiner in der Nähe von Kolberg in Pommern gelegenen Heimat. Es liegt an einem breiten Streifen von Wiesen und Sümpfen, der sich auf mehrere Meilen parallel der Küste hinzieht. In diesem einen Dorfe gab es damals — es war um das Jahr 1870 — etwa 200 Störche. Auf einem Gehöfte, das dem Vater eines Schulkameraden gehörte, befanden sich nicht weniger als 8 oder sogar 9 besetzte Nester. Wie war ich enttäuscht, als ich nach Jahren einmal wieder dorthin kam. Das Wiesen- und Sumpfland war inzwischen durch einen Kanal entwässert, große Strecken trocken gelegt und die Störche bis auf einen kleinen Rest verschwunden. Ähnlich liegen die Verhältnisse für die Reiher, Kormorane, Kraniche, Kiebitze, Schnepfen u. s. w. Nur wenige Vögel haben es verstanden, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, oder finden in den neuen, durch die Kultur geschaffenen Verhältnissen die ihnen zusagenden Lebensbedingungen. Zu den ersteren gehört die Amsel, die Stockente, die Ringeltaube, zu den letzteren der Mauersegler, der Hausrotschwanz, die Grauammer, die Haubenlerche u. a.

Der geschilderte Rückgang im heimischen Vogelbestande ist aber nirgends fühlbarer geworden, als bei den See- und Strandvögeln. Wenn in irgend einer Gegend ein Rabenpaar, das bis dahin dort genistet, verschwindet, ein Adlerpaar nicht mehr, wie sonst, zum Horste fliegt, die Rohrdommel nicht mehr ihr nächtliches Gebrüll erschallen läßt, so macht sich dies dem Kundigen wohl bemerkbar, aber das ganze Landschaftsbild erfährt dadurch keine oder nur eine geringe Änderung. Anders bei den in großer Zahl beisammen nistenden See- und Strandvögeln, deren schriller Schrei und leichter, eleganter Flug ebenso unzertrennbar zu den weißen Dünen und dem Rauschen des Meeres gehören, wie die schirmförmige Pinie zu dem Bilde Neapels und des Vesuvs. Hier macht sich eine Verminderung auch dem oberflächlichen Beobachter deutlich bemerkbar. Seit einer Reihe von Jahren verfolge ich aufmerksam die ornithologischen Verhältnisse auf den nordfriesischen Inseln. Ich kann nicht verhehlen, daß ich freudig überrascht war, als ich zum ersten Male Sylt und Röm betrat und die dortige Vogelwelt, insbesondere die Brutkolonien, kennen lernte. Die mächtigen Silbermöwen mit ihrem schneeweißen Kleide und ihrem eleganten Fluge, zu denen sich vereinzelt die ähnlichen, nur kleineren Sturmmöwen gesellen, die zierlichen schlanken Seeschwalben, von der Zwergseeschwalbe bis zur stattlichen Kaspischen, die prächtig gefärbten Berg- oder Brandenten, der schwarzweißrote Reichsvogel, der Austernfischer, die unscheinbaren Regenpfeifer mit ihrer melodischen Stimme, dazu die großartige Natur: hohe blendendweiße Dünen, aus der Ferne schneebedeckten Alpengipfeln gleichend, westlich und östlich in langem Zuge vom blauen Meer bespült, alles dies vereinigt sich zu einem Bilde, das jedem, der es einmal gesehen, sich unvergeßlich einprägt. Mit Be-

geisterung spricht Naumann in dem Anhangsartikel seines großen Werkes, den er dem Haushalt der nordischen Seevögel widmet, von den großartigen Eindrücken, die er auf seiner Reise nach den nordfriesischen Inseln gewonnen. Wir sehen bei der Lektüre seines Artikels das kleine Eiland Norderoog, die Brutstätte der Brandseeschwalben, gleich einer Schaumflocke auf dem blauen Meere schwimmen, so groß ist die Zahl der dort brütenden, von ihm auf eine Million geschätzten Seeschwalben; wir bewundern mit ihm die herrlichen Möwen und graziösen Seeschwalben, die meist ohne Scheu vor den sich nähernden Menschen auf ihren Eiern sitzen bleiben oder sich in beschaulicher Ruhe der Verdauung hingeben oder eleganten Fluges in den Lüften tummeln; und — nun kommt der Höhepunkt in all den großartigen und neuen Eindrücken — wir schreiten durch die Dünen des Ellenbogens, wo die Tausende von Silbermöwen, Tausende von Kentischen und Hunderte von Kaspischen Seeschwalben nisten, und das Wort erstirbt uns bei all den Wundern, die sich da unserem Blicke auftun.

Mit Freuden habe ich oft schon diese meisterhaften Schilderungen gelesen, aber wenn ich das Buch dann aus der Hand legte, war es stets ein Gefühl der Wehmut und Trauer, das mich beschlich, denn all diese Herrlichkeiten sind nun dahin, sind unwiederbringlich verloren. Schon Rohweder fand 1886 bei seinem Besuche der nordfriesischen Inseln nur noch spärliche Reste der einstigen Herrlichkeit und, wenn er auch die einfache Erhabenheit der Lister Dünenlandschaft und das interessante Vogelleben, das sich in ihr entfaltet, mit warmen Worten schildert, schließlich klingt seine Darstellung doch in schmerzliche Resignation aus. Er schreibt: „Ich setzte mich ungefähr an der Stelle in den Dünensand, von wo aus vor 57 Jahren Naumann seine Skizze der seitdem berühmten Kolonie entworfen haben muß; aber nur mit Trauer konnte ich an jenes Bild denken, das daheim über meinem Schreibtisch hängt; denn ein Vergleich des jetzigen Zustandes mit demjenigen vor reichlich einem halben Jahrhundert muß jeden Vogelfreund mit Schmerz erfüllen. Wie ganz anders würde das Bild jetzt ausfallen!"

So schrieb Rohweder vor 21 Jahren. Sein Bedauern würde noch größer sein, könnte er die heutigen Verhältnisse sehen, denn es sind nur noch klägliche Reste, die einem sichern Untergange mit Geschwindigkeit entgegengehen, wenn nicht energische Maßregeln ergriffen werden.

Wenn wir den Wunsch hegen, zu retten, was noch zu retten ist, so lassen Sie uns erst einmal feststellen, was denn noch vorhanden ist. Wenn wir sodann die Ursachen des Niederganges ermittelt haben werden, wird es vielleicht gelingen, Maßregeln ausfindig zu machen, um der gänzlichen Vernichtung Einhalt zu tun und wenigstens einen kleinen Rest der einstigen Herrlichkeit zu retten.

Auch in diesem Jahre wieder weilte ich einige Tage im Juni auf Sylt und Jordsand, um mich über den augenblicklichen Stand der Verhältnisse und den Erfolg der schon getroffenen Maßregeln zu informieren. Begleiten Sie mich auf dieser Fahrt, so werden Sie sich am besten ein Bild von den jetzigen Zuständen dort machen können.

Am Abend des 1. Juni bestieg ich in Hoyerschleuse den Dampfer „Freya," der mich nach Munkmarsch auf Sylt bringen sollte. Es fing an zu regnen, als der Dampfer sich in Bewegung setzte. Dazu wehte ein rauher Ostwind. Wir waren kaum eine halbe Stunde gefahren, als der Kapitän sämtliche Passagiere nach vorn beorderte, weil wir sonst auf Grund geraten würden und die Nacht über bis zur nächsten Flut auf dem Watt liegen bleiben müßten. Leider half dies Mittel nicht, das Wasser lief infolge des zeitweilig zum Sturm anwachsenden Ostwindes sehr schnell ab, und bald lag der Dampfer fest. Die

Nacht auf dem starkbesetzten Schiff zuzubringen, war kein Vergnügen; aber schließlich ging auch sie hin, die Flut kam, das Schiff wurde flott, und am Morgen um 8 Uhr landeten wir bei Munkmarsch. Nach einer kleinen Erfrischung und nachdem ich mir einen Kutter nach List bestellt hatte, der mich nach Jordsand und von dort nach dem Festlande bringen sollte, machte ich mich auf den Marsch. Ich nahm meinen Weg längs des Wattstrandes. Zahlreich gingen längs der nahen Wasserkante — es war noch Flut — die niedlichen Regenpfeifer ihrer Nahrung nach. Mit sanften, flötenden Tönen flogen sie vor mir auf und in einem weiten Bogen über das Wasser hin ein Stück voraus, um sich dort niederzulassen. Wenn ich sie dann mehrmals aufgescheucht hatte, schwenkten sie endlich zurück nach der Stelle hin, wo ich sie zuerst aufgestört hatte. Einzelne Rotschenkel ließen vom Wasser her ihren melodischen, trillernden Ruf erschallen, der Austernfischer begrüßte mich mit seinem gellenden, das ganze Watt in Aufregung bringenden Schrei, und ab und zu lenkte das „kriäh, kriäh" einer Küstenseeschwalbe oder das „tschirretit" einer Zwergseeschwalbe meinen Blick nach oben, wo einzelne Silbermöwen, hin und wieder auch eine Sturmmöwe ruhigen, stolzen Fluges dahinschwammen. Östlich von Kampen auf der von zahlreichen Lerchen belebten Heide erwartete mich ein Herr, der die weitere Wanderung mit mir zu machen beabsichtigte. Man hat hier einen herrlichen Ausblick, nach meiner Meinung den schönsten auf ganz Sylt. Vor uns zieht sich bis zum fernen Horizont eine Kette von weißen Dünen hin, die rechts vom Wattenmeer, links von der offenen Nordsee bespült wird. Bergab geht es nun zu den Dünen, deren Fuß zunächst eine breite Wiese begleitet, die aber schnell schmäler wird und schließlich in den schmalen Wattstrand ausläuft. Auf dieser Wiese brüten zahlreiche Rotschenkel und Kiebitze, wie ihr ängstliches und erregtes Gebaren uns verrät; nahe dem Ufer erhebt sich ein ganzer Schwarm von Austernfischern, und ein Stückchen weiter gelingt es uns nach sorgfältigem Absuchen der Wiese mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge einen Kampfläufer und dann noch einen zweiten zu entdecken, die ersten Vögel dieser Art, die in Freiheit zu sehen mir vergönnt war; einst auch in zahlreichen Paaren hier ansässig.

Die Zeit war vorgeschritten, als wir bei der Blidselbucht nach Osten umbiegend uns dem Dorfe List näherten. Auf weite Strecken lag das Watt nun trocken da, belebt von Möwen, Austernfischern, Regenpfeifern, Strandläufern, Eiderenten, Brandenten und einer schwerfällig vor uns davonwatschelnden Rottgans. Wir stiegen auf die nächste Dünenkette, an deren Binnenfuß wir die neue Bahnlinie sich hinziehen sahen, und warfen einen Blick auf die großartige Dünenlandschaft; aber ein längeres Verweilen war nicht angängig, da der feine Sprühregen in einen kräftigeren Erguß überzugehen anfing. Noch eine Strecke am Watt entlang, nun biegen wir links in die Dünen ab und durch ein auf der Höhe errichtetes Tor aus Walfischkiefern überschauen wir ein weites, kesselförmiges Wiesental, an dessen jenseitigem Rande sich die wenigen Gehöfte von List erheben. Zur Belebung des idyllischen Bildes tragen neben einzelnen Kiebitzen und Rotschenkeln besonders die bunten Bergenten bei, die paarweise in der Nähe ihrer Brutlöcher sitzen. Wir zählen etwa 30 Paare. Bald entdecken wir auch in einem kleinen Heidehügel, der mit der schönen Dünenrose bestanden ist, einen Bergentenbau, und dort drüben ist ein Mann mit einem Jungen, die beide einen mit Eiern gefüllten Beutel tragen, eben beschäftigt, die Bergentennester zu revidieren und Eier herauszunehmen. Bereitwillig zeigt er uns die Nester und gibt auf alle Fragen Auskunft.

Es war gegen 2 Uhr, als wir müde und hungrig in unserm Quartier in

List ankamen. Aber viel Zeit war nicht übrig. Schnell gegessen, dann hinab zum Strande des Königshafens, wo ein Boot bereit lag, uns nach dem Ellenbogen zu bringen. Am Strande des Ellenbogens, der nördlichsten Halbinsel von Sylt, empfingen uns einige Zwergseeschwalben, die dort auf einer Kiesbank eine kleine Brutkolonie bilden, mit ängstlichem Geschrei. Wir wandten uns zuerst ostwärts nach der Ellenbogenspitze und dann zurück nach Westen. Von der kleinen Kolonie der Sturmmöwen war, abgesehen von einem Neste mit 3 Eiern, nichts mehr zu finden. Die Silbermöwen, die auf dem Ellenbogen hauptsächlich zwischen den beiden Leuchttürmen, doch mehr auf dem westlichen Teil dieser Strecke brüten, waren in einigermaßen befriedigender Zahl vertreten. Vielfach waren die großen, meist nur aus einer Vertiefung im Dünensande und einem aus Pflanzenstoffen hergestellten Ringwulst bestehenden Nester noch unbelegt, kein Wunder bei der so ungünstigen Witterung dieses Jahres. Schön war der Anblick, der sich beim Besteigen jeder höheren Kuppe dem Auge darbot: paarweise saßen die großen weißen Vögel in der Nähe ihres Nestes, wie große Schneeflocken auf dem grauen Dünensande. Aufgescheucht schwebten sie eine Weile über uns und ließen sich dann, wenn wir uns ein Stückchen entfernt hatten, wieder auf ihrem alten Platze nieder. Die Nester der Eiderenten, deren manche noch fest auf den Eiern saßen, waren schwerer zu finden, da sie meistens gut versteckt im hohen Dünengrase stehen, während die Möwen gerade die freieren Plätze und nur niedrig berasten Dünenabhänge vorziehen. Die brütenden Weibchen sind zudem in ihrer unscheinbaren Färbung schwer in ihrem Versteck zu erkennen. Sie ließen sich ruhig eine Annäherung auf 1 bis 2 Schritt gefallen, ja, die Frau des einen Leuchtturmwärters erklärte, daß die eine Ente, zu deren Nest sie uns führte, sich ruhig von ihr streicheln lasse.

Der Westleuchtturm lag schon ziemlich nahe vor uns, da wandten wir uns zum Nordstrande, wo sich die Kolonie der Kaspischen Seeschwalben befindet. Bald macht uns ein heiserer Schrei auf den ersten uns entgegenkommenden Vorposten aufmerksam, dem sich in kurzer Zeit andere zugesellen. Ein herrlicher Anblick: Silbermöwen, Sturmmöwen und Raubseeschwalben gleiten in elegantem Fluge durcheinander. Eigenartig ist das Benehmen der Raub-Seeschwalben: sie kommen auf uns zu, eine Strecke vor uns halten sie im Fluge inne, werfen sich in der Luft zurück, recken den Kopf hoch, und mit aufgeblasener Kehle, an der sich das Gefieder deutlich emporsträubt, stoßen sie ihren krächzenden Schrei aus. Die Kolonie besteht, wie eine Zählung schnell feststellt, aus elf Nestern, die mit 1, 2 oder 3 Eiern belegt sind. Leider hat der heftige Ostwind der letzten beiden Tage mehrere Gelege verweht. Doch ist es dem Leuchtturmwärter, der schon am Vormittage die Kolonie revidiert hat, gelungen, zwei Gelege wieder auszuscharren; wie mir die Wärme der Eier zeigt, sind sie auch von den Vögeln wieder angenommen. Ein einzelnes Ei findet er noch in unserer Gegenwart im Sande, doch ein letztes Gelege mit 3 Eiern bleibt verloren. Demnach besteht die Kolonie dies Jahr aus 13 Brutpaaren. Die Nester stehen in diesem Jahre nicht frei auf dem breiten Vorstrande wie sonst, sondern an und auf den ersten Dünenhügeln zwischen dem dort freilich nur spärlich wachsenden Dünengrase, immer doch etwas geschützt.

Von hier wenden wir uns zum Wattstrande, wo auf mehreren Kiesbänken sich kleine Kolonien von Zwergseeschwalben befinden, während auf der flachen Wiese, die sich zwischen den Dünen und dem Wattstrande ausbreitet, die Küstenseeschwalben nisten, zu denen sich einige Paare von Austernfischern gesellt haben. Außerdem finden sich am ganzen Wattstrande einzelne Paare von See- und Halsbandregenpfeifern.

Wenn ich den Bestand der Brutvögel des Ellenbogens schätzungsweise in Zahlen ausdrücken soll, so beziffere ich den Bestand annähernd folgendermaßen: Silbermöwen 200, Sturmmöwen 10, Raubseeschwalben 13, Küstenseeschwalben 150, Zwergseeschwalben 50, Regenpfeifer 15—20, Eiderenten 60—80, Bergenten 10 Paare.

Das sind die traurigen Reste der unermeßlichen Scharen, die noch vor 60 bis 80 Jahren die Dünen des Ellenbogens bevölkerten. Auf ganz Sylt mögen heute noch 600—800 Paare Silbermöwen nisten, ferner etwa 100 Paare Sturmmöwen und 200—300 Paare Eiderenten. Über die andern Brutvögel wage ich kein zahlenmäßiges Urteil abzugeben, nur will ich noch bemerken, daß die Brandseeschwalbe, der Säbelschnäbler, der Goldregenpfeifer und der große Brachvogel, die Naumann als Brutvögel von Sylt erwähnt, als solche ganz von der Insel verschwunden sind.



Alte symbolische Redensarten im landwirtschaftlichen Betriebe.

Die folgenden Redensarten mit ihren eingeklammerten Erläuterungen sind von einem alten Bauern in Angeln vor etwa 40 Jahren niedergeschrieben in ein Vermächtnis an seine Besitznachfolger. Der alte Herr bedauert in seiner Niederschrift, die auch sonstige wertvolle Aufzeichnungen enthält, daß der Gebrauch der angeführten Redensarten sich immer mehr und mehr verliert; scherzhaft hingeworfen, verfehlten sie als Erinnerung, Belehrung und Ermahnung selten ihren Zweck. Der neue Zeitgeist, so meint er, kann sich mit der Einkleidung derselben weder in der einen noch in der anderen Beziehung befreunden und hat deshalb diese alten Träger der Ordnungsliebe, der Häuslichkeit und auch der alten Religiosität immer mehr zu verdrängen versucht, dabei jedoch leider gar zu häufig das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Wir lassen in dem Nachstehenden die Regeln und Redensarten folgen mit den Worten, wie sie von dem alten Herrn in seinen letzten Lebensjahren niedergeschrieben sind.

1. Auf einem Pflug, welcher Weihnachtsabend noch im Felde steht, ruht Jerusalems Schuster, der ewige Jude, auf seiner ruhelosen Wanderung aus. (Warnung gegen die Vernachlässigung der Zeit zum Pflügen und Beachtungsregel, das Geschirr nicht unnötig den zerstörenden Witterungseinflüssen des Winters auszusetzen.

2. Wenn ein Knecht nicht die Zugwage des Abends oder beim Abspannen von seinem Ziehplatz am Wagen beseitigt, so müssen die Pferde die ganze Nacht oder in der Zwischenzeit zum Wieder-Vorspannen auch ziehen. (Tiefsinnige Warnung: bezieht sich auf Nachlässigkeit beim Fuhrwerk und bei der Pferdepflege.)

3. Wer an der Grenzscheide gegen seinen Landleger eine Verrückung vornahm oder sich von seines Nächsten Eigentum über die Scheide hinweg zueignete, würde nach seinem Tode wiedergehen und könnte keine Ruhe im Grabe finden. (Tiefe religiöse Anspieglung auf die göttliche Strafgerechtigkeit: Warnung sowohl vor absichtlicher als leichtsinniger Bevorteilung des Nächsten.)

4. Dadurch, daß mit einem Beil in einen Stegel, eine Türschwelle oder wo von Leuten übergegangen ward, hineingehauen ward, konnte man später darüber gehenden schwangeren Frauen leicht körperliche Beschädigungen zufügen. (Vermahnung zur Ordnungsliebe. Eine verhauene Stegel oder Türschwelle kann sehr gut als ein Bild, die Unordnung bezeichnend, angesehen werden.)

5. Die Hexen erhalten Macht über einen, der eine Heuharke mit den Zähnen aufwärts hinlegte. Wenn ein Mäher seine Sense nicht nach dem Gebrauch, ehe er dieselbe ablegte, längs der Schärfe, wie bei der Arbeit, wieder mit der Streiche scharf strich, dann konnte von schlechten Leuten ihm der Strich, die Befähigung, seine Sense mit dem Streicher mehr scharf zu machen, weggenommen werden. (Beides Warnungen zur Beachtung und Nachsicht seines Arbeitsgeschirrs.)

6. In der Erntezeit war ein halbes Kros resp. ein ganzes Kros Branntwein versehen, wenn jemand beim Heukehren sich bei den Enden mit der Harke ausdrängen ließ, ebenso, wenn jemand beim Einfahren seine Forke mit der Korngarbe oder dem Heuklumpen sich aus den Händen entwinden ließ, oder beim Mähen ein Mäher seinen Streicher verlor. — Auf den alten adel. Höfen hatte bei den sog. Hofleuten (Untergehörige, welche bestimmte Arbeitstage, Hoftage, verrichten mußten) ursprünglich die wirkliche Leistung des bestimmten Quantums Branntwein für solche Versehen als Strafe stattgefunden. In den Bauernwirtschaften ward jedoch allgemein nur durch diese Aussprache eine Warnung in Form von Scherz gegeben. Ebenso hieß es im täglichen Leben, wenn bei der Erntearbeit ein Mäher oder Aufbinder soweit zurückblieb, daß bei längeren Mäherreihen der vordere Mäher wieder an einen solchen Arbeiter von hinten herankam und dadurch der Fortgang der Arbeit verhindert ward. Solcher Arbeiter hatte ein Kalb bekommen, — welches für eine große Schande angesehen ward. — Warnungen an schlechte Aufbinder, nach denen die aufgebundenen Garben im Bande sich lösten, wurden einfach durch Blöcken (Anspielung auf die Stimme eines Kalbes) erteilt. (Bei diesen sämtlichen Ernteregeln ist es klar, daß dadurch Achtsamkeit der Arbeiter auf ihre Arbeit und Verhinderung von Störungen durch schlechte, leichtsinnige Arbeiter erzielt werden sollte.)

7. Wenn das Waschwasser für ein Dienstmädchen kocht, erhält dieselbe in dem Jahre keinen Bräutigam. (Warnung, das Feuerungsmaterial nicht unnötig verbrennen zu lassen.) Wenn über das Ohr einer Milchschale gegessen wurde, hieß es, derjenige müßte 7 Jahre umsonst freien. — Wenn beim Anstreuen des Dielensandes auf die Diele das Fußzeug der Anwesenden mit Sand bestreut ward, oder wenn die Strumpfbänder losgingen, hieß es, der Beteiligten Verlobung würde dadurch benachteiligt. (Erinnerungsregel zur Ordnungsliebe.)

8. Die Grütze darf nicht ins Feuer überkochen oder übergerührt werden. Im allgemeinen, bei Milch und Rahm durfte das auch nicht geschehen. Geschah solches dennoch zufällig, so mußte etwas Salz auf das Übergekochte ins Feuer gestreut werden. Im Unterlassungsfalle war es den Hexen möglich gemacht, der Milchwirtschaft und dem Haushaltungsbetrieb Schaden zuzufügen. (Regel zur Beachtung der Speisen und Kochherde.) Zu demselben Zweck hieß es auch sprichwörtlich, wenn die Speisen in den Geschirren so anbrannten, daß sie danach schmeckten (sengerig wurden), die Köchin sei Braut geworden.

9. Wenn das Brot beim Backen nicht hinlänglich verarbeitet, aufgeschlagen ward und infolge dessen vom Backen auseinanderging oder spaltete, hieß es, die Aufschlägerin habe ihre Seele in das Brot hineingesetzt. (Warnung vor schlecht beschaffener Arbeit beim Brotbacken.)

10. Ein Brot durfte nicht mit der verkehrten Seite, mit der platten Seite nach oben liegen. Ein Brot mußte am rechten Ende, regelmäßige Brotschnitte zu erzielen, angeschnitten werden. Wer nicht darauf achtete, würde sterben zu einer Zeit, wo er nicht gerne wollte. Das Butter- oder Fettanstreichen mußte auf der größten Brotschnittfläche geschehen; die kleinere Fläche hieß die Stiefmutterseite. Wenn jemand ein Messer mit der Schärfe nach oben auf den

Tisch legte, hieß es, dabei blutete unserm Herrn Jesu das Herz. (Sämtlich Ordnungsregeln.) Letztere deutet auch auf die Gefährlichkeit hin, mit Messern unvorsichtig zu sein.) — Es ist Sünde, Brotkrumen, Grütze und Lebensmittel zu verschütten, einen abgebissenen Apfel fortzuwerfen, Äpfel, Kartoffeln als Wurfgegenstände zu benutzen, einem fühlenden Wesen Schmerzen zu verursachen und im allgemeinen Gottes Gabeu geringschätzend zu behandeln. (Aussprüche zur Erinnerung an die Achtung und Beachtung der Lebensmittel als Gottesgaben, zur Bildung eines fühlenden Herzens und als Warnung gegen gedankenloses Handeln.)

11. Wenn ein Kind viel mogeliches (schimmeliges) Brot ißt, so wird es dadurch stark. — Weun es im ersten Schnee in den bloßen Füßen umherläuft, so bekommt es keinen Frost in den Gliedmaßen. (Erstere dieser Sagen Warnung vor Wählerischkeit bei den Speisen, letztere gegen Verweichlichungen. Beides Abhärtungsregel.) Mitgeteilt von Direktor Dr. Clausen in Heide.



De Prov.

Dem Volksmunde in Schwansen nacherzählt von **Wilhelm Bebensee** in Eckernförde.

Dat weer son veertein Dag' vör Wihnachen un en Weller, dat man keen Hund vör de Dör jagen müch; do har Bur Klasen sien beiden Daglöhners Peter un Korl na'n Spieker rupschickt to Korn ümschüfeln. Toerst füng'n se bi den Weeten an, un as se tonast bi'n Gass'n weern, meen Peter, de ni kech steertfast weer — dat heet, he kunn ni rech wat ligg'n laten —, to Korl:

„Du, hier weer billi bi'n Sack voll Swienfoder to kam'n; wat meenst Du, wenn wi de Luk apen lat, könnt wi uns hüt Nach lich en Sack voll rünnerhaln; denn dat ward pickendüster, wi hebt keen' Maand, un de Bur ward dor ock ni wies to, wenn wi von den groten Dutt en paar Säck voll afnehmt."

„Ja," seggt Korl, „dor is man wat bi: wenn ick mit den Sack to Hus kam, fragt min Fru doch gliek, wo ick bi dat Korn kam'n bün; ick hef min Diptat all weg, un segg'n dörf ick dat ni; denn ick weet nicks up min Fru, awer dat Mul kann se ni holn, se kann anners nicks swieg'n, as wat se ni weet."

„Na," seggt Peter, „so slimm is dat wull ni; Du kannst ehr ock ja man erst mal ap de Prov stelln, de Gass'n löpt uns ja ni weg," un nu puhlt he Korl dat utenanner, wordenni as he dat maken schall; un dorbi blift dat denn nu erst.

As Korl nu abnds to Hus kömmt, is dat all en beten later as gewöhnli, wat sien Fru gliek upfallt; ock dünkt ehr, he süht son beten leiri ut.

„Wat fehlt Di, Korl?" seggt se, „hest Du dat ni god?"

„Ach, Stina," seggt he, „dat kann ick Di gorni segg'n!"

„Na, lütt Mann," seggt se, „vertell mi dat man!"

„Ja," seggt Korl, „Du dörffst awer nicks nasegg'n."

„Ne," seggt se do weller, „dat do ick ock ni."

„Na, Deern," seggt he do, „denn verfehr Di man ni — ick heff een' dotslan! — ünner unsen Appelbom heff ick em ingraft!"

„O, mein Gott!" schrigt Stina up, „Du Unglücksminsch, wo kömmst Du dor blos eenmal to!"

„Ick weer in de Kniep," seggt Korl, „ick kunn mi ni anners helpen; segg um Himmelswilln blos nicks na, süns kam ick an'n Galgen!"

Den annern Morgen, as Stina na'n Sot geiht to Water haln, dröppt se dor so tofälli ehr Nawersch, de ol Rabbeltasch Fieken Klüwersch.

„Herrjeh!" seggt de, „wat geiht Di an? Du süht ja ut, as wenn Du all dre Dag' ünner de Eer seten hest!"

„Ja, dat mags Du wull segg'n," meen Stina; „ick hef ock de ganz' Nach' keen Og tohatt!"

„Nanu," segg Fieken, „wat is dor denn los bi Ju, dor is doch nüms krank?"

„Ne! Gott sei Dank, wi sünd noch all kandidel, awer dor is wat bi uns passeert, wat ick Di gorni vertelln kann!"

„Na, hör mal," seggt Fieken, „Du deist ja gra', as wenn ick ni swiegen kunn!"

„Ja, wenn Du mi dat hoch un heili versprefen wullt, dat Du dat Mul holn deist, denn so will ick Di dat segg'n: — Min Korl het een' dotslan! — ünner unsen Appelbom het he em inkleit; mak uns awer üm allns, wat ick Di birn kann, ni unglückli, un segg nicks na!"

Fieken sett dat Wateremmer dal un sleiht in bei' Hänn'; segg'n kann se in de erste Fohrt keen Wort, so verbaast is se. As se weller to sick sülm kam'n deit, gift se natürli dat Versprefen, dat vun ehr nicks utkam'n schall, un dormit gaht se all beid' to Hus.

Dat durt ni lang, do kömmt de ol Stutenfru Anna Holtschoh bi Fieken in de Dör.

„Go' Morg'n! Schall't ock wat sien?"

„Ja! vör'n Groschen grote Twiebacken kunn ick wull bruken." — „Wat gift't denn Nies?" fragt Fieken.

„Nicks von Bedüdung, dat Ole ward flickt; wat passeert hier denn Schönes?"

„Na, hör mal," seggt Fieken, „dat Schöne, wat hier passeert, kann mi stahln warn, man is sien Leb'n ja knapp mal mehr seker; ick will dor awer lewer ni von snacken, denn dat geiht mi ja gornicks an, mienweg'n lat Korl Scheel so vel dotslan, as he will, wenn he mi man ungeschorn lett!"

„Wat!" seggt Anna, „Korl Scheel het doch wull nüms dotslan?"

„Jawull! un ünner sien Appelbom het he em verscharrt!" seggt Fieken; „ick will awer nicks seggt hebn. Dat Du mi dor awer ni up nasnacks!"

„Von mi schall nicks utkam'n," seggt Anna — „Addüs!" Se krigt't up eenmal banni hild. Awer, Kinnerslüd, dat wet Ji wull, wenn son ol Stutenfru dat erst in de Kiep het, denn durt dat ock ni länger as so, denn is dat utblaast, un so güng dat hier ock. Dat weer man en Handümdreihn, do wüß' dat ganze Dörp, dat Korl Scheel een dotslan har, un em ünnern Appelbom verkleit har.

„Mein Gott!" güng dat hier un dor, „wer har dat dacht, dor hef ick den Mann gorni vör taxeert, dat he so wat fari kreeg!" Blos de lütt teckelbeenige Snieder meen: „Ick hef den Kerl noch nümmer wat Godes totrut, he het son schulschen Blick!"

As Korl nu middags to Hus köm, weer de Schandarf un binah dat ganze Dörp all dor; se wulln ja all' sehn, wenn de Mörder in Keden slaten un afföhrt wör.

De Schandarf güng Korl nu forts scharp to Liew un seggt:

„Dat is vör Se beter, wenn Se gliefs allns gestaht; dat mildert de Straf, un dormit frag ick Se kraft mines Amts: „Hebt Se een' dotslan?"

„Ja!" segt Korl.

„Un hebt em ünner'n Appelbom vergraft?"

„Ja!"

„Döwel," denkt de Schandarf, „de Sünner rückt ja gräsig gau mit dat Geständnis heraf," un seggt: „Na, denn krieg'n Se man en Schüfel her, denn schüllt Se Ehr Opfer ock sülm weller rutgrab'n!"

Korl krigt sick en Schüfel, geiht na'n Appelbom un fangt an to grab'n. Dat durt ock ni lang, do het he em blot un smitt em up de Kant.

„Herrjeh!" seggt de lütt näswiese Snieder, „wat is dat? Dat is ja Kasper Lensch sien ol'n betschen Köter von Hund!"

„Ja, wat meenst Du denn süns, wat dat weer?" seggt Korl.

„Ick meen, dat schull en Minsch sien," meen de Snieder ganz benaut.

„Na, anners hebt Se keen' dotslan?" fragt nu ock de Schandarf.

„Ne," seggt Korl; „dat ol Deert beet mi gestern Abend in de Büx, un do nei ick em een mit mien Eeken an' Piepenkopp, dat he forts genog har, un do klei ick em hier in, denn weer he weg, dach' ick!"

„Dor kann Se nüms wat üm don," seggt de Schandarf nu weller, un denn maken se sick slutohri een na'n annern dünn.

„Na, wat meenst Du nu to dat Kornstehln?" seggt Korl naher to Peter, de ja natürli all allns hört har.

„Ja!" seggt Peter, „dat seh ick in: dat is wull beter, wi lat dat sien!"

Heimat.

Da bin ich nach Jahren wieder einmal
In dem alten, so lieben Heimatstal.
Nicht hat mich große Sehnsucht getrieben:
Gewandert sind ja, gestorben die Lieben,
Die Eltern, Geschwister und die vor Jahren
Gespielen, Gefährten und Freunde waren,
Die mit mir geteilt das Kindesleben,
Die Knabentorheit und jugendlich Streben.

Und doch, wie ich gehe den einsamen Gang,
Wie ich langsam wandle dieStraßen entlang,
Da kommen sie wieder nach und nach,
Gedanken, Gestalten werden wach,
Sie tauchen empor, sie hüllen sich ein
In rosige Wolken mit goldenem Schein.
Da wird in der Erinnerung
Der alte Knabe noch einmal jung. C. B.

Mitteilungen.

1. Ein historisches Denkmal im Gute Rantzau (vgl. „Heimat" 1907 S. XLVI). Es wurde dem damaligen Eigentümer des Gutes Rantzau in Ostholstein, Heinrich Rantzau zu Ehren gesetzt. Er hatte im Jahre 1592 „mit großen Kosten" dort ein prächtiges Schloß erbaut. Heinrich Rantzau war sehr reich; von größeren Besitzungen gehörten ihm in den Herzogtümern: Breitenburg, Rantzau, Schönweide, Lindewith, Wellingsbüttel, Wandsbek, Tüschenbek, Redingsdorf, Mehlbek, im Königreich: Rantzausholm (nun Brahetrolleborg) und Asdahl. Rantzau war Statthalter im königlichen Anteil der Herzogtümer (produx Cimbricus); am 11. März 1526 geboren, stand er 1594 im 69. Lebensjahre (die mit „alriis" wiedergegebenen Zeichen bedeuten „aetat" oder aetatis, „seines Alters"). Heinrich Rantzau war ein Sohn des berühmten Feldherrn Johann Rantzau. Ein Sohn Heinrichs, Christian, kam nach der Erwerbung von Barmstedt (Rantzau) als deutscher Reichsgraf auf die westfälische Grafenbank. Dieser Zweig des Hauses Rantzau erlosch 1737 mit einer durch Bruderzwist hervorgerufenen Tragödie.

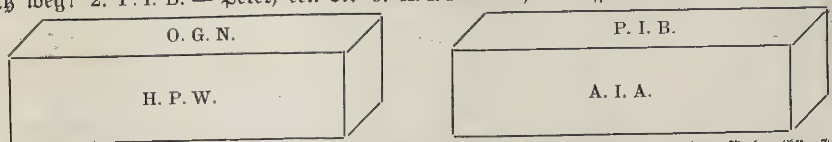
Kiel. Woldemar Frhr. Weber von Rosenkrantz.

2. Privilegium der Familie Hans Stephans in Eilsdorf. In der Kirche zu Pronstorf hängt eine alte, von Motten arg zerfressene Fahne. Auch ein Harnisch wird in derselben Kirche aufbewahrt. Beide, Fahne und Harnisch, erinnern an eine Begebenheit, die mit dem Namen einer Bauernfamilie „Stephans" in Eilsdorf, im Kirchspiel Pronstorf verknüpft ist. Der Volksmund erzählt darüber folgendes: Als vor langen Zeiten die Normänner in diesen Gegenden siegreich kämpften, geriet ein hoher dänischer Offizier mit seinem Diener sehr in die Enge: sein Pferd erschossen, vor ihm eine in den Pronstorfer See fließende Aue, im Rücken und zu beiden Seiten der Feind. Schnell entschlossen springt sein Diener Hans Stephans vom Pferde und nötigt den General, dasselbe zu besteigen, daß er auf dem tüchtigen Schwimmer das jenseitige rettende Ufer erreiche. Der General kommt glücklich über den Fluß. Am andern Ufer klagt er laut:

„Ach, hätte ich jetzt auch meinen Hans!" „Hier, Excellenz, bün ick," antwortet triefend von Wasser der Diener, „ick hev mi in'n Swanz anfat un bün achteranswömmt!" — Für seine schnelle Hülfe erhält Hans Stephans die Erlaubnis, unter vier zu Kauf gestellten Landstellen im Amt Reinfeld sich eine auszusuchen. Bescheiden wählt er die kleinste unter den vier Stellen im Dorfe Eilsdorf, weil sie einst seinem Vater gehört hatte. Ihm wird die Stelle übergeben und zwar vollkommen abgabenfrei, solange ein Nachkomme von ihm mit dem Namen „Hans Stephans" jene Stelle inne hat. In der Kirche hängen zur dankbaren Erinnerung Harnisch und Fahne. — Wieviel von obiger Erzählung Geschichte, wieviel Sage ist, läßt sich wohl schwer feststellen. Eine Urkunde aus dem Jahre 1694 sagt, daß dem Hofjäger Hans Stephans treuer Dienste wegen obengenannte Stelle „frei von allen Abgifften, sie mögen Namen haben, wie sie wollen," in Gnaden geschenkt worden sei, und zwar von Johann Adolf, Erbe zu Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Stormarn und Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst. Der Inhaber der Stelle in Eilsdorf ist nach genannter Urkunde nur verpflichtet, zum 1. Mai jeden Jahres 1 Reichstaler ins „Reinfelder Amtsregister" als Grundheuer oder „Verbittelsgeld" zu zahlen. Das Privilegium der Steuerfreiheit wurde von jedem dänischen und später von den drei preußischen Königen bei ihrem Regierungsantritt bestätigt. Die in der Familie Stephans geborenen Söhne erhielten natürlich alle unter anderen Namen auch den Namen „Hans," da das Privilegium nur an diesen Namen gebunden ist. Im Jahre 1902 starb im Alter von 27 Jahren der einzige Sohn des letzten Inhabers der privilegierten Stelle in Eilsdorf, und in diesen Tagen folgte ihm der Vater, mit dessen Tode das Privilegium hinfällig wurde.

Oldesloe, im Dezember 1907. R. Blunck.

3. Hans, putz weg! Ein altes fehmarnsches Kinderspiel. Das Spiel ist dem Würfelspiel ähnlich. Aus einem beliebigen Stück Holz wird ein vierseitiges Prisma geschnitzt. Dessen 4 Seitenflächen sind mit folgenden Inschriften versehen: 1. H. P. W. = Hans, putz weg! 2. P. I. B. = Peter, een bi! 3. A. I. A. = A., een aff! O. G. N. = Null gelt nix!



Das Spiel wurde folgendermaßen gespielt: In eine Vertiefung in der Erde (künstlich gemacht mit dem Stiefelabsatz) wurden von jedem Spielteilnehmer, deren Zahl beliebig sein konnte, eine vorher vereinbarte Anzahl von Marmeln (hierzulande „Kugeln" genannt) gelegt. Dann warfen alle dem Alter nach den „Hans, putz weg!" in die Luft. Die nach dem Wurf obenliegende Seite galt. Zeigte sie A. I. A., so nahm der betreffende Spieler einen Marmel aus dem „Pott." Auf P. I. B. war der Spieler verpflichtet, einen Marmel in den „Pott" zu legen. H. P. W. brachte dem Spieler alle Marmel des „Pottes" als Gewinst zu. Nicht allein die Jugend vergnügte sich mit dem Spiel, auch als Unterhaltung der Erwachsenen an langen Winterabenden erschien es. Heute ist es fast ausgestorben, kaum noch dem Namen nach gekannt.

Mitgeteilt von P. Schumacher in Niendorf auf Fehmarn.

4. Aus der Tierwelt. Die Mitteilung in Heft 10 der „Heimat" „Aus der Vogelwelt" von F. Lorentzen in Kiel gibt mir Veranlassung zu folgenden weiteren Angaben: Zu den mir in diesem Sommer zum Präparieren übersandten Tieren zählten zwei weiße Maulwürfe, von denen der eine von hier und der andere aus Tolk bei Schleswig eingeliefert war. Aus Albersdorf erhielt ich ein hellrehfarbiges Rebhuhn, und die gleiche Farbe zeigte ein Star, der mir aus Rendsburg geschickt wurde, während ein anderes Exemplar dieses Vogels, das ebenfalls von dort stammte, ganz scheckig war und sehr viele schneeweiße Federn trug. — Ich füge hinzu, daß mir in der letzten Woche 15 Tannenhäher (Nucifraga caryocatactes) eingeliefert sind, während ich in den letzten 10 Jahren keinen einzigen erhielt. Diese Vögel sind hier aus dem Norden eingekehrt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob sie auch an anderen Orten unserer Provinz in auffälliger Zahl beobachtet worden sind.

Hohenwestedt, den 12. Oktober 1907. D. Hauschildt.

Bücherschau.

1. Das im Verlage von H. Hillger-Berlin erschienene Buch **„Auf Ibenhof"** (Preis 2 ℳ) versetzt uns nach Nordfriesland. Sein Verfasser, **Albert Johannsen,** lebt in Husum als Journalist. Ein Nordfriese von Geburt, hat er sein ganzes Leben bei und in „der grauen Stadt

am Meer" verlebt und kennt daher Land und Leute. In seinem „Ibenhof" spüren wir dies. Der Schauplatz ist lebenswahr gezeichnet, die Charaktere der auftretenden Personen sind trefflich durchgeführt. Kraftvolle Gestalten treten uns entgegen, groß in der Liebe zur Heimat, zum Beruf. Der Held des Romans, Dierk Redleffen, wird von seiner Leidenschaft hin- und hergetrieben und fällt ihr zum Opfer. Unsere volle Sympathie gewinnt sein Weib, Martha Thiessen aus Behrendorf. Ihr Vater, der alte Klaus Thiessen, ist ein treuer Haushalter mit weitschauendem Blick. Auch das alte Ehepaar Nommensen, besonders die alte Grethe, sowie die treue Abel auf Heuhof sind liebevoll gezeichnet. Und dann Harro Redleffen! Hier beweist der Autor seine ganze Geschicklichkeit. Aus dem weltscheuen, unfertigen, knabenhaft blöden jungen Menschen, den wir auf Ibenhof kennen lernen, wird da draußen in der Welt ein gereifter, in sich gefestigter Mann. Von seiner Wanderschaft kehrt er heimwärts mit einer Fülle von Beobachtungen und heißem Mitleid mit den Wanderarbeitern. Das Verhängnis des Helden Dierk ist Maike, die Nichte der alten Nommensens. Sie findet ihr Ende in den Fluten, und durch ihren Tod wird der Ausgang des Romans, wenn auch traurig, da Dierk infolge der empfangenen Verwundung stirbt, doch versöhnend. Interessant ist es, daß Johannsen den Volksglauben vom Vorspuck, dem man noch in unsern Tagen in der ganzen Provinz begegnen kann, berührt. Der Roman spielt in der Gegenwart und gewinnt dadurch noch besonders an Interesse.

G. Fr. Studt, Barderup.

2. **Hinterm Seedeich.** Halliggeschichten von **Wilhelm Lobsien.** Bremen, Schünemann. 1907.

„Und ist mir je ein heller Lied gelungen,
Bei dessen Klang die Pulse dir geschlagen....
Mein Herz war draußen, als ich es gesungen,
Wo hoch am Wattenmeer die Deiche ragen."

So singt der Dichter in seinem Halliglied „Über die Watten,"[1]) das er der vorliegenden Sammlung vorangestellt hat. Nur wer mit allen Fasern seines Herzens an einem Fleckchen Erde und seinen Menschen hängt und ein rechter Dichter ist, kann Natur und Menschen so schildern, wie der Halligerzähler es hier getan hat, so wahr und echt. In dem erwähnten Gedicht und neun Erzählungen steigt vor uns auf die Welt der wildschönen, mordenden Nordsee, der bedrohten Halligen und der ernsten, trotzigen Friesen. — Das Meer, die rasenden Wellen, die einer Meute bellender, springender Wölfe gleich Schiff und Land überfallen, das endlose, traurig einsame Watt, „Nebel und Flut, die großen Traurigmacher und Sehnsuchterwecker," geben die Grundlage für die Naturstimmungen, in die der Dichter seine Erzählungen taucht. Er kann dann Bilder von wunderbarer Schönheit und Klarheit, von packender Gewalt malen: „Ein müder Wind ging über die See, drängte sich träge und verdrossen gegen das tote Segel und schob den Kahn weiter," oder: „Der Nebelmann watete über das graue, schweigende Watt und schleppte seine kalten, feuchten Netze bis an den Deich, stapfte langsam hinüber und schleppte sich dann weiter in das flache Festland hinein. Der ganze Strand duckte sich in angstvoller Stille unter den nassen Nebelnetzen und lag in schauerndem Schweigen." — In dieser Natur leben gesunde, einfache, wortkarge Menschen mit „harten, klaren, suchenden Friesenaugen, in denen immer gleich Denken und Meinen liegt." Wenn sie fern von der Heimat sind, schwillt ihnen das Herz vor Heimsehnsucht, und die Besonderen unter ihnen treibt wohl die Sehnsucht in die weite, blaue Ferne. Die Natur hat auf den Halligen einen Volksstamm von scharf ausgeprägter Eigenart geschaffen, einen Volkscharakter mit scharfen Ecken und Kanten. Wer ihr Recht beugt oder ihre Ehre kränkt, ruft jähen Zorn, unbeugsamen Trotz oder harte, unerbittliche Grausamkeit in ihnen wach. Wie bei allen Schiffern wohnt neben echter Frömmigkeit hartnäckig der Aberglaube an den „Seeruf," an „Ekke Nekkepenn" u. a. in ihren Herzen. Diese starken und schwachen Seiten ihres Seelebens bringen in ihr einfaches Dasein seelische Verwickelungen mannigfacher Art. Der Dichter hat die Halligleute mit Liebe beobachtet; er zeigt sie uns in ihrem Denken und Handeln. Mit Vorliebe hat er psychologische Probleme ergriffen und sie mit Meisterschaft vor uns entwickelt. Darin zum andern liegt der Wert seines Buches. Das Wort „Heimatdichter" ist wegen seiner häufigen mißbräuchlichen Anwendung in Verruf gekommen. Lobsiens Buch ist ein Heimatbuch in gutem Sinn. Der Grundton seiner Poesie ist lyrisch, und auch durch die Erzählungen klingt es hier und da lyrisch hindurch. Wenn der Dichter dabei doch der wilden Welt der Nordsee und ihrer Menschen gerecht wird, empfiehlt dies Können sein Buch umsomehr. Die warmherzigen Halliggeschichten werden ihre Leser ergreifen und beglücken; sie verdienen in jede Familie Eingang zu finden.

K. Jungclaus, Kiel.

[1]) Aus Lobsiens Versbuch „Dünung." Verlag von Schünemann in Bremen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 2. Februar 1908.

Duburg.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

II.

Dieses auf der Höhe schön belegene prächtige Schloß war unter den Oldenburgern lange Zeit ein bevorzugter Aufenthalt des jedesmaligen Landesherrn und seiner Familie. Hier befand sich wiederholt die Residenz des Statthalters, auch hielt sich hier oftmals der König auf, zu Zeiten richtete er gar seine ganze Regierungskanzlei hier ein. Hier trafen hohe Besuche ein, wurden große Festlichkeiten abgehalten und wichtige Staatsakte vollzogen.

1470 wurde das Schloß von Christian I., der bekanntlich oft in Geldverlegenheit war, für 56 500 Mark an Lübeck und Hamburg verpfändet und für diese Städte eine Zeitlang an einen piemontesischen Grafen Mauritius übertragen.

1512 schloß König Hans hier Frieden mit Lübeck.

1526 residierte hier König Friedrich I. eine Zeitlang, während dessen sein Sohn Adolf, der Stammvater der Gottorfer Linie, hier geboren wurde. Auch verhandelte er hier mit Gesandten Kaiser Karls V. und den Lübeckern in betreff des gefangenen Königs Christians II.

1564 und 1580 wurden hier unter Friedrich II. die Verhandlungen über die Teilungen der Herzogtümer geführt und beschlossen.

1622 hielt sich hier jahrelang der geflüchtete Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg mit Familie und Gefolge auf, bis er sich mit Kaiser Ferdinand II. ausgesöhnt hatte.

1645—48 residierte hier Friedrich III. als Statthalter von Schleswig, dem hier 1646 sein Sohn, der spätere König Christian V., geboren wurde; zu ihm stand Christian IV., als Großvater, Gevatter.

1648 fand hier die feierliche Huldigung Friedrichs III. statt.

1654 während der Pest in Kopenhagen zog Friedrich III. wieder hierher und richtete hier auf einige Jahre seine Regierung ein.

1658 war Karl Gustav von Schweden im Kriege hier mit dem Könige zusammen und wurde hier der Neutralitätsvertrag zwischen dem Herzoge von Gottorf und Karl Gustav abgeschlossen.

Eine ganze Reihe von Landtagen sind von 1483 an auf diesem Schlosse abgehalten worden — usw.

In allen hier ausgestellten Akten (von 1413 an), wo zuerst des Schlosses gedacht wird, heißt dasselbe entweder „Marienberg“ oder schlechtweg „der

Berg bei Flensburg" oder „unser Haus bei Flensburg," aber niemals „Duburg." Dieser Name ist aller Wahrscheinlichkeit nach im Volksmunde entstanden nach dem „Ritter" Jens Due (oder Duwae), der in der ersten Zeit des Schlosses lange als Schloßhauptmann dort gewohnt und sich, wie noch vorhandene Schriftstücke von ihm ausweisen, um das Schloß verdient gemacht hat.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts zog der Königliche Hof zum dauernden Aufenthalt nach Kopenhagen, und nur der Amtmann, der hier seinen stetigen Sitz hatte, blieb mit seinem Personal zurück. Es wurde still und öde auf dem Berge, und das Schloß verfiel nach und nach. 1697 bestimmte Christian V. 500 Rbtlr. zur Reparatur mit dem Bemerken, daß, wenn diese Summe für die namhaft gemachten Ausbesserungen zu groß sein solle, dann der Rest für kleinere Reparaturen zu verwenden sei.

1704 zog der letzte hier wohnende Amtmann, Henning v. Reventlow, als Großkanzler nach Kopenhagen und ließ das Amt hier durch seine Unterbeamten verwalten, welche eigene Häuser in der Stadt bewohnten.

Das Schloß stand nun ganz leer und verfiel mehr und mehr. Dann kam der Krieg mit Schweden und der anhaltende Streit mit dem Herzog, wodurch die Staatskasse stark in Anspruch genommen wurde, und schließlich die Aneignung des herzoglichen Landesteils mit dem alten Schlosse Gottorf, welches das Interesse für das Flensburger Schloß zurückdrängte. Diese Umstände mögen dazu beigetragen haben, daß die Anträge der Stadtvertretung, das Schloß zu restaurieren, mit dem Befehl zum Abbruche desselben beantwortet wurden. Dem Baumeister Stallknecht wurde für eine Vergütung von 1000 Rbtlr. die Leitung und Beaufsichtigung des Abbruchs übertragen. Mehrere „patriotische Männer" in der Stadt bemühten sich, den König zur Zurücknahme dieser Anordnung zu bewegen, da nach ihrer Ansicht die 1000 Rbtlr. hinreichen würden, den Bau, der nur „an der Wasserseite" etwas verfallen war, wieder herzustellen. Doch war ihr Bemühen vergeblich: der Abbruch ging vor sich. Die Steine wurden zum großen Teile nach Kolding gefahren zum weiteren Ausbau des dortigen Schlosses „Koldinghus," ein anderer Teil wurde verschenkt teils zur Erbauung des „Schäferhauses" auf dem Stadtfelde (jetzt Wirtschaft und Landbetrieb), teils 1724 zur Errichtung des „Waisenhauses" (später Industrieanstalt, dann Zuchthaus, Kaserne und jetzt Gastwirtschaft und Hotel), teils zur Aufführung des neuen Pastorats zu St. Johannis (1725). Was übrig blieb, wird wohl nach und nach abgebröckelt und anderswo benutzt worden sein, bis auf den jetzt noch stehenden kleinen Rest.

Wertvolle Inventarienstücke und Dekorationen wurden nach Gottorf gebracht, wie auch verschiedene Gerechtigkeiten (z. B. Fischteiche u. dgl.) auf dieses Schloß übertragen wurden. Der Schloßgrund mit Garten und Nebengebäuden wurde verkauft. Der Garten diente im vorigen Jahrhundert längere Zeit als „Sommerwirtschaft," und auf dem alten Schloßplatze wurden mehrere Jahre hindurch Schützen- und Volksfeste abgehalten, bis auch dies alles ein Ende nahm. — In der Nähe der Ruinen standen bis in die neueste Zeit zwei Ölmühlen.

Als nach 1864 westlich vom Schloßplatze die großen Kasernen erbaut wurden, gab der Besitzer des Platzes nach und nach Grundstücke zu Bauplätzen ab. 1884 ließ er die Wälle und Gräben ebnen (bei welcher Gelegenheit sich mehrere steinerne Kugeln fanden), den „blauen Damm" zuschütten und die Ölmühlen abbrechen. Seitdem sind hier ganze Straßenreihen entstanden, die sich von weitem präsentieren als eine Stadt auf dem Berge, aus welcher die alte Ruine trübselig hervorlugt.

Wer heutigestags dort oben von der Höhe über die zu seinen Füßen liegende

Stadt und weiter über das blaue Wasser des von Schiffen belebten Hafens ins Land hinein mit seinen grünen Wäldern, Dörfern und aufsteigenden Kirchtürmen den Blick schweifen läßt, der kann es nur bedauern, daß die Stadt einen so imponierenden Bau und eine so herrliche Zierde verloren hat!

Dreihundert Jahre hat das Schloß gestanden. Das ist keine lange Zeit, aber doch lang genug, daß die Stadtbewohner sich mit demselben verwachsen fühlen, und das Andenken an die alte Herrlichkeit in Gestalt von Sagen an die Nachwelt überliefern konnte. — Müllenhoff teilt in seinen Sagen aus Schleswig-Holstein einige solche auf unser Schloß bezügliche Nachklänge mit, von denen folgende hier Platz finden mögen:

„So oft man versucht hat, die alte Schloßmauer niederzubrechen, ist immer die Arbeit ohne Erfolg geblieben. Das Abgebrochene wächst in der Nacht wieder nach."

„Ein gottloser Ritter versündigte sich am Heiligsten. Zur Strafe tat sich die Erde auf, und er versank mit allen seinen Leuten und allem Hab und Gut in den unergründlich tiefen blauen Damm.

Die vielen kostbaren Schätze, welche mit den Bewohnern versunken sind, werden von 12 weißen Jungfrauen bewacht. Diese gehen, in lange Schleier gehüllt, in der Mitternachtstunde dreimal um den Platz des Schlosses herum."

„Die weiße Frau — ein unseliger Geist — hütet auch große Schätze unter der Mauer und erscheint oft weinend und klagend um Mitternacht."

„In jeder Neujahrsnacht steht mit dem Schlage Zwölf das Schloß in seiner Herrlichkeit da. Dann kommen Könige und Herren aus dem blauen Damm und reiten mit Gefolge um das Schloß herum und zum Tore hinein. Wenn der letzte von ihnen hinein ist, schlägt es eins, und alles versinkt wieder. Oft läuft hinter dem Zuge ein schwarzer Pudel einher. Das ist Peter Pommerering (Burgmeister von 1568—77, gest. 1595)."

„In den Ruinen lebt eine bläuliche Schlange. Die trägt eine kleine Krone vom feinsten Golde auf dem Kopfe. Sie zeigt sich täglich in der Mittagstunde auf einen Augenblick. Wer sie fangen und ihr die Krone rauben kann, erhält dafür vom Könige 20 000 Taler, und wer die Krone trägt, ist unsterblich."



Kultur- und Sittenzustände in Angeln zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Vortrag auf der Generalversammlung unsers Vereins zu Kappeln am 22. Mai 1907.

Von Pastor **Martensen** in Kahleby.

„O Angelland, o Angelland,
Ein Garten Gottes oft genannt,
Wo Güte sich und Treue einen:
Wie lieblich bist du anzuschauen
Mit deinen Dörfern, Feldern, Auen,
Mit Tälern, Hügeln, Busch und Hainen!"

So heißt es in einem Gedicht zum Preis des Ländchens, dessen Boden Sie in Anlaß Ihres Jahresfestes betreten haben. Und in der Tat, ein lieblicher, von Gott reich gesegneter Fleck Erde ist es, den das Auge des Besuchers schaut, der die fruchtbaren Gefilde zwischen Schlei und Flensburger Föhrde durchstreift. Als ein anmutigeer Gottesgarten zeigt es sich zumal recht in dieser schönen Frühlingszeit mit seinen grünen Weiden und

wogenden Kornfeldern, seinen bewaldeten Hügeln und seinen hohen Knicks, die überall die Fluren durchschneiden und die Wege einsäumen, mit seinen lauschigen Seen und seinen klaren Quellen und Auen, die wie Silberbänder sich durch die lachenden Gefilde schlängeln, mit seinen blühenden Ortschaften, die überall aus dem Grün hervorlugen mit ihren wohlgepflegten Gärten, ihren stattlichen Gehöften und schön geschmückten Kirchen, und das Ganze eingerahmt von den blauen Fluten der Ostsee und ihren tief ins Land einschneidenden Buchten — ein Bild, das wohl Auge und Herz erfreuen kann und zugleich Zeugnis ablegt nicht bloß von dem Segen des Höchsten und dem Wohlstand seiner Bewohner, sondern auch von dem Fleiß und der Intelligenz und dem tüchtigen, treuen und frommen Sinn des Volksstammes, der in vielhundertjähriger unverdrossener Arbeit die heimatliche Scholle gebaut und sich auf ihr sein trautes Heim geschaffen, das er mit gerechtem Stolze liebt, daran er mit ganzem Herzen hängt.

Blickt doch unsere Landschaft auf eine reiche, wechselvolle Vergangenheit zurück, in deren Verlauf sich gewaltige Veränderungen vollzogen haben, ehe sie das geworden, was sie jetzt ist. Ja, der Name Angeln weist uns bis in die ältesten Zeiten der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes und unserer schleswig-holsteinischen Heimat insbesondere zurück. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus erwähnt zuerst den Volksstamm der Angeln in Gemeinschaft mit mehreren andern Völkerschaften, die ihren einigenden Mittelpunkt in dem geheimnisvollen Heiligtum der Göttin Nerthus hatten. 350 Jahre später ziehen zahlreiche Scharen mit Weib und Kind im Bunde mit den benachbarten Sachsen Holsteins über das Westmeer und gründen sich in Britannien eine neue Heimat, ein Neu-Angelland, England, indessen in der alten Heimat der Angelnname sich nunmehr auf die Landschaft zwischen Schlei und Flensburger Föhrde verengert. Wieder 350 Jahre später bringen die Kriege Karls d. Gr. und der Beginn der Christianisierung des Nordens unser Angelland in Berührung mit der Geschichte. Und nun folgt über ein Jahrtausend sich hinziehend der zähe, fast ununterbrochene Kampf zwischen dem deutschen Süden und dem dänischen Norden, der erst in jüngster Zeit seinen endgültigen Abschluß gefunden.

Das heißumstrittene Objekt dieses Kampfes war das alte Land der Angeln, das nachmalige Herzogtum Schleswig, das nach der alten Angelnstadt Sliaswik seinen Namen erhalten hat. Und diese Stadt selbst, die wiederum recht eigentlich den Mittelpunkt dieses ganzen Kampfes bildet, war zugleich auch der Schlüssel zu unserer jetzigen Landschaft Angeln, die dadurch in dem wechselvollen Geschick der Jahrhunderte oft genug in diese vielfach verwickelten und hartnäckigen Kämpfe mit hineingezogen wurde bis zu den blutigen Tagen von Idstedt und Missunde hin und den noch in lebhafter Erinnerung stehenden Drangsalsjahren unter dem dänischen Willkür-Regiment, dem erst das Befreiungsjahr 1864 ein Ende machte.

Eine der traurigsten und verhängnisvollsten Epochen dieser kampferfüllten Zeiten bilden die großen Kriege des 17. Jahrhunderts, die 30 Jahre hindurch ganz Deutschland in entsetzlicher Weise verheerten und zur Wüste machten. In diese Kriege mit ihren schweren Drangsalen wurde auch unsere engere Heimat wiederholt verwickelt, und zwar lag dies zum großen Teil wiederum an dem vorhin erwähnten Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen dem dänischen Königshaus und dem deutschen Herzogshaus, zwischen denen die Herrschaft im Lande geteilt war.

Die Folge davon war ein erschreckender Niedergang auf allen Lebensgebieten, nicht bloß in materieller und wirtschaftlicher, sondern auch in sittlicher und religiöser Beziehung, wie dies ein Blick auf die Kultur- und Sittenzustände jener Zeit zeigt. Und diese Ihnen zu schildern möchte ich in folgendem versuchen,

soweit dies in dem Rahmen eines kurzen Vortrages möglich ist. Ich muß mich dabei freilich darauf beschränken, Ihnen an der Hand des mir zugänglichen Materials mehr einzelne, lose aneinander gereihte Bilder vorzuführen, als eine das ganze Gebiet nach allen Seiten erschöpfende, abgerundete Darstellung zu geben. Außer den Kirchenbüchern meiner eigenen und anderer Gemeinden und den sonstigen über jene Zeit vorhandenen Urkunden und Schriftstücken, wie sie insbesondere im Staatsarchiv und im Archiv des St. Johannisklosters zu Schleswig von mir haben eingesehen werden können, bieten namentlich die Visitationsberichte des herzoglichen Generalsuperintendenten Fabricius aus den Jahren 1631 ff. eine Fülle eingehender und interessanter Nachrichten über die damaligen Zustände in unsern Angler Gemeinden, die auch für die Gegenwart in mehr als einer Hinsicht, insbesondere zur Vergleichung mit den Zuständen unserer Tage, unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Dreimal durchbrausten in kurzen Zwischenräumen im Laufe von 30 Jahren die Kriegsstürme unser Land, zuerst 1627—1629, die sog. Kaiserliche Zeit, als Wallenstein und Tilly nach Besiegung Christians IV. in die Herzogtümer einrückten, sodann 1643—1645, die sog. erste schwedische Zeit, als Torstenson mit seinen Schweden plündernd in das Land fiel, und endlich, schlimmer noch als diese beiden Male, gleichsam als Nachspiel der voraufgegangeneu Kriegsdrangsale, 1657—1660, die sog. zweite schwedische Zeit oder der Polackenkrieg, in welchem Schweden, Brandenburger, Sachsen, Polen nacheinander im Lande hausten und namentlich die letzteren eine wahre Virtuosität im Rauben, Sengen und Morden entwickelten und ein schlimmes Andenken hinterließen, das sich noch lange in der Bevölkerung erhalten hat.[1])

Namentlich das platte Land hatte damals entsetzlich zu leiden, da dasselbe schutzlos und wehrlos dem rohen, gewalttätigen Treiben der zuchtlosen Söldnerbanden preisgegeben war, die aufs unmenschlichste im Lande hausten und seine unglücklichen Bewohner aufs unbarmherzigste und grausamste mißhandelten, Frauen und Mädchen vergewaltigten, Häuser und Scheunen bis auf die nackten Wände ausplünderten und in Brand steckten oder mutwillig alles, was sie fanden, verdarben und zerstörten und überhaupt alle nur erdenklichen Greuel und Schandtaten verübten. Dabei machte es wenig aus, ob die Bewohner Freund oder Feind waren; den königlichen Untertanen im Norden Angelns ging es nicht besser als den herzoglichen Untertanen in Südangeln, mochten die Kriegsvölker auf Seiten des Landesherrn selbst stehen oder zur Gegenpartei gehören.

Es war wirklich eine „bedröwete Tidt," wie Fabricius damals eigenhändig in das Kirchenbuch meiner Gemeinde eingeschrieben hat, „hochbedrückte und hochgefährliche Zeiten," wie er in seinen Visitationsberichten sagt, und aller Orten hallte das gequälte Land wieder von lauter Klage und verzweiflungsvollem Jammern. Selbst die Kirchen wurden nicht verschont und mit dem Heiligsten oft der größte Unfug und Mutwille getrieben. So wurde 1644 die Kirche in Moldenit von den Schweden erbrochen und der Kirchhof so völlig verwüstet, daß noch nach Jahren alles „in bloßem Felde lag." Ebenso raubten sie in Boel aus der dortigen Kirche den Kelch, Altarbekleidung und andere Gegenstände sowie alles, was die Leute dorthin in Sicherheit gebracht hatten. Nach dem dortigen Kirchenbuch ließ damals Torstenson acht Tage lang gegen die getroffenen Verträge ganz Angeln plündern, ebenso im nächsten Jahre der schwedische Oberst Helmb Wrangel. Auch nützte es nicht viel, daß man gegen schweres Geld die Plünderung abzukaufen suchte und sich eine „Salveguardie"

[1]) Daran erinnert noch manche gegenwärtige Ortsbezeichnung, wie z. B. in meiner Gemeinde Moldenit ein Weg, der die Polackerstraße heißt.

verschaffte, wie es damals die Boeler taten. Trotzdem brachen wiederholt streifende Banden plündernd in die Häuser ein und nahmen, was sie fanden.

Am schlimmsten trieben es, wie schon vorhin bemerkt, die polnischen Kriegsvölker, die als fanatische Katholiken die evangelische Bevölkerung und besonders die evangelischen Prediger mit ausgesuchter Bosheit auf alle nur erdenkliche Art quälten und mißhandelten. So fiel auch der damalige Prediger in meiner Gemeinde, Petrus Rodbertus, ihrer Wut zum Opfer und starb, nachdem sie ihn aufs grausamste mißhandelt, bald darauf an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen.

So können wir wohl begreifen, daß das Land, das vorher „voller Segen war und im Ueberflusse schwamm," wie ein Augenzeuge aus jener Zeit berichtet, in diesen Jahren völlig herunterkam und Unzählige an den Bettelstab gebracht wurden. Das Wenige, was den Leuten etwa noch geblieben war, wurde dann noch von den unerschwinglichen Brandschatzungen und Kontributionen verschlungen, die man der ausgesogenen und ausgeplünderten Bevölkerung abpreßte. Nur einige Beispiele dafür. Im Polackenkriege war, wie Pastor Jensen in seinem Buch über Angeln erzählt, im ganzen Dorfe Steinberg nur noch e i n e Kuh übrig geblieben, die man längere Zeit glücklich vor den beutegierigen Scharen zu verbergen wußte. Aber zuletzt, da man kein Futter mehr für sie hatte, verriet sie sich selbst durch ihr Brüllen und wurde nun ebenfalls weggenommen. In demselben Dorfe mußte ein Bauer mit den beiden letzten Pferden, die er noch behalten hatte, eines Tages eine Fuhre nach Missunde machen, wobei ihm dieselben jetzt ebenfalls von den Polen weggenommen wurden. Er mußte jetzt zu Fuß zurückkehren, und als er hungrig und ermattet nach Hause kommt — es war grade Weihnachtsabend —, da hat seine Frau ihm nichts anderes vorzusetzen als einige Kohlstengel, die sie im Garten gesammelt und in Wasser gekocht hatte. In einer Eingabe an das St. Johanniskloster klagen die Bauern meiner Gemeinde, daß sie jeder über 100 Mann sächsischer Truppen zu beherbergen gehabt, denen sie zu essen und zu trinken hätten geben müssen, soviel als sie immer wollten, und was noch übrig geblieben, hätten sie weggenommen; ja, wenn eine Partei weggewesen, sei schon eine andere wieder verordnet worden, die sie dergestalt ausgesogen und so gedroschen, daß sie bald gar von ihren Häusern hätten abgehen müssen. So seien sie bei ihren geringen Hufen fast gänzlich ruiniert und bliebe ihnen, wenn sie die geforderte Kontribution entrichten sollten, nichts anderes übrig, als von ihren Hufen zu ziehen." Ähnlich klagen die Einwohner von Süderbrarup, um von der geforderten Kontribution befreit zu werden, „daß sie nicht allein fast die geringsten Ländereien in Besitz hätten und also wenig daraus ungeachtet aller unersparten Mühe und sauren Arbeit machen könnten, sondern auch durch das beschwerliche Kriegswesen und dessen harte Pressuren umb all das Ihre gekommen und fast ans kalte Wasser gewiesen worden." Noch drastischer lautet die Klage über die Drangsale dieser Zeit, welche die Stadt Schleswig erhebt: „Mit was Winseln und Wehklagen die Gelder erpreßt und zusammengebracht sind, solches ist dem lieben Gott bekannt, welcher das unmaßliche Seufzen der armen, aufs rote Blut ausgemergelten Leute in dem Himmel zweifelsohne wird notabenirt haben."

Wie traurig die wirtschaftlichen Verhältnisse damals auf dem Lande lagen und wie der Landbesitz selbst völlig entwertet war, zeigt u. a. auch die Subhastation einer Hufe in meiner Gemeinde, deren Besitzer, wie es in dem betr. Schriftstück heißt, „durch allerhand Unglücksfälle, absonderlich durch das vorige betrübte Kriegswesen dergestalt zurückgesetzet worden," daß er seine Abgaben nicht mehr entrichten konnte. Der ganze Besitz, Haus und Gut, wurde infolge-

dessen taxiert und zwar auf nicht mehr als 250 Mark, womit man, wie man meinte, „es noch schier zu hoch taxiert habe, weilen nicht das geringste anders als ein alt Pferd dabei vorhanden und zwei Scheffel Wintersaat.“ Mit dieser Summe aber konnten noch nicht einmal die rückständigen Abgaben bezahlt werden. Man bedenke also — eine ganze Hufe damals für ein Spottgeld von 250 Mark verkauft, die nach jetzigem Verkaufswert auf ca. 100000 ℳ gerechnet werden kann. Wüste und abgebrannte Hufen werden in jener Zeit überall in großer Zahl erwähnt, deren Besitzer einfach weggelaufen waren und für welche neue Eigentümer kaum zu bekommen waren, zumal wenn die Leibeigenschaft damit verbunden war, wie im östlichen Angeln auf den adligen Gütern, wo die Bauern das Hoffeld bebauen mußten. Da wollte man oft solchen Besitz nicht einmal geschenkt haben. Viele Bauernstellen in Angeln sind in jener Zeit aus diesem Grunde ganz eingegangen. Das Land derselben wurde dann entweder unter die andern Besitzer des Dorfes verteilt oder es wurde von den adligen Gütern zur willkommenen Vergrößerung des Hoffeldes eingezogen.

Die Landesregierung kümmerte sich im allgemeinen wenig um die Notlage der Untertanen und tat nichts zur Besserung der Verhältnisse. Sie hatte eigentlich nur insoweit Interesse daran, als die Steuerkraft des Landes bei dem zunehmenden Verfall zurückging und damit auch die staatlichen Einnahmen sich verringerten. Ja, manche ihrer Anordnungen und Maßnahmen mußten gradezu dazu dienen, eine Hebung und Besserung der traurigen Verhältnisse zu hindern, so das Verbot, die Ländereien einzukoppeln, womit man in Angeln zum Zweck besserer Bewirtschaftung im 17. Jahrhundert anfing. Dies wurde untersagt, weil dadurch „die Heerstraßen verdorben würden und die Reisenden ganz beschwerlich fortkommen könnten, solches Einnehmen (nämlich der eingekoppelten Grundstücke) auch sonst der Königlichen Majestät zum Nachteil gereiche,“ z. B. die Ausübung der Jagd behinderte.

So ist es kein Wunder, wenn die Bewirtschaftung des Landes, die doch fast die ausschließliche Erwerbsquelle für die hiesige Bevölkerung bildete, sehr in Verfall geraten war und nur einen äußerst dürftigen Ertrag lieferte, zumal im Vergleich mit dem hohen Kulturzustande, in welchem Grund und Boden sich gegenwärtig befindet. Weite Flächen lagen noch in unurbarem Zustande da, und das Ackerland, das noch fast sämtlich in Feldgemeinschaft lag, wurde nur aufs notdürftigste und sehr schlecht bebaut, so daß es vielfach nicht viel mehr als die Aussaat brachte. Der Viehstand war ein ganz geringer und meist von jämmerlicher Beschaffenheit. Bargeld war infolgedessen kaum vorhanden. Und bei diesem geringen Ertrag aus der Wirtschaft und dem niedrigen Preise, zu welchem noch dazu das Wenige verkauft werden mußte, waren auf der andern Seite doch die hohen Abgaben zu zahlen, die unnachsichtig eingetrieben wurden und eigentlich völlig den Reingewinn der ganzen Wirtschaft verschlangen. So blieb für den Landmann und seine Haushaltung selbst kaum das Allernotdürftigste übrig, und eine Existenz war überhaupt nur bei der denkbar größten Einfachheit und Mäßigkeit in Nahrung, Kleidung und Wohnung möglich, die dem verwöhnten Geschlecht unserer Tage schwerlich behagen würde. Buchweizengrütze, Schwarzbrod und Speck bildete die Hauptnahrung. Butter konnte man sich nur selten leisten, sondern mußte sie verkaufen, um die laufenden Abgaben zu bezahlen, und behalf sich dafür mit eingesalzener und geronnener Milch, die für den Winter aufbewahrt wurde.[1]) Kamen nun noch besondere Unglücksfälle,

[1]) Kartoffeln, die jetzt in jedem Hausstand ein unentbehrliches Nahrungsmittel sind, kannte man damals noch nicht. Dieselben bürgerten sich erst viel später ein, nämlich seit 1760 infolge Ansiedelung deutscher Kolonisten durch Friedrich V., welche dieselben aus ihrer Heimat mitbrachten und jetzt auch hier anpflanzten.

wie Mißwachs und Viehseuchen, zu den schlimmen Kriegszeiten hinzu, so fehlte es selbst an dem Notwendigsten, und man war froh, wenn man sich mtt Pferdebohnen sättigen konnte, oder „suchte sich mit Brod von Kleien jämmerlich und kümmerlich zu behelfen," wie in einer Eingabe aus meiner Gemeinde in jener Zeit geklagt wird.

Ebenso einfach und mit der größten Sparsamkeit mußte man sich in bezug auf Kleidung, Wohnung und häusliche Einrichtung behelfen. Es war alles, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur auf das Allernotdürftigste und Unentbehrlichste beschränkt. Von irgend welchem Luxus oder was sonst in unserer Zeit oft in fast zu reichem Maße vorhanden ist, um das Leben angenehm und behaglich zu machen, war damals wenig zu finden. Die Wohnungen und Scheunen, aus Fachwerk oder Holz und Lehmwänden gebaut, waren meist in recht kläglichem Zustande. Noch 50 Jahre später wird in einem Verzeichnis über die einzelnen Bauerstellen in meiner Gemeinde bemerkt, daß sie nur sehr mittelmäßig oder ganz baufällig und verfallen seien. Und nun erst die Wohnungen der kleinen Leute, der Tagelöhner, Insten, Handwerker! Unsere jetzigen Scheunen und Viehställe sind wahre Paläste gegen die elenden Behausungen, mit denen damals sich die Menschen begnügen mußten.

War so schon die Lage des Bauernstandes in jener Zeit eine äußerst traurige, so war das Elend der besitzlosen und arbeitenden Bevölkerung noch weit größer und bei ihr von einem menschenwürdigen Dasein kaum noch die Rede. Am schlimmsten hatten es die Leibeigenen, deren Los sich grade in den harten und wilden Kriegszeiten des 17. Jahrhunderts am trostlosesten gestaltete. Ihre Behandlung war eine harte und oft gradezu unmenschlich grausame. Hundeloch, Peitsche und Halseisen spielten eine große Rolle, denn nnr mit solcher Härte glaubte man bei den Leibeigenen Halsstarrigkeit und Trägheit bändigen zu können, und machte sie doch dadurch nur noch halsstarriger und widerspenstiger. Kein Wunder, daß mancher sich diesem unerträglichen Los durch die Flucht zu entziehen suchte. Aber wehe, wenn man einen solchen Flüchtling wieder erwischte! Seiner wartete alsdann ein hartes Strafgericht, und auf Wange oder Stirn wurde ihm ein Brandmal zum ewigen Zeichen eingebrannt. Auch in Angeln hat, wie in Schwansen und Ostholstein, die Leibeigenschaft auf den adligen Gütern große Ausdehnung gefunden, wenngleich es hier auch nicht an wohlwollenden und edeldenkenden Herren fehlte, die ihren Leibeigenen das schwere Joch nach Möglichkeit zu erleichtern suchten. Meistens aber war es so, wie Fabricius klagt, daß den armen Leuten dergestalt mit Hofdiensten zugesetzt, ja, ihrer weder Tag noch Nacht sowohl an Sonn- als Festtagen geschont wird, daß sie zu nichts gutes kommen," und seufzend fügt er hinzu: „Gott wolle die Junker bekehren, da sonst keine Hoffnung!"



Die Gründung der Kirche zu Waabs.[1])

Von **H. Bebensee** in Apenrade.

Die Landschaft Schwansen besitzt zur Zeit sechs Kirchen. Welche von diesen nun zuerst erbaut wurde, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Wahrscheinlich war Borby nahe der Eckernburg die erste Gründung. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die erste Kirchengründung zu Waabs in das

[1]) Ich habe meine Ausführungen der Waabser Kirchenchronik entnommen, die mir dank der Güte des Herrn Pastor Lohse zugänglich gemacht wurde.



13. Jahrhundert verlegen. Möglicherweise stand die erste Kirche oder Kapelle schon am Anfang genannten Jahrhunderts. In ziemlich derselben Zeit, etwas früher oder später, werden auch wohl die übrigen Kirchen Schwansens: Borby, Sieseby, Rieseby, Karby und Kosel, entstanden sein. In jener ersten Zeit des Christentums befand sich auch noch zu Munnäsby (Schleimünde) eine Kirche, die aber nachher wahrscheinlich durch die Flut verschlungen worden ist. Charakteristisch ist die Wahl des Ortes: Da, wo das Meer seinen Reichtum den Bewohnern anbot, wo der nahe Wald das nötige Baumaterial lieferte, am Strande der Halbinsel treffen wir die ersten größeren Ansiedelungen, die ersten Kirchen.

Die Frage nach der Zeit der ersten Kirchengründung beantwortet das alte Waabser Kirchenbuch durch folgende, recht sagenhaft klingende Erzählung:

„Diese Kirche soll anfänglich beym Saltzen Wasser gestanden sein, an dem Orte, da anjetzo der Karkstieg ist, welcher auch hiervon den Namen hat. Es sind an selbigem orte auch noch einige rudera vorhanden, sind auch noch bey menschen gedenken Häuser daselbsten gestanden, alß armkaten. In einem Dänen-Kriege aber (halte zu zeiten Margarethae Daniae Reginae) ist die Kirche daselbsten in Brand gestecket, und sind die materialien hernachmalß von dorten hierher verführet worden.

Es ist aber auch von dieser Kirchen eine alte legenda oder tradition vorhanden. Es habe nemblich die neue Kirche, nachdem die erste am Waßer eingeäschert, aufm Aschenberge (ist ein ort aufm lütch wabser felde) stehen sollen, nachdemmahlen aber das holtz und die steine, so zum Bau der Kirchen destiniret gewesen, bey der Nacht durch Gespenster an diesem ortt, allwo Sie nun stehet, transportiret worden, alß habe man, quasi Deo monstrante, auch diesen ortt beliebet etc. Sit fides penes auctores.

Sonsten habe auch ex traditione quorundam, daß diese Kirche vor uhralten Zeiten sey die Kirche zu St. Marien genand worden, gestaltsamb auch das Signetum der Wabser Kirchen das Marienbild ist." —

Die alte Marienkirche zu Waabs war also verbrannt in den Kriegen

1409—35, der Aufbau der neuen auf dem Ascheberge der Sage nach aber durch Gespenster verhindert. In Wirklichkeit aber war es wohl die Schlauheit der katholischen Priester, die den alten heidnischen Opferplatz verabscheuten. Die noch brauchbaren Materialien des verbrannten Gotteshauses wurden teilweise beim Neubau benutzt. So stammt gewiß noch mancher Felsblock unserer jetzigen Kirche aus dem zerstörten alten Gotteshause.

Daß die jetzige Kirche aus dem 15. Jahrhundert stammt, scheint auch die im Jahre 1896 erfolgte Aufdeckung von alten Wandbildern im Chor der Kirche zu bestätigen. Nach dem Urteil der Forscher stammen dieselben nämlich aus der Zeit um 1500. Unter diesen aufgedeckten Bildern befindet sich aber noch eine andere Ausmalung mit rötlichen Ornamenten. Sie mag in die Zeit um 1440 zurückweisen. Auch trug die eine Glocke, die 1770 zu Rendsburg umgegossen ward, die Inschrift: „1430 Butendix fecit." Die andere, unveränderte Glocke zeigt folgende Worte: anno dmni MCCCC in deme LXXII iare do wart dit vat gegoten in de ere godes unde unse leven frowen marquert Kroll mi gegolen het got geve siner sele — (ergänze gnade). Doch beweisen diese Aufschriften der Glocken für die Zeit der Erbauung der Kirche nicht viel. Von der großen Glocke berichtet das alte Kirchenbuch nämlich ausdrücklich: „Die große Glocke hat der Sel. Hr. Paul Rantzau der ältere, Erbherr auf Kohövt (Ludwigsburg), und damahliger Patronus der Waabser Kirchen aus Niederland mitgebracht, und Sie in den damalß newen steinern Thurm hängen laßen."

Vor allem aber sehen wir an den Wandbildern, daß der Zeitpunkt der Gründung unserer neuen Kirche am Ausgange des 15. Jahrhunderts zu suchen ist: Petrus schließt die Himmelstür auf. Der Himmel gleicht einer alten Ritterburg mit Türmen und Zinnen; Maria, die Mutter Gottes, empfängt die Seligen. Auch die Darstellung der Höllenglut ist katholische Art. Die Verspottung des Ablaßhandels (der Teufel führt auf einer goldenen Karre den Geizhals fort, der den Ablaßbrief mit Siegeln in die Höhe hält) aber läßt uns ahnen, daß die Macht der katholischen Kirche zu Ende geht. Unter dem jüngsten Gericht las man neben verblaßten Worten deutlich: Skt. Maria! So führte also auch wohl diese Kirche den Namen der Mutter Gottes. Aber der Gesamteindruck der Bilder läßt erkennen, daß die Zeiten, wo man vor Heiligenbildern kniete und zur Maria rief, sich ihrem Ende nahten. Von Wittenberg leuchtete der Glanz des lauteren Evangeliums über die Länder, vornehmlich nach dem Norden.

Die Vogelwelt der deutschen Küsten

und die Bestrebungen des Vereins Jordsand zur Schaffung von Vogelfreistätten.

Von Dr. **Dietrich** in Hamburg.

II.

Wenn man sich bei den Einheimischen nach den Ursachen des rapiden Rückgangs erkundigt, so geben sie ohne Ausnahme die sinnlose, ziel- und schrankenlose Eierdieberei an. Hat diese denn aber früher nicht auch stattgefunden? Nein! Die Einheimischen, deren jeder in List, Kampen, Braderup, Keitum usw. früher seine Bergentennester hatte und Möweneier gegen billiges Geld kaufen konnte, haben sich kaum auf Eierdiebstahl eingelassen, jedenfalls waren sie einsichtig genug, die Vögel von einem bestimmten Zeitpunkt ab in Ruhe zu lassen,

so daß sie das letzte Gelege ausbrüten konnten. Ich weiß, daß derjenige, der sich an dieses ungeschriebene Gesetz nicht kehrte und bei einer Übertretung ertappt wurde, von allen andern verachtet und gemieden wurde. Sie wollten sich eben den materiellen Vorteil, den ihnen die Vögel durch ihre großen, schmackhaften Eier boten, nicht durch fortgesetztes Eierwegnehmen verkümmern. Nun hat aber in den letzten Jahren ein kolossaler Zuzug nach Sylt, besonders nach Westerland stattgefunden; unter den Handwerkern, Maurern, Arbeitern u. dergl. Leuten, die in den Badeorten Westerland, Wenningstedt, Kampen usw. auf Bauten oder auf andere Weise ihren Lebensunterhalt verdienen, finden sich gewissenlose Menschen genug, die jedes Ei, das sie finden, als gute Beute betrachten und mitnehmen, unbekümmert, ob es für sie noch brauchbar oder schon bebrütet ist. Es werden förmliche Raubzüge nächtlicherweile, meist von Sonnabend auf Sonntag unternommen. Abends gegen 10 Uhr wird aufgebrochen, und gegen 1 Uhr ist man in den Lister Dünen. Mit dem ersten Morgengrauen beginnt das Sammeln, und wenn frühmorgens der Besitzer revidiert oder der Gensdarm, der früher alljährlich zur Verhinderung der Eierräuberei nach List abkommandiert wurde, seinen Rundgang machte, sind alle Nester leer, die Diebe aber längst wieder über alle Berge. In ähnlicher Weise wurden zu Boot Raubzüge nach Jordsand unternommen. Als ich im Jahre 1902 in den Pfingsttagen zum zweiten Male Jordsand besuchte, waren, obwohl wir schon um 7 Uhr bei der Insel landeten, schon 2 Männer, Maurer aus Westerland, wie ich später ermittelte, dort anwesend und jeder hatte einen ganzen Korb voll Eier gesammelt, zusammen etwa 200 Seeschwalbeneier, die schon großen Teil bebrütet waren, und ein Dutzend Austernfischereier. Die Frechheit dieser Eierdiebe geht soweit, daß sie selbst die dicht an den Gehöften gelegenen Bergentennester nicht verschonen. So waren zu Pfingsten 1902 diese Nester in List sämtlich ausgeplündert, ohne Rücksicht darauf, daß viele Eier schon hoch bebrütet waren. In einem Bau hatten sie 3 der fest auf den Eiern brütenden Vögel ergriffen und getötet. Diese Hallunken wurden glücklicherweise ermittelt und zur Bestrafung gebracht.

Ganz kann ich jedoch auch die Einheimischen nicht von Schuld frei sprechen. Als vor 2 Jahren die Regierung das Sammeln der Möweneier, das bis dahin verboten war, freigab, pachtete der Gastwirt Paulsen auf List, der Sohn des einen der beiden Besitzer auf List, die Jagd und Eiernutzung und gab, um möglichst viel Geld herauszuschlagen, jedem gegen wenige Groschen einen Erlaubnisschein zum Sammeln der Eier. Ich war in jenem Jahre einige Tage dort anwesend und zwar bei dem einen Leuchtturmwärter. Ich war mittags müde dort angekommen und ruhte mich etwas aus, um dann eine Besichtigung der Vogelkolonien vorzunehmen. Es sollten, wie mir der Leuchtturmwärter mitteilte, noch 8 oder 9 Eiderenten in der Nähe seines Hauses brüten. Als wir den Rundgang machten, fanden wir alle Nester bis auf eins leer. Wie wir nachher von dem Kindermädchen erfuhren, war gerade in der Zeit, wo ich schlief, ein Mann mit einem Korbe dort in den Dünen gewesen, und zweifellos hatte dieser sämtliche Nester ausgeplündert. — Die Badegäste kommen für den Eierraub wenig in Betracht, da um die Zeit schon viele Junge ausgeschlüpft und die noch vorhandenen Eier hochbebrütet sind. Immerhin mag manches Gelege auch durch sie verloren gehen. Schlimm aber steht es, soweit die Badegäste in Betracht kommen, mit dem Schießsport. Die meisten sind, wie ich oft genug gehört, der Ansicht, daß die Jagd am Strande frei sei und sie das Recht hätten, nach Belieben unter den Möwen, Seeschwalben usw. zu morden. Es ist geradezu herzzerreißend, wie unmenschlich da verfahren wird. Man muß

nur einmal selbst die Folgen dieser Schießerei in den Dünen gesehen haben: Hier flüchtet vor uns eine große Silbermöwe, den zerschossenen Flügel nachschleppend, dort liegt, unfähig sich zu rühren, eine kleine Seeschwalbe, dort humpelt ein Austernfischer durch das Gras usw. Meine Damen und Herren, das sind beobachtete Tatsachen, nicht ausgedachte Möglichkeiten. Ende Juli 1904 habe ich am Strande des Ellenbogens in einer halben Stunde 10—12 tote Seeschwalben aufgesammelt. Wieviele mögen von der See anderswohin gespült sein oder noch lebend sich jämmerlich in den Dünen zu Tode gequält haben! Und das Scheußlichste dabei ist, daß nicht die alten Vögel allein, sondern auch die Jungen dieser gemeinen Schießerei zum Opfer fallen, indem sie elendiglich im Neste verhungern. Jordsand war bisher das unbestrittene, freie Revier dieser Schießer. Zu diesen sportsmäßigen Schießern gesellen sich die erwerbsmäßigen. Daß von Neuwerk im Herbst ganze Kisten von Vogelleichen oder Vogelbälgen nach Hamburg gelangen, um dort zu Hutschmuck verarbeitet zu werden, war mir schon länger bekannt. Durch eine Zeitungsnotiz erfuhr ich vor wenigen Tagen, daß dieser Erwerbszweig sich auch an andern Orten einzubürgern im Begriff steht. Die Notiz in den „Hamburger Nachrichten" lautete: Die Jagd auf Seeschwalben und Möwen hat sich neuerdings mehr und mehr in Brunsbüttelhafen und Brunsbüttelkoog eingebürgert. An einem Tage werden hier von einer Person 200—300 Vögel erlegt; für eine Seeschwalbe werden 25—30 Pf. und für blaue Möwen 80 Pf. das Stück bezahlt. Die Vögel werden ausgestopft und von den Damen als Hutschmuck verwendet. Wenn dieser Jagdliebhaberei nicht bald behördlicherseits ein Ende gemacht wird, dann kann die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher diese Vögel vom Elbgestade nnd vom Nordseestrand vollständig ausgerottet sein werden."

Glücklicherweise war bisher aber noch das Lister Dünengebiet durch eine weite Dünenstrecke von dem Seebäderbezirk getrennt, und es war schon ein tüchtiger Marsch nötig, um zu den Hauptkolonien zu gelangen. Nun ist aber im vorigen Jahre die Bahn, die von Westerland bisher nur nach Kampen führte, nordwärts bis List verlängert worden und wird, wenn sie nicht schon in diesem Sommer in Betrieb gesetzt worden ist, sicher in der nächsten Saison eröffnet werden. Das wird nicht nur durch die Unruhe, die der Bahnbetrieb mit sich bringt, auf die Vogelkolonien ungünstig einwirken, sondern es wird sich, da der Verkehr nach List nun so bequem geworden ist, unzweifelhaft eine große Zahl von Besuchern über die großartige Dünenlandschaft von List ergießen und List sich allmählich selbst zu einem Bade entwickeln. Verhandlungen haben in dieser Richtung schon mehrfach zwischen den beiden Besitzern und einem Berliner Konsortium stattgefunden, sind aber zu meiner großen Freude bisher immer noch resultatlos geblieben. Wie mir einer der Herren mitteilte, soll dann eine Bahn quer durch die Dünen zum Weststrand gebaut werden. Diese Pläne sind nicht aufgegeben, sondern nur vorläufig zurückgestellt und werden über kurz oder lang verwirklicht werden. Wenn dann erst die Lokomotive pustend durch die Dünentäler rasselt und der Schwarm der Badegäste Strand und Dünen belebt, ist das Schicksal der Lister Vogelkolonien besiegelt: wo sonst das laute kaukau! und hahaha! der Silbermöwen, das klägliche ahu! ahu! der Eiderenten, das ängstliche kriäh! der Seeschwalben ertönte, wo sich in den Lüften und auf den Wellen hunderte dieser schönen Vögel lustig tummeln, wird die Ruhe des Todes eingekehrt sein. Etwa 100 Jahre nach Naumanns Besuch wird man dort mit freudigem Erstaunen aufblicken, wenn noch eine Silbermöwe einsam über dem rauschenden Meere dahinzieht.

Noch eines Projekts will ich ganz kurz gedenken, das auf Sylt viel erörtert

und gewiß über kurz oder lang verwirklicht werden wird; es ist die Anlegung eines Torpedobootshafens bei List und dem Ellenbogen. Auch das wird Leben und Unruhe in die Lister Dünen bringen und den Untergang der Kolonien beschleunigen.

Unter Berücksichtigung der geschilderten Verhältnisse bin ich zu der traurigen, aber festen Überzeugung gekommen, daß die Vogelkolonien des Ellenbogens und von List in absehbarer Zeit verschwinden werden. Was ist da zu tun? Sollen wir die Hände ergebungsvoll in den Schoß legen und uns fügen? Nein und abermals nein! Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, den drohenden Untergang unserer Seevögel zu verhindern, und ich rufe hiermit alle, die ein Herz für die Vogelwelt und offenen Sinn für die Schönheiten der Natur besitzen, auf, ihren Teil dazu beizutragen, unsern deutschen Küsten den herrlichen Schmuck der Möwen und Seeschwalben zu erhalten.

Als sich mir die Überzeugung von dem bevorstehenden Untergange der Sylter Vogelkolonien aufdrängte, sagte ich mir, daß man dann eben eine Zufluchtsstätte in der Nähe gründen müsse und zwar bei Zeiten, nicht erst, wenn das Schicksal der Lister und Ellenbogen-Kolonien entschieden ist und der Rest sich in alle Winde zerstreut hat. Ich meine, daß die Vögel, je mehr sie einerseits auf Sylt gestört und verdrängt werden, je mehr sie aber andrerseits die Ruhe uud Sicherheit eines geeigneten und in der Nähe liegenden Asyls kennen lernen, von selbst sich allmählich dorthin ziehen werden. Für diesen Zweck schien mir die kleine Hallig Jordsand besonders geeignet. Sie liegt im Wattenmeer zwischen dem Ellenbogen und dem Festlande und mißt etwa 1 km in der Länge und 800 m in der Breite. Schon mehrfach habe ich in frühern Jahren Jordsand besucht, um die dortige Vogelwelt kennen zu lernen; den noch vorhandenen Bestand an Brutvögeln auf Jordsand, das von Eierräubern und schießlustigen Badegästen im Juni und Juli fast täglich heimgesucht wird, schätze ich auf etwa 200 Paare der Fluß- und Küstenseeschwalbe, ein halbes Dutzend Rotschenkel, desgleichen Austernfischer und einzelne Halsbandregenpfeifer.

Auf meine Anregung bildete sich im Anfang dieses Jahres als Tochterverein des großen „Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt" ein Verein zur Begründung von Vogelfreistätten an den deutschen Küsten, der von seiten des Herrn Aug. Wasmuth, des Besitzers von Jordsand, die Erlaubnis erhielt, auf Jordsand einen Wärter zum Schutze der Brutvögel anzustellen und so dort ein Asyl für die bedrängten Seevögel zu schaffen. Schön wäre es, wenn die Insel Jordsand von dem nach ihr benannten Vogelschutzverein als dauernder Besitz erworben werden könnte; daran ist aber, wenigstens vorläufig, nicht zu denken. Aber auch schon unter den augenblicklichen Verhältnissen lassen sich recht gute Erfolge erzielen. Vom 15. Mai bis 21. Juli hat ein Wärter auf Jordsand die Aufsicht geführt, und da auch in den dortigen Blättern seinerzeit ein Verbot, die Insel zu betreten, zu schießen oder Eier zu nehmen, veröffentlicht worden ist, ist die Ruhe auf der Insel nicht gestört worden, und die Vögel haben seit langen Jahren zum ersten Male dort in Frieden ihr Brutgeschäft verrichten können. Anfang Juni revidierte ich dort und kann Ihnen darüber folgendes berichten: Bei der Annäherung an die Insel, die barfuß über das Watt geschehen mußte, erhob sich vor uns ein Schwarm Austernfischer, wohl 200—300, und zahlreiche Silbermöwen, die nahe der Nordostecke der Insel in beschaulicher Ruhe saßen. Beides hatte ich bei früheren Besuchen nie beobachtet. Ob die Zahl der Fluß- und Küstenseeschwalben sich vermehrt hatte, konnte ich damals nicht sicher ermitteln, da eine Schätzung der umherfliegenden Vögel zu schwierig ist; es hatten zudem infolge des kalten Wetters erst einige mit dem

Brüten begonnen. Ich zählte aber doch schon etwa 70 belegte Nester. Die Zahl der brütenden Austernfischer mag wohl die gleiche gewesen sein wie früher (ich fand 7 belegte Nester). Dagegen hatte ich die Freude, außer Halsbandregenpfeifern, Rotschenkeln und Lerchen, die auch früher schon auf der Insel brüteten, zwei neue Brutvögel vorzufinden, nämlich den Seeregenpfeifer und die Zwergseeschwalbe. Es ist unzweifelhaft, daß die Ruhe und Stille der Insel auf die Vögel anziehend wirkt. Das beweist einerseits die Anwesenheit des großen Schwarms von Austernfischern und Silbermöwen, andererseits das Vorkommen der zwei genannten neuen Brutvögel. Der Wärter, der seinerseits von List her beobachtet nnd kontrolliert worden ist und sich als ehrlich und zuverlässig erwiesen hat, hat mir nach meinem Besuch noch mehrmals über den Stand der Sache Nachricht geben müssen. Nach dem letzten Bericht haben dies Jahr, wie er durch genaue Zählung der Nester festgestellt hat, auf Jordsand gebrütet: 500—550 Paare Fluß- und Küstenseeschwalben, 25 Paare Zwergseeschwalben, 12 Paare Austernfischer, 10 Paare Regenpfeifer, 2 Paare Rotschenkel und zahlreiche Lerchen.

Dieses über Erwarten günstige Resultat zeigt, wie sehr die Vögel nach einem ungestörten Plätzchen sich sehnen und wie gern sie ein solches sofort annehmen; es berechtigt ferner zu der frohen Hoffnung, daß noch andere Gäste sich allmählich dort ansiedeln werden, nämlich 1. die Kaspische Seeschwalbe, die schon einmal, nämlich 1896, dort einen Brutversuch gemacht hat; 2. die Brandseeschwalbe, die früher hier eine bedeutende Kolonie hatte, jetzt aber nur noch auf Norderoog in wenigen Paaren nistet; 3. die Eiderente und 4. die Bergente, die, auf Sylt beständig verfolgt, hier Ruhe und Sicherheit, dazu auch die zur Brut nötigen Kaninchenlöcher in Menge findet.

Wenn Sie nun meinen, daß mit zunehmender Besiedelung von Jordsand die größte Gefahr abgewandt ist, so muß ich doch auf einen und zwar sehr wichtigen Punkt hinweisen, nämtich daß in absehbarer Zeit keine Hoffnung mehr vorhanden ist, Jordsand erwerben zu können. Soweit ich in die dortigen Verhältnisse Einsicht habe, muß ich zwar bekennen, daß kaum Aussicht besteht, daß sich die Pläne des Herrn Wasmuth verwirklichen, aber selbstverständlich steht die Sache solange in der Luft, bis wir sagen können: dieser Fleck gehört uns, den wollen wir als Freistätte den Vögeln erhalten. Vielleicht ließe sich eine andere Örtlichkeit dort in der Nähe finden, die für unsern Zweck sich eignete, sei es auf Sylt, an dessen Ellenbogenspitze ich schon oft gedacht habe, da sie noch vor 40 Jahren sich leicht gegen jeden Verkehr absperren ließe, oder Uthörn, die kleine Sandinsel im Königshafen, oder ein Bezirk auf Röm, der nördlichsten unter den deutschen nordfriesischen Inseln; oder auch eine der etwas südlicher gelegenen Halligen. Freilich, dazu gehört Geld, vielleicht sogar eine ganze Menge Geld! Und da es vorläufig damit noch sehr hapert, so müssen wir zunächst mit dem Naheliegenden und Erreichbaren rechnen und uns daran genügen lassen. Zu diesem Zwecke hat auf meine Veranlassung der kleine ornithologische Verein zu Hamburg den Ellenbogen gepachtet; so werden die dortigen Brutvögel, zumal die Kaspischen Seeschwalben, wenigstens vorläufig noch in ihrer alten Heimat verbleiben können. Werden sie aber demnächst durch die Störungen, die der Bahnverkehr und das Badeleben mit sich bringen, von dort vertrieben und sich eine neue Heimat suchen müssen, so steht ihnen Jordsand offen als eine vorläufige Freistätte. Aber schon um diese Freistätte den Vögeln zu schaffen und zu erhalten, ist Geld nötig, obwohl Herr Wasmuth die Insel ohne Entgelt für unsere Zwecke zur Verfügung gestellt hat.

Und so richte ich zum Schluß an Sie alle die dringende Bitte: Helfen Sie,

solange noch Zeit ist, die drohende Vernichtung der nordfriesischen Vogelkolonien abwenden durch Unterstützung des Vereins Jordsand zur Begründung von Vogelfreistätten an den deutschen Küsten und durch Herbeiführung eines Gesetzes, welches das sport- wie das erwerbsmäßige Abschießen der Möwen und Seeschwalben verbietet, und erhalten Sie dadurch unseren Küsten ihren herrlichsten Schmuck.

Der Sonnenstrahl jauchzte —.

Von **Heinz Jahn** in Vegesack.

Es war eine weite, trauliche Diele in einem Großbauernhause; durch die geöffnete Tür und die freundlichen kleinen Scheiben strömte das vergoldende Licht der versinkenden Sonne.

Am Bord mit den tönernen Milchsetten stand Grete, die einzige Tochter. Sie hielt eine Schüssel in der Hand und wischte mit dem Tuche hinein, immer wieder hinein, als ob sie den rotgüldenen Glanz der Sonne hinwegreiben wollte. Denselben güldenen Glanz, der auf ihrem schimmernden Haare spielte, das, mit einer hellblauen Schleife gebunden, sich auf ihren stolzen Nacken legte.

Sie trat ein wenig zurück, und ihre ganze Gestalt war in der Verklärung des Abendscheins. Leise wiegend bewegten sich die feinen Linien ihres Körpers beim Arbeiten.

Ihre Augen waren hell, und doch war ihr Glanz so tief, — so tief wie das Hell des Himmels, zart und doch unergründlich. Ihr Gesicht sprach von der Üppigkeit ihres Körpers, von der Ungeduld ihres Blutes, das überschwer in den Adern rollte, bald liebeverlangender Schelm, bald märchenträumende Sehnsucht, bald sturmlaufende Leidenschaft und bald sattduftende Schwüle.

Sie lauschte. Es war keine Arbeit, die sie verrichtete, nur Vorwand war es, — wenn ihr Vater plötzlich hereintrat, dann konnte er nicht wissen, daß sie nur wieder horchte, horchte auf den Pfiff, auf den sie nicht hören sollte. Sie sollte ihn nicht beachten, denn drin in der kleinen Stube blätterte der Alte mit knöchernen Mienen in Papieren, die ihm eine wohlgefällige Sprache redeten, nicht die Sprache, die der Sonnenstrahl jauchzte, wenn er auf des Bauern Tochter fiel. Wohl ließ sich der Schein auch auf die Zahlen nieder, die des Alten Auge musterte, aber er war grell und unbeweglich, als ob er Angst vor sich selbst hatte und gebannt war. —

Sie hörte den Pfiff und schlich hinaus, ein paar Schritte den schmalen Weg entlang, der zu den Büschen führte, hinter denen er stand, er, den sie erwartete.

Sie sagten sich guten Abend, warm faßten sich ihre Hände.

„He hett mi all wedder vorrekent, wat dat bringt, wenn ek — nich „so dumm" bün, wenn ek Hinnerk nehm —. He paßt scharf up, — ek mutt glik wedder rin, — ober swig man still, ek hol haard —"

„— Grete, goode Deern — —"

Im Hause ging eine Tür, und gleich stand das Mädchen wieder auf der Diele und putzte an sauberen Schüsseln herum. —

In der Nacht schien der bleiche Mond in die niedrige Schlafkammer. Wohl hatte er kaltes Licht, aber nicht konnte er das Leben töten, das in dem wachen Gesicht des Bauernmädchens strömte, sie konnte nicht schlafen, aber keine Träne zeigten ihre Augen, sie sahen weit hinaus in die sternhelle Nacht, über die Felder, bis hinten, wo das Gehölz anfing; im Vorbeifliegen streifte ihr Blick die strotzenden Rosen, die sich an das Fensterkreuz schmiegten.

Durch das nächste Fenster fiel der Mondschein auf einen kleinen Schrank. Doppelte eiserne Türen waren darin, mit starken Schlössern verriegelt. Der silberne Glanz fiel dagegen, aber, wie wenn er einen Schreck bekommen, prallte er wieder zurück auf die entgegengesetzte Wand. Da machte er einen alten trockenen Myrtenkranz sichtbar, dicker Staub lag darauf, — darum perlte wohl auch die Träne sofort wieder herunter, die vorhin hinauffiel, als ob die Rosen weinten, die etwas höher auf einem Eckbrett standen —.

Mir war's, wie wenn eine Träne gefallen wäre — —.



Die Geschichte einer Mädchenseele.

Gedanken über ein neues Buch von O. O. S.

„Braust, ihr Winde, rast; ihr Stürme!
Ächzt und schüttelt sich der Wald,
Stürzen tausendjährge Riesen:
Liebe, trägst du Sturmgestalt?
Türmt euch auf, ihr Meereswogen!
Grabt dem Schiff ein gähnend Grab.
Endlos weit zerwühlte Massen:
Herz, wogst auch so auf und ab?
Rot das Feuer! Lodert, Flammen!
Überwältigt — Pracht der Glut —
Menschenleben, ganze Städte:
Liebe, glüht so heiß dein Mut?
Bebt, ihr Felsen! Sinkt, ihr Türme!
Tut sich Erde feurig auf,
Überflutet Lava Länder:
Schlägst du wilder, Herzblutlauf?
Grause Kriege! Reiterscharen,
Stampfet dröhnend durch die Mark,
Klirrend mäht der Tod die Menschen:
Liebe, siegst du auch so stark?
„Siegt der Tod: ich siege stärker!
Bebt der Fels: mein Herz bebt mehr!
Glüht die Flamme: ich glüh heißer,
Woge wilder als das Meer.
Rast Orkan: mein Blut rast toller,
Schießt empor im jähen Ruck,
Blicke ich in deine Augen,
Fühle deinen Händedruck."

Der Name der Grafen v. Baudissin ist in unserer Literaturgeschichte nicht unbekannt, seitdem dies Geschlecht im 18. Jahrhundert auf holsteinischem Boden heimisch geworden ist; am meisten von ihnen hat für unser Schrifttum jener Wolf Baudissin bedeutet, der mit Schlegel und Tieck erst eigentlich Shakespeares Werke zum Gemeingut der Deutschen gemacht hat. Die Werke eines anderen Wolf Baudissin werden von seinen theologischen und orientalistischen Fachgenossen hoch anerkannt und, wenn der Inhalt der Schriften Adelbert Baudissins ihm auch wenig dauernden Ruhm eingetragen hat, so gilt doch auch von ihm und jenem Wolf Baudissin, der uns als Freiherr v. Schlicht so manche unterhaltende Stunde bereitet, gilt, sage ich, von ihnen allen gemeinsam, daß sie Meister des Wortes waren, von ihnen und von anderen Geschlechtsgenossen, deren Dichtungen nie veröffentlicht sind, Meister des Ausdrucks in schriftlicher wie in mündlicher Rede. Die Fähigkeit, zu sagen, wie man denkt und fühlt, und es in schöner Form zu sagen, fehlt auch nicht der Erzählung, mit der Gräfin Asta Baudissin an die Pforten klopft, aus denen die deutsche Leserwelt ihrem Blutsverwandten, dem Übersetzer Shakespeares, den wohlverdienten Lorbeer einst gereicht hat.

Ihre Erzählung behandelt „Auch ein Menschenschicksal, die Geschichte einer Mädchenseele." [1]) Der Doppeltitel, auf den ich nachher noch einmal zurückkomme, sagt schon, daß es ein modernes Buch ist. Modern und Mode sind verwandte Wörter; hier aber bitte ich zunächst nicht an diese Verwandt-

[1]) Berlin u. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1907. 217 S. 8°. 4,50 *M*.

schaft zu denken, sondern daran, daß heute anders als früher Frauen das Bedürfnis haben, in das Verhältnis der Geschlechter und grade in seine vertrauteste Form, in die Liebe, auch von ihrer Seite einmal hineinzuleuchten, auch über den Inhalt und die Wirkungen der weiblichen Empfindung zur Klarheit zu kommen und diese Klarheit in der Welt zu verbreiten. Das Buch behandelt also die Träume eines Mädchens, ihre große Liebe, ihre unerfüllt gebliebene Liebe und endet damit, zu zeigen, was dies Schicksal nachher aus ihr gemacht hat, wenn später Liebe von außen an sie herantrat. Der Vorgang ist gewöhnlich, seine Bedeutung erhält er in jedem Falle nur durch den, der erlebt; dies Erleben aber kann so tausendfältig verschieden sein wie die Menschen selbst es sind, jede neue Wiederholung der alten Leiden wirkt wie ein ganz neuer Vorgang. Jedes ursprüngliche und bedeutende Buch über die Liebe kann eine neue Offenbarung sein, und kommt es aus weiblicher Feder, so steigert sich diese Aussicht, weil wir immer noch weniger gewöhnt sind, die Wirkungen des Mannes auf das Weib literarisch bloßgestellt zu sehen, als die umgekehrten. Grade darin liegt der Wert und die Wahrheit der Erzählung, die hier vor uns liegt, daß sie fast ganz darauf verzichtet, die Wirkung des Weibes auf den Mann in ihre Darstellung hineinzuziehen, daß wir keine unzulängliche Schilderung männlichen Innenlebens aus weiblicher Feder vorgesetzt bekommen, daß wir den Mann überhaupt nur aus der Wirkung kennen lernen, die er ausübt, aus dem Spiegelbilde dessen, was er zu zeigen hat, in einer Mädchenseele. Schön und klar, wahr und treu führt die Verfasserin Spannung, Verständnis und Teilnahme des Lesers in die Empfindungen eines Mädchens, das wir lieben müssen, auch ohne es eigentlich für bedeutend zu halten. Hiermit glaube ich zugleich die Grenze des Buches angedeutet zu haben. Fein gestimmt und beobachtet, treffend, selbst scharfsinnig erzählt, reich und weitgegriffen in der Schilderung, verzichtet dies Buch mit richtigem Gefühl darauf, die Kraft und die Größe zu suchen, die nur eine männliche Feder in die gleiche Aufgabe hineinlegen kann. Nicht so neu und schöpferisch sind seine Gedanken, als zum Teil wundervoll ausgedrückt und zusammengefaßt aus der Fülle menschlichen Lebens, das uns allen zugänglich ist, wenn wir schauen mögen. Mehr Malerin als Prophetin ist die, die uns dies Buch beschert hat; ich weiß natürlich wohl, daß etwas Prophet ein jeder Künstler ist.

Wenn ich so geschrieben habe, so habe ich hauptsächlich an den Mittelpunkt des Buches, die Liebe der Heldin zu Sigwart, gedacht, bis dahin, wo sie einsieht und verzweifeln will, wie unvollkommen er sie erwidert.

Nicht viel mehr als die Hälfte des Buches ist gefüllt, als wir mit dem Zusammenbruch eigentlich die Geschichte dieser Mädchenseele beendet glauben. Denn diese Liebe hat, daran läßt uns die Verfasserin nicht zweifeln, über das Leben ihrer Heldin endgültig entschieden. So ist es auch. Was nun noch folgt auf 100 Seiten, ist keine Fortsetzung, keine neue Geschichte mehr, ist ein Epilog. Wir verlangen vom Kunstwerk, daß es geschlossen sei; wir brauchen darum freilich die höchste Spannung und Steigerung nicht notwendig an das Ende zu verlegen, wie es das Drama meistens tut, wir können die heilige Dreizahl der Kunst auch als Prolog, als Hauptstück und als Epilog sich gliedern lassen. So tut es die Verfasserin, aber das hätte auch äußerlich einigermaßen zum Ausdruck kommen müssen. Wir sollen am Ende, im dritten Teil, erfahren, wie das Leben und vor allem das Werben um Liebe auf ein junges Herz wirkt, dessen beste Blüten hoffnungslos geknickt sind. Die Verfasserin hat vollkommen recht, wenn sie diese Erkenntnis für sehr interessant hält. Aber ihr Buch soll nicht eine bloße psychologische Untersuchung, nein, es soll ein Kunstwerk, eine

Einheit sein und muß sich also den Gesetzen des Kunstwerks fügen, auch wo sie streng sind. Wird die Erzählung von der unglücklichen Liebe der Heldin so zum Mittelpunkt des lebendigsten Interesses gemacht, so in allen Wendungen bis zur höchsten Steigerung durchgeführt, so kann keine noch so fesselnde Darstellung ihrer späteren Erlebnisse jemals wieder das tiefe Gefühl erwecken, das uns am Ende der ersten Hälfte des Buches bis ins Innerste gepackt hat. Ich weiß ganz gut, daß die verehrte Verfasserin sich nun auf ein Vorbild berufen wird, vor dem wir eigentlich alle schweigen sollen, auf Goethes Faust; aber ich möchte doch glauben, daß die Stimmen aus bedeutendem Munde nicht so unrecht haben, wenn sie die beiden Teile des Faust unmöglich als ein einheitlich geschlossenes Kunstwerk empfinden können. Das unbefangene Gefühl wird auch bei dem Werke des großen Meisters im ganzen zweiten Teil seine Empfindungen entschieden abgeschwächt finden. Dasselbe muß man auch hier sagen: das Buch bringt zuviel auf einmal; entweder mußte das entscheidende Schicksal der Heldin der nur vorsichtig skizzierte Hintergrund ihrer späteren Erfahrungen und diese das Hauptstück des Buches werden oder aber diese letzteren vertragen nicht die ebenbürtige Ausführung, die sie erhalten haben.

In den Einzelheiten dieser Ausführung wird die Erzählung, glaube ich, jeden ansprechen müssen, und weil außerdem die Voraussetzungen, unter denen ein solches Buch geschrieben wird, das Zartgefühl herausfordern, will ich nur ein paar Kleinigkeiten bemerken. Ich glaube, daß es auch andern gehen wird wie mir, wenn ich den Umschwung der Stimmung nach der Katastrophe, bis dahin, wo das Tagebuch (S. 130) eine so ganz andere Stimmung zeigt, für sehr zusammengedrängt halte. Ich will gewiß nicht sagen, daß die Tatsache selbst unwahrscheinlich wäre — Menschen sind ja sehr verschieden —, aber sie ist von der Verfasserin ungenügend begründet; es ist ihr ebenso wenig gelungen, sie dem Leser recht glaubhaft zu machen, wie die andere, daß die Heldin erst bei der Aussprache mit Triskow (S. 204 ff.) hat erkennen wollen, daß er sie liebt; alles das, was die Verfasserin vorher geschildert hat, muß den Glauben des Lesers daran erschüttern, dem doch längst kein völlig unerfahrenes Mädchen mehr vor Augen steht. Man wird auch das schwerlich glauben, daß Behrings Benehmen (S. 149) aus der Gesellschaft ist, von der das Buch erzählt. Daß die Verfasserin dies Mädchen am Schlusse des Buches dem in der Tat hoffnungslosen Konflikt, in den sie sie hineingedrängt hat, durch eine Pneumonie entzieht, über diese recht äußerliche Lösung will ich ihr deswegen nicht zürnen, weil, wie vorher ausgeführt, das entscheidende Interesse am Buche sich doch auf den ersten Teil zusammengedrängt hat. Das soll, ich wiederhole es, nicht sagen, daß nicht auch im zweiten Beobachtungen von großer Tiefe hier und da unser Nachdenken und unsere Teilnahme ganz ausfüllen. Kann man wohl die furchtbare Wahrheit in Ibsens Erwachenden Toten, wie verhängnisvoll der bloße Zeitablauf für unsere Befähigung zum Glück werden kann, knapper und rührender ausdrücken, als es dies Buch S. 172 gegen Ende des zweiten Absatzes tut? Schon am Beginn meiner Besprechung habe ich angedeutet, daß Adel und Reinheit der Sprache diese Erzählung auszeichnen; nur selten dringt der flotte Erzählerton, der in einem Teile des Buches der angebrachte ist, auch in solche Stücke ein, die einen edleren Ausdruck verlangen, und nur selten sind Fremdwörter an unnötiger Stelle zu beanstanden, wie cachieren und Balltalk. Ich weiß wohl, daß man mit ihnen mitunter eine größere Lebenstreue der Erzählung erreichen kann, und ich weiß auch, daß das Fremdwort oft oder sogar gewöhnlich im Sinne ein klein wenig von dem nächsten deutschen Ausdruck abweicht. Aber photographische Lebenstreue ist garnicht unter den höchsten

Vorzügen eines Kunstwerks, und einem deutschen Buch schadet es nichts, wenn es nur das ausdrückt, wozu die Mittel der Muttersprache ausreichen. Weniger erfreulich finde ich, daß die verehrte Verfasserin ziemlich oft unser gutes „er," „sie," „es" durch das geschraubte Kanzleiwort „derselbe" usw. verdrängt; das ist nicht hübsch, besonders in den Briefen, die mir überhaupt nicht ganz so natürlich erscheinen wie alles, was man sonst in diesem Buche liest. Ein Versuch in unserer Landessprache (S. 13) ist der Verfasserin mißglückt, weil sie das Plattdeutsche nicht kennt. An Druckfehlern ist es arm; nur ab und zu stört, daß das „Sie" und „Ihr" der Anrede klein gesetzt ist. Die Ausstattung des Buches steht zum Wert seines Inhalts in einem auffallenden Gegensatz.

Jetzt noch der Kopf, der Anfang! Doppeltitel sind ja modern, d. h. Mode, aber keine glückliche, wenn sie überflüssig sind wie hier; daß die Geschichte einer Mädchenseele auch ein Menschenschicksal enthält, versteht sich nämlich von selbst. Kleine Ausstellungen sind kein Grund, nicht für ein schönes Buch zu danken; man wird es vielleicht am meisten für die Rückhaltlosigkeit tun müssen, mit der die Verfasserin sich ihrem Buch und damit uns als das gegeben hat, was sie ist; ich kann es, um nur eins zu sagen, nur als einen Vorzug ansehen, wenn das lebendige weibliche Interesse an äußerer Erscheinung, Kleidung und Frisur mitunter so wirkungsvoll zutage tritt, daß männliche Leser wohl lächeln können. S. 79 am Ende und oben S. 80 am deutlichsten und hier und da auch sonst dringt in dies Buch der wahre und weise Gedanke ein, wie wenig es das Entscheidende für das Glück in der Ehe ist, wenn die Frau sich voll verstanden fühlt; es ist aber sehr bezeichnend für das ganze Buch und seine Verfasserin, wie merkwürdig wenig dieser Gedanke die Herrschaft über seinen Inhalt gewonnen hat. Der verwickelte Werdegang moderner Märchen hat vor ihren Blick fast immer einen Schleier gezogen, der ihm jene alte und einfache Wahrheit verbirgt, deren Wiederauferstehung die Klagen derer begraben würde, die vielleicht mit Recht die Summe des Glücks in der modernen Welt allzusehr vermindert finden.

Das Buch empfindet gut, daß eine Herzensgeschichte größeren Stils einen besseren Boden auf dem Lande findet als in der Stadt, die die Menschen eng zusammendrängt und kontrolliert. Die Art, die Natur zu betrachten, ist ganz und gar bezeichnend für die Stimmung, in der ein Stadtkind es tut. Dies Zusammenwachsen von Mensch und Natur, wie es nur das Landleben kennt, ist diesem Buche ganz fremd; hier ist die Natur ganz Objekt oder doch etwas Selbständiges, wenig veränderlich dem Menschen gegenüberstehend; alles, was S. 130 gesagt ist, wäre garnicht möglich ohne diese Grundstimmung. Andere empfinden anders; die Natur, mehr ein Teil ihres Innern, muß die Wechsel ihrer eigenen Stimmungen einfach mitmachen, erscheint nur dem Glücklichen schön, dem Unglücklichen als eine Steigerung seiner Leiden; was in uns ist, tragen wir in die Natur hinein.

Abend spät! So müd' vom Schweigen!
Herz und Leib ersehnen Ruh.
Lösche aus die Lampe, trachte
Müde meinem Bette zu.
Noch ein Blick durchs offne Fenster,
Voller Mond und Sternenpracht.
Müdigkeit verfliegt. Ich stehe
Draußen in der Winternacht.
Alle Fenster sind verloschen.
Keine Seele regt sich. Kaum,
Daß im Laub ein Igel raschelt
Vor mir, an des Teiches Saum.

Eine Eule seh' ich flüchtig.
Lautlos streicht sie durch den Hain;
Eilig huscht ein junger Marder
Beutesuchend im Gestein.
Ernster Mond, dein Silberschleier
Deckt das Wirken, Treiben, Müh'n,
Hoffen, Kämpfen, Fallen, Siegen,
Das des Tages Licht beschien.
Glücklich, wen der Schlaf entrückte,
Wen du nicht wie mich gebannt,
Wen die Träume sanft umfangen.
Mich beschaust du unverwandt.

Mondeslicht und Mondesschatten,
Wie doch unser Herz euch flieht,
Wenn ihr eure Silberfurchen
Erst durch unser Leben zieht.
Ach, ich sehe, wie die Schatten
Gleich Gespenstern vor dir her
Länger stets und länger wachsen
Bläulich schwarz und lebensleer.
Jede Welle des Geländes,
Jeder Halm im weißen Gras,
Jeder Zweig der hohen Bäume
Spiegelt wie auf schwarzem Glas.
Feine Spalten, tiefe Furchen,
Flächen, seltsam, rissig, groß,
Sprengen auf dem Silbergrunde
Tiefe, düstre Flecken los.
Taggedanken, kühler Panzer,
Mondlicht, womit ätzt du ihn?
Mußt du deine Silberfurchen
Tiefer noch durchs Leben ziehn?
Alle Sehnsucht rufst du wieder,
Alles Glück, das mich geflohn,
Alle Schuld, an der ich sterbe,
Alles Ringens eitlen Lohn,
Alle Tränen, die ich weinte,
Alle Liebe, die so fern,
Und euch Augen, die mein Leben
Leiten sollten als sein Stern.
Du bist schuld, zerbricht mein Leben,
Dein Blick macht erst Leid zur Qual,
Du erst drückst den Dorn der Schmerzen
Ins Gebein durch jeden Stahl.
Lethes Feind, ihr Mondesnächte,
Ihr laßt mich das Leben fliehn,
Weil sich eure Silberfurchen
Zu tief durch mein Leben ziehn.



„Der Mutter Hausbestand."

Von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. As ik noch lütte Deern weer,
Wull ik gern 'n lütt Hehn hem.
All Lüd weten wull,
Wo min Hehn heten schull.
Min Hehn Krei
Leggt alle Dag er Ei.
As ik 'n lütt Hehn harr,
Wull ik ok 'n lütt'n Hahn hem.
All Lüd weten wull,
Wo min Hahn heten schull.
Min Hahn Kunkelfahn,
Min Hehn Krei
Leggt alle Dag er Ei.
As ik 'n lütt'n Hahn harr,
Wull ik ok 'n lütt Gos hem.
All Lüd usw.
Min Gos Drickedros,
Min Hahn Kunkelfahn,
Min Hehn usw.
As ik 'n lütt Gos harr,
Wull ik ok 'n lütt'n Ganter hem.
All Lüd usw.
Min Ganter Taratt,
Min Gos Drickedros usw.
As ik 'n — —
Wull ik ok 'n lütt Schap hem.
All Lüd usw.
Min Schap Schipp-Schapp,
Min Ganter Taratt usw.
As ik — —
— — — — — — — —
Min Swin Nüff-Nüff — — —
Min Koh Strollto — — —
Min Peerd Glattsteert — — —
Min Knech Hebberech — — —
Min Deern Spinnnichgern — — —
Min Jung Lusbung — — —
Min Mann Kiek-in-de-Kann — — —
As ik 'n lütt'n Mann harr,
Wull ik bloß noch 'n lütt Kind hem.
All Lüd weten wull,
Wo min Kind heten schull.
Min Kind Susewind,
Min Mann Kiek-in-de-Kann,
Min Jung Lusbung,
Min Deern Spinnnichgern,
Min Knech Hebberech,
Min Peerd Glattsteert,
Min Koh Strollto,
Min Swin Nüff-Nüff,
Min Schap Schipp-Schapp,
Min Ganter Taratt,
Min Gos Drickedros,
Min Hahn Kunkelfahn,
Min Hehn Krei
Leggt alle Dag er Ei.

2. Ik deen bi min' Burn een Johr,
Da gef he mi en Hehn.
Min Hehn heet Krei,
De leggt mi wull noch en Ei.
Ik deen bi min' Burn twee Johr,
Da gef he mi en Hahn.
Tuckeltahn (Kiekelkakel) heet min Hahn,
Min Hehn heet Krei,
De leggt mi wull noch en Ei.
Ik deen bi min' Burn dree Johr,
Da gef he mi en Gos.
Witte Poos (Plattfot) heet min Gos,
Tuckeltahn heet min Hahn,
Min Hehn heet Krei,
De leggt mi wull noch en Ei.
Ik deen bi min' Burn veer Johr,
Da gef he mi en Gant.
Langehals heet min Gant,
Witte Poos heet min Goos usw.

— — — fief Johr,
Da gef he mi en Schap.
Trippeltrapp heet min Schap,
Langehals usw.
— — — söß Johr,
Da gef he mi en Swin.
Isegrin heet min Swin,
Trippeltrapp usw.
— — — sœben Johr,
Da gef he mi en Koh.
Gahto (Buntefoot) heet min Koh,
Isegrin usw.
— — — ach' Johr,
Da gef he mi en Oß.
Rodevoß heet min Oß,
Gahto usw.
— — — nęg'n Johr,
Da gef he mi en Peerd.
Flessensteert heet min Peerd,
Rodevoß usw.
Ik deen bi min' Burn tein Johr,
Da gef he mi en Mann.
Snackvöran (Spannan) heet min Mann,
(Da gef he mi en Wief:
Tiedverdrief heet min Wief,)
Flessensteert heet min Peerd,
Rodevoß heet min Oß,
Gahto heet min Koh,
Isegrin heet min Swin,
Trippeltrapp heet min Schap,
Langehals heet min Gant,
Witte Poos heet min Gos,
Tuckeltahn heet min Hahn,
Min Hęhn heet Krei,
De leggt mi wull noch en Ei.

Der Volksreim vom Hausbestand der Mutter ist in vielen verschiedenen Lesarten durch ganz Deutschland verbreitet. Er zählt mit eigentümlichen Namen Dinge auf, die zum Hausbestand der Familie gehören. Meistens sind es die Familienmitglieder, die Dienstboten und die Haustiere, also die lebenden Wesen des Hauses, die hergezählt werden. Ihre eigenartigen Namen sind entweder nach ihren Tätigkeiten, ihren Eigenschaften, ihrem Aussehen, bei den Tieren auch nach dem Klang ihrer Stimme gebildet.

Die Form der Reime ist überall dieselbe: Die erste Strophe bringt eine Einleitung und beginnt mit der Aufzählung. Alle folgenden Strophen wiederholen zunächst die Einleitung mit den gleichen oder wenig abweichenden Worten, setzen dann die Aufzählung fort und nennen endlich das bereits Aufgezählte in umgekehrter Reihenfolge, so daß alle Strophen wie die erste schließen und nur die letzte alle aufgezählten Teile des „Hausbestandes" umfaßt.

Ich habe den Reim zuerst auf folgende Weise kennen gelernt: An einem Spätnachmittage im Winter besuchten uns Nachbarskinder. Fünf bis sechs Knaben und Mädchen im Alter von 9—12 Jahren saßen in der Wohnstube am Tische und wußten nicht recht, wie sie die Zeit hinbringen sollten, da sie gewohnt waren, im Freien oder doch auf der großen Dreschdiele und in den angrenzenden Räumlichkeiten zu spielen. Da griff die Mutter ein. „Ji seggt dat de Reeg na noch mal weller, wat ik ju vörsegg!" Und nun fing sie an: „As ik noch lütte Deern weer, wull ik gern 'n lütt Hęhn hem — — — leggt alle Dag ęr Ei." Jedes Kind wiederholte. Dann fuhr sie fort: „As ik 'n lütt Hęhn harr, wull ik ok 'n lütt'n Hahn hem — — —" und wieder sprachen es die Kinder nach. So wurden nacheinander alle Strophen von der Mutter vorgesprochen und von jedem Kinde wiederholt.

Rochholz (Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 156) will diese Art der Volksreime aus dem Heimdallslied der Edda, dem Rigsmal, ableiten, welches erzählt, wie Heimdall unter dem Namen Rigr die „grünen Wege der Erde" wandert und die menschlichen Stände in ihrer ersten Anordnung gründet. Diese altreligiöse Ordnung der Menschen in (drei) Stände soll die Urquelle für die vorliegende Volksreimgattung sein.

Volkskundliche Findlinge.

Von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

Normalelle. In dem Buche „Führer in dem Nordseebad Wyk auf Föhr" von O. C. Nerong, S. 38 heißt es: Eine Merkwürdigkeit ist die friesische Normalelle, welche an dem westlichen Pfeiler der Kirche zu Nieblum hängt. Sie ist aus Eisen,

24½ Zoll lang und in Viertel eingeteilt, von denen das erste und dritte Viertel reichlich 6, das zweite 6 und das vierte kaum 6 Zoll lang sind. Die Ungleichheit ist jedenfalls eine absichtliche. Die einzelneu Viertel sollen nicht die Viertel der friesischen Elle, sondern vielmehr die benachbarten Ellen angeben. — An der sogenannten Küsterei in Lunden — die Küsterschule stand früher an der Mauer des alten Kirchhofs — hing noch in den vierziger Jahren die Lundener Normalelle. Über das isländische und andere Normalmaße vergleiche „Urquell" V, 33. — Eine kupferne Normaltonne befand sich in Heide. Eine eben solche wird jetzt in Meldorf im Museum Dithmarscher Altertümer aufbewahrt.

Volksmedizin. Schneidet man sich in einem Messer oder verwundet sich an einem Nagel, so lege man das Messer oder den Nagel in Tran, und der Schmerz ist sofort vorüber. (Warwerort bei Büsum.) Tritt man sich einen Nagel in den Fuß, so bestreicht man denselben mit Fett und legt ihn an einen Ort, wo weder Sonne noch Mond scheint, und die Wunde wird nicht schlimm (verfüllt sik ni). (Wesselburen.) Vernagelt ein Schmied beim Beschlagen eines Pferdes dasselbe, so zieht er den Nagel wieder heraus und wirft ihn stillschweigend in den Schleiftrog. (Linden in Norderdithm.) Als einst einer meiner Brüder sich beim Schlittschuhlaufen an dem Schnabel des Schlittschuhs verletzt hatte, erzählte mir ein Freund in Lunden, ward der ganze Schlittschuh mit Tran eingeschmiert; die Wunde sollte nicht schlimm werden. Sticht bei der Heuernte einer den andern mit der Forke, so steckt er sofort stillschweigend dieselbe in die Erde, und die Wunde entzündet sich nicht. (Lehe bei Lunden, Ostorf im Dänischen Wohld.)

Gründonnerstagseier sollen, so glaubt man in Dithmarschen, lauter Hühnerküchlein bringen. Doch meint mein Gewährsmann, das sei Altweiberglaube, aber die mehr rundlichen Eier enthalten Hühner und die länglichen Hähne. In der Hohenwestedter Gegend glaubt man, daß die am Gründonnerstag gelegten Eier Hühner bringen, die alljährlich die Farbe wechseln. Gründonnerstagseier bringen bunte Küken, so sagt man auf der Insel Pellworm. Nach Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr in Sitten und Bräuchen, glaubt man in Deutschland von den Gründonnerstagseiern oder Antlaßeiern, daß sie lauter Hühner oder Hähne bringen, die jedes Jahr die Farbe wechseln, daß sie das Haus vor Feuer bewahren, und daß derjenige, der ein solches bei sich trägt, in der Kirche oder auf einem Kreuzwege die Hexen erkennen kann. (Über Gründonnerstagseier vergl. auch „Urquell" VI, 44, 127 ff). — Von einer Schweizerin — Geg. von St. Gallen — hörte ich, daß ein Charfreitagsei, in das Bett eines Kranken gelegt, gegen das Durchliegen schütze.

Besen beim Hausrichten. Als mein Sohn in Wesselburen sein Atelier richten lassen wollte, sagte ein alter Wesselburener: „Wenn he nix to vertärn utgift, mut ick noch rein en Bessem babn rinhangen." Als in Fedderingen einer, der an seinem Hause einen Anbau machte, nichts zum Besten geben wollte, baumelte am andern Morgen ein Reisbesen im Hahnenholz. Und noch im Frühjahr 1907, als bei Lunden eine neue Meierei errichtet und für die Mauerer und Zimmerer kein Richtbier veranstaltet war, ward ein Besen oben am Gebäude befestigt. Offenbar soll der Besen ein Schimpf sein und wohl das Gegenteil vom Richtkranz bedeuten. Ähnlich ist es mit dem Besen am Mast eines Schiffes. In Varnhagen von Ense's Tagebuch, Band XI, S. 37, findet sich folgende Stelle: Verachtung, die sich in England gegen Preußen allgemein und bitter ausspricht; die Matrosen eines großen Kauffahrteischiffes, das aus fernen Landen ankam, begriffen nicht, weshalb man sie verhöhnte, wie Geächtete mied; als sie es erfuhren, schämten sie sich. Ihre Flagge hatte man ihnen mit einem Besen vertauscht, der am frühen Morgen das Gelächter aller Nachbarschiffe verursacht. — Ob in dem alten Vers: „Hamburg, du best erenvast, De von Lubeke voren den badequast" unter „badequast" ein Besen zu verstehen ist, den das Lübecker Admiralschiff in der Schlacht vor Kopenhagen 1427 am Mast gehabt haben soll, ist wohl anzunehmen. (Niederd. Korrespondenzbl. VII, 78.)

Geheime Sprechweisen. Der verstorbene Professor Kl. Groth teilt im Husfründ I Nr. 19 von 1876 folgende geheime Schulsprache mit: ikei ankei idei iknei verstantstei = Ick kann di ni verstan. Ich hörte diesen Satz in Dithmarschen auch so: ikei andei idei iknei erfes anstei. Ein anderes Beispiel aus Dithmarschen ist: uldwei udei idwei = Wullt du mit? Der Ton liegt stets auf ei. Die Ei-Sprache scheint in Schleswig-Holstein weit verbreitet zu sein. Ein Freund aus dem benachbarten Eiderstedt teilte mir folgende geheime Sprachweise mit: du-ulerfu kanns anslerfans mi-ilerfi ver-erlerfer stan anlerfan = Du kanns mi verstan; dat-atlerfat wilillerfill iklerfik = Dat will ik. In dieser Sprache, die wir katerlateinisch (entstellt aus Kramerlatein?) nannten, bemerkt derselbe Freund, hatten meine Mitschüler und ich, als wir die Schule in Witzwort in Eiderstedt besuchten, eine große Gewandtheit. (Vergl. Urquell II. S. 112.)

Mitteilungen.

1. Ausstellung in Flensburg. Der Verein für Kunst und Kunstgewerbe in Flensburg veranstaltet im Parterregeschoß des Kunstgewerbe-Museums eine Ausstellung von Werken des Prof. Dr. Dettmann in Königsberg. Die Ausstellung wird die wichtigsten und für den Werdegang des Künstlers charakteristischen Werke des Meisters enthalten und ein Bild seiner künstlerischen Entwicklung darbieten. Ein Katalog mit dem Lebenslauf des Künstlers und einer Anzahl von Reproduktionen wichtiger Gemälde wird als Führer durch die Ausstellung herausgegeben werden. Eröffnung voraussichtlich am 20. Februar.

2. Über die Düngung der Obstbäume. Unsere Heimatprovinz Schleswig-Holstein hat von jeher, und mit Recht, in dem Rufe gestanden, vorzügliches Obst zu liefern. Um so mehr muß es wundernehmen, daß trotz der vielseitigen Bestrebungen zur Hebung der Obstkultur fast überall ein Rückgang im Obstbau zu verzeichnen ist, wie er sich zeigt in der Minderwertigkeit der Früchte und einer Zunahme der Erkrankungen der jungen Anpflanzungen. Von den vielen Beispielen, die ich für den Rückgang aus meiner Erfahrung anführen könnte, sei nur eins erwähnt. In der fruchtbarsten Gegend der Provinz Hannover ist auf den Wällen der früheren Burg St... eine Obstplantage angelegt. Die untenliegende sowohl wie die aufgebrachte Erde war bestes Bodenkapital. Die Bäume gediehen anfangs vortrefflich; Gravensteiner von der Güte, wie sie hier zu finden waren, habe ich noch nicht wieder getroffen. Jetzt sind die Bäume krank geworden und im Ertrag quantitativ wie qualitativ zurückgegangen. Man braucht in diesem Beispiel nicht lange nach dem Grunde für den Rückgang zu suchen. Die Obstbäume bedürfen nämlich zum Wachstum und zur Entwicklung der Früchte bestimmter Nährstoffe, die zum größten Teil durch die Wurzeln dem Boden entnommen werden. So lange die sich von Jahr zu Jahr weiter nach Nahrung ausbreitenden Wurzeln noch frischen Boden vorfanden, ging die Entwicklung ohne Störung vonstatten; als sie sich dann aber begegneten, trafen sie auf einen Boden, dem die Nährstoffe schon entzogen waren. Ganz naturgemäß mußte die Ernährung und damit die Entwicklung ins Stocken kommen. Der Boden war obstbaumüde. Der Grund für den Rückgang lag also offenbar darin, daß man es unterlassen hatte, die Stoffe, die der Baum dem Boden entzogen hatte, durch Düngung zu ersetzen. Bisweilen sucht man den Grund für Mißerfolge im Obstbau in Frost, Nässe, Trockenheit usw. Daß man auch Störungen, die aus solchen Witterungserscheinungen entspringen können, durch Düngung ganz oder teilweise vorbeugen kann, zeigt mir eine Amanlis Butterbirne, die in dem Jahre, wo sie zum erstenmal volle Ernte brachte, während der Blütezeit 6° Kälte zu ertragen gehabt hatte. Wenn ich trotzdem irgendwelchen Nachteil durch den Frost nicht konstatiereu konnte, so ist das nach meiner Meinung einer guten Ernährung zuzuschreiben, die es dem Baum ermöglichte, genügend Eigenwärme zu entwickeln, um dem Frost Widerstand zu leisten. Es ergibt sich aus obigen Beispielen, daß der Obstzüchter auf gute Düngung Bedacht nehmen muß, wenn er Erfolge erzielen will. Die Frage ist nur, womit gedüngt werden soll. Am nächsten liegt es, natürlichen Dünger, sei es in festem, sei es in flüssigem Zustande, zu gebrauchen. So hatte ich aus einer Obstanlage auf dem mageren Mittelrücken, nachdem der Boden vorher rigolt war, durch Anwendung von Mist und Jauche anfangs ganz gute Erträge. Doch bald stellte sich ein augenscheinlicher Rückgang ein. Ich zog daraus die Lehre, daß die dem Boden durch die Bäume entzogenen Nährwerte auf die Dauer nicht durch natülichen Dünger ersetzt werden können. Nur dann ist die Düngung rationell, wenn durch sie wirklich die Stoffe, welche die Obstbäume für ihr Wachstum gebrauchen, dem Boden zugeführt werden.

Nun sind wir in der glücklichen Lage, über den letzten Punkt Genaueres zu wissen. Nach den Ermittelungen der Professoren Dr. Barth und Dr. Steglich bedürfen unsere Stein- und Kernobstsorten auf 100 qm (1 ar) im Jahr 2 kg Kalk, 1,5 kg Kali, 0,75 kg Stickstoff und 0,5 kg Phosphorsäure. Es ist danach ersichtlich, daß der Obstbaum an Kali und Kalk das Drei- bis Vierfache von dem beansprucht, was er an Stickstoff und Phosphorsäure nötig hat. Im Naturdünger ist dies Mischungsverhältnis nicht gegeben. Wir werden daher, um rationell zu verfahren, neben dem Naturdünger auch künstlichen Dünger, von dem eine weise Vorsehung große Reservelager aufgespeichert hat, anwenden müssen, wie der Landmann es für den Bau von Feldfrüchten längst mit bestem Erfolge getan hat. Nur ist zu beachten, daß dem Boden wirklich die Stoffe zugeführt werden, die ihm fehlen. Aber gerade in diesem Punkte wird bei Anlage und Unterhaltung von Obstgärten noch viel gesündigt. So glaubt man vielfach nicht nötig zu haben, bei Lehmländereien Kalk und Kali anzuwenden. Man läßt sich durch die Annahme irreleiten, daß der Lehmboden beide Stoffe in genügender Menge enthalte, läßt dabei aber außer acht, daß der natürliche Reichtum dieses Bodens an den genannten Stoffen bei

einseitiger Düngung mit Stickstoff und Phosphorsäure allmählich erschöpft wird, da ja die Obstbäume dem Boden eine verhältnismäßig viel größere Menge derselben entziehen. So ist mir eine kleine Obstanlage auf Lehmboden bekannt, wo bei der Anpflanzung nur Phosphorsäure in die Pflanzlöcher gegeben wurde. Auf demselben Terrain hatten aber früher Obstbäume gestanden und beste Erträge geliefert. Nun liegt auf der Hand, daß ein starker Verbrauch von Nährstoffen, besonders von Kali und Kalk, stattgefunden hatte. Die Neuanlage machte denn auch einen traurigen Eindruck. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, den Beweis zu liefern, daß hier nach einer richtigen Düngung noch wieder Obst wachsen kann, da der Besitzer mutlos geworden war. — Überhaupt hüte man sich vor jeder Einseitigkeit! Nur mit Mühe konnte ich einem Obstplantagenbesitzer klar machen, daß er seinem Land, sandigem Lehmboden, dem er reichlich Kalk zugeführt hatte und reichlich Stallmist gab, nun auch eine gute Kaligabe zuwenden müsse. Nun hatte er sich aber in drei Jahren, in welchen seine Bäume vor denen der Nachbargrundstücke großen Vorsprung gewonnen hatten, so mit dem Gebrauch desselben befreundet, daß ich Einhalt gebieten und Mitanwendung von Stickstoff und Phosphorsäure anraten mußte. — Welche Erfolge sich bei richtiger Anwendung von Dünger erzielen lassen, hatte ich bei einer anderen Obstanlage in hiesiger Gegend zu beobachten Gelegenheit. Ich wurde auf sie durch einige Früchte aufmerksam, die durch ihr reines Aussehen geradezu auffielen. Die Anlage, die sich auf tiefgründigem, wasserfrei gehaltenem, durch eine Tannenpflanzung geschütztem Moorboden befand, enthielt halbstämmige Apfelbäume und zwar doppelte und einfache Prinzäpfel, Landsberger, Kasseler und Baumanns Reinette, Schöner von Boskoop und Goldparmänen. Die Baumscheiben wurden stets locker gehalten; der Boden war gemergelt und wurde gut mit Kali und Phosphatmehl gedüngt; Stickstoff wurde in Form von Jauche gegeben, doch nicht übermäßig angewandt. Sämtliche Bäume hatten einen gesunden, doch auch nicht übermäßigen Trieb und waren, wie auch die Früchte, vollständig frei von Rostflecken (Fusicladium). Beim doppelten Prinzapfel waren ältere Krebswunden vollständig ausgeheilt. Für die reinen, lachenden Früchte hatte der Besitzer im obstreichen Jahr 1906 leicht Absatz gefunden und verhältnismäßig gute Preise erzielt.[1])

Kaltenkirchen i. H. K. Flamme, Gärtnereibesitzer.

3. Volkslied aus dem Jahre 1807. (Aus der Umgegend von Flensburg.)

1. Was kann uns wohl besser erfreuen,
Als wenn der schön' Sommer anfängt!
Dann blühen die Rosen im Garten,
Die Soldaten marschieren ins Feld.
Mit dem Franzmann da woll'n wir uns schlagen,
Bald schießen, bald stoßen, bald hau'n.
Der Franzmann soll leben, soll leben, soll leben![1])
Prinz Friedrich[2]) gleich daneben wohl auch!

2. In meines Vaters Garten
Da stehen zwei Bäume allein;
Der eine der heißet Wachholder,
Der andere Schwarzäugelein.
Wachholder und die schmecken süß, schmecken süß, schmecken süß,
Schwarzäugelein die sein schön.
Diese pflück' ich dir zur Ehre, dir zur Ehre, dir zur Ehre,
Daß du sollst gedenken an mich!

3. Daroben auf dem Berge
Da stehet ein schönes Haus;
Darinnen sind drei junge Damen, junge Damen, junge Damen,
Die schauen zum Fenster hinaus.
Die eine, die heißet Susanne,
Die andre Susanne-Marie,
Die dritte, die darf ich nicht nennen, nicht nennen, nicht nennen,
Die sollte mein Eigentum sein.

Mitgeteilt von Frau M. Hagenah in Kiel.

---

[1]) Mit Rücksicht darauf, daß viele Leser der „Heimat" Obstbau treiben, haben wir vorstehenden Zeilen Aufnahme gewährt, hoffend, daß sie Anregung geben zu Versuchen, um klarzustellen, ob der Einsender mit seinem Vorschlage ein erfolgreiches Mittel zur Hebung des Obstbaues gegeben hat. Die Schriftleitung.

[1]) Im Jahre 1807 schloß Dänemark ein Bündnis mit Napoleon.

[2]) Der spätere dänische König Friedrich VI.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. **№ 3.** **März 1908.**

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Am 23. Februar d. Js. wurde unser Ehrenmitglied

Se. Excellenz Wirkl. Geheimer Rat
Friedrich von Esmarch

am späten Abend eines gesegneten Lebens durch einen sanften Tod aus Heimat und Familie hinweggenommen. In seiner Wissenschaft war er eine Leuchte, aber ein ebenso tüchtiger Meister in werktätiger Menschenliebe. Wir sind stolz auf ihn als auf einen der größten Söhne unseres Heimatlandes und werden es ihm nicht vergessen, daß er sowohl in jungen als auch in alten Tagen die Liebe zu seiner engeren Heimat nie verleugnet hat, wo doch andererseits sein Beruf ihm eine äußerst vielseitige Tätigkeit erschloß und sein Herz die ganze Menschheit umspannte. Als echtes Kind seiner Heimat, in der er zeitlebens gewirkt hat, fühlte er sich wohl. Noch für die bevorstehende Feier zur Erinnerung an die schleswig-holsteinische Erhebung vor 60 Jahren, zu der man Herrn Geheimrat Dr. Esmarch als Ehrenvorsitzenden erkoren, hatte er sein Erscheinen zugesagt. Leider hat das Schicksal es anders gefügt. Unserm Verein hat der Verstorbene von Anfang an als Mitglied angehört. Als Ehrenmitglied wird sein Name auch in den Annalen unseres Vereins allezeit glänzen!

Der geschäftsführende Ausschuss.
I. A.: Barfod, Schriftführer.



Kassennotiz: Nach den Satzungen hat die **Einzahlung der Jahresbeiträge** bis zum **1. April** zu erfolgen. Unter Hinweis auf die Angaben in den **Heften 1 und 2** unserer „Heimat" sei hierdurch nochmals an die Einsendung erinnert.

Unsere Vereinsgabe 1908,

die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein
Kartongröße 120×90 cm, Bildfläche 74×54 cm, Ladenpreis **20 M.**

Preis: **5,70 M.**, einschl. Porto u. Verp. **6,45 M.**

ist bereits in **100** Exemplaren bezogen worden. Wir sehen gern noch zahlreicher Bestellung entgegen und verweisen auf die bezüglichen Angaben in **Heft 1** und 2 der „Heimat."

Kiel, den 10. März 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilungen.

1. Berichtigung zu Mitteilung 1 des Januarheftes. Der Reichsgraf Christian Rantzau (1614—1663) war ein Sohn des Statthalters Gerhard Rantzau (1558—1627), des Sohnes des Statthalters Heinrich. Christian war also ein Enkel und nicht, wie irrtümlich bemerkt, ein Sohn des Erbauers des Schlosses Rantzau bei Plön, dem das Denkmal gesetzt wurde. Woldemar Freiher Weber v. Rosenkrantz.

2. Unterzeichneter ist mit einer Bearbeitung der **Cyperaceae Schleswig-Holsteins** beschäftigt. Er bittet alle Floristen dieses Gebiets um Mitteilung ihrer betreffenden Beobachtungen, wenn möglich unter Überlassung von Herbarmaterial (ev. im Tausch), und ist zur Bestimmung gesammelter Formen und zur Prüfung von Herbarmaterial, besonders auch älteren Datums, gerne bereit. Es sei erwähnt, daß in den letzten Jahren allein etwa 20 Bastarde von über 100 Standorten im Gebiet nachgewiesen werden konnten.

Hamburg 20, Krochmannstr. 24. P. Junge.

Volkskundliche Findlinge.

Von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

Bullerback. Die Bezeichnung Bullerback, „da's recht son Bullerback", auch „Bullerbacks", für einen lärmenden, polternden und ungeschliffenen Menschen, der also „bullert", ist mir von Jugend an bekannt. Auch vom Wetter, das am Horizont stark aufbricht, heißt es: „Dat süht ja bullerbaksch ut." Neuerdings hörte ich nun von einem ehrsamen Schustermeister in Lunden, daß man mit dem Bullerback die Kinder bange mache, und mein Nachbar, der aus Blankenmoor bei Neuenkirchen gebürtig ist, sagte mir, daß der Bullerback gleich dem Bumann im Wasser säße. Mit den Worten: „Jung, gah joh ni na de Waterkul, dar sitt de Bullerback in," warnt die Mutter ihre Kinder. Demnach ist der Bullerback ein böses Wesen, ein Dämon. (Vergl. auch Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, H. XXVI, S. 22).

An die Schnecke. Sneierlus, krup ut din Hus, stick din fifack Fingern ut. Wullt du se ni utstäkn, will ik di Hus un Hof t'rbräkn. (Bergenhusen in Stapelholm.) Sneierlus, krup ut din Hus, din Hus dat brennt, din Kinner de schrigt. O, o, o. (Süderstapel in Stapelholm.) Sneierkus, krup ut din Hus, din Moer liggt in Wäken, de kann ni hörn und spräken. (Erfde in Stapelholm.) Sneierlus, krup ut din Hus mit all din veer, fif Kinner. (Lunden i. Dithm.) Sneierlus, krup ut din Hus, din Hus dat brennt, de Kinner de schrigt. Au, mau, musch. (Dahrenwurth i. Norderdithm.) Sneierlus, krup ut din Hus, din Hus dat brennt, din Kinner de schrigt, din Fru de liggt in Wäken verstäken. (Heide in Dithm.) Slingemus, krup ut din Hus, stick all din veer fif Hörn ut. Wullt du's nich utstäken, will ick din Hus tobräken. (Süderdithm. Müllenhoff S. 509.) Täkeltut, krup ut din Hus, din Hus dat brennt, din Kinner de schrigt, din Fru de liggt in Wäken. Kann'k de nich mal spräken? Täkeltut u. s. w. (Süderdithm. Müllenhoff S. 509.) Tingel, tangel, tuts, stick din Hörn herut; wenn du dat nich deis, sla'k di Hus un Hof entwei. (Koldenbüttel i. E.) Sninghus, krup ut din Hus, stick din 4, 5 Hörn ut. (Ostorf im Dänischen Wohld.) Sneckenhus, krup ut din Hus, din Hus dat brennt mit all din 4, 5 Görn. (Sehestedt.)

Bören. Wenn auf der Geest beim Flachsbrechen, Brakerköst genannt, jemand an dem Flachsbrecherplatz vorbeikam, so ward derselbe aufgegriffen, bei Kopf und Beinen

kräftig angepackt und mehrmals in die Höhe geschnellt und wieder aufgefangen. Man nennt diesen Brauch „b ö r e n", d. i. emporheben. (Swienhusen.) In Erfde in Stapelholm werden die Mädchen, die das erstemal mit zu Moor gehen, „gebört". Man nennt es hier das M o o r r e c h t geben. Der Brauch ist alt. Er wird schon aufgeführt unter den Spielen der Deutschen in Bergen im 16. Jahrhundert, und heißt da „Werput" oder „Van der Hut werpen". Der Betreffende ward nämlich auf eine Ochsenhaut gelegt. Studenten nennen diesen Brauch „Fuchsprellen". In England nennt man ihn ebenso. In Leuwarden in den Niederlanden heißt er Jonassen, weil dabei gesungen wird: „Doe Jonas in de Walfisch sat, vanne ien, swie, hael drin!" Nach Allmers' Marschenbuch herrscht der Brauch bei den Oststadern beim Rapsaat dreschen und heißt hier „h ö g e n". Das geschieht in sanfter Weise mit dem Hausherrn und seiner Familie; alte Leute werden auch wohl in einem Lehnstuhl gehögt. Allmers will darin den urgermanischen Brauch erkennen, den Fürsten unter lautem Geschrei auf einem Schilde in die Höhe zu heben. (Niedd. Korrespondenzbl. III, 75, 88; IV, 24, 25; VI, 36.)

K e u l e m i t I n s c h r i f t. In Stapelholm hörte ich schon als Knabe den Reim: „Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet endlich selber Not, den schlag' man mit der Keule tot." In Schwienhusen in Dithmarschen heißt es, daß eine solche Keule mit obiger Inschrift in Lübeck aufbewahrt würde. (Vergl. Urdsbrunnen V, 88, und Reuter, Volksausgabe VI, 222.) Der Ursprung der Sage soll auf eine Erzählung zurückgehen, wonach ein Vater, der bei seinen Kindern wohnt, diese in dem Glauben beläßt, daß er einen Schatz in seiner Lade habe, um dann besser von seinen Kindern behandelt zu werden. Als nun der alte Vater gestorben und die Kinder den Schatz suchen, finden sie in der Lade die Keule mit obiger Inschrift.

S t r i c h s p i e l. Eken-, Böken-, Barkenholt,
is ok eener noch so stolt,
segg ok jemand dat ik leeg,
schüllt wi wetten um en Fleeg,
schüllt wi wetten um en Fahn:
Hir schüllt fifuntwindig Sträken stan.

Diese Worte werden gesprochen und bei jeder betonten Silbe wird auf der Schiefertafel ein Strich gemacht, so daß im ganzen 25 Striche entstehen. Stellenweise macht man nur 24 Striche. (Lunden in Dithm. Kleinsee in Stapelholm. Vergl. auch Nederlandsche Volkskunde I H. 4, S. 88; H. 10, S. 23 uf. Ons Volksleven I, S. 59.)

Ein Freund hörte in der Deetzbüller Gegend von einem Dänen folgenden Reim: vil do, vil do, vil do, vil do, vil do met me ud i Mark en gaa; ja men, ja men, ja men, ja men, ja men, her shall trerve Stricke staa; d. h. Willst du, willst du, willst du, willst du, willst du mit mir aus ins Feld gehn; ja doch, ja doch, ja doch, ja doch, ja doch, hier sollen zwanzig Striche stehn.

G e d e n k s c h l ä g e. Wenn einer meiner Schüler Geburtstag hat, pflegen die andern Schulkinder mich darauf aufmerksam zu machen mit den Worten: „Der oder der hat heute Geburtstag." Sie wollen damit eigentlich bezwecken, daß das Geburtstagskind soviele sanfte Schläge mit dem Stock erhalten soll, als es Jahre zählt. Das Ganze ist nur ein Scherz und stammt her von einem Verwandten aus Friedrichstadt a. E. — In Ungarn und Siebenbürgen herrscht bei Einrichtung der Grenzscheide zweier Gemeinden oder zweier Personen der Brauch: Nach Aufwerfung des Grabens oder Dammes zwischen beiden Gebieten wird der Jüngste der betreffenden Arbeiter niedergezogen und ihm einige Stockhiebe aufgemessen, wobei man ihm zuruft: „Damit Du die Grenze nicht vergissest!" (Urquell III, S. 128 uf.)

Unsere diesjährige Generalversammlung

wird am **Dienstag** der Pfingstwoche, 9. Juni, in **Ütersen** tagen. Ein Ortskomitee unter dem Vorsitz des Herrn Bürgermeisters M u u s hat die Vorbereitungen auf ein gutes Gelingen aller äußeren Veranstaltungen begonnen und vorläufig folgendes (nicht verbindliches) Programm festgesetzt:

Pfingstmontag: 8½ Uhr Begrüßungsabend in Meyns Hotel.

Dienstag: 11 Uhr Hauptversammlung in Laus Gasthof.

Nach der Festtafel Spaziergang durch die Stadt und das Kloster Ütersen und Besichtigung der Papierfabrik von Hirt & Jeup.

Abends 8½ Uhr: Kommers mit Aufführungen in Schulzens Gasthof: Vorträge der Liedertafel, plattdeutscher Vortrag von Herrn Stadtrat Meyn, turnerische Vorführungen des Turnvereins „Eintracht," Solovorträge in Gesang und Musik von Damen und Herren.

Mittwoch: Gegen 8 Uhr Ausflug nach Glinde, Besichtigung der Alsenschen und Riedemannschen Tongruben, die in geologischer Hinsicht viel Interessantes bieten.

Nachmittags 3 Uhr: Wagenfahrt nach dem sogen. „Roten Lehm“ an der Bahn Elmshorn—Tornesch, der besonders auch in kulturgeschichtlicher Beziehung von Bedeutung ist.

Donnerstag: Wagenfahrt nach Haseldorf. Besichtigung des Museums und des Parkes Sr. Durchlaucht des Prinzen Schoenaich-Carolath.

An Vorträgen sind angemeldet worden:

1. „Die Haseldorfer Marsch“ von Herrn Rektor Schmarje-Altona.
2. „Aus Ütersens Vergangenheit“ von Herrn Hauptpastor Grünkorn.
3. „Über Wettervorhersage speziell unter Benutzung des Lambrechtschen Polymeters“ von Herrn Lehrer Eschenburg in Holm bei Ütersen.

So verspricht auch die Ütersener Generalversammlung in allen Teilen viel Interessantes. Möge reicher Besuch auch von auswärtigen Mitgliedern die Veranstalter und Mitwirkenden lohnen!

Die Anmeldungsfrist auf Vorträge, Mitteilungen, Anträge usw. ist keineswegs abgeschlossen. Anmeldungen nimmt entgegen

Kiel, Anfang März 1908.

der Schriftführer:
Barfod.

Aus den Satzungen des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat,“ bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 ℳ zu zahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat“ durch Postnachnahme eingezogen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

52. Apenrader Mädchen-Mittelschule. 53. Bahr, Johs., Kaufmann, Altona, Arnoldstr. 59. 54. Balster, H., Postassistent, Rastenburg, Ostpreußen. 55. Beckmann, R., Gutsbesitzer, Seegalendorf bei Oldenburg i. H. 56. Bischoff, A., Hofphotograph, Bochum. 57. Büntz, Direktor, Moorrege bei Ütersen. 58. Clausen, Anton M., Hofbesitzer, Pellworm. 59. Frl. Ecklon, Lehrerin, Schauby auf Alsen. 60. Hansen, J., Pastor, Branderup. 61. Frl. Heldt, H., Oberin im Damenstift, Kiel. 62. Heydorn, Buchdruckereibesitzer, Ütersen. 63 Jaacks, H., Büreauvorsteher, Hamburg, Katharinenkirchhof 7 64. Lic. Kabisch, Seminardirektor, Ütersen 65. Kappe, Rudolf, cand. phil., Kiel, Moltkestr. 64. 66. Frau Pastor Karstens, Ellerbek. 67. Kruse, G., Kgl. Amtsgerichts-Sekretär, Elmshorn. 68. Kühler, E., Redakteur, Sonderburg. 69. Kuhn, Herm., Heizer, Kiel-Wik. 70. Kusche & Martin, Deutsches Weinhaus, Malaga (Spanien). 71 Langmaack, Redakteur, Uetersen. 72. Lavorenz, Buchhändler, Ütersen. 73. Lefenau, Wasserbau-Inspektor, Plön. 74. Meyn, Ludw. J. H, Baumschulen-Besitzer, Ütersen. 75. Möller, Amtsgerichts-Sekretär, Sonderburg. 76. Nielsen, Telegraphen-Sekretär, Hamburg 31, Faberstr. 4. 77. Frl. Petersen, M., Lehrerin, Tandslet, Alsen. 78. Rieckmann, K., Lehrer em, Gr.-Steinrade b. Stockelsdorf. 79. Riedemann, Ziegeleibesitzer, Glinde. 80. Röhrs, Hauptlehrer, Ütersen. 81. Dr. phil. Schuldt. Klaus, Hamburg 5, Steindamm 41[1]. 82. Tiedemann, M., Hamburg. 83. Unterhorst, Lehrer, Kiel, Geibelplatz. 84. Völkel, Rektor, Ütersen. 85. Frau Dr. E. Wisser, Lübeck, Breitestr. 16[1].

Zur Nachricht:

1. Vorliegendes Märzheft ist auf den Wunsch des geschäftsführenden Ausschusses zu einer Art Festschrift gestaltet, wovon sich jeder Leser leicht überzeugen wird. Wir haben es in 4500 Exemplaren drucken lassen und sind bereit, auch dieses Heft gleich den andern trotz erhöhter Druckkosten für 30 Pf. postfrei an unsere Mitglieder und an alle Freunde unseres Vereins zu versenden. Möchte gerade dies Heft in Stadt und Land eine tüchtige Werbekraft entfalten und die Erinnerung an unsere Erhebung namentlich auch in den jüngeren Geschlechtern unseres Heimatlandes neu beleben!

2. Die **Adresse** für den unterzeichneten Schriftführer und Expedienten lautet ab 20. März: **Winterbek bei Kiel,** Hamburger Chaussee 86,

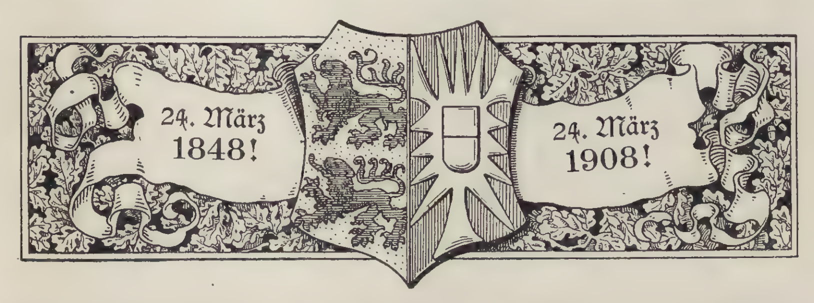
Kiel, Anfang März 1908.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 3. März 1908.



Zum Gedächtnis der Erhebung Schleswig-Holsteins am 24. März 1848.

Von H. E. Hoff in Kiel.

Der Tag der Erhebung ist in Schleswig-Holstein oft und gerne gefeiert worden, am großartigsten vor zehn Jahren bei der fünfzigjährigen Jubelfeier. Nun sind seit jenem großen Tage, der einen Wendepunkt in der geschichtlichen Entwickelung der meerumschlungenen Lande bezeichnet, 60 Jahre verflossen, und wiederum rüsten wir uns, den Erhebungstag festlich zu begehen. Längst haben wir erkannt, daß die Erhebung Schleswig-Holsteins gegen dänische Vergewaltigung der Ausgangspunkt geworden ist für die Einigung des großen deutschen Vaterlandes unter Preußens Führung. Die Saat, die auf den schleswig-holsteinischen Schlachtfeldern gesät wurde, hat späte, aber herrliche Früchte getragen. Das dürfen wir dem Häuflein der Kampfgenossen sagen, denen es vergönnt ist, noch einmal wieder mit uns an einer Erhebungsfeier teilzunehmen. Sie haben nicht nur für Schleswig-Holsteins Recht, für Freiheit und deutsches Volkstum gekämpft, sondern die tapfere schleswig-holsteinische Armee hat auch, was sie damals nicht ahnen konnte, sich um das deutsche Vaterland verdient gemacht. Das wollen wir heute und auch in der Zukunft gerne und dankbar anerkennen. — Die Proklamation der provisorischen Regierung erfolgte vom Kieler Rathause aus. Vor zehn Jahren war das altehrwürdige Gebäude am 24. März geschmückt mit einem großen Gemälde von Künstlerhand. Hans Olde und Julius Fürst hatten im Bilde den denkwürdigen Augenblick dargestellt, wo Beseler der draußen harrenden Menge vor der Tür des Rathauses die Proklamation der soeben gebildeten provisorischen Regierung vorlas. Die „Heimat" ist heute in der Lage, ihren Lesern eine Reproduktion

dieses Bildes vorzulegen. Das Bild fand solchen Beifall, daß Hans Olde beauftragt wurde, es für das Kieler Kunstmuseum in Öl auszuführen. Leider ist das bisher nicht geschehen, aber wir wollen der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Künstler einen frischen Impuls bekommen möge zur Fertigstellung eines Bildes, das im neuen Provinzial-Kunstmuseum nicht fehlen darf. Das Bild zeigt uns die Männer, die vor 60 Jahren unsere Führer waren, nachdem sie zum Teil schon jahrelang vorher im Vordertreffen gestanden hatten bei der Verteidigung der alten Landesrechte gegenüber Dänemark.

Eine zuverlässige und ausführliche Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, die zur schleswig-holsteinischen Erhebung führten, findet der Leser in der Märznummer der „Heimat“ vom Jahre 1898, geschrieben von Dr. Arthur Gloy in Kiel; ich werde mich daher begnügen, in kurzen Zügen die wichtigsten Momente hervorzuheben, die für das Verständnis der Erhebung und die geschichtliche Würdigung der führenden Männer nötig sind.

Am 20. Januar 1848 war Christian VIII., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein, ins Grab gesunken. Er hatte es fertig gebracht, die Kluft zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein so zu erweitern, daß ihre Überbrückung allen guten Patrioten des Landes fast unmöglich erschien. Durch seine schwankende Haltung in Dänemark hatte er die Partei der Eiderdänen, die das Band, das Schleswig seit Jahrhunderten mit Holstein verband, durch

Nach dem Gemälde von Professor Olde:
Beseler verliest die Proklamation der provisorischen Regierung.



Fock. Diederichsen. Dr. Weber.
Samwer. Ahlmann. Hedde. Prof. Weber. Witte. Lorentzen.
Chr. Kruse. Wichmann. Prof. Stein.
Droysen. **Schmidt. Prinz Friedrich. Beseler. Graf Reventlou. Bremer. Olshausen.**
Clausen. Hirschfeld. Francke. Schleiden.

einen Gewaltstreich zerschneiden wollten, immer mächtiger werden lassen und sich andererseits die Schleswig-Holsteiner durch seine Gesamtstaatsidee, die nur nach der Vernichtung der alten Landesrechte durchgeführt werden konnte, völlig entfremdet. Die Landesrechte hatten im Jahre 1844 in der Adresse der holsteinischen Ständeversammlung ihren kurzen und prägnanten Ausdruck gefunden in den drei Sätzen: Die Herzogtümer Schleswig und Holstein sind selbständige Staaten. Der Mannesstamm herrscht in den Herzogtümern. Die Herzogtümer sind fest miteinander verbundene Staaten. Zwei Jahre später eröffnete der König-Herzog derselben Versammlung, daß ihre Adresse und die darin enthaltene Rechtsverwahrung sein „gerechtes Befremden" erregt habe, allein er wolle trotzdem an ihrer loyalen Gesinnung nicht zweifeln, vielmehr auf diese Gesinnung vertrauensvoll zählen, wenn seine Bemühungen unausgesetzt darauf gerichtet bleiben, die Gesamtmonarchie auf festen Grundlagen sicher zu stellen. Was das für „feste Grundlagen" waren, erfuhren sie zugleich durch den Offenen Brief, der, wie die Königliche Eröffnung, vom 8. Juli 1846 datiert war. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in den Herzogtümern und fand seinen Wiederhall durch ganz Deutschland. In Volksversammlungen, Adressen und Protesten machte sich der Unwille des in seinen heiligsten Interessen verletzten Volkes kund, und es war schon damals klar, daß das Schwert zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark entscheiden müßte. Schneller, als man erwarten konnte, kam der große geschichtliche Moment, der Tag der Entscheidung. Fand er ein zum Kampf entschlossenes Geschlecht? Waren die rechten Führer da und am rechten Platze? —

Gewitterschwüle lagerte im Jahre 1848 über ganz Europa. In Frankreich kam das Unwetter zuerst zum Ausbruch. „Der Donner der Revolution rollte über die Länder und Blitz auf Blitz brach aus den Wolken, den Brand des Bürgerkrieges entzündend." Die Nachricht von diesen Ereignissen übte selbstverständlich ihren Einfluß auf die ohnehin erregten Gemüter der Schleswig-Holsteiner aus, allein die Bewegung, die in Schleswig-Holstein entstand, trug einen anderen Charakter. Man darf unsere Väter nicht als „Aufrührer" bezeichnen, denn die Revolutionäre saßen nicht hier, sie hatten ihren Sitz in Kopenhagen, wo man dem schwachen und in seinen Entschließungen unberechenbaren König Friedrich VII., der als letzter vom alten Königsstamme den Thron seiner Väter bestiegen hatte, mit der „Selbsthülfe der Verzweiflung" drohte und schlimmstenfalls „die Standarte der Republik" erheben wollte. Es waren die Führer der Eiderdänen, die in den Kasino-Versammlungen in Kopenhagen eine solche Sprache führten, um dem König ihren Willen aufzuzwingen. — In Schleswig-Holstein stand im Vordergrunde die Sorge um die Verteidigung des guten Rechts, des Rechts auf staatliche Selbständigkeit, das durch die Dänen schwer bedroht erschien. Man konnte jeden Augenblick erwarten, daß die Dänen Schleswig besetzen, und daß die dänische Flotte in den schleswig-holsteinischen Gewässern erscheinen würde. Diese große nationale Gefahr führte die Männer der verschiedensten Parteirichtungen und die Angehörigen aller Stände zusammen. „Wir sind ein Volk, und einig wollen wir handeln," das war die Losung, die alle vereinte.

An demselben Tage, wo in Berlin die erbitterten Straßenkämpfe stattfanden, am 18. März 1848, hatten die Stände beider Herzogtümer, durch die Not der Zeit nun doch zu einer Körperschaft vereinigt, sich in Rendsburg zusammengefunden, um zu beraten, was infolge der bedrohlichen Nachrichten aus Kopenhagen geschehen müsse. Ein letzter Versuch zur Verständigung sollte noch gemacht werden. Eine Deputation von fünf Männern: Olshausen, Claussen, Engel,

Gülich, v. Neergaard, wurde an den König gesandt, um ihm die Anträge der Schleswig-Holsteiner vorzulegen. Professor Volquardsen sagt, „daß im Wesen der Sache die Botschaft von einem Ultimatum sich nicht sehr unterschied und deutlich zeigt, daß man das Landesrecht anerkannt wissen wollte und wenn dies nicht geschah, entschlossen war, dasselbe mit dem Schwerte zu verteidigen." — Bevor die Stände in Rendsburg auseinandergingen, wählten sie ein Komitee, bestehend aus dem Präsidenten Advokat Beseler, Graf F. Reventlou-Preetz und Advokat Bargum in Kiel, mit dem Auftrag, die Stände nötigenfalls wieder zusammenzurufen. — Doch nun drängten sich die Ereignisse. Am 21. März reiste die Deputation ab. An demselben Tage erschien eine ungeheure Menschenmenge unter Führung der Eiderdänen vor dem Königlichen Schlosse in Kopenhagen und forderte stürmisch die Entlassung des alten Ministeriums, das die Gesamtstaatsverfassung Christians VIII. ins Leben rufen sollte. Der eingeschüchterte König erklärte, daß er ihren Wünschen bereits zuvorgekommen, da ein neues Ministerium in der Bildung begriffen sei. Die Führer der Eiderdänen, unter ihnen Monrad und Orla Lehmann, wurden ins Ministerium berufen. So war hier die Entscheidung gefallen.

Die Deputation war in Kopenhagen ihres Lebens nicht sicher. Sie wurde zwar von Friedrich VII. empfangen, erhielt aber nur eine vorläufige, ausweichende Antwort. Die endgültige Ablehnung ihrer Anträge empfingen sie drei Tage später durch Orla Lehmann auf dem Dampfschiff, das sie nach Kiel bringen sollte. Als der „Skirner" am 26. März um 6 Uhr Morgens, lange vergebens erwartet, in Kiel einlief, wehte vom Nikolai-Turm die deutsche Fahne. Die Deputierten und die vielen deutschen Flüchtlinge aus Kopenhagen ahnten, was hier inzwischen geschehen war.

Die Nachricht von den Vorgängen in Kopenhagen war ihnen bereits in die Heimat vorausgeeilt. Beseler reiste am 23. März sofort nach Kiel in der festen Überzeugung, daß nun der Worte genug gewechselt seien, und daß die Schleswig-Holsteiner den Mut haben müßten zu einer kühnen und entschlossenen Tat. Durch Eilboten wurden nun auch Graf Reventlou aus Preetz und Prinz Friedrich von Noer nach Kiel gerufen. Im Hause des Advokaten Bargum, das jetzt mit einer Gedenktafel geschmückt ist (Holstenstraße Nr. 39), berieten die Männer, was zu tun sei. Beseler war durch sein mannhaftes und entschiedenes Auftreten in der schleswigschen Ständeversammlung im ganzen Lande bekannt geworden; nicht geringeres Ansehen genoß Fritz von Reventlou, nach Treitschkes Urteil „ein hochgebildeter Aristokrat von der guten alten Holstenart, konservativ nach Erziehung und Neigung, aber unbefangen genug, um die Berechtigung des anwachsenden liberalen Bürgertums zu würdigen, eine stattliche Erscheinung, stolz und mild zugleich, ganz und gar ein Mann des Rechts." Prinz Friedrich von Noer hatte nach Erscheinen des Offenen Briefes die Statthalterschaft in Schleswig-Holstein und das Amt eines kommandierenden Generals niedergelegt und dadurch sich entschieden auf die Seite der Schleswig-Holsteiner gestellt, deren Achtung und Vertrauen er genoß. Die drei Männer wurden sich bald einig, daß sie nach Lage der Dinge in Kopenhagen sofort die interimistische Regierung zur Verteidigung des Landes übernehmen müßten.[1]) Sie waren der Meinung, daß sie die Regierung im Namen des Landesherrn führen müßten, da sie ebensowohl sein legitimes Recht als Herzog anerkennen

[1]) Man vergleiche: Die Erhebung Schleswig-Holsteins vom 24. März 1848. Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von K. F. L. Samwer. Wiesbaden 1898.

wollten, wie sie entschlossen waren, die Landesrechte zu verteidigen." Die drei gaben sich die Hand darauf, in der Durchführung der ihnen gestellten Aufgabe bis auf das Äußerste zusammenzuhalten."



Beseler — Graf Reventlou.[2])

Zu gleicher Zeit hatte sich im Rathause unter dem Vorsitz des Stadtsyndikus Witte[1]) eine Versammlung von Bürgern zusammengefunden, in der es recht stürmisch herging. Es waren meistens jüngere Männer, Vertreter der Linken, die jetzt schmerzlich ihre Führer vermißten, besonders Theodor Olshausen und Advokat Claussen, die in Kopenhagen waren. Sie befürchteten, daß die freiheitlichen Bestrebungen in der Regierung zu kurz kommen könnten, und forderten daher, daß Mitglieder der Fortschrittspartei in die zu bildende Regierung aufgenommen würden. Als Abgesandter dieser Versammlung erschien bei Bargum Dr. Lorenz Stein und verlangte ungestüm u. a. die Aufnahme von Olshausen und Claussen in die Regierung; allein jene drei Männer waren nicht geneigt, sich Vorschriften machen zu lassen. Erst als später Dr. Wilhelm Ahlmann in Bargums Wohnung mit Beseler eine Unterredung unter vier Augen gehabt hatte, wurde eine Verständigung angebahnt. Beseler erschien um 10 Uhr persönlich in der Rathausversammlung und es gelang ihm, durch ernste Vorstellungen namentlich über die von außen drohende Gefahr die Gemüter zu besänftigen. Als Mitglied der Regierung wurde der anwesende Kaufmann M. T. Schmidt in Kiel aufgenommen und ferner beschlossen, als Vertreter Nordschleswigs den Advokaten Bremer in Flensburg zum Eintritt aufzufordern. Theodor Olshausen, Eisenbahndirektor, Deputierter und Redakteur des Kieler Korrespondenzblattes, ein echter Volksfreund, dessen uneigennütziges Streben für Verfassungsreformen und für das Wohl der unteren Volksklassen allgemein anerkannt wurde, trat erst am 28. März in die provisorische Regierung ein. —

Als Beseler zurückgekehrt war, konnten die letzten Schritte getan werden. Der Wortlaut der zu erlassenden Proklamation wurde festgesetzt, mit der die Mitglieder der Regierung nach 1 Uhr auf dem Rathause erschienen. Die Proklamation fand eine sehr geteilte Aufnahme und erregte zum Teil lebhaften Widerspruch. Advokat Hedde beanstandete namentlich den Ausdruck vom „unfreien Herzog." Noch einmal stand es zur Frage, ob alles zum guten Ende geführt werden würde. Daß dieses gelang, ist das Verdienst des Grafen Reventlou, der mit eindringlichen Worten zur Einigkeit ermahnte. Nicht ihre Verheißungen, sondern ihre Persönlichkeit müsse Bürge sein, daß sie in inneren Fragen wirkliche Wünsche des Volkes erfüllen würden. Er und seine Freunde ständen im Begriffe einen Schritt zu unternehmen, der sich nur durch die Gefahr des Landes und die Annahme eines einstimmigen Wunsches desselben recht-

[1]) Nach Otto Fock hatte M. T. Schmidt den Vorsitz; ich folge Samwer, denn Fock fügt hinzu: „wenn meine Erinnerung mich nicht trügt."

[2]) 5 Reliefs von Christensen beim Herzog Friedrich-Denkmal am Marienhain in Kiel.

fertige und von dem sich nur Erfolg erwarten lasse, wenn sie das unbedingte Vertrauen aller besäßen. — Die Wirkung der Rede war derart, daß jeder Widerspruch verstummte und „einstimmige Zurufe unbedingter Ergebenheit" folgten.

In großer Spannung erwartete draußen auf dem Marktplatz die Menge, Bürgerschaft, Bürgerwehr, Militär, Turner und Studenten den Ausgang der Verhandlungen. Als die Mitglieder der Regierung vor die Tür des Rathauses traten — unser Bild zeigt diesen großen Moment —, trat lautlose Stille ein. Beseler verlas mit lauter Stimme die Proklamation, die mit Jubel aufgenommen und mit einem dreifachen Hoch auf die neue Regierung beantwortet wurde.

Die Proklamation hatte folgenden Wortlaut:

Mitbürger!

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Ratgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogtümer einzunehmen.

Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung. — Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen. Zur Verteidigung der Grenze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Notwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wieder frei sein wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen.

Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugnis des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt.

Der abwesende Advokat Bremer wird aufgefordert werden, der provisorischen Regierung beizutreten.

Kiel, den 24. März 1848.

Die provisorische Regierung.

Beseler. — Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein. — F. Reventlou. M. T. Schmidt.

Um 6 Uhr morgens erfolgte dann die feierliche Einsetzung der Regierung. „Unter Glockengeläute versammelten sich das Militär, die Bürgerwehr und die hinzuströmenden Bürger auf dem Markte. Von einem Fenster des Rathauses herab wurde die Proklamation von Beseler nochmals verlesen und ausgestreut." Es war ein bewegtes Bild und ein erhebender Augenblick, als die große Volksmenge ein donnerndes Hoch dem Vaterlande darbrachte, für dessen Rechte mit Gut und Blut einzustehen alle entschlossen waren.

Vom Marktplatze marschierten 250 Jäger und 50 Kieler Freiwillige nach dem Bahnhof, da die Regierung sich sofort in den Besitz der Landesfestung Rendsburg setzen wollte. Der Prinz selber übernahm die Führung, Beseler begleitete ihn. Als eben ein Dampfschiff von Kopenhagen einlief, das vielleicht neue Nachrichten brachte, die nun störend wirken konnten, gab Prinz Friedrich das Zeichen zur Abfahrt, ehe noch die Turner und Studenten zur Stelle waren. Sie folgten mit einem späteren Zuge nach. Ohne Blutvergießen wurde der wichtige Waffenplatz genommen. Das wohlgefüllte Arsenal und die Hauptkasse mit $2^1/_2$ Millionen Reichsbanktalern waren jetzt im Besitz der Schleswig-Holsteiner. Rendsburg wurde Sitz der Regierung und der Sammelplatz für die zu bildende schleswig-holsteinische Armee. Jubel und Begeisterung herrschte im ganzen Lande und weithin im deutschen Vaterlande, wie die zahlreichen Freiwilligen bewiesen, die sich der Regierung zur Verfügung stellten.

Drei Jahre lang haben die Schleswig-Holsteiner, von Preußen und dem Deutschen Bunde teils unterstützt, teils gehemmt, mit den Dänen gerungen. Sieg und Niederlage wechselten miteinander ab, bis endlich auch hier alle Hoffnungen zu Grabe getragen werden mußten, wie sie in Deutschland längst begraben waren. Preußen hatte sich Österreich gebeugt; in Frankfurt a. M., wo man im Jahre 1849 Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser gewählt hatte, trat der verhaßte Bundestag wieder ins Leben. Am 6. Januar 1851 erschienen die Kommissare der beiden Großmächte in Kiel und forderten die Auflösung der tapferen schleswig-holsteinischen Armee. In Kiel, wo die Schleswig-Holsteiner sich gegen dänische Vergewaltigung erhoben hatten, erfolgte der letzte Akt der schleswig-holsteinischen Erhebung, die sich nun zu einer Tragödie gestaltete. In der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1851 entschied sich die Landesversammlung nach langer Beratung mit 47 gegen 28 Stimmen für Unterwerfung. Die Statthalter waren nicht einig, Reventlou stimmte mit der Majorität, Beseler dagegen mit der Minorität für Fortsetzung des Kampfes trotz Österreich und Preußen.

Nun hieß es: „Harre aus, mein Vaterland!“ Denn hart lastete die Hand Dänemarks auf den Herzogtümern, besonders auf Schleswig. Zahlreiche Schleswig-Holsteiner suchten in der Ferne eine neue Heimat. Das galt natürlich auch von den Mitgliedern der provisorischen Regierung, sie wurden von der Amnestie ausgeschlossen; nur Advokat J. Bremer kehrte 1854 aus Lübeck als Erster Bürgermeister nach Flensburg zurück, wo er am 20. November 1874 starb.[1]) Alle aber haben den Tag der Befreiung Schleswig-Holsteins noch geschaut. Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein wurde mit seiner Familie aus dem Vaterlande verbannt. Er lebte abwechselnd in Frankreich und England, zuletzt im Orient, nahm durch Patent des Kaisers von Österreich den Namen „Fürst von Noer“ an und starb in Beirut in Syrien am 3. November 1864. Seine Leiche ist in der Kirche des zu der Herrschaft Noer gehörenden Dorfes Bornstein beigesetzt. Graf Friedrich von Reventlou wurde Erbherr von Starzeddel im Kreise Guben, Provinz Brandenburg, war erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses und starb am 24. April 1874. Dr. Wilhelm Beseler, Präsident der provisorischen Regierung, vom 26. März 1849 bis zum 11. Januar 1851 mit Reventlou zusammen Statthalter der Herzogtümer, zog nach Braunschweig, später nach Heidelberg, bis er 1861 als Geh. Ober-Regierungsrat und Kurator der Universität Bonn angestellt wurde, wo er am 2. September 1884 starb. Seine Leiche wurde nach Schleswig-Holstein gebracht und auf dem Kirchhofe zu Mildstedt bestattet. Theodor Olshausen wanderte 1851 aus nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, kehrte 1865 zurück, lebte kurze Zeit als Schriftsteller in der Schweiz und starb am 30. März 1869 in Hamburg. Kaufmann Martin Thorsen Schmidt, Großbritannischer Vizekonsul in Kiel, verlegte 1851 sein Geschäft unter der Firma M. T. Schmidt & Sohn nach Hamburg, wo er Anfang der 80er Jahre gestorben ist. — Von den übrigen bei der Konstituierung der provisorischen Regierung Mitwirkenden leben nur noch Dr. Wilhelm Ahlmann in Kiel und Advokat Hedde in Grand Island (Nebraska, Nordamerika), beide über 90 Jahre alt.

Die Zeit von 1848—1851 war trotz aller Mißerfolge und Enttäuschungen doch eine große Zeit. An uns ist es, die Erinnerung an die Vergangenheit wach zu erhalten, uns aufzurichten und zu erheben an den Tugenden und

---

[1]) Ich folge den „Biographischen Notizen über die Offiziere, Militärärzte und Beamten der ehemaligen Schleswig-Holsteinischen Armee und Marine,“ herausgegeben nach den Aufzeichnungen des preußischen Majors Lübeck von F. Möller-Altona, ehemals Leutnant im 3. Schleswig-Holsteinischen Jägerkorps.

Taten unserer Väter. Das wird der beste Dank sein, den wir ihnen bei der bevorstehenden Erhebungsfeier darbringen können, und uns wird es zum Segen gereichen; denn wahr ist und bleibt das Wort unseres Altmeisters Goethe: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt! Der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und, still sich freuend, ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.

Up ewig ungedeelt.



Schleswig-Holstein-Gruppe von Professor Brütt am Provinzial-Denkmal Kaiser Wilhelm I. in Kiel.
(Nach Photographie von J. Thormann in Kiel.)

Das Jahr 1848.

Sie nennen es ein tolles Jahr,
Weil sie es nicht verstanden,
Daß echtes Gold in Schlacken war,
Und nur die Asche fanden!
Sie nennen es ein Jahr der Schand',
Weil sich das Volk erhoben,
Sie wissen nichts vom Vaterland —
Weil's nicht erlaubt — von „Oben"!
Sie nennen es ein Jahr der Schmach,
Sie haben sich verkrochen,
Sie riefen „Wehe," schrien „Ach"!,
Wenn mal ein Zaun durchbrochen!

Wir nennen es ein Jahr der Lust,
Weil wir für's Höchste kämpften
Und wenn laut jauchzte eine Brust,
Nicht gleich den Jubel dämpften.
Wir nennen es ein Jahr des Glücks,
An das wir immer glauben,
Und kann uns nichts jetzt hinterrücks
Die schöne Hoffnung rauben.
Wir nennen es ein Jahr der Freud',
Die Großes hatt' im Keime.
Es war doch unsre Jugendzeit,
Die Zeit der deutschen Träume!

E. v. B. † 1883.

Die schleswig-holsteinische Marine.

Festrede, gehalten am
27. Januar 1908 in der Aula des Königlichen Gymnasiums zu Kiel
von Professor **A. Detleffsen.**

Sehr verehrte Anwesende!
Werte Herrn Kollegen, liebe Schüler!

An einem Tage, wie der heutige, wo Alldeutschland den Geburtstag seines Kaisers begeht, wo insbesondere in Kirchen, Universitäten und Schulen mit Festreden, mit Gesang und Gebet der Dank zum Ausdruck gebracht wird, daß durch Gottes Gnade der Herrscher in vollster Gesundheit ein neues Lebensjahr vollendet hat, der des Reiches Steuer führt, nimmer müde, nach alter Hohenzollerntradition sein Bestes zu tun für des deutschen Reiches und Volkes Wohl, — an einem solchen Tage, wo wir alle Ursache haben, voll Dankbarkeit unsere Blicke auf den blühenden Zustand unseres Vaterlandes zu richten, auf seine Machtstellung nach außen, auf seine Ordnung im Innern, da mag es wohl auch angebracht erscheinen, wenn wir unsere Blicke auf frühere Zeiten zurücklenken, wo es anders, ganz anders um unser Vaterland stand.

Und so bitte ich Sie denn, verehrte Anwesende, mir heute in die Vergangenheit unserer meerumschlungenen Heimat zu folgen, zurück zum Jahre 1848, dem Jahre, das die Einen das „tolle," die Andern das „große" Jahr nennen, das — man mag über die Ereignisse im übrigen Deutschland und den andern Ländern denken, wie man will, — für unsere Heimat sicherlich „groß" genannt werden muß, als das Jahr einer Erhebung gegen fremde Vergewaltigung, die mit vollem Recht der preußischen von 1813 an die Seite gestellt zu werden verdient.

Und wenn ich Sie bitte, mir in diese Zeit, die heute 60 Jahre hinter uns liegt, zu folgen, so tue ich das, um Ihnen von den Ereignissen unserer Erhebungszeit etwas vorzuführen, das neben den Kämpfen von Bau und Schleswig, von Eckernförde, von Kolding und Fredericia und von Idstedt in den Darstellungen der Geschichte jener Zeit wenig erwähnt zu werden pflegt, — ich meine die Taten unserer kleinen schleswig-holsteinischen Flotte.

Freilich muß ich Sie da bitten, keine großen Dinge zu erwarten, keine gewaltigen Seeschlachten, wie sie etwa die Napoleonische Zeit bei Abukir und bei Trafalgar, oder in unsern Tagen fern im Osten der russisch-japanische Krieg

gebracht hat, ich hoffe aber doch, daß die Dinge, die ich Ihnen kurz erzählen möchte, Ihr Interesse erregen werden, zumal sie in eine Zeit fallen, wo auch die preußische Marine sich noch in ihren ersten Anfängen befand und nicht größer war als die schleswig-holsteinische.

Am 24. März 1848 erfolgte die Erhebung des schleswig-holsteinischen Volkes gegen dänische Gewalttat, am 9. April erlagen bei Bau die Schleswig-Holsteiner der doppelt so starken dänischen Armee, am 11. April wehte der Danebrog wieder über Schleswig, aber am 23. besiegte Wrangel mit den zur Hülfe herbeigeeilten Preußen und Bundestruppen bei Schleswig die Dänen, und 8 Tage später überschritt er Jütlands Grenze.

Von diesem Augenblick an wurde aber die Kriegführung gelähmt durch die Einmischung der fremden Mächte. Jütland wurde geräumt, und wenn man auch das Festland Schleswig-Holsteins behauptete, so ließ sich doch Preußen am 26. August auf den Waffenstillstand von Malmö ein, dem auch die Herzogtümer sich fügen mußten. Und dann herrschte Waffenruhe bis zum 1. April 1849.

Was ist nun vom Beginn der Erhebung bis zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten für eine Seeverteidigung Schleswig-Holsteins geschehen?

Daß man zur Verteidigung der langgestreckten Seeküste im Osten und Westen besonderer Mittel bedurfte, war von vornherein klar.

So bildeten sich denn wie im übrigen Deutschland, wo der Ruf nach einer deutschen Flotte zu einer Art Feldgeschrei wurde und immer lauter ertönte, je mehr durch die Blockade der Küsten und die zahlreichen Kapereien dänischer Kriegsschiffe Handel und Gewerbe gelähmt wurden, so auch in den zunächst bedrohten Herzogtümern schon gleich nach der Erhebung allerorten sogenannte Flottenkomitees — darunter das des deutschen Vereins in Kiel, — und trotz der bedrängten Lage, trotz des Darniederliegens aller Geschäfte zeigte sich die patriotische Opferwilligkeit in glänzendstem Lichte. Die damaligen Zeitungen enthalten Listen, welche in rührendster Weise zeigen, wie kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter zurückbleiben wollte, wie auch Dienstboten und Kinder ihr Scherflein mit Freuden hergaben, wie Geld, Schmucksachen und anderes Wertvolle dem Vaterlande dargebracht wurden. So sind in unserer damals kleinen Vaterstadt Kiel innerhalb weniger Tage 18 000 ℳ gesammelt worden.

Die Regierung freilich und die damalige Volksvertretung, die Ständeversammlung, zeigten sich zurückhaltender. Waren doch die vorhandenen finanziellen Mittel gering und für anderes, besonders den Landkrieg, dringend nötig. So schwang man sich denn damals nur dazu auf, die Summe von 100 000 Talern für die Seeverteidigung zu bewilligen. Von großem Einfluß auf diese Zurückhaltung war es, daß das einzige militärische Mitglied der provisorischen Regierung, der Prinz von Noer, ganz offen als entschiedener Gegner einer Marine auftrat, zum Teil aus Furcht vor dem Mißfallen Englands, zum Teil, weil er es für unmöglich hielt, der starken dänischen Seemacht eine auch nur nennenswerte deutsche oder gar schleswig-holsteinische Marine entgegenzustellen. So fand denn der Gedanke einer Seeverteidigung bei der Regierung keinen hervorragenden Platz. Zwar kaufte man noch das zwischen Kiel und Korsör fahrende Dampfschiff „Christian VIII“, nunmehr „Bonin“ genannt, an, sonst aber geschah an Vorbereitungen nichts bis Malmö.

Förderlich war es da, daß im September der Prinz von Noer aus der Regierung ausschied und die Verwaltung des Kriegsdepartements von dem Hardesvogt Jacobsen übernommen wurde, welcher der Seeverteidigung größeres Interesse entgegenbrachte.

Und nun ging man aus Werk.

Ein Teil der in Deutschland gesammelten Gaben für eine Reichsflotte zusammen mit im Lande selbst gesammelten Mitteln diente dem Kieler Flottenkomitee zum Bau von vier Kanonenbooten, — nicht zu verwechseln mit den modernen Booten, sondern sie waren nach dänischem Muster ohne Verdeck gebaut und wurden geschleppt oder durch Ruder und Segel vorwärtsbewegt. Ihr Bau wurde im Herbst 1848 beendet, und ebenso ein fünftes, zu dem ein Verein von Frauen und Jungfrauen in Rendsburg im ganzen Lande ausreichende Gaben gesammelt hatte, und das daher den Namen „Frauenverein" erhielt, ähnlich dem alten preußischen Schiff „Frauenlob." Übrigens erregten diese ersten schleswig-holsteinischen Schiffe gleich ein gewisses Aufsehen, wie man daraus sehen kann, daß damals seitens der preußischen Marineleitung an die schleswig-holsteinische Regierung die Nachricht erging, man werde es gern sehen, wenn die schleswig-holsteinischen Schiffe sich an Übungsmanövern der preußischen Flottille von 3 Schiffen und 10 Kanonenbooten unter dem Prinzen Adalbert bei Rügen beteiligen wollten. Die Ausrüstung der Schiffe war aber nicht weit genug gefördert, und so mußte man ablehnen.

Im Dezember gab dann die Regierung 7 weitere Kanonenboote an verschiedenen Orten des Landes in Bau, die aber mit festem Verdeck versehen wurden, darunter, als etwas ganz Neues, ein Schraubenkanonenboot „von der Tann," dessen Maschine die Kieler Fabrik von Schweffel & Howaldt lieferte. Außer diesen 12 Booten bildeten den Stamm der Marine 3 Fahrzeuge: der bisher in Altona als Wachtschiff stationierte Schooner „Elbe," der schon erwähnte „Bonin" und der ebenfalls von den Dänen in Altona zurückgelassene Dampfer „Kiel."

Am 1. Februar 1849 errichtete dann die Regierung eine eigene Behörde für das Marinewesen, die „Marine-Kommission," die unmittelbar unter dem Kriegsdepartement stand und deren Sitzungen in Kiel in dem Hause Ecke des Sophienblatts und der Herzog Friedrich-Straße stattfanden, wo nach 1864 auch das preußische Marinestationskommando untergebracht war und wo sich jetzt das Königliche Konsistorium und die Königliche Kreiskasse befinden. Aber welche Schwierigkeiten hatte diese Kommission zu überwinden! Die Küstenbefestigung war äußerst mangelhaft, die Kanonenboote waren teils noch im Bau, teils wenigstens unbewehrt, ohne Offiziere, ohne Mannschaft, ohne alle Vorräte!

In Ermangelung ausgebildeter Seeoffiziere war man auf tüchtige einheimische Schiffsführer und Steuerleute angewiesen. Und an Meldungen fehlte es nicht von Leuten, die mit dem Element vertraut es gewohnt waren, der Seegefahr ins Auge zu schauen. Da mußte es denn Ehrensache des Einzelnen bleiben, sich die sonst nötigen Kenntnisse selbst anzueignen. Selbst für die Oberleitung konnte man nur vorübergehend einen gedienten Marineoffizier gewinnen, den Kapitänleutnant Donner, denn schon nach wenigen Monaten ging dieser nach Frankfurt und trat in den Reichsdienst.

Dann wurden in den Küstenbezirken etwa 700 Seeleute für die neuen Schiffe ausgehoben, die am 1. März 1849 eintraten. Weiter wurde in Kiel ein Marinehospital eingerichtet und ein kleineres in Holtenau, ferner ein Laboratorium. Die Geschütze für die neuen Schiffe mußte man aus Lüttich beziehen. Im März wurden in Düsternbrook — etwa auf dem Platze der heutigen Marineakademie — und in Laboe Strandbatterien und Schanzen errichtet, — kurz, man war in eifrigster Tätigkeit. Als Flagge führten die Schiffe die deutsche Reichsflagge in Schwarz-Rot-Gold, denn man wollte sie als einen Teil der Reichsflotte betrachtet wissen.

So ging die Waffenruhe zu ende, der Krieg begann wieder, und schon am

5. April 1849 erfolgte die Ruhmestat von Eckernförde, an der aber die schleswig-holsteinische Marine nicht beteiligt war und die darum nicht in den Rahmen unserer Betrachtung gehört.

Und dann begann auch die Tätigkeit der neuen Marine. Mitte April wurden 5 Kanonenboote unter Leutnant Kjer durch den Eiderkanal nach der Nordsee gesandt zum Schutz für die Westküste und zur Vertreibung der dänischen Truppen von den friesischen Inseln. Und obwohl die versprochene Unterstützung seitens der Reichstruppen ausblieb, erwies sich diese kleine Macht doch als ausreichend und löste ihre Aufgabe fast ohne Kampf. Die bei Sylt stationierte dänische Korvette „Valkyren" und sämtliche kleineren Fahrzeuge zogen sich bei ihrer Ankunft sofort zurück und ließen sich in diesem Jahre in dem schwierigen Fahrwasser nicht wieder blicken. Auch die Inseln wurden von den Dänen fluchtartig geräumt, so daß sie in der Eile allerlei Kriegsmaterial zurückließen. Die Kopenhagener Zeitung „Fædrelandet" sprach sich denn auch sehr ungnädig darüber aus, daß man sich durch 5 kleine mit „aufgerafftem Gesindel" besetzte Kanonenboote von den Westsee-Inseln habe verjagen lassen. Bis zum Herbst blieb die kleine Division dort im Westen, ohne daß die Dänen es gewagt hätten, die Inseln und Küsten zu beunruhigen.

Der bei Kiel zurückgebliebene größere Teil der schleswig-holsteinischen Seemacht fand ebenfalls wiederholt Gelegenheit, sich dem Feind bemerkbar zu machen. So fand am 9. Mai vor Bülk ein Seegefecht statt, am 4. Juni ebendort, wo der dänische Kriegsdampfer „Hekla" zu schleunigem Rückzuge gewungen wurde, und wiederum am 17. Juni. Auch vor der Schleimündung zwangen die dort stationierten beiden Kanonenboote am 12. Juli die dänische Fregatte „Freya" durch einige wohlangebrachte Schüsse, das Gefecht abzubrechen und davonzusegeln.

Und dann traten wieder die politischen Ereignisse dazwischen. Gleich nach Eckernförde, am 23. April, hatte die junge schleswig-holsteinische Armee den glänzenden Sieg von Kolding davongetragen und sich an die Belagerung von Fredericia gemacht. Die preußischen Truppen freilich, welche ebenfalls in Jütland eingerückt waren, wirkten weder bei Kolding noch bei Fredericia mit, denn König Friedrich Wilhelm IV. war von der anfänglichen Zuneigung für die schleswig-holsteinische Bewegung völlig zurückgekommen und sah in ihr nur mehr eine revolutionäre Auflehnung gegen den Landesherrn. Und als dann in der Unglücksnacht vom 6. Juli die Dänen mit großer Übermacht den Schleswig-Holsteinern eine verlustreiche Niederlage beibrachten und ganz Deutschland nach Rache schrie, da schloß Preußen am 10. Juli den erniedrigenden Waffenstillstand mit den Dänen ab. Widersetzen konnten sich die Herzogtümer damals nicht, und so mußte die schleswig-holsteinische Armee über die Eider zurückgehen, und nur Holstein verblieb der einheimischen Regierung, während in Schleswig ein dänischer und ein preußischer Beamter unter der Obhut eines englischen Bevollmächtigten das Regiment hatten.

So wurde auch die Tätigkeit der schleswig-holsteinischen Marine schon wieder beendet. Aber man ruhte nicht, man rüstete sich zu neuem Kampf. Schon im Sommer hatte man die Anlegung einer Schiffswerft zur Ausbesserung der Fahrzeuge beschlossen, und nunmehr begründete man eine solche in Ellerbek, da, wo sich jetzt die Kaiserliche Werft befindet. Sodann erwarb man das Dampfboot „Löwe," das schon mehrfach zu Schlepperdiensten benutzt worden war, und armierte es. Auch sorgte man für späteren jungen Nachwuchs für das Offizierkorps. Schon am 1. Dezember 1848 war in Kiel — ebenfalls in dem Hause der Königlichen Kreiskasse — die Seekadettenschule eröffnet worden mit 5 Lehrklassen unter Leitung der Universitätsprofessoren

Christiansen und Scherk und des früheren preußischen Artilleriehauptmanns Liebe. Letzterer leitete die Schule bis zu ihrem Eingehen und trat später zu gleichem Beruf in preußische Dienste zurück, wo er das Marinebildungswesen der preußisch-deutschen Marine in mehr als 30jähriger Tätigkeit zu hoher Blüte geführt hat. Erst vor wenigen Jahren ist er in hohem Alter gestorben, und den Älteren unter Ihnen dürfte seine Persönlichkeit wohl noch erinnerlich sein. Die Zahl der Zöglinge, die zwischen 12 und 16 Jahren alt waren, betrug anfangs 28, Ende 1849 aber 42, darunter 24 Schleswig-Holsteiner, die andern aus Hamburg, Bremen, Hannover, Mecklenburg, ja, aus Sachsen, Kurhessen, Württemberg und Bayern. Einer der Kadetten lebt noch jetzt in unserer Stadt, der Geheime Justizrat Lübbe.

Dem traurigen Waffenstillstand folgte seitens Preußens der traurige Berliner Friede vom 2. Juli 1850. So standen denn die Herzogtümer allein dem Feind gegenüber und nahmen mutig den Kampf wieder auf.

Da man mit Recht annehmen konnte, daß die Dänen ihre großen Seekräfte nunmehr gebrauchen würden, um die Inseln im Westen zu besetzen und die holsteinische Ostküste anzugreifen und so die schleswig-holsteinische Hauptarmee im Rücken zu beunruhigen, so beschloß man seine Kräfte zu teilen, 3 Kanonenboote mit dem alten Dampfboot „Kiel" in die Nordsee zu entsenden und sodann 2 Boote bei Heiligenhafen und das Schraubenboot „von der Tann" bei Neustadt zu stationieren, um die dortigen Strandbatterien zu unterstützen und die dänische Marine zur Teilung zu nötigen. Im Kieler Hafen sollte die Hauptstärke der Marine zurückbleiben, um von dort nötigenfalls die verschiedenen Detachements zu verstärken.

Von den Kriegsereignissen des Jahres 1850 zur See lassen Sie mich nur auf zwei ein wenig näher eingehen und Ihnen von den Schicksalen der Westdivision und von dem Untergang des „von der Tann" berichten.

Die Westdivision unter Kommando des Leutnants Hensen nahm östlich von Föhr bei Wyk Aufstellung, zeigte sich aber bald zu schwach, als Ende Juli nach der verlorenen Idstedter Schlacht die ganze Westküste Schleswigs von den Dänen besetzt wurde. Und ehe noch die geforderte Verstärkung von 2 weiteren Booten kommen konnte, besetzten sie auch Tönning und Friedrichstadt und schnitten somit den Booten jede Seeverbindung mit Kiel ab. So konnten die Dänen Sylt und wenig später von Husum aus Pellworm und Nordstrand in Besitz nehmen, ohne daß die Schleswig-Holsteiner es zu hindern vermochten. Diesen blieb somit nur Föhr. Die jungen, mutigen Führer der Boote beschlossen aber, ihre Stellung bei Wyk bis zum letzten Augenblick zu behaupten, ohne eine vorher sich bietende Gelegenheit zum Rückzuge zu benutzen. Erst als am 16. September eine weit überlegene feindliche Seemacht von Westen her auch die letzte Insel besetzte und als mit derselben 6 dänische Kanonenboote eintrafen, die ihnen in die Tiefen des Wattenmeeres zu folgen vermochten, da mußten sie sich zum Rückzuge entschließen.

Nun zieht sich von der Ostseite der Insel Föhr das sogenannte Schmaltief in südwestlicher Richtung durch das Wattenmeer an der Ostseite von Amrum vorbei in die freie See hinaus und weiter südlich, etwa in der Höhe von Husum, das Tief des Heverstroms. Die Ausmündung des letzteren bewachte das dänische Kriegsdampfschiff „Geyser," während eine dänische Korvette am Ausgang des Schmaltiefs lag. Die 6 dänischen Kanonenboote lauerten mit einem zweiten Dampfboot weiter nördlich bei Amrum.

Die Lage der Schleswig-Holsteiner am 16. September schien um so verzweifelter, als ein starker Wind und das aufgeregte Meer es unmöglich machten,

sich auf offener See mit einem größeren Kriegsschiff in einen Kampf einzulassen. Allein am 17., als die 3 Boote, geschleppt vom Dampfer „Kiel," durch das Schmaltief der Ausfahrt ins freie Meer zustrebten, herrschte völlige Windstille. Die dänische Korvette war durch die Strömung weiter nordwärts getrieben, wo sie mit schlaffen Segeln unbeweglich lag, ohne am Kampfe teilnehmen zu können. So war denn die Ausfahrt des Schmaltiefs frei, und nun kam alles auf das Manöver der weiter nördlich liegenden dänischen Kanonenboote an. Erreichten sie südwärts eilend früher als die Schleswig-Holsteiner den Ausgang des Schmaltiefs und konnten sich mit dem von Süden kommenden „Geyser" vereinigen, so war die kleine Flottille unrettbar verloren.

Nun läuft aber südlich von Amrum ein anderes Fahrwasser, das Landtief, in östlicher Richtung dem mittleren Schmaltief zu, und diesen Weg wählten die feindlichen Boote in der Hoffnung, die Strecke schnell zurücklegen und dann die Schleswig-Holsteiner von hinten angreifen zu können, wenn sie mit dem „Geyser" im Kampf sein würden. Aber sie hatten nicht mit der plötzlich eintretenden Ebbe gerechnet. Diese warf ihnen eine heftige Strömung entgegen, während sie andrerseits die Fahrt der schleswig-holsteinischen Schiffe nach Südwesten derart beschleunigte, daß man von ihnen aus nach einer Stunde kaum noch die Mastspitzen des Feindes sehen konnte. So erreichten die Schleswig-Holsteiner die freie See und waren bei Pellworm, als der „Geyser" den Feind gewahr wurde und gerade auf ihn zulief. Auf weniger als halbe Schußweite eröffnete er das Feuer, das von den Schleswig-Holsteinern lebhaft erwidert wurde. Gleich ihre ersten Bomben schlugen ein, und bei der fünften glaubte man deutlich zu sehen, daß an Bord des Dänen Feuer ausgebrochen sei, was mit donnerndem Hurrah begrüßt wurde. Die an Bord des „Geyser" herrschende Verwirrung bewies genügend, daß er wesentlichen Schaden erlitten hatte. So wurde denn dem Dänen die Stellung vor dem Gegner zu heiß, und er benutzte seine größere Beweglichkeit, um eine Stellung hinter ihrer Linie einzunehmen. Und von dort beschoß er sie lebhaft, während nur das Kanonenboot Nr. 11, das letzte der Linie, aus seiner hinteren Kanone zu antworten vermochte; denn die andern, durch ihre eigenen Schiffe gehindert, konnten nur gelegentlich einzelne Schüsse abgeben.

So dauerte das Gefecht über eine Stunde, und die Schleswig-Holsteiner erlitten nicht unbeträchtlichen Schaden. Auch der Dampfer „Kiel" erhielt drei Schüsse, einen durch den Schornstein und zwei durch den Rumpf. Und nun näherten sich auch die 6 feindlichen Kanonenboote stark dem Kampfplatz, denen es endlich gelungen war, das Schmaltief zu erreichen und zu durchlaufen. Allein das einzige Geschütz des schleswig-holsteinischen Bootes, dessen Kugeln bei der großen Nähe der Feindes sicher trafen, hatte inzwischen den „Geyser" arg zugerichtet. Seine besten Geschütze waren demontiert, sein Feuer schwieg, und er zog sich langsam zurück, um sich mit den herankommenden 6 Kanonenbooten zu vereinigen. Hätte er diese nicht zur Stütze gehabt, so wäre er zweifellos völlig unterlegen. Einen zweiten Angriff haben weder der „Geyser" noch die 6 Kanonenboote riskiert. Die Verluste der Schleswig-Holsteiner betrugen 4 Tote und 6 Verwundete, die der Dänen hat man verheimlicht.

So konnten denn die Schleswig-Holsteiner ungehindert ihre Fahrt fortsetzen und abends ankerten sie auf der Reede von Büsum. Und als sie dann durch den Eintritt der Herbststürme genötigt wurden, den sicheren Hafen von Glückstadt aufzusuchen, da wurden sie zwischen den gefährlichen Sandbänken vor der Elbe von furchtbaren Weststürmen überfallen, denen um Mitternacht des 8. und und 9. November das Kanonenboot Nr. 8 zum Opfer fiel. Man fand es ge-

kentert am Außendeich von Süderdithmarschen. Die ganze Besatzung hatte das Meer verschlungen. Die Leichen des braven Kommandanten, des Leutnants Lamp, eines geborenen Kielers, und etwa 30 andrer trieben nach und nach an den Strand und fanden ein Grab in heimatlicher Erde, ersterer auf dem alten Kieler Friedhof. Die andern beiden Boote und der Dampfer erreichten glücklich den Hafen.

Das Schraubenkanonenboot „von der Tann," von dessen Schicksalen ich Ihnen sodann erzählen will, war, wie ich oben bereits erwähnte, bei Neustadt stationiert. Frühmorgens am 20. Juli war es von dort unter Kommando des Leutnants Lange in See gegangen, gewahrte aber bald das weit überlegene dänische Kriegsdampfschiff „Hekla" und nahm, um demselben zu entgehen, die Richtung auf Travemünde zu. Der Däne holte darauf die Korvette „Valkyren" und bugsierte sie nach der Reede von Neustadt, um dem Kanonenboot die Rückkehr dorthin abzuschneiden. Dieses hatte inzwischen 2 dänische Schiffe gekapert und mit einigen seiner Leute nach Travemünde gesandt, um dort bis zu seiner Ankunft unter deutscher Flagge zu ankern. Als es dann selbst dort eintraf, erhielt der Kommandant die Nachricht, der Senat von Lübeck habe die schleswig-holsteinischen Soldaten auf den Prisen abführen und gefangen setzen lassen; und dann erschien der Stadthauptmann von Travemünde an Bord und verlangte namens seiner Regierung, das schleswig-holsteinische Kanonenboot solle entweder die Waffen strecken, oder auf Kanonenschußweite das neutrale Gebiet räumen, sonst werde man Gewalt anwenden. Der junge Kommandant wies mit Verachtung die Forderung der Waffenstreckung zurück, drohte mit Repressalien, falls man auch nur einen Schuß auf ihn abzugeben wage, und legte unter schärfstem Protest gegen die völkerrechtswidrige Ausweisung den Lübeckern zum Trotz sein Schiff auf den Strom, um die passende Zeit zum Auslaufen abzuwarten. Denn er hatte sich entschlossen, nicht etwa die mecklenburgische Küste aufzusuchen, sondern den gewagten Kampf gegen die dänische Übermacht aufzunehmen und sich nach Neustadt durchzuschlagen.

Gegen 11 Uhr abends schien ihm die Zeit gekommen, und er ging in See nach Neustadt zu, immer sich im seichten Wasser haltend. Vorher hatte er einen Eilboten nach Neustadt entsandt, und so waren denn die Fenster sämtlicher Häuser an der Küste unterhalb der Stadt erleuchtet, um ihm das Einlaufen zu erleichtern. Zwischen Haffkrug und Neustadt wurde das Schiff vom „Hekla" angegriffen. Ein dreifaches Hurrah antwortete der ersten Breitseite des Dänen, und so entspann sich ein Kampf, der sich etwa von Mitternacht bis 2 Uhr morgens hinzog. Ruhig zielten die Artilleristen, und sicher saßen die glühenden Kugeln des Kanonenbootes im Rumpfe des „Hekla," der gegen den hellen Horizont eine gute Zielscheibe abgab, und zwischen dem Donner der Geschütze hörten die Zuschauer, wie es in dem Bericht eines Augenzeugen heißt, einzelne Zeilen des Schleswig-Holstein-Liedes im Chor gesungen bis ans Ufer klingen. Leider hatte aber der „von der Tann" gleich nach Beginn des Kampfes das Unglück, durch ein Ungeschick des Lotsen, der wohl durch das Kampfgetöse die Besinnung verloren haben mochte, auf Grund zu geraten, wo er zwischen großen Steinen eingeklemmt nun festlag und somit dem Feind ein nicht zu verfehlendes Zielobjekt bot. Trotzdem setzte man den Kampf aufs heftigste fort, und unaufhörlich sausten die roten Glühkugeln seiner beiden Geschütze auf den Gegner. Der „Hekla" erlitt schweren Schaden, ein Radkasten wurde ihm zertrümmert, und mehrfach schienen die Kugeln des Gegners gezündet zu haben, so daß er sich etwas zurückzog. Diese kurze Pause benutzte man auf dem „von der Tann" zu Versuchen, das Fahrzeug wieder flott zu machen, — vergebens!

Die Dänen aber hatten den Vorfall gemerkt, und inzwischen kam die Korvette heran und nahm mit dem „Hekla" vereint das ungleiche Gefecht auf, das noch etwa eine halbe Stunde fortgesetzt wurde. Bald jedoch zeigte es sich, daß der „von der Tann" verloren sei. Und einen Kanonenschuß weiter wäre er in Sicherheit gewesen unter dem Schutze der Neustädter Strandbatterie! Man hatte bis zum äußersten den Kampf fortgesetzt, hatte das furchtbare Feuer der beiden feindlichen Schiffe ausgehalten, bis das eigene Schiff fast völlig wrack geworden war. Da beschloß Leutnant Lange, um es nicht in die Hände der Feinde fallen lassen, es mit eigener Hand zu vernichten. Er teilte der Mannschaft seinen Entschluß mit, ließ sie an Land gehen und nahm für sich das Recht in Anspruch, als Letzter das Schiff zu verlassen. Und als der letzte Mann von Bord gegangen war, ging er in den Heizraum, holte einige Schaufeln glühender Kohlen unter den Kesseln hervor und legte sie gegen die Schotten der Pulverkammer, bis die Außenwand tüchtig brannte. Dann sprang er über Bord und schwamm dem Lande zu. Gerade als er das Ufer erreichte, ging das Schiff in die Luft. Es war um 2 Uhr morgens. Am Ufer traf der Kommandant mit seiner Mannschaft wieder zusammen, und keiner fehlte, kein Mann war gefallen, nur leichte Verwundungen gab es! Es war wie ein Wunder, und einer der Matrosen hatte dafür nur das Wort: „Gott ist mit den Deutschen, Herr Leutnant!" Der „Hekla" war aber durch die Kugeln des Gegners so zugerichtet, daß die Korvette alle Segel aufspannen mußte, um ihn ins Schlepptau zu nehmen und fortzuschaffen. Ein Modell des „von der Tann" befindet sich im Marinemuseum zu Berlin, und sein tapferer Kommandant lebt noch heute hochbejahrt in Altona.

Das war der Untergang des Kanonenboots „von der Tann," des einzigen, das durch Menschenhand zugrunde ging.

Groß war überall in Deutschland die Entrüstung über die Handlungsweise des Lübecker Senats. „Seht da," heißt es in einer damaligen Zeitung, „seht da die einstige Hansa-Fürstin, die so manche dänische Flotte geschlagen, wie sie jetzt dänische Schiffe an ihren feuchten Busen drückt, während sie deutsche Schiffe hinausstößt aus ihrem Hafen. Ist denn der alte Stromgott der Trave nicht aufgewacht in brausendem Zorn und hat die Ufer der brudermörderischen Stadt überflutet, um die Schmach zu rächen? Nein, er hat es nicht getan! Er ist ja ebenso gut eine Fabel, wie die deutsche Einheit."

Ich könnte Ihnen nun, verehrte Anwesende, noch viel erzählen, könnte berichten von den Seegefechten vor dem Kieler Hafen am 21. und 22. Juli 1850 gegen den „Holger Danske" und am 16. August gegen das große Linienschiff „Skjold"; ich könnte Ihnen noch manche Beispiele von Unerschrockenheit, von bewundernswertem Heldenmut einzelner Seeleute erzählen; ich könnte Ihnen berichten von den letzten September- und den ersten Oktobertagen, wo sich 4 der Kanonenboote an dem blutigen aber leider vergeblichen Angriff der Armee auf die Festung Friedrichstadt beteiligten; ich könnte Ihnen endlich erzählen von dem ersten Unterseeboot, dem Bauerschen Taucherboot, bestimmt, eine Sprengvorrichtung an feindlichen Schiffen zu befestigen, wie es bei einem Versuche im Kieler Hafen auf den Grund sank, und wie der Erfinder und seine Begleiter sich auf wunderbare Weise vom Grunde des Meeres retteten, aber ich fürchte, die mir zugemessene Zeit ist schon überschritten. Deshalb eile ich zum Schluß.

Mit Ehren hatte die kleine Flotte die deutsche Flagge geführt, keins der Schiffe war in des weit überlegenen Feindes Hand gefallen. Zwei Fahrzeuge waren verloren, eins hatte der Führer selbst vernichtet, um es nicht in Feindes Hand fallen zu lassen, eins war den Elementen zum Opfer gefallen. Auch die

Armee hatte mit Ehren gekämpft, wenn auch im letzten Jahre ohne Glück. Aber verloren war Schleswig-Holstein noch nicht. Da kam der traurige Tag von Olmütz, da kamen die Tage, wo vor dem Drohen des Auslandes deutsche Brüder, wo östreichische und preußische Truppen die Herzogtümer dem Feinde auslieferten, wo die tapfere Armee entwaffnet und aufgelöst, wo alles Kriegsmaterial, wo auch die schleswig-holsteinische Flotte den Dänen überliefert wurde. Hoffnungslos schien alles verloren, wofür man 3 Jahre ruhmvoll gekämpft hatte. Aber prophetisch ruft schon wenige Jahre später Dr. Otto Fock, einer der glühendsten Verteidiger der Rechte Schleswig-Holsteins, in seinen „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen" aus: „Nicht das Ende Schleswig-Holsteins war es! Es war nur das Ende des ersten Aktes seines Befreiungskampfes. Es wird abermals ein Tag der Erhebung für die Herzogtümer kommen. Das wann? liegt noch im dunklen Schoße der Zukunft; aber kommen wird er."

Und er ist gekommen, früher wohl und anders, als er ihn erwartete, und hat uns gebracht, was wir jetzt besitzen. Und so lassen Sie uns denn, verehrte Anwesende, von den dunklen Tagen der Vergangenheit unsere Blicke hinlenken auf das helle Licht der Gegenwart. Wie anders, wie so ganz anders ist alles geworden! wie ist alles herrlich in Erfüllung gegangen, wofür unsere Väter gestrebt und gelitten! Jetzt haben wir eine starke deutsche Flotte, deren stolze Schiffe Achtung gebietend bis zu den fernsten Küsten die deutsche Flagge tragen, wir haben das einige Deutschland, mit dem uns unauslöschliche Bande verbinden, wir haben den deutschen Kaiser, den Hohenzollernkaiser, der hellen Augen am Steuer steht, bereit, für den Frieden und die Wohlfahrt des deutschen Volkes mit allen Kräften einzutreten, bereit aber auch, wenn es die Ehre fordert, die scharfen deutschen Waffen gegen den Feind zu führen.

So möge denn der Herr, unser Gott, auch fernerhin seine segnende Hand halten über unsern kaiserlichen Herrn, er schütze und fördere unser deutsches Vaterland unter seiner Regierung, er schenke unserm Volke durch ihn Frieden und Wohlfahrt! Das sind die Wünsche, deren Erfüllung wir am heutigen Tage aus tiefstem Herzen erflehen.

Zur 60. Wiederkehr des Tages der Erhebung Schleswig-Holsteins (24. März 1848).

Den schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1848/51 gewidmet
von **Johannes Suck** in Oldesloe.

Vor 60 Jahren, als aus Winters Banden
Sich die Natur zum Lichte rang empor,
Da war's, als ringsum auch in allen Landen
Der Drang nach *Freiheit* brach mit Macht hervor.
Da hast auch du in Tatkraft dagestanden,
Mein Schleswig-Holstein, wie noch nie zuvor;
Das Scepter nahmst du kühn in deine Hände
Und jubeltest: Die Knechtschaft hat ein Ende!

Es war das Jahr, das große, wilde, tolle,
Als man der Freiheit blut'ge Hymnen sang;
Die Zeit, als auch auf uns'rer Heimat Scholle
Das Lied vom Völkerfrühling laut erklang.
Auch Schleswig-Holstein, das begeisterungsvolle,
Es griff zum Schwerte, das es mutig schwang,
Um zu zersprengen die unwürd'gen Bande,
Die es verknüpften mit dem fremden Lande.

Welch lebensvolles Bild war da zu schauen,
Wohin bei uns man kam in Stadt und Land!
Von Mut und Kraft und freudigem Vertrauen
War jedes Herz bei jung und alt entbrannt,
Und donnernd scholl durch uns'rer Heimat Gauen
Das Lied von „Schleswig-Holstein stammverwandt."
Die Holstentreu', im Liede hoch gepriesen,
Hat sich in blut'gen Schlachten echt erwiesen.

Doch bald, ach, senkt sich ein dunkler Schatten
Hernieder auf den jungen Freiheitstag,

Wofür wir Gut und Blut geopfert hatten,
Vernichtet plötzlich war's mit einem Schlag;
Denn höh're Staatskunst konnte nicht gestatten,
Daß kühn ausfocht ein Volk die eig'ne Sach'.
Der nord'sche Geier von dem Inselreiche
Umkreiste wieder uns're Doppeleiche.

Mit stummem Schmerze mußten wieder tragen
Zwölf Jahre wir der fremden Willkür Last;
Da endlich hatt' auch ihre Stund' geschlagen,
Das alte Recht, es war noch nicht verblaßt.
Ein neuer Morgen fing nun an zu tagen,
Es kam uns allen unerwartet fast,
Und „Los von Dänemark!" klang's von allen Zungen
In unserm Schleswig-Holstein meerumschlungen.

Frei war das Land, und froh nun konnte wallen
Ein jeder den ersehnten Friedenspfad; —
Nur kurze Zeit. — Bald hört man wiederhallen
Das Land vom Zwiste in der Fürsten Rat,
Und dumpfen Kriegslärm hört man rings erschallen
Vom Bruderkampf, der sich entfesselt hat.
Da wollte uns wohl auch im Herzen bangen,
Bis uns der Hoffnung Stern war aufgegangen. —

Horch, wie vom Turm die Friedensglocken klingen!
Am Völkerhimmel wird es wieder klar,
Und stolz und hehr sieht man empor sich schwingen
Im deutschen Land den Hohenzollernaar;
Fest sehen wir der Einheit Band ihn schlingen
Um Deutschlands Norden, der zerrissen war,
Und unter seines Fittichs Schutz erheben
Die nord'schen Stämme sich zu neuem Leben.

Zwar unser Schleswig-Holstein war betroffen
Vom Laufe, den die Zeitgeschichte nahm;
Nicht ward erfüllt sein jahrelanges Hoffen,
Und das gedieh ihm wohl zum Schmerz und Gram,
Doch mußten's bald gesteh'n wir frei und offen:
Es war zum Segen, daß es also kam!
Wie wunderbar des Schicksals Wege waren,
Das sollten bald genugsam wir erfahren. —

Alldeutschland einig! Zwischen Süd und Norden
Gab's keine Schranken mehr; sie stürzten ein,
Als Frankreichs wahnbetörte Kriegerhorden
Im wilden Taumel wälzten sich gen Rhein;
Dem frevlen Feind ist es zur Schmach geworden,
Doch Deutschland sollt's znm ew'gen Ruhme sein;
Denn in dem Schmuck der frischen Lorbeerreiser
Begrüßt es wieder einen deutschen Kaiser.

Und wenn für uns're alten Kampfgenossen
Manch Bittres noch aus früh'rer Zeit entquoll:
Als ein Jahrzehnt seit jenem Tag verflossen,
Ward auch verlöscht die letzte Spur von Groll;
Denn von dem edlen Hohenzollernsprossen,
Des Ruhm bald durch die ganze Welt erscholl,
Ward fest verknüpft der Doppeleiche Krone
Durch holde Bande mit dem Kaiserthrone.

Ihr Veteranen durftet es erleben,
— Nehmt dankbar es als Gottes Fügung hin! —
Daß Schleswig-Holsteins Fürstenhaus gegeben
Dem deutschen Reiche eine Kaiserin.
Was kaum uns durft' im Traum vor Augen schweben,
Zur Wirklichkeit ward es im schönsten Sinn;
Es wurden junge Hohenzollernsprossen
Gar unsrer Kinder Spiel- und Lerngenossen.

Und jetzt laßt mich zum Schluß an dieser Stätte
Euch allen sagen noch, von wessen Hand
Geschmiedet ward das erste Glied der Kette,
Des Zeitenlaufs, der solchen Abschluß fand.
„Ihr 48er grifft zum Bajonette
Im Pionierdienst für das Vaterland."
So muß der Griffel der Geschichte schreiben;
Das soll euch Braven unvergessen bleiben!



„Schleswig-Holstein meerumschlungen."

Von **Ludwig Denkert** in Kiel.

Was nicht vermag das Schwert,
Gesang vollbringt es.
Was nicht dem Wort gewährt,
Das Lied ersingt es.

Ein treffliches, wahres Wort, das ein Schleswig-Holsteiner 1844 seiner 17 Nummern enthaltenden Liedersammlung, die er den Liedertafeln seines Heimatlandes zueignete, als Motto voranstellte. „Was nicht dem Wort gewährt, das Lied ersingt es." Wie der einzelne Mensch der Fülle und Tiefe seiner Empfindungen in Tönen Luft macht, weil das Wort nicht mehr zum

Ausdruck ausreicht, so hat auch zu allen Zeiten im Leben der Völker die Macht der Töne in großen Epochen eine hervorragende Rolle gespielt. Ja erst, wenn es gelang, die neuen Bestrebungen dem Empfinden des Volkes mitzuteilen, die Ideen der Erleuchteten in das Gefühl der Menge umzuwandeln, erst dann ist mit dem Schwerte der Begeisterung Großes in der Weltgeschichte vollbracht. Daß bei einem solchen Appell an das Gefühl die Musik, im besonderen das Lied von jeher von so großer Bedeutung war, liegt eben in der Eigenart dieser Kunst, die wie keine zweite die Leidenschaften der Menschen zu entflammen vermag. In unserm Fall sei nur an das Kriegslied aller Zeiten und Völker erinnert, das als grausiger Schlachtbarditus die eisernen Legionen Roms erschütterte, das als „Gott will es!" die Kreuzfahrer ihrem hohen Ziele entgegenführte, das als „Schleswig-Holstein meerumschlungen" unsere Väter zum Kampf für Recht und Freiheit aufrief und das als „Die Wacht am Rhein" die Söhne unseres großen Vaterlandes von Sieg zu Sieg bis an die Loire führte.



Chemnitz-Bellmann-Denkmal in Schleswig.

So rein wie 1848 die Begeisterung unserer Väter im Kampfe gegen dänische Vergewaltigung war, so mächtig war die Wirkung unseres Schleswig-Holsteinliedes, — eine Wirkung, welche die Zeit der Erhebung und die Jahre des Kämpfens und Ringens bis heute überdauert hat, eine Wirkung, die fortdauern wird, solange noch Schleswig-Holsteiner leben. Und die Wirkung im Leben der Menschen, die praktische Bedeutung ist es, die den Wert einer Nationalhymne bestimmt, nicht die ästhetische Würdigung darf auch hier den ersten Anspruch auf Gehör erheben. Gerade Nationallieder pflegen einer kritischen Untersuchung nicht in allen Punkten standzuhalten. In einer bewegten, großen Zeit von Männern geschaffen, die ganz in dem Fühlen und Wollen ihrer Zeit aufgingen, haben sie ihrer Bestimmung gemäß die Massen zu Taten vorwärtsgerissen und Ideen in lebendige Lebenswerte umgewandelt.

Aus diesem Geiste heraus wurde auch unser Schleswig-Holsteinlied geboren. Schon Anfang der vierziger Jahre lag es für jeden Vaterlandsfreund greifbar in der Luft, daß es mit dem nach fremdem Recht und Gut lüsternen Nachbarn im Norden zu einem Konflikt kommen müsse. Die alljährlich abgehaltenen großen Turn- und Sängerfeste wurden die Sammelpunkte aller Patrioten. Begeistert kam hier in Wort und Lied die Stimmung der freien Schleswig-

Holsteiner zum Ausdruck, welche unter allen Umständen ihre ererbten Grundrechte zu erhalten entschlossen waren, und ein jeder brachte, wie Detlef von Liliencron sagt, seinen Anteil gleich einem heimlichen Feuerbrande in die stillen Kreise seiner engen Heimat mit."

Die Spannung wurde besonders vergrößert, als die Mitglieder der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung 1844 wegen ihrer ausgesprochen deutsch-patriotischen Gesinnung und Haltung von König Christian VIII. in Kopenhagen sehr ungnädig verabschiedet worden waren.

So nahte der 24. Juli desselben Jahres, an dem in der Stadt Schleswig das Sängerfest der Herzogtümer gefeiert werden sollte, und das trotz der vom Ortsausschuß anfänglich beabsichtigten Vermeidung jeglicher Politik zu dem glänzendsten aller ähnlichen Vereinsfeste wurde, indem hier unserm Heimatlande außer einem nationalen Banner eine schleswig-holsteinische Nationalhymne und durch beides dem Königreich Dänemark eine ausdrucksvolle Unabhängigkeitserklärung gegeben wurde. — Mit der den Schleswigern eigenen Gastfreundschaft hatten sie am 23. Juli 1844 in ihrer mit Guirlanden, schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen überreich geschmückten Stadt die von nah und fern in Scharen herbeigekommenen Sänger und Sangesfreunde begrüßt. Am selben Tage fand um 4 Uhr im Dome die Probe zum geistlichen, um 7 Uhr im Stadttheater die Probe zum weltlichen Konzert statt. Aber schon am Abend des ersten Tages zeigte sich, wie hoch die Wogen vaterländischer Begeisterung gingen und wie gründlich die anfangs versuchte ängstliche Rücksichtnahme zu nichte ward. Die Kieler Liedertafel ließ es sich nicht nehmen, im Verein mit einer Anzahl Studenten dem Etatsrat Falk, dem Präsidenten der Ständeversammlung, ein Ständchen und ein Hoch für seine mannhafte Haltung dem dänischen König gegenüber zu bringen. — „Freiheit, die ich meine," erklang es darauf aus den Kehlen fast aller Sänger vor der Wohnung des Justizrats Hancke, der sich als Vorsitzender des Ortsausschusses hervorragende Verdienste um das Zustandekommen des Festes erworben hatte. Ein begeistert aufgenommenes Hoch auf Schleswig-Holstein war die Erwiderung des Gefeierten.

Am 24. Juli, dem Haupttage, in der Frühe durch Kanonendonner und Fanfarengeschmetter eingeleitet, fand um 9 Uhr vor einer andächtig lauschenden Menge das geistliche Konzert unter Kantor Bellmanns umsichtiger Leitung statt, — eine wahrhaft religiöse, Herz und Gemüt erhebende Feier. — Nachmittags Uhr 2 verkündete der eherne Mund der Kanonen den Abmarsch des Festzuges, der sich vom großen Marktplatz unter dem Jubel der Bevölkerung nach dem Hesterberg bewegte, wo sich herrlich gelegen die mit Laubgewinde und Fahnen reich geschmückte Konzerttribüne erhob. 500 Sänger folgten dem Taktstock des talentvollen Musikdirektors Grädener aus Kiel und „weckten der dunkeln Gefühle Gewalt" in den Herzen der 12000 horchenden Festteilnehmer. Zwar hatten ängstliche Gemüter im Musikausschuß die beiden letzten Strophen von Schenkendorfs Freiheitslied vorahnend gestrichen. Aber wer vermag der immer höher steigenden Flut einen Damm zu setzen! „Nur nach Deutschland!" ertönt es weiter sehnsuchtsvoll aus dem Liede Hoffmanns von Fallersleben. Nach Deutschland, „dem Land so wunderschön, in seiner Eichen grünem Kranz," wie das Gefühl der Menge weiter geleitet wird, bis es sich beim Schlußlied „Was ist des Deutschen Vaterland?" in tausendstimmigem Hurra und Jubel Luft macht und die Tonwellen des gewaltigen Liedes sich noch einmal über die bewegte Menge ergießen.

Und doch stand der Höhepunkt noch bevor.

Nach dem Konzert vereinigten sich die Teilnehmer zu einem Festmahle.

Ihre Zahl wird auf 2780 angegeben. Weiter reichte nicht der Platz. Justizrat Hancke brachte als Vorsitzender in üblicher Weise das erste Hoch auf den Landesherrn, König Christian VIII., aus. Dr. Steindorff feierte das freie, auf ewig ungeteilte Schleswig-Holstein. Da bestieg die Schleswiger Liedertafel unter ihrem Dirigenten Kantor Bellmann das Podium, um ein von dem Schleswiger Advokaten Chemnitz gedichtetes, von Bellmann selbst komponiertes „Lied an Schleswig-Holstein" vorzutragen. Der Eindruck dieses Gesanges war unbeschreiblich. Ein Augenzeuge berichtet: „Ergraute Männer fielen einander in die Arme, während ihren Augen Tränen entrannen, und kräftige Jünglinge schüttelten sich mit innigem, stillverstandenen Drucke die Hand." Noch waren nicht die letzten Strophen gesungen, als schon 4 bis 5 Tausend Menschen in und vor der Halle begeistert mit in den Chor einstimmten: „Schleswig-Holstein, stammverwandt, wanke nicht, mein Vaterland." So mächtig war der große Wurf gelungen, die patriotischen Gefühle aller Schleswig-Holsteiner in einem Liede zum packenden Ausdruck zu bringen. Der Hesterberg an der Schlei wurde zum Rütli der Schleswig-Holsteiner. Hand in Hand und Aug' in Aug' gelobten hier die Söhne unseres meerumschlungenen Landes, einander nicht zu verlassen, ein einig Volk von Brüdern, up ewig ungedeelt zu sein. Was dort in Schleswig unter dem Zeichen der Leier geschworen wurde, das wurde nach vier Jahren mit den Waffen in der Hand gehalten.

Mit dem Schleswig-Holsteinlied war ein Feuerbrand in die zwischen den Herzogtümern und dem Königreich Dänemark aufgehäuften politischen Zündstoffe geworfen. Die Katastrophe war unabwendbar geworden. Das Schleswig-Holsteinlied begeisterte zu Kampf und Sieg, es tröstete nach bitteren Enttäuschungen, es ließ die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Deutschtums nicht zu schanden werden. Über Schleswig-Holsteins Geschichte sind die Bücher geschlossen. Wo aber immer Schleswig-Holsteiner sich ihrer meerumschlungenen Heimat und ihrer Väter dankbar erinnern, da ertönt aus warmem Herzen noch heute und wird für alle Zeiten ertönen: „Schleswig-Holstein meerumschlungen!"

Zwei Männer aus dem Herzen Schleswig-Holsteins waren es, die ihrem Vaterlande diese herrliche Gabe bescherten: Chemnitz und Bellmann, zwei Bürger der Stadt Schleswig.

Matthäus Friedrich Chemnitz wurde als ältester Sohn des Predigers Chemnitz in Barmstedt in Holstein am 10. Juni 1815 geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht mit seinen zahlreichen Geschwistern vom Vater erhalten hatte, besuchte er von 1832 bis 1834 das Christianeum in Altona, von wo der hochbegabte Jüngling nach Kiel ging, um hier bis 1840 die Rechte zu studieren. Nach glänzendem Staatsexamen ließ er sich in Schleswig als Advokat nieder, wo er auch mehrere Jahre als Obersachverwalter-Gehülfe für das Herzogtum Schleswig tätig war. Durch eifrigen Verkehr mit den politischen Führern jener Zeit wurde er ein glühender Patriot, der besonders durch schriftstellerische Tätigkeit in auswärtigen Zeitungen und als Dichter der Sache seines Vaterlandes zu dienen suchte. Als tüchtiger Sänger und Mitglied der Schleswiger Liedertafel nahm er lebhaften Anteil an den Vorbereitungen zum großen Sängerfeste 1844. Die Musikleitung war eifrig auf der Suche nach einer schleswig-holsteinischen Originalkomposition. Zu diesem Zwecke sandte der als Dichter bereits bekannte Kreisjustizrat Dr. Karl Friedrich Heinrich Straß, geboren am 18. Januar 1803 zu Berlin und ebendaselbst am 30. Juni 1864 gestorben, von dem bereits 1842 gesammelte Gedichte erschienen waren, drei Gedichte an Bellmann, den er bei einem Besuch in Schleswig 1842 oder 1843 persönlich kennen und schätzen gelernt hatte. In einem Briefe vom 8. Juli

1844, der sich gleich den weiter unten erwähnten Briefen von Chemnitz im Original in Leipzig befinden soll, teilt Bellmann dem Verfasser der Gedichte mit, daß er Nr. 1 wegen sachlicher Irrtümer nicht brauchbar fände, daß er Nr. 3 komponieren werde, wenn er nach dem Feste zur Ruhe gekommen sein werde, und daß er die Komposition von Nr. 2 („Schleswig-Holstein, schöne Lande") anbei übersende. Im selben Briefe teilt Bellmann dem Dichter Straß weiter mit, daß bei dem verspäteten Empfang des Liedes die Aufnahme desselben in das schon früher festgesetzte und veröffentlichte Konzertprogramm leider unmöglich gewesen sei, man werde aber versuchen, es zu passender Zeit bei der Festtafel zu Gehör zu bringen. Dieses vierstrophige Lied übte Bellmann mit seiner Sängerschar ein. Das Lied gefiel; aber die Verse trugen der gerade damals tiefgehenden Bewegung doch nicht genügend Rechnung. Nur ein Schleswig-Holsteiner, der mitten in der Bewegung seiner Landsleute stand, der mit ihnen litt und stritt, konnte ihr ganzes Fühlen und Wollen erfassen und voll zum Ausdruck bringen. Dieser Mann war Matthäus Friedrich Chemnitz. Nur gebunden durch das Versmaß der Bellmannschen Komposition, hat er die sieben Strophen seines Gedichts nach Aussage seiner Bekannten an einem Tage aus einem Gusse geschaffen. Außer dem im Refrain wiederkehrenden „Schleswig-Holstein, stammverwandt" übernahm Chemnitz nur die beiden Zeilen „Gott ist stark auch in den Schwachen, Wenn sie gläubig ihm vertraun," und die Stelle: „Und ein gut gelenkter Nachen kann trotz Sturm den Hafen schaun" änderte er in: „Zage nimmer, und dein Nachen wird trotz Sturm den Hafen schaun." Trotz der selbständigen Schöpfung schrieb der anspruchslose, bescheidene Mann unter dem 8. August 1844 in einem ausführlichen Brief an Straß: . . . . „Im Anschlusse gebe ich mir die Ehre, Ihnen, geehrtester Herr Justizrat, ein Exemplar der Textworte, wie die hiesige Liedertafel selbige zum Feste hat drucken und vertheilen lassen, ergebenst zu übersenden . . . . Ich darf von dem gleichgestimmten poetischen Gemüth hoffentlich einer milden Beurtheilung versichert sein, um so mehr, als der Erfolg auf dem Sängerfeste, der mithin wesentlich auf Ihr Verdienst zurückzuführen ist, ein wahrhaft rührender war." Es folgt eine Schilderung des Beifallssturmes. „Um so mehr kann ich es nur bedauern, daß Sie, dessen Name seit Ihrem früheren Besuche auch außerhalb der Liedertafel hier in guter Erinnerung lebt, nicht Selbst Zeuge der rauschenden Theilnahme waren, mit welcher die von Ihnen angeregte Idee sich der Herzen Aller bemächtigte." In einem weiteren Briefe, mit dem er die versprochene Partitur des „Wanke nicht, mein Vaterland" an Straß übersendet, heißt es: „Wir — er meint Bellmann und sich — bitten Sie, die Partitur als derjenige, welcher zu dieser, dem Anscheine nach zum schleswig-holsteinischen Nationalliede bestimmten Piece den Grund gelegt, von uns, die wir darauf fortgebaut, gefälligst entgegen zu nehmen und darin den schwachen Ausdruck unserer dankbaren Gesinnung zu erkennen." Die ersten Ausgaben trugen unter der von Chemnitz gezeichneten Doppeleiche des Titelblattes die Unterschrift: Nach einem Gedichte von Straß von Matthäus Fr. Chemnitz. Auf dem Flugblatt 21 mit einer sinnreichen Zeichnung von E. Hansen, im Druck und Verlag bei Breitkopf und Härtel-Leipzig erschienen, steht schon Chemnitz' Name allein. — Straß hat unbestritten das Verdienst, durch sein Gedicht in der packenden Komposition von Bellmann den Dichter des schleswig-holsteinischen Schutz- und Trutzliedes angeregt und begeistert zu haben, und in dieser Verbindung darf sein Name nicht vergessen werden. Aber nichtsdestoweniger ist und bleibt Chemnitz der Dichter des Nationalliedes der Schleswig-Holsteiner. Noch manches treffliche, künstlerisch formvollendetere Gedicht hat

er seinem Volke beschert; aber durch „Schleswig-Holstein meerumschlungen" hat er sich Unsterblichkeit erworben.

Im Sommer 1845 fand in Würzburg das allgemeine deutsche Sängerfest statt. Die Reise der 25 schleswig-holsteinischen Sangesbrüder, unter denen sich die bekanntesten Männer der Herzogtümer befanden, glich einem wahren Triumphzuge. Chemnitz, der als Mitglied der Schleswiger Liedertafel an der Fahrt teilnahm, hatte unter dem Motto: „Nord und Süden Hand in Hand, Schleswig-Holstein an Deutschland" einen poetischen Festgruß verfaßt, der unter Leitung des Gesangdirektors Demut von den Schleswig-Holsteinern im Anschluß an das von ihnen ebenfalls vorgetragene Schleswig-Holsteinlied gesungen wurde und einen beispiellosen Erfolg hatte. Die „Mannheimer Zeitung" berichtete damals: Der Eindruck, den dieses trefflich gesungene Lied auf die anwesenden Tausende machte, kann nicht beschrieben werden. Man kann in Wahrheit sagen: von diesem Moment ist das Würzburger Sängerfest eine geschichtliche Tat geworden. Das Gesangsfest war in den Hintergrund getreten, eine Volksverbrüderung feierte ihren Abschied.

Als der Sturm am 24. März 1848 losbrach, da war es wieder Chemnitz, aus dessen Mund die schleswig-holsteinische Marseillaise ertönte:

„Auf, Schleswig-Holstein, auf, erwache!
Der Tag bricht an, der Morgen graut,
Horch! Dich ruft die heilige Sache,
Ruft zur Waff' und Wehr Dich laut"....

Soviele Lieder aber auch damals im Geiste jener Zeit entstanden und gesungen wurden, sie alle übertönte doch das Schleswig-Holsteinlied.

Während des Krieges war Chemnitz bei der provisorischen Regierung in Kiel und später in dem Gottorper Verwaltungsamte beschäftigt. Als aber die Kämpfer für Recht und Freiheit, unbesiegt und unentmutigt, unter dem Druck der Großmächte die Waffen strecken mußten und eine bittere Leidenszeit für unser Volk hereinbrach, da war Chemnitz einer der ersten, der gleich vielen anderen Patrioten mit blutendem Herzen seine Heimat verlassen mußte. Nachdem er zunächst in der Redaktion der „Hamburger Nachrichten" beschäftigt wurde, fand er in dem ihm vom Sängerfest her befreundeten Würzburg Anstellung als Sekretär der Main-Dampfschiffahrtgesellschaft und 1854 als Sekretär der polytechnischen Gesellschaft. Im folgenden Jahr führte Chemnitz seine Gattin, eine geborene Widemann, heim, die ihm fünf Kinder schenkte, von denen aber nur zwei am Leben blieben.

Auch in der Ferne hing Chemnitz an seiner Heimat. „Der Traum von Schleswig-Holstein," ein Gedicht aus dem Jahre 1852, legt davon Zeugnis ab. 1861 erschienen drei weitverbreitete Gedichte: „Das deutsche Lied," „Deutschland, mein Hort" und „Die deutsche Kaiserkrone," welche von dem Würzburger Musikmeister Viktor C. Becker komponiert wurden. Die nach dem Ableben Friedrich VII. aufs neue aufgerollte schleswig-holsteinische Frage spornte auch Chemnitz' Dichtergeist zu neuer Tätigkeit an. Schon die Überschriften lassen auf die glühende Vaterlandsliebe schließen, von der diese Gedichte aus den Jahren 63 und 64 durchweht sind. „Jetzt oder nie," „Schleswig-Holstein ruft," „Schleswig-Holstein und Deutschland," „Der Schleswig-Holsteiner Wahlspruch," „Bahn frei," „O, wenn ich könnte," „Schleswig-Holsteiner Heimweh," „Schleswig-Holsteins Recht," „Recht und Ehre," „Wir zagen nicht," u. a. m. Nach soviel Kampf und Drangsal, nach so langem Hoffen und Harren jubelt er endlich in seinem „neuen Schleswig-Holsteinlied" von 1864:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Hehr entstieg der Zeiten Nacht,
Wofür blutig oft gerungen:
Deine goldne Freiheit tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf mit Gott, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tobte,
Flut auf Flut, von Bai zu Bai,
Herrlich reifte die erprobte
Deutsche Tugend, deutsche Treu!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf mit Gott, mein Vaterland!“ usw.

Im Herbst 1864 betrat Chemnitz wieder den Boden seiner nun befreiten Heimat. Die Freude des Wiedersehens wurde getrübt durch den etwa ein Jahr früher erfolgten Tod seiner geliebten Gattin. Nachdem er drei Jahre Amts- und Klostervogt in Ütersen gewesen war, wurde er am 1. September 1867 Amtsrichter in Altona, wo er am 15. März 1870 nach langem, schwerem Leiden starb. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Norderkirchhof in Altona, wo später auch die Mutter an der Seite ihres Sohnes gebettet wurde. —

Zu der wunderbaren Wirkung des Schleswig-Holsteinliedes trug aber auch ganz besonders die volkstümliche Melodie Bellmanns bei, durch die es in wahrem Sinne Eigentum des Volkes wurde. Carl Gottlieb Bellmann war nicht Schleswig-Holsteiner von Geburt. Seine Wiege stand zu Muskau in Schlesien, wo er am 6. September 1772 geboren wurde.

Schon als Jüngling kam er nach Schleswig, um hier als talentvoller Musiker und ausgezeichneter Cellist an der Gottorper Oper zu wirken, für die der Landgraf Karl von Hessen tüchtige Kräfte herbeizuziehen wußte. Aus seiner Ehe mit Friederike Christine Krause, die er 1800 heiratete, entsprossen drei Söhne und eine Tochter.

Bellmann wurde bald ein geschätzter Musiklehrer und Dirigent in Vereinen und 1811 Kantor und Organist an der Kirche des St. Johannisklosters bei Schleswig, welches Amt er bis in sein 87. Lebensjahr verwaltete. 1842 wählte ihn die drei Jahre zuvor gegründete Schleswiger Liedertafel zu ihrem Dirigenten. Als solcher hatte er mit der Vorbereitung und teilweisen Leitung des schleswig-holsteinischen Gesangfestes von 1844 eine Riesenarbeit zu leisten, die er aber trotz seiner 72 Jahre zu aller Zufriedenheit vollbrachte. In dieser Schaffensfreude gelang ihm auch die unsterbliche Komposition des Schleswig-Holsteinliedes, das 1844 bei dem Buchhändler Bruhn in Schleswig in Druck erschien. Für das geistliche Konzert des Gesangfestes, das Bellmann, wie schon erwähnt, leitete, hatte er ein mehrstimmiges Amen komponiert, das den Schluß des Programms bildete.

Von seinen übrigen Kompositionen ist leider nicht viel erhalten. Am 30. August 1816 wurde zur goldenen Hochzeit des Landgrafen Karl eine von Bellmann komponierte Kantate, die aber fast den Umfang eines Oratoriums hat, in der Domkirche in Schleswig aufgeführt. Manches Manuskript mag verloren gegangen sein. Ein Abschnitt aus Bellmanns Schreiben an Justizrat Dr. Straß vom 8. Juli 1844 dürfte hier Interesse haben. „Ihrer gütigen Aufforderung gemäß, mein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen mehrere meiner Compositionen für Ihren häuslichen Gebrauch zu schicken; möchten sie Ihnen und Ihren Freunden Freude gewähren. Ich würde diese Compositionen gerne der Öffentlichkeit übergeben, wenn ich nicht zu weit vom musikalischen Markt entfernt lebte, um einen Verleger zu finden. Wenn meine Arbeiten Ihnen und Ihren Freunden gefallen und Sie dieselben der Öffentlichkeit werth halten, so würden Sie mit Ihren Freunden mich sehr verbinden, wenn Sie vereint durch Bekanntschaft und Einfluß irgend einen Verleger zur Herausgabe gewinnen könnten.“ Es waren dem Brief beigegeben: 6 Trinklieder, 3 Bardenlieder und 1 Pater noster. Die Drucklegung scheint aber auch durch Straß nicht möglich geworden zu sein. Denn nach des Komponisten Tode gab sein Sohn Theodor Bellmann, damals

in Kiel, „Drei Bardenlieder" heraus, sicher identisch mit den in obigem Briefe erwähnten, in der lithographischen Anstalt von Moriz Dreissig in Hamburg ohne Jahreszahl gedruckt.

Kantor Bellmann war einer jener ebenso bescheidenen wie gediegenen Musiker früherer Zeit, die in der Ausübung ihrer Kunst ihre hohe Lebensaufgabe erblickten, an deren Erfüllung sie mit rührendem Pflichtgefühl ihr ganzes Können setzten und aus der sie bis an ihr Lebensende ungetrübte Lebensfreude schöpften. Besonders auf der Orgelbank waren diese Männer in ihrer stillen und doch so gesegneten Tätigkeit zu finden.

In dem hohen Alter von 89 Jahren, am 24. Dezember 1861, schloß der Schleswiger Kantor, oder besser, der Kantor der Schleswig-Holsteiner die Augen für immer. Neben der Kirche, in der er fast 50 Jahre lang durch das geheimnisvolle Wirken und Weben seiner Kunst die Gemeinde zur Andacht gestimmt, ihre Herzen erhoben und „in eine bess're Welt entrückt" hatte, ruht er auf dem kleinen Friedhof an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin.

Mag auch die sterbliche Hülle von Chemnitz und Bellmann nach dem Los alles Irdischen ein Raub der Erde geworden sein, durch ihr Schleswig-Holsteinlied sind sie zur Unsterblichkeit durchgedrungen, und wenn auch nicht das ihnen von der dankbaren Nachwelt gesetzte Denkmal in der Stadt ihres unvergeßlichen Zusammenwirkens von diesen beiden Männern Kunde gäbe, — ihre Namen würden dennoch genannt werden, solange noch aus einem Munde tönt:

„Schleswig-Holstein meerumschlungen."



Nur einmal noch!

Nur einmal noch in deine stolzen Reihen
Stellt' ich mich gern, du tapfre Reiterschar,
Den Arm mit dir dem Vaterland zu weihen,
Mit dir zu teilen Mühen und Gefahr.
Dir schlägt noch stets mein Sehnen all entgegen,
Wenn Waffenschmuck und Heeresmacht ich seh',
Und tief im Herzen tu ich stille hegen
Von jener Zeit die Freude und das Weh.

Nur einmal noch beim frühen Morgengrauen
Zög' ich mit dir zur alten Stadt hinaus
Bei lust'gem Klang, wo lächelnd holde Frauen
Uns Blumen spendeten aus jedem Haus.
Nur einmal noch auf jenen grünen Höhen
Hielt' ich die Wacht in stiller Sommernacht
Am Waldeshange, an den blauen Seen,
Wo stand der Feldwach' Hütte, laubbedacht!

Nur einmal noch möcht' ich an jenen Feuern
Gelagert sein in mitternächt'ger Zeit,
Zu lauschen Schwänken, lust'gen Abenteuern
Und Liedern, die das Herze machten weit.

Nur einmal noch säh' ich Euch alle wieder,
Ihr Kameraden, noch so frisch und jung,
So keck und frei, so kräftig, treu und bieder,
Wie Ihr mir lebt in der Erinnerung.

Nur einmal noch am lichten Frühlingsmorgen
Zög' ich mit Euch das weite Feld entlang,
Des Weges Last, heimatlich stille Sorgen
Verscheuchten Scherze, Rede und Gesang.
Die Helme blitzten lustig in der Sonne,
Die Waffen klirrten munter durch die Reih'n,
Uns schlug das Herz zum Kampfe nur mit Wonne,
Signale tönten, Schüsse knallten drein!

Nur einmal noch, wo tapf're Herzen glühen
In der Kolonne Sturm, dem Drang der Schlacht,
Wo Augen brechen oder Rache sprühen,
Gewehre knattern, die Kanone kracht,
Wo Rotten schwärmen durch die grünen Auen,
Die Erde dröhnt von flücht'ger Pferde Huf—
Möcht' ich mit Euch den Tag des Sieges schauen
Beim Schanzensturm mit wildem Jubelruf!

E. v. B. † 1883.



Die historische Landeshalle für Schleswig-Holstein in Kiel.

Von **Georg Hoffmann** in Kiel.

Schleswig-Holstein meerumschlungen.

Das Lied droht nachgerade alt und kalt zu werden gleich den Männern, die es einst in heller Begeisterung für Freiheit und Heimatland gesungen haben und es noch heute mit gleicher Liebe, aber kürzerem Atem anstimmen, wenn sie an ihren spärlicher werdenden Kameradschaftsabenden beieinandersitzen, um das Gedächtnis einer großen Zeit — ihrer großen Zeit — sich gegenseitig zu schärfen. Sind erst die letzten der Alten von Gudsö und Kolding, Fredericia, Idstedt und Friedrichstadt zur großen Armee abkommandiert, dann wird der Sang vom stammverwandten Schleswig-Holsteinland seltener und die tausendfache Erinnerung, die ihn umspielt, blasser werden. So will's der egoistische Gegenwartsinn der Menschheit, und so auch die Souveränität der Weltgeschichte, die, was einst groß schien, mit größerem übertürmt und durch ihr glänzendes End- und Hauptresultat, das sie breit in den Mittelpunkt des Volksinteresses stellt, die Faktoren und Summanden von gestern und vorgestern, aus denen der Ertrag des Heute zusammengerechnet wurde, abdeckt.

Und doch dürfen Lied und Erinnerung nicht verloren gehen, so lange die Freude am großen Vaterlande in der Liebe zur engeren Heimat ihre starke Unterlage besitzt, und aus der breiten Masse sorgloser Augenblicksenthusiasten sich immer wieder eine Gemeinde der Stillen im nordalbingischen Lande aussondert, die nach dem Urquell nationalen Reichtums forschen und nach den Spuren der Arbeit suchen, die auf der eigenen Scholle geleistet wurde, um die Fruchtbarkeit ganzdeutschen Bodens fördern zu helfen. Echte Heimatsmenschen werden, ohne Verlust an ihrer Liebe zum großen, starken Deutschtum zu erleiden, in versonnenen Stunden die Melodie vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein vor sich hinsummen und sich mit Andacht in die Fülle landesgeschichtlicher Erinnerungen versenken, wie sie in der historischen Landeshalle zu Kiel mit Liebe und Verständnis zusammengetragen und in systematischer Ordnung nebeneinander gereiht worden sind.

Das trotz der heutigen Reichhaltigkeit seiner Sammlungen immer noch nicht nach Verdienst bekannt gewordene Museum, das bereits auf ein Bestehen von reichlich einem Jahrzehnt zurückblickt, verdankt Gründung und Ausbau der Initiative einer Anzahl schleswig-holsteinischer Patrioten. Der heute 90 Jahre alte Dr. Wilhelm Ahlmann war es, der im Jahre 1896 die Anregung gab, mit der damaligen schleswig-holsteinischen Gewerbeausstellung eine geschichtliche Landesausstellung zu verbinden, die reich genug beschickt wurde, um beim Publikum das lebhafteste Interesse zu finden. Noch in demselben Jahre wurde daher beschlossen, dem begonnenen Werk dauernden Bestand zu sichern; und am 24. Februar 1897 wurden auf Grund eines vom Schleswiger Klosterpropsten Freiherrn Rochus v. Liliencron gehaltenen Vortrags die Satzungen einer historischen Landeshalle für Schleswig-Holstein in Kiel einstimmig angenommen, in der die Bildnisse von Personen, die sich um Schleswig-Holstein verdient gemacht haben, daneben Bilder und Denkwürdigkeiten, die auf die Landesgeschichte Bezug haben, zu dauernder Schaustellung angesammelt werden sollten. Das Komitee unter Vorsitz des Landeshauptmanns v. Graba vermochte den gefaßten Beschluß um so schneller zu verwirklichen, als ihm zur vorläufigen Ausstellung der vorvorhandenen Schätze ein Saal im Gebäude der Landesversicherungsanstalt Schleswig-Holstein zur Verfügung gestellt wurde; ein Raum, der zwar für den ersten Anfang notdürftig genügen mochte, sich aber dank des von Jahr zu Jahr

durch Ankauf und Schenkung zu unerwartetem Umfang anwachsenden Bestandes der Sammlungen bald genug viel zu eng erwies, so daß die von Direktor A. Rosenkranz mit ebenso uneigennützigem wie sachkundigem Bemühen übernommene Verwaltung des Museums ihre liebe Not hatte, jeweilig nur das Hauptsächlichste und Interessanteste zur Schau zu stellen. Um so dankenswerter war es, daß die Provinzialverwaltung der von ihr stets begünstigten Landeshalle im vorigen Jahre ein eigenes zweistöckiges Haus überwies, in dessen 14 Zimmern, Fluren und Treppenräumen heute die ungezählten Porträts und Geschichtsbilder, die Waffengruppen, ikonographischen Sammlungen und hunderterlei sonstigen Denkwürdigkeiten aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit in sachlicher und, innerhalb derselben, chronologischer Ordnung aufs übersichtlichste ausgestellt sind.



von der Tann — von Bonin.

Daß von vornherein der Gedanke leitend gewesen, die Zeit schleswig-holsteinischen Wünschens und Ringens in ihrem unmittelbaren Zusammenhang mit den Tagen der Erfüllung durch die Kraft Preußen-Deutschlands darzustellen und dadurch das Unternehmen jedes Odiums partikularistischer Tendenzen zu entkleiden, empfindet der Besucher schon beim Betreten des Hausflurs, auf dem als Vertreter jenes geschichtlichen Machtfaktors, der den schöneren Morgen über dem meerumschlungenen Lande tagen ließ, Schleswig-Holsteins Befreier in augenfälligen Bildnissen an die Schwelle des ganzen Museums gestellt worden sind. Da steht, den Raum beherrschend, die Kolossalbüste König Wilhelms I., umgeben von den Büsten seiner Paladine, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Carl, des Ministerpräsidenten von Bismarck und des Generalstabschefs von Moltke. Ernst und willensfest schauen sie drein, gleichsam horchend auf die Rufe eines geknechteten Volkes nach Freiheit und Deutschtum, wie sie ringsum an den Wänden hinter Glas und Rahmen wieder laut werden. Als Wut- und Notschreie wider den berüchtigten offenen Brief König Christians VIII. vom 8. Juli 1846 nehmen sich neben diesem Schriftstück der Protest der Volksversammlung von Neumünster, die Proklamation der provisorischen Regierung in Kiel vom 24. März 1848 aus. Wie ein bittender Appell an die Mächtigen der Erde dort auf ihren Sockeln sprechen aus dem Jahre 1864 die Proklamation des Herzogs Friedrich, die Bilder zum Einzug des schleswig-holsteinischen Fürsten in Kiel, der Rendsburger Volksversammlung vom 8. Mai 1864. Und dazwischen klingt unter blauweißroter Landesfahne der schleswig-holsteinische Freiheitshymnus; hier aus der photographischen Originalpartitur, dort vom emblemgeschmückten Gedenkblatt, und wieder aus anderem Winkel gedruckt auf buntem Taschentuch: das Lied der Hoffnung und der Erinnerung — Schleswig-Holstein meerumschlungen!

In die Tage einer ferneren Vergangenheit entführt den Besucher das erste Zimmer. Dort hängen sie über ihrem Stammbaum vollzählig beieinander,

steif und selbstbewußt, die 16 König-Herzöge aus Oldenburgischem Hause, von Christian I., der zu Ripen durch die Handveste vom 5. März 1460 den schleswig-holsteinischen Ständen das „Up ewig ungedeelt" der beiden Herzogtümer beschwor, bis hinab zu Christian VIII., der das Königswort seines Ahnherrn gebrochen, und Friedrich VII., der durch Veröffentlichung der Gesamtstaatsverfassung für die dänische Monarchie den offenen Bruch mit den Herzogtümern herbeiführte, sie nach fehlgeschlagenem Erhebungskampf nochmals unter seine Botmäßigkeit zurückzwang, es aber nicht hindern konnte, daß nach dem mit seinem Tode erfolgten Aussterben der Hauptlinie des Oldenburgischen Hauses die Stunde der heißbegehrten endgültigen Lostrennung des meerumschlungenen Landes von Dänemark durch die Kraft deutscher Waffen zur Tatsache wurde. Freundlichere Erinnerungen erweckt neben den, von Christian I. bis Friedrich V. in sauber gearbeiteten Gipsmedaillons wiederholten Porträts der König-Herzöge die Galerie der Bildnisse von Landesfürsten aus dem Gottorper Hause, voran Herzog Friedrich III., der an seinem Hofe, wie im Lande einen Kulturaufschwung herbeiführte, von dem noch heute die Persianischen Häuser am Kieler Marktplatz halbvergessenes Zeugnis ablegen. Viel Fehde und Zwietracht hatten diese Fürsten mit ihren feindwilligen Vettern auf dänischem Königsthron zu überstehen; so Herzog Christian Albrecht, der Gründer der Kieler Universität, Herzog Friedrich IV., der als Begleiter des Schwedenkönigs Karl XII. auf dessen Polenzuge fiel, und sein Sohn Herzog Carl Friedrich, der als Mündel seines Oheims, des Bischofs Christian August von Lübeck, den schleswigschen Anteil der Gottorper Länder an den Dänenkönig einbüßte und, selber vermählt mit Anna, der Tochter Peters des Großen, bei seinem Tode dem elfjährigen Herzog Karl Peter Ulrich die Anwartschaft auf den russischen Zarenthron hinterließ. Als Peter III. wurde der junge Gottorper Herrscher aller Reußen, deren heutige Kaiserdynastie er als Gatte Katharinas begründete, um jedoch, zur Thronentsagung gezwungen, durch Meuchelmörderhand zu fallen; ein Schicksal, das auch seinem Sohn Paul I. vorbehalten war. Auch von dieser Lebenstragödie der beiden letzten Gottorper — von Paul Petrowitsch besitzt die Galerie ein gut erhaltenes Ölbildnis — weiß das Fürstenzimmer des Museums zu erzählen, das zahlreiche Porträts geschichtlich weniger markanter Persönlichkeiten in stattlichen Mappen aufbewahrt. In letzteren findet der Besucher neben dem in seiner Echtheit unverbürgten Bildnis des vierten Schauenburger Adolf, des Siegers von Bornhöved, die Porträts der meisten Lübecker Bischöfe, der Vertreter der jüngeren königlichen Linie, der Herzöge von Lauenburg, verschiedener fremder Fürsten, sowie der Mehrzahl der Herzöge und Prinzen des Augustenburger und Glücksburger Hauses, von denen nur die Bilder der an der schleswig-holsteinischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts unmittelbar interessiert gewesenen Fürsten und ihrer nächsten Vorgänger, darunter lebensgroß in Öl gemalt Prinz Friedrich von Noer und Herzog Friedrich VIII., offen ausgestellt sind.

Auch in den angrenzenden Räumen mußte vieles den zu jedermanns Besichtigung aufliegenden Mappen einverleibt werden, obwohl die Wände Rahmen an Rahmen von oben bis unten mit Bildnissen bedeckt sind. Ein ganzes Zimmer ist den Beamten eingeräumt, deren Aufzählung Spalten füllen würde. Da schaut uns das Antlitz des bekannten Rats Friedrichs III., Adam Olearius' entgegen, des feinsinnigen Bücher- und Kunstkenners, der die Gesandtschaften des Gottorpers nach Moskau und Persien begleitete; unmittelbar daneben entdecken wir den Kopf des Grafen Kielmann von Kielmannseck, Herzog Christian Albrechts Kanzler, der sich um die Gründung der Kieler Universität verdient machte. Unter den Statthaltern im Königlichen Anteil nennen wir den Grafen Heinrich

Rantzau, der mit seinem Vater Johann gegen die Dithmarscher zu Felde zog und zur Friedenszeit seine berühmte „Landesbeschreibung" verfaßte und eine Bibliothek von 6000 Bänden ansammelte. Hier finden wir auch die Männer der provisorischen Regierung, in Einzelporträts und im Gruppenbilde, voran die späteren Statthalter Wilhelm Hartwig Beseler und Graf Friedrich von Reventlou, aus dessen Nachlaß die Landeshalle neuerdings ein paar interessante Erinnerungen geschenkt erhalten hat, darunter das Kieler Doktordiplom des Grafen, eine Ehrenadresse der Preetzer Bürgerschaft und einen Stutzen mit reichgeschnitztem Kolben, den „patriotische Bürger Tirols" dem Führer der Ritterschaft in der schleswig-holsteinischen Bewegung zum Geschenk gemacht haben. Zu den Männern der provisorischen gesellen sich diejenigen der gemeinsamen Regierung während des winterlichen Waffenstillstandes 1848/49, ferner der Obersten Zivilbehörde 1851 mit dem streng konservativen Baron Adolf von Blome an der Spitze, sowie der Regierungskollegien 1864 bis 1866. Trübe Erinnerungen wecken die Porträts der dänischen Minister aus der Zeit von 1852 bis 1863, darunter das Bild des rücksichtslos wirtschaftenden Fanatikers Karl von Moltke. Daneben fehlen nicht die fremden Kommissare, wie Karl Stedmann als Kommissar der Zentralgewalt in Frankfurt, der verhaßte Däne Tillisch, der Hannoveraner Nieper, der Sachse von Könneritz, der Österreicher Freiherr von Gablenz, der sich die Sympathien der Schleswig-Holsteiner in gleichem Maße zu erwerben wußte, wie sein preußischer Kollege Freiherr von Manteuffel deren Unzufriedenheit. Lang ist bei weiterer Umschau die Liste der Porträts von Politikern, Ärzten, Ministern und Beamten aus dänischer Zeit, schleswig-holsteinischen und preußischen Beamten verschiedener Kategorien, an deren Spitze wir nochmals ein Bild des Fürsten Bismarck, Herzogs von Lauenburg, neben demjenigen des ersten schleswig-holsteinischen Oberpräsidenten Graf von Scheel-Plessen antreffen. Und weiter geht's in die neuerdings mit zwei alten weiß-lila Fahnen der Christiana Albertina geschmückte Gedächtnishalle der Universität, der Landeskirche und Schule, der ein eigener Raum für die Bildnisse hervorragender Vertreter von Industrie und Handel, Landwirtschaft, Kunst und Literatur angegliedert wurde. Auch hier überall jede Wand lückenlos bedeckt mit Charakterköpfen von Männern alter und jüngerer Vergangenheit. Als erster Prorektor der 1665 gegründeten Universität eröffnet der Theologe Musäus den Reigen der Professoren aus drei Jahrhunderten; unter ihnen der Orientalist und Theologe Muhlius, Oberhaupt der schleswig-holsteinischen Pietisten und Gründer des ersten Kieler Waisenhauses, der in der Kirche zu Bordesholm seine letzte Ruhestätte gefunden; ferner Pfaff, der Mediziner, der sich als Organisator des Apothekenwesens das Ehrenbürgerrecht der Stadt Kiel erwarb, daneben aus jüngerer Zeit die Dahlmann, Twesten, Falck, die recht eigentlichen Erwecker deutschen Geistes in Schleswig-Holstein, Burchardi, der Verteidiger



Francke — Samwer.

Ernst Moritz Arndts in dessen politischem Prozeß, Lüdemann, der Vertreter des kirchlichen Liberalismus im Lande, von Langenbeck, der spätere Generalarzt der preußischen Armee, und von Treitschke, der der Kieler Universität im Jahre 1866/67 angehörte. An der Spitze der Geistlichkeit treffen wir neben Bugenhagen, dem Reformator des Nordens, den ersten evangelischen Prediger Schleswig-Holsteins Hermann Tast und den streitbaren Flensburger Stephan Klotz, der die hochdeutsche Sprache auf der Kanzel einführte. Auch Melchior Hoffmann, der ehemalige Kürschner und spätere Laienprediger, fehlt nicht neben Menno Simons, dem 1559 zu Oldesloe verstorbener Stifter der Mennonitensekte. Im Leben zwei unversöhnliche Gegner, hängen hier der strenggläubige Klaus Harms und der liberale Heinrich Wolf eng nebeneinander, dazu als Hauptvertreter der rationalistischen Richtung der Generalsuperintendent Adler, von dem wir an anderer Stelle ein hochinteressantes Stammbuch aus seinen Kopenhagener Studentenjahren finden, angefüllt mit Porträtsilhouetten, Zeichnungen, Aquarellmalereien und Denksprüchen in allen Sprachen der zivilisierten Welt, sogar der chinesischen neben der hebräischen. Aus der Reihe der Schulmänner nennen wir neben dem ob seines Ketzerglaubens abgesetzten Basedow den einstigen Perückenmacher Pfingsten, den Begründer des Taubstummenwesens, und den Altonaer Rechenmeister Saß; als Vertreter der Industrie und des Handels die Altonaer Donner, Baur, Semper und H. W. Lange, den Erbauer großer Korndampfmühlen, den Gründer der Rendsburger Carlshütte Holler und die Kieler Schweffel, Howaldt und Kruse, dessen Ehrenbürgerbrief in den oberen Räumen aufbewahrt wird; an die bahnbrechende Arbeit nationaler Landwirtschaft erinnern Bildnisse von Männern wie Professor Hirschfeld-Kiel, Graf Ernst von Reventlow-Farwe, Lucius von Brun-Neergaard-Oevelgönne, Graf Conrad von Holstein und Wilhelm Bokelmann. Bekannt sind Malernamen wie A. J. Carstens, Charles Roß, Louis Gurlitt, Schriftsteller und Dichter wie Carsten Niebuhr, Matthias Claudius, die Grafen zu Stolberg, Joh. Heinr. Voß, Friedrich Hebbel, Harro Harring, Theodor Storm und Klaus Groth, Tonkünstler wie Karl Löwe und Cornelius Gurlitt, der schleswig-holsteinische Regimentsmusikdirektor.

Um die Kette von geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Erinnerungen zusammenzuschmieden, die sich an die Sammlung der zahllosen Bildnisse, den Ausgangspunkt und Kern des Museums, knüpfen lassen, bedarf es trotz der Nachhilfe des sorgfältig zusammengestellten, aber in seinen Erläuterungen kurz gehaltenen Katalogs selbstverständlich einer gewissen Kenntnis von den Männern des Volkes und den Geschicken des Landes; denn nicht Geschichte lehren, sondern sie im Gedächtnis auffrischen will die historische Landeshalle, die daher Kaviar für die breite Masse des Volkes sein würde, enthielte sie neben dem Kern für die Wissenden eine allgemeine verdauliche, schmackhafte Schale in den Hunderten von historischen Bildern und Denkwürdigkeiten, die auf die Räume der oberen Stockwerke verteilt sind. Naturgemäß nehmen darunter die Reminiszenzen aus den beiden schleswig-holsteinischen Kriegen und den mit ihnen in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Zeitläuften den breitesten Raum ein, und ungezählt ist daher die Menge der Schlachten- und Zeitbilder, die alle Wände decken und dickleibige Albums — wir nennen beispielsweise ein solches aus dem Nachlaß des Freiherrn von Gablenz oder die vollzähligen Publikationen der London News und der dänischen Illustrered Tidende — füllen. Vieles ist drastisch aus dem Tagesempfinden des Volkes heraus geschaffen, wie z. B. die in stattlicher Fülle vorhandenen Karikaturen deutschen und dänischen Ursprungs, manches wird in lithographischer Vervielfältigung geboten, nicht weniges aber ist künst-

lerische Originalarbeit von Zeichnern und Malern wie Wolperding, Graack, J. Wagener, A. Kretschmar, Burmester und dem kürzlich in Hamburg verstorbenen Moritz Delfs. Jede Schlacht, jedes Gefecht, jedes Kriegsereignis, jede Landschaft des Kriegsschauplatzes sind hier, oft drei- und vierfach von verschiedenen Händen, verewigt, alles chronologisch genau geordnet und auf die verschiedenen Zimmer verteilt, so daß die Ereignisse der Vergangenheit, die dem Kenner der Geschichte schon aus den Porträtsammlungen lebendig wurden, hier für jedermann verständlich in Farbe und Linie am Auge des Beschauers vorüberziehen.

Interessante Stationen auf der Wanderung durch die kriegerische Vergangenheit, auf die, wie aus weiter Ferne die Bildnisse der Heerführer älterer Tage, des Johann, Daniel und Josias Rantzau und anderer, herabblicken, sind das Waffenzimmer und das Eckernförder Zimmer. Ersteres ist erst kürzlich bereichert durch die Hinterlassenschaft des in Kiel verstorbenen Rittmeisters Hanssen, ein stattlicher Glasschrank, der neben anderen Uniformstücken nicht weniger als 10 verschiedene Büchsen und Flinten, 8 schleswig-holsteinische Reiterpallasche und drei Helme aus den dänischen, den schleswig-holsteinischen und aus den Tagen des Bundeskontingents, sämtlich von dem Verstorbenen getragen, aufweist. In einem andern Schauschrank und an den Wänden sieht man unter den mannigfachen Ausrüstungsstücken der Armee, Marine und der Freischaren den Helm und die Epaulettes Friedrich von Esmarchs, die Fahne des Aldosser Freikorps, die Schärpe des Oberleutnants Hugo v. Rathlev vom österreichischen Regiment Belgier u. a. m. Das Eckernförder Zimmer enthält die Modelle der „Gefion“ und des „Christian VIII.,“ zahlreiche Reliquien des zerstörten Schiffes, das Denkmal von der Süderschanze bei Eckernförde vor der Sturmflut im zierlich rekonstruierten Modell, sowie eine Fülle von Bildern nach Zeichnungen von Augenzeugen der Katastrophe vom 5. April 1849. Es würde zu weit führen, hier all' die Hunderte von Gegenständen auch nur anzudeuten, die in den Zimmern, Fluren, Treppenhäusern das Auge fesseln, wie das Modell zum Flensburger Denkmal des „Trommlers von Kolding,“ die Sammlungen sämtlicher Ehrenzeichen und Denkmünzen aus beiden schleswig-holsteinischen Kriegen, der Städtebilder, der Zunftbriefe und anderer Dokumente, der Waffen und Fahnen der Kieler Bürgerwehr, der alten schleswig-holsteinischen Gewichte, Maße, Kassenscheine und Münzen, deren Sammlung demnächst dank der Munifizenz des Herrn Ingenieurs Lange in Berlin, eines Kieler Kindes, zu einer Vollständigkeit ergänzt werden wird, wie sie zum zweiten Mal nicht existiert. Überhaupt ist das Museum heute ja noch in ständigem Wachsen begriffen, eine wertvolle Zuwendung ist ihm in absehbarer Zeit beim Aussterben des Kieler Kampfgenossenvereins von 1848/51 gesichert, der ihm seinen ganzen Bestand an Reliquien vermacht hat, gewiß, daß, wenn der letzte von ihnen das Haupt zur ewigen Ruhe gebettet hat, ihr alter Freiheits- und Heimatsgesang nicht vergessen sein wird. Denn in den Räumen der historischen Landeshalle wird man's aus jedem Winkel vernehmen:

Schleswig-Holstein meerumschlungen!



Der 24. März 1848.

Es rauscht der Strom, es braust das Meer,
Ein Sturmwind fährt durchs Land:
Auf, deutsche Männer, greift zur Wehr
Und schwingt sie zornentbrannt!

Der Däne dräut voll Frevelmut,
Uns höhnt so Herr als Knecht, —
Wohlan, was gilt uns Gut und Blut,
Es gilt ja unser Recht!

Und brichst du, Fredrik, Königswort,
Kannst nicht mehr Herzog sein:
Wir jagen deine Tappern fort
Ins salz'ge Meer hinein.
Unser Herzog, der heißt Christian,
Ist von Augustenburg;
Der Prinz von Noer, er führt uns an,
Er führ' uns auch hindurch!
Zu Kiel wohl läuten sie vom Turm,
Allüberall klingt's drein:
Heut' nehmen Rendsburg wir mit Sturm,
Das soll die erste sein!

Dann künden wir's von Gau zu Gau,
Daß Schleswig-Holstein frei,
Vom Elbstrom bis zur Königsau
Stets ungeteilt auch sei!
Reicht, deutsche Brüder, uns die Hand,
Sind eines Sinns mit euch:
„Ein freies deutsches Vaterland,
Ein einig Kaiserreich!" —
Es braust der Strom, es rauscht der Belt,
Jetzt geht's zum heil'gen Krieg:
O gib, Herr überm Sternenzelt,
Gerechter Sache Sieg!

G. Schröder.



Das Einheitsdenkmal in Frankfurt am Main.

Von Dr. **Luppe** in Frankfurt a. M.

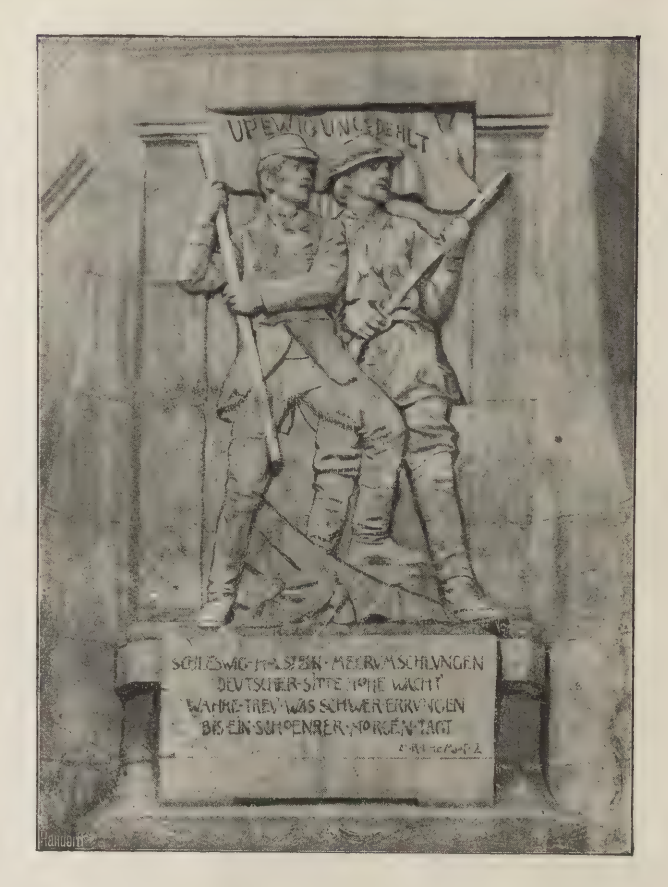
Der 24. März 1848 wird in der Geschichte Schleswig-Holsteins stets einen Markstein bilden. Aber auch für die Gesamtgeschichte und für die Entwicklung Deutschlands ist der 24. März von hervorragender Bedeutung. Die Schleswig-Holsteiner kämpften nicht nur für ihre Unabhängigkeit, sondern ebenso für Erhaltung ihres Deutschtums und vor allem auch für die Einheit und Freiheit des ganzen Deutschlands. In der Proklamation der provisorischen Regierung ist dieser Gedanke schon mit voller Klarheit ausgesprochen: „Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben wird" und „Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen." Und als die heldenmütigen Kämpfer, denen ganz Deutschland zujubelte und zuerst seine Hülfe lieh, später vom Bundestag im Stich gelassen und unbesiegt zur Unterwerfung gezwungen wurden, da war auch in Deutschland das Schicksal der Einheits- und Frei-



Einheitsdenkmal in Frankfurt am Main. [1])

[1]) Die Klischees sind hergestellt nach uns freundlich überlassenen Photographien des Stadtassistenten Weber in Frankfurt a. M.

heitsbestrebungen für lange besiegelt, und wiederum ist es auch kein Zufall, daß später die Kämpfe um Schleswig-Holstein zur Einigung Deutschlands wesentlich beigetragen haben. Den inneren Zusammenhang des schleswig-holsteinischen Freiheitskampfes mit den deutschen Freiheits- und Einheitsbestrebungen hat das Frankfurter Einheitsdenkmal zu vollendetem künstlerischen Ausdruck gebracht, und auch in seiner Festrede zur Einweihung des Denkmals am 90. Gedenktage der Völkerschlacht bei Leipzig (18. Oktober 1903) hat Oberbürgermeister Adickes mit allem Nachdruck diese Beziehungen betont. An denkwürdiger Stätte, auf dem Platz vor der Paulskirche, dem Sitz der Nationalversammlung von 1848, im Angesicht des ehrwürdigen Römers steht jetzt das Denkmal aus Stein und Erz, uns Jüngere immer wieder an die Heimat erinnernd und zur Pflege deutscher Art und Sitte ermahnend.



Reliefbild vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M. [1])

Das Denkmal ist aus Anlaß der 50jährigen Erinnerungsfeier von der Stadt Frankfurt errichtet nach Entwürfen des Bildhauers Eugen Kaufmann und des Architekten Fritz Hessemer. Der dreiseitige Obelisk aus Kelheimer Kalkstein trägt auf der Spitze eine Bronzefigur, ebenso der dreiteilige Unterbau je eine Bronzegruppe. Das Gurtgesims des Sockels trägt die Inschrift „Den Vorkämpfern deutscher Einheit und Freiheit in den Jahren der Vorbereitung 1815—63 die Stadt Frankfurt a. M. 1898—1903." Die drei Seiten des Obelisks tragen unten ein Relief und darüber von Eichbäumen umkränzt eine Anzahl deutscher Wappen als Bild der unüberbrückbaren Gegensätze und der deutschen Zerrissenheit. Die Südseite trägt neben Schützen-, Sänger- und Turneremblemen die Wappen der deutschen Nationalversammlung (Adler auf schwarz-rot-goldnem Grunde), von Frankfurt, Schleswig-Holstein und Koburg-Gotha,

[1]) Im Klischee befindet sich in der Überschrift ein Fehler: es muß heißen UP EWIG UNGEDEELT statt UP EWIG UNGEDE**H**LT.

die Nordwestseite Österreich, Hannover, Hessen, Nassau, Reuß, die Nordostseite Preußen (mit einem Bande „Dem deutschen Zollverein"), Anhalt, Sachsen, Baden, Württemberg und Bayern. Das Eichenlaub wächst oben kapitälartig zusammen und trägt eine weibliche Figur, die ein Schild in der Linken hält mit der Inschrift „Seid einig." Von den Reliefs ist das auf der Südseite den schleswig-holsteinischen Kämpfern gewidmet. Ein Student und ein Turner ziehen in den Kampf, der Student in der Korpsjacke mit einer Schärpe umgürtet trägt die Fahne mit der Inschrift „Up ewig ungedeelt," der Turner in Kittel, den Hut mit Eichenlaub umkränzt hält die Büchse gespannt; unter dem Bilde stehen die vier ersten Zeilen des „Schleswig-Holstein"-Liedes, das auch bei der Einweihungsfeier gesungen wurde, nebst dem Namen des Dichters eingemeißelt. Auf der Nordwestseite reicht ein junger Auswanderer dem Vater die Hand zum Abschied, mit dem Ausspruch von Arndt 1849: „Wir sind geschlagen, nicht besiegt, in solcher Schlacht erliegt man nicht," und auf der Nordostseite sieht man einen Schmied (mit den Zügen Bismarcks) ein Schwert schmieden mit Geibels Versen: „Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile, Ihr Bälge blast, Ihr Funken sprüht empor, das Schwert des Siegs hat Eile, Eile, Eile." Die drei Bronzegruppen auf dem Sockel stellen einen Sänger dar, der einen Jüngling zum Kampfe anfeuert, mit der Inschrift „Den Sängern von Einheit und Freiheit," einen Gefesselten, den ein starker Freiheitsheld der Fesseln entledigt („Dem freien Bürgertum") und eine alma mater, die einem Jüngling aus einer Schale den Trank des Wissens reicht („Den deutschen Hochschulen"). Mit seinem Figuren- und Bilderreichtum gibt so das Denkmal, das, wie unser Bild zeigt, leider unter den Unbilden der Witterung immer etwas unansehnlich wird, einen Überblick über die Werdejahre der deutschen Einheit, in denen die Geschichte der Erhebung Schleswig-Holsteins stets einen hervorragenden Platz einnehmen wird.



Gudrun un ehr Vörmünders.

En Heiratsgedicht vun **J. Fr. Dücker** in Altona.

Meenst du, ik wull di vun Gudrun
Ut Friesenland vertelln,
Um di vun Tru un Mot un List
En Vörbild hintostelln? —
Wu se mit Moder Hilde spunn
Un an de Utstür neih,
Un denn — en afgerzten Blom —
In't Frankenland verweih? —
Wu se dar dörtein Jahr bi Solt
Un Brot Gerlinde deen,
Sik dags bi sware Arbeit quäl
Un nachts vertwiefelt ween? —
Wu se in'n März bi Is un Snee
De grote Wäsch besorg,
Bet Herwig mit ehr Landslüd köm
Un störm un brök de Borg? —
Nę, Kind, ik denk an't Vaderland, —
Dat weer ok so verweiht,
As 't vun dat trotzig Königskind
In din Gudrunleed steiht.
Dat het ok deen must Dag un Nacht
Un nich den Mot verlarn,
Bet all ehr Landslüd utrückt sünd,
Ehr dütsche Art to wahrn.

Dis tweet Gudrun wahnt ok an'n Strand,
En frisches Grafenkind;
De fehl dat ok an Friers nich,
Vun Leew un Habsucht blind.
Graf Geerd de Grot, ehr Vader, har
Ehr utstürt, as 't sik hört,
Un Herzog Adolf har sin Brut
As Fru na Rendsborg föhrt.
Doch as ehr hartleew Adolf storw — (1459)
He weer so brav un god —,
Do sett se sik in Rendsborg hin
Un ween de Ogen rot,
Un all ehr Kinner klagen lud:
„Wu schall uns dat nu gahn,
Wenn Unkel Ott mit all sin Jungs
Nu ok will bi uns wahn!
Acht grote Jungs sünd Unkel Ott
Vun Schauenborg sin Schatz;
De lungert all in Pinnbarg rum
Op Kledung, Kost un Platz,
Un wenn ehr Vader storwen is, (1842)
Denn deelt se Land un Lüd',
As wenn dat Kees un Swartbrot weer,
Wi weet, wat dat bedüd'." —

Doch Ranzau tröst: „Man still, man still!
Ik bring ju Trost un Rat;
Ju Vetter Krischan spelt mit ju
Hier Räuwer un Soldat.
He is en König, föhrt ju an
Un lett keen Unkel rin!“ — —
Un richtig — Vetter Krischan köm
Un wull ehr Leew gewinn'.
Veer Monat har se weent un hult,
De däftige Gudrun;
Wu kann se nu op eenmal doch
Luftslösser mit em bu'n!
„Min Lamm,“ seggt he un grien darbi,
„Ik sorg, dat di niks fehlt;
Wi treckt tosam as Mann un Fru,
Op ewig ungedeelt!“
Se weer mit all ehr Denerschaft
In Ripen to Besök (1460)
Un hör den söten Snack so lang,
Bet he ehr Mißtrun brök.
Ehr Ritterschaft har ok ja meent,
Se weer denn beter dran;
Do slög se in un sä mit Stolz:
„En König is min Mann!“
Ja, König weer he, dat is wahr,
Doch manchmal höllisch basch,
Un bi sin Landslüd heet he gar
„De bodenlose Tasch.“
He reis na Sweden und na Rom
Un löt sin Fru to Hus,
Un se beholp sik op'n Thron
Mit Klümp un Appelmus.
So geew dat in ehrn Ehstand bald
Vel Arger, Plag' un Strieb.
Wat se verdeen, dat brocht he dörch,
Dat weer en böse Tied.
In't Brutkleed nisten sik sogar
De frechen Jüten in.
„Nu mut min Ehstand,“ ween se lud,
„En wahren Wehstand sin!“
Do tred' ehr Vörmund in de Dör
Un seggt: „Wat fehlt di, Kind? — — —
Denn sprek ik mit den König mal —
Is de för sowat blind?“ — —
Do güng Jens Uwe Lornsen rin
Un stell em dat mal vör (1830).
Do wurd ehr König splitterndull
Un smeet em ut de Dör.
He har de Majestät verletzt, —
Se steeken em in't Lock
Un lachen höhnisch, as he nöß
Sik na Brasiljen trock.
He fund' ok dar keen Trost un gung,
De Boß vull Gram un Weh,
Un graw sik mit sin egen Händ'
En Graff an'n Genfer See. (1837)
De Landinspekter Tiedemann
Wull nu ehr Vörmund ward'n. (1842)
He sä de Dän liek in't Gesicht,
Dat's ehr bedragen har'n.
„An achtundörtig Million
Bankdaler hebt ji nahm,“
Segg he, „se is ju Melkkoh we'n, —
Dat find' ik ganz infam!“

Do röp de König dat Gericht
In Glückstadt an un Kiel.
„De Windhund,“ sä he, „mut in't Lock,
Am leewsten ünner't Biel.“
De Richters reken tweemal na
Un bleewen denn darbi:
„Verrekent het de Mann sik nich;
Wi sprekt den Vörmund fri.“
De Landdag har 't nu ok al lehrt, (1844)
Sin Wör' to maken, — doch
Dat Volk leeg allto deep in'n Slap
Un dröm un gruwel noch.
Do smeet Matthäus Chemnitz — bums! —
Sin Korpusjuris dal
Un sung en Leed vun't Vaderland,
Dat weck uns alltomal.
Sin „Sleswig-Holsteen stammverwandt“
Wurd' sungn vun Hus to Hus —
Vun Sleswig bet na Nürnberg rop
Een Sang un een Gebrus.
Do wurd' den König doch wull bang'
Un he verböd' dat Sing';
Doch wo he nich weer, sung se doch,
As wenn't för Dalers güng.
Do schreew de König an Gudrun,
As weern se Brutlüd noch;
De Breew weer awer kolt wie Is
Un glatter as en Poch.
He schreew, as har se em wat dahn,
Un dat in'n „apen Breew“: (1846)
„Wat du ok snackst, ik lat di doch
Min ungedeelte Leew!
Wat ik di mal verspraken hef,
Dat hol ik as en Mann.
Lütt Fru, du scha'st ja „ungedeelt“
Blot neger an mi ran;
Denn Mann un Fru — so seggt de Schrift —
De sünd tosam een Liew.
Wi wüllt nu en „Gesamtstaat“ ward'n,
Ik un min hartleew Wiew!“
Do fung' ehr Kinner an to schrie'n:
„Lat uns na'n Thingplatz gahn,
To Fot, to Wagen un to Peer
Un mit de Isenbahn!
Wi gewt in Nortorf em en Korw
Un düd' em den Verdrag
Un seggt em, dat wi Holsten sünd
Vun plattdütsch Sprak un Slag.“
Un as de nu na Nortorf köm,
Do weer de Thingplatz vull;
De König har en Kriegsmann schickt,
De ehr empfangen schull,
Un de nöhm sin Draguners mit
Un höl op dän'sch dar Wach.
„De König,“ sä he, „wull nich hör'n,
Wat he nich annehm mag.“
Do söch de Universität
Den König to belehr'n,
Un wull em vun sin „Heelstatsplan“
Mit goden Snack kureern.
De Ritterschaft geew ok den Rat,
He much sik doch besinn'. (1847.)
De König awer kunn för beid'
Nich mal en Antwort find'n.

De har he ok noch nich parat,
As Swiegermoder schrie —
Germania: „Ji kriegt dat Land,
Dat dütsche Sleswig, nie!
Min Dochder, smiet de Dänen rut
Ut Staatsrat, Toll un Post!
Du scha'st ehr Deenstdeern nich mehr sin!
Ik help di, wat 't ok kost!"
Do mak Gudrun in'n März rein Hus
Un fēg' de Jüten rut
Un weer vergnögt un sung un sprung,
As weer se weller Brut.
Ehr Kinner awer trocken ut
Mit Trummel, Flint un Fahn,
För't Vaderland un för sin Recht,
För Moder intostahn.
Am veeruntwintigsten in'n März, (1848)
All morgens in de Fröh —
Se slöp de ganze Nach ja nich —
Do fahr se in de Höh —
Un wähl ehr besten Kinner ut,
Den Kram in Swunk to bring',
En halwes Dutz, de kregen nu
Vullmacht un Siegelring'.
De Prinz vun Noer, Beseler,
Olshausen, Bremer, Schmidt
Un Graf von Reventlow, de söß,
De trēden an de Sprütt.
„Dat geiht för Recht un Vaderland,"
Seggt Beseler, ehr Maat.
„Wer nu nich mit will," seggt de Prinz,
För den weet wi keen Rat."
Toerst muß Rendsborg innahm ward'n;
Dat gung wat in de Il.
De Turners un Studenten köm
Mit vullen Damp vun Kiel.
De Prinz vun Noer stell ehr vör —
De Kummandant weer baff —
Un löt em maken, wat he wull,
Un trock in goden af.
Do löp de Trupp as wild na Bau
Un keek dar in de Feern;
Do köm de Dänen hupenwies,
Ehr sowat aftolehrn.
Studenten awer lopt nich weg,
Un ok de Turners stunn'n;
Do fung de Dän' dat Scheeten an —
Un hebt dar richtig wunn'n.
Major von Michelsen de wull
Nich wieken mit sin Schar;
Do wurd' se affnedn, smölt tosam
Un stund' verlaten dar.
Denn Michelsen weer swar verwund,
Verlarn de Partie, —
Do köm de Dän un sparr ehr in
Op „Dronningen Marie."
Ik segg, dat gung wat in de Il;
Gudrun wuß awer Rat:
Se nöhm Bonin as General —
Do wurd'n ehr Jungs Soldat.
Bonin de löt sik bēter Tied
Un löt ehr exerzeern,
Den ganzen Winter Dag för Dag,
De dütschen Släg' to lehrn.

Un as de Dän sin Schēp utlöt,
Bi Eckernförd' to land'n,
Do fung se ok dat Scheeten an
Un schöten ehr to schand'n.
Dat grote Schipp flög in de Luft,
Dat tweete kunn' se schon',
Un all de annern trocken af,
As harn se keen Kanon'.
Do trock Bonin na Kolding rop (1849)
Un smeet sin Gegner dal,
Un as he sik bi Gudsö sett,
Verhau he em noch mal.
Do sliek de Dän' na Friderizs
Un mak de Dörn to.
„Ik wüll mi op de Lur legg'n,"
Seggt he un kröp in't Stroh.
Do meen Bonin, he har de Katt
Nu richtig bi den Steert;
Doch geiht dat man mitünner scheef,
Denn bieten kann so'n Deert.
Bonin de lager all sin Volk
In'n Bagen um den Wall —
Do brok se ut un kratz un beet
Un broch sin Ruhm to Fall.
Min Ruhm de kreeg dar ok en Sprung:
Ik wurd' gefangen nahm;
Dat is bi jeden Feldtog doch
En End' vull Schimp un Scham.
Har uns' Major man in de Nacht
Nich gliek den Kopp verlarn,
Denn weern wi bi den Öwerfall
En Hupen bēter fahrn.
As nu de Waffenstillstand köm,
Do is Bonin ok gahn.
Do stund' Gudrun denn ganz alleen
Un flick an Tüg an Fahn.
„Min Jungs," sä se," sind driest un drok,
Wenn s' man en Föhrer harn,
Worop se sik verlaten könnt, —
Wer will ehr Feldherr ward'n?"
Willisen köm. — Se nöhm em an;
De kenn den „lütten Krieg."
Dar har he Böker över schrēw'n —
Gudrun höp nu op Sieg.
Se füll de Reegen weller ut,
Un ahn sik to besinn',
Stelln sik ehr Jungs bi Idstedt op —
Willisen deel ehr in.
De Slacht fangt an, de Dänen wiekt — (1850)
Willisen kiekt in't Bok — —
„So steiht dat hier nich," schriet he lud,
„Wi makt uns ut 'n Smok!"
Do mussen all sin Lüd torüch
Un wussen nich, warum.
De Dänen wunnern sik un sä'n:
„Wo sünd de Düwels dumm!
Wi weern hüt morgn Klock söbn al
Verlarn mit Mann un Mus,
Un nu stellt se dat Scheeten in
Un lopt in Draw na Hus? — —
Wat is dar los? — Hurrä! Hurrä!
Willisen is uns' Mann! —
He hölt hier en Manöver af,
Un wi treckt achteran!"

Nu wurd' noch allerlei versöcht,
De droken Jungs to töm:
Missunde, Tönning, Friedrichstadt
De seht ehr Blot noch ström'.
Denn faten se sik trotzig an
Un röpen: „Jungs, holt fast!
Denn lat den Dän' mal to uns kam;
Wi bliewt, bet em dat paßt!"
Willisen gung, un von der Horst
Tręd' dat Kummando an.
„De teken sik bi Idstedt ut,"
Sä'n se, „dat is uns' Mann!"
Gudrun schreew an Germania, — —
Ehr Moder awer kunn
Nich helpen, as se helpen much, —
Se har'n de Händ' ehr bun'n.
Do mak Gudrun sik bin'n to dohn
Un bęter Hus un Hof
Un bröcht sik bi ehr Ingesind'
Un Nawerschop in't Loff.
Se kleed' sik blau un witt un rot,
As 't to ehr Wes'wark paß,
Un weer bald Nettel un bald Löw —
Un ümmer god bi Kaß.
So har se bald ok Land un Lüd'
Ganz god in Ordnung bröcht.
Ehr to verdriewen het ehr Mann
Ok nich eenmal versöcht.
Dar löp he lewer in de Welt
Bi all sin Vettern rum,
Un jede Großmacht röp he an:
„O help mi doch! Kumm! Kumm!"
Do köm denn ok twe Großmächt an, (1851)
Twe Ritters vuller Kraff,
De fordern in ehr egen Hus
Gudrun de Waffen af.
„Giw ehr man her" — so sä'n se glatt;
„Denn wi verbörgt din Recht,
Un wenn du uns ok trotzen willst,
Denn geiht di dat wat slecht!"
Wat schull de arme Fru do dohn?
Se har ja kum en Wahl!
Se weer in Kiel un wak un ween
De ganze Nacht in Qual;
Doch morgens köm de Kinner rin
Un röpen: „Moder, kumm!
De Dänen hebt uns nich bedwung'n,
De Großmächt bringt uns um!"
Do beet se faß de Tähn tosam
Un sä: „Denn leggt man dal!"
Un dreunveertigdusend Mann
Nöhm Affscheed op eenmal.
De Backen bleek, de Ogen natt —
Ehr Mann de stund' un grien —
So tręd' se weller in den Deenst,
Wo ehr keen Sünn beschien.
Se knirsch vör Wut un sweeg vör Scham
Un wünsch den Dot sik of,
Wenn se de armen Kinner seeg,
Verjagt vun Hus un Hof.
Na München, Gotha, Meckelnborg,
Berlin un Gott weet wo,
Dar drogen se ehrn Jammer hin
Un har'n kum Strümp un Schoh.

De Landinspekter Tiedemann,
De Vörmund, kunn nich mit;
Sin ganz Gestalt de sack tosam,
Sin Haar as Snee so witt,
Sin Hof verschuldt un Fru un Kind
In Sorgen un in Not,
Leeg he in Rendsborg krank to Bett
Un bleew in'n Mai dar dot.
Ok dat Gericht wuß hier keen Rat;
De Großmächt trędn tosam
Un meen, dat dörf op jeden Fall
Doch nich to'n Scheedung kam.
Se schreewen in ehr Protokoll: (1852)
„De Fru bliwt bi em wahn —
Op ewig ungedeelt, — sonst kann
De König nich bestahn."
De bud sik do en Danewerk
Un Düppel in ehr Land
Un prahlt: „Hier bręk ik di dat Gnick,
Du „tyske Stammverwandt!"
He lęwt darbi in Sus un Brus
Un swiert un piert un grient. — —
So kunn dat doch nich wiedergahn — —
Do wurd' de Dot sin Fiend.
De Dot — de har ehr wul verstahn
Un har ok Mitleid hatt,
Mehr as de Hoflüd un ehr Frönd'
An Belt un Kattegatt.
De reeten ehr dat Kleed vun'n Liew
Un fung' al an to söm — —
Do full de Dot den König an,
As he vun't Torfmoor köm. (1863)
In Glücksborg fung dat Lüden an
Un schall' dörch 't ganze Land.
„De Dodenklocken?" sä'n de Dän',
„Sitt dar en Schipp an'n Strand?" —
„Nę, Osterklocken," seggt Gudrun,
„Min Schipp, min Schipp is kam!
Ik hef hier nu min Tied afdeent
Un ward' ju weller nahm!"
Ehr kloppt dat Hart, de Ogen flamm.
Wat brust dar öwer't Moor? —
„Min Recht dat ward din Rettung sin!"
So schallt dat in ehr Ohr.
Do waken all ehr Mannen op
Un kreegen frischen Mot
Un röpen lut na Flint un Fahn,
To wagen God un Blot.
Dat dütsche Volk, Germania,
Weer ganz ut Rand un Band,
Un Michel gar, de dütsche Bund,
Besett dat Holstenland.
Un bi Elmshorn versammeln sik
An dörtigdusend Mann,
De nöhm den „angestammten Herrn"
As ehren Herzog an.
Do köm de Retter denn herin,
De ludhals ropen har.
He land' bi Glückstadt, fahr na Kiel
Un Hannemann — weer starr.
Gudrun ehr Jungens, old un jung,
Gung' hupenwies na Kiel
Un huldigen mit Hand un Hart —
De Frieheit weer ehr Ziel.

Ik hef ja selber vör em stahn
Un weer darto erwählt,
To seggn, wat hier de Schol bedrückt
Un Land und Lüd noch quält.
He drück uns alle warm de Hand
Un sä: „Man nich verzagt!
Ik hef ja domals mit ju kämpft —
Dat ward noch eenmal wagt!"
Doch weller stund' de Ritters dar
Un faten Hand un Arm.
„Nu sünd wi," sä'n se, „sülbs bereit!
To End' schall Striet un Larm!" — —
Prinz Friedrich Karl un Gablenz köm
Un stelln sik höflich vör, (1864)
Un as de Dän nich wieken wull,
Do wiesen's em de Dör.
Do stund' de ole Wrangel op,
Ehr Obergeneral.
„Das freut mir, Kinners," röp he lud;
„Nu ried un slagt ehr dal!" —
Dat Danewerk un Düppel full,
De Dän' de rüm' dat Feld,
Un Bur un Börger jubeln lut
Vun Alt'na bet na'n Belt.
Bald öwerlęwer Hannemann
Sin dütschen Schatz in Wien, (1865)
Un sin Gudrun lęw op, as kenn
Se kum noch Sorg' un Pien.
Ehr Himmel hung voll Dudelsäck;
Se sung mit lütt un grot
Un trock ehr besten Kleeder an —
Wie domals — blau=witt=rot.
Do stund' ok al dre Friers dar
Un grien de Witwe an.
Den ersten har John Bull empfahln,
Dat weer de Dän' ehrn Mann.
Den harn se dar bi Glücksborg fund'n,
As ehr de König storw.
„En König?" seggt Gudrun, „nę, nę!
Den gęw ik gliek en Korw!"
De tweete, Vetter Peter, weer
Vun Rußland warm empfahln,
Har Land un Sand un Geld darto,
Den Truschien to betahln.
Do seggt Gudrun: „Nę, Geld un God,
Dat het mi mal verföhrt. —
Du kannst ja mal min Olen frag'n,
Ob em de Riekdom röhrt."
Do lä' he lies sin Andrag hin
Op Vadder Michels Schot,
Un Michel röp Germania. —
„Fru," seggt he, „wat för'n Not!
Ik bün to old, mi to besinn';
Du must den Utslag gęw'n.
Mi kost' dat Sorgen um Gudrun,
Dat ahnt mi, noch dat Lęw'n!"
„Du," seggt Germania, „ik hol
Mi an dat Wort" — se grien —
„Wer sik man an de Moder hölt,
De ward de Dochder frie'n.
Ik weet dat ut ehrn egen Mund,
Ehr Hart dat het al wählt;
De Herzog Friedrich is de Mann,
De ehr to't Glück noch fęhlt.
He frög al heemlich bi mi an,
As du noch slöpst un drömst.
He meen, wenn ik em man empföhl,
Dat du em ok wul nöhmst."
Do tręd' Gudrun al in'e Dör
An ehrn Schatz sin Arm.
Dat mak den Oln de Ogen natt,
Dat mak dat Hart em warm.
„Ik anerkenn em," stotter he,
„Nu węst vergnögt un froh!"
Denn sack he in sin Sorgenstohl
Un mak de Ogen to,
Un Friedrich geew Gudrun en Kuß,
As weer nu allens god,
Un ok Germania kreeg een,
Un Michel — — weer he dot?
Dar dröhn en swaren Tritt heran,
Un apen flög de Dör;
De beiden Ritters tręden in
Un Bismarck stell ehr vör.
„Ju Retters!" seggt he basch un seeg
Den Herzog an. — „So, so!
Hier ward wul al Verlobung fiert —
Denn makt de Dod man to!"
„Ja," röp een Ritter, „dat is so!
Man rut mit jeden Gast,
Un wenn dat ok en Herzog is,
Den uns' Besök nich paßt.
Erst ward de Kosten bar betahlt
Un denn de Vörmund fragt;
So is dat recht, so is uns' Will.
Rut, węn dat nich behagt!"
De Herzog küß Gudrun de Hand
Un gung denn ut den Saal;
Germania sunk still un stumm
Op ehren Teppich dal.
Gudrun de trampel mit de Föt,
As wenn de Teppich brenn,
Un Michel seggt in Slap un Drom
Noch mal: „Ik anerkenn!"
Nu stękt de dre de Köpp tosam
Un tuschelt vun Gudrun,
Un Bismarck seggt: „Dat kann nich gahn!
Wat het dat Wiew för Luhn!
Se old un trotzig, he so jung —
Dat giwt keen glücklich Paar;
Bi beid' is Glück un Leew, bi uns —
De Vörschuß in Gefahr.
Wi bringt ehr mit ehr Leew to Hus
Un lat ehr still betähm;
Denn ward de Tied ehr wul dat Leng'n
Na ehren Friedrich nęhm, —
Un wi regiert ehr Land un Lüd
Un bud' an Hus un Hof." —
Dat dähn se denn, un jeder stręw
För sik na't grötste Loff.
De een de löt de Jungs ehrn Will'n,
De anner wull ehr sla'n;
De een wull rechts, de anner links —
Dat kunn min Dag' nich gahn.
Wo Eenheit fehlt in Tocht un Lehr,
Verdarwt ja Liew un Seel;
Do maken in Gastein se af: (1865)
„En jeder nęhm sin Deel!"

De een sett sik in Sleswig hin,
Dar Land un Lüd to bind'n;
De anner gung na Kiel un söch
De Kinner to gewinn.
De een de hal sik Rat un Riß
To'n Niebu ut Berlin;
De anner wull den Thron erst bud'n
Un hal den Plan ut Wien.
De een höl mit de Ritterschaft
Un slöt den Thronsaal to;
De anner röp Gudrun ehr Frönd'
Tosam na Itzeho.
Do geew dat bi den Bu Krakeel
In Hus un Hof un Herd,
Un beide Ritters fahren op
Un greepen na ehr Swert.
Dat weer en gräßliches Duell;
Ganz Dütschland ween un klag, —
Do sunk de Een bi Königsgrätz (1866)
Un mak Verdrag in Prag:
„Sin Gegner schull man mit Gudrun,
Mit Michel un sin Fru
Nu ganz na sin Beleewen dohn —
Un buden, wat he bu!"
Do bu' he an den Strand en Telt
Un föhr Gudrun herin. (1867)
Se trampel wul, ehr Dochder ween,
Ehr Jungs weer slecht to Sinn:
Wat schull'n se awer darbi dohn?
Muß is en bitter Krut;
Dar trösten sik de Kinner mit
Un langsam ok de Brut.
Intwischen weer ok Michel storw'n,
Den Bismarck still begrawt;
De Herzog het en anner nahm
Un sin Gudrun entlawt,
Germania leeg krank un stöhn:
„Ehr Lenken dehn ehr weh";
Se dröm vun Bismarck, Nord un Süd
Un wuß nich, wat se däh.
Wat har do Bismarck Dag un Nacht,
Bald bab'n, bald nerrn to dohn!
Erst brök he Michels Slapstell af
Un hier un dar en Thron, —
Denn ramm he, sag' un klopp un rich' —
Handlanger bald, bald Weert —
Un ut de letzte Isenstang'
Smęd' he en grotes Swert.
Dat stör den Nawer in sin Slap
Un in sin Großmachtswahn.
„Wat pultert dar un kracht un knallt?
Hebt dat de Preußen dahn?
Bud' de dar 'n Thron för Spanien?"
So frög „He" in Paris.
„De stellt ja allens op 'n Kopp!
Dat is doch gar keen Wies!
Ik will nich, dat en Zollernprinz
Dar Land un Lüd regiert!" —
„Ja," seggt sin Fru, „un wat is dar
Bi Königsgrätz passiert!
De leewe, fromme Benedek
Is dar verprügelt word'n!
Schick Benedetti doch mal hin!
Ik gęw em glieks en Ord'n."

„Ja," seggt de Kaiser, „denn man to!
De Sieger sitt in't Bad;
Du, Benedetti, gah na Ems
Un segg den König dat.
Ik mutt dat awer schriftlich hebb'n
Un vun sin egen Hand;
Sonst giwt dat Krieg, so wahr ik lęw, —
En Krieg to See un Land!"
As Benedetti nu in Ems
Den König Wilhelm fund'n,
Do sä' he: „Majestät, min Herrn
Den will dat garnich mund'n,
Dat Spanien en König wünscht
Vun't Hohenzollernhus,
Un dat Duell bi Königsgrätz,
Dat makt em vęl Verdruß."
„Dat deiht mi leed," seggt Wilhelm rasch,
„Denn is dat ja man god,
Dat ok min Vetter garnich swärmt
För'n span'schen Königshot." —
„Min Herr," seggt Benedetti do,
„Will schriftlichen Verzicht!" —
„Dat much he wul," seggt Wilhelm, „nę,
So'n Schriftstück gęw ik nicht!"
„Dat deiht," seggt Benedetti lies,
„Mi leed, denn giwt dat Krieg!" —
„Dar kann 'k nich för," seggt Wilhelm lud,
„Denn hoff ik op den Sieg!" —
De Franzmann löp na Hus un swenk
Sin Taschendok von feern.
He kreeg sin Orden, un sin Herr
De löt sin Volk marscheern.
Do röp de Preußenkönig lud:
„Frisch op, du Wacht an'n Rhein!
Nu treckt wi all in't Frankenland,
Den Hawer aftomeihn.
Lothringerland un Elsaß halt
Wi ehr nu weller af
Un döscht dar all den Hawer ut —
Un se beholt dat Kaff!"
Do brus' sin Rop wie Donnerhall
Vun'n Belt na'n Bodensee;
Dat ganze dütsche Volk stund' op
Un röp na Fork un Leh. (1870)
Gudrun de har jüst Waschdag hatt —
De Wäsch hung noch vör't Telt.
„Dar möt wi bisin," röp se lud,
„Dat geiht för Rhein un Belt!
Ik will nich weller dänisch ward'n,
Wenn't ok min Lęwen kost!
Ik föhl ja, wenn ik daran denk,
Al nu den Schüttelfrost!
Denn nęhmt de Wäsch man, as se is,
De drögt ju wul an'n Liew!" —
So trock se mit ehr Jungens ut —
Wat weer dat för'n Gedriew!
De Wacht an'n Rhein de nöhm ehr mit
Dörch Frankriek krüz un quer
Un pack den Franzmann, wo he stund,
Un nöhm em Pietsch un Peer.
Napoleon wurd' angst un bang:
He lä' sin Degen dal
Un schick sin Söhn na Belgien;
Sin Fru swumm œwern Knal.

De Wacht an'n Rhein trock na Paris, —
Un as se dar spazeer,
Do wurd' se bi Versalje wies — —
De Kaiserthron weer leer;
Do sett se Wilhelm op 'n Thron — (1871)
Wat weer dat för'n Gewog! —
Se schrie, dat ganz Europa bew':
„Hoch Kaiser Wilhelm! Hoch!" — — —

De Tied vergeiht — dat Öller kummt,
För vele ok de Dot! — —
De Kaiser har en Enkelkind,
En Jüngling stark un grot.
De har Gudrun ehr Dochder sehn, (1879)
Ehr Wicki, jung un slank.
De wull em garnich ut 'n Sinn —
He weer vör Leew fast krank.

De Kaiser lach, un Bismarck seggt:
„Dat ward en wähli Paar!
Nu sünd wi mit Gudrun in't rein,
De krümmt uns nu keen Haar!" —
De Kronprinz un Victoria
De wurd'n nu Mann un Fru (1881)
Un har'n ok bald en ganze Reeg
Vun Kinner in ehrn Bu.

Wat maken de Gudrun för Hæg
In Wilhelmshöch un Plön!
„Min Dochder," juch se, „Kaiserin!
Un Kaiser ward' ehr Söhn! —
De Hindernisse sünd besiegt!
Min Land is dütsch un frie,
Un ik un all min Kinner sünd
Mit Liew un Seel darbi!

Vergeten is, wat uns mal kränk,
Nich wahr, Victoria?
Nu rop wi beide: Jungs, holt fast!
Hoch Dütsches Riek! Hurra!
Uns' Enkelkinner ward sik freu'n,
Ehr hört de Tokunft ja. —
Vel Glück un Sieg för't Zollernhus!
Hurra! Hurra! Hurra!"

Denn föhr se mit ehrn Swiegersœhn
Un Wicki na Berlin,
Un Nacht un Nebel lös' sik op
In Glanz un Duft, as 't schien,
De lä'n sik warm op Land un Lüd,
Un allens lewt un lacht, — — —
Wi Jungs plant „Friedenseichen" an
Un holt op dütsch dar Wacht!

Wi Olen könnt dat bald nich mehr —
De tach'nti kamt heran;
De Achtunveertig mitmakt het,
Is nu en olen Mann.
Doch ewig jung bliwt uns' Gudrun
In Marsch un Geest un Heid,
Un all ehr Jungs holt fast tosam,
So lang de Welt noch steiht.

Un wenn am End' ok Sünn un Mahn
Dat Opgahn mal verget,
Denn bliewt se dar in Düstern stahn,
Wo de Patrull ehr leet, —
Un fallt denn doch de Fiend in't Land,
As Flegen in den Brie,
Denn slagt's em op 'n Kopp un schriet:
„Gudrun bliwt dütsch un frie!"

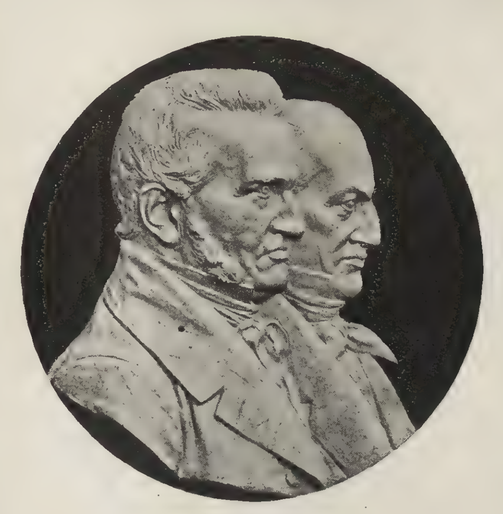


Dänemark und die Herzogtümer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Professor **E. Daenell** in Kiel.

Die schleswig-holsteinische Bewegung des 19. Jahrh. hat eine nicht allzu lange Vorgeschichte. Sie hat verschiedene Stadien durchgemacht, ehe sie zur allgemeinen Volksbewegung wurde und als solche den Appell an die Waffen 1848 wagen konnte. Noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. fühlte man sich in den Herzogtümern als gut dänisch; und dies trotz aller Unbilden, die man an der Seite Dänemarks und durch die Schuld und den Willen seiner Regierung erlitten hatte. Seit Beginn des Jahrhunderts wurde Dänemark mehr und mehr in den englisch-französischen Weltkrieg verwickelt. Handel, Schiffahrt, Wirtschaftsleben, Wohlstand, die Ende des 18. Jahrhunderts durch besondere Umstände begünstigt, eine außerordentliche Blüte erreicht hatten, erlitten Schäden, kamen ins Stocken, gingen schnell zurück. Die Staatsfinanzen verschlechterten sich binnen kurzer Zeit bedenklich, während sie zugleich die Last vermehrten militärischen Aufwands tragen sollten. Als 1807 Dänemark die Wegführung seiner Flotte und die Vernichtung seines Seehandels durch England über sich ergehen lassen mußte, stieg die finanzielle und wirtschaftliche Bedrängnis reißend schnell, umsomehr da die Regierung nun erst recht für notwendig hielt, das Reich militärisch stärker zu machen und dabei das Hauptgewicht auf die Aufstellung einer möglichst stattlichen Landmacht legte. Die drängenden Geldverlegenheiten ließen die Regierung sehr bald die Steuerprivilegien der Herzogtümer außer Augen setzen, die von der Ritterschaft selbst gegen den übermächtigen Absolutismus des dänischen Königtums im 18. Jahrhundert vorsichtig zwar, aber zäh und erfolgreich verteidigt worden waren. Schon 1802 nahm

sie das uneingeschränkte Besteuerungsrecht ihnen gegenüber für sich in Anspruch und erzwang schließlich die verweigerte Zahlung. Einen weiteren Gewaltakt beging sie durch die sogenannte Bankhaft, wodurch der dänischen Reichsbank eine hypothekarische Forderung von 6% baren Silbers vom Werte alles unbeweglichen Eigentums in der gesamten Monarchie eingeräumt wurde. Dadurch erfuhren die Herzogtümer eine weit stärkere Belastung, als das eigentliche Dänemark. Und dazu hatte die Bevölkerung der Herzogtümer unter den Lasten französischer Einquartierung zu seufzen gehabt und lernte 1813 alle Leiden eines wirklichen Krieges im Lande kennen, der den Wohlstand vollends herunterbrachte.



Dahlmann — Falck.

Und neben diesen und anderen Maßregeln einer Vergewaltigung der materiellen Mittel der Herzogtümer einher liefen nationalistische Absichten der dänischen Regierung. Die innere Staatskunst des Ministers Grafen Andreas Petrus Bernstorff hatte den Frieden der dänischen Monarchie dadurch am besten gesichert gesehen, daß ihre drei Bestandteile, Dänemark, Norwegen, die deutschen Herzogtümer, jeder nach seinen Eigentümlichkeiten regiert würde. Aber nach seinem Tode (1797) hatte alsbald eine andere Anschauung Platz gegriffen. Die Regierung schien nun das Wort zur Richtschnur nehmen zu wollen, das 1773 nach dem Sturze Struensees in einer Zeit hochgehender deutschfeindlicher Erregung aus fürstlichem Munde gefallen sein soll: jetzt muß alles dänisch werden. Für das schleswig-holsteinische Militär wurde nun ein dänisches Gesetzbuch eingeführt, die Gesetze und Erlasse wurden außer in deutscher auch in dänischer Sprache in den Herzogtümern veröffentlicht mit der Begründung, daß die Kenntnis der dänischen Sprache mehr ausgebreitet werden solle u. a. m.

Auch auf eine vermehrte Zentralisierung arbeitete die Regierung hin. Zwar blieb es Episode, daß 1806 beim Zusammenbruch des alten deutschen Reichs der Regent, Kronprinz Friedrich, als König nachmals der Sechste, den Versuch machte, Holstein dem Reiche, dem es bisher zugehört hatte, zu entfremden und mit der dänischen Monarchie durch Einführung der in Dänemark geltenden Erbfolge des Königsgesetzes zu vereinigen. Der Versuch, dergestalt die Erbrechte der männlichen jüngeren, der *agnatischen* Linien des dänischen Gesamthauses zu vernichten zum Vorteil der weiblichen Descendenz der Hauptlinie, begegnete dem sofortigen Widerspruche des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg, des nächsten erbberechtigten Agnaten. Und übrigens war die Zeit nicht geeignet, daß die Regierung sich leichten Herzens Konflikte hätte schaffen dürfen. Sie stellte ihren Plan einstweilen zurück. Aber in zahlreichen Einzelheiten wurde zentralisiert. Die Militärbildungsanstalten der Herzogtümer wurden aufgehoben. In Kopenhagen mußten ihre Angehörigen, welche die militärische Laufbahn einschlagen wollten, fortan ihre Vorbildung durchmachen, die Gefahr einer Danisierung war dadurch erheblich gesteigert. In Kopenhagen befand sich auch die einzige Seekadettenakademie, überhaupt alles, was mit der Flotte zusammenhing. Dort mußte auch nach Aufhebung der Forstlehranstalt in Kiel das Forstexamen gemacht werden. Dort waren auch die einzige Veterinärschule und die polytechnische Anstalt.

Der allgemeine Friede 1815 nahm Holstein für Deutschland zurück, verleibte es dem deutschen Bunde ein. Nun aber trat der Gedanke an die Wiederbelebung der alten Verfassung in den Herzogtümern hervor. Aber König Friedrich VI. war nicht geneigt, darauf einzugehen. Da nahm die Ritterschaft, die durch ihre korporative Stellung dazu berufen war, den Kampf für die Fortdauer der gemeinsamen Verfassung der Herzogtümer auf, und ihr Sekretär und Wortführer, der Kieler Historiker Christoph Friedrich Dahlmann, Wismarer von Geburt, gab dem Kampf die Richtung und prägte ihm den Stempel seiner eigenen charaktervollen Persönlichkeit auf. Aber dieser Streit um das Verfassungsrecht der Herzogtümer blieb ohne positives Ergebnis. Vom dänischen König wurde die Ritterschaft mit ihren Forderungen abgewiesen. Vom Frankfurter Bundestag wurde sie 1823 auf die vom König verheißene neue Verfassung ver-

tröstet. Der Entwurf einer solchen lag auch bereits seit Jahren ausgearbeitet beim König. Wenn sie trotz des Frankfurter Bundestagsabschiedes nicht erlassen wurde, so war das die Frucht des vorangegangenen Widerstandes der Ritterschaft. Denn der Entwurf war ihren Wünschen völlig entgegen. Vielleicht hielt die dänische Regierung für möglich, daß die Herzogtümer schließlich doch Rußland um Schutz anrufen könnten, mit Berufung darauf, daß es in früheren Verträgen mit Dänemark der Ritterschaft der Herzogtümer ihre Privilegien garantiert hatte. Jedenfalls trieb die Regierung es nicht auf die Spitze, sie beließ es bei dem bestehenden Zustande, vermied einen direkten Bruch der Verfassung. Die Träger dieser ersten politischen Bewegung in den Herzogtümern waren die Ritterschaft, mehr und mehr auch die Landesuniversität Kiel und, z. T. von Dahlmann angeregt, die Magistrate der Städte Schleswigs. Nach unten hin hatte sie noch garnicht Wurzel gefaßt, selbst die großen wirtschaftlichen Schädigungen und finanziellen Bedrückungen der jüngst vorangegangenen Zeit hatten in den breiten Massen der Loyalität und Treue gegen den König keinen Abbruch getan, geschweige den Gedanken an eine Trennung von Dänemark entstehen lassen.

Dennoch richtete beim Ausbruch der Julirevolution 1830 in Paris die dänische Regierung besorgt die Blicke nach den Herzogtümern. Aber dort war es vornehmlich nur ein kleinerer Kreis meist jüngerer Männer, der den Wünschen nach einer Verfassung und nach Vergrößerung der inneren Selbständigkeit der Herzogtümer Ausdruck gab, ihr Wortführer Uwe Jens Lornsen, der im November 1830 die knappe, gehaltvolle, klare Schrift über das Verfassungswerk in den Herzogtümern veröffentlichte, worin er jene Wünsche im einzelnen formuliert vortrug. Weder die Städte noch die Ritterschaft nahmen die von ihm gegebene Anregung auf, deckten ihn. Die trüben Erfahrungen der letzten Zeiten hatten unschlüssigen Kleinmut, übervorsichtige Besonnenheit, Gleichgiltigkeit weithin erzeugt. Das gab der dänischen Regierung den Mut wieder. Sie ließ Lornsen verhaften. Aber sein Werk begann nun mächtiger zu wirken. Da wich sie doch zurück und kam der wachsenden Bewegung entgegen, die in den Herzogtümern, aber auch in Dänemark selbst Änderung, Abschaffung des absolutistischen Regierungssystems anstrebte. 1831 verhieß sie eine provinzialständische Verfassung. 1834 traten für Jütland, die Inseln, Schleswig und Holstein, also für jeden Reichsteil besonders, Provinzialstände in Tätigkeit, freilich nur mit beratenden Befugnissen. Dennoch tat damit die dänische Monarchie, indem so Friedrich VI. dem Volk eine Teilnahme am staatlichen Leben einräumte, den ersten Schritt zum Konstitutionalismus. In den Herzogtümern begegnete die neue Verleihung kühler Aufnahme, man hatte auf Besseres mit Recht hoffen zu dürfen geglaubt. Dennoch ward man sich schnell bewußt, daß man vermittelst der Stände die Möglichkeit besaß, Wünsche und Beschwerden des Landes dem König zu Gehör zu bringen. Und noch schwerer wog bald der politisch-nationale Wert der neuen Einrichtung. Denn sie weckte in kurzem ein politisches Leben in der Bevölkerung der Herzogtümer von immer stärker werdendem Pulsschlag. Hier setzte sich die schleswig-holsteinische Bewegung ihre Ziele: *Zusammenschluß der beiden Herzogtümer, Vereinigung der getrennten Ständeversammlungen, reine Personalunion mit Dänemark.*

Aber auch in Dänemerk hatten die Provinzialstände dieselbe Wirkung. Politischer Sinn teilte sich durch sie mehr und mehr weiteren Kreisen der Bevölkerung mit. Sporadische Versuche, sich der dänischen Schleswiger gegen angebliche Bedrängung durch die Deutschen anzunehmen, waren gelegentlich in Dänemark zuvor schon zu Worte gekommen. Nun verdichteten sich solche mehr und mehr zu einer Partei, der die Regierung zu zurückhaltend war. Als letztes Ziel schrieb sie die Rückeroberung Schleswigs für das Dänentum in ihr Programm. In diesen Zusammenhängen trat nun auch die Behauptung hervor, daß Schleswig mit Dänemark seit 1721 durch die gleiche Erbfolge verbunden sei. Man verlangte, daß die Regierung daraus die Folgerungen im Sinn einer engen, tatsächlichen Verknüpfung zwischen beiden Ländern ziehe. Zugleich suchte man sich der Sprachverhältnisse zur Bekämpfung der Deutschen im Herzogtum Schleswig zu bedienen.

Der Norden von Schleswig war dänisch, der Süden deutsch, von der Mitte die Ränder deutscher, die unfruchtbare Mitte dänischer. Völlig verschwunden war das Dänische trotz 500jährigen Ringens erst in einem verhältnismäßig kleinen Teile des Landes. Mit auffallender Zähigkeit wehrte es sich, um so auffallender, wenn man bedenkt, wie schnell die altdänische Landschaft Schonen ihre Nationalität seit 1660 abgelegt hatte und gut schwedisch geworden war. Dennoch war die Besorgnis der Dänen vor einer Germanisierung Schleswigs nicht unbegründet. Denn seit dem Beginn des Jahrhunderts befand sich die deutsche Sprache in nachdrücklichem Vorwärtsschreiten über die Schlei hinaus. Die Mehrzahl im Herzogtum verstand Deutsch, es war die Sprache der Gebildeten, z. T. auch der Dänen. Von großer Bedeutung für die Ausbreitung nicht bloß der Sprache, sondern auch deutscher Gesinnung war die Wirksamkeit der zumeist

aus Kiel, sonst aus dem innern Deutschland stammenden Prediger und Lehrer. Man muß sich gegenwärtig halten, daß die Situation, je ausgesprochener die Nationalitäts-Bestrebungen hüben und drüben, wie überhaupt in der europäischen Kulturwelt, hervortraten, für Dänemark nicht leicht war. Durch den Verlust Norwegens 1814 war die dänische Nationalität nicht unbedenklich geschwächt, durch die gleichzeitige Erwerbung von Lauenburg das deutsche Element innerhalb der dänischen Monarchie andererseits noch verstärkt worden. 1846 standen fast 1,5 Millionen dänischer 750 000 deutscher Nationalität gegenüber.



Lornsen — Olshausen.

Die Bestrebungen der Partei, die dänischen Geist in der Bevölkerung Schleswigs wiederwecken wollte, wurden vor allem belebt und angetrieben durch Orla Lehmann, den Sohn eines Schleswig-Holsteiners. Mit den verschiedensten Mitteln suchte man dänisches Nationalitätsbewußtsein in Schleswig zu wecken. Vereine wurden zu dem Zweck in Kopenhagen seit 1836 gegründet, suchten durch unentgeltliche Verteilung von dänischen Broschüren und Büchern, durch Begründung dänischer Volksbibliotheken und Lesegesellschaften im Herzogtum und durch Aussendung von Agitatoren zu wirken. Blätter dänischer Richtung wurden seit 1838 in schleswigschen Städten gegründet. Die Tagesblätter in Kopenhagen nahmen sich mehr und mehr der Sache an. Längere Zeit aber verfing dies weder bei den schleswiger Dänen, noch legte die Ständeversammlung des Landes darauf Gewicht. Ja, sie kam aus Erwägungen der Billigkeit damals noch Wünschen nach Anwendung des Dänischen als Gerichtssprache in den dänisch redenden Distrikten des Landes entgegen. Aber dieses Verhalten wurde 1840 in einem Sprachreskript von der dänischen Regierung alsbald ausgenutzt zu einer weiteren Beförderung der dänischen Sprache.

Inzwischen war 1839 dem verstorbenen König Friedrich VI. sein Vetter Christian VIII. auf dem Thron gefolgt. Er war geistig wesentlich bedeutender als sein Vorgänger, er sympathisierte in der Stille mit den dänischen Nationalitätsbestrebungen, er wollte nicht nur Schleswig, sondern wegen seiner nahen Verbindung mit diesem auch Holstein enger mit Dänemark verknüpfen, er hoffte, dadurch auch die Wünsche der Kopenhagener Demokraten nach freiheitlicher Änderung der Verfassung zu beschwichtigen.

Zwar die ersten Jahre seiner Regierung verliefen vergleichsweise ruhig. Als er aber die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, nicht erfüllen zu wollen schien, entstand rasch wachsende Unruhe. Den Anstoß gab der bekannte Vorfall des Abgeordneten Peter Hjort Lorenzen in der schleswiger Ständeversammlung. Daß sie, formell wohl im Recht, ihm den Gebrauch der dänischen Sprache untersagte, rief einen Sturm der Entrüstung in ganz Dänemark hervor. Der Fall wurde als Beleidigung der Nationalehre aufgefaßt. Auch der König wich dem Drucke der öffentlichen Meinung. Und nun trat die dänische Agitationsbewegung in eine neue Phase.

Die in den dreißiger Jahren gegründeten Gesellschaften hatten keine glänzenden Erfolge gehabt. Neue wurden nun in Kopenhagen gegründet, um Mittel für dänische Bildungsanstalten in Schleswig und für sonstige Agitationszwecke herbeizuschaffen. Und die neue Agitation trat viel schroffer hervor, spielte schnell den Sprachstreit aufs politische Gebiet hinüber. Zwar noch widerstrebten auch jetzt die dänischen Bauern Schleswigs größtenteils. Da nahm die dänische Agitation den Kampf mit Volksreden und Volksfesten, mit Bearbeitung der Masseninstinkte im Lande selbst auf. Seit 1843 wurden unterm Dannebrog wiederholt im Norden Schleswigs auf der Höhe Skamlingsbanke Volksversammlungen, Verbrüderungsfeste dänischer Patrioten und der schleswiger Dänen mit deutschfeindlichen Reden gehalten. In dieser Zeit wurde auch das drohende Wort von Orla Lehmann gesprochen von dem blutigen Beweis, den man deutschen Angreifern des Dannewerks mit dem Schwert auf den Rücken schreiben werde. Es ist unleugbar, die zunehmende Schärfe der dänischen Angriffe vertiefte und verbreiterte bei den Deutschen das Bewußtsein der Gefahr und begann Lauheit und Phlegma zu besiegen. Da kam

es 1844 zu den ungeschickten Vorstößen der jütischen und namentlich der seeländischen Ständeversammlung, die auf die Entschließungen des Königs und der Regierung einen Druck ausüben wollte, die Einverleibung der Herzogtümer und Lauenburgs in Dänemark unter der Erbfolge des Königsgesetzes und die Unterdrückung aller dagegen sich auflehnenden Bestrebungen verlangte. Bedeutend war die Erregung in den Herzogtümern angesichts dieser Forderungen. Trennende Parteigegensätze ließ man fallen, der Angriff einte, man suchte Zusammenschluß gegenüber der einen wirklichen Gefahr, der Bedrohung der Landesrechte. Aus dieser Stimmung heraus entstand nun das wirkungsvolle Lied: Schleswig-Holstein meerumschlungen, ein Ereignis von eminenter politischer Bedeutung, das namentlich in der breiten Mitte und in den unteren Schichten der Bevölkerung die Begeisterung für die Landessache entfachte. Und auf demselben Sängerfest zu Schleswig, das zum ersten Mal das Schleswig-Holsteinlied weiten Kreisen zu Gehör brachte, wurde auch zum ersten Mal das blau-weiß-rote Banner entfaltet. Klar und deutlich brachte alsbald die vom Grafen Friedrich Reventlou-Preetz formulierte Gegenerklärung die Rechtsauffassung der Schleswig-Holsteiner zum Ausdruck: Die Herzogtümer sind selbständige Staaten, der Mannesstamm herrscht in den Herzogtümern, sie sind fest mit einander verbundene Staaten. Noch immer blieb im ganzen trotz aller dänischen Leidenschaftlichkeit der Ton auf schleswig-holsteinischer Seite maßvoll, wenn auch voll verhaltener Erbitterung und Feindschaft. Aber mehr und mehr verbreitete sich die Überzeugung, daß ein Konflikt sich zusammenziehe, dessen Lösung nicht friedlich sein werde. Auch die Zögernden und Bedenklichen begannen an einem weiteren friedlichen und gedeihlichen Zusammenleben mit Dänemark zu verzweifeln.

In diese Stimmung traf der am 8. Juli 1846 vom König Christian VIII. erlassene „offene Brief“ an seine Untertanen. Er verkündete darin als auf Grund einer Prüfung der Akten von ihm gewonnene Überzeugung, daß für Schleswig und Lauenburg die Erbfolge des Königsgesetzes gelte, daß dies sich für einige Teile Holsteins zwar nicht mit gleicher Bestimmtheit nachweisen lasse, daß er jedoch unablässig darauf hinarbeiten werde, sie auch dort zur Anerkennung zu bringen, also die uneingeschränkte Anerkennung der Integrität des dänischen Gesamtstaates zu erwirken. Der Erlaß war rechtlich wertlos, solange diese Überzeugung des Königs nicht auch von allen Erbberechtigten geteilt wurde.

Daß Schleswig nunmehr enger an Dänemark gefesselt sein sollte, daß vollends für Holstein das geltende Recht offenbar geleugnet ward, das brach nun auch in der holsteinischen Bevölkerung endlich weithin dem Dänenhasse, der leidenschaftlichen Empörung die Bahn. Hatten bisher sich die eifrigsten Verfechter des Deutschtums begreiflicherweise an den Grenzen des dänischen Wesens, in Schleswig, befunden, so trat nun der holsteinische ältere Bruder dem Schleswigschen, auf dem bisher die Hauptlast des Widerstandes gelegen hatte, nicht minder energisch an die Seite. Wieder war durch die dänische Politik die Einigungsbewegung der Herzogtümer einen wesentlichen Schritt vorwärts geführt worden. Hatten bis an die vierziger Jahre heran noch im wesentlichen Advokaten, Gelehrte und Leute verwandter geistiger Berufe die Bewegung in sich verkörpert, so verbreitete sie sich nun aus diesen Kreisen in die große mittlere Schicht der kleineren Landbesitzer, Pächter, Bürger. Und neben dieser großen liberalen Hauptpartei, in welcher der Schleswiger Advokat Wilhelm Beseler die Gemäßigten und der Direktor der Kiel-Altonaer Bahn Theodor Olshausen die Extremen führte, bestand eine kleine, aber durch Macht, Ansehen und Reichtum ausgezeichnete aristokratisch-konservative Partei, die vornehmlich aus dem Adel und einem Teil des höheren Beamtentums hervorgegangen und deren Führer der Graf Friedrich Reventlou-Preetz war. Bei aller sonstigen Verschiedenheit politischer Voraussetzungen, Meinungen, Ziele führte die politisch-nationale Bedrängnis des Vaterlandes beide zusammen. Mit dem offenen Brief begann der letzte kurze Abschnitt im Verhältnis der Herzogtümer zu Dänemark. Er öffnete allen, die noch nicht hatten sehen wollen oder können, die Augen, er bedeutete eigentlich schon den unheilbaren Bruch, seine logische Konsequenz mußte der Kampf sein.

Es ist begreiflich vom dänischen Standpunkt, daß Volk und Königshaus die Einheit der Monarchie auch in der Folge, wenn das vorauszusehende Aussterben des Mannesstamms der Königlichen Linie eintrat, gesichert zu sehen wünschten. Aber ohne Rechtsverletzung war das ja nicht möglich, und es war unrichtig, sich auf die Erbhuldigung von 1721 und auf die Inkorporation Holsteins von 1806 zu berufen. Und die erbberechtigten männlichen Nebenlinien des Königshauses, voran der nächste, der Herzog Christian August von Augustenburg, legten in aller Form beim König, beim Bundestag Verwahrung ein, und auch andere fürstliche deutsche Häuser reservierten sich ihre wirklichen oder vermeintlichen Erbansprüche an Holstein oder Lauenburg. Die Kabinette von Berlin und Wien, bei denen der König sich Rat und Hilfe erbat, wiesen ihn ab, empfahlen Verhandlungen mit den Agnaten, und selbst die befreundete französische Regierung zeigte

sich einer Anerkennung des Erbrechts der Agnaten in den Herzogtümern nicht abgeneigt. In ganz Deutschland erregte der offene Brief das höchste Aufsehen, große Aufregung, die sich in zahllosen Sympathiekundgebungen für die Sache der Schleswig-Holsteiner äußerte, manche davon nicht ohne revolutionäre Stimmung. Die Stände der Herzogtümer aber lösten sich auf, da der König alle Erörterungen über den offenen Brief und die staatsrechtlichen Verhältnisse verbot, ein weiteres Zusammensein wäre zwecklos gewesen. Auch der Statthalter und kommandierende General der Herzogtümer, Prinz Friedrich von Noer, der jüngere Bruder des Herzogs von Augustenburg, legte seine Ämter nieder.

Die dänische Regierung befand sich in übler Pressung zwischen den Forderungen der dänischen und der schleswig-holsteinischen Bevölkerung. Und diese suchte nun Olshausen zu demonstrativer Tat hinzureißen, um die Regierung einzuschüchtern. Auf den 14. September 1846 berief er eine allgemeine Volksversammlung nach Nortorf. Da griff die Regierung ein; am 1. Sept. wurde Olshausen gefangen genommen und 1½ Monate in Rendsburg festgehalten, ein schwerer Fehler wegen der sehr großen Popularität des Mannes, dessen Ansehen dadurch erst recht bedeutend befördert wurde. Aber der Nortorfer Versammlung war dadurch ihr Haupt genommen, sie verlief wenig rühmlich, dänisches Militär verhinderte ihre Abhaltung, der Hohn der Dänen und gegenseitige Vorwürfe im eignen Lager waren die Folge. Aber nur vorübergehend. Denn jeder folgende Tag rückte die dringend nötige Einmütigkeit immer deutlicher vor die Augen. Noch verging das Jahr 1847 in gedrückter Stimmung. Auch für den König. Denn hinter ihm erhob drohend die dänische Demokratie mit radikalen Forderungen ihr Haupt, vor sich sah er den Bruch mit den Herzogtümern. Noch hoffte er einen beschwichtigenden Ausweg zu finden, da starb er am 20. Januar 1848.

Sein Tod traf in die Zeit, da allgemein der alte Absolutismus in Europa im Wanken und Zusammenstürzen war. In Dänemark ging diese Strömung die innigste Verbindung ein mit der auf Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat gerichteten. Der neue Herrscher Friedrich VII., gutmütig und unselbständig, verlor von vornherein das Steuer der Bewegung aus den Händen. Als am 28. Januar das königliche Reskript erschien, das durch Ankündigung der Einführung gemeinsamer Stände für das Königreich und die Herzogtümer beruhigen wollte, rief dies Verfassungsprojekt im Gegenteil in der dänischen Presse und im Publikum einen Sturm der Entrüstung hervor. Die eiderdänischen Patrioten hatten entscheidende Maßregeln in Betreff Schleswigs erwartet und fanden sich enttäuscht, die öffentliche Meinung stand hinter ihnen und wurde schwierig.

In diese Lage traf die Nachricht von der am 24. Februar in Paris erfolgten Revolution, von der Flucht Louis Philipps, der Einführung der Republik in Frankreich. Und wie diese Bewegung sogleich die deutschen Staaten ergriff, so gab sie auch in den Herzogtümern und in Dänemark den Gemütern höchsten Schwung. Die eiderdänischen Patrioten, die Nationalpartei, die im Kasino in Kopenhagen ihren Mittelpunkt hatten, begannen sofort einen drohenden Ton gegen das gesamtstaatlich gesinnte Ministerium anzuschlagen. Die großen Versammlungen im Kasino am 11. März und gleich darnach im Hippodrom riefen stürmisch nach Einverleibung Schleswigs und nach Männern, sie durchzuführen.

Auch in den Herzogtümern gingen die Wogen der Empörung hoch. Bürgerwehren, bewaffnete Korps wurden allerorten organisiert, man fühlte sich wehrlos und waffenunkundig gegenüber Dänemark. Überall in Stadt und Land wurden nach dem Vorbilde des auch erst kürzlich gegründeten Bürgervereins zu Kiel entsprechende Zentren des politisch-nationalen Lebens in kleinen Kreisen geschaffen. Von den Verboten der Polizei nahm man keine Notiz mehr. Am 18. März traten in Rendsburg privatim die Mitglieder der Ständeversammlungen beider Herzogtümer zu gemeinsamer Sitzung, der ersten wieder seit mehr als 100 Jahren, zusammen und gleichzeitig kam in Rendsburg auch eine Volksversammlung zusammen. Sie suchte die Stände vorwärts zu treiben, begehrte in einer Eingabe an sie die Herbeiführung aller derjenigen freiheitlichen konstitutionellen Einrichtungen, wie sie von der allgemeinen Stimme damals gefordert wurden. Erst nach vielstündigen Verhandlungen ward die Ständeversammlung selbst sich schlüssig, eine Deputation von fünf ihrer Mitglieder, darunter Olshausen, an den König nach Kopenhagen zu senden mit Forderungen, die in der Mehrzahl den Anträgen der Volksversammlung entsprachen: sofortige Vereinigung der Stände beider Herzogtümer zur Beratung einer schleswig-holsteinischen Verfassung, Einleitung der nötigen Schritte zur Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Einführung allgemeiner Volksbewaffnung, vollständige Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, sofortige Entlassung des verhaßten Regierungspräsidenten von Scheel. Sie wählte außerdem aus ihrer Mitte ein Komitee, Graf Reventlou, Beseler und den Kieler Advokaten Bargum,

und bevollmächtigte es, die Versammlung, wenn die Umstände es erforderten, wieder einzuberufen.

Es war der Sache nach ein Ultimatum, das die Deputation dem Könige zu überbringen gesandt war. Die Nachricht von der Rendsburger Versammlung eilte ihrer Reise voraus und das Gerücht davon ließ die Revolution der Herzogtümer bereits als ausgebrochen erscheinen und übertrieb auch sonst. Da erhob sich in Kopenhagen die Volksbewegung zu drohender Revolution und die eiderdänischen Führer der Volksstimmung trieben den Fanatismus der Massen bis aufs Höchste. Unter Geleit von vielen Tausenden wurde dem Könige auf dem Schloß am 21. eine am Abend vorher beschlossene Petition überreicht, in der er gewarnt wurde, durch Nachgeben die Nation zur „Selbsthilfe der Verzweiflung" zu nötigen. Und der König und sein Ministerium waren sich der Gefahr ihrer Situation bewußt. Schon während der letzten Nacht, nach Eingang der Nachricht von der beschlossenen Demonstration hatten sie sich entschlossen, der Volksforderung nachzugeben. So konnte der König die Petition des 21. März sofort mit der Tatsache beantworten, daß er sein Ministerium entlassen habe. Als die Deputation über Kiel am 22. März in Kopenhagen erschien, war es zu spät und ihre Mitglieder schwebten bei der Volkswut in Lebensgefahr. Sie stand einem neugebildeten Ministerium gegenüber, in welchem das Wort die Leiter der nationaldänischen Volksbewegung führten, die Herren Orla Lehmann, Monrad, Tscherning u. a. Und schon strömten vom Lande herein die jungen Burschen und begehrten zum Kriege gegen die Herzogtümer eingekleidet zu werden. Nur mit Schwierigkeiten war es möglich, die Deputation, die unter solchen Umständen natürlich völlig vergeblich gereist war, in den sicheren Schutz eines dänischen Kriegsschiffes zu bringen und heimzusenden. Der königliche Bescheid, der ihr mitgegeben wurde, besagte, daß der König „die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle," Holstein aber als deutscher Bundesstaat seine eigne freie Verfassung erhalten solle.

Aber schon ehe sie heimgekehrt war, hatte die Nachricht von dem Wechsel des dänischen Ministeriums, der die heftigsten Feinde des Deutschtums ans Ruder gebracht hatte, in den Herzogtümern das Signal zum Handeln gegeben. Denn nun standen mit Sicherheit sofortige feindliche Schritte zu erwarten und waren nur durch Zufall noch nicht erfolgt. Am 24. März wurde nach langen und schwierigen Verhandlungen am Tage und in der Nacht vorher in Kiel eine provisorische Regierung für die Herzogtümer im Namen des geschäftsführenden Komitees durch Beseler proklamiert, in der u. a. außer diesem selbst und Graf Reventlou der Prinz Friedrich von Noer und, sobald er zurückkehrte, Olshausen sitzen sollten. Noch am selben Tage bemächtigte sich in unblutigem Handstreich ein kleines Expeditionskorps, Jäger der Kieler Garnison und Kieler Freiwillige, unter Führung des Prinzen, der beim Militär der Herzogtümer sich außerordentlicher Beliebtheit erfreute, Rendsburgs, des wichtigsten Waffenplatzes. Der Krieg war ausgebrochen.



Gelöbnis der Jungen.

Wir sind noch jung, wir wissen nicht zu sagen,
was uns beschieden ist im Kampf der Zeit;
doch auch wir Jungen werden Banner tragen,
die Großem, Hohem, Heiligem geweiht.
Vertraut uns nur! Es steckt vom alten Kerne
doch auch in uns wohl noch ein tüchtig Stück,
und ziehen wir auch mutig in die Ferne,
wir kehren doch zur Heimat gern zurück.
Sie stirbt nicht aus, die alte Holstenart,
die Holstenfrommheit und die Holstentreue,
die sich so oft urmächtig offenbart, —
mit Gott bewähren auch wir sie aufs neue!
Ihr, die ihr sitzt am schönen Ostseestrand,
wo auf den Hügeln stolze Buchen ragen,
ihr, die ihr schafft im dürren Heidesand,
dort, wo von Ost und West die Stürme jagen,
ihr, die ihr wohnt am hohen Nordseedeich,
in grüner Marsch, dem Meere abgerungen,
ob Sachsen, Friesen, Angeln, alle gleich,
vertraut uns nur, vertraut auf eure Jungen!
Treu unsrer Heimat, treu dem Deutschen Reich,
mit steifem Nacken, doch von Herzen weich,
stehn wir wie ihr, will's Gott, stets unbezwungen
zur Losung: Schleswig-Holstein meerumschlungen.

Weimar. Adolf Bartels.



Mitteilungen.

1. Schleswig-holsteinischer Geschichtstaler. Zur Erinnerung an die Erhebung Schleswig-Holsteins wurde im Jahre 1849 eine Denkmünze geprägt, die in den Münzkatalogen als „schleswig-holsteinischer Geschichtstaler" verzeichnet steht. Es finden sich in der neuen vom Ingenieur Chr. Lange in Berlin der Historischen Landeshalle in Kiel geschenkten Münzsammlung Silber- und Kupferstücke dieser Denkmünze neben eisernen Exemplaren, die vielfach im Lande als Andenken verwahrt und aus dem Eisen besonders der Kanonen des Linienschiffes Christian VIII. und der eroberten Fregatte Gefion auf der Carlshütte bei Rendsburg gegossen worden sind. Die beiden Bilder der Münze, die unsere Abbildung zeigt, sollen darstellen, welcher Art das Recht der Herzogtümer und welcher Art der Kampf zwischen ihnen und Dänemark war. Jedem Exemplar der seinerzeit viel gekauften Münzen war ein Zettel beigelegt, der eine eingehende, auch die geschichtlichen Verhältnisse darstellende Erklärung oder die nachstehende Beschreibung bot, die auch in dem Kieler Münzkatalog von Dr. Handelmann und Dr. Kauer wörtlich abgedruckt steht: „Avers: Die Beschwörung der Landesrechte durch Christian I. als Stammherrn des Oldenburgischen Hauses. Die weibliche Figur links vom Altar bezeichnet das Herzogtum Holstein, die hinter dem Altar das Herzogtum Schleswig. Der Schild neben Holstein zeigt das Nesselblatt, die Fahne der Figur Schleswig enthält die blauen Löwen. Der König hat auf dem Brustharnisch das Kreuz des Danebrogs, sein Schild führt das Wappen der drei nordischen Reiche und im Herzschild das Oldenburgische Hauswappen. Auf der Urkunde auf dem Altar steht Der Lande Privilege, auf dem Fuße des Altars Ripen, unten im Abschnitt das Datum Mittwoch N. Invoc. 1460. Die Umschrift enthält die wichtigsten Fundamentalsätze der Urkunde: Dat se bliven ewich tosamende ungedelt. Nicht alse eneme Koninge to Dennemarken.


Avers.


Revers.

Revers: Der gewaltsame Angriff Dänemarks auf die Herzogtümer im März 1848. Die Figur zur Linken mit dem Wappen Holsteins vor der Brust steht auf der Zinne von Rendsburg; die Figur zur Rechten, Schleswig, springt hinauf und hat bereits den rechten Fuß auf der Zinne, während der linke noch auf dem Boden steht. Der von der Seite des Schiffes kommende Lindwurm, aus dem königlich dänischen Wappenschilde, steigt aus dem Meere auf und krallt mit der rechten Tatze nach dem linken Bein der Schleswig, mit der linken nach der Zinne Rendsburgs; in der von ihm getragenen Königskrone befindet sich eine Jakobinermütze. Die Herzogtümer machen mit ihren Spießen eine abwehrende Bewegung: Die hinter Bergen aufgehende Sonne ist das Bild des erwachenden Deutschlands. — Die Umschrift enthält aus der Proklamation vom 8. April 1848 die Worte: Recht und Gerechtigkeit stehen uns zur Seite, und auf der dänischen Seite Fortvivlesens Selvhjælp (die Selbsthülfe der Verzweiflung), Worte, entnommen aus der Adresse der Kopenhagener Bürger an den König von Dänemark, vom 22. März 1848."

Kiel. F. Lorentzen.

2. „Instruktion für die Fanale-Wachen. 1. Die Fanale sind bestimmt, die in Schleswig liegende Garnison auf die schnellste Art und Weise von der etwaigen Landung und Annäherung des Feindes zu benachrichtigen. 2. Die Fanalwachen haben den Zweck, die Fanale in Brand zu stecken, sobald der Feind landet, sich nähert, oder sobald dieses durch ein anderes Feuersignal angezeigt wird. 3. Von der Ortschaft Missunde

ist eine Fanalwache von einem Führer und drei Mann zu geben und für dieselbe in der Nähe des Fanals eine Hütte zu bauen. 4. Die Überwachung der Wachmannschaften, die Instandhaltung der Wachhütte und des Fanals liegt der Ortsobrigkeit ob, die für jede Vernachlässigung zur strengsten Verantwortung gezogen wird. 5. Die Wachen werden täglich von der Ortsobrigkeit uud von Kavallerie=Patrouillen visitiert. 6. Die Wache wird täglich um 1 Uhr nachmittags abgelöst. 7. Der Führer der Wache hat darüber zu wachen, daß die Schildwache alle zwei Stunden abgelöst wird, daß dieselbe wachsam ist, sich weder setze noch lege, daß Feuerzeug vorhanden ist, des Nachts eine brennende Laterne, und daß das Fanal angesteckt wird, sobald die Nachbarfanale brennen oder der Feind sich nähert. 8. Um in der Nacht nicht falschen Lärm zu machen, ist es notwendig, daß der Führer der Wache sich am Tage die Richtung genau bezeichnet, in welcher die nächsten Fanale liegen. 9. Die Schildwache hat die nahe liegenden Fanale im Auge zu behalten, darf sich weder setzen noch hinlegen und hat, wenn ein Feuersignal gegeben wird, dieses dem Führer der Wache anzuzeigen, damit das eigne Signal sofort in Brand gesetzt wird. 10. Kleine Wachtvergehen werden von der Ortsobrigkeit aus eigener Machtvollkommenheit oder von derselben auf Anordnung der Militärbehörde bestraft. Gröbere Vergehen, wie Schlafen auf Posten, Verlassen der Wache oder Posten sind der Kommandantur zu Schleswig zu melden und der Schuldige zur gerichtlichen Untersuchung und Bestrafung dahin abzuliefern. Schloß Gottorp, den 16. Mai 1848. Kommandantur zu Schleswig. v. Cenz, Königlich Preußischer Hauptmann und Kommandant." (Daran schließt sich folgende Nachschrift:) „Die Instruction ist mit Genehmigung des Amtes Gottorf gegeben. Das Fanal und die Hütte muß morgen um 11 Uhr fertig sein und die Wache um 1 Uhr Morgens aufziehen. — Zum Bau der Fanale wird eine Tonne genommen, in welche trockenes, feingespaltenes Holz über Kreuz hineingelegt wird. Die Lücken werden mit Werg ausgefüllt und hierauf das Ganze mit Theer ausgeschwenkt und gesättigt. — Die so vorbereitete Tonne wird auf ein eisernes Kreuz, das im Nothfall aus starkem Eichen- oder Buchenholz bestehen kann, gesetzt und auf einem hohen Pfahl oder Baum befestigt. Damit Regen oder Feuchtigkeit nicht schaden, wird die Tonne mit einem Deckel oder einem leichten Holzdache lose bedeckt. — Zum Anstecken der Theertonne ist eine Leiter oder ein Feuerhaken nothwendig. Das Dach oder der Deckel wird abgenommen und brennendes, mit Theer getränktes Werg oder Hobelspäne hinauf gelegt. v. Witzleben. (Original im Gutsarchiv zu Ornum.)

Bohnert. Chr. Kock.

3. Mecklenburger Feldwache am Alsensund 1848. In dem Hause des Försters Wommelsdorff in Sandberg bei Wester=Satrup befindet sich eine interessante Sehenswürdigkeit, die an die Zeit von 1848 erinnert. Es ist ein etwa 1 m langes Stück eines Buchenstammes von wohl 50 cm Durchmesser. Die Buche, der dies Holz entstammt, stand in dem kleinen, dem Grafen Reventlow gehörenden Walde am Alsensund, ganz nahe bei Satrupholz. Dem Förster fiel die große, außerordentlich sorgfältig eingeschnittene Inschrift, die sich in dem vor 16—18 Jahren gefällten Baume befand, auf. Er ließ sich deshalb das genannte Stück herausschneiden. Die Inschrift lautet:

STAAK
MECKLENBURGER
FELDWACHE
1848
OLDENBURGER

Es ist nun auf der Seite der Inschrift ein etwa 7—8 cm dickes Stück Holz abgespalten worden, und in dem Kernholz sind die Schriftzeichen, dunkel gefärbt, ungemein deutlich zu lesen. Das abgespaltene Holz mit der Inschrift auf der Rinde und mit der umgekehrten Schrift auf der Innenseite ist auch noch vorhanden.

Kiel. H. Steffen.

Bücherschau.

44. Bericht des Schleswig=Holsteinischen Museums Vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel, herausgegeben von **J. Mestorf.** Kiel 1907. — In erfreulicher Weise haben die Sammlungen des Museums sehr vergrößert werden können, teils durch Schenkungen, durch Ankäufe und Ergebnisse der Ausgrabungen. Rund 21 000 Gegenstände sind neu katalogisiert. Größere Ausgrabungen werden seit Jahren vorgenommen in der Oldenburg beim Danewerk und auf einem Steinalterwohnplatz auf Alsen. Es ist sehr bedauerlich, daß die Beamten derart mit Konservierungsarbeiten überlastet sind, daß bisher nichts über diese Ausgrabungen hat veröffentlicht werden können. — Ausführlich wird berichtet über steinzeitliche Hausreste im Kreise Plön, über Grabhügel bei Deutsch=Nienhof und Klautoftfeld. In einer längeren Abhandlung stellt der Direktor Frl. Professor J. Mestorf die Funde von Moorleichen systematisch zusammen, die Webetechnik der gefundenen Kleidungsstücke wird eingehend behandelt, woran sich eine Beschreibung der eigenartigen Lederschuhe jener Zeit anschließt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 4. April 1908.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 3500.

Kassennotiz: Nach den Satzungen hat die Einzahlung der Jahresbeiträge bis zum 1. April zu erfolgen. Unter Hinweis auf die Angaben in den Heften 1 und 2 unserer „Heimat" sei hierdurch nochmals an die Einsendung erinnert.

Ein farbiges Wappen Schleswig-Holsteins

in Nickeleinfassung, ein hübscher, empfehlenswerter **Wandschmuck**, bietet auf unsere Anregung die Firma M. Lask, Hoflieferant, in Kiel den **Mitgliedern** unseres Vereines zu dem Vorzugspreise von **3,30 M.** (ausschl. Porto und Verpackung) an. Wir bitten, von diesem Angebot zahlreich Gebrauch zu machen. (Siehe Anzeige.)

Kiel, den 5. April 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Unsere Vereinsgabe 1908,

die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein
Kartongröße 120×90 cm, Bildfläche 74×54 cm, Ladenpreis **20 M.**

Preis: **5,70 M.**, einschl. Porto u. Verp. **6,45 M.**

ist bereits in **120** Exemplaren bezogen worden. Wir sehen gern noch zahlreicher Bestellung entgegen und verweisen auf die bezüglichen Angaben in **Heft 1** und **2** der „Heimat."

Kiel, den 1. April 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Riesenexemplare von der großen Teichmuschel. Bei Zwicksdamm im Gute Maasleben befand sich in früheren Zeiten eine Ziegelei, die vor reichlich 20 Jahren ihren Betrieb wegen Erschöpfung des Lehmlagers einstellen mußte. Die Stelle, wo die Ge-

bäude standen und die Trockenplätze waren, wurde mit Holz angepflanzt, während das Loch, welches den Lehm geliefert hatte, zu einem Teich umgewandelt wurde, der seit einem Jahrzehnt zur Karpfenzucht benutzt wird. Der Teich ist etwa 1/4 ha groß und an seinen Ufern mit Binsen bewachsen. Das Wasser ist bis 3 m tief, im übrigen aber recht klar und durchsichtig. Beim Abfischen des Teiches in den letzten Jahren habe ich nun die Entdeckung gemacht, daß hier eine reiche Fundstätte von Muscheln verschiedener Art ist. So habe ich u. a. die große Teichmuschel (Anodonta cygnea) in großer Anzahl und in Exemplaren gefunden, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe. Das größte Exemplar, welches in meinem Besitz ist, hat eine Länge von 198,5 mm und eine Höhe von 99 mm, während der größte Umfang reichlich 27 cm beträgt. Da Brehm derartige Exemplare schon zu den Seltenheiten zählt und Fack in Heft 10 der „Heimat," Jahrgang 1893, berichtet, daß die in seinem Besitz befindlichen Exemplare bis 187 mm groß sind, so glaube ich, daß meine Mitteilung für Naturfreunde der Erwähnung wert ist. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß das Ufer des Teiches und seine nächste Umgebung auch in botanischer Hinsicht eine reiche Fundstätte bietet, indem hier Pflanzen gefunden wurden, die anderswo gerade nicht sehr häufig sind. So wachsen hier die breitblättrige Sumpfwurz (Epipactis latifolia) und das gemeine Helmkraut (Scutellaria galericulata) in großer Menge, vereinzelt dagegen die vierblättrige Einbeere (Paris quadrifolia), der gemeine Tannenwedel (Hippuris vulgaris), der blutrote Storchschnabel (Geranium sanguineum) u. a.

Seeholz in Schwansen. Heinrich Theen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

86. **Bauer**, Ferd., Stadtsekretär, Kiel, Sternstr. 21. 87. Frl. **Behnke**, Lehrerin, Kiel, Ringstr. 80. 88. **Biehl**, Präparand, Segeberg. 89. **Blendin**, Ernst, Stadtsekretär, Kiel, Jungfernstieg 33. 90. **Dübel**, Hilfsprediger, Samter. 91. **Ehlers**, H, „Neustädter Wochenblatt," Neustadt i. H. 92. **Ernst**, Aug, Sekretär d. Prov.-Verw., Kiel, Chemnitzstr. 11. 93. **Fuhlendorf**, Präparand, Segeberg. 94. **Gosau**, F., Lehrer, Hamburg 22, Flachsland 3¹. 95. **Hansen**, Postverwalter, Balje (Elbe). 96. **Heitmann**, A., Flensburg, Augustastr. 3. 97. Frl. **Hennings**, Lehrerin, Westerland. 98. **Jensen**, Lehrer, Schwesing b. Husum. 99. Frau **Jensen**, Kaufmann, Westerland. 100. **Jensen**, Peter, Werkmeister, Kiel, Kirchhofsallee 53. 101. **Jochimsen**, P, Amtsvorst. u. Hofbes., Ustrup pr. Mastrup b. Hadersleben. 102. **Kerker**, A., Lehrer, Kloying b. Lügumkloster. 103 **Kock**, Sekretär d. Prov.-Verw., Kiel, Kirchhofsallee 52. 104. **Lausen**, Matth., Lehrer, Flensburg, Bauer Landstr. 7. 105. **Lüneburg**, Johannes, Kaufmann, Kiel, Brunswikerstr. 23. 106. **Maugels**, M, Bergedorf, Holstenstr. 4a. 107. **Pauls**, Volquart, Kiel, Blocksberg 11. 108. **Pohlmann**, Präparand, Segeberg. 109. **Reimers**, Herm., Architekt, Hamburg, Eilbecker Weg 10. 110. **Reuter**, R., Pastor, Eidelstedt 111. **Schmidt**, William, Rechtsanwalt und Notar, Apenrade. 112. **Sell**, Prokurist, Kiel, Kirchhofsallee 124. 113. **Sielck**, Präparand, Segeberg. 114. **Steenholdt**, Postverwalter, Karby. 115. **Thomsen**, Johs., Danzig-Langfuhr, Jäschkentaler Weg 13 116. **Vollert**, H., Ober-Primaner, Rendsburg, Ritterstr. 16. 117. **Willms**, Karl, Seminarist, Ütersen.

Zur Nachricht:

1. Von unserm Märzheft, das als Erhebungsnummer viel Anklang gefunden hat, steht noch ein Posten namentlich auch für Werbezwecke zur Verfügung. Das Exemplar kostet nur 30 Pfennige.
2. Zu dem im vorigen Hefte bereits veröffentlichten Programm für unsere in der Pfingstwoche tagende Generalversammlung sei ergänzend hinzugefügt, daß Herr Oberlehrer und Privatdozent Dr. Mensing in Kiel einen Vortrag angemeldet hat: **„Volkskundliche Bestrebungen in Schleswig-Holstein."** — Aus Gesundheitsrücksichten hat Herr Lehrer Eschenburg in Holm bei Ütersen die Anmeldung seines Vortrages zurückgezogen.
3. Adressenänderungen und -berichtigungen, die dem Unterzeichneten **umgehend** mitgeteilt werden, können noch während der Korrektur der Adressenbogen berücksichtigt werden. Wir bitten dringend um entsprechende Nachrichten.

Kiel-Hassee, 5. April 1908. **Der Schriftführer:**
Hamburger Chaussee 86. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 4. April 1908.

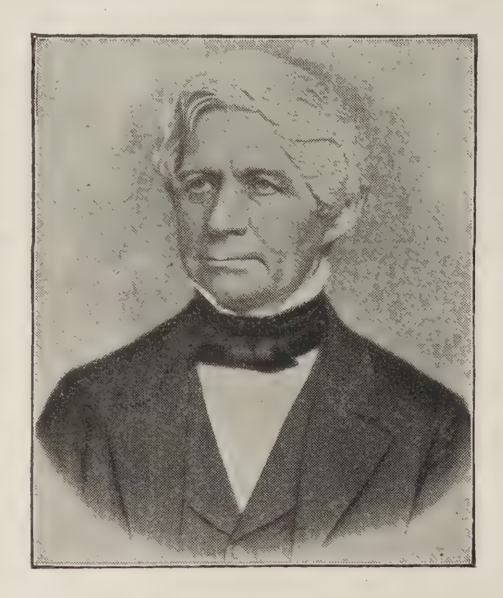
D. Johann Hinrich Wichern.

Zu seinem 100. Geburtstage am 21. April 1908.

Von **G. Stoltenberg** in Kiel.

I.

Wichern! Wer würde bei dem Namen nicht an das „Rauhe Haus“ in Horn bei Hamburg erinnert? Aber die Gründung dieser Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder bildet doch nur den Anfang seines Wirkens, über welchen es sich weit hinaus erstreckt hat. Man nennt Wichern mit Recht den „Vater der inneren Mission.“ Hat er doch die verschiedenen Ansätze zur Heilung der Volksschäden, wie sie z. B. in Franckes Waisenhaus zu Halle, in Pestalozzis Rettungsanstalten zu Neuhof und Stanz, in Oberlins Wirken im Steintal hervorgetreten waren, zusammengefaßt, weiter ausgebaut und zur Blüte gebracht, so daß mit ihm, dem „größten christlichen Philanthropen des modernen Deutschlands,“ in der Tat ein neuer Abschnitt in der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit beginnt.— Da nun Wichern ein Hamburger Kind ist, und in der Nähe dieser Stadt seine reiche Wirksamkeit entfaltet hat, so erscheint es als eine Pflicht der Dankbarkeit, dieses hervorragenden Mannes auch in der „Heimat“ ehrend zu gedenken.



D. Johann Hinrich Wichern.

In dem „Schwarzen Lamm,“ einem jetzt längst verschwundenen kleinen Hause, das am alten Steinweg zu Hamburg lag, wurde Johann Hinrich Wichern am 21. April 1808 als erster Sohn des Notars und vereidigten Translators Johann Hinrich Wichern und seiner Ehefrau Karoline geb. Wittstock geboren.

Der Vater hatte sich vom einfachen Schreiber des Notars und Schiffsregistrators Hübbe durch seine Treue und Tüchtigkeit zu dessen Kompagnon hinaufgearbeitet. Diese Zähigkeit in der Verfolgung eines vorgesteckten Ziels ist wie die große Vorliebe für Musik als Erbteil auf den Sohn übergegangen. Die Mutter, die Tochter eines Buchhalters in Hamburg, wird als „eine ernste, energische Natur mit klarem Blick und Geschick fürs praktische Leben, voll unermüdlicher Tätigkeit, voll Verstand und Mutterwitz" geschildert. Sie hatte in ihrem späteren schweren Leben, zuletzt noch als „alte Mutter" im Rauhen Haus reichlich Gelegenheit, diese trefflichen Eigenschaften zur Geltung zu bringen.

Die ersten Lebensjahre Johann Hinrichs fielen in eine schwere Zeit. Hamburg war schon seit 1806 von Franzosen besetzt, und im Jahre 1810 wurde durch ein Edikt Napoleons die „von Karl dem Großen erbaute Stadt" dem Reiche „seines größeren Nachfolgers" einverleibt. Kurz war die Freude, als nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Macht im Jahre 1812 die Franzosen aus Furcht vor den unter Tettenborn heranrückenden Russen die Stadt verließen und nun die Russen am 18. Mai 1813 unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug hielten: schon am 30. Mai kam Davoust, dieser französische Unterdrücker, in das „rebellische" Hamburg zurück, das nun wegen der kundgegebenen Franzosenfeindschaft gebrandschatzt und bis aufs Blut ausgesogen wurde. Als dann nach der Schlacht bei Leipzig Davoust sich von einer Einschließung bedroht sah, befahl er, daß alle, die sich nicht auf sechs Monate mit Lebensmitteln versehen könnten, die Stadt zu verlassen hätten. Da geschah, was Rückert in seinem Gedicht „Gräber zu Ottensen" so ergreifend schildert: Hunderte gingen ins Elend und fanden den Tod.

Das Läuten der Sturmglocke, das Waffengetümmel auf den Straßen, das Dröhnen der Kanonen klang auch beunruhigend in das junge Leben Wicherns hinein. Auch die materielle Not klopfte bei den Eltern an; der Tisch wurde von Tag zu Tag dürftiger besetzt, — und eines Tages sagte die Mutter zu dem fast Sechsjährigen: „Heini, wir gehen fort." Ein Wagen brachte die Familie mit den nötigsten Habseligkeiten zum Millerntor hinaus. In Altona, das in der aufopferndsten Weise der unglücklichen Schwesterstadt sich annahm, fanden sie in der Nacht ein Unterkommen; tags darauf ging's in gefahrvoller Fahrt über die Elbe. In Buxtehude nahmen sie vorübergehend Aufenthalt; in dem Pächterhause des Landgutes Schulau bei Stade fanden sie während der Wintermonate ein ruhiges Asyl. Den Kindern ging hier in der freien Natur unter den Tieren des Hofes eine neue Welt auf. Am 29. April 1814 endlich wehte von allen Türmen Hamburgs die weiße Fahne; da brachte eines Tages auch der Vater aus Stade die Friedensbotschaft mit, — die Mutter fiel ihrem Manne um den Hals und brach in Freudentränen aus. Nun konnten endlich alle Verbannten nach Hamburg zurückkehren. „Schweigend brachen sie Zweige von den Bäumen, und alt und jung bis auf die kleinsten Kinder herunter bekamen einen Busch in die Hand und dankten Gott unter Freudenruf und Trauertränen für die Erlösung von dem großen Übel" — so schreibt Karoline Perthes, die Tochter des Wandsbecker Boten. — Wenn diese Zeit verhältnismäßig ausführlich behandelt worden ist, so scheint das nicht nur durch das besondere Interesse, das die Leser der „Heimat" derselben unwillkürlich entgegenbringen werden, gerechtfertigt, sondern auch darum, weil diese frühen ernsten Erfahrungen befruchtend und veredelnd auf das Gemüt des Knaben einwirkten.

In der Ehlersschen Privatschule, auf dem St. Jakobi-Kirchhof, in welche Johann Hinrich Wichern als Rekrut eintrat, machte dieser so gute Fortschritte,

daß der Vater drei Jahre später beschloß, den nun zehnjährigen Knaben auf das Johanneum zu schicken, das damals unter der Leitung Dr. Gurlitts stand. Dieser „Restitutor Johannei," wie er ehrend genannt wird, hat auf die geistige Entwickelung des Knaben einen bedeutenden Einfluß gewonnen; der äußerst nüchterne, rationalistische Geist allerdings, der in der Anstalt herrschte, hat den tiefangelegten Knaben nicht zu befriedigen vermocht. In den vorliegenden Zeugnissen über seine Gymnasialzeit wird sein reger Eifer und ausdauernder Fleiß, seine Geistes- und Lebensreinheit hervorgehoben, — und wenn in späteren Jahren die Fortschritte zuweilen nicht so gute waren, so hatte es in den inzwischen eingetretenen anderen häuslichen Verhältnissen seinen Grund. Am 14. August 1823 starb nach kurzem Krankenlager unerwartet der Vater, an dem der Sohn mit der innigsten Liebe hing. Da mußte Johann Hinrich mit der Mutter die Sorge für die Familie — es waren noch sechs jüngere Geschwister da — teilen, und die vielen Musik- und Sprachstunden, welche er erteilen mußte, ließen ihm immer weniger Zeit zu eigenen Studien. Was in seiner Seele vorging, erfahren wir u. a. aus folgenden Zeilen, welche er drei Jahre später in sein Tagebuch schrieb: „Was mir unmöglich schien, war geschehen, — o, welch ein harter Schlag! Und doch wurde er mir der Grundstein zu einer neuen Zukunft. Herr, wie sind deine Gerichte und Wege unbegreiflich, hoch über alle Himmel erhaben! Ich will auch für das Kreuz deinen Namen loben!"

Ostern 1826 verließ der Achtzehnjährige das Johanneum, um in das mit demselben verbundene „akademische Gymnasium," eine Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität, einzutreten. Eine von ihm gleichzeitig übernommene Erzieherstelle in dem Plunsschrn Institut zu Pöseldorf, die ihn zeitweilig bis zu 60 Stunden wöchentlich in Anspruch nahm, ließ ihm jedoch nur wenig Muße, die Vorlesungen zu besuchen. Unter diesen fesselten ihn mehr als die Interpretation der Psalmen, die der zukünftige Theologe bei Dr. Gurlitt hörte, die geschichtlichen Vorlesungen des Professors Hartmann, der ihm ein väterlicher Freund wurde. Die 1¾ Jahre, welche er in dem Plunsschen Institut verlebte, bilden in dem Werdegang Wicherns einen entscheidenden Abschnitt. Der Jüngling, der es sehr ernst und gewissenhaft mit sich selbst nahm, rang um den Frieden seiner Seele. Sein inneres Leben mußte durch manches Dunkel gehen, bis er unter der Zucht des Gesetzes die Freiheit der Kinder Gottes fand. Schon jetzt zeigte sich die große Begabung für den Erzieherberuf. Welchen tiefen Einfluß gewann er auf die ihm anvertrauten Zöglinge! Ihre Sünden schnitten ihm ins Herz. Er war schon damals von dem Gedanken beherrscht, daß man die Kinder individuell behandeln müsse. Schon damals stieg, von Pluns genährt, der Wunsch in ihm auf, später, falls ihm ein geistliches Amt nicht zuteil würde, eine Erziehungsanstalt zu gründen.

Es war für Wichern ein Segen, daß die übergroße Arbeit zuweilen durch den Verkehr in befreundeten Familien unterbrochen wurde. Die Familien der Prediger Wolters, Hübbe, John, Mutzenbecher, des Senators Hudtwalker, des Syndikus Sieveking nahmen sich seiner herzlich an; sein Talent für die Musik bildete vielfach die Vermittelung für solchen Umgang. Mit Erwin Speckter und seinem Bruder Otto, dem berühmten Maler, verband ihn innige Freundschaft.

Nachdem Wichern seine Erzieherstelle in Pöseldorf aufgegeben hatte, wohnte er ein halbes Jahr in einem Stübchen der engen Wohnung seiner Mutter und konnte neben den übernommenen Privatstunden sich mehr als bisher den Studien widmen. Ostern 1828 bezog er die Universität Göttingen, was ihm durch seine Freunde: die Familie Hudtwalker, den Senior Strauch, Bürgermeister

Amsinck und Amalie Sieveking — ermöglicht wurde. „Nicht leicht konnte ein Student mit größerem Verlangen nach christlichem Wissen zur Universität gehen als ich damals, und zwar ging ich mit dem bestimmten Bewußtsein, zum künftigen Dienst am Reiche Gottes innerhalb der christlichen Kirche mich rüsten zu sollen," schreibt W. In Göttingen gewann besonders der kürzlich aus Bonn berufene Dogmatiker und Exeget Professor Lücke, dem er auch persönlich nahetrat, nachhaltigen Einfluß auf ihn. Lücke wird als eine johanneische Natur, die „auf das Schauen der ewigen Liebe gerichtet war," geschildert; da er aber auch zugleich ein gediegener Gelehrter war, so wurde Wichern auch in der Disziplin streng wissenschaftlicher Methode geschult. Lücke wurde ihm beides: Lehrer und Seelsorger, zu dem es ihn mit sympathischer Gewalt hinzog, von dem auch er sich in der Tiefe des Herzens verstanden wußte. —

Ostern 1830 vertauschte Wichern Göttingen mit Berlin. Für seinen Bildungseifer zeugt es, daß er nicht nur theologische Studien trieb. Bei Karl Ritter hörte er Geographie, bei dem berühmten Hegel Logik und Metaphysik; so kühl die letztgenannten Vorlesungen ihn berührten, sie schärften doch seinen Verstand. Für seine innere Entwickelung und theologische Bildung aber wurden zwei Männer von entscheidender Bedeutung: Schleiermacher und Neander. So fern er Schleiermacher persönlich stand, so wirkten doch dessen Vorlesungen höchst anregend und klärend auf ihn; vor allem ging ihm die Erkenntnis auf, daß nicht durch die Lehre allein, sondern hauptsächlich durch das Leben in der Wahrheit und ihre tätige Bewährung das Christentum sich als beseligende und weltüberwindende Macht zu erweisen hat. So blieb er Schleiermacher trotz manchen Widerspruchs im einzelnen sein Lebenlang herzlich dankbar, und oft hat er ihn gegen die Angriffe anderer verteidigt. In einem ganz anderen Verhältnis stand Wichern zu Neander. Dieser „letzte Kirchenvater," wie seine Schüler ihn ehrfurchtsvoll genannt haben, ist wie vielen auch ihm ein Vater geworden. Die schlichte, lautere Kindeseinfalt des gelehrten Mannes, seine völlige Hingabe an Christum war es, was den Jünger an den Meister fesselte. So trat es auch hier ihm, wenngleich anders als bei Schleiermacher, entgegen, daß das Christentum vor allem Leben, Leben aus Gott ist. — Noch zweier Männer haben wir hier zu gedenken: des edlen Baron von Kottwitz, welcher, früher Offizier, eine von ihm zur Zeit der Kriegsnot gegründete Armenbeschäftigungsanstalt leitete und mit seinem freudigen Glauben, seiner warmen Liebe und seinem Beispiel — er lebte selbst fast wie ein Armer — wie vielen, so auch Wichern ein leuchtendes Vorbild wurde, — und ferner des hochverdienten Arztes Dr. Julius, der, von wahrem Patriotismus getrieben, die Erforschung der sittlichen Krankheiten der Gesellschaft und ihre Heilung zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte und jetzt in Berlin von christlichem Geiste durchwehte Vorlesungen über Gefängniskunde hielt. Die Anregungen, welche Wichern von diesen Männern empfing, waren Samenkörner, die später ihre Frucht trugen.

Als Wichern im Herbst 1831 nach Hamburg zurückkehrte, warteten seiner ernste Aufgaben. Es galt, der Mutter, welche den Kampf des Lebens schwerer kämpfte als er geahnt hatte, helfend zur Seite zu stehen. Er übernahm wieder Unterrichtsstunden gegen ein geringes Honorar, u. a. die Religionsstunden in einer Mädchen-Armenschule. Daneben hatte er fleißig für sein theologisches Examen zu arbeiten, das er in Hamburg unter dem Senior Rambach „gut" bestand. Er bestieg jetzt öfter die Kanzel, und die eigenartigen, aus tiefstem Herzen kommenden und von Begeisterung getragenen Predigten fanden Beifall. Sie hatten zur Folge, daß ihm die Leitung einer Sonntagsschule übertragen wurde.

Sonntagsschulen hatte es in Hamburg schon zu Ende des 18. Jahrhunderts gegeben; sie hatten aber nach und nach ihre Tätigkeit eingestellt, bis sie im Jahre 1825 durch Pastor Rautenberg aufs neue begründet wurden. Die Anregung ging von Oncken, der aus England gekommen war, aus; vier Sonntagsschulen mit Gruppeneinrichtung wurden gebildet, um sich besonders der Kinder anzunehmen, die keine Schulbildung empfangen hatten. Da Oncken wegen seines Übertritts zum Baptismus von der Leitung seiner Gruppe zurücktreten mußte, wurde Wichern, den man trotz seiner Jugend für den geeigneten Mann hielt, mit dem Amt des Oberlehrers an der St. Georg-Sonntagsschule betraut. Hier konnte seine Liebe sich betätigen; gleich griff er erneuernd in die Arbeit ein. In Vorbereitungsstunden besprach er sich mit den Unterrichtenden über Stoff und Methode des Unterrichts; er besuchte die Kinder fleißig in den Häusern und regte die Lehrer und Lehrerinnen an, das gleiche zu tun, um so den Eltern helfend entgegenzukommen. So entstand durch den Einfluß Wicherns der von Pastor Rautenberg gegründete Besuchsverein, in welchem christliche Männer jeglichen Alters und Standes sich verbanden, arme Familien aufzusuchen und ihnen leiblich und geistlich Handreichung zu bieten." Auch in dieser Vereinigung wurde Wichern die belebende Kraft. Keiner lernte auch die Not so kennen wie er, der sich nicht scheute, die dunkelsten Gänge und Höfe Hamburgs aufzusuchen. Mit Verwunderung, nicht selten auch mit Widerstreben, oft jedoch auch mit Dankbarkeit sahen die Bewohner dieser Gegenden den tatkräftigen Mann bei sich Einkehr halten. „Hamburgs wahres und geheimes Volksleben" nennt er ein tagebuchartiges Schriftstück, das er am 14. August 1832 begann und in welchem seine Erfahrungen auf solchen Besuchen verzeichnet sind. Das sittliche Elend im Volke griff fordernd an sein Herz und Gewissen; die verwahrlosten Kinder, die er auf der Gasse, in den Kammern der Armen und in den Höhlen des Lasters gefunden hatte, streckten um Hilfe flehend die Hände aus. Er glaubte des Herrn Stimme zu vernehmen: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf," und der Gedanke, ein Rettungshaus zu gründen, trat immer deutlicher vor seine Seele. Das Samenkorn, das schon in das Herz des Knaben gefallen war, als er von der Rettungsanstalt Johannes Falks in Weimar hörte, das dann in den Studentenjahren im Verborgenen keimte und Wurzel schlug, als er des Baron von Kottwitz und des Dr. Julius Wirken sah — jetzt ging es kräftig und vielversprechend auf. Aber noch manches Hindernis war zu überwinden, bis es zur Gründung eines Rettungshauses kam.

Winterabend am Watt.

Glitzernd liegt im stummen Frieden
Weiß die Marsch und grau das Meer, —
Alles ist so still hienieden,
Lautlos rings die Welt umher.

Leis verdämmernd dort im Westen
Säumt der Sonne letzter Schein
Ferne dunkle Inselstreifen
Wie mit gold'nem Rahmen ein.

Lämmerwolken, Rosen gleichend,
Zieh'n dem Weltenmeere zu,
Entenschwärme eilen streichend
Landwärts über's Watt zur Ruh'.

Langsam sinkt die Nacht hernieder —
Wie auf dunklem Sammetgrund
Glänzt der erste Stern schon wieder
Über'm weiten Erdenrund.

Husum, 27. Dezember 1907.

Wilhelm Paulsen.



Kultur- und Sittenzustände in Angeln zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von Pastor **Martensen** in Kahleby.

II.

Schlimmer noch als der materielle und wirtschaftliche Schaden, den die schlimmen Kriegszeiten anrichteten, war der Niedergang auf sittlichem und religiösem Gebiet, der damit Hand in Hand ging. In jener Zeit, wo Gewalt vor Recht ging und das Auge überall Not und Elend, oft in der schrecklichsten Gestalt, sah, wurde das natürliche menschliche Gefühl abgestumpft und verhärtet. Die sittlichen Begriffe verwirrten sich in bedenklicher Weise und eine große Verwilderung riß im ganzen Volksleben ein. Roheit und wüstes, zügelloses Wesen nahm in erschreckender Weise überhand. So hat denn auch Fabricius genug zu klagen über die „enormiteten und defecten, die sich allenthalben nicht wenig finden, sondern mehr, denn lieb sein möchte," wie Fluchen, Lügen, Raufen und noch schlimmere Dinge, die die Bevölkerung von dem zuchtlosen Kriegsvolk angenommen hatte. So hatte sich durch die Wallensteinischen Truppen namentlich das unmäßige Branntweintrinken eingebürgert, das man früher nur in ganz geringem Umfang gekannt hatte. Schon 1623 war ein Verbot ergangen, fremdes Bier einzuführen und Branntwein zu brennen, „da solches eine nicht geringe Ursache des Mangels und Auftriebs des Roggens, welcher leider jetziger Zeit verspüret wird; und obwohl Wir sonst Einem und Andern einen Trunk Branntweins zur Gesundheit gönnen können, so wollen Wir doch hiemit ernstlich verboten haben, daß kein Gelage in Branntwein gehalten werde, sondern wer sich dessen zu gebrauchen vermeinet, dessen ein wenig ohne Gesellschaft für sich allein auf bare Bezahlung trinken soll." Wiederholt mußten nun solche Verbote erneuert werden, so 1637, „um das übermäßige Gesöff dadurch einzustellen und sowohl Bürger als Bauersmann von Verschwendung des Seinen desto füglicher abzubringen, und männiglich sich mit dem eingebrauten Bier vergnügen zu lassen." Ausdrücklich wurde dabei zur Begründung angeführt, daß die bisherigen Verbote vielfach mißachtet würden und „der schändlichste Mißbrauch je mehr und mehr wieder eingerissen, wodurch denn Mancher, was sein armes Weib und Kinder zu Hause entbehren müssen, weidlich versoffen und schändlich an den Zaun geschlagen." Dies zeigt freilich auch zugleich, daß solche und ähnliche Verordnungen gegen einreißende schlechte Sitten nur wenig halfen, ebenso wie auch die hohen Brüchen, die über die „Verbrecher" für Übertretung solcher Verbote verhängt wurden. Einen interessanten Beleg hierfür bieten die Brüchregister jener Zeit. So erreichten z. B. in einem Jahre im Amte Gottorf, zu dem auch Südangeln gehörte, die Brüchen eine solche Höhe, daß sie fast die Hälfte sämtlicher Gefälle und Einnahmen des ganzen Amtes ausmachten. Namentlich kamen auch viele Brüchen für Gewalttätigkeiten und Schlägereien vor, die an der Tagesordnung waren. Ja, es wird erzählt, daß in manchen Gegenden unseres Heimatlandes damals bei größeren festlichen Zusammenkünften die Frauen gleich die Totenhemden für ihre Männer mitnahmen, weil es dabei nie ohne Gewalttätigkeit und Totschlag abging. Auch manche Prediger hatten unter solchen rohen Ausbrüchen der Wut oder Rachsucht zu leiden, wenn sie durch ernste Rüge vorhandener Schäden den Zorn der Gemeindeglieder erregt hatten. So wurde der Pastor in Kahleby eines Tages von einem Manne mit dem Messer „in den vynger gewundet," und der Pastor in Satrup von mehreren „Missetätern" überfallen, welche ihn

beschuldigten, daß er sie Diebe und Schelmen gescholten hätte, „welches aber der Pastor für eine schändliche Anklage erklärt und deshalb bittet, nicht überfallen zu werden.“

Der harte, unerbittliche Kampf ums Dasein, den man führen mußte, machte auch die Herzen hart. Jeder hatte genug mit seiner eigenen Not zu tun und konnte sich nicht viel um andere kümmern. Die natürliche Folge war, daß Hartherzigkeit, Lieblosigkeit und nackter Egoismus uns oft in krassester Weise entgegentreten. Überall herrschte die engherzigste und eigennützigste Interessen- und Kirchturmspolitik. Alles, was über die Interessen der eigenen Person, des eigenen Hauses oder der eigenen Gemeinde hinausging, lag den Leuten völlig fern. Namentlich für das allgemein Menschliche, für alle höheren und edleren Bestrebungen geistiger Art hatte man weder Verständnis noch Interesse. Traurig sah es da für die Armen, die Kranken und die Notleidenden aller Art aus. Und deren gab es damals mehr denn je. Ärztliche Behandlung war auf dem Lande selten zu haben, und für Kurpfuscher und Quacksalber, die oft nach dem bekannten Rezept des Doktors Eisenbart ihre Kranken behandelten und die Unwissenheit und den Aberglauben der Leute sich weidlich zu nutze machten, waren es goldene Tage. Auch die Krankenpflege ließ viel zu wünschen übrig. Namentlich in Zeiten, wo Pest und sonstige Epidemien herrschten, die früher weit häufiger vorkamen als jetzt, fehlte es oft an dem allernotwendigsten. Solche wohltätigen Veranstaltungen, wie unsere Angler Margaretenspende, Frauenvereine, Diakonissenstationen oder sonstige gemeinnützige Einrichtungen kannte man nicht. Die armen Geisteskranken wurden, wenn sie lästig fielen, einfach ins Zucht- und Tollhaus gesteckt und wie Verbrecher behandelt. Das Los der Blinden, Taubstummen, Epileptischen, Krüppel usw., für die in unserer Zeit wirklich in so großartiger Weise gesorgt ist, war das elendeste, das man sich nur denken kann. Wenn einem Lahmen oder einem Blinden „umb Gottes willen“ hin und wieder ein paar Schillinge aus der Kirchenkasse oder dem Armenblock gegeben wurden, wie in den alten Kirchenrechnungen jener Zeit vorkommt, so meinte man mehr als genug getan zu haben und überließ diese Unglücklichen im übrigen ihrem Geschick. Mochten sie dann selbst weiter sehen, wie sie sich durchschlugen. Und was blieb ihnen dann anderes übrig, als zur Mildtätigkeit gutherziger Menschen ihre Zuflucht zu nehmen und durch Betteln ihren notdürftigsten Unterhalt zu suchen, wenn nicht gar schlimmere Auswege zu ergreifen nnd sich durch Unehrlichkeit und Stehlen vor dem Verhungern zu schützen und so ihr elendes Leben zu fristen, bis der Tod, barmherziger als die Menschen, sie von ihren Leiden erlöste. Das Betteln war in jener Zeit infolgedessen zu einer wahren Landplage geworden, und wie es dabei ja meistens geht — die wahren, verschämten Armen, die am ersten der Unterstützung wert und bedürftig waren, kamen dabei zu kurz und litten den bittersten Mangel, während das freche, unverschämte Bettelvolk, das scharenweise das Land durchstreifte, die Leute weidlich brandschatzte. So rügt auch hier in Angeln Fabricius verschiedentlich, daß „Hausarme ihren Unterhalt mit großem Kummer suchen müssen, ob man gleich streifenden Bettlern reichlich gibt und wehliche Pracher, Kesselflicker und Löffelmacher mit Weib und Kind übermütig und überflüssig umherlaufen und den Leuten nebst Schimpf und Spott großen Schaden zufügen.“

Besonders kläglich sah es auch auf dem Gebiet aus, das für allen Kulturfortschritt, für die Hebung der Volksbildung und die Veredelung der Volkssitten von der größten Wichtigkeit ist, nämlich auf dem Gebiet des Schulwesens. Die sturmbewegten Zeiten machten trotz aller ernsten Anstrengungen und Bemühungen, die gemacht wurden, noch für lange eine Besserung illusorisch.

Wahrhaft herzbeweglich lauten darüber die Klagen des Generalsuperintendenten Fabricius, dem die Sache, deren hohe Wichtigkeit er nur zu gut einsah, ganz besonders brennend auf der Seele lag. Die Volksschule stak noch in den ersten Anfängen ihres Werdens und hatte eine tatkräftige Förderung so hoch nötig.

Die schleswig-holsteinische Kirchenordnung von 1542, welche für das evangelisch gewordene Land die kirchlichen Verhältnisse neugeordnet und zugleich auch den Grund für das eng damit verbundene Schulwesen gelegt hatte, beschränkte sich in letzterer Hinsicht mit ihren Anordnungen auf die städtischen Lateinschulen. Für den eigentlichen Volksunterricht, der in den sog. „deutschen Schulen" erteilt wurde, und an welchem auch die Mädchen teilnahmen, traf sie dagegen keine weiteren Bestimmungen, sondern überließ die Fürsorge dafür im einzelnen Falle der „Obrigkeit." Auf dem Lande nun hatten die Küster in den Kirchorten den Unterricht zu erteilen. Doch beschränkte sich derselbe im 16. Jahrhundert noch darauf, daß ein- oder zweimal in der Woche die Jugend des Ortes sich abends im Hause eines Landmannes bald hier, bald dort einfand, und der Küster ihr den kleinen Katechismus nebst einigen Gebeten, Sprüchen und Liedern mit lauter Stimme vorsagte, so lange bis die Kinder imstande waren, das Gehörte aus dem Gedächtnis nachzusprechen. Bei vielen Kirchen gab es indessen nicht einmal fest angestellte Küster. Da versahen denn wohl befähigtere Schüler aus einer benachbarten Stadt diesen Dienst und kamen dazu am Sonnabend nach dem Ort, um hier die Jugend eine oder ein paar Stunden im Katechismus vorzunehmen und am Sonntag alsdann den Dienst in der Kirche zu verrichten. Dabei nahmen sie dann auch gern an den etwaigen Schmausereien bei Taufen, Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten teil und kehrten Montags wieder in die Stadt zurück. Erst 1651 wurde diese Einrichtung der sog. „Laufküster" definitiv aufgehoben.

Im 17. Jahrhundert war man einen kleinen Schritt weiter gekommen. Der Unterricht beschränkte sich jetzt nicht mehr auf den Katechismus, sondern wurde auch auf Lesen, Schreiben und Rechnen ausgedehnt und öfter und regelmäßiger abgehalten. Auch kommen jetzt in den Außendörfern Nebenschulen vor, an denen ein Lehrer einige Monate im Winter unterrichtete und dafür außer dem wöchentlichen Schulschilling Unterkunft und Beköstigung der Reihe nach bei den Hausbesitzern erhielt (der sog. „Wandeltisch"). Doch war die ganze Art und Weise des Unterrichts, den die Jugend erhielt, nur äußerst mangelhaft und unzureichend. Die Unterrichtsmethode bestand in rein mechanischem, gedächtnismäßigem Einprägen und Wiederauffsagenlassen des Gelernten, wobei der Stock eine Hauptrolle spielte, so daß die Lernlust der Kinder, wie begreiflich, nur sehr gering war. Tatsächlich stellten sich denn auch nur die wenigsten Kinder ein, die meisten blieben einfach weg, hauptsächlich vielfach aus dem Grunde, weil die Eltern den Schulschilling sparen wollten, welches, wie Fabricius erklärt, „eine große Schande und Sünde ist, so Gott und die Hohe Obrigkeit nicht ungestraft lassen können." Ja, an vielen Orten wurde garkeine Schule gehalten, und überhaupt fand der Unterricht nur in den Wintermonaten statt, während er im Sommer überall ruhte. Diese Mißstände suchte Fabricius mit aller Energie zu bekämpfen. So wurde in Rübel, wo der Küster erklärte, daß dort keine Kinder zum Unterricht kämen, höchstens drei bis vier, „über die er nicht sitzen könne," demselben bedeutet, „daß laut Kirchenordnung kein Küster sein könne, er halte denn Schule, und ist dem Pastor aufgegeben, fleißig auf die Schule zu achten, nicht nur die Kirchspielsleute und den Schulmeister zu vermahnen, sondern auch oftmals selbst in die Schule zu gehen, um die Kinder zu verhören und Schulmeister und Schüler ihres Amtes zu erinnern und nötige

Verbesserungen zu befördern, sowie unterlaufende Gebrechen dem Herrn Superintendenten zu notifizieren." So wurde überhaupt den Predigern von ihm die Schule dringend ans Herz gelegt und ihnen immer wieder eingeschärft, die Eltern fleißig zu ermahnen, ihre Kinder zum Unterricht zu schicken — „wenn es helfen wollte." Und ebenso ermahnte er selbst bei seinen Visitationen inständig die Kirchspielsleute, „um ihrer Seligkeit willen" die Kinder die Schule nicht versäumen zu lassen. Schulzwang existierte ja damals noch nicht, und es hing daher ganz von dem guten Willen und der Einsicht der Eltern ab, ob sie ihre Kinder schicken wollten oder nicht.

Bei den Visitationen wurde sorgfältig von Fabricius auch nach dem Stand des Schulwesens geforscht und die Kinder wie auch die Schullehrer über ihr Wissen examiniert. Da ergaben sich denn freilich oft die unglaublichsten Dinge. Ein Hauptübelstand war es, daß es in der Regel an einem geeigneten Raum für den Unterricht fehlte. Die Schullokalitäten waren völlig unzulänglich und genügten auch nicht den allerbescheidensten Anforderungen. Vielfach wurde einfach das sog. Hirtenhaus benutzt, das der Gemeinde gehörte und des Nachts von dem Dorfhirten als Wohnung benutzt wurde. Ja, an vielen Orten existierte überhaupt keine Schule. Die Leute wollten die Kosten nicht daran wagen, ein eigenes Schullokal herzurichten und einen Lehrer zu besolden. So heißt es im Bericht über meine Gemeinde Moldenit: „Schule wird beständiglich nicht gehalten, größtenteils wegen des Mangels an einem eigenen Hause oder Logement dazu, welches aber dem Superintendenten wehetut, daß die liebe Jugend an ihrer ewigen Seelen Heil und Seligkeit so versäumet wird, und will deshalb vor dem lieben Gott und dem großen Gerichtstage Jesu Christi entschuldigt sein, wenn unwissende Kinder über ihre Eltern und Andere Wehe, Zeter und Mordio schreien wegen verübter Versäumnis." Ähnlich lautet der Bericht über Havetoft: „Wegen der Schule sind die christlichen Herzen um Gottes willen gebeten, ihrer Kinder Wohlfahrt nicht zu versäumen, damit die Kinder nicht über ihre Eltern wegen ihrer Verwahrlosung Zeter und Wehe vor dem Gerichte Gottes schreien und alle mit einander ewig verdammt werden." Von Norderbrarup heißt es: „Das Schulhaus liegt wie ein Schweinestall," und die Juraten müssen feierlich „stipulata manu versprechen, in acht Tagen das Haus zu fertigen." Und über eine andere Gemeinde, allerdings außerhalb Angelns, nämlich Kropp, äußert er sich in folgender drastischer Weise: „Mit der Schule steht es ganz erbärmlich, und Gott kann die Unwissenheit und den Verderb so vieler jungen Herzen nicht ungestraft lassen; man beträgt sich ärger als Juden, Türken und Heiden, welche ihre Jugend durch dazu verordnete Personen fort und fort unterweisen lassen."

Die Lehrer selbst waren fast alle einfache, ungebildete Leute, Handwerker, ausgediente Soldaten und dergleichen. Eigene Lehrerbildungsanstalten gab es damals ja bei uns noch nicht, und die Gemeinden mußten zufrieden sein mit dem, was sie bekommen konnten, mochte die betreffende Persönlichkeit auch noch so wenig für ihre Aufgabe tauglich sein. Und woher sollten auch tüchtige Kräfte kommen! War doch die Besoldung eine so jämmerliche, daß dieser Beruf wahrlich nichts Verlockendes hatte. Gewöhnlich reichte die geringe Einnahme, deren Eingang noch dazu meistens mit den größten Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten verbunden war, kaum zum allernotdürftigsten Lebensunterhalt, und viele waren daher gezwungen, sich zu ihrer Existenz einen Nebenverdienst auf allerlei Weise zu verschaffen, die sich oft schlecht mit ihrem Amt vertrug. So berichtet Fabricius von dem Küster in meiner Gemeinde Kahleby, daß derselbe früher auf der Fiedel gespielt und auch noch nachher in seinem Dienst

dies auf Versammlungen getan habe, wobei es sogar einmal zu einer Schlägerei gekommen sei. Es wurde ihm dies daher künftig untersagt, „sintemal ein Küster kein Spielmann sein müsse," und mußte derselbe geloben, sich dessen fortan gänzlich zu enthalten. In Süderbrarup hatte der Küster zur Verbesserung seiner Einnahme sogar eine Schänkwirtschaft neben seiner Schule eingerichtet. Ihm wurde dies ebenfalls ernstlich verboten und fortan aufgegeben, „kein Bier mehr zu schenken, es sei wenig oder viel, denn ein Küster und Krüger sind unterschiedliche Ämter, Krüger kann kein Küster und Küster kein Krüger sein; und weilen der Küsterdienst gar gering, sind auch die Kirchspielsleute in Ihro Fürstl. Gnaden Namen fleißig erinnert und gebeten, dafern sie wollten, daß der Küster Schule halten sollte, ihm dazu eine erkleckliche Hülfe zu tun." Das nächste Mal kann denn der Superintendent berichten, daß der Küster das Krügern ganz aufgegeben habe." Sehr unzufrieden ist er mit dem Küster in Thumby, wo „die Leute klagen, daß der Küster selten daheim sei, und die Kinder in der Schule nur Böses lernten, wogegen der Küster nur eingewendet, er habe vor diesem eine Person für die Schule gehalten, solches aber soll nur einen Winter geschehen sein, welches also eine erschreckliche, ja teuflische Sünde ist und Versäumnis, die nimmer verantwortet noch von den visitatoribus verschwiegen werden kann." Ebenso scharfen Tadel erfährt der Küster von Tolk, der „sich einen ganz mittelmäßigen Knaben hält, mit dem man nicht zufrieden ist und wenig Kinder geschickt zum Verderbnis der unschuldigen Jugend, weshalb Küster verwarnt, mit Rat des Herrn Pastoren sich wieder einen feinen, bei ziemlichen Alter tüchtigen Gesellen zu verschaffen; wo nicht, ist er bedroht mit Nichtverabfolgung des zugesagten Korns, und wenn Ihro Fürstl. Gnaden es erfahren sollten, mit Verlust seines Dienstes." Das wirkte, wenigstens für einige Zeit, das nächste Mal bekommt der Küster das Zeugnis, „daß er mit ziemlichen Fleiß Schule halte."[1])

Ja, noch 100 Jahre später war es nicht viel besser um das Schulwesen bestellt. So wurde nach einem Bericht aus meiner Gemeinde noch um 1738 regelmäßig nur „von Martini an Schule gehalten, wenn das Pflügen aufhört, bis in die Osterzeit, wenn der Pflug wieder zu Felde muß," also etwa nur ein gutes Vierteljahr. Doch nehmen auch da „nicht mehr als 12 bis höchstens 16 Kinder" am Unterricht teil, während die Zahl der schulpflichtigen Kinder mindestens auf das vierfache gerechnet werden kann. Und auch diese kommen von dieser ganzen Zeit nur 6, 7, etliche 8 bis 10 Wochen aufs höchste." Von Februar an kommen nur noch „einige kleine Kinder, 4 bis höchstens 6," und „wenn die Heuernte angehet," kommt überhaupt niemand mehr, und den ganzen Sommer hindurch bleibt die Schule völlig geschlossen. Für den Unterricht hatte noch damals jedes Kind wöchentlich einen Schilling für Lesen und Schreiben mitzubringen, wer aber auch noch Rechnen lernen wollte, mußte einen halben Schilling mehr daran wagen.

Immer wieder wird mit Recht darauf hingewiesen, daß keine Besserung des Schulwesens zu erwarten sei, so lange nicht diese unwürdigen Verhältnisse beseitigt, insonderheit die völlig unzulängliche Besoldung verbessert und Schul-

---

[1]) Die betrübendste Erfahrung machte Fabricius in Boel. „Als er in des Küsters Haus ging, um die Gebäude zu besichtigen, da fand er, obwohl die Hausgenossen den Küster verleugneten, nach fleißigem Umsehen denselben betrunken und voll auf dem Bette liegen. Der Herr Superintendent gewann ihm zwar die Rede ab, erlangte aber solche Erklärung, daß der Trunk mehr geredet als der Mann, welches den Herrn Superintendenten dergestalt betrübet, daß er fast nicht gewußt, wie er aus dem Hause gekommen. So war auch der Küster verhindert, ihn zu leitsagen."

schilling und Wandeltisch abgeschafft würden. So heißt es in einem Bericht der deutschen Kanzlei vom Jahre 1754: „Die Schuldienste auf dem Lande sind durchgängig so schlecht, daß der Schulmeister kaum das Brod davon haben kann, und sich daher allemal nur sehr mittelmäßige Subjekte dazu finden. Hierin liegt zum Teil die Ursache, daß die Landjugend so schlecht unterrichtet wird und selbst in göttlichen Dingen in einer so großen Finsternis bleibt." Und jetzt ging man endlich mit Ernst daran, Wandel hierin zu schaffen, und allmählich, wenn auch freilich noch sehr langsam, trat nun eine Wendung zum Bessern ein.

Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß es auch in jenen trüben Zeiten des 17. Jahrhunderts unter den damaligen Lehrern nicht an tüchtigen, treuen und ehrenwerten Persönlichkeiten gefehlt hat, die bei ihrer elenden äußeren Lage und dem Mangel an aller Vorbildung und Weiterbildung mit großer Selbstverleugnung und Hingebung in aller Stille ihres dornenvollen Amtes gewaltet und in ihrer Weise wirklich Großes geleistet haben, die darum doppelt unsere volle Anerkennung und Hochachtung verdienen. Rühmlich erkennt das auch Fabricius an und bezeugt verschiedentlich seine besondere Freude über solche Küster und Schulmeister, „die ihr Amt unsträflich tun und die Kinder, sowohl Knaben als Mägdlein, so tüchtig gefördert, daß es nicht ohne Lust anzuhören gewesen, und das christliche Schulwesen billig laudem publicam meritierte, und ist bei der Visitation, wo die Kinder fein fertig das Ihre haben beten und recitieren können, den Alten und Zuhörern ausführlich angezeigt und für Augen gestellet, wie es ein löblich und Gott wohlgefälliges Werk wäre, wenn man die Kinder fein zeitig zur Schule schickte und in fundamentis pietatis unterweisen ließe."

Der Wanderzug der Vögel.

Von **R. Schiller-Tietz** in Klein-Flottbek.

Die poetisch-gemütvolle Naturbetrachtung pflegt den Wanderflug der Zugvögel als Ausfluß eines wunderbaren Wandertriebes aufzufassen, der diese Tiere im Herbste mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach Süden und ebenso im Frühjahr wieder nach Norden treibt. Als Ursache des Wandertriebes aber gilt im Wechsel der Jahreszeiten das jährliche Vordringen der Kälte vom Pole gegen den Äquator und umgekehrt. Demgemäß beginnt der Südzug der Vögel, wenn die Kälte südlich vorrückt, und der Nordzug, wenn sie zurückweicht. Damit ist jedoch keineswegs die letzte Ursache des Wanderzuges der Vögel ergründet. Wenn die vorrückende Kälte die Vögel vertriebe, so würde doch offenbar der Wegzug jeder Vogelart erst dann erfolgen, wenn die Temperatur bis zu einem gewissen Grade gesunken ist, ganz unabhängig davon, ob das früher oder später im Herbste der Fall ist. Schwalbe, Kuckuck, Goldamsel, Turmsegler, Pirol und viele andere ziehen indessen schon in den ersten Augusttagen bei herrlichstem Wetter davon, wenn von einer sich unangenehm bemerkbar machenden Wärmeabnahme noch nicht gesprochen werden kann. Umgekehrt erfolgt die Rückkehr derselben Vögel im Frühling bereits, wenn die Wärme- und Nahrungsverhältnisse in der Regel noch lange nicht so günstig und konstant sind, wie bei ihrem Abzuge im Herbste.

Daß Futtermangel die Vögel vertriebe, trifft gleichfalls nicht zu, da die meisten Vögel bereits wegziehen, wenn ihr Tisch noch reichlich gedeckt ist. Wärmestand und Nahrungsfrage sind sonach nicht das maßgebende Zeichen für Aufbruch und Ankunft unserer Zugvögel. Der Erklärung, die Vögel ahnten vermöge eines wunderbaren Instinktes das Heranrücken der Kälte, ist entgegenzuhalten, daß noch kein Vogel dem Menschen seine Gedanken enthüllt hat; die lange Winternacht, Eis und Schnee, Kälte und damit einhergehender Nahrungsmangel sind den Zugvögeln völlig unbekannte Dinge, und es läßt sich wirklich nicht ausdenken, wie z. B. die jungen Zugvögel bereits zu einer Zeit des Nahrungsüberflusses derartige klimatische Oszillationen im Wechsel der Jahreszeiten „ahnen" sollten, von deren Dasein sie noch nicht die geringste Erfahrung gemacht haben. In Wirklichkeit ist auch das Ahnungsvermögen und der Wetterinstinkt der Zugvögel durchaus nicht so zuverlässig; denn Tatsache ist, daß manche Vögel auch vom Einbruch der kalten Jahreszeit wie von Spätfrösten im Frühjahr überrascht werden, was offenbar nicht eintreten würde, wenn sie so vorzügliche Wetterpropheten wären, als welche sie vielfach angesehen werden.

Würden die alten und jungen Vögel jeder Art gemeinsam fortziehen, so läge die Annahme nahe, daß die Jungen, welche die Wanderfahrt zum erstenmal antreten, einfach den reiseerfahrenen Eltern folgten; aber bei der großen Mehrzahl der Zugvögel wandern die Alten und die Jungen getrennt, und es sind die Jungen, welche mehrere Wochen früher abreisen, während die alten Vögel erst nach Beendigung der Mauser ihres Gefieders zu folgen vermögen. Nur bei den Wasservögeln, welche keine vollständige Mauser durchmachen, sondern nach und nach den ganzen Sommer hindurch mausern, ziehen jung und alt gemeinsam ab, die älteren als Vordermänner die Züge führend.

Der Wanderzug der Vögel kann sonach ursächlich nicht auf die Einwirkung heute noch tätiger Einflüsse zurückgeführt werden, sondern er ist der Ausfluß eines ererbten Triebes, der sich unabhängig von äußeren Anlässen von den Eltern auf die Kinder fortvererbt und seine Erklärung nicht in den Verhältnissen der Gegenwart, sondern in der Vergangenheit findet.

Das Gebiet der Wandervögel hört etwa mit der Nordküste des Mittelmeeres auf, und in Asien bilden Palästina, Mesopotamien und der Kamm des Himalaya die Südgrenze. Alle Vögel, welche südlich dieser Linie brüten, sind daselbst Stand- oder Strichvögel, die nach vollendeter Brut in der Brutprovinz umherziehen; nördlich dieser Grenzlinie ist die Heimat der Zugvögel, die hier Sommerbrutvögel sind und im Winter südwärts wandern, wo sie Wintergäste sind. Nun ist es bemerkenswert, daß die obengezeichnete südliche Grenzlinie des Wohngebietes der Zugvögel auch zugleich die südliche Grenzlinie ist, bis zu welcher die Eiszeit der Erde ihre unverkennbaren Spuren hinterlassen hat. In der der Eiszeit vorangegangenen Tertiärzeit war das Klima in unseren Breiten ein rein tropisches, später zwar ein kühleres, doch entsprach es noch beim Beginn der Eiszeit dem Klima der heute als subtropisch bezeichneten Länder, wie die in den tertiären Ablagerungen unserer Breiten gefundenen Überreste von Papageien und solchen Vögeln beweisen, die heute nur die Tropen und die subtropischen Gebiete bewohnen. Daraus folgt, daß unsere Breiten und nicht die Tropen die Heimat der Zugvögel sind, welche zu Beginn der Eiszeit noch als Stand- und Strichvögel die gemäßigte Zone bevölkerten.

Das Wandern der Vögel der gemäßigten Breiten begann sicher erst mit dem Einfallen der Kälte vom Pole aus, und unstreitig hat die einfallende Eiszeit große Gebiete zeitweise gänzlich unbewohnbar gemacht und die Be-

wohner unter sich begraben oder südwärts gedrängt. Andere Gebiele mögen aber entweder dauernd eisfrei geblieben sein, wie das Deichler für die Gegend zwischen Donau, Ruhrgebiet und Erzgebirge angibt, ähnlich wie die Tundren Sibiriens noch warm genug sind, um die einheimischen Vögel zu halten und zu ernähren. Aber das Auftreten kälterer Winter machte den Vögeln ihre Heimat für diese Jahreszeit unbewohnbar, und die Vögel, welche durch ihr Flugvermögen dazu befähigt waren, wichen während der kälteren Jahreszeit südwärts und kehrten zufolge ihrer Anhänglichkeit an den Ort ihrer Geburt mit dem Erwachen des Paarungstriebes wieder zur alten Heimstätte zurück, sobald die Kälte vor den stärker werdenden Sonnenstrahlen nordwärts wich. Da die Eiszeit hinreichend lange andauerte, ist es begreiflich, daß die im Interesse der Existenz liegenden und von der gebieterischen Notwendigkeit diktierten Wanderungen zur regelmäßigen Gewohnheit wurden und sich zu einem periodisch auftretenden erblichen Wandertriebe steigerten. Auf diesem Wege erklärt sich auch die Tatsache, daß wir unter den Zugvögeln nur Vögel treffen, die im Sommer polwärts brüten und im Winter südwärts ziehen, und niemals solche, die im Winter im Süden brüten und im Sommer nördlich wandern. Unsere Zugvögel sind nicht Tiere, welche im Sommer vor der Tropenhitze nordwärts flüchten, sondern die von der Winterkälte südlich verschoben werden; da, wo die Tiere brüten, ist ihre Heimat.

Die Termine des Wanderns, welche von den meisten Zugvögeln so fest innegehalten werden, daß sie in Wetter-, Jäger- und anderen Regeln kalendermäßig festgelegt werden konnten, und die doch wiederum bei den verschiedenen Arten der Zugvögel so weit auseinanderliegen, erklären sich unschwer daraus, daß die betreffenden Arten zur Eiszeit eben schon um diese Zeit durch Kälte und Nahrungsmangel zur Abreise gezwungen wurden. Seitdem sind unsere Sommer länger geworden, trotzdem aber ziehen die Vögel aus anererbter Gewohnheit auch heute noch an dem ursprünglich gebotenen Termin fort, weil sich ihr Wandertrieb noch nicht den neuen, veränderten Verhältnissen angepaßt hat; sie halten an ihrem einmal eingenommenen und ursprünglich gebotenen Termine mit der Zähigkeit fest, welche allen erblich gewordenen Dingen eigen ist. Es läßt sich deshalb auch nichts denken, wodurch die Schwalbe beispielsweise veranlaßt werden sollte, länger bei uns zu verweilen, als sie das seit so langer Zeit gewohnt ist, und in der Tat läßt sich ein Hinausschieben des Abzugstermins der Zugvögel im Herbste nur von einer Klimaänderung in den Ländern des südlichen Winteraufenthalts erwarten, wodurch den zu früh ankommenden Vögeln der Aufenthalt erschwert würde. Die Innehaltung des festen Abzugstermins spricht demgemäß auch für die Beständigkeit des Klimas Innerafrikas seit langer Zeit.[1])

In wie hohem Grade der Wanderzug und die Wanderungstermine der Vögel unter die Botmäßigkeit der Erblichkeitsgesetze gekommen und sowohl von der Einwirkung als auch von den Schwankungen der heute wirkenden äußeren, klimatischen Verhältnisse unabhängig geworden sind, beweisen die im Käfig gehaltenen Wandervögel, welche bei reichlichster und zweckmäßigster Nahrung und angenehmsten Wärmeverhältnissen zur bestimmten Zeit ihres Wandertermins

---

[1]) „Diese überaus wichtige und geradezu grundlegende Feststellung, daß der Eintritt des Wandertriebes lediglich durch Zeitablauf hervorgerufen wird," nimmt Kurt Graeser für sich in Anspruch (Ornithologische Monatsberichte, 1907, S. 7). Demgegenüber ist hervorzuheben, daß die hier von uns wiedergegebenen Anschauungen von Gustav Jäger bereits in der Neuen freien Presse, Wien, 1869, und später in dem Sammelwerke „Aus Natur und Menschenleben," Leipzig, 1894, S. 157—164 ausgesprochen und begründet sind.

unruhig werden und nachts im Käfig aufstoßen. Es macht einen niederschlagenden Eindruck, in den Tiergärten die Anstrengungen der flügelgelähmten Störche und Kraniche zu sehen, wie sie sich bemühen, in die Lüfte zu steigen, um ihrem erprobten Wandertriebe, zu fernen wärmeren Zonen zu pilgern, nachleben zu können, und der Schrei der Wildgans, womit sie ihren am nächtlichen Himmel vorüberziehenden freien Gefährten antwortet, klingt wie der Hilferuf eines Gefangenen nach Erlösung. Die Falken stoßen in die Höhe, um ihre Gitter zu zerbrechen, und mißmutig und mit gesträubten Federn sitzen die gefangenen Zugvögel in ihren Käfigen.

Allerdings halten nicht alle unsere Zugvögel ihren Abzugstermin mit gleicher Regelmäßigkeit inne; so ist bei den Rotkehlchen der Wandertrieb, wie sich auch in der Gefangenschaft beobachten läßt, höchst ungeregelt. Die Macht der Erblichkeit ist nicht bei allen Tieren gleich groß, und es gibt Tiere mit einer außerordentlich großen Variationsfähigkeit, während andere starr an hergebrachten Formen und Gewohnheiten hängen. Die rückschreitende Bewegung der Kälte nach der Eiszeit hat auch der individuellen Variation in bezug auf den Wanderzug und die Wandertermine weiten Spielraum gegeben, und so liegt die Annahme nahe, daß alle unsere Strichvögel vor längerer Zeit noch Zugvögel gewesen sein müssen, die aber durch die Erweiterung ihres Aufenthaltsgebietes infolge günstigerer klimatischer Verhältnisse nach und nach des Wanderzuges enthoben wurden. Zahlreiche Zugvögel, so die Bekassine, der kleine Alpenstrandläufer, das grünfüßige Teichhuhn, das Bläßhuhn, der Fischreiher, die Rohrdommel, die Hohl- und Ringeltaube, die Kornweihe, der Schreiadler, Turmfalk, Wanderfalk und Merlinfalk, die Waldohreule, der Star und Buchfink, die Blaumeise, Feldlerche und weiße Bachstelze, das Rotkehlchen und der Hausrotschwanz, die Misteldrossel und Amsel machen alle immer und immer wieder den Versuch, bei uns zu überwintern, namentlich die älteren Vögel unter ihnen und insbesondere die Männchen, so daß mit Bestimmtheit der Zeitpunkt eintreten wird, wo diese und andere Zugvögel wieder Strich- und Standvögel werden.

Daß fast alljährlich manche Zugvögel im Frühjahr zu früh eintreffen und dann durch die Unbilden des Wetters zu rückläufigen Zugbewegungen gezwungen werden, spricht *nur für die Zähigkeit, mit welcher die Vögel an* ihren ursprünglichen Zugterminen festhalten, andererseits sprechen diese Tatsachen auch für den Mangel an Wetterinstinkt bei den Zugbewegungen der Vögel. Ursprünglich hat der Termin der Rückkehr offenbar mit den klimatischen Verhältnissen in Einklang gestanden, aber diese haben eben eine Änderung erfahren; die Spätfröste des Frühlings sind eine verhältnismäßig junge klimatische Erscheinung Mitteleuropas und verdanken ihre Entstehung teils der Entwaldung, teils der Umwandlung des Laubholzwaldes in Nadelholzwald (vgl. Prometheus XII, S. 572). Die Macht der Vererbung erweist sich hier starrer als die klimatischen Verhältnisse. [1])

Daß die gemäßigten Breiten die ursprüngliche Heimat unserer Zugvögel sind, dürfte auch aus der Wiederbesiedelung des Nordens zu schließen sein, wo wir unsere Zugvögel in der skandinavischen Halbinsel bis hoch nach

---

[1]) Die willkürliche Scheidung der Zugvögel in solche, die vorzeitig abziehen und spät zurückkehren und unsere Länder nur der günstigeren Nistgelegenheit halber aufsuchen, also ihre Heimat im Süden haben und hier nur Sommerfrischler sein sollen, und solche, die zeitig zurückkehren und die Abreise so lange als möglich hinausschieben und demnach hier heimisch und im Süden nur Wintergäste sind, entbehrt der wissenschaftlichen Begründung.

Norden wiederfinden. Zu der Zeit, als an der Nordküste Europas die Eisberge strandeten und die Täler der Alpen von gewaltigen Gletschern erfüllt waren, herrschten im Norden jedenfalls Verhältnisse, welche den Vögeln keine Heimat gewährten. In gleichem Maße aber, wie die Sommertemperatur in jenen Breiten höher wurde, rückten die Zugvögel wieder in die alte Heimat nach und verschoben damit zwar die Wanderungsgrenzen, nicht aber die Wanderungstermine.

Auffallend möchte es immerhin erscheinen, daß unsere Zugvögel, die in der kurzen Zeit ihres Hierseins doch vielfach zwei und mehr Bruten haben, in ihrem subtropischen oder tropischen Winterquartier nicht brüten; doch würde diese Tatsache alles Befremdliche verlieren, wenn festgestellt werden könnte, ob auch die in den betreffenden Gebieten heimische Vogelwelt in der heißen, trockenen Zeit nicht brütet, weil dann die Ursache in den klimatischen Verhältnissen dieser Breiten gesucht werden müßte. Gustav Jäger macht aber auch auf die bekannte Erfahrungstatsache aufmerksam, daß jede gewaltsame Versetzung eines Tieres unter andere klimatische und Ernährungsverhältnisse die Fortpflanzungsfähigkeit schwer beeinträchtigt. Ein solcher, den Fortpflanzungstrieb schwächender Eingriff ist es aber auch, wenn der Zugvogel die Heimat verlassen und sich vorübergehend unter andere klimatische Verhältnisse begeben muß.

Es darf aber endlich auch darauf hingewiesen werden, daß das Brutgeschäft unserer Zugvögel bei uns in die Zeit der kurzen Nächte fällt, so daß die Alten in der Lage sind, ihre Jungen vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu füttern, wodurch die Hungerpause der Jungen auf etwa 5—6 Stunden bemessen ist. In den Tropen würde dagegen in den dort herrschenden Nächten die Hungerpause 12 Stunden betragen, und eine derart lange Zeit würden die Jungen unserer Zugvögel, wenigstens soweit sie Nesthocker sind, nicht ertragen. Jubilierend ziehen deshalb unsere Zugvögel mit dem Sonnengespann des Frühlings zum Brutgeschäft in die Heimat, ins Land der hellen Nächte.



Mitteilungen.

1. Der Schrecken von Todendorf im Jahre 1848. Im April des genannten Jahres fand zu Todendorf (an der Hohwachter Bucht) ein Ereignis statt, welches nicht nur am Orte selber, sondern auch weit umher die größten Besorgnisse erregte und viel von sich reden machte. In der Abenddämmerung ankerte hier nämlich ein Schiff, und zwei Matrosen kamen ans Land. — Plötzlich hieß es: Das Schiff ist ein dänisches, und eine ganze Rotte von dänischem Gesindel ist darauf und will hier, nun die Küste wegen des Krieges von allen waffenfähigen Mannschaften entblößt ist, einen Raubzug unternehmen. — Dieses Gerücht verbreitete sich mit Blitzesschnelle und erregte fast überall, wohin es drang, Furcht und Entsetzen. Hier und da liefen Gruppen zusammen und berieten, was zu tun sei. Man wählte beherzte Männer, versah sie mit weißen Armbinden und hieß sie umhergehen, Beobachtungen anstellen und alsdann sicheren Rapport abstatten. Man bewaffnete eiligst sich und die Seinigen mit dem, was eben zur Hand war, und verschloß Türen und Fenster, um dem Raubgesindel das Eindringen in die Wohnungen möglichst zu erschweren. Manche vergruben Uhren, Schmucksachen, Geld und Silberzeug in die Erde und versenkten andere Gegenstände in Brunnen und Wasserlöcher. Mehrere Mütter flüchteten mit ihren Kindern landeinwärts in die Nachbardörfer, ja, gar noch weiter hinweg. — So wurde die dunkle Nacht unter Angst und Sorgen schlaflos zugebracht. Am andern Morgen hieß es: „Die Räuberbande hat schon ein Haus (tom Raden) geplündert und niedergebrannt und ist darauf in die Hölzungen gegangen!“ — Dies erzeugte neue Bestürzung. Man schickte nach den Nachbardörfern um Hülfe, und in wenigen Stunden verbreitete sich die Schreckenskunde weit umher: nach der Propstei, nach Selent und Plön, und bald auch nach Kiel und sogar nach Rendsburg. Überall in der Umgegend wurden die Hörner geblasen und die

Sturmglocken geläutet. Bald erschienen ganze Züge von Bewaffneten zu Fuß und zu Roß, um die Hölzungen zu durchsuchen und die Räuber zu bewältigen oder in die Flucht zu schlagen. Der Hofjägermeister v. Buchwaldt kam mit seinen Knechten und Tagelöhnern, die alle mit Heuforken, Dreschflegeln, Piken und Lanzen bewaffnet waren, kampfesmutig von Panker daher geritten, und auch mein Vater bestieg entschlossen ein Pferd, welches ein weniger tapferer Bauer ihm überließ, und schloß sich diesem langen Zuge an. In sausendem Galopp ging's nun nach Kembs und dann nach Behrensdorf, denn dort sollte der Feind jetzt hausen. „Überall, wohin wir kamen," so erzählte Vater, „fanden wir die größte Besorgnis und Aufregung und wurden wie Retter des Vaterlandes bewillkommnet nnd aufs freudigste begrüßt." — Häuser, Hölzungen, Felder und Gebüsche wurden schleunigst durchstöbert, und ein jedes Herz schlug hoch vor Kampfeslust. „Doch fanden wir kühnen Degen zu unserm großen Leidwesen auch keinen einzigen Räuber, und ach, es war nicht einmal möglich, uns des berüchtigten Raubschiffes zu bemächtigen, denn dieses steuerte fern vom Ufer in hellem Sonnenglanze mit vollen Segeln der Insel Fehmarn zu!" Als die allgemeine Aufregung sich endlich etwas gelegt hatte, wurde die ganze Begebenheit von besonnenen Männern gründlich untersucht. Und was war denn geschehen, weswegen die ganze Gegend weit und breit in Alarm gesetzt wurde? Es hatte allerdings ein Schiff Anker geworfen, aber es war kein dänisches Raubschiff, sondern ein ganz friedliches Kauffahrteischiff von Nordstrand. Zwei Matrosen waren ans Land gekommen, um auf Todendorf etwas Buttermilch zu kaufen. Beide sprachen friesisch, was man für Dänisch hielt, und wurden dadurch die unschuldige Veranlassung zu der ganzen Räubergeschichte. Später wurde dieser Feldzug der „Buttermilchskrieg" genannt, und ich habe noch manche Einzelheit aus diesen Schreckenstagen berichten hören und gar oft herzlich lachen müssen wenn „unsere Alten" einander ihren damals bewiesenen Heldenmut in gutmütigem Spott vorhielten.

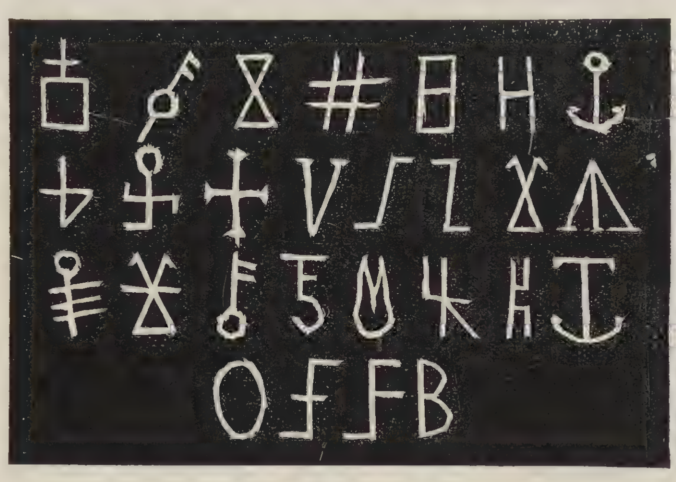
Neumühlen-Dietrichsdorf. G. Schröder.

2. Hausmarken. Eine Mitteilung über Hausmarken in der „Heimat" 1904, Heft 1, von J. Kinder in Plön hat mich veranlaßt, folgendes mitzuteilen: Die Abbildung 1 zeigt die Hausmarke eines alten Hauses in Sonderburg (St. Jürgenstr. 3). Das Zeichen, die Jahreszahl 1667 und die Buchstaben HP, sind in einen 1 m in der Länge und 34 cm in der Höhe haltenden Balken, der über einer Tür sitzt, eingekerbt.



Abbildung 1.

Bei Schauby (Alsen) liegt die große Genossenschaftswiese ‚Pöhl.' Die Teilhaber dieser Wiese können, je nach der Größe ihres Anteils, eine bestimmte Anzahl Vieh auf den Wiesen grasen lassen. Jeder Besitzer hat seine bestimmte Marke, die das Vieh als Erkennungszeichen trägt. Diese Marke ist gewöhnlich, in ein Stück Holz eingekerbt, dem Vieh an den Hörnern be-



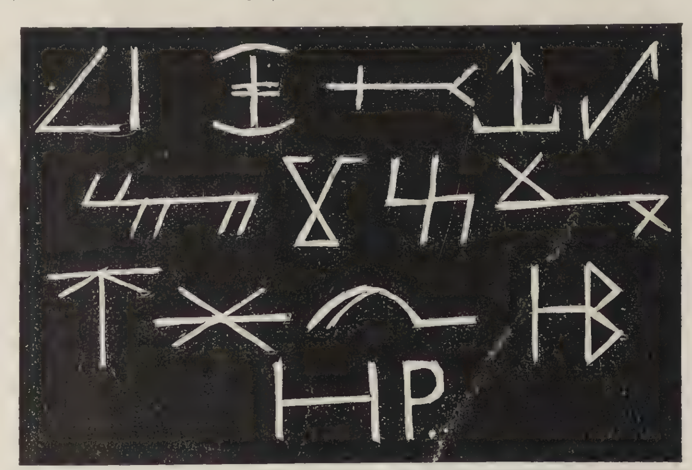
Tafel 2.

festigt. Die Wiesenstücke der einzelnen Teilhaber sind durch Gräben von einander getrennt, und auf diesen findet man wieder dieselbe Marke, die auf dem betreffenden Stück spatentief eingegraben ist. Diese Marken sind die Hausmarken der beteiligten Höfe (Tafel 2). Früher wurde, wenn die Pöhl-Genossenschaft zu einer Versammlung zusammengerufen werden sollte, der „Grandstock" von „Grande til Grande," d. h. von Nachbar zu Nachbar, geschickt. Der „Grandstock" war ein Stab, in welchen die verschiedenen Marken aller Beteiligten eingekerbt waren, der, wie schon erwähnt, von Nachbar zu Nachbar in der Reihenfolge der eingekerbten Zeichen geschickt wurde, und jeder wußte, daß er dann zu erscheinen hatte. In derselben Weise wurden auch die Gemeindevertretung und das Thing zusammengerufen. Die Pöhl-Genossenschaft wurde auch „æ Grandlav" genannt. Die Besitzer der einzelnen Marken (Tafel 2) seien hier in der Reihenfolge der abgebildeten (von links nach rechts) genannt:

1.	Hufner J. Jörgensen, Fjelbygaard.	15.	Hufner Peter J. Jensen, Schauby.
2.	„ A. Andersen, Fjelby.	16.	„ Thomas Nissen, Schauby-Balle.
3.	„ Peter Bladt, „	17.	„ Andr. Petersen, „
4.	„ Jörg. Hansen, „	18.	„ Andr. Duus, „
5.	„ Thom. Jacobsen, „	19.	„ Jörgen Hansen, „
6.	„ Hans Duus, „	20.	„ Hans Andersen, „
7.	„ Math. Petersen, Schauby.	21.	„ Hans Bonde, Schauby.
8.	„ Andr. Jwersen, „	22.	„ Peter Lassen, „
9.	„ Chr. Lassen sen., „	23.	„ Joh. Möller, „
10.	„ Peter Bladt, „	24.	„ Ole Bust †, „
11.	„ Chr. Duus, „	25.	„ Jörgen Möller, „
12.	„ Nic. Andersen, „	26.	„ Jörgen Andresen, „
13.	„ Hans Petersen, „	27.	„ Andr. Christensen, „
14.	„ Friedr. Hansen, „		

Ähnlich war es in Norwegen mit dem „Budstikken" (Botenstock). Der norwegische Dichter Edvard Storm erzählt in einem Gedicht von dem Kalmarischen Krieg, als der von Schweden gedungene Oberst Zinkler 1612 in Norwegen einfiel, daß der „Budstikken" von „Grande til Grande" ging, alle auffordernd, zu den Waffen zu greifen. Der Stock war mit ausgeschnittenen Zeichen (Hausmarken) versehen; das eine Ende war angebrannt, welches bedeutet, daß dessen Haus, der nicht zu den Waffen griff, abgebrannt werden sollte.

In Elstrup bei Norburg sind noch die für die Hufner der Dorfschaft früher benutzten „Kerbhölzer" aufbewahrt. Die Dorfschaft hat 14 Hufen oder Bohlen. Für jede war ein Holz bestimmt. Übertrat ein Hufner die örtlichen Ge- oder Verbote, so wurde in sein Kerbholz eine Kerbe geschnitten. An einem Abrechnungstage, an dem sich alle Hufner des Dorfes versammelten, wurde die Übertretung gebüßt und danach die Kerben weggeschnitten. Die Hölzer sind aus Hartholz, etwa 30 cm im Quadrat, am oberen Ende mit einem Loch versehen. Sie wurden durch einen lockeren Strang zusammengehalten. Einige dieser Hölzer sind fast völlig verbraucht, ihre Eigentümer müssen also arge Übertreter der dörflichen Anordnungen gewesen sein. Interessant sind diese Hölzer durch die Hausmarken, die in sie eingeschnitten sind (Tafel 3). Das erste Zeichen in der zweiten Reihe soll offenbar eine Tiergestalt sein, wie in der dritten Reihe eine



Tafel 3.



Abbildung 4.

Sichel dargestellt ist. Die letzten zeigen die Buchstaben HB und HP. Die Annahme, daß diese jüngeren Ursprungs sind, also verbrauchte Hölzer ersetzt haben, dürfte zutreffend sein.

Die Abbildung 4 zeigt eine Hausmarke von einem alten silbernen Signetring, der im Besitz des Herrn Goldschmied Jacobsen in Gravenstein ist. Dieser legt ein Zeugnis dafür ab, daß die Hausmarken als Siegel und Unterschrift auf Urkunden, Verträgen usw. gedient haben.

Sonderburg. J. Raben.

3. Vorkommen des Polarfalken in Schleswig-Holstein. Der Jagd-, Polar- oder Gerfalke ist heimisch in den Ländern um den Pol. Man unterscheidet zwei Formen. Der „kleine" Gerfalke bewohnt die nördlichsten Striche von Europa und Asien. Der etwas größere „große" Gerfalke ist ein Bewohner besonders von Grönland und Island. Die große Form kommt in zwei Färbungen vor, in einer hellen und dunklen, während der Norweger nur in dem letzteren Kleide auftritt und unserm etwas schwächeren Wanderfalken ähnelt. Zur Blütezeit der Falknerei war der Jagdfalke der geschätzteste Beizvogel. Ihren Aufenthalt nehmen diese stattlichen Vögel, die die Größe des Kolkraben erreichen, in der Nachbarschaft der Vogelberge. Hier finden sie ihre Nahrung in Masse, die in Vögeln besteht, welche sie im Fluge schlagen. Zur Winterzeit streichen sie weiter südlich und besuchen dann hin und wieder auch unsere Gegenden. Am 17. Februar d. J. erhielt ich ein jüngeres Männchen der größeren Art, welches von Herrn Witt, Pächter vom „Kurhaus" im Seebad Laboe, dort erbeutet wurde. Der Vogel ist ein sehr hell gefärbtes Stück. Unterseite und Steuer sind reinweiß. Jene zeigt in den Weichen spärliche dunkle Punkte, dieses auf den Mittelfedern schwärzliche Bänder. Die Oberseite und Schwingen sind weiß mit dunklen Pfeilflecken bezw. Bändern. Die großen Fänge, von den Falkonieren „Hände" genannt, sind graublau, etwas ins Grünliche spielend.

Kiel. R. Böge.

4. Vom Düppeldenkmal. Der Regierungspräsident in Schleswig hat unter Zustimmung des *Bezirksausschusses gemäß dem Gesetze gegen die Verunstaltung von Ort*schaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden angeordnet, daß auf den das Düppeldenkmal umgebenden Parzellen 94, 95, 96, 111, 158/84, 179/82, 202/81, 205/112 vom Kartenblatt VI der Gemarkung Düppel die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten untersagt werden kann, wenn dadurch das Landschaftsbild gröblich verunstaltet werden würde und dies durch die Wahl eines anderen Bauplatzes oder eine andere Baugestaltung oder die Verwendung anderen Materials vermieden werden kann. — Diese Verfügung ist darauf zurückzuführen, daß das im Jahre 1872 mit einem Kostenaufwande von 150000 *M* auf Düppelhöh erbaute D ü p p e l d e n k m a l in Gefahr war, durch Umbauung von seiner Wirkung einzubüßen. Der Blick auf den Alsensund und die herrliche Fernsicht auf die Stadt, die Reede und die Ostsee sollten im Laufe des Jahres verbaut werden. Dem Kriegerverein Sonderburg ist es mit Hilfe des Oberpräsidenten gelungen, den Kaiser zu veranlassen, Mittel für den Ankauf des Denkmalsplatzes zur Verfügung zu stellen. Der Staat hat das Terrain zwischen Denkmal und Chaussee und einen Teil des Schanzengeländes nach Osten erworben.

Kiel-Gaarden. Andresen.

5. Ansagen. In Nr. 9 Jahrg. 1907 der „Heimat" ist von einer eigenartigen Sitte auf Nordstrand die Rede, nämlich von dem „Ansagen" bei Geburts- nnd Sterbefällen. Diese Sitte dürfte wohl nicht so vereinzelt dastehen. Auch hier in Lübeck — vielleicht ebenfalls in anderen Städten — und auf dem Lande ist das Ansagen, wenigstens bei S t e r b e f ä l l e n, noch heute gebräuchlich. Wenn hier in den besseren Familien jemand gestorben ist, so wird ein Lohndiener im Frack zu den Verwandten und Nachbarn geschickt, um das Ableben des Familiengliedes anzuzeigen. Der Wortlaut ist ungefähr

folgender: „Frau X. läßt das Ableben ihres Mannes ansagen.“ Auf dem Lande wird auch gleich der Tag des Begräbnisses (wenn er schon festgestellt ist) bekannt gegeben. — In Westfalen führt auf dem Lande diese Ansage den Namen „Bursprake“; da hat der eine Nachbar es dem anderen in bestimmter Reihenfolge zuzusagen.

Lübeck. L. Stüve.



Bücherschau.

1. **Friedrich Spielhagen, „Ausgewählte Romane.“** Volksausgabe. 5 Bände. Geb. 18 *M* (einzeln jeder Band 4 *M*). Leipzig, 1907. Staackmann. — Es ist in höchstem Maße dankenswert, daß der Verlag aus der großen Fülle der Spielhagenschen Werke eine tadellos ausgestattete, außergewöhnlich billige, den Dichter in seinen verschiedensten Schaffensrichtungen zeigende Volksausgabe veranstaltet und so auch den Minderbemitten die Möglichkeit gegeben hat, die besten Romane Spielhagens kennen zu lernen. Denn es ist trotz aller Modegötzen und Eintagspoeten doch so: Spielhagen gehört zu unseren eindringlichsten und glänzendsten Romanschriftstellern, dessen große Bedeutung vor allen Dingen in der Darstellung der Zeit nach 1848 liegt, der in großzügigen Gemälden die Probleme dieser Jahre vor uns ausbreitet. Mag man sich zu seiner politischen Auffassung stellen wie man will, das muß man ihm immer lassen: Er ist „ein tapferer, nie ermüdender Kämpfer, der nie von seiner Überzeugung abwich und keinem Zeitgeschmack schmeichelte, eine feste, ehrliche, männliche Natur, ein rückchsichtsloser Bekenner — wir haben keinen Überfluß an solchen Persönlichkeiten, aber immer haben sie zu den Lieblingen der Nation gehört, die Luther, Lessing, Uhland. Und dieser Mann hat nun in einer Periode voller Kleinlichkeit jederzeit heldenhaft die Forderung nach großer Kunst erhoben. Der Mensch, die Persönlichkeit in Spielhagen hat gesiegt. Seine Werke sind uns lieb als Zeugnisse einer feurigen Seele, die nichts Höheres kannte als ihre Kunst und deren Banner in einer Zeit hochhielt voll kleiner eitler Virtuosen.“ (R. M. Meyer.) Seit 50 Jahren steht Spielhagen in der Literatur (1857 erschien seine erste Novelle „Clara Verne“), und in dieser Zeit hat er eine außerordentliche Fruchtbarkeit gezeigt, alle großen, bedeutungsvollen Kämpfe mitgekämpft und dichterisch dargestellt, in flammenden Worten die Ideale der Freiheit gepredigt und seine große Anhängerschar zu lodernder Begeisterung hingerissen; nie hat er irgend einer literarischen Mode gehuldigt, in seinem Schaffen nie nach rechts und links geschaut, sondern klar und unbeirrbar, nur seinem Kunst- und Freiheitsideal folgend, die Zeichen seiner Zeit erforscht und zu großen Zeitromanen verdichtet, zu Romanen, die unmittelbar aus ihrer Zeit herauswuchsen und daher, neben ihrem dichterischen Wert, kulturhistorische Dokumente von unvergänglicher Bedeutung geworden sind. So schuf er seinen packenden, großzügigen Roman „Problematische Naturen,“ den dichterisch noch bedeutungsvolleren „Sturmflut,“ zu dem ihm die Flut 1872 als Hintergrund diente, die Bücher „Was will das werden?“ und „Opfer,“ darin die Kämpfe unserer Tage aufrollend, und die rein psychologischen Romane wie „Freigeboren,“ „Stimme des Himmels,“ „Sonntagskind“ u. a. Indem der Verlag diese eben genannten Bücher als Volksausgabe neu herausgegeben hat, ist es, wie schon oben angedeutet, auch dem Minderbemittelten möglich gemacht, sich die besten Romane eines unserer ersten Romanschriftsteller anzuschaffen. Bemerkt sei noch, daß jeder Band auch einzeln, zum Preise von 4 *M*, käuflich ist.

W. Lobsien.

2. **Der Silberschatz der Kirchen, Gilden und Zünfte in der Stadt Schleswig** von Amtsgerichtsrat **F. Posselt.** Mit Originalzeichnungen von Gymnasiallehrer **E. Terno.** 47 Seiten. Verlag von J. Bergas-Schleswig, 1908. — Der Verfasser hat das interessante Büchlein dem verdienstvollen Pfadfinder der alten Kunst Schleswig-Holsteins, Herrn Professor Dr. Richard Haupt in Eutin, gewidmet. Es zerfällt in drei Teile, von denen die beiden letzten sich eingehend mit den im Besitz der Kirchen, Gilden und Zünfte der Stadt Schleswig befindlichen alten Silberschätzen beschäftigt. Allgemeines Interesse beansprucht der erste Teil, der in Form einer geschichtlichen Einleitung einen Überblick über die Entwicklung der Kunst der Gold- und Silberschmiede in deutschen Landen, speziell in Schleswig-Holstein, bringt. Das Material für diesen Überblick hat, soweit es die kirchliche Kunst Schleswig-Holsteins betrifft, größtenteils die im Jahre 1902 von Herrn Direktor Brandt in Kiel veranstaltete Ausstellung kirchlicher Geräte unserer Provinz geliefert. Außer den Kirchen bargen ehedem aber auch, hervorgerufen und befördert durch den in der Renaissancezeit herrschenden Wohlstand, viele Schlösser, Klöster, Rathäuser und Privatwohnungen wertvolle Schätze aus Edelmetall. Erst der 30jährige Krieg mit den Invasionen Tillys, Wallensteins und Torstensons hat unter diesen Kunst-

schätzen unserer Provinz mächtig aufgeräumt; manches Prunkstück ist außer Landes verschleppt, manches gänzlich vernichtet worden. Was in jenen Tagen der allgemeinen Trübsal erhalten geblieben ist, darf als ein gar bescheidener Rest gegenüber dem früheren Bestande angesehen werden; aber trotzdem zeigt dieser Rest noch, wie der Verfasser es bei der Vorführung der noch erhaltenen Schleswiger Silberschätze gebührend hervorhebt, herrliche Stücke (z. B. den im 2. Teil näher beschriebenen und von Herrn Terno bildlich dargestellten kostbaren Gottorfer Altar), die das Herz eines jeden Kunstfreundes höher schlagen lassen. Für den Osten der Provinz — was hier beiläufig erwähnt werden mag — ist in früheren Zeiten das Kunstgewerbe Lübecks entschieden maßgebend gewesen. Die im hiesigen Inselmuseum z. B. aufbewahrten zahlreichen alten Silbergeräte — ich erinnere u. a. nur an den bekannten Silberschatz der hiesigen Bürger-Kompagnie — sind nämlich fast sämtlich mit den Beschau- und Meisterzeichen der Hansastadt Lübeck (Nesselblatt, Anker, Dreiblatt, Doppeladler usw.) versehen.

Burg a. F. J. Voß.

3. Geschichte des tondernschen Fastnachtsgelags und des Schützenkorps von L. Andresen in Kiel-Gaarden. 84 Seiten. Kiel, 1907. In Kommission von M. L. Andresen-Tondern. — Die lesenswerte Arbeit, ein Separatabdruck aus Band 37 der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, bringt interessante Nachrichten über die ehemalige tondernsche Krämerkompagnie, auch tondernsches Fastnachtsgelag genannt, sowie über die aus dieser vermutlich hervorgegangene tondernsche Schützenkompagnie. Als Quelle haben die ersteren Mitteilungen ein altes Manuskript, das in der Thott'schen Sammlung der Königl. Bibliothek in Kopenhagen aufbewahrt wird. Das aus diesem Manuskript mitgeteilte Statut mit seinen einzelnen Artikeln, sowie die aus derselben Quelle stammenden weiteren Nachrichten über die Einrichtungen und Abrechnungen des Gelags haben für die tondernsche Lokalgeschichte einen besonderen Wert, aber auch für Fernstehende sind sie nicht ohne Interesse. Neben den Nöten des 30jährigen Krieges haben auch andere mißliche Verhältnisse (Niedergang von Handel und Wandel, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Pest) ihr Teil zum Verfall des tondernschen Fastnachtsgelags beigetragen, das etwa bald nach 1622 ganz einging. Erst am Schluß des 17. Jahrhunderts ließ dann der allmählich wiederkehrende Wohlstand einen Nachläufer des eingegangenen Fastnachtsgelags, das tondernsche Schützenkorps, entstehen, das sich bis heute erhalten hat. — Alles dieses und vieles andere mehr enthält das anspruchslose Büchlein, das ich jedem Leser der „Heimat" bestens empfehlen kann.

Burg a. F. J. Voß.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

E. Müllenhoff, Was aus ihnen wurde, Novellen. Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen. Preis 2,80 M. — D. Merkens, Aus Dorf und Flur, Gedichte. Max Hansens Verlag in Glückstadt. Preis 1,50 M. — Franz Pocci, Das Märlein von Schneeweißchen und Rosenrot, Schatzgräbers Kinderbuch Nr. 2. Verlag von Georg König in Berlin. — Aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig: M. Verworn, Die Mechanik des Geisteslebens; O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften; Goldschmidt, Die Tierwelt des Mikroskops; P. Gisevius, Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Preis eines jeden Bändchens geb. 1,25 M. — F. Posselt, Der Silberschatz der Kirchen, Gilden und Zünfte in der Stadt Schleswig, mit Originalzeichnungen von E. Terno. Verlag von Julius Bergas in Schleswig. — L. Andresen, Geschichte des tondernschen Fastnachtsgelags und des Schützenkorps, Separatabdruck aus Band 37 der Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holst. Geschichte. Kommissionsverlag von M. L. Andresen in Tondern. Preis 1 M. — Aus dem Verlage von Ernst Reinhardt in München: L. Reinhardt, Der Mensch zur Eiszeit in Europa. Preis geb. 12 M, und L. Reinhardt, Vom Nebelfleck zum Menschen, das Leben der Erde. Preis 8,50 M. — W. Lobsien, Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart. Verlag von Chr. Adolff in Altona-Ottensen. Preis 2,50 M. — Hamburgischer Lehrerverein für Naturkunde: Der Acker, eine Folge von sieben Vorträgen. — Jahrbuch des Alster-Vereins für 1907, herausgegeben von Ludwig Frahm in Poppenbüttel. — C. Diercke, Karten zur Heimatkunde der Provinz Schleswig-Holstein. Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Preis geheftet 0,50 M. — Hans Groth Hebbel, Kriegserinnerungen eines Achtundvierzigers, herausgegeben von Adolf Bartels. Verlag von Max Hansen in Glückstadt. Preis 1 M. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 5. Mai 1908.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Kassennotiz.

Bei Versendung des Juni-Heftes werden die dann noch ausstehenden Jahresbeiträge für 1908 durch Nachnahme (2,75 M.) erhoben. — Einige Beträge sind **ohne Angabe des Absenders** eingegangen. Etwaige Nachnahmesendungen wollen die Beteiligten **unter Benachrichtigung des Unterzeichneten** verweigern.

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 28. April 1908. Der Kassenführer: **F. Lorentzen.**

Ein farbiges Wappen Schleswig-Holsteins

in Nickeleinfassung, einen hübschen, empfehlenswerten **Wandschmuck**, bietet auf unsere Anregung die Firma M. Lask, Hoflieferant, in Kiel den **Mitgliedern** unseres Vereines zu dem Vorzugspreise von **3,30 M.** (ausschl. Porto und Verpackung) an. Wir bitten, von diesem Angebote zahlreich Gebrauch zu machen.

Kiel, den 28. April 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Unsere Vereinsgabe 1908,

die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein
Kartongröße 120×90 cm, Bildfläche 74×54 cm, Ladenpreis **20 M.**

Preis: **5,70 M.**, einschl. Porto u. Verp. **6,45 M.**

ist bereits in **145** Exemplaren bezogen worden. Wir sehen gern noch zahlreicherer Bestellung entgegen und verweisen auf die bezüglichen Angaben in **Heft 1** und 2 der „Heimat."

Kiel, den 1. April 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Bücherschau.

Stammbaum der Familie Franzenburg nebst einigen Bemerkungen über die Entwicklung und Geschichte derselben von 1624–1906. Zusammengestellt von **K. Bielenberg**, 1. Lehrer und Organist in Borsfleth bei Krempe. 1907. — Es ist ein eigenartiges Stück Heimatgeschichte, das uns der Verfasser dieses Buches darbietet. Freilich hat der Stammbaum der Familie Franzenburg in erster Linie Interesse nur bei den gegenwärtigen Mitgliedern dieser Familie und vielleicht noch für einen engeren Kreis von Bekannten der-

selben; aber das Interesse kann auf weitere Kreise ausgedehnt werden — und ich erachte das als sehr wünschenswert —, insofern es Anregung zur Nacheiferung gibt. Es ist sicher für jeden ein löbliches und dankbares Unternehmen, dem Stammbaum seiner Familie nachzuforschen und die Resultate dieser Tätigkeit niederzuschreiben. Zukünftige Glieder der Familie werden es solchen fleißigen Forschern danken, wenn sie den „Stammbaum" ihres Geschlechtes vorfinden, und wenn jeder dann das Seinige dazu tut, die Familiengeschichte fortzuführen, so wird ein solcher Stammbaum von Geschlecht zu Geschlecht nicht bloß umfangreicher, sondern auch wertvoller werden. Der Verfasser des vorliegenden Buches beginnt mit einer „Vorrede," in welcher er erzählt, wie er den Ursprung des Stammbaums aufgefunden und die Fäden der Geschichte weitergesponnen hat, und in welcher er auf den großen Wert der Familienforschung hinweist. Es folgt dann die „Entwicklung" der verschiedenen Zweige der Familie Franzenburg mit zahlreichen Abbildungen von Kirchen, Stammhöfen usw., größtenteils aus der Wilstermarsch, wo die Familie „zu Hause" ist. Die eigentliche Stammtafel bildet dann den Schluß des interessanten Buches, dem eine Reihe weißer Blätter eingeheftet sind, auf denen die jetzigen und zukünftigen Mitglieder der Familie den „Stammbaum" erweitern können. Das Buch sei allen, die sich für Stammbaumforschung interessieren und auf diesem Gebiete tätig sein wollen, als Muster empfohlen.

Glückstadt. Fr. Glindmeier.

Unsere diesjährige Generalversammlung

wird am **Dienstag** der Pfingstwoche, 9. Juni, in **Ütersen** tagen. Ein Ortskomitee unter dem Vorsitz des Herrn Bürgermeisters Muus hat die Vorbereitungen auf ein gutes Gelingen aller äußeren Veranstaltungen begonnen und folgendes Programm, dessen endgiltige Fassung im Juniheſte veröffentlicht wird, festgesetzt:

Pfingstmontag: 8½ Uhr Begrüßungsabend in Mehns Hotel.

Dienstag: 8 Uhr: Besichtigung der Kirche, des Klosters und der Papierfabrik von Hirt & Jeup. Treffpunkt: vor der Kirche.

11 Uhr: Generalversammlung in Laus Gasthof.

3 Uhr: Festessen. (Gedeck 3 *M.*)

Abends 8½ Uhr: Kommers mit Aufführungen in Schulzens Gasthof: Vorträge der Liedertafel, plattdeutscher Vortrag von Herrn Stadtrat Mehn, turnerische Vorführungen des Turnvereins „Eintracht," Solovorträge in Gesang und Musik von Damen und Herren.

Mittwoch: Gegen 8 Uhr Ausflug nach Glinde, Besichtigung der Alsenschen und Riedemannschen Tongruben, die in geologischer Hinsicht viel Interessantes bieten.

Nachmittags 3 Uhr: Wagenfahrt nach dem sogen. „Roten Lehm" an der Bahn Elmshorn—Tornesch, der besonders auch in kulturgeschichtlicher Beziehung von Bedeutung ist.

Donnerstag: Wagenfahrt nach Haseldorf. Besichtigung des Museums und des Parkes Sr. Durchlaucht des Prinzen Schoenaich-Carolath.

An Vorträgen sind angemeldet worden:

1. **„Die Haseldorfer Marsch"** von Herrn Rektor **Schwarje**-Altona.
2. **„Aus Ütersens Vergangenheit"** von Herrn Hauptpastor **Grünkorn**-Ütersen.
3. **„Volkskundliche Bestrebungen in Schleswig-Holstein"** von Herrn Oberlehrer und Privatdozenten Dr. **Mensing**-Kiel.

So verspricht die Ütersener Generalversammlung in allen Teilen viel Interessantes. Möge reicher Besuch auch von auswärtigen Mitgliedern die Veranstalter und Mitwirkenden lohnen! Wünschenswert wäre eine recht rege Beteiligung vonseiten unserer Mitglieder in Hamburg, Altona und Glückstadt.

Anmeldungen nehmen entgegen
für den Ortsausschuß:
Lehrer Maaß in Ütersen;

für den geschäftsführenden Ausschuß:
der Schriftführer: Barfod,
Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

118. Brodersen, P., Lehrer, Kiel, Hohenzollernring. 119. Busch, Joh., Altona, Gr. Westerstr. 19b part. 120. von Busch, Pastor, Billwärder b Hamburg 121. Frl. Hamann, Margarete Schriftstellerin, Gößweinstein (Oberfranken). 122. Frl. Katz, Elisabeth, Lehrerin, Mühlheim a Rhein, Sedanstr. 17 I. 123. Krome, Georg, Westerland a Sylt. 124 Ostermann, Gust., Blumenhandlung, Kiel, Brunswikerstr. 31a. 125. Dr. jur. Rosenkranz, Rechtsanwalt und Notar, Kellinghusen 126. Sommer, Chr, Lehrer, Billwärder b Hamburg 127—133 Kolze, Rülper, Maas, Michelmann, Schwarz, Söhl, Voß, Seminaristen, Ratzeburg

Kiel-Hassee, 28. April 1908.
Hamburger Chaussee 86.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 5. Mai 1908.

Das Seminar in Eckernförde während der ersten Periode, 1858—1864.

Von Rektor a. D. **J. Martens** in Kiel.

I.

Der Propst Balthasar Petersen in Tondern stiftete im Jahre 1787 zur Pflege echt deutschen Sinnes und Wesens daselbst ein Schullehrerseminar, welches bis 1829 eine Privatanstalt blieb, dann aber Staatsanstalt wurde. Zum Direktor und ersten Lehrer berief die Regierung den bisherigen Gymnasiallehrer in Flensburg Professor Bahnsen, der in Gemeinschaft mit dem zweiten Lehrer Diekmann eine große Zahl von tüchtigen Schulmännern ausgebildet hat. Als aber 1851 die dänische Sprache als Schul- und Kirchensprache in Tondern eingeführt war, konnte Bahnsen, wenn auch königlich gesinnt, als deutscher Mann nicht in Tondern bleiben. Während das Seminar aus einem deutschen in ein dänisches umgewandelt wurde, ward durch Allerhöchste Resolution vom 21. Juni 1854 die Verlegung des bisherigen deutschen Seminars in Tondern nach Eckernförde angeordnet. Die Verhandlungen hierüber zogen sich aber bis zum Jahre 1858 hin. Bei einem Sommeraufenthalt auf Föhr trug Bahnsen seine Wünsche in betreff des Seminars dem Könige Friedrich VII. vor und ward von dem ihm wohlgesinnten Minister Moltke in seinen Bestrebungen unterstützt. Bahnsen war gegen ein Internat und wollte die Beibehaltung des Externats. Mehrere Städte, besonders Friedrichstadt, Rendsburg, Schleswig und Eckernförde, hatten um das Seminar gebeten; Bahnsen hätte es gern in Schleswig gehabt, die Regierung entschied sich aber für Eckernförde, das 3000 Taler beizusteuern bereit war. Das Christians-Pflegehaus wurde zur Aufnahme des Seminars nicht geeignet befunden; man erwarb im Süden der Stadt den Hansenschen Gasthof für 20 000 Taler. In der Resolution bestimmte Se. Majestät: „Wir genehmigen Allergnädigst, daß das deutsche Schullehrerseminar für Unser Herzogtum Schleswig von Tondern nach Eckernförde verlegt werde, und wollen Unser Ministerium für das Herzogtum Schleswig Allerhöchst autorisiert haben, das dem Gastwirt Simon Friedrich Hansen in Eckernförde gehörige Wohnhaus mit Nebengebäuden und den sonstigen Pertinenzien für eine Kaufsumme von 20 000 Talern unter den von dem Bürgermeister Hammrich in Eckernförde mitgeteilten Bestimmungen zur Errichtung eines deutschen Schullehrerseminars für Unser Herzogtum Schleswig anzukaufen.“ 1856 siedelte Bahnsen nach Eckernförde über, wo die Regierung die Räume des erworbenen Gasthofs in Seminarklassen und Wohnungen für

zwei Lehrer hatte umbauen lassen. Sein treuer Amtsgenosse Nissen folgte ihm im Jahre 1857. Da der Umbau sich verzögerte, konnte erst am 8., 9. und 10. April 1858 die erste Aufnahmeprüfung stattfinden. Zu derselben hatten sich 24 Aspiranten, nämlich 15 geborene Schleswiger, 8 Holsteiner und 1 Mecklenburger gemeldet. Zur Prüfung erschienen 23 und von diesen wurden 18 aufgenommen; unter diesen waren 13 Schleswiger, 4 Holsteiner und 1 Mecklenburger, zu denen noch der schon Ostern 1855 zu Tondern aufgenommene Zögling Kließ hinzukam. Die 3. Klasse zählte demnach 19 Schüler. Es gab aber auch eine 1. Klasse, für welche sich 5 Seminaristen einstellten, die in Tondern den Kursus wegen Aufhebung des deutschen Seminars nicht absolviert hatten; sie hießen: Nahnsen, Oldsen, Feddersen, Carstensen und Petersen, von denen die ersten 4 bereits 2 Jahre, letzterer 1 Jahr in Tondern am Unterricht teilgenommen hatten. Die feierliche Eröffnung der Anstalt geschah am 20. April 1858 in Gegenwart einer großen Anzahl geladener Festgäste, nämlich der Spitzen der Behörden und mancher angesehenen Einwohner der Stadt. Nach Orgelspiel und Gesang hielt Professor Bahnsen die Eröffnungs- und Weihrede, in der er ausdrücklich betonte, es sei dieses Seminar die deutsche Anstalt von Tondern, die nach Eckernförde verlegt sei, und dafür zeugten die Orgel, die Bibliothek, der Lehrapparat und die beiden Hauptlehrer. Am folgenden Tage ward die Lektionstabelle mit den Lehrern geordnet, so daß am Donnerstag den 22. April der Unterricht beginnen konnte.

Bahnsen und Nissen waren die einzigen fest angestellten Lehrer des Seminars; Bahnsen wollte auch keinen dritten Lehrer haben, weil er sich fürchtete, man werde ihm einen Dänen schicken, der den Aufpasser spielen könne. Als Hülfslehrer waren vorhanden: Stadtschullehrer Andresen für dänische Sprache, Musiklehrer Lorenzen für Gesang und Musik, Maler Baasch für Zeichnen und Sergeant Lommer für Gymnastik. Bahnsen erteilte den Unterricht in Religion (Glaubenslehre, Bibelkunde), deutscher Sprachlehre (Deklamation), Schulwissenschaften (Pädagogik, Methodik, Katechetik), Psychologie, Vaterlands- (dänische) Geschichte, Übungen in religiöser Katechese. Nissen unterrichtete in Religion (Pflichtenlehre, Lehre vom Gebet, Biblische Geschichte, Kirchengeschichte), Weltgeschichte, deutscher Aufsatz, Unterrichtsübungen in der Stadtschule, Mathematik (Arithmetik, Rechnen, Geometrie, ebene und sphärische Trigonometrie), Geographie, Physik, Anthropologie. Man sieht, daß auf Nissen die größte Last ruhte, so daß solche Fächer, für die er wenig Neigung hatte, wie Naturbeschreibung, gar nicht auf dem Stundenplan standen; er würde noch gern in Literatur und Logik unterwiesen haben, aber es fehlte an Zeit.

Ostern 1859 bestanden die 5 Seminaristen der 1. Klasse nach einjährigem Besuch die Entlassungsprüfung. Das Examinationskollegium bestand aus fünf Personen: dem Departementschef Regenburg aus Kopenhagen, dem Bischof des Herzogtums Schleswig Boesen aus Flensburg, dem Direktor des Seminars in Tondern Kühnel und den beiden Seminarlehrern Professor Bahnsen und Lehrer Nissen. 3 Seminaristen bekamen das Prädikat „sehr geschickt,“ 2 „geschickt.“

Ostern 1859 wurden für die 3. Klasse 13 Schüler aufgenommen, Ostern 1860: 11, Ostern 1861: 14, Ostern 1862: 20 und Ostern 1863: 15 Zöglinge. Die Zahlen sind nur klein, haben also nur einmal die Höchstzahl erreicht, denn die Zahl der Seminaristen für jede Klasse war nur auf 20 festgesetzt. Eine besondere Feier fand statt am 10. November 1859, wo man im Seminar den 100jährigen Geburtstag Schillers festlich beging. Der Seminaristenchor sang, der Professor hielt die Festrede, der Seminarist Joh. Hinr. Fehrs, unser heimischer, allgemein geschätzter Dichter, deklamierte das Lied von

der Glocke. Viele geladene Bürger der Stadt nahmen an der Feier teil. Am 21. April 1860 gedachte die Anstalt des vor 300 Jahren verstorbenen Reformators Melanchthon. 1862 war das Seminar am 16. Oktober bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes zugegen. Am 19. Dezember 1863 beteiligte sich die Anstalt am Gottesdienst in Anlaß der Beisetzung Friedrichs VII.

Das Jahr 1864 führte für das Eckernförder Seminar verhängnisvolle Ereignisse mit sich. Am 1. Februar hatten die preußischen Truppen die Eider und den Eiderkanal überschritten und waren in das Herzogtum Schleswig eingerückt. Am Vormittage desselben Tages rückten sie in Eckernförde ein. Im Seminar war der Unterricht in vollem Gange; der Professor und die übrigen Lehrer waren in ihren Klassen, als die Kanonen vor der Stadt zu donnern begannen. Die Dänen rannten in wilder Flucht davon; alles war in der freudigsten Aufregung, nur der Professor nicht. Im Seminar sollte der Unterricht ruhig weitergeführt werden. Wie er später gesagt hat, hatte er dem Bürgermeister Leisner sein Wort gegeben, daß im Seminar alles im ge-



Das alte Seminar in Eckernförde.

wöhnlichen Geleise bleiben solle, was auch geschehen möge. Doch die Verhältnisse spotteten ihrer. Die Seminaristen weigerten sich, länger zu bleiben, und eilten aus der Klasse fort oder blieben einfach weg. Im äußersten Unwillen darüber hat der Professor scharfe Worte fallen lassen, obwohl er selbst durch seine Äußerungen das politische Gefühl der Seminaristen verletzt hatte. Bahnsen hat in seinem letzten Protokoll vom 5. Februar 1864 verzeichnet: „Montag, den 1. Februar, müssen am Nachmittage wegen des ausgebrochenen Krieges alle Stunden ausgesetzt werden. Vom Kassierer Johansen war mir am 3. Februar angezeigt worden, daß das Seminarlokal als Lazarett benutzt werden solle. Der Unterricht hörte auf. Etwa die Hälfte der Seminaristen begab sich an demselben Tage nach Kiel, um dem Herzog Friedrich ihre Huldigung darzubringen.“ Seinen Verdruß über dieses Vorgehen soll er in hartem

Tadel ausgedrückt haben. Obwohl die meisten Seminaristen in die Heimat zurückgekehrt waren, mußten sie später auf Anordnung der obersten Zivilbehörde nach Eckernförde kommen. Hier fand trotz der Kriegsunruhen vom 18. bis 23. April die Entlassungsprüfung statt, welcher sich 14 Zöglinge mit gutem Erfolge unterzogen, während am 8. Mai die Eleven der beiden Unterklassen in das Seminar zu Tondern überwiesen wurden, woselbst wieder eine deutsche Abteilung eingerichtet werden sollte. Damit schloß die erste Periode in der Geschichte des Eckernförder Seminars.

Als vom 1. bis 3. August 1883 in Eckernförde die schleswig-holsteinische Lehrerversammlung abgehalten wurde, fand auch in Verbindung damit die Feier des 25 jährigen Bestehens des Seminars statt, bei welcher der damalige Direktor Richter in der Kirche die Gedenkrede hielt und die versammelten Lehrer, besonders die früheren Zöglinge dieses Seminars in gemeinschaftlichem Zuge zum Friedhofe gingen, um sich an den Gräbern Bahnsens und Nissens in Hochschätzung und Dankbarkeit ihrer Lehrer zu erinnern. Der Direktor wollte eine Geschichte des Seminars schreiben, ward aber durch seine Versetzung daran gehindert. Ausgeführt ist es für die ersten 30 Jahre von seinem Nachfolger, dem Direktor Scheibner, dessen Schrift bei Abfassung dieses ersten Teils benutzt worden ist. Es möge jetzt ein kurzgefaßter Lebenslauf nebst Charakteristik der beiden Hauptlehrer folgen.

Christian August Bahnsen ist am 8. Juni 1797 in Töstrup in Angeln als Sohn des dortigen Lehrers geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, dann kam er auf die Domschule in Schleswig. Das Verhältnis zu seiner Mutter war ein sehr inniges; leider starb sie schon, als er 16 Jahre alt war. Er widmete sich dem Studium der Theologie in Kiel und Berlin, wo er ein Schüler Schleiermachers war. Nach vollendetem Studium war er kurze Zeit Informator bei dem Amtmann Konferenzrat Matthiessen in Tondern; dann wurde er Kollaborator an der lateinischen Schule in Flensburg und acht Jahre später (1830) Professor und erster Lehrer am Schullehrerseminar in Tondern, von wo er 1855 nach Eckernförde versetzt wurde. Verheiratet war er zuerst mit einer Tochter des Pastors Hansen in Vorby, 1823; aus dieser Ehe entsprossen 3 Töchter und 2 Söhne, von denen einer, Dr. Julius Bahnsen, als Gymnasiallehrer 1881 gestorben ist. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1837) ging er 1841 eine zweite Ehe ein mit einer Tochter des ordentlichen Professors Valentiner an der Kieler Universität. Aus dieser Ehe stammen 3 Kinder, von denen der jüngste Sohn als Generalsuperintendent D. Bahnsen in Koburg im Amte steht. Dieser ist 1851 in Tondern geboren. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter mit ihm nach Kiel, wo er zuerst das Gymnasium besuchte und dann dort 6 Semester studierte; außerdem studierte er noch 2 Semester in Leipzig und 1 Semester in Heidelberg. Nach seinem Examen war er 3 Jahre Hülfsprediger in Arolsen, dann 17 Jahre Pastor an der Philippus-Apostel-Kirche in Berlin und seit 1895 Generalsuperintendent in Koburg. Nach Aufhebung des Seminars verfiel Professor Bahnsen in eine schwere Krankheit und starb am 21. Mai 1864. Nissen hat ihm im Seminarbericht folgenden Nachruf gewidmet: „639 Lehrer hat er ausgebildet. Sein Leben war ein fortwährender Kampf für Licht und Recht, seine Liebe zur Anstalt rein und innig. Feind aller prononzierten, zur Schau getragenen Frömmelei und allem mystischen Wesen, vereinigte er warmes, inniges und religiöses Gefühl mit einem unermüdeten Streben nach Wahrheit. Ein Patriot im edelsten Sinne des Wortes war er, streng königlich gesinnt und verabscheute alles separatistische Wesen. Jetzt ist ihm wohl nach langem Tagewerk in den Woh-

nungen des Friedens." Er ruht auf dem Friedhof zu Eckernförde. Dankbare Schüler haben ihm ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: Seinem Wahlspruch: „Volksbildung — Volkswohl" widmete er Leben und Streben. Seinem Andenken gewidmet von dankbaren Schülern. Gedenket an eure Lehrer. Ebr. 13, 7.


Professor Chr. Aug. Bahnsen.

Dieser kurze Nachruf könnte genügen, aber es dürfte doch manchem erwünscht sein, noch einige Punkte besonders zu beleuchten.

Nach seiner politischen Haltung war Bahnsen Gesamtstaatsmann; er wollte, daß die Herzogtümer bei Dänemark verblieben, aber verlangte auch, daß ihnen ihre Rechte unverkürzt gelassen würden. Somit war er ein entschiedener Gegner der Einführung der dänischen Sprache; seine hierauf gerichteten Vorstellungen fanden indes in Kopenhagen wenig Gehör. Während seiner Amtsführung in Tondern war er mehrfach auf Föhr in persönliche Beziehung zum Könige Christian VIII. getreten; dieser schätzte ihn so hoch, daß er bei wichtigen Erlassen in betreff des Unterrichts und der Erziehung um sein Urteil befragt wurde. War der König in Tondern, so besuchte er den Professor im Seminar. Wenn er gelegentlich Christian VIII. den weisesten Fürsten Europas nannte, so werden die Schleswig-Holsteiner wegen des offenen Briefes von 1846 ihm darin nicht beistimmen. Als Auszeichnung ward ihm der Ritter vom Danebrog zuerkannt. Unter der Regierung Friedrichs VII. änderte sich das Verhältnis. Dieser König hatte für Bahnsens Vorstellungen kein Verständnis und der Eiderdänenpartei gegenüber keinen Willen. Daß er aber zu dieser Zeit noch nicht ganz ohne Einfluß war, zeigt folgender Vorfall, und hier sollen die Bemerkungen des Direktors Scheibner über die Stipendien in seiner kleinen Geschichte des Seminars ergänzt und berichtigt werden. Professor Bahnsen hatte sich vor und nach Eröffnung des Eckernförder Seminars vielfach schriftlich um Zuwendung der dem deutschen Seminar in Tondern verliehenen Stipendien nach Kopenhagen gewandt. Die Stipendien, betonte er, sind dem deutschen Seminar in Tondern vermacht, und da das deutsche Seminar in Schleswig von Tondern nach Eckernförde verlegt ist, so kommen sie rechtlich nur dem letzteren zu. Nach vielen vergeblichen Bemühungen machte sich Bahnsen im Sommer 1858 nach Glücksburg auf, wo König Friedrich mit seinem Minister

weilte. Hier hatte er mit dem Minister einen harten Kampf zu bestehen, dem der König fast teilnahmlos zuhörte. Der König hatte gemeint, daß er als alter Herr sein Amt wohl bald niederlegen müsse, aber dieser Kampf mit dem Minister bewies dem Könige, daß es ihm keineswegs an der körperlichen und geistigen Frische und Rüstigkeit zur weiteren Amtsführung fehlte. Die Reise war nicht vergeblich gewesen. Nach etwa acht Tagen kam die Nachricht, daß nach Eckernförde 7 Stipendien fallen sollten. Es waren nämlich 18 Stipendien à 88 dänische Taler vorhanden. Von den 88 Talern wurden 24 Taler als Klassengeld zurückbehalten und demnach 64 Taler ausbezahlt. Die 18 Stipendien wurden nach der Zahl der Seminaristen auf Tondern und Eckernförde verteilt, so daß in Tondern 11 verblieben und 7 nach Eckernförde kamen. Außerdem hatte Bahnsen aber auch erreicht, daß statt der zurückgehaltenen 11 Stipendien 11 Seminaristen von der Zahlung des Klassengeldes (24 Taler) befreit wurden. Den Bestimmungen gemäß wurden die Stipendien zunächst an die Lehrersöhne und Städter aus dem Herzogtum Schleswig verliehen, dann erst kamen Holsteiner an die Reihe.

Bahnsens Unwillen über die von der Regierung angeordneten Veränderungen beim Examen der Seminaristen mußten die Mitglieder des Examinationskollegiums fühlen. Man hatte ihm versprochen, daß alles so verhalten werden solle, wie es in Tondern gewesen war, aber man hielt nicht Wort. Hier hatte er die Leitung gehabt, jetzt sollte der Bischof den Vorsitz führen; früher gab es 3 Charaktere mit Abstufungen, nun sollten die dänischen Prädikate gelten; sehr zuwider war es ihm, daß der Direktor des Tondernschen Seminars dem Kollegium angehören sollte. Die beiden Lehrer prüften, alle 5 Herren pointierten. Die dänischen Herren hatten das Bestreben, die Leistungen der Seminaristen herabzudrücken, deshalb hatten die beiden Lehrer alle Kraft einzusetzen, damit Eckernförde Tondern gegenüber sein Recht zu teil wurde. Bei diesem Kampf muß dem Bischof zur Ehre nachgesagt werden, daß er, getrieben von seinem Rechtsgefühl, sich meistens auf die Seite der Lehrer wandte, so daß die beiden andern Herren überstimmt wurden.

Bahnsens Verhältnis zur Geistlichkeit war ein gespanntes; er konnte diejenigen Geistlichen nicht leiden, welche ihre Frömmigkeit zur Schau trugen, sich durch läppische Äußerungen lächerlich machten und nach Herrschaft über die Schule trachteten. Über diese fällte er mehrfach sarkastische Bemerkungen. Seine Abneigung gegen die orthodoxe Geistlichkeit, besonders gegen den Kieler Pastor Klaus Harms, erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß auf dessen Veranlassung Bahnsen wegen seiner freien religiösen Richtung in Kopenhagen ein Kolloquium bestehen mußte.

Einen besonderen Verdruß hatte er noch in seinen letzten Lebenstagen. Der Geheimrat Stiehl kam 1864 nach Eckernförde, um sich über die Wiedereröffnung des Seminars mit den Lehrern zu bereden. Da Bahnsen schwer krank daniederlag, konnte er nur mit Nissen konferieren. Als er nachher dem Professor Mitteilung darüber machte, äußerte dieser sich sehr scharf über den Vater der Regulative. Der Tod erlöste ihn bald von seinem Leiden, und so blieb ihm mancher Verdruß erspart, den er unter den neuen Verhältnissen noch würde gehabt haben.



D. Johann Hinrich Wichern.

Von **G. Stoltenberg** in Kiel.

II.

Die Gründung des Rettungshauses.

Es galt zunächst, möglichst viele mit der Not und der Notwendigkeit der Liebesarbeit, wie sie die Sonntagsschule und der Besuchsverein erstrebten, bekannt zu machen. Darum feierte die Sonntagsschule ihr erstes Jahresfest nach seinem Eintritt öffentlich in dem großen Fest- und Tanzsaal des Schneideramtshauses. Der Saal war überfüllt; Wichern hielt die Festrede und sprach nach dem Zeugnis der Gäste mit hinreißender Gewalt. Er selbst äußert sich später folgendermaßen darüber: „Nur zweimal in meinem Leben habe ich beim Reden das volle Bewußtsein gehabt, daß Gott in besonderem Maße mit mir war und mir die Macht des Wortes verlieh: das erste Mal in der Sonntagsschulversammlung im Hamburger Schneideramtshause, das zweite Mal beim ersten Wittenberger Kirchentage." In zwiefacher Hinsicht hatte Wichern einen großen Erfolg: Die Kollekte hatte einen unerwartet reichen Ertrag, und es meldeten sich viele zur Mitarbeit in der Sonntagsschule; unter den sich meldenden Jungfrauen war auch Amanda Böhme, Wicherns spätere Gattin. —

Die direkte Anregung zur Gründung einer Rettungsanstalt ging von dem Besuchsverein aus. Als derselbe am 8. Oktober 1832 seine 7. Versammlung beim Schullehrer Hoffmann, Altstädter Fuhlentwiete 24, abhielt und einige besonders schmerzliche Fälle von Verwahrlosung besprochen wurden, ward ganz unvorbereitet die Frage hingeworfen, ob nicht vom Besuchsverein ein Rettungshaus in Hamburg begründet werden könne. Man kam von dieser Frage nicht mehr los; sie ließ vor allem Wichern nicht mehr los. Tag und Nacht arbeitete es und rang es nach Klarheit in ihm. Alle pädagogischen Erfahrungen, die er früher in dem Plunsschen Institut und jetzt in der Sonntagsschule gemacht hatte, wurden gründlich geprüft. Schleiermachers ethische Auffassung der Individualität und seine tiefe Auffassung der Familie wurden entscheidend für seinen Plan, und das Resultat seiner Erwägungen war: Kein Kasernentum, sondern familienartige Gruppen, die eine große, vielgestaltige Familie unter einem Hausvater bilden! Mit dem scharfen, prüfenden Verstand war in Wichern eine reiche schaffende Phantasie glücklich verbunden, und diese zeichnete nun vor seine Seele ein deutliches Bild der zu gründenden Anstalt: Er sieht im Geiste eine Kolonie, ein kleines Dorf, im Mittelpunkt einen Betsaal, dem der Turm nicht fehlt, welcher gen Himmel weist, und die Glocke nicht, die zu Gebet und Arbeit ruft, — rings um den Betsaal die Familienhäuser, einfach und freundlich; vor jedem ein Spielplatz, ein Gärtchen, — ein Haus für Handwerkerarbeit; ein anderes, zugleich für ökonomische Zwecke bestimmt, die Wohnung des Hausvaters. Er zeichnet Baurisse; seine Gedanken arbeiten wie Maurer- und Zimmergesellen. Er sieht die froh geschäftige Kinderschar — Knaben und Mädchen, dem Untergang entrissen, die hier im Licht der Gottesliebe einer besseren Zukunft entgegenreifen. Er hätte aufjauchzen mögen vor Freude. Und mit dem Bilde des Rettungshauses tritt das eines künftigen Brüderhauses vor Augen. Er sieht junge christliche Männer, Landleute oder Handwerker, wie er sie kennen gelernt hat, die ihrem Berufe treu bleiben und zugleich ihren Beruf unter den Kindern ausüben. Das Neue, was in ihr Leben tritt, ist die tätige Übung der selbstverleugnenden Liebe, die Erweiterung ihrer Erkenntnis, die Bildung ihrer Charaktere in der großen Hausfamilie. —

Anfangs folgte eine ermutigende Erfahrung auf die andere. Noch vor Ablauf des ersten Monats war einem der Freunde ohne sein Zutun eine Gabe von 100 Talern für eine im Entstehen begriffene Stiftung übergeben. Senator Hudtwalker sah sich bald in der Lage, als Testamentsvollstrecker über ein vor Jahren ausgesetztes Legat von 17500 Mark zu gunsten des projektierten Rettungshauses zu verfügen. Nun wurde auch dem Hause der nötige Grund und Boden, ein an der Wandsbecker Heerstraße belegenes Stück Acker, von dem Syndikus Karl Sieveking, einem Vetter von Amalie Sieveking, geschenkt. Man schien nahe am Ziel zu sein, als sich die Schwierigkeiten auftürmten. Das Legat wurde unsicher, weil wider Erwarten das Testament angefochten wurde; der geschenkte Acker war nicht zu benutzen, weil eine Wohnung nicht in der Nähe war und an Bauen nicht gedacht werden konnte. Da kamen sorgenvolle Tage. Doch plötzlich lichtete sich das Gewölk. Am Sonntag, dem 27. April, nachdem am Tage vorher Wichern mit dem Syndikus Sieveking die veränderte Lage besprochen hatte, wurde ihm morgens 11 Uhr ein Schreiben überbracht. „Es kam," erzählt Wichern, „von dem Manne, von dem ich abends vorher so kleinmütig fortgegangen war. Er schrieb, er sei an dem Sonntagmorgen früh in Gedanken an unser Sonnabend-Abendgespräch durch seinen Garten an dessen äußerstes Ende gegen Osten hingegangen. Dort in Horn besitze er ein Haus, das in vielfacher Beziehung sich zu unserm Zwecke eignen würde. Die Familie nämlich, die von ihm gemietet, wünsche gerade zum nächsten Sommer das Haus zu verlassen. Das Haus habe unterm Strohdach einige Zimmer, nahebei sei ein tiefer Brunnen, beschattet von der schönsten Kastanie der Gegend. Ein Garten, eine Koppel und ein Fischteich liege dabei. Es trage seit uralter Zeit den Namen „Das Rauhe Haus," wohl eine Verhochdeutschung von „Ruges Huus," wie es nach einem Bewohner oder Besitzer genannt ward. — Als nun nach einigen Monaten das unsicher gewordene Legat ihnen zugesprochen wurde, konnte zur Verwirklichung des Plans geschritten werden. Eine auf den 12. September 1833 berufene Versammlung billigte Wicherns Vorschläge. Daher gilt dieser Tag als Stiftungstag des „Rauhen Hauses," das somit in diesem Herbst



Eingang zum Rauhen Haus.



Altes Rauhes Haus.

auf 75 Jahre seines Bestehens zurückblicken, also ein doppeltes Jubiläum feiern kann.

Am 31. Oktober hielt Wichern mit seiner Mutter und einer Schwester seinen Einzug. Brot und Salz neben der heiligen Schrift auf dem Tische, die beiden Overbeckschen Bilder „Jesus segnet die Kinder" und „Jesu Einzug in Jerusalem" an der Wand — das waren die Liebeszeichen, durch welche sein Freund Sieveking ihn begrüßte. Am 8. November fanden die drei ersten Knaben, ganz besonders schwierige und verkommene Elemente, Aufnahme; Ende des Jahres war die Zahl derselben auf 12 angewachsen; die Lebensgeschichte der einzelnen bietet ein erschütterndes Bild von Verwahrlosung. — Es würde zu weit führen, wollten wir das Wachsen der Anstalt Schritt für Schritt verfolgen; wir müssen uns damit begnügen, in großen Zügen die Weiterentwickelung, wie sie sich unter Wicherns Leitung vollzogen hat, darzulegen.

Schon im Jahre 1834 wurde das „Schweizerhaus," das die Wohnung für eine zweite Knabenfamilie und Räume für Werkstätten enthielt, gebaut, und im Mai des folgenden Jahres wurde der Grundstein zum „Mutterhause" gelegt, das außer der Wohnung für den Hausvater einen Andachtssaal enthalten sollte. Diese Grundsteinlegung wurde unter der Teilnahme Hunderter festlich begangen. Loblieder wurden gesungen. In seiner Rede sagte Wichern: „Wir mauern in den Grund, daß es der verborgene Schatz des Hauses bleibe, das Wort der königlichen Freude des heiligen Propheten auf dem Throne Israels, in welchem uns der Herr diese Verheißung darreicht (Ps. 84): „Gott der Herr ist Sonne und Schild . . . Der Herr gibt Gnade und Ehre und wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen." Das glauben wir und wissen, daß dem so ist durch Jesum Christum, den Getreuen, in dem alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind." Dies Wort, das auch auf der Glocke im Turm des Betsaals später geschrieben stand, ist die Losung des Rauhen Hauses geworden und geblieben. Zum ersten Male läutete diese Glocke, als Wichern am 29. Oktober in dem zugleich neugeweihten Hause Hochzeit hielt. Seine Gattin, Amanda geb. Böhme, war die Tochter des Direktors einer Feuerversicherungskasse, Johann Christian

Böhme, eines Nachkommen des Schuhmachermeisters und Theosophen Jakob Böhme, dem er auch innerlich ähnlich war. Auf den Wegen christlicher Liebestätigkeit hatten Wichern und seine Frau sich kennen und schätzen gelernt; eine ernste, schwere Arbeit nahmen sie gemeinsam auf sich, eine Arbeit, die wie ihnen selbst vielen zum Segen geworden ist. In lichten und dunkeln Stunden ist „die junge Mutter,“ wie sie zum Unterschiede von der alten Frau Wichern genannt wurde, ihrem Manne eine treue Gattin und Mitarbeiterin, dann auch ihren 8 Kindern eine fürsorgliche Mutter gewesen. — Die Erweiterung der Anstalt machte einen Neubau nach dem andern erforderlich; die Brüder und die Knaben halfen beim Bauen auf verschiedene Weise mit. Im Jahre 1850 waren neben dem einen alten Hause bereits 12 neue entstanden, die wie eine kleine Kolonie den Betsaal umgaben. Auch der Landbesitz vermehrte sich mehr und mehr. Bis 1870 war die Zahl der Häuser auf 20 angewachsen.

Diese äußere Vergrößerung war natürlich eine Folge der innern Entwickelung und Ausgestaltung. Außer den Knabenfamilien, die sich nach und nach auf 5 vermehrten, wurden 2 Mädchenfamilien aufgenommen. Die Mädchenanstalt wurde später räumlich ganz vom Rauhen Haus getrennt und in dem „Kastanienhof,“ an der Bille gelegen, untergebracht, wo sie einem besonderen Hausvater unterstellt ward. Zu den Knabenfamilien kamen um 1880 noch zwei Lehrlingsfamilien hinzu. Da auch aus den höheren Kreisen oft Gesuche um Aufnahme von Zöglingen einliefen, ward — es war schon 1852 — ein Pensionat begründet, das sich später zu einer vollständig ausgebauten Realschule entwickelt hat. Im Jahre 1842 bereits ward eine Buchdruckerei und Buchbinderei eingerichtet, um einige Zöglinge auch während der Lehrzeit im Hause behalten zu können; und 2 Jahre später entstand die „Agentur,“ d. i. die Verlags- und Sortiments-Buchhandlung des Rauhen Hauses.

Wir müssen darauf verzichten, aus der Zahl der vielen Gehülfen bei dem Werke Wicherns alle die namhaft zu machen, welche in ihrer Arbeit hervorgetreten sind. Es seien nur drei genannt: Theodor Riehm, der von 1846—50 Oberhelfer, von 1850—72 Inspektor des Rauhen Hauses war, Friedrich Oldenberg, welcher 1849 als Oberhelfer eintrat und der Wichern ganz besonders nahetrat (seinem umfangreichen Werk über Wichern verdanke ich hauptsächlich den dargebotenen Stoff), und P. Johannes Wichern, der des Vaters Stütze und Nachfolger ward.

Eine Frage drängt sich uns unwillkürlich auf: woher das Rauhe Haus die Mittel erhalten zur Bestreitung des Lebensunterhalts und außerdem noch zu den Landankäufen, Häuserbauten und Anstellungen der Beamten. Die Antwort lautet: Nicht durch Kollektanten, die bittend das Land durchzogen, nicht durch einträgliche industrielle und ökonomische Unternehmungen (in den Werkstätten und auf den Feldern ward nur für den Bedarf der Anstalt gearbeitet), nicht durch staatliche oder andere öffentliche Unterstützungen; sondern es ist allein die freiwillige Christenliebe gewesen, die gebeten und ungebeten in regelmäßigen Beiträgen, in besonderen Geschenken und in Legaten die zu seinem Bestehen und Wachsen nötigen Mittel dargeboten hat. — Es sind zwar auch die Zeiten der Not nicht ausgeblieben. Ende des Jahres 1853 fehlten infolge der großen Teuerung 4000 Taler. Die Feinde spotteten, die Freunde wurden mutlos. Der Verwaltungsrat wandte sich an die Hamburger Freunde, Wichern in den „Fliegenden Blättern“ an auswärtige Kreise. Der Erfolg war, daß eine dreifach so hohe Summe, als nötig war, zusammenkam. Nach dem Hamburger Brande im Jahre 1842 hatte Wichern ähnliche Erfahrungen machen dürfen. Auch besondere Schenkungen wurden ihm zuteil. Die „Schönburg“ (ein Fa-

milienhaus) war ein Geschenk des Fürsten von Schönburg-Waldenburg; der Umbau des „Bienenkorbes" wurde ihm ermöglicht durch eine Gabe des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. — Daß Einnahmen und Ausgaben genau gebucht wurden, ist selbstverständlich. Der Verwaltungsrat, dem die Hamburger Freunde angehörten, hatte die Aufgabe, in Gemeinschaft mit Wichern die Kontrolle zu führen.

Zehn Jahre nach der Gründung, um Ostern 1843, trat die Brüderanstalt ans Licht; im Verborgenen hatte sie schon lange existiert. Der Name „Brüder" war für die Gehülfen gewählt, um sie daran zu erinnern, daß sie, wie sie den Kindern in brüderlicher Liebe dienen, so auch selbst in brüderlicher Eintracht leben sollten. Für jede Knabenfamilie waren wenigstens 2 Brüder, der leitende Bruder und sein Assistent, nötig. Eine Schwierigkeit lag darin, daß diesen Brüdern nicht ein bleibendes Heim und eine eigene Häuslichkeit gegeben werden konnte. Es drängte sich aber Wichern immermehr die Überzeugung auf, daß die in der Arbeit an den Kindern erprobten und erstarkten Brüder gerade die rechten Männer seien, auch in andern Zweigen der innern Mission erfolgreich zu wirken. In solchem fortgesetzten Wechsel der Kräfte erblickte Wichern auch einen Gewinn für seine Anstalt; es kam neues Leben in dieselbe, Neues ließ sich mit frischer Kraft durchführen, Mängel konnten ohne Verletzung von Personen beseitigt und bei der bleibenden Einheit des Geistes neue Gestaltungen des Zusammenwirkens durchgeführt werden. Im Jahre 1843 wurden die ersten Brüder in auswärtige Arbeitsgebiete entsandt: einer als Leiter einer Rettungsanstalt nach Reval, ein anderer als Ökonom des Armenhauses in Celle, die anderen vier als Sendboten des Bremer „Evangelischen Vereins für deutsche Auswanderer" nach Nordamerika. Um die großartige Entwickelung der Brüderanstalt kurz zu kennzeichnen, folgen einige Zahlen. Ende des Jahres 1879 waren 82 Brüder in Rettungshäusern, 21 in Waisenhäusern, 13 in Kranken- und Idiotenhäusern, 32 in Armen- und Arbeitshäusern, 44 in Herbergen zur Heimat, 63 in der Stadtmission, 43 als Lehrer, 90 in Strafanstalten, 25 als Kolonistenprediger und in verschiedenen anderen Stellungen tätig. Im Rauhen Hause waren 40—50 Brüder.



Gesamtansicht.

Kultur- und Sittenzustände in Angeln zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von Pastor **Martensen** in Kahleby.

III.

Bei dem allgemeinen traurigen Stand des Schulwesens in jener Zeit ist es nicht zu verwundern, daß die Unwissenheit im Volke groß war; ja, viele wußten, wie Fabricius klagt, von den religiösen Wahrheiten kaum die allereinfachsten und wichtigsten, ja, konnten nicht einmal ihren Erlöser nennen. Mit der grenzenlosen Unwissenheit ging ein krasser Aberglaube Hand in Hand, der in manchen teils mehr harmlosen, teils aber auch recht verwerflichen Erscheinungen sich noch aus der Zeit des Heidentums her durch alle Jahrhunderte hindurch mit zäher Hartnäckigkeit erhalten hatte, trotz alles dessen, was von jeher zu seiner Ausrottung geschehen war. Zu den scheußlichsten Erzeugnissen dieses Aberglaubens, wie sie in den rohen Kriegszeiten des 17. Jahrhunderts sich vielfach auch hier bei uns in Angeln zeigten, gehören der Hexenwahn und die Hexenverfolgungen. Viele arme, unschuldige Menschen, meist alte Frauen, sind diesem Wahn zum Opfer gefallen und haben die grausamsten Folterqualen und hernach den Tod in den Flammen erdulden müssen. So wurden in Gelting, Schwackendorf, Roest und Boren verschiedentlich Hexen verbrannt, bei der Borener Kirche sogar einmal, allerdings schon im 16. Jahrhundert, 10 Hexen auf einmal. Bei den Visitationen wurde jedesmal nachgeforscht, ob auch Wicker, Segner und Böter [1]) in der Gemeinde vorhanden seien, und verschiedentlich wurden solche Leute dann vorgefordert und ihnen „ihre abscheuliche Sünde geschärft und sie zur offenbaren Buße ermahnt," um sie dadurch „abzuschaffen"; half das nichts und blieben sie hartnäckig, sollten sie Landes verwiesen werden.

Auch auf kirchlichem Gebiete endlich finden wir viele dunkle und tiefe Schatten, die keineswegs zu dem vermeintlichen lichten und idealen Bild passen, das man sich so gern von der guten alten Zeit macht. Davon legen schon die strengen Verordnungen Zeugnis ab, die wiederholt erlassen werden mußten. So heißt es in der gemeinschaftlichen Verordnung, betreffend die Gottesfurcht und etliche politische Punkte, vom Jahre 1623: „Wir haben mit ungnädigem misfälligem Gemüt vernommen, daß in unsern Fürstentumen und Landen Leute gefunden werden, welche sich beim Gehör des göttlichen Wortes und dem Gebrauch der hochwürdigen Sacramente nicht finden lassen. Nun können wir diesem gottlosen Wesen, wodurch groß Aergernis gegeben wird und wohl endlich, wenn demselben nicht gesteuert würde, Gott geursachet werden sollte, über ganze Lande und Leute seinen gewaltigen Zorn auszugießen, keineswegs zusehen, sondern gebieten ernstlich, daß ein jeder, so seine verständigen Jahre erreicht, den Kirchgang, bevorab an den Sonn-, Feier- und Bettagen nicht versäume, sondern sich zu rechter Stunde in das Gotteshaus verfüge, des Gotteshauses bis zu Ende abwarte, und zum wenigsten einmal im Jahre seine Sünden in der Kirche beichte, darauf die heilige Absolution und das Nachtmahl des Leibes

---

[1]) Wicker von einem altdeutschen Worte „wicken," d. i. maledicere, davon das englische witch, Hexe; Segner bezeichnet jemanden, der durch einen kräftigen, zauberischen Segenspruch übernatürliche Wirkungen hervorbringt; Böten von dem altdeutschen Worte böten, d. i. bessern (noch im Plattdeutschen erhalten in dem Ausdruck „Füer böten," d. i. wiederanfachen), davon auch Buße (plattdeutsch „Bote"), hier = auf allerlei geheimnisvolle Weise Krankheiten und Schaden heilen.

und Blutes Jesu Christi würdiglich empfange, davon auch sich nichts abhalten lasse." Ferner wird darüber geklagt, daß „Leute, und nicht weniger alte als junge, vorhanden, welche von der christlichen Religion und den Glaubensartikeln fast nichts wissen; ein Christ aber soll nicht allein den bloßen Namen führen, sondern auch im Herzen einen wahren, seligmachenden Glauben haben, solchen mit dem Munde bekennen und zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die da in ihm ist, bereit sein." Deshalb wird den Predigern aufgegeben, fleißig den Katechismus zu treiben. Auf dem Lande soll, wie auch schon die Kirchenordnung von 1542 vorschrieb, jeden Sonntag nach der Predigt mit den Kirchgängern ein Abschnitt des Katechismus durchgenommen, dieselben darüber „examiniert und darauf weiter informiert" werden. Ebenso wurde jetzt eine solche Katechismusbehandlung, und zwar nicht bloß mit den Kindern, sondern ebensogut mit den Erwachsenen, für den Mittwoch vorgeschrieben.

Ähnliche Verordnungen gegen Entheiligung des Sonntags, Verachtung des Gottesdienstes und insbesondere gegen allerlei Unsitte bei festlichen Gelegenheiten, wie Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, werden im Laufe des 17. Jahrhunderts verschiedentlich erlassen, „da doch einem jeden christlichen Herzen höchlichst zu raten, vor solchen gräulichen Lastern der schändlichen Hoffart ein Ekel und Abscheu zu haben und solches gleich dem leidigen Teufel zu fliehen und zu meiden, hingegen aber in Sack und Aschen, nämlich demütigen Herzens mit Erkenntnis seiner Sünde in wahrer Reue und Leid und Besserung des Lebens zur Buße zu eilen, Gott dem Herrn in die über uns zur Strafe verhängte zornige Rute zu fallen und gnädige Abwendung um des einigen Mittlers und Friedefürsten Jesu Christi willen zu bitten," wie es in einer Verordnung heißt, die 1628 unter den Nöten des Kaiserlichen Krieges erlassen wurde. In einer Verordnung des Jahres 1600 hatte schon Johann Adolf bei 10 Talern Strafe verboten, am Sonntagmorgen vor dem Gottesdienste die Hochzeitleute zu bewirten, „damit sie fein nüchtern zur Kirche kommen, denn oftmals verspüret, daß sich unbescheidene Leute dermaßen mit Essen und Trinken des Morgens überhäuft, daß sie nicht allein zum Gottesdienst ganz unbequem, sondern auch mit unflätigem Schlafen, Schnarchen und anderen schändlichen Sachen sich in den Kirchen ganz unhöflich erwiesen." Ebenso wurde alles Gelage bei Beerdigungen untersagt, und sollte „das gottlose Erdbier, daraus aller Unrat erfolgt, gänzlich und ernstlich abgeschafft werden."

Trotz alledem hat Fabricius noch oft genug bei seinen Visitationen solche Unsitten zu rügen; so war es wiederholt vorgekommen, daß „die Hochzeiten mit solchem Gepränge begangen wurden und die Leute alsdann zu spät, wenn die Predigt schon beendigt, mit Trommeln und Spielwerk unter großem Lärm zur Kirche kamen, dadurch Prediger und Zuhörer in ihrer Andacht turbieret worden." Er untersagte daher, fernerhin noch mit Trommeln und Drommeten Kirche oder Kirchhof zu betreten.

Durch eine Verordnung vom Jahre 1642 wurde die Pflicht, sich mindestens einmal im Jahre zum Abendmahl einzufinden, nachdrücklich eingeschärft und in dieser Veranlassung festgesetzt: „Weil viele Personen gefunden werden, die in 10, 20, ja, 30 Jahren zu Gottes Tisch nicht gewesen sind, als ist beschlossen, daß diejenigen, welche innerhalb Jahresfrist sich zu Gottes Tisch nicht verfügen, sondern in Unbußfertigkeit ihr Leben endigen, mit frommen Christen auf dem Kirchhof nicht begraben, noch durch die Schulen besungen und mit Glocken beläutet, sondern andern zum abscheulichen Exempel, und damit zwischen Bußfertigen und Unbußfertigen ein Unterschied gehalten werde, ohne Ceremonien an einem aparten Ort eingescharrt werden sollen."

Bei den Visitationen wurde sorgfältig nachgeforscht, ob diese Verordnungen auch genau innegehalten würden, und die Übertretungen derselben wurden nachdrücklich gestraft. Dazu sollten dem Pastor aus der Gemeinde die Achtmänner zur Seite stehen, welche auf alles unheilige und unchristliche Wesen in der Gemeinde achtgeben und alle Übertretungen der erlassenen Verordnungen zur Anzeige bringen sollten. Auch eigene Heiligtagsvögte oder „Wröger" (von „wrögen" = rügen) gab es in vielen Gemeinden, und 1629 wurde die Anstellung solcher Censores allgemein vorgeschrieben, ohne indessen überall zur Ausführung zu gelangen. Diejenigen, welche sich vom Gottesdienst und Abendmahl fern hielten, hatten die Achtmänner oder Wröger dem Hardesvogt anzuzeigen, welcher sie alsdann zur Brüche anzusetzen und dadurch „das compelle intrare [1]) mit ihnen zu spielen" hatte. Ja, hartnäckige Kirchenverächter wurden mit dem Halseisen oder auch Gefängnis bedroht. Solche Halseisen, in welche diese „Verbrecher" auf dem Kirchhof geschlossen wurden, sollen sich noch in einzelnen Kirchen unseres Landes finden. Selbst in der Sabbatordnung von 1736 ist diese Strafe noch vorgesehen.

Aber trotzdem wird viel über die Entheiligung des Sonntags geklagt: „Viele halten sich lieber statt zur Kirche zum Krug, vermeinend, daß dadurch der Feiertag gehalten werde." (Fabricius über Boel.) Deshalb schärfte Fabricius bei seinen Visitationen den Achtmännern ihre Pflichten immer wieder ein und gebot ihnen, unnachsichtig ihre Obliegenheiten wahrzunehmen und alle diejenigen, „welche vor oder unter der Predigt beim Bier sitzen oder nicht zum Verhör des Katechismus sich einstellen oder während des Gesanges oder Gebets auf dem Kirchhof spazieren, vor oder nach der Predigt ihr Geschwätz abhalten, ohne obrigkeitlichen Befehl und äußerste Not an Feiertagen reisen und arbeiten, und dergleichen andere profanatores cultus divini nebst den Versäumern und Verächtern des göttlichen Wortes und der heiligen Sakramente zur Brüche und Register zu melden oder selbst an die Stelle zu stehen." Und mit solcher Drohung machte er wiederholt Ernst, wie z. B. in Süderbrarup und Fahrenstedt, wo die Achtmänner in Brüche genommen und dadurch „zur besseren Folgeleistung angehalten" werden. Ja, auch auf die innersten Angelegenheiten der Familie und des häuslichen Lebens erstreckte sich diese fürsorgliche Aufsicht. So heißt es im Bericht über Boel: „Welcher Ehemann seine Ehefrau ungebührlich traktieret, der soll Ihro Fürstl. Gnaden Brüche verfallen sein, und werden auch die Achtmänner darauf achtgeben oder selbst die Strafe zu erwarten haben." Und ebenso wird in Norderbrarup ein Mann zitiert, „der sich gegen seinen Vater so gottlos beträgt, daß er sagen soll, es solle ihm leid tun, wenn ein Tag hingehe, woran er seinem Vater nichts zu leid getan."

Aber auch von der Kirche selbst wurde strenge Kirchenzucht geübt, alle groben Vergehen und offenkundigen Laster wurden mit Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft, dem „Bann," bestraft, und dies durch eine feierliche Formel der Gemeinde im Gottesdienst bekannt gemacht. Auch wurden die Namen der Exkommunizierten zweimal im Jahr, nämlich am Sonntag Palmarum und am 4. Advent von der Kanzel verkündigt. Dieselben gingen damit aller kirchlichen Rechte verlustig, durften weder Taufpaten noch Trauzeugen sein, weder am Abendmahl teilnehmen, noch bei der Feier desselben zugegen sein, erhielten kein christliches Begräbnis, sondern wie man zu sagen pflegte, das Begräbnis eines Esels, wurden ohne Sang und Klang, ohne Glockengeläute und Leichenpredigt außerhalb des Kirchhofs oder an einer besonders dazu angewiesenen Ecke desselben eingescharrt. Nur dem Gottesdienst durften sie beiwohnen und

---

[1]) Lc. 14, 23: nötige sie hereinzukommen.

das gerade zu dem Zweck, daß sie durch die Predigt sowie auch durch sonstige ernstliche Ermahnungen zur Besserung geführt würden.

Die Aufhebung des Bannes fand erst nach geleisteter Kirchenbuße statt, die, weil das Vergehen selbst ein öffentliches Ärgernis war, auch öffentlich in der Kirche vor der ganzen Gemeinde zu geschehen hatte, und zwar für schwerere Vergehen vor dem Altar (Altarbuße), für leichtere durch eine Deprekation von der Kanzel (Kanzelbuße). Dazu war in der Kirche ein eigener Platz, auf dem die Büßenden zu sitzen hatten, grade so wie auch sonst Scharfrichter, Abdecker und andere „unehrliche" Personen ihre von der übrigen Gemeinde abgesonderten Plätze hatten. Ein solcher, aus Steinen aufgemauerter Büßersitz befindet sich noch gegenwärtig in meiner Kirche zu Kahleby.

Weil indessen die mit der Buße verbundenen Gebräuche sehr demütigend, ja, zum Teil wirklich beschimpfend waren, so hatte diese Praxis zur Folge, daß in der öffentlichen Meinung nicht der Bann selbst, sondern vielmehr die erlittene Kirchenbuße als eigentliche Strafe angesehen ward. Und so führte dieselbe oft das Gegenteil herbei von dem, was sie bezweckte: sie erbitterte nur, statt zu bessern. Auf alle mögliche Weise suchten sich daher die Leute derselben zu entziehen, wie dies auch in den Visitationsberichten des Fabricius öfter vorkommt. [1])

Ebenso fügten sich die Gemeinden nur höchst ungern den Mittwochspredigten mit der Katechismusunterweisung und dem Katechismusexamen. Fabricius hielt freilich mit unnachsichtiger Strenge auf die Befolgung der erlassenen Vorschriften und drohte wiederholt mit dem Bericht an die Obrigkeit, „der er es anheimstelle, ob sie mit diesem Ungehorsam und gleichsam Meisterung und Ueberflügelung ihrer sattsam deliberierten Konstitution zufrieden sein wolle." Voll Lobes ist er dagegen andererseits, wenn er einmal von günstigem Einfluß dieser Einrichtung berichten kann, wie in Gelting, „wo die Jungen nun auch die Alten lehren sollen, wenn sie zu Hofe gehen, den Katechismus zu beten, da sie zuvor auf solchem Wege wohl leichtfertige Gespräche gehabt, wohl gar geflucht." Ähnlich spricht er sich lobend über Kappeln aus: „Pastor hält allewege getreulich das examen catecheticum publicum mit seinen Zuhörern; bleiben sie aus, bleibt auch die Strafe nicht aus, darin des Patroni Ernst und Eifer höchlichst zu loben. Gott gebe, daß es allenthalben so geschehe." Aber freilich, dies war nur ein frommer Wunsch. Meistens geschah es nicht so, wie es sollte. Teils baten die Leute selbst inständig, sie damit zu verschonen (Brodersby), teils blieben sie stillschweigend einfach weg oder gingen nach der Predigt vor dem Examen, „weil ihnen für demselben grauete," fort. Darüber hat Fabricius sich immer wieder zu beschweren: „Man sage, was man sagt, es tut doch ein jeder, was ihm behagt," äußert er sich einmal unmutsvoll. Aus diesem Grunde kamen die Leute auch bei den Visitationen so schlecht zur Kirche: „An etlichen Orten, sagt er, waren nur wenige Weiber, an etlichen Orten fast keine oder ja nur wenige alte Männer erschienen, die andern hatten ihre Kinder, Knechte, Mägde hergeschickt, ohne Zweifel sich besorgend, daß sie wegen ihrer anhaftenden Nudität übel bestehen würden." Deshalb sollten „nicht blos solche absentes der Obrigkeit angezeigt werden, damit sie gebührlich bestrafet würden, sondern es sei auch hochnotwendig, deswegen noch einmal scharfen, ernsten obrigkeit-

---

[1]) In den meisten Fällen und zuletzt fast ausschließlich fand die Kirchenbuße statt wegen Vergehungen gegen das sechste Gebot, bis an ihre Stelle 1767 eine achttägige Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot oder auch eine Geldstrafe von zehn Talern festgesetzt wurde. Später fiel auch diese weg. Definitiv ist die Kirchenbuße erst durch Verordnung im Jahre 1857 aufgehoben.

lichen Befehl ergehen zu lassen nebst harter unausbleiblicher Strafe, denn sonsten zu besorgen, daß je mehr successu temporis man bei den Visitationen ledige Kirchen und Stühle vorfinden möge.[1])

Auch sonst stellten sich bei den Visitationen allerlei kirchliche Mängel und Mißstände heraus. Die Leute kamen sehr unpünktlich zum Gottesdienst. War derselbe z. B. um 7 Uhr angesetzt, so kam es wohl vor, daß erst um ½ 9 oder gar 9 Uhr sich einige einstellten, auch gingen sie dann nicht gleich in die Kirche, sondern blieben oft noch erst lange draußen auf dem Kirchhof stehen, um zu schwatzen. So heißt es von Nübel, daß „die Frauenstühle oft leer stehen, und von dem Mannsvolk nicht wenige, wenn das Evangelium verlesen wird, erst in die Kirche kommen, den Hut auf dem Kopfe behaltend und sich umhersehend, ungeachtet der Prediger schon auf der Kanzel." Ähnlich wird über Boel geklagt, „daß Viele der Zuhörer auf dem Kirchhof bis zu Anfang der Predigt sich aufhalten und am Singen und Beten nicht teilnehmen, weshalb der Superintendent ihnen das ernstlich verweist und bedeutet, daß solches eine schwere Sünde, auch ein schändlicher Mißbrauch des Feiertages sei, so vom leidigen Teufel herrührt, der die Leute von christlichen Gesängen abhält, damit er Gottes Lob und das heilige Gebet verhindere." Ja, selbst in der Kirche setzten die Leute wohl noch ihre Gespräche fort, und benahmen sich auch sonst während des Gottesdienstes zuweilen auf höchst unziemliche und ungebührliche Weise, „richteten nicht geringen Tumult an, schwatzten und hatten andere Sachen für, die unnütz waren und an dem heiligen Orte nicht dienten, waren wohl so unbändig, ob man gleich ihnen hart zuredete, ja zurief, sie zur stillen und fleißigen Aufmerk- und Zuhörung dessen, was gehandelt ward, ermahnte und fast umb Gottes willen bat, oder, wenn das nicht helfen wollte, mit harten Dräuworten ihnen begegnete, sie gleichwohl solches wenig achteten." Noch schlimmere Erfahrungen hatte Fabricius in einer Gemeinde außerhalb Angelns, nämlich in Kropp, gemacht, worüber er berichtet: „Der Gottesdienst beginnt erst fast um Mittag, wie überhaupt ein wüstes, unverantwortliches Wesen herrscht. Bei den Eingepfarrten ist keine Gottesfurcht, keine Devotion. Unter der Predigt werfen sich die Leute mit Stöcken und Steinen, treiben allerhand Balgerei mit Lachen, Schwatzen, Plaudern, weswegen einige aus der Kirche aus Ärger darüber wegbleiben und es der Obrigkeit klagen wollen. Selbst bei der Kommunikation betragen sie sich höchst strafwürdig durch Lachen und dergleichen. Einige gehen in Feindschaft zum Abendmahl, gehen nach der Beichte in den Krug und mit Geschrei nach Hause."

Wir sehen aus dem allen, daß auch die kirchlichen und sittlichen Zustände in mancher Hinsicht viel zu wünschen übrig ließen, und kirchliche wie weltliche Obrigkeit genug zu tun hatten, wenigstens die ärgsten Auswüchse zu bekämpfen. Und so hart und unvernünftig uns jetzt auch manches von dieser alten früheren Zucht erscheint, wir dürfen eben nicht vergessen: es waren damals harte, eiserne Zeiten, und darum war auch eine harte und eiserne Zucht nötig, eine Zucht, die doch auch in mancher Hinsicht nicht ohne Segen und Erfolg gewesen ist. Und das wollen wir zum Schluß doch auch nicht übersehen. So tief und dunkel in vieler Beziehung die Schatten sind, die uns auf wirtschaftlichem und sozialem, auf sittlichem und religiösem Gebiet entgegentreten, es fehlen doch

---

[1]) Noch 1691 und 1726 wurde die Abhaltung der wöchentlichen Katechismusexamina nach der sonntäglichen Predigt wieder eingeschärft, und sollte „sowenig denen Alten als denen Jungen auf dem Lande erlaubt sein, vor Endigung des examinis ohne Not aus der Kirche zu gehen." Doch hatte dies wenig Erfolg, und so gingen die Mittwochgottesdienste wie die Katechismusexamina nach und nach wieder ein.

auch die Lichtseiten nicht ganz, die von dem dunklen Hintergrund nur um so heller und freundlicher sich abheben und die vielfach grade in der grenzenlosen Not und in dem erschreckenden Verfall jener Zeit ihren Ursprung haben. Trotz aller Auswüchse und trüben Erscheinungen im Volksleben sehen wir, wie die Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit doch treu festhielt an frommem Gottvertrauen und Glauben, an guter kirchlicher Sitte und kirchlicher Ordnung, wie man auch im täglichen Leben grade unter dem Druck der Zeit gelernt hatte, sich mit wenigem genügen zu lassen, und auch in den bescheidensten und dürftigsten Verhältnissen einfach und zufrieden lebte, wie der Charakter des gemeinen Mannes schlicht und treuherzig, grade und bieder, redlich und ehrbar, noch nicht angekränkelt war von jenem gespreizten und gekünstelten Wesen einer unwahren Scheinkultur, wie dieselbe bald darauf aus dem welschen Nachbarlande auch in unser deutsches Vaterland sich eindrängte. Auch davon legen die Nachrichten aus jener Zeit uns manches Zeugnis ab. So viel auch z. B. über Unkirchlichkeit einzelner Leute geklagt wird, es galt doch mehr als Ausnahme und bestätigt damit zugleich die Regel, daß die Leute sonst regelmäßig sich zur Kirche zu halten gewohnt waren und es daher selbst als etwas Unnatürliches empfinden, wenn, wie in einem Falle als etwas Besonderes erwähnt wird, „eine Frau im Jahre kaum dreimal zur Kirche kommt.“ In einer andern Gemeinde „hat Pastor keine uneinigen Eheleute und weiß nichts von transgressoribus sexti praecepti.“ Manche fromme Stiftung zu irgend einem guten, christlichen Zweck, auch zur Linderung fremder Not ist doch trotz aller sonst herrschenden Engherzigkeit und Hartherzigkeit jener Zeit, wie die alten Kirchenbücher melden, von aufrichtig frommen Seelen, namentlich „up erem Dodenbette“ oder „in erem latesten“ vorehret worden. Einen großen Teil unserer schönsten Kirchenlieder verdanken wir grade dieser Zeit, die eine solche innige Frömmigkeit, eine solche Glaubenstiefe und Glaubenseinfalt, ein solches herzliches Gottvertrauen und demütige Gottergebung atmen, wie wenig andere. Und sie bürgerten sich überall rasch ein, wurden wirklich gesungen, nicht nur in der Kirche und im Gottesdienst, sondern auch in den Häusern und im täglichen Leben. Eine natürliche, treuherzige, unmittelbare Religiosität, die noch frei war von unnötigem Grübeln und Zweifeln, erfüllte die Herzen. Man gab sich einfach dem unmittelbaren Eindruck des göttlichen Wortes hin und konnte lange in der Kirche, selbst im Winter in dem ungeheizten, eiskalten Raume aushalten. Dauerte der Gottesdienst doch regelmäßig zwei bis drei Stunden. Schlicht und einfältig, ohne alle Ziererei und Künstelei, redete man selbst frisch vom Munde weg in der eigenen Mundart, redete plattdeutsch auch mit dem lieben Gott. Plattdeutsche Predigt und plattdeutsche Lieder erklangen im Gottesdienst, plattdeutsch wurde in den Schulen unterrichtet, plattdeutsch war noch die offizielle Sprache im ganzen öffentlichen Leben, vor Gericht und den Behörden. Doch fing schon um diese Zeit das Hochdeutsche mehr und mehr an, die plattdeutsche Mundart zu verdrängen. Hierauf wirkten namentlich die hochdeutschen Generalsuperintendenten Klotz im königlichen Anteil und Reinboth im herzoglichen Anteil des Landes hin, welch letzterer seit 1645 als Nachfolger des jüngeren Fabricius dies Amt bekleidete. Mit diesem Jahre hört in den hiesigen Kirchenbüchern die plattdeutsche Sprache auf, und ebenso wird damals auch im Gottesdienst und Schulunterricht die hochdeutsche Sprache hier offiziell eingeführt worden sein.

Die Kirche, die damals mit ihren Ordnungen und Segnungen noch im Mittelpunkte des ganzen Volkslebens stand, bildete darum auch in jenen bösen Zeiten die Zuflucht für die Unglücklichen und Elenden aller Art. Und nach

Kräften hat sie, soweit die Mittel der damaligen Zeit reichten, die schweren Wunden, die die Kriege und das andere viele Unglück dem Lande schlugen, zu heilen und mit Rat und Tat in dem tausendfachen Jammer der Zeit zu helfen und zu lindern gesucht. Wie eine Mutter hat sie mit hingebender und aufopfernder Treue für ihre bedrängten und geängsteten Kinder gesorgt, hat geweint mit den Weinenden, hat getröstet und ermutigt und in der harten und schweren Zeit mit ihnen ausgeharrt und ihre Last mit ihnen getragen. So mancher evangelische Prediger hat, wie Pastor Rodbertus in meiner Gemeinde Kahleby, selbst sein Leben in solcher selbstlosen Hingabe für seine Gemeinde zum Opfer gebracht, und treue Männer aus allen Ständen, die ein Herz hatten für das Wohl und Wehe des Volks, und die es gottlob noch zu allen Zeiten gegeben hat, die haben auch damals mit frommem, tatkräftigem und unverzagtem Sinn mitgeholfen, daß es wieder anders und besser werden möchte.

Ja, anders und besser! Oder ist es das nicht geworden? Ich habe ja in meinen obigen Schilderungen kein Phantasiegemälde entworfen, sondern nur einfach die Tatsachen reden lassen, die doch am besten uns die Wirklichkeit, so wie sie ist, naturgetreu und ungeschminkt vor Augen führen. Und im Hinblick darauf, meine ich, haben wir alle Ursache, dankbar uns dessen zu freuen, daß jene Zustände gewesen sind, und bei allem, was auch unsere Zeit an Schattenseiten aufweist, bei allem, was auch jetzt noch zu wünschen übrig ist, — dennoch müssen wir sagen: Gottlob, wir sind doch weitergekommen, es ist doch besser geworden, als es ehedem war, und wir wünschen jene Zeiten nicht zurück.



Deiner Heimat.

(An T. H.)

Nun rauschen deiner Heimat Buchen wieder,
Die alten Pappeln flüstern scheu im Wind
Und wecken all die sehnsuchtsstillen Lieder,
Die du gesungen und geträumt als Kind.
Nun gehst du wieder über grüne Felder,
Vorbei am Bach, am spiegelstillen Noor,
Und wieder atmest du den Hauch der Wälder
Und siehst der Nebel duftig-dünnen Flor.
Nun siehst du wieder zwischen grünen Hängen
Den Silberhauch der träumerischen Schlei;
Hier schweigt des irren Lebens wirres Drängen,
Nichts als der Wind, und eines Vogels Schrei.
Und was die wilde Welt in Schlaf gesungen,
Wacht neu und jung in deiner Seele auf,
Und all die seligen Erinnerungen,
Die heimatsüßen, ziehen still herauf.

Und grüßen dich mit liebereichen Händen,
Hier wohnt dein Glück, hier ist dein schönstes Heim.
Verschont von deines schweren Lebens Bränden,
Ruht hier von Glück ein ewig junger Keim.

Hier rauscht dir die Natur von stillem Frieden,
Hier träumt die Schlei mit dir den alten Traum;
Und was an Härten dir die Welt beschieden,
Spürst du in deiner Kinderheimat kaum.

Kurt Küchler (Gr.-Flottbek).



Tierreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Blindschleiche:
   a. Kunn ik hören, kunn ik sehn,
   Biten wull ik dör en Flintensteen.
   (Müllenhoff S. 479.)
   b. Kunn ik hör'n un sehn,
   So stek ik dör den hartsten Steen,
   Doch nich dör Minschenbeen.
   Stormarn. (Suck in Oldesloe.)
   c. Kunn ik beides, hören un sehn,
   So wull ik steken dör Stahl un Steen.
   d. Kunn ik sehn
   As min Broder Een,
   So wull ik stek'n
   Dör en hart'n Flintsteen.
   Ostorf, Dän. Wohld. (Am Urquell II S. 27.)

e. Kunn ik sehn
Twischen twölf un een,
As min Brod'r Kassen,
Denn wull ik steken
Dörch den hartsten Flintsteen,
Dat de schull bassen.
Seheſtedt. (Am Urquell II S. 27.)

2. Biene:
a. Imm Wis'r,
Sett di nied'r
In dat gröne Gras,
Drigg Honig un ok Waß.
Schwansen. (Am Urquell V S. 22.)
b. Imm, Drahn un Wiese,
Ik verbeh ju Bäum, Kark un Hüser,
Sett ju in dat Gras,
Dragd Honig un Waß.
Schwansen. (Am Urquell VI S. 20.)

3. Bock:
a. Klasohm sin Zegenbock
Is in min Garn,
Fritt mi all de Kohl op,
Deit-mi vel Schad'n.
Buck, Buck, Buck, packe di,
Oder ik kam achter di,
Denn ik will di wull krieg'n,
Ik do di de Steert affnie'n.
Hohenwestedt. (Wegener, Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, S. 69.)
b. Lamm und Bock:
Dat du min Eilamm bist
Un ik din Bock;
Dat du mi lieden magst
Un ik di ok.
(Diermissen, Ut de Muskist, S. 30; Wegener, S. 186.)

4. Buchfink: Warum, warum kommst du nicht ein einziges Mal? — Goldammer: Ik, ik hef keen Ti—id! (oder: Ik, ik lick Schi—it!) Fürst. Lübeck.

5. Elster:
Heister mit den langen Schwanz
Is de Brut er Vördanz.
Neustadt i. H. (Helbing.)

6. Esel:
As de Mund is, so is ok de Salat,
Sä de Esel, as he Disteln frat.
(Diermissen, S. 27.)

7. Fledermaus:
Fellermus,
Ga to Hus,
Ga to Bett,
Slap di fett.

8. Froschgespräch:
Moarks, moarks, moarks!
Wonehr wollt du backen?
„Morg'n, morg'n, morg'n!"
Denn back ik — ik — ik ok!
Denn back ik — ik — ik ok!
Fürst. Lübeck.

9. Fuchs:
De Voß weer in de Eng bröcht
Un harr ganz fünsch seggt:
De Jägerlumpen,
De Bliklumpen
Un langnäste Hunn
Het de Düwel erfunn.
(Diermissen, S. 28.)

10. Gans:
Martens-, Martensgöse,
Ji sünd ok allto böse.
Hier en Stohl un dar en Stohl
Un dar en Pannkok twischen.
(Diermissen, S. 32.)

11. Goldammer:
Lick, lick, lick Schiet,
Is 'ne düre Tied.

12. Habicht:
a. Hak, Hak, Höhnerdeef,
Krigst wat mit 'n Klütenschleef.
(Suck in Oldesloe.)
b. Kükewieh, de Haunerdeif,
Sleit sin Olsch mit 'n Klütensleif.
(Anspielung auf den ehelichen Zwist.)
(Lehrer Vagt in Kükelühn bei Hansühn.)
c. Küketweih,
Du Höhnerdeef,
Wat heſt du mi stal'n?
Eenen olen Schötteldok!
Den schast du mi betal'n.
d. Wih, Wih, Wih, Hauer,
Fleeg œwer dat Mauer,
Fleeg hoch in den Heven,
Lat min Gössel man leven.
(Diermissen, S. 39.)

13. Hahn und Hühner:
a. Kikeriki, du rode Hahn,
O, lehn mi doch din Sporen!
Ik will ut to frien gahn,
Dat schall nich lange waren.
(Müllenhoff S. 479.)
b. Een Hahn, een Hehn, een Tick-tack-tuck,
Een Schap, een Lamm, een Zegenbock.
(Suck in Oldesloe.)
c. Een Hahn un een Hehn un een Tuckel-tuckel-tuck,
Een Schap un een Lamm un een Buck-buck-buck,
Een Sög un een Farken, sünd dat nich söß Schwien?
Wa schree dat oll Farken, wa danzt dat oll Schwien!
(Lehrer Kähler in Altona.)
d. De Wind weiht,
De Hahn kreiht,
De Voß ligt achter'n Tun, [1])
Un wenn de Brut to Kark geiht,
So röpt de Pagelun.
(Suck in Oldesloe.)

[1]) oder: De Bäcker backt,
De Stuten knackt
(De Klock sleit acht).
oder: De Snieder sitt op 'n Disch
Un neiht. Fürst. Lübeck.

e. Do röppt de Pagelun:
Lewen Kinner, blieft doch hier,
Hier is Köst un Kinnelbier.
Fürst. Lübeck. (Vgl. Diermissen, S. 25.)

f. Tuck-tuck-tuck, min Höhneken,[1])
Wat deist du in min Hof?
Du plückst mi all de Blomen af,
Du makst dat gar tau groff.
Mudder sall di haln
Un Vadder sall di slan.
Tuck-tuck-tuck, min Höhneken,
Wi sall di dat noch gahn!
Plön (Blohm), Schwansen. (In Dithmarschen, Bramstedt (Ehlers) nur die ersten vier Zeilen bekannt.)

[1]) oder:
Tipe, Tipe, Hęne,
— — — — — —
Dat makst du mi to groff.
Dat will ik to Vatter seggen,
Mutter schall di slan.
Ach, dat lütte Tipehęnchen,
Wi will dat di doch gahn!
(Carstensen in Achtrup.)

g. Tipe, Tipe, Hęne,
Tret di an de Sporen,
Ik will ut to frien gahn,
Dat schall nich lang woren.
(Carstensen in Achtrup.)

h. Huhn:
Gack, gack, Ei:
Dat liggt hier bab'n in't Hei,
Nu kumm man ropp un hal di't her,
Denn morg'n legg ik hier noch mehr.
Christiansholm. (Wegener, S. 79.)

i. O Moder, o Moder, min Küken is dod,
Harr ik min Küken wat eeten geven,
So weer min Küken beleeven bleeven,
O Moder, o Moder, min Küken is dod.
(Schütze, Holst. Id. II S. 363.)

k. Fru, heft du de Höhner indan,
Höhner indan, Höhner indan?
Ja, ik heff se all indan
Bet up den Hahn, bet up den Hahn.
Wo is denn de Hahn blęb'n,
Hahn blęb'n, Hahn blęb'n?
De is up't Dack stęg'n,
Dack stęg'n, Dack stęg'n,
Sitt'n blęb'n, sitt'n blęb'n.
I, de verrückte Hahn.
(Diermissen, S. 33.)

Volkskundliche Findlinge.

Von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

Nachsprechespiel. Dar weer mal'n Mann, de harr dre Döchder. De erst heet: Barwiabinka, de twete heet: Biwiabarwiabinka, de drütte heet: Zingeknickknackknawiabiwiabarwiabinka. Do nahm Biwiabarwiabinka e groten Steen un smeet Zingeknickknackknawiabiwiabarwiabinka an d rechte Been. Do fungn Zingeknickknackknawiabiwiabarwiabinka an t ween. (Süderstapel in Stapelholm.) (Vergl. auch Dr. W. Mannhardt, Germanisch Mythen, S. 656 f. und Am Urdsbrunnen VII, 110.)

Döös utsnieden. Von einem, der dösig (das Wort läßt sich durch dumm nich genau wieder geben) ist, sagt man: „De Döös mut em utnahm wardn." In Eiderstedt sagt man: De mut na de Kolnbüttler (Koldenbüttel) Smitt hin, de mut en de Döös ut sniedn." Hier in Eiderstedt pflegt man auch von einem ganz Dummen zu sagen: „D is so dumm, dat man em nich utn' Fenn Bohn rutwiesen kann, wenn dar ok te Hecklöcker sünd." In Dithmarschen heißt es von einem Dummen: „He is mit 'n Dumm büdel kloppt." In Angeln heißt es: „Gah hin na Hostrup un lat di de Döös utsnieden." Hier hat man nämlich einen Speicher, worin alle „Döösen" aufgewahrt werden. (Verg Müllenhoff, Sagen usw., S. 92.)

Heurecht. In Dithmarschen herrscht noch zuweilen der Brauch, daß eine Manns person einer Frauensperson, die zum erstenmal mit aufs Heu geht, das Heurecht gib Was heißt das? Die Mannsperson umfaßt das Frauenzimmer, wirft es nieder un wälzt sich mehrmals mit derselben herum. So sah ich hier vor Jahren, daß ein älter Landmann seinem Dienstmädchen so das Heurecht gab. In Eiderstedt nennt ma diesen Brauch metrünneln.[1]) Ist ein Deich in der Nähe, so „trünneln" Männlei und Weiblein den Deich herunter. Vergißt ein Knecht das Metrünneln, so setzt da betreffende Mädchen ihm zuweilen wohl einen Teller mit Salz und Hafer vor und sag „Du heft mi ni metrünnelt." In Witzworth in Eiderstedt geschah es vor Jahren, da ein Dienstmädchen abends dem Knecht eine Untertasse mit Salz und Hafer vorsetzte un dabei obige Worte sprach. Da springt der Knecht auf und sagt zu dem Mädchen „Kumm mit rut!" Draußen umfaßt er das Mädchen, wirft es zur Erde und wäl sich mit ihm von der Warft herunter, immer rascher und rascher und — endlich falle beide in den Graben. Hütejungen oder Dienstknechte im Solling erhalten bei dem Gren umgang eine Ohrfeige, damit sie die Grenze nicht vergessen. Niedersachsen XII, H. 9.

[1]) Meland, ostfries. u. norfries. medland = Mähland, das Gegenteil von Weidelan

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 6. Juni 1908.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Ein Bild seines Lebens und Schaffens.

Von **Ernst Kammerhoff** in Itzehoe.

III.

Wenn ich mich nun den epischen Dichtungen zuwende, so nenne ich zuerst einige kleinere, unter denen „Das Sommerfest," Goethes „Erlkönig" nachgebildet, „Neben Gewittern," ein Bild aus der Zeit der Belagerung von Metz, „Genrebild," „Altes Bild" und „Desdemona," Zeichnungen aus dem Norden und aus Venedig, und endlich „Carmen," das Bild der herzlosen Spanierin, wenigstens der Erwähnung verdienen. Für bedeutender halte ich aus der Nachlese „Die Legende" und die prächtige Romanze „Ketzertaufe" wegen der echt deutschen Einstimmung. Umfangreicher ist schon „Der schwarze Hanns," der das Wohlgefallen jedes Weidmanns erringen muß. Eigenartig an der Dichtung ist das Problem der Seelenwanderung und Vergeltung. Von wunderbarem Zauber umgeben scheint mir „Sulamith." Das ist Nächstenliebe, praktisches Christentum! Daran reiht sich „Judas in Gethsemane," das wie jenes den biblischen Stoff uns näher bringen will. Judas schmäht den Erlöser in furchtbarer Weise und will ihn verraten, um an ihm zu rächen, was Gott seiner Ansicht nach an den Menschen gefrevelt hat. Wahrlich, ein Abgrund von Verworfenheit! Und Jesus schweigt, und diesem Schweigen ist Judas nicht gewachsen. Er flieht in die Nacht hinaus, als er den Herrn den Kriegsknechten überantwortet hat. Ein Leidensblick folgt dem irrenden Kinde nach, und dieser Blick spricht:

„Ob groß die Schuld, ob groß auch das Gericht,
die Liebe wird am allergrößten bleiben."

Trotz mannigfacher Schwächen, die sich in der nur angedeuteten Handlung und der ununterbrochenen Lästerung des Verräters zeigen, ist die Dichtung herrlich und schön wegen der warmen Liebe zu den Menschen und der Absicht, im Sinne des Christentums zu wirken. Dazu kommt eine fast klassisch zu nennende Sprache und eine Fülle von Gedanken, die in philosophischem Gewande dem klaffenden Riß im Menschenleben und der Erlösung nachgehen.

In „Hans Habenichts" begegnen wir einer echt romantischen Dichtung, indem sie sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchtet. Wieder ist die Handlung nur lose angedeutet. Das Ganze ist stark lyrisch gefärbt. Verratene Liebe, soziale Tendenzen und die Liebe zum deutschen Vaterlande sind die Brennpunkte der entzückenden Dichtung. Und dazu kommt die außer-

ordentlich persönlich gehaltene Färbung. Hans Habenichts oder Hans Fahrinsland, wie die Krämer der reichen Stadt ihn spottweise nennen, verliert seine Braut an den reichen Ratsherrn. Nachdem er lange Zeit gegen die Ungläubigen gefochten hat und für seine Heldentaten vom Kaiser zum Ritter geschlagen worden ist, kehrt er heim, nimmt die Stadt im Sturm, läßt aber den Nebenbuhler seiner Frau wegen ungeschoren und kommt,

„vom Zwang des Bösen,
von Goldesmacht, der Gott geflucht,
die Niedrigen zu lösen."

Beherzigenswert ist, was er dem Mammonismus und Kapitalismus ins Stammbuch schreibt:

„Sie pfänden der Witwe letzte Kuh
und lassen vom Fisch die Gräten,
sie wuchern und borgen aus voller Truh'
den kaiserlich römischen Räten.
— — — — — — — — — — —
Sie preisen Krieg und Völkermord
als göttliches Recht der Staaten."

Dafür wollte Hans Habenichts die Kaufstadt züchtigen; dahin bezeichnet er seine Tat.

— — — — — — — — — — —
„Ich habe von Prunk und Krämerschaft
gesäubert die Tempelhallen,
ich habe Hoffart, hab' Verrat
gestraft mit Feuerruten;
nun hilf mir, Herr, zur letzten Tat,
laß mich als Büßer, als Soldat
fürs Deutsche Reich verbluten."

Und dann, nachdem sein Lebenswerk abgeschlossen ist, zieht er fort, und mit dem Wunsche für sein seliges Ende schließt die lyrische Novelle:

„Über die schwäbischen Hügel fern
zieht ein großer, fallender Stern;
nimm ihn sacht in deine Hand,
führe zur Heimat Hans Fahrinsland!"

In dem Liederkranze „Fatthûme" schlägt er ein Thema an, das er ausführlich und erschöpfend in seiner Epen-Trilogie behandelt. Die Dichtung ist gewissermaßen ein Vorspiel dazu und zeigt, wie Schoenaich damit gerungen hat, das Wesen des Weibes zu ergründen. Die Handlung ist auch hier nur flüchtig umrissen. Es kommt ihm vor allen Dingen auf das Gedankliche an, und da wird zuzugeben sein, daß die Dichtung weisheitsfroh ist und in der Form der Spruchdichtung seltene Vorzüge in sich vereinigt. Ein weiterer Vorzug ist die Glut der Gestaltungskraft und die Schönheit der Wüstenbilder, die geradezu glänzender Art sind. Den Mittelpunkt der Betrachtung bildet das Weib, der Quell alles Bösen: so seine Auffassung. Fatthûme, das „wilde Kind der Tropen," die „stolze Tochter der Abencerragen," erwidert die tiefe, aufopfernde Liebe ihres Anbeters nicht, sondern bleibt kalt wie Stein und Eis, und ihm ist es,

„daß sie geschwommen durch die düsterblaue
Unendlichkeit, sich eisig anzufeuchten,
um hier auf Erden unter deiner Braue
mir hoffnungslos und ewig fremd zu leuchten."

Schön ist sie, aber ihr Herz?! „Da gähnt die tiefe Wunde." Er nennt sie „ringschillernd, eine halb erstarrte Schlange." „Du sahst die Beute lange hohnvoll an und wärmtest dich und hast hineingebissen." Sie wird die Gemahlin des Sultans und stirbt, wie der „Sang des Türmers" kündet, eines geheimnisvollen Todes. Das der Gegenstand, den er in achtzehn Liedern, geschwellt von glühender Leidenschaft, behandelt.

„Und über Sturm und Möwenschrei
wandert die Karawane
meiner letzten Liebe vorbei,
meine Fata Morgane."

Trotz des Schmerzes kann er nicht schweigen; ja, er sonnt sich in dem Glück, begnadigt zu sein, zum Ausdruck zu bringen, was er um Fatthûme gelitten hat.

„Dem Dichter ist ein leuchtend Los gefallen:
Wer Großes schuf, reißt aus der Nacht der
Zeiten
ein sterblich Weib, das er geliebt vor allen,
zum Sonnenstrom versöhnter Seligkeiten.

So will auch in Liedern ew'ger Dauer,
du stolze Tochter der Abencerragen,
das Weh um dich, die Weltlast meiner
Trauer,
als Büßer Atlas zu den Sternen tragen."

Und nun zu dem Höhepunkt seines Schaffens auf epischem Gebiet. Es handelt sich um eine Trilogie, die scheinbar ohne Zusammenhang doch eine Einheit bildet, und deren erstes Glied „Angelina" heißt. Angelina, „das Mädchen aus der Fremde," das Blumenmädchen in Rom, tritt abends in das Atelier eines deutschen Malers, der seine Freunde um sich versammelt hat. Dort lernt der Dichter sie zuerst kennen. Auf ihren Wunsch spielt der Hausherr Schuberts „Lied am Meer," eines jener Lieder, von denen sie sagt: „Sie sind so traurig, eure deutschen Lieder." Man merkt ihr die innere Erregung an; dann aber ist sie zuerst gefaßt.

„Das griff mich an. Weh, dem das Herz durchschlagen
der Sturm des Schönen bis zum tiefsten Kern!
Es bleibt ihm selbst ein Sturm noch selten fern,
denn wer den Blitz liebt, muß den Schlag ertragen."

Während die anderen noch verweilen, geht der Dichter mit dem Maler Gaston fort und muß hören, daß Angelina, dem

„umflog das Köpfchen zarter Heil'genschein —
den konnte nur ein totes Mütterlein
in Angst und Schmerz darum gebetet haben,"

verkommen wird.

„Du bist ja schön! Dein Herz ist stolzgeschwellt,
und du bist gut! Genug — es hat die Welt
dein Los besiegelt. Du wirst elend enden.
O Schönheit, Schönheit, Danaergeschenk!
Weh jedem, dem dein leuchtend Stirngehenk
als blitzend Stigma ward ums Haupt geschlagen!"

Damit haben wir das Thema der Dichtung angeschlagen: das Weib als Opfer des Mannes. Gaston will den Beweis antreten, daß der Wurm schon in der Blüte ist, und folgt mit ihm Angelinas Spur, die in einer schlichten Hütte verschwindet.

„Und Gaston lachte. Seht, mein Freund, hier haust
Frau Martha Schwerdtlein. Drinnen sitzt Herr Faust,
und Gretchen kam. *Die schönste Mondscheinszene!*
Ja, Meister Goethe, großer Realist,
du weißt, was Wahrheit, weißt, was Leben ist,
du maltest gut!"

Aber was sehen sie, wie sie durchs Fenster blicken? Angelina am Bette eines fiebernden Kindes! Und während Gaston, tief gerührt über das erschütternd-liebliche Bild, für sie beten will, bleibt er hartnäckig dabei:

„Dein blumenhafter Leib
muß in die Gosse — dann, verblühtes Weib,
magst du verwehn, vergehn im Erdenwinde."

Der zweite Teil beginnt. Der Schauplatz ist Neapel. Auf einem Feste hört der Dichter von Angelina als einem verkommenen Mädchen. Sie machen sich zu ihr auf und finden sie in der Kirche auf der Totenbahre.

„Und ein Schimmer lag
auf dem geschloßnen blütenroten Munde,
als hab' der Tod mitleidig fortgeküßt
das letzte Zucken und das letzte Weh,
die letzten Schlacken. — — — — —
Mich zwang es nieder, und die tote Stirn
mit ihrem Zug von ungelöster Frage

streifte mein Mund. Schlaf wohl in diesem
Kusse,
verblühtes Kind. Es müssen Blumen sein,
im Scharlachschmuck der Schönheit aufzuflammen
am Straßenrande. Dir wird Gott verzeihn."

Der Ostermorgen bricht an, und: „Christus ist auferstanden!" hallt es durch das stille Gotteshaus.

Die Charakterzeichnung der Personen ist scharf umrissen; nur bei Angelina versagt die Kunst. Sie erscheint als ein Mädchen aus einer anderen Welt, ist eine Huldgestalt am Bette des kranken Kindes und macht auf der Totenbahre nicht den Eindruck des gefallenen Mädchens. Der Dichter bleibt uns die Antwort auf die Frage schuldig, wie sie so weit hat sinken können. Die Frage tönt fort und findet keine Lösung in den Osterklängen. Und auch die andere, warum die Schönheit wie ein Fluch auf den Menschen lastet, wird trotz aller Philosophie nicht beantwortet. Dazu fehlt dem Ganzen die rechte Einheit. Man merkt der Dichtung die Jugend des Poeten an; trotzdem hat sie ihre großen Schönheiten, die ich sowohl in der herrlichen Sprache wie in dem tiefen Gefühl, aus dem heraus sie entstanden ist, sehe. Und ich bin überzeugt, daß sie keinen kalt lassen wird. Hinzu kommt die edle Reinheit, die das Werk verklärt, und die Stellung des Dichters zu Angelina, die einer Anklage gleich lautet:

„Uns andre doch, mög' er uns nicht verdammen."

Ungleich bedeutender ist der zweite Zweig in dem Epenkranz. Die „Sphinx" zerfällt in vier Bilder. In dem ersten, einem ungewöhnlich freundlich-friedlich-sonnigen Ausschnitt, lernen wir Guy, den Offizier aus dem Norden, und die Grafentochter Santa kennen. In kindlichem Liebesspiel verbringen sie die Stunden bis zum späten Abend und geloben sich ewige Treue. Es sind die letzten Stunden vor langer Trennung; denn Guy muß in den Krieg. — Ein rauher Herbstabend vor dem Feind. Ein Fähnrich erzählt, daß gerade an diesem Tage Donna Santa sich des Papstes bejahrtem Kammerherrn Cesar Balbi vermählt habe. Aber schon hat Guy die Klinge gezogen, um ihn wegen der Verleumdung zu züchtigen. Als er sich dann von der Wahrheit der Aussage überzeugt hat, ist er wie umgewandelt und fordert die ganze Gesellschaft auf, mit ihm zu feiern. Statt aber zu trinken, gießt er den Wein ins Feuer und stürmt mit seinem Fähnlein in die dunkle Nacht hinaus. — Nachtszene bei dem Rabbi Zephanja, den Guy aufsucht, um von ihm zu erfahren, warum die Frau urfalsch und treulos sei. Ihm wird die Antwort:

„In den schönen Leib,
den süßen, sinnbetörenden des Weibes
goß er Gemeinheit. Ja, der Schöpfer ist
ein guter Hirte: allzu tiefer Trunk
schadet dem Tiere."

Und weiter sagt der Weise:

„Es ist das Weibliche die dunkle Frage,
die jedem, der hinaus ins Leben stürmt,
als ernster Prüfstein sich entgegentürmt.
Ob früh, ob spät, für jeden wird am Ende
das Weibliche zur Lebenssonnenwende."

Er mahnt ihn, zu entsagen und den dunklen Strauß aus der Hand der Sphinx entgegenzunehmen,

„den formen: Schmerz, Kampf, Arbeit und Vergessen."

Aber Guy genügt die Antwort keineswegs; er will den unstillbaren Durst löschen „und rachesatt zugrunde lachend gehn." Und fort stürzt er in die Nacht. — Im Schlafzimmer Santas finden wir ihn wieder, und auf seine Frage, warum sie falsch sei, erwidert sie: „Ich weiß es nicht." Da kommt es über ihn wie Offenbarung, und er spricht sie aller Schuld ledig.

„Ich sprech' die Frau von jeder Fehle los,
weil Gott mit Stein ihr leuchtend Herz umschloß,
weil um das Licht, das in ihr loht, sein Neid
als Hülle schlug ein kaltes Marmorkleid,
damit die Menschheit vor der Tempelhalle
im Staub gebückt Entsagungsworte lalle."

Und dann erliegen sie dem Sinnesrausch. Aber am Morgen verkündet sie ihm, der angeekelt von der Erkenntnis, einer Sphinx gleich das Wesen des Weibes:

„In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen
in uns zu wecken, daß wir aufwärts dehnen
zu Gott empor des Lebens Probeflug."

Einst aber wird die Sphinx erlöst werden und „das Hohelied versöhnter Ewigkeit, ein großes Liebeshalleluja singen." Dann ist das Rätsel Weib gelöst. Guy, der einen Stern fallen sieht, führt „ohne Laut noch Wort den Dolch ins Herz." Er ist am Weibe zugrunde gegangen: das der Grundgedanke der „Sphinx."

Während „Angelina" einer äußeren Veranlassung ihre Entstehung verdankt, ist die „Sphinx" die Verkörperung tiefster, eigenster Lebenserfahrung. Professor Dr. Friedrich [1]) nennt die Schöpfung monumental; ich kann mich seinem Urteil nur anschließen. Das Problem, dem Schoenaich schon in „Angelina" nachgegangen ist, behandelt er von der entgegengesetzten Seite und zeigt, wie das Weib dem Manne zum Verderben gereichen kann.

Die Dichtung ist nicht frei von Schwächen. Zunächst gibt sie keine erschöpfende Antwort auf die Frage, die dem Ganzen den Stempel aufprägt. Weiter ist es eine Übertreibung, zu behaupten:

„Sie ist die Sphinx mit Marmorbrust, daran
der Menschheit Strom sich in zwei Rinnen teilet,
davon die eine spärlich zu dir eilet."

Zudem nimmt das Philosophische einen zu breiten Raum ein und wirkt störend auf den Gang der Handlung, die überdies wie in „Angelina" nur angedeutet ist.

Das hindert indes nicht, die Dichtung wahrhaft groß zu finden. Sind auch Guy und Rabbi Zephanja keine eigentlich lebensvollen Gestalten, so ist Santas Zeichnung um so gewaltiger. In der ersten Szene hat sie der Dichter mit einem Realismus hingeworfen, daß sie vor uns hintritt als entzückendes Bild der Reinheit und des Sonnenscheins. In der letzten Szene verblaßt sie allerdings wieder, um in der Erscheinung der Sphinx abermals in geradezu gigantischer Größe zu erstehen. Das erste und zweite Bild sind in ihrer Stimmungsmalerei Kabinettstücke, dort die freundlich-sonnige Natur und die Menschen mit dem Sonnenschein im Herzen und hier die dunkle, wilde Nacht und der Mensch mit Tod und Nacht im Gemüt. Unheimlich lasten auf uns die dritte und vierte Szene, besonders Guys Selbstaufopferung. Und weiter die tiefen Gedanken über das Weib und seinen Einfluß auf den Mann, über des Menschen Dasein und sein Verhältnis zu Gott. Hier klafft noch der große Spalt, der seine Erklärung in der Dissonanz, die des Dichters Brust durchklingt, findet. Das Gewand ist glänzend. Die „Sphinx" gehört zu den bedeutendsten epischen Schöpfungen seit Goethes Tod.

Den Schlußstein, den versöhnenden Ausklang, fügt dem stolzen Bau der Trilogie „Don Juans Tod" ein: das Weib als Erlöserin des Mannes. Wie sich „Die Sphinx" mit der Zeit des Gährens und Drängens in ihm deckt, so zeigt „Don Juans Tod" deutlich die Spuren seiner Weiterentwickelung, daß er Frieden in Gott gefunden hat und das Weib ihm nicht mehr ein Rätsel ist, nämlich:

„Das Herz der Frau, die still im Jugendschimmer
und Jugendliebe sein ward, sein für immer.
Die Liebe beut mit läuternder Gewalt
aus weißer Frauenhand den Kelch der Gnaden"....

[1]) Prinz von Schoenaich-Carolath von Prof. Dr. Friedrich. Verlag von Cronbach in Berlin. Eine inhaltsvolle Schrift.

Im Grusenlande am Kaukasus wartet die jungfräuliche Königin Diava des Fluchbeladenen, den sie, im Traum geschaut, erlösen will. Sie hört das Machtgebot.

„Du rettest ihn aus Untergang und Tod.
An deine Hand, in dein Gebet, dahin
an deine Brust — kein Himmel ohne ihn."

Unter dem Bann kommt es von ihren Lippen: „Er bleibt dein Herr, du bist ihm angetraut." Und daher ihr Gelübde:

„Ja, fesselt an die Höllenmacht des Bösen
Gelübde dich, Trieb und Blutsbrüderschaft,
ich will dich retten, werde dich erlösen."

Don Juan bricht in die königliche Burg ein, und eine Stimme in ihr sagt es, daß er es ist, den sie gewinnen muß. Als sie ihn nach dem Grund seines Erscheinens fragt, nennt er es eine „große, neue Leidenschaft," und obgleich ihr „zu Schutt der keusche Herzenstempel bräutlicher Hoffnung brach," wird sie nicht irre. „Er zählt doch zu den Großen." Auf ihre Frage nach seinem Lebensziel nennt er „das Weib — am Weibe nur ein Göttliches: den Leib." Sie aber, von Mitleid gebeugt, erinnert ihn an seine Mutter und an ein Frauenherz, das ihm zu eigen ward für immer, worauf er antwortet, daß er nicht das Weib, sondern Weiber will. „Mein Leitstern ist der ew'gen Schönheit flammendes Fanal." Hat Diava schon einmal den Kommandanten der Garden, der den frechen Eindringling seiner Strafe überliefern will, schroff zurückgewiesen, so kann sie dem Rat, an dessen Spitze der Archimandrit kommt, den Eintritt nicht verwehren. Nach dem Gesetz des Landes ist aber jeder, der mit Waffen in die Burg eindringt, dem Tode verfallen. Wie sucht sie ihn zu retten? Sie erhebt ihn zum Fürsten und Gemahl. Und Don Juan? Er nennt Ehepflicht „Selbstmord, Nichtsein, Tod." Die Wut der Menge kennt keine Grenzen. Trotz seiner Gegenwehr wird er gefesselt und dem sicheren Tode ausgeliefert. Diava fleht für ihn vergebens. Da erklärt sie:

„Nicht seines Lebens nachtgeweihten Flug,
doch seiner Seele Heil laßt mich erretten."

Man bringt Don Juan in die Schloßkapelle. Diava und der Archimandrit folgen. Aber auf dessen Vorstellungen hat der Frevler nur die Entgegnung: „Ich will bejahen, und du willst verneinen," indem er auf seinen Lebensdrang und auf des Priesters Weltentsagung hinweist. Und wieder will Diava ihn retten, seine unsterbliche Seele, und wirft die Frage nach seiner Herkunft und Art auf. Don Juan kündet ihr, daß Ahasver sein Vater, Venus seine Mutter und Faust sein Bruder sei.

„Das Priestertum der Lust, des Sangs, der Dirnen
schuf Don Juan, sein Zwillingsbruder Faust
als Fürst weltferner Hochgedanken haust
in deutschen Herzen, deutschen Dichterstirnen."

Im Vorgefühle seines baldigen Todes erklärt er, daß alle Sinnlichkeit in ihm schweige, daß „ihr frommer Blick sie schmerzlos vergessen macht." Und während Diava beseligt glaubt, daß die letzte Schlacke gefallen sei, kommt der Sturm der Leidenschaft über ihn. Sie spricht „zitternd, glutdurchflammt": „Leib oder Seele?"

„Die Seele, rief er, denn ich liebe dich
und will dir folgen durch die Seligkeiten."

Und während die Flammen lodernd an ihnen emporlecken, „rief sie mit letztem Liebesworte":

„Und harrte deiner an der Himmelspforte
um deiner Sünden der Dämonen Schar,
und wenn dich tausend Mutterflüche bänden,
zurück scheucht' ich sie mit erhob'nen Händen."

Don Juan ist erlöst mit Diava himmelwärts gegangen.

„Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
im Heimatland, des Frühling ewig währt."

„Don Juans Tod" ist das reifste Werk des Dichters. Es ist bei aller Leidenschaft des Helden abgeklärt und atmet die Ruhe der alles überwindenden Liebe. Ist je ein Werk in der Sprache Farbenpracht getaucht, so ist es „Don Juans Tod." Auch sonst trägt es die Spuren der Meisterschaft in seinem Aufbau und der Klarheit der Durchführung. Nicht vergessen will ich der Erhabenheit und des gefühlstiefen Reichtums der Gedanken. Dazu ist die Idee des Don Juan modern gefaßt und trotz aller Klippen in ausgezeichneter Weise zur Durchführung gelangt.

Und soll ich noch kurz über den Epiker Schoenaich mein Urteil zusammenfassen, so ist es dies: Ist auch sein Stoffgebiet eng umgrenzt, seine Darstellung oft stark subjektiv gefärbt, die Handlung nicht immer straff und oft lückenhaft, so wiegen seine Stimmungsmalerei, seine glänzende, blendende Sprache, sein Hochflug der Gedanken und sein warmfühlendes, schönheitsfrohes Herz so schwer, daß dem gegenüber alles andere schweigt. Höhenkunst ist es, die er uns bietet, Werke von unvergänglichem Werte sind es, die er uns geschenkt hat.

Und nun will ich noch kurz seine Prosaschriften nach der Zeit ihrer Entstehung behandeln. „Geschichten aus Moll" nennt sich die erste Sammlung, so ihr Grundton und der aller übrigen Erzählungen und Novellen. „Sonnenuntergang" erzählt von dem selbstgewählten Feuertode eines Ritters nach vollzogenem Racheakt an der Reichsstadt, die ihm sein Liebstes genommen hat. „Schön-Lenchen" ist auf einen ähnlichen Ton gestimmt. Sie, die Goldschmiedstochter, nahm den andern, den reichen Mann, während Junker Reinhart mit dem treuen Herzen das Nachsehen hat und als Mönch, dessen steinernes Bild später auf dem Münster zu Straßburg aufgestellt wird, sein Leben beschließt. Von Bitterkeit gesättigt ist das Märchen: „Vom Könige, der sich totgelacht hat." Nur dreimal lacht Sigo in seinem Leben: als die Liebe über ihn kommt, als er betrogen wird und er den Glauben an die Menschheit verloren hat. Daran reiht sich ein anderes, dessen Bedeutung der Dichter dahin kündet: „Thule, das heilige, versunkene Land, ist meine Jugend, und jene süße, frühverlorene Frau, sie eben war — die Königin von Thule." In „Entlang den Hecken" entsagt Annie ihrem Vetter, damit er durch den Schmerz aufgerüttelt und zum Künstler geadelt werde. Einen ähnlichen Gedanken spricht „Lia" aus, in der sich ein armes Mädchen für ihren Geliebten, einen Maler, opfert, um ihm die Bahn zum Ruhm freizugeben. In „Der Kerze" entscheidet sich Helene nicht für den ernsten Gelehrten, sondern für den Kaufherrn, der ihr in nüchternster Weise die Vorteile einer Verbindung mit ihm auseinandersetzt. „Am Strome" schildert in herzergreifender Art den Selbstmord eines armen Mädchens am Weihnachtsabend, das nicht in Schande hat leben wollen. „Die Rache ist mein" behandelt das Problem, wie sich die Schuld der Väter an den Kindern rächt. „Der Nachtfalter" endlich zeigt, daß Großes in der Sphäre der Mittelmäßigkeit keinen Platz hat.

Einige Bilder sind hervorragend schön, andere tragen kleine Fehler an der Stirn in der Charakterzeichnung und dem Mangel an Realismus. Was ihnen allen aber gemeinsam ist und sie großzügig macht, ist die Tiefe der Empfindung, der Glanz der Sprache, die Feinheit der Beobachtung und die Größe der

Gedanken. Die Märchen sind einzig, „Schön-Lenchen" und „Entlang den Hecken" ein voller Ausklang und „Die Rache ist mein" und „Lia" von gewaltiger Tragik.

In „Tauwasser" behandelt Schoenaich die Entwickelung und das Liebesleben Bent Sörensens, des Pastorensohnes aus Jütland, der Mathematik studiert und infolge verratener Liebe zum Dichter wird, ein Thema, das bei ihm so oft auch in seinen Liedern anklingt.

Was an der Dichtung auffällt, ist die psychologisch vollendete Zeichnung des Studenten, seine treue Arbeit, sein Pflichtgefühl, seine gänzliche Unberührtheit von der Welt, sein mitleidiges Herz, dann seine Wandlung durch seine Liebe zu Giacinta, für die er alles daransetzt, selbst sein Leben. Ein wunder Punkt ist vielleicht die völlige Entsagung, die durch seinen Vater herbeigeführt wird; aber auch sie läßt sich erklären aus seiner früheren Erziehung und einer gewissen Unselbständigkeit. In seinem Wesen klingt eine abgerissene Saite fort. „Man ahnt wohl das Vorhandensein einer Kraft, fühlt aber sofort, daß diese Kraft früh und im Keime gebrochen ward." Schön sind George von Versen in seiner Freundestreue, der Hofrat in seinem stillen Werben, der Jude in seinem Haß, Zia in ihrer Stellung als Kupplerin und endlich Giacinta in ihrer Reinheit und mädchenhaften Hingabe, allerdings auch in ihrer Schwäche — und hier ist eine Lücke — gezeichnet. Die Szenerie trägt den Stempel des wirklichen Lebens an sich; die Schilderung des Leihhauses z. B. halte ich für vorzüglich.

Die eigentlichen Gedanken künden uns Versens Worte, der zu Bent sagt, indem er auf die zu früh erschlossenen Knospen vergleichend hinweist: „Wenn ein Herz von sehnsüchtigerem, höherem Schlage zu früh aufgeküßt wird von der urewigen Sonne, wenn es zu jäh erfaßt wird vom Sturm des Schönen, so stürzen bald die Wasser darüber, unwendbar, rächend, gesetzerfüllend." Daraus erklärt sich auch die Überschrift der Geschichte wie der ganze Aufbau und der Ausklang: die beiden Menschenkinder müssen ob ihres übergroßen Glückes sich Entsagung auferlegen, sie dürfen das Glück der Vereinigung nicht finden. Bent muß ein Dichter werden. In der allgemeinen Fassung trifft der Satz gewiß nicht zu; er ist aber folgerichtig aus Schoenaichs Ideenkreis herausgewachsen und lautet in anderer Prägung:

„Noch keinem ward ein großes Lied geboren,
der nicht den Schmerz zum Meister sich erkoren."

Die Dichtung als Ganzes ist herrlich. Sie verdankt es dem Frühlingszauber, der über ihr liegt, der Zeichnung des zart aufkeimenden, kindlich reinen Liebeslebens, der schwermutsvollen Herbheit, die wie warm weinender Frühlingsregen dem Schluß sich aufprägt. Im „Tauwasser" spricht das tiefe, deutsche Gemüt zu uns und läßt uns erschauern unter solcher Offenbarung.

„Wir müssen dem Heilande, dem wir den Stuhl vor die Tür gestellt, wieder einen Platz an unserem Herde, in unserer Familie einräumen!" Dies das Bekenntnis des Hilfspredigers, den Schoenaich zum Dolmetsch seiner tiefernsten Gedanken und seiner warmen Wünsche für sein Volk im „Bürgerlichen Tod" macht. Witthof sinkt infolge seiner Krankheit und schlechten Ernährung von Stufe zu Stufe, da ihm niemand Arbeit gibt. Die Not macht ihn zum Bettler; aber auch damit hat er kein Glück. Den Tod der ganzen Familie durch Kohlendunst verhindert seine Frau. Da geht er ins Wasser, seine Familie der Großmut seiner Mitmenschen anvertrauend. Die Schrift wird von der Polizei zurückbehalten, so daß auch sein letzter Schritt ein Schlag ins Wasser war.

Der Dichter versucht sich in diesem erschütternden Gemälde aus der Großstadt zum erstenmal auf realistischem Gebiet und verdient ganze Beachtung. Was er über Sozialdemokratie, über praktisches Christentum und über eine

geistige und geistliche Wiedergeburt unseres Volkes sagt, ist nur zu wahr, wenn die Gedanken vielleicht auch im Rahmen der Novelle zu weit ausgesponnen sind. In einfacher, inniger, hinreißender Weise greift er mitten in unser Herz hinein und läßt uns nicht früher frei, als bis er uns unbarmherzig das ganze Elend des großstädtischen Proletariats vor die Augen gemalt hat. Auch hier ist es wieder das Herz des Poeten, das aus jeder Zeile spricht. Der „Bürgerliche Tod" wird bleiben wie der „Adelige Tod,"[1]) der noch nicht in einer Buchausgabe vorliegt und einer Umarbeitung harrt. Beide Novellen wollen dem Volke dienen und entstammen reinster Vaterlandsliebe. Sie bedeuten eine Mannestat und zeigen, wie echt die Liebe des Dichters zu den Enterbten und Irregeleiteten ist, wie sie nicht nur im Gefühl lebt, sondern sich zu betätigen sucht.

Ein weiterer Band enthält drei Novellen. Die erste ist „Freiherr" betitelt. Baron Rottberg ladet eine doppelte Schuld auf sich, indem er seinen Jägerburschen wider Willen mit der Tochter des Miestalbauern verheiratet und eine entfernte Verwandte moralisch zwingt, ihm ihre Hand, die bereits einem armen Leutnant versagt ist, zu reichen. Nach Jahren voll heimlichen Zagens und furchtbarer Seelenkämpfe muß er erleben, daß das Herz seiner Frau ihrem Jugendgeliebten treu geblieben ist. Er will seine Schuld büßen und sie freigeben, findet aber in den Bergen, wohin er sich zu innerer Einkehr begeben hat, durch die Kugel seines Jägerburschen, der unglücklich geworden ist, seinen Tod.

„Regulus," der Sohn eines schwäbischen Geistlichen, wird als Student in die Freiheitsbewegung des Jahres 1848 hineingezogen, gefangen und in Rastatt erschossen. „Den Traum, dem er geblutet, der sich erfüllt hat in sichtbarer Einheit, bespottet heute kaum noch ein Soldatenkind. Und nach des Traumes Endziel, nach edler Freiheit hält hellen Auges, zukunftsfreudig Ausblick jedwedes deutsche Kind."

„Der Heiland der Tiere" endlich schildert uns den Sohn des Schachenbauern, dem von Kindesbeinen an die Tiere ans Herz gewachsen sind, der sich daher gegen jede Tierquälerei auflehnt und sein Werk damit krönt, daß er für die Tiere stirbt und den Bewohnern ewig mahnend zuruft: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes."

Sämtliche Dichtungen sind formvollendet und zeigen in noch viel ausgesprochenerem Maße die Vorzüge und Schönheiten seiner Eigenart. An dem Freiherrn gefällt der wahrhaft große Zug seines Wesens, am „Heiland der Tiere" die ganze Hingabe, die auch vor der Selbstaufopferung nicht zurückschreckt, an Regulus der Idealismus des treudeutschen Jünglings. Die Schilderung der Schauplätze und dazu die Gegensätze innerhalb desselben Rahmens, der gesunde Realismus, die Einstimmung in die Zeit, der Humor, der blutige Ernst und die wuchtige Tragik: alles das findet in den Bildern einen künstlerisch vollendeten Ausdruck. Dazu gesellt sich der tiefe sittliche Gehalt der Dichtungen. In dieser Beziehung steht „Der Heiland der Tiere" obenan. Ein ähnliches Werk haben wir in der ganzen deutschen Literatur nicht zum zweitenmal, und ich finde es kleinlich, etwas hineinzulegen und herauszulesen, was nicht darin enthalten ist. Als Zeitbild ist „Regulus" von höchstem Wert. Alle drei Novellen sind Meisterstücke.

Und damit komme ich zu dem letzten Band. Alles, was wir von Schoenaich in seinen Liedern von Entsagung hören, findet seinen Ausdruck in: „Lichtlein sind wir," dem Hohenlied der Entsagung. Jutta, eine von einem sogenannten

---

[1]) Ob der Prinz die Neubearbeitung noch hat vollenden können? Ich glaube es kaum; wenn es aber der Fall wäre, möchten wir die Arbeit als letzte Gabe aus des Dichters Hand besonders teuer und wert halten.

Biedermann aufgezogene Waise, und Wendland, der stille Gelehrte, der den Stern seines Vaters sucht, finden sich und müssen in eben demselben Augenblick entsagen, da sie dem Polizeileutnant bestimmt ist. Sie, die nicht an Gott und ein ewiges Leben glauben kann, wird von Wendland mit ihren eigenen Worten geschlagen: „Lichtlein sind wir. Ja, Lichtlein, Bruchteile von Gottes Seele.“ So lehrt er sie glauben. Sie sehen sich noch einmal vor der Trauung wieder, aber nicht wie solche, die besiegt, sondern die Sieger sind. „Herzen, die einander geliebt, trennt kein Tod.“ Dann geht auch für ihn der furchtbare Tag zu Ende und bringt Jutta die Lösung von irdischen Fesseln, indem sie den Tod im Teich sucht, ihm den Stern des Vaters und damit Reichtum und Ansehen. Er freut sich dessen nicht. „Denn den gelüstet es nicht, fröhlich noch sonderlich lange vom Lebensbrote zu essen, der sein Herz den Sternen vermählt hat, dem Zukunft und Heimat am Himmel flammen.“

Ein Gemälde in Leben, Romantik und Idealismus getaucht! Wendland und Jutta sind zwei Menschen, die, weil sie sich als Lichtlein fühlen, nichts auf dieser Erde mehr zu suchen haben. Dem Dichter ist die Verwirklichung des Gedankens, den er so oft in seinen Liedern angedeutet hat, gelungen. Nicht mehr schattenhaft umgeben uns seine Ideen, sie sind verkörpert in den beiden Gestalten. Ob aber der tragische Ausgang nötig war, ob Jutta nicht die Fesseln des Pflegevaters hätte brechen müssen? Wenn aber irgendwo uns der Schauer der Sehnsucht nach Glück, nach wahrer Liebe entgegenflutet, so ist es hier. Groß und gewaltig, in Schönheit gekleidet, zieht der hehre Sang der Entsagung an unserer Seele vorüber, nicht erdrückend, erhebend, befreiend.

„Die Kiesgrube“ ist ein realistisches Meisterstück aus dem Kriege von 1870/71. Dieselben Franzosen, die ein Pferd auf geradezu empörende Weise in der Kiesgrube zu Tode gequält haben, werden es bald mit ihren Leibern bedecken und damit ihre Schuld sühnen.

In „den Wildgänsen,“ einem Märchen aus der Römerzeit, will er, sich an die Unterdrückten wendend, zeigen, was die Welt ohne Haß und ohne Hoffnung wäre. Gedankenschwer und vollendet.

Alle Vorzüge, denen wir in Schoenaichs Lyrik und Epik begegnen, gelten auch für seine prosaischen Werke: edel das Gewand, hochfliegend und tiefgrabend die Gedanken, vollendete Schilderungen des Menschen- und Naturlebens, umrahmt, durchglüht und durchgeistigt von einem Herzen voll Deutschtums, Vaterlandsliebe und aufrichtiger Frömmigkeit.

Und damit komme ich zu meinem abschließenden Urteil über den Dichter. Prinz Schoenaich ist kein Moderner und doch modern im edelsten Sinne. Er ist eine Größe unter unsern Schriftstellern, eine selbständige Dichterpersönlichkeit. Man könnte ihn den Neuromantiker, das Haupt oder den Vorläufer einer neuen Schule nennen. Welche Richtung und welche Strömung aber auch immer in der deutschen Literatur maßgebend und tonangebend werden möchte, an Schoenaich kann man nie vorbeigehen. Seine Werke bleiben, denn sie sind Kunstwerke, aus deutschem Geiste geboren und mit deutschem Gemüte beseelt.

— — — — — — — — — — —
„Ich fall' in Gottes Hand.
Ich hab' mein Schwert geschwungen
hoch über den Drachen der Zeit,
es fuhr mit feurigen Zungen
mein Lied zur Ewigkeit;
ich brach mein Brot den Armen,
den Schwachen schuf ich Lehn,
gib, Herr, auch mir Erbarmen,
gib trostvoll Auferstehn.
Dann rauscht aus Staub und Winden
ein frischer Sensenstreich,
dann werd' ich Garben binden;
Herr, dir sei Kraft und Reich.“
(„Auf letzten Bergen.“)

Die Hoffnung, der ich am Ende des zweiten Artikels warmen Ausdruck gab, daß sich der Prinz neu gekräftigt und gestählt von seinem schweren Krankenlager erheben und uns einen Herbst reiffster, edelster Gaben und Früchte bescheren werde, hat sich zu unserem tiefsten Schmerz nicht erfüllt. Am Mittag des 30. April ist er still heimgegangen in das Land seiner Sehnsucht, um zu schauen, was er geglaubt hat, um sich zu sonnen in der ewigen Liebe, deren begeisterter Prophet er gewesen ist, so lange sein Fuß auf Erden wandelte. Draußen lag blendender Sonnenschein, und die Vöglein zwitscherten fröhlich im Park. Aber drinnen in der kleinen Kirche zu Haseldorf, die kaum die Menge der Andächtigen zu fassen vermochte, fand am 3. Mai eine ergreifende Trauerfeierlichkeit statt. Wir sangen die von ihm für sein Begräbnis gewählten Lieder: „Was ist's, daß ich mich quäle?" und: „Ich geh' zu deinem Grabe," und hörten die Predigt des Ortsgeistlichen auf Grund des von ihm bestimmten Textes Joh. 11, 28—29. Dann sprach Pastor Thomsen-Haselau das Schlußgebet, in dem er Gott dankte, daß er uns in dem Prinzen einen solchen Menschen, Christen, Deutschen und Dichter gegeben habe. Die Feier war zu Ende; der Sarg ward in die Gruft getragen, und wir gingen in den lachenden Sonnenschein hinaus mit zerrissenen Herzen. Aber jeder von uns hat das Gelübde mit hinweg genommen, dafür zu wirken, daß Schoenaich nicht umsonst gelebt, nicht umsonst gesungen haben solle. Seine Lieder, seine Dichtungen müssen Eigentum unseres Volkes werden; das große Erbe, das der große Entschlafene uns hinterlassen hat, soll noch unsere spätesten Enkel erbauen und begeistern.

Sein „Vermächtnis," das ich am Schluß des zweiten Artikels mitteilte, ist sein letztes Gedicht und darum doppelt ein Vermächtnis gewesen und zwar für seine Tochter Elisabeth, die die Begabung des Vaters geerbt zu haben scheint. Das Lied, das unter Schmerzen des Leibes und der Seele entstanden ist, das den Dichterberuf in wenig verlockenden Farben zeichnet, wird als tiefster und letzter Ausdruck seiner Auffassung zu gelten haben. Nicht aus Eitelkeit oder Ehrgeiz hat er so gesprochen; sein Dichten war ihm ein heiliger Beruf, und die Klage darüber, daß er so wenig gehört worden ist, hat darin ihren tiefsten Grund, daß er bessern, daß er sein deutsches Volk aus dem Staube des Alltags führen wollte zu jenen Höhen, die uns allein Rettung und Gesundung bringen können für dieses und jenes Leben. Er ist ein Held gewesen als Dichter und ist unbekümmert seine Strecke trotz aller Anfeindungen gezogen; als Mensch hat er sein Heldentum auf dem Krankenlager und angesichts des Todes bewiesen. Weil er ein großer Mensch war, konnte er ein so großer Dichter sein, und weil er eine so geschlossene, wirkliche Dichterpersönlichkeit verkörperte, mußte der Mensch unseren Augen in vollendeter Harmonie erscheinen. In einem „Albumblatt" hat er sich einmal unbewußt treffend gezeichnet:

> „Ein tiefes Leuchten zuckt im Edelstein.
> So bricht aus Herzen, die von edlem Stamme,
> rastlos der Liebe gottgeborne Flamme,
> der finstern Welt ihr Strahlengut zu leihn."

So steht er vor uns, und so wird er in unserer Erinnerung fortleben! Requiescat in pace! Möge das deutsche Volk sein Vermächtnis treu bewahren und sein hehres Erbe hüten als edelsten Schatz!



Das Seminar in Eckernförde während der ersten Periode, 1858—1864.

Von Rektor a. D. **J. Martens** in Kiel.[1])

II.

Johann Hinrich Nissen ist am 22. März 1808 in Friedrichstadt geboren. Sein Vater, Klaus Nissen, war Weber und als stiller, fleißiger Mann in der Stadt bekannt. Die Mutter, eine Friesin, erzog ihre 8 Kinder, 6 Töchter und 2 Söhne, sehr strenge, so daß der Vater die Strafen bei Vergehungen der Kinder oft mildern mußte. Da es den Eltern wegen des geringen Verdienstes schwer wurde, die große Familie zu versorgen, so hat unser Nissen eine entsagungsreiche Jugend gehabt. Die Eltern hielten bei ihrem Sohne auf einen regelmäßigen Schulbesuch, weil er eine gute Begabung und einen großen Lerneifer zeigte. Schul- und Konfirmandenunterricht waren derzeit streng rationalistisch. 15 Jahre alt wurde er konfirmiert. Im Februar 1824 nahm er in Kating eine Hauslehrerstelle an, wo er bis Michaelis 1827 verblieb. Die hier verlebten Jahre zählte er zu den angenehmsten seines Lebens; unter Anleitung des Pastors Havenstein bereitete er sich auf das Seminar vor. Nachdem er dann noch reichlich ein Jahr eine Hauslehrerstelle auf Katingsiel bekleidet hatte, ging er ins Elternhaus zurück, bis er Ostern 1829 das Seminar in Tondern bezog. Unter vielen Entbehrungen studierte er hier eifrig. Bahnsen und Diekmann entfalteten eine ausgezeichnete Tätigkeit und machten dadurch die Anstalt über die Grenzen des Landes hinaus berühmt. An unserm Nissen wurde das Ziel des Unterrichts, die harmonische Entwickelung aller Geisteskräfte, voll erreicht. Er ward nach 2 Jahren, Ostern 1831, mit dem ersten Charakter entlassen. Nach seinem Abgang nahm er auf 1 Jahr wieder eine Stelle als Hauslehrer bei einem Landmann in der Nähe von Garding an, dann war er 2 Jahre Hülfslehrer in Flensburg und hierauf 3/4 Jahr Distriktsschullehrer in Tiebensee bei Neuenkirchen in Dithmarschen, wo er sich verheiratete. Aus dieser Ehe lebt noch ein Sohn in Kiel. Inzwischen war Nissens Vater in Oldenswort Werkmeister geworden. Überall, wo Nissen als Lehrer und Erzieher tätig gewesen war, hatte er die besten Zeugnisse erhalten. Durch seine Tüchtigkeit und liebenswürdige Persönlichkeit verschaffte er sich in allen Stellungen großes Ansehen und herzliche Zuneigung. Im November 1834 ward er in Tondern zum Kantor und Obermädchenlehrer erwählt. Nach dem Tode seiner ersten Frau ging er 1847 eine zweite Ehe ein. Sein Lehramt bekleidete er bis April 1855, wo er infolge Einführung der dänischen Sprache seines Amtes als Lehrer enthoben wurde, während er im Kirchendienst verblieb. Seine volle Einnahme behielt er, da er sich 1848—50 politisch nicht beteiligt hatte. Da der zweite Lehrer am Seminar 1849 gestorben war, übernahm er bis 1855 mehrere Fächer, wodurch er bei eifrigem Studium sich den Weg zum Seminarlehrerberuf bahnte. Zum zweitenmal hatte der Tod ihm eine glückliche Ehe gelöst; drei kleine Kinder entbehrten die Pflege einer liebenden Mutter. Außer diesem Familienleid machten die po-

[1]) Nach Aussage von Zöglingen, welche die Kriegsereignisse von 1864 in Eckernförde mit erlebt haben, ist eine sachliche Berichtigung notwendig. Nach der „Geschichte der ersten 30 Jahre des Seminars" von Scheibner haben die Seminaristen sich geweigert, länger im Seminar zu bleiben; diese haben aber durch eine zu Professor Bahnsen gesandte Deputation um den Fortgang des Unterrichts gebeten. Indes hat der Professor erklärt, daß er wegen der politischen Haltung der Seminaristen das Seminar schließen müsse. Auch ist noch zu bemerken, daß nur die erste Klasse auf Anordnung der obersten Zivilbehörde des Abgangsexamens halber nach Eckernförde zurückkehrte; die beiden andern Klassen sind direkt nach Tondern beordert. J. Martens.

litischen Wirren das Leben Nissens trübe und sorgenvoll. Das deutsche Seminar ward 1855 aufgelöst, und so war er wieder zwei Jahre ohne Amt. Die königliche Regierung beschloß 1856 die Übersiedelung des deutschen Seminars nach Eckernförde; Nissen ward zum zweiten Lehrer ernannt und zog 1857 dahin. Mathematik, Physik, Geschichte und Philosophie waren seine liebsten Gebiete. Was er vornahm, betrieb er gründlich; Halbheit war ihm zuwider. Die Werke Schopenhauers studierte er mit Vorliebe; den Atheismus dieses Philosophen hielt er indes für eine krankhafte Verirrung. In Eckernförde hat er noch 18 Jahre in großem Segen gewirkt. 4 Direktoren nach einander schätzten ihn in hohem Grade. Seinen Prinzipien im Unterricht und in der Erziehung blieb er in eiserner Konsequenz treu. Auf das moralische Verhalten der Seminaristen hatte er einen großen Einfluß. Sein wissenschaftliches Interesse verblieb ihm bis ins hohe Alter. Seine mathematischen Bücher sind für den Unterricht im Seminar sehr geschätzt gewesen. Seinen ehemaligen Zöglingen bewahrte er ein warmes Interesse. In Eckernförde hatte er mit der ältesten Tochter des Professors Bahnsen seine dritte Ehe geschlossen. Sein plötzlicher Tod erfolgte am 24. Februar 1876. Die Seinigen waren fast untröstlich. Die Lehrer und Seminaristen beklagten in tiefem Schmerz den Hingang des trefflichen Lehrers. Die Stadt ward durch die Todesnachricht in große Aufregung versetzt. Ein großes Gefolge geleitete ihn am 1. März 1876 auf seinem letzten Gange. Das Denkmal, das seine Schüler ihm auf seinem Grabe errichtet haben, enthält die Inschrift: Dem verdienten Lehrer, dessen Wahlspruch: „Treu deiner Pflicht!“ gewidmet von dankbaren Schülern.



Joh. Hinr. Nissen.

Das Jubeljahr des Seminars veranlaßt die Zöglinge aus der ersten Periode, ihre Hochachtung und Liebe gegen die längst verewigten Lehrer Bahnsen und Nissen zu bezeugen, die im Leben ihnen ausgezeichnet tüchtige und treue Lehrer, liebevolle, wohlwollende Ratgaber, ja, man darf sagen, väterliche Freunde waren. Ihrer gedenken sie in dankbarer Liebe, denn ihnen verdanken sie ihre Bildung für ihren wichtigen und schweren Beruf. Die Denksteine, welche sie ihnen gesetzt haben, sind ihnen eine dringliche Mahnung gewesen, in die Fußstapfen ihrer teuren Meister zu treten, um so mehr, da sie sich als Kinder ihres Geistes bekennen. Die beiden Lehrer standen in so großer

Geistesgemeinschaft, daß eine Charakteristik des einen auch für den andern zutreffend ist. Wenn sie auch in mehr nebensächlichen Dingen mit ihren Anschauungen von einander abwichen, so stimmten sie doch in allen Hauptsachen, in ihren Idealen, Prinzipien und Bestrebungen vollständig überein. Die Schüler haben während der 3 Jahre, wo sie in unmittelbarer Verbindung mit ihren Lehrern standen, ihre hohe Begabung, ihre wahre Religiosität, ihre große Charakterfestigkeit und ihre unermüdliche Tätigkeit zu rühmen gehabt.

Daß sie mit einer besonderen Begabung ausgerüstet waren, wissen diejenigen, die 3 Jahre zu ihren Füßen gesessen und ihrem vortrefflichen Unterricht beigewohnt haben. Sie zeichneten sich aus durch einen scharfen Verstand, durch ein richtiges und sicheres Urteil, durch eine logische und klare Darstellung desjenigen, was den späteren Jugendbildnern im Seminar geboten werden mußte. Eine solche Unterweisung, die den schlagenden Beweis lieferte, daß die Lehrer selbst gründlich auf den Gebieten des Seminarunterrichts zu Hause waren, war eben geeignet, auch bei den Zöglingen die Lebensgeister zu wecken, die Denkkraft zu stärken und das Urteil zu schärfen. Die wahre Geistesgediegenheit der Verstorbenen zeigte sich darin, daß sie in die verschiedenen Zweige der Wissenschaft tief eingedrungen waren und über die gewonnenen Resultate ihren Zöglingen mit großer Klarheit Vortrag halten konnten, daß sie mit seltenen Erfolgen philosophische Schriften studiert hatten und dabei in eigenen Grundsätzen und Überzeugungen so sicher standen, daß sie sich nicht verleiten ließen, von der Wahrheit zu fallen, sondern das gottgewollte freie Denken des menschlichen Geistes hoch hielten. Wenn man ihren gediegenen und fesselnden Lehrvorträgen lauschte, so verstanden sie es, weil sie selber die Gebiete des Wissens und Könnens beherrschten, auch ihre Lernenden in die Tiefen göttlicher und menschlicher Weisheit hineinzuführen.

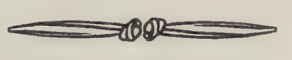
Aber neben ihrer hohen Begabung ist ihre wahre Religiosität hervorzuheben. Bei ihrem freien Denken waren sie nicht auf Abwege und Verirrungen geraten. Sie glaubten an einen persönlichen Gott, erkannten klar die Wahrheit: Es ist ein Gott, der alles mit Weisheit und Liebe leitet. Sie waren davon überzeugt, daß dieser Gott die Geschicke der Menschen zu ihrem wahren Heile lenkt, und ihr Herz fühlte sich hingezogen zu dem allliebenden Vater der Menschheit. Sie hatten selbst eine feste Überzeugung und huldigten als echte Protestanten der Freiheit im Denken. Ihrer edlen Gesinnung und ihres Wandels wegen müssen wir sie zu den wahren Christen zählen. Eine besondere Teilnahme widmeten sie auch dem Geschick, das ihre Schüler traf. Ihr Christentum bestand nicht im Nachbeten dessen, was die Menschen verschiedener Zeiten als Glaubenssätze aufgestellt haben; es bestand nicht im Nachmachen gewisser Zeremonien, die etwa das Gefühl erregen und nicht von dauernder, sittlicher Wirkung sind. Ihr Christentum bestand in der Ausübung der Tugend, und so folgten sie ihrem Herrn und Meister auf der Bahn, auf welcher dieser vorangegangen ist. Sie hatten ein tief religiöses Gemüt, aber dieses Christentum trugen sie nicht zur Schau. Sie gehörten nicht zu denen, die die Vernunft unterschätzen; vielmehr gebrauchten sie dieselbe, um ihren Schöpfer in der Natur zu erkennen, um die Lehren des weisesten Lehrers der Menschheit und seiner Jünger zu erfassen und so zur Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit durchzudringen. In Demut beugten sie sich vor dem Erlöser der Menschen, weil er, hervorragend vor allen Zeitgenossen, die Erkenntnis der Wahrheit und die Ausübung der Tugend als das Göttliche im Menschen bezeichnet und sich nicht gescheut hatte, für solchen Glauben sein Leben zu opfern. Vor ihnen hatten die Unterschiede der christlichen Kirchen, die sich nur auf Lehren von untergeordneter Bedeutung beziehen, keinen Wert. Sie achteten jeden Menschen, der

eifrig bemüht ist, die Wahrheit zu finden, und die Tugenden, die uns das Christentum empfiehlt, in seinem ganzen Denken, Reden und Handeln an sich darzustellen.

Neben dieser echten Religiosität rühmen die Zöglinge ganz vornehmlich ihre große Charakterfestigkeit. Wenn man sich die ganze Persönlichkeit der dahingeschiedenen Meister lebhaft vergegenwärtigt, so wird man sicher in das Urteil einstimmen: Sie waren Charaktere. Und wie konnte das auch anders sein! Waren sie doch Männer, die selbst eine Überzeugung und deshalb einen festen Willen hatten, so daß sie nicht auf diese oder jene Autorität sich zu berufen oder zu schwören brauchten. Sie hatten selbst nachgedacht über den Grund aller Erscheinungen, hatten eigene Erfahrungen gesammelt und waren auf diesem Wege dahin geraten, feste Grundsätze zu erlangen, und an diesen hielten sie fest, so lange man sie nicht von der Unhaltbarkeit derselben zu überzeugen vermochte. Sie erkannten, daß es nur eine Autorität gibt, die wir jederzeit hochschätzen werden; es ist das göttliche Licht, die Vernunft, uns Erdenbürgern verliehen von dem höchsten Wesen, das die vollkommene Vernunft besitzt. Diese Autorität, aber auch nur diese, haben sie anerkannt. Was die großen Denker der Vorzeit als wahr und deshalb als göttlich erkannt hatten; was die Weisen und Edlen verschiedener Nationen als ein teures Vermächtnis in ihren Werken der Nachwelt hinterlassen haben, wodurch sie unsterblich geworden sind, das verarbeitete ihr scharf denkender Geist, und durch dieses vernünftige Studium haben sie sich selbst Überzeugungen geschaffen. Diesen Überzeugungen folgten sie in ihrem Wirken im Seminar bei der Arbeit an der Bildung derer, die einst als Lehrer der Jugend auch selbst reifliche Überzeugungen zu gewinnen suchen mußten. Und wenn eine dem Deutschtum feindselige Regierung an der Bildungsanstalt, der sie dienten, zu verschiedenen Zeiten Einrichtungen treffen wollte, die mit ihren Anschauungen in Widerspruch standen, dann suchten sie energisch fernzuhalten, was nach ihrer Meinung der Anstalt schaden konnte. Und was war es, weshalb die damalige Regierung sie respektierte? Das war es, daß sie in eiserner Konsequenz ihren Prinzipien für Unterricht und Erziehung treu blieben. Sie stellten ja nicht leere Behauptungen auf, verteidigten ja nicht Ansichten, die man vom bloßen Hörensagen hat, sondern verfochten wohl erwogene, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Sätze. Sie waren kein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird. Darum muß man sie Charaktermenschen nennen, die sich durch einen entschiedenen Willen und eine konsequente Ausdauer auszeichneten. Wie es unleugbar feststeht, daß das Beispiel Höherstehender andere zur Nachahmung reizt, so wird auch die große Charakterfestigkeit dieser Meister ihren wohltuenden Einfluß auf die Zöglinge nicht verfehlt haben. Einem Lehrer ist diese Willensstärke, gegründet auf Überzeugungen, ganz besonders not; wie sollte er ohne diese mit Erfolg arbeiten können, wie sollte es in der Schule mit der Zucht und Ordnung stehen! Ja, im stillen und offenbar werden die Schüler ihren Lehrern danken, daß sie ihnen als Beispiel in der Ausdauer und Konsequenz vorgeleuchtet haben.

Endlich ist ihre unermüdliche Tätigkeit zu rühmen. Der Arbeit ihres Berufes haben sie mit voller Hingabe und großer Treue obgelegen. Das Arbeiten war ihnen Bedürfnis. Zu solcher rastlosen Tätigkeit trieb sie ihre Liebe zur Wissenschaft, ihr Wissensdrang und das Streben, mit ihrem Wissen auch andern nützlich zu werden. Sie scheuten nicht die anstrengende Arbeit, und an Arbeit fehlte es nicht, da das Seminar nur zwei Hauptlehrer hatte. Ihr Leben verwirklichte die Lehre, daß man nur durch angestrengtes Vorwärtsstreben zum Ziele dringt. Längst haben sie ihre Erdenarbeit vollbracht, aber man blickt auf sie als auf Männer des Schaffens. Lehrer der Lehrer der Volksschule sind sie gewesen, Bildner derer, die hernach das heranwachsende

Geschlecht bilden sollten. Wahrlich, ein hoher, aber auch in demselben Grade schwerer und verantwortlicher Beruf! Sie konnten es unternehmen, in ein solches Arbeitsfeld einzutreten, denn es waren ihnen herrliche Gaben und Kräfte dazu verliehen. Sie haben gewissenhaft diesem Berufe gelebt, und der durch sie gestiftete Segen, der auf der schleswig-holsteinischen Volksschule und einem großen Teil ihrer Lehrer ruht, berechtigt uns zu dem Ausspruch: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz. Nicht nach außen haben sie geglänzt, sondern in dauernder, stiller und gediegener Arbeit. Der Herr ist mit seiner Kraft bei ihnen geblieben, bis der Abend ihres Lebens herankam, und als der Tag sich für sie neigte, da haben sie sich zur ewigen Ruhe niedergelegt, und das ist die feste Hoffnung: Sie sind selig im Herrn gestorben, denn sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.



Min Öllernhus.

De Gäwel scheef, de Stenners mör,
De Finsterrahms versleten, —
Dat Strohdack leet den Regen dör,
De Footborn harr sick smeten.
De eeken Döhr, wo güng se drang;
De Vileggabnd weer spleten,
De Kamerböhn, 'keen weet, wo lang
Von Müs un Wörm tofreten.

So stünn't mit di, min Öllernhus,
Ick heff dat recht goot weten,
Und darüm, as du rünner schuß
Geef ick mi uck tofreden.
Dat niege Hus, wat is't en Staat,
Kunnst di dar nich mit meten, —
Und doch, du ohle scheewe Kat,
Ick kann di nie vergeten!

Gaarden bei Kiel. Hans Schramm.



Vorgeschichtliches von der Insel Alsen.

Von Dr. **H. Wullenweber** in Sonderburg.

Wie unsere schöne Insel Alsen und ihre unmittelbare Nachbarschaft reich ist an geschichtlichen Erinnerungen, so bietet sie auch dem Liebhaber der Urgeschichte unseres Landes mannigfachen und reichhaltigen Stoff. Über die ganze Insel hin kann man die Spuren einer dicht sitzenden Urbevölkerung verfolgen, und ungemein zahlreich sind die noch z. T. wohlerhaltenen, z. T. allerdings nur noch in ihren Resten erkennbaren Grabdenkmäler der Stein- und Bronzezeit. Da der Ackerbau auf unserer Insel mit großem Nachdruck betrieben wird und der Alsener Bauer nicht gern ein Stück seines Bodens unbebaut sieht, so haben die ehrwürdigen Gräber vielfach der Kultur weichen müssen; trotzdem bleiben auch heute viele abgepflügte Hünengräber auf der Feldmark unverkennbar. Wo aber der Pflug nicht hinkam, im Walde, oder wo Interesse an der Sache die Hügel schonte, da findet man die Gräber wohlerhalten und in großer Anzahl. Allein in den beiden fiskalischen Hölzungen, die sich zwischen Sonderburg und dem etwa 6 km entfernten Höruphaff an der Küste entlang ziehen, liegen wenigstens 70 durchweg unversehrte, bald flache, bald aber auch höhere Grabhügel, zum Teil mit Resten von Steinsetzungen, die wohl der Bronzezeit angehören. Sie liegen hier und dort zerstreut im Walde, bald so nahe an einander, daß man, auf dem einen Hügel stehend, unweit einen zweiten oder dritten durch die Buchenstämme hindurch erblicken kann, bald 5—10 Minuten von einander entfernt.

Diejenigen Grabhügel, die noch auf der Feldmark erhalten sind, sind zum Teil mit alten Bäumen, namentlich Tannen, bestanden und verleihen durch ihr

ernstes, malerisches Aussehen unserer an sich schönen Landschaft einen weiteren, eigentümlichen Reiz. Solche Hügel liegen auf dem Felde östlich von der Oberförsterei im Südholz, ebenso bei den Gütern Werthemine und Gammelgaard.



Außer diesen, wohl durchgängig der Bronzezeit angehörenden Grabdenkmälern finden sich aber auch eine ganze Reihe von Gräbern, die mit Sicherheit der Steinzeit entstammen. Zwei sehr schöne, im ganzen gut erhaltene Riesenbetten (Langgräber) liegen im Gehölz von Blomeskobbel, am Ostrande der Insel. Das eine dieser ehrwürdigen Gräber ist etwa 45 m lang, 10 m breit und wird umschlossen von einem gut erhaltenen Umfassungskranze von 71 großen Steinen, darunter solche von 1,50 und 1,75 m Länge. Dieses Grab enthält 2 Kammern, von denen die eine eröffnet ist, — der etwa 3 m lange Deckstein ist zur Seite gewälzt; die andere erscheint mir uneröffnet; ihr Deckstein, etwa 2,20 m lang, 1,50 m breit, ragt ein wenig über den bemoosten Rücken des Hügels auf. Das zweite Riesenbett, das parallel zu dem eben genannten und nur 3,25 m südlich von ihm liegt, ist etwas kleiner; es ist 30 m lang und 6,25 m breit; es wird eingefaßt von etwa 50 Steinen; seine beiden Kammern sind eröffnet. Wieder parallel zu diesem Hügel und dicht neben ihm liegt der Rest eines dritten Grabes, von welchem die leider zerstörte Kammer mit ihren 3 großen Tragsteinen und dem abgewälzten, 1,80 m langen und 1,25 m breiten Decksteine deutlich erkennbar ist.

Unweit dieser Hügel liegen noch 2 weitere Gräber mit eröffneten Kammern, und etwa 3 km von ihnen entfernt befindet sich in Erteberg auf einem Bauernhofe eine recht wohl erhaltene Kammer, — der Deckstein ist nur auf der einen Seite von seinen Trägern abgeglitten, — die ganz frei steht, da die umgebende Erde abgefahren ist. In der nächsten Umgebung dieser Kammer sind mehrfach Steinwerkzeuge aufgelesen worden, darunter 2 besonders gut gearbeitete Beile, die aber nach Kopenhagen verschenkt sind. In derselben Gemeinde liegt ein leider sehr übel mitgenommenes, großes Hünengrab, dessen Ausdehnung und Kammern sich aber nach den noch vorhandenen zahlreichen Steinen gut bestimmen lassen. Das Trümmerfeld dieser Grabstätte wird durch einen einsamen, großen Christdorn-Busch geziert, der mit seinem schwermütigen Aussehen seiner Umgebung wunderschön entspricht.

Wenn auch ein Teil der von Sach in seinem Buche „Das Herzogtum Schleswig" aufgeführten Grabhügel nicht mehr vorhanden ist, so könnte ich außer den eben genunnten doch noch eine ganze Anzahl von Grabdenkmälern teils aus der Stein-, teils aus der Bronzezeit namhaft machen, z. B. den sogenannten Trosteen bei Kattry, der fälschlich als Opferstein gilt, die schönen Langgräber bei Brandsbüll, bei deren einem Herr Kustos Rothmann 1904 eine Kammer mit zuführendem Gange freilegte, die Hügel bei Augustenburg, Ketting, in Lysabbel, Lysabbelholz, Hörup usw. Oft erkennt man das ehemalige Vorhandensein von vorgeschichtlichen Grabdenkmälern nur noch an den vielen großen Feldsteinen, die man mitten im Lande zur Einfassung eines Feldes oder Gartens verwandt antrifft; nicht selten findet man unter diesen Steinen auch noch den gewaltigen Deckstein, z. B. in Minteberg, wo übrigens bei alten Leuten sich auch noch die Erinnerung an ein großes Hünengrab erhalten hat.

Entsprechend der großen Anzahl von vorgeschichtlichen Gräbern, — nach Sach sollen es noch im Jahre 1770 über 400 gewesen sein, — ist auch die Zahl der zu Tage kommenden Funde aus der Urzeit sehr erheblich. Es gibt in dem mir am besten bekannten südlichen Teile Alsens kaum eine Landstelle, auf der nicht der Besitzer oder sein Vater ein oder mehrere Steinwerkzeuge selbst gefunden hätte. Bei manchen Besitzern, die sich für die Sache interessieren, und deren Blick geübt ist, kann man vollständige kleine Sammlungen bewundern, die sämtliche Werkzeugtypen der jüngeren Steinzeit enthalten,

als da sind: Flintspäne, halbkreisförmige Messer aus Flint, Keile von der verschiedensten Größe und Güte, Klopfsteine, Meißel, aber auch schöne Streitäxte mit Schaftloch und Flintdolche. Ich habe gelegentlich auf der Kommode oder auf dem Spiegelsims in den Bauernstuben Streithämmer und Flintdolche als unveräußerliche Paradestücke ausliegen sehen, die durch ihre Schönheit das Auge jedes Sammlers entzückt hätten. Wenn jetzt auch der kleine Privatsammler und der Landmann, der selbst die Sachen auf seinem Felde auflas, sich meistens nur schwer von ihnen trennt, so ist früher nur allzu viel durch Händler aufgekauft und leider nicht nur an unser Kieler Museum, die natürliche Sammelstätte derartiger Sachen, weitergegeben, sondern auch an auswärtige Museen, vor allem das Kopenhagener, dann auch das Berliner, und an auswärtige Privatsammler verkauft worden. Ich kenne Händler, die Hunderte von einzelnen, hier unter der Hand gekauften Sachen, darunter seltene Stücke, nach auswärts geschickt haben.

Wenn man nach der Herkunft dieser vorgeschichtlichen Gegenstände fragt, so erfährt man fast immer, daß es zufällige Funde in Feld oder Moor waren; sie wurden beim Pflügen aufgehoben, kamen zutage beim Gräbenziehen, bei Wallarbeiten, beim Torfstechen und dergl.; nur wenige Stücke haben die Leute bewußter Weise aus Grabhügeln, die geschleift werden sollten, hervorgeholt. Ich möchte aber trotzdem glauben, daß bei weitem die größere Mehrzahl aus Gräbern stammt, die vielleicht schon vor Jahrhunderten, ohne daß man recht wußte, was man vor sich hatte, ihrer Steinsetzungen beraubt und dann immer mehr abgepflügt wurden, bis man eben auf den Inhalt stieß, der, soweit er zerbrechlich war, dabei zerstört, soweit er unzerbrechlich war, hin und her geschoben und umhergestreut wurde. Man findet daher auch dort noch zahlreiche Gegenstände, wo schon längst jeder Grabhügel der Bodenkultur hat weichen müssen, z. B. auf Kekenis, jenem interessanten Anhängsel an Alsen, das laut Chronik noch vor etwa 250 Jahren völlig mit Eichenwald bestanden war, der aber jetzt ganz verschwunden ist. Dieser schonungslosen Rodung haben denn auch die Grabhügel weichen müssen; die Feldfunde sind oder waren aber deshalb auf Kekenis ebenso zahlreich wie auf dem sonstigen Alsen. Überraschend ist mir häufig die außerordentliche Übereinstimmung in Form und Herstellungsart der einzelnen Gegenstände; so kenne ich Streitäxte aus Felsgestein, deren Fundorte 1—2—3 Meilen auseinanderliegen, und die sich so ähnlich sehen, als ob sie von derselben Hand gemacht wären. Aber schließlich dürfte es gerade bei der natürlichen Abgeschlossenheit unserer Insel ja wohl auch möglich sein, daß derselbe geschickte „Waffenschmied“ viele Krieger mit Waffen und vielleicht gerade mit einer bestimmten Art Waffe, seiner Spezialität, versehen hat.

Wenn ich von Feld- und Moorfunden sprach, so meinte ich damit stets einzelne bald hier, bald dort aufgelesene Sachen; Depotfunde, wie sie, allerdings aus sehr viel späterer Zeit stammend, das Nydamer Moor in unserer nächsten Nachbarschaft barg, kenne ich von unserer Insel nicht. Wohl aber sind hier Wohnstätten aus der Steinzeit bekannt geworden: so vor allem auf Flintholm im abgelassenen Bundsee im Norden unserer Insel, wo im Jahre 1904 Herr Kustos Rothmann Ausgrabungen leitete, die zahlreiche Tierknochen, meist vom Hirsch und Rind stammend, zutage förderten, dazu Muschelschalen, Flintspäne, Werkzeuge von Hirschhorn, Kornmahlsteine, Schleifsteine und Topfscherben. Ich möchte bestimmt annehmen, daß solche Wohnstätten aus der Steinzeit, — seien es nun solche aus der Zeit der „Kjøkkenmøddinge“ oder seien es jüngere, mit den benachbarten megalithischen Gräbern gleichzeitige, — auf unserer Insel noch mehrfach vorhanden sind und gelegentlich aufgedeckt

werden: jedenfalls sind mir wiederholt Flintspäne, Topfscherben, auch mit Ornamenten versehene, Schleifsteine, alte Muschelschalen, vom Feuer durchglühte Steine von geschwärzten Brandstellen usw. gezeigt worden, die an der Küste, z. B. in der Nähe von Höruphaff und am Wenningbund, aufgelesen waren; Flintspäne, die die charakteristischen Zeichen der Bearbeitung zeigen, sind auch im Innern der Insel ungemein häufig.

Neben der nach Hunderten zählenden Menge von Werkzeugen und Waffen der Steinzeit treten die hier gefundenen Bronzegegenstände an Zahl völlig zurück. Ob das nur in der größeren Vergänglichkeit des Materials seinen Grund hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls sind mir außer den im Kieler und Kopenhagener Museum befindlichen Bronzesachen von hier, trotz vielfacher Erkundigung, nur etwa 10 Stücke bekannt geworden: einige Hohlcelte, ein Flachcelt, eine schöne Lanzenspitze mit Holzresten vom Schaft in der Dülle, 2 Schwerter und ein kleines noch nicht verarbeitetes gegossenes Stück Bronze. Einen kleinen Fund, den ich nicht zu deuten weiß, machte vor einer Reihe von Jahren ein Mann auf Kekenis: er fand beim Torfstechen eine ziemlich große glatte Achatperle mit Durchbohrung; er will an derselben Stelle weiter gesucht, aber nur einige kleine Steine gefunden haben. Merkwürdigerweise fand derselbe Mann an einer anderen Stelle dieses Moores eine wohlerhaltene holländische Schnupftabaksdose aus Zinn mit biblischen Bildern und Sprüchen, etwa aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammend. Beide Gegenstände hat er noch immer kauflustigen Händlern vorzuenthalten gewußt.

Ob aus der Eisenzeit bei uns auf Alsen sicher bestimmbare Funde gemacht sind, vermag ich nicht zu sagen; eine Menge von Urnenscherben, vielleicht ja von einem Urnenfriedhofe herrührend, sind jedenfalls gefunden in Tandslet beim Dränieren, bei der Oberförsterei im Süderholze beim Anlegen eines Schießstandes und wohl auch in Lysabbel.

Erfreulicherweise ist ein großer Teil der noch erhaltenen Hünengräber vor privaten Angriffen gesichert, da sie auf fiskalischem Grund und Boden liegen. Ein Teil, z. B. die Gräber in Kattry und in Klinting, ist es aber nicht. Es wäre sehr wünschenswert, wenn Mittel und Wege gefunden würden, auch diese Grabstätten ein für alle Mal sicher zu stellen. Vielleicht läßt es sich auch ermöglichen, wie es im Haderslebener Kreise bei einigen Gräbern geschehen ist, daß die Hünengräber, deren Kammern ausgenommen und deren Randsteine verschleppt oder verschoben sind, z. B. in Blomeskobbel und in Erteberg, restauriert werden, indem die Kammern von der hineingerutschten Erde gereinigt, die abgewälzten Decksteine wieder den Trägern aufgelegt, die Randsteine wieder an ihren Ort gerückt werden. So dürfte man hoffen, diese ehrwürdigen und stimmungsvollen Denkmäler vor weiterem Verfalle zu schützen.



Vormärzliche Justiz in einer holsteinischen Stadt.

Erzählung von **J. Fr. Dücker** in Altona.

Sattlermeister Kornreich war kein reicher Mann, wie es sein Name anzudeuten scheint; er wohnte aber im eigenen Hause und hatte niemals Mangel. Vom frühen Morgen bis zum Feierabend war er in der Werkstatt bei seinen Gesellen zu finden, und wenn diese sich nach dem Abendessen hinter dem Hause auf die Bank setzten, um Jahrmarktslieder zu den

Klängen der Handharmonika zu singen, dann zündete er seine Pfeife an und wanderte hinaus nach seinem Garten, der vor dem Brücktor an der Landstraße lag. Da gab es noch immer etwas für ihn zu tun, — zu gäten, zu hacken und zu begießen.

Was Wunder, wenn sein Gemüse dort prächtig gedieh, wenn sich die Kartoffeln früh entwickelten, die Bohnen üppig rankten, der Kohl ihm bis ans Knie reichte und Salat, Sauerampfer und Erbsen sich zu streiten schienen, wer von ihnen am ersten den Tisch der Meisterin erreichen und schmücken werde! Was Wunder, wenn Kornreichs Auge mit Ingrimm und Verachtung in den Garten des Nachbars, des Gastwirts Krummhals, blickte, wo das Gemüse zwischen Hederich, Melde und Mieren jämmerlich verkommen mußte!

Auch am Sonntag pflegte Kornreich morgens in der Frühe seinen Garten zu besuchen; aber gestern hatte er nicht dazu kommen können, weil sich ein Gewitter entladen und den Sonnentag zu einem Regentag gemacht hatte. Um so nötiger war es, daß er am Montagabend nach seinem Garten ging und dort Umschau hielt.

Der Marktplatz, die Straßen, ja, selbst die Chaussee vor dem Tor waren schon wieder abgetrocknet. Sonne und Wind hatten das ihrige getan. Aber heute abend war die Luft so ruhig, so rein und so würzig, daß der Meister ganz vergaß, wohin er wollte, und bald an seinem Garten vorbeigegangen wäre. Ein Glück, daß sein Dackel ihn rechtzeitig erinnerte und mit lautem Gebell nach der Pforte sprang.

„Hast recht, Dackel," sagte der Meister, zog den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Pforte und trat in den Garten.

Den vorderen Teil bildeten die Blumenbeete. „Die Vorübergehenden müssen doch auch ihren Anteil haben," hatte Kornreich gesagt, als er sie anlegte. Jetzt stand alles in voller Blüte, besonders die Rosen, daß der Meister schier in Glanz und Duft umherwaten konnte. Wo sein Blick auf einen gebrochenen Stengel oder auf ein Unkraut fiel, da bückte er sich und stellte die Ordnung wieder her. Dann besichtigte er das Gemüse und kam endlich zu seinen Lieblingen, zu den prächtigen Kohlköpfen.

Aber welche Enttäuschung! Sonnabend hatte er sich gewundert, wie herrlich sein Kohl gedieh, und ihn mit demjenigen des Nachbars verglichen. „Der kann sich kaum mit meinem Salat messen," hatte er gedacht, und nun waren seine eigenen Kohlköpfe ebenso verkrüppelte Gewächse, und das nach dem fruchtbaren Gewitterregen!

„Da müssen ja die Engerlinge und ihre Verfolger, die Maulwürfe, fürchterlich gehaust haben," sagte er; „der besinnt sich nicht wieder."

Er war mit der Besichtigung bis an den Zaun gekommen, der seinen Garten vom Grundstück des Nachbars trennte, und warf unwillkürlich einen Blick hinüber. Dort hatten sich aber die verkrüppelten Pflanzen nach dem Gewitterregen erholt. Selbst die Mieren waren verschwunden. Kräftiger Kohl war an ihre Stelle getreten.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte er, und das meinte sein Dackel auch, der indes schnuppernd von einer Pflanze zur andern geeilt und dann durch ein Loch im Zaun gedrungen war, um im Nachbargarten dasselbe zu tun.

„Dackel," sagte der Meister, „du hast wieder recht. Der faule Nachbar hat uns den Kohl gestohlen. Das werden wir nicht dulden."

Er richtete seine gedrungene Gestalt hoch auf, so hoch er nur konnte, und blickte scharf umher. Kein Mensch war zu sehen. Die Dämmerung senkte sich eben auf die Gärten. Nur der Mond eilte hinter einer Wolke entlang und

blickte neugierig herunter. Ein Häschen galoppierte, vom aufgeregten Dackel verfolgt, ins freie Feld.

Kornreich war nicht weniger aufgeregt als sein Dackel. „Solchen Schabernack stillschweigend zu dulden, wäre Feigheit," sagte er, und dann ergriff er schnell den Spaten, der im Gartenhäuschen stand, grub zuerst die Eindringlinge und dann die stolzen Kohlköpfe im Nachbargarten behutsam aus und pflanzte endlich allen Kohl wieder ein, wie er nach seiner Meinung am Sonnabend gestanden hatte. Innerlich schalt er dabei auf den faulen Nachbar, und zuweilen fiel ihm sogar ein hartes Wort von der Zunge. Als er fertig war, atmete er hoch auf, das Herz klopfte ihm fast hörbar in der Brust, und dabei war ihm zumute, als ob er den Kohl gestohlen hätte. Er beruhigte sich aber bald, — er hatte doch nur sein Eigentum wieder an sich genommen.

Auf dem Heimwege überlegte er, was weiter zu tun sei. Ganz schweigen von seiner Entdeckung konnte er doch nicht. Er brauchte jemand, der ihm sagte, daß er im Recht sei, und das konnte sein Dackel nicht. Ja, es kam ihm vor, als wenn er durch das Vertuschen wirklich zum Diebe würde. Sein Gewissen schien schon die Anklage erheben zu wollen, wenn er nur an das Totschweigen dachte. Endlich fand er einen Ausweg aus dem Wirrsal. „Ich mache es, wie jeder biedere Bürger es macht, wenn er bestohlen worden ist," sagte er, — „ich melde es dem Bürgermeister."

Am andern Morgen zog Meister Kornreich seinen Sonntagsrock an und ging nach dem Rathaus. „Herr Bürgermeister," sagte er, „ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich lieber für mich behalten möchte," und nun berichtete er alles, was wir wissen. „Ich verlange nicht, daß Sie den frechen, faulen Krummhals arretieren lassen," setzte er hinzu; „denn sein Sohn ist mein Gesell und ein braver, fleißiger Mensch. Aber einen Denkzettel, meine ich, müßten Sie dem Kohldieb doch geben."

„Denkzettel — wem, Meister Kornreich?" fragte der Bürgermeister. „Sie haben mir doch nur den Diebstahl angezeigt, den Sie selbst ausgeführt haben. Sie nahmen dem Nachbar die Kohlköpfe, die in seinem Garten standen. Sie müßte ich also vor Gericht laden."

„Herr Bürgermeister," antwortete Kornreich, „das ist ja gar nicht denkbar. Den Kohl hat er aus meinem Garten gestohlen."

„Haben Sie Zeugen, Meister? Ja, dann steht die Sache freilich anders."

„Außer meinem Dackel keinen, Herr Bürgermeister; aber das kluge Tier hätten Sie sehen sollen! Jeden Strunk beschnupperte er, und dann stürzte er durch den Zaun und machte es auf der andern Seite ebenso."

„Aber eine Aussage wird er nicht machen können, wenn Sie ihn mitbringen?"

„Das ist nicht zu verlangen, Herr Bürgermeister; er ist doch nur ein Hund."

„Eben deswegen, Meister. Ich muß den Zeugen vereidigen, und dann muß die Aussage gemacht werden."

Kornreich schwieg und schlug die Augen nieder; da war guter Rat teuer.

„Soll ich Ihnen einen guten Rat geben, Meister Kornreich?" fuhr der Bürgermeister fort. „Sie haben hoffentlich noch mit niemand über den Kohldiebstahl gesprochen?"

„Das habe ich allerdings nicht, Herr Bürgermeister.

„Gut, ich will auch schweigen von dem, was Sie mir erzählten. Bringen Sie heute abend den Kohl wieder hin, wo Sie ihn ge—funden haben."

„Herr Bürgermeister, ich kenne nur einen Dieb, und bei Gott! das ist der faule Gastwirt Krummhals. Aber Sie haben recht. Ich muß den Kohl zurückbringen."

„Tun Sie das, Meister. Der Gott, der in einer Nacht für Jonas einen

Kürbis werden ließ, konnte für Krummhals auch den Kohl wachsen lassen. Vielleicht erbarmt er sich auch über Ihre verkümmerten Pflanzen."

„Ich glaube es nicht, Herr Bürgermeister; aber abgemacht! Ich danke Ihnen für den guten Rat. Nichts für ungut, Herr Bürgermeister!"

Am Nachmittag zog wieder ein Gewitter mit starkem Regen über die Stadt und ihre Umgebung. Aber während des Abendessens stieg der Mond herauf, und der Himmel ward heiter und klar. Der Meister stand auf, nahm seinen Hut, verließ ohne Pfeife im Arbeitskittel das Haus und ging nach dem Garten. Seine Kohlköpfe standen in Reih und Glied, wie die Bürgerwehr; keiner schien beim Umpflanzen gelitten zu haben.

„Es ist eine Schande, daß ich euch wie ein Rabenvater in die Fremde, in den unfruchtbaren Boden des Spitzbuben, verstoßen soll," sagte er, nahm aber den Spaten, stieß ihn vorsichtig in die Erde und hob eine Pflanze nach der andern mit dickem Ballen aus, trug seine Lieblinge paarweise hinüber, brachte die Verwahrlosten zurück und pflanzte die Lieblinge ein. „Kohl hat ja den Ruf, daß er bläht," rief er den Verstoßenen zu; „so wachst denn wie der Kürbis des Jonas! Wachst dem Taugenichts in sein Gewissen hinein, bis es platzt!" Dann trat er zu den Krüppeln. „Es ist ja kaum der Mühe wert, das verwahrloste Zeug einzupflanzen," brummte er; „es wird ja doch nichts daraus." Er dachte aber wieder an den Kürbis des Jonas, von dem der Bürgermeister gesprochen, — an seinen Grundsatz, daß man nichts halb tun müsse, — und an den Umstand, daß auf jeden Fall der böse Schein zu meiden sei; und nun wurden auch die Krüppel mit solcher Sorgfalt behandelt, als ob es gelte, Menschenkinder vom Verderben zu erretten. Mit der Harke wurden dann die Spuren der nächtlichen Arbeit beseitigt.

Der Bürgermeister war unterdessen auch nicht müßig gewesen. Er hatte gleich, als Kornreich ihn verlassen, den Feldvogt kommen lassen.

„Peter Lorenz," sagte er, „Er führt ja die Aufsicht über Gärten und Felder der Bürgerschaft und soll die Diebstähle verhüten oder wenigstens zur Anzeige bringen. Mir sind aber allerlei Geschichten zu Ohren gekommen. Wir müssen die Bürgerschaft einmal an den Ernst der Gesetze erinnern. Deshalb muß Er morgen früh durch die Straßen ziehen und ausrufen: Im Namen des Bürgermeisters! Was umgepflanzt in dunkler Nacht, das wird noch heut zurückgebracht! — Vor der Gastwirtschaft von Krummhals soll Er das dreimal, und dreimal so laut, rufen, und dann soll Er hineingehen und den Wirt an sich heranwinken und ihm dieselben Worte ins Ohr flüstern: Im Namen des Bürgermeisters! Was umgepflanzt in dunkler Nacht, das wird noch heut zurückgebracht! Und dann soll Er ihm die hohle Hand hinhalten, es noch einmal flüstern und noch viel leiser hinzusetzen: Mir für den Rat 'nen Taler. Ich erwarte, er wird Ihm einen Taler geben, und Er, Peter Lorenz, soll sich bedanken und den Taler behalten."

Peter stand mit offenem Munde vor seinem Gebieter und stierte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Hat Er mich nicht verstanden?" fragte der Bürgermeister.

„Ja, Herr, ja, — ich habe nur so meine eigenen Gedanken, weil ich dem faulen Krummhals mehrmals abends bei seinem Garten begegnet bin, — sehr spät," sagte Peter.

„Nicht gekohlt! Peter Lorenz, Seine Gedanken will ich nicht wissen. Ich meine, hat Er den Vers behalten?" fragte der Bürgermeister.

„Ja, Herr, ja, den weiß ich auch. Ich soll sagen: Im Namen des Bürgermeisters! Was umgepflanzt in dunkler Nacht, das wird noch heut zurück-

gebracht, und dem Wirt soll ich das zuflüstern und hinzusetzen: Mir für den Rat 'nen Taler!"

„Und wann soll Er das tun, Peter?"

„Morgen früh, Herr Bürgermeister."

„Mach Er seine Sache gut, Peter Lorenz," sagte der Bürgermeister. „Er kann gehen."

Am andern Vormittag entledigte der Feldvogt sich seines Auftrages. Als er durch die Reiferstraße ging, kamen eben die Kinder aus der Schule. Die Kinder lernten den Vers ebenso leicht wie Peter, schlossen sich ihm an und schrien mit, und ein großer Schlingel erfand sogar auf der Stelle eine Melodie dazu. Der laute Gesang lockte Krummhals aus seiner Wirtsstube. Er trat vor seine Haustür und blickte in den Tumult hinaus.

Da löste sich der Feldvogt von seinem Gefolge und trat zu Krummhals. Die Kinder schwiegen; aber so aufmerksam sie auch hinhorchten, sie verstanden kein Wort und sahen nur, daß Krummhals seine Börse aus der Tasche zog und dem Feldvogt ein Geldstück in die Hand drückte.

Dann kam der Feldvogt zurück und setzte sein Geschäft fort bis ans Rathaus und trat hinein, um Bericht zu erstatten.

„Schön, schön," sagte der Bürgermeister; „es wird seine guten Folgen haben, Peter Lorenz. Heute nacht soll Er aber mal ordentlich ausschlafen. Das Predigen macht den Leib müde, sagt die Schrift."

Peter ging nach Hause und hatte wieder so seine eigenen Gedanken, kohlte aber nicht, selbst nicht, als seine Frau ihn nach der Ursache des Umzuges fragte. Er sagte nur: „Der Bürgermeister hat es befohlen; den wagst du wohl nicht zu fragen?"

Da schwieg Frau Lorenz, und Peter machte es ebenso.

Meister Kornreich hatte am Donnerstagmorgen auch seine eigenen Gedanken. Seine Tochter hatte ihn gebeten, mit ihr nach dem Garten zu gehen. Mutter wollte heute zum Mittagessen Kartoffeln und Gemüse haben; Vater möge doch bestimmen, welche Beete in Angriff genommen werden dürften, damit es ihr nicht gehe wie im vorigen Sommer, wo sie garnicht nach seinem Sinn ausgewählt hatte. Er ging also mit Martha nach dem Garten; Dackel schloß sich an, wie er es gewohnt war, und Martha glaubte zu bemerken, daß ihr Vater noch nie so wohlgelaunt und geschwätzig gewesen sei wie heute morgen. Das war auch so. Nicht, daß Kornreich hoffte, die Kohlköpfe würden ihn überraschen wie der Kürbis den Jonas. Er war innerlich froh, daß er die rasche Tat seines Jähzorns gesühnt und eine Guttat daraufgepflanzt hatte. Er konnte sich's ja auch leisten, im Herbst Winterkohl einzukaufen.

Vater und Tochter musterten und prüften alle Beete, und Kornreich bezeichnete ihr diejenigen, die jetzt für die Küche in Anspruch genommen werden dürften. So kamen sie unter Anweisung, Scherz und Lachen auch zu dem mit Kohl bestandenen Platz.

Aber was war das? Kornreich wollte wieder seinen Augen nicht trauen. Hatte er diese prächtigen Köpfe nicht eigenhändig in des Nachbars Garten verpflanzt? Sie konnten doch nicht aus eigner Kraft zurückgekommen sein wie ein Hund, den man in einem andern Hause untergebracht hat.

Dackel hatte es gleich heraus. Er war erst hier an allen Pflanzen schnuppernd auf- und abgelaufen, dann wieder durch den Zaun gekrochen, und nun begrüßte er dort mit lautem Gebell, was er fand. Das mußte Kornreich doch ansehen. Er trat an den Zaun und blickte hinüber. Ja, das waren die trostlosen Gestalten, die er schon früher bald mit Wehmut, bald mit Widerwillen gesehen hatte. Er mußte unwillkürlich lachen, und dann war er plötzlich ganz gerührt.

„Er ist doch ein braver Kerl und hat ein Gewissen im Leibe," sagte er laut.

„Wer, Vater?" fragte Martha. „Unser Dackel ist ein kluges Tier, aber — von Gewissen keine Spur; er ist naschhafter als unsere Katze."

„Hast recht, Martha," sagte Kornreich, „daran dachte ich nicht." Und als Dackel gerade herbeigelaufen kam, Martha ihm mit dem Finger drohte und befahl, sich „hübsch" zu machen, und Dackel sich aufrichtete, da setzte Kornreich hinzu: „Aber ein braver Kerl ist er doch!"

Unter Scherz und Lachen traten Vater und Tochter den Heimweg an, und Kornreich trat sofort zum Kleiderschrank, zog den Sonntagsrock an und ging nach dem Rathaus.

Der Bürgermeister empfing ihn mit einem strahlenden Gesicht.

„Alles glücklich abgemacht, Meister?" fragte er lachend.

„Alles, Herr Bürgermeister," antwortete Kornreich; „aber er hat sie wiedergebracht. Wie muß der arme Sünder sich geängstigt haben! Gewissen beißt und Zorn macht blind, Herr Bürgermeister. Das können meine Kohlköpfe bezeugen!"

„Von den Kohlköpfen schweigen wir, nicht wahr?" sagte der Bürgermeister.

„Gewiß, Herr Bürgermeister; ich wollte Sie eben darum bitten."

„Abgemacht, Meister Kornreich!" Mit diesen Worten schüttelte der Bürgermeister Kornreich die Hand. Mir hat er die Geschichte aber doch erzählt, als die beteiligten Personen längst im Grabe ruhten.

Bücherschau.

Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Ein Bestimmungswerk und Handbuch für Sammler, Schulen, Museen und alle Naturfreunde von Prof. Dr. **Kurt Lampert,** Oberstudienrat, Vorstand des Königlichen Naturalienkabinetts, Stuttgart. 95 Tafeln in Farben- und Schwarzdruck mit Darstellung von mehr als 2000 Formen und 350 Seiten Text mit 70 Abbildungen. Eßlingen und München: J. F. Schreiber (1907). Gebd. 27 ℳ. — Dies Schmetterlings-Prachtwerk hält die Mitte zwischen dem Heer der Taschen- und Exkursionsbüchlein für Raupen- und Schmetterlingssammler, die durch ihr „Schweigen" die Tätigkeit eines eifrigen Sammlers bald eindämmen statt anspornen, und jenem monumentalen Werke von Hofmann-Spuler („Die Schmetterlinge Europas"), dessen Abschluß leider immer noch nicht vollzogen ist. Lamperts Schmetterlingswerk erfüllt in jeder Weise, was es in seinem Titel verspricht. Zum Bestimmen dienen die farbigen Tafeln, die dem Werke nicht allein zur Zierde gereichen, sondern auch das sind, was sie sein wollen, insofern die Schmetterlinge und namentlich auch die Raupen in natürlicher Färbung und naturgetreuer Haltung und Stellung auf ihrer Futterpflanze wiedergegeben worden sind. In der systematischen Anordnung wurde der neue Katalog von Staudinger-Rebel zugrunde gelegt. Den Stempel der Originalität erhält das Werk durch die „besondere Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse" in der Einleitung und ist also wie kein anderes dazu berufen, der Sammeltätigkeit ein höheres Ziel zu setzen durch eingehende morphologisch-biologische Studien. Ich hebe hervor: Bedeutung der Schmetterlinge in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien im Haushalt der Natur; Nutzen und Schaden, Feinde und Krankheit derselben. — Zeitliche und räumliche Verbreitung der Schmetterlinge. Stammesgeschichte und Systematik. Ein besonderes Kapitel über Fang und Sammeltechnik bildet den Schluß der Einleitung. — Folgende Tafeln verdienen besondere Anerkennung: Typische Formen von Schmetterlingseiern, von Raupen, von Puppen, Einfluß der Temperatur auf Schmetterlinge, Anpassungserscheinungen, durch Raupen von Kleinschmetterlingen minierte Blätter. — In Schleswig-Holstein liegt die Lepidopterologie noch sehr im Argen. Eine bedenkliche Folge mangelhafter Durchforschung unserer Schmetterlingsfauna ist z. B. die, daß es in manchem mir zu Gesicht gekommenen Verzeichnis lautet: fehlt in Schleswig-Holstein. So wird das Bild von der Verbreitung europäischer Schmetterlinge getrübt. Es sollte mich freuen, wenn Lamperts Schmetterlingswerk dazu berufen sein sollte, das Studium auch unserer heimischen Schmetterlinge zu fördern. Angesichts der reichen Ausstattung ist der Preis nicht zu hoch bemessen.

Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 7. Juli 1908.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3000. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Ein farbiges Wappen Schleswig-Holsteins

in Nickeleinfassung, einen hübschen, empfehlenswerten **Wandschmuck**, bietet auf unsere Anregung die Firma M. Lask, Hoflieferant, in Kiel den **Mitgliedern** unseres Vereines zu dem Vorzugspreise von **3,30 M.** (ausschl. Porto und Verpackung) an. Wir bitten, von diesem Angebote zahlreich Gebrauch zu machen.

Kiel, den 28. Juni 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilungen.

Die Margaretenspende. Der Stifter der Margaretenspende, Rentner J. A. Jacobsen in Norderbrarup, ist im Alter von 78½ Jahren gestorben. Um das Andenken einer im Alter von 23 Jahren nach langjähriger Krankheit gestorbenen Tochter zu ehren, stiftete Jacobsen einen Schrank mit dem Bildnis der Tochter, der die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände für die Krankenpflege enthält, und die er zunächst an Nachbarn und Bekannte auslieh. Bald steigerte sich jedoch die Nachfrage nach dieser auf dem Lande so segensreichen, nützlichen Einrichtung derart, daß sich Jacobsen, nachdem auch die Mutter der frühverstorbenen Tochter im Tode nachgefolgt war, entschloß, die Margaretenspende weiteren Kreisen dienstbar zu machen. In fast 400 Orten im deutschen Vaterlande und über seine Grenzen hinaus ist heute, 24 Jahre nach dem Tode von Margarete Jacobsen, die Margaretenstiftung zu finden.

Angeln, 29. März 1908. K. Z.

Bücherschau.

Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. — Vom Nebelfleck zum Menschen. Eine gemeinverständliche Entwicklungsgeschichte des Naturganzen. Beide Werke haben Dr. Ludwig Reinhardt zum Verfasser und sind erschienen im Verlage von Ernst Reinhardt in München. Der Preis beträgt 12, bez. 8,50 *M.* Das erstgenannte schildert die Entwicklung des Menschen in prähistorischer Zeit; beginnend mit dem immer noch etwas zweifelhaften Tertiärmenschen, führt es uns durch alle Phasen der Steinzeit und schließt mit dem Steinzeitmenschen der Gegenwart. Der Verfasser schreibt populär und interessant. Besonders ist anzuerkennen, daß er den Leser überall in den stand setzt, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Gegen 600 Abbildungen unterstützen dabei den Text sehr wesentlich. — Gleiches ist von dem zweiten Werke zu sagen. Ausgehend von dem schwierigen Problem der Entstehung des Lebens, zeigt der Verfasser dessen Entfaltung und Erscheinung, seine Funktionen und Entwicklung, die Ausbildung der Tiere und Pflanzen usw. Ohne Zweifel ist für beide Werke die einschlägige Literatur ausgiebig benutzt worden. Der Leser erfährt an der Hand des kundigen Führers, was die moderne Wissenschaft über diese Dinge zu sagen hat. Peters.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

W. Melhop, Alt-Hamburgische Bauweise. Verlag von Boysen und Maasch in Hamburg. Preis 16 *M.* — Th. H. Engelbrecht, Bodenanbau und Viehstand in Schleswig-Holstein nach den Ergebnissen der amtlichen Statistik. Verlag der Landwirtschaftskammer in Kiel. — Illustrierter Katalog der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus Natur und Geisteswelt. Verlag von Teubner in Leipzig. — Kurt Küchler, Hebbels Briefe, ausgewählt und biographisch verbunden. Verlag von Costenoble in Jena. — Mikrokosmos, Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung, herausgegeben von der deutschen mikrologischen Gesellschaft unter der Leitung von R. H. Francé in München, 2. Jahrgang, Heft 1/2. — Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, 23. Heft. Verlag von Lipsius & Tischer in Kiel. — Wegweiser durch Bergedorf und Umgegend nebst einem geschichtlichen Geleitwort von Otto Saft. Verlag von Hermann Wobbe in Bergedorf. — Chr. Langes Sammlung schleswig-holsteinischer Münzen und Medaillen. Band 1. Im Verlag des Verfassers in Berlin W. 15, Kurfürstendamm 224. — Richard Dohse, „Meerumschlungen." Verlag von Alfred Janssen in Hamburg. Preis 6 *M.* — Timm Kröger, Das Buch der guten Leute. Verlag von Alfred Janssen in Hamburg. Preis 3 *M.* Eckmann.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

156. Christen, A., Uhrmacher, Ütersen. 157. Clasen, H., Mittelschullehrer, Kiel, Feldstr. 61. 158. Cors, Hans, Lehrer, Finkenwärder. 159. Davids, H., Lehrer, Moorreege b. Ütersen. 160. Dien, Gustav, Beamter, Hamburg 30. 161. Eggers, Friedrich, Aumühle, Bez. Hamburg. 162. Feddersen, O., Lehrer, Seestermühe. 163. Frl. Göttsche, Karoline, Lehrerin, Ütersen. 164. Hahn, Leonhard, Oberrealschüler, Ütersen. 165. Hansen, A., Lehrer, Brunsbüttelkoog. 166. Ivens, R., Hauptlehrer, Billwärder. 167. Kahlke, J., Lehrer, Neuendeich b. Ütersen. 168. Stadtarchiv Kiel, Adr.: Stadtarchivar Dr. Gundlach, Fleethörn 30. 169. Kleensang, J., Hofbesitzer, Rosengarten b. Ütersen. 170. Kock, Detl., Bautechniker, Ütersen. 171. Kruse, Fritz, Handlungsgehilfe, Ütersen 172 Kühl, Frau Hardesvogt, Kiel, Hardenbergstr. 2. 173. Kühl, Karl, Kaufmann, Ütersen. 174 Lagoni, Rechtsanwalt, Ütersen. 175 Laß, Friedrich, Malermeister, Ütersen. 176. Meyer, Postmeister, Ütersen. 177. Meyn, J., Hofbesitzer, Rosengarten b. Ütersen. 178. Michaels, M., Lehrer, Ober-Jersdal. 179. Mundhenke, Lehrer, Ütersen. 180. Peters, H., Meierei-Inspektor, Ütersen. 181. Dr. Ramm, prakt. Arzt, Ütersen 182. Reimers, H., Lehrer, Ütersen. 183. Röpcke, M, Dampfmühlenbesitzer, Ütersen. 184. Savatzky, Oskar, Inspektor, Hamburg, Eilbeckthal 82 185. Schneider, Stadtsekretär, Ütersen. 186. Schuldt, H., Kaufmann, Ütersen. 187. Schultz, J., Gastwirt, Ütersen. 188. Sönksen, C., Lehrer, Scherrebek. 189. Thiedemann, H, Lehrer, Elmshorn. 190. Thomsen, Pastor, Haselau b. Ütersen. 191. Vagts, H., Seminarist, Ütersen. 192. Frau Dr. Wagner, Lokstedt b. Hamburg. 193. Wiese, H., Apotheker, Ütersen. 194. Wulff, Peter, Lehrer, Nienwohld b. Preetz.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 7. Juli 1908.

Theodor Storms Novellen.

Gedenkblatt zu seinem 20. Todestage, 4. Juli 1908.

Von **Wilhelm Lobsien** in Kiel.

I.

Will man die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein betrachten, so gibt es streng genommen nur einen einzigen Ausgangspunkt, von dem aus die Strahlen bis in die Neuerscheinungen auf epischem Gebiet der heutigen Zeit hinüberleuchten und hier, bewußt oder unbewußt, durch ihre warme Kraft Neues zum Leben rufen oder es doch in nicht zu verkennender Weise beeinflussen, und die Kraft, die in diesem Ausgangspunkt steht, ist Theodor Storm. Er ist der erste Epiker unserer Provinz, der zu wirklicher Bedeutung gelangt ist, und eigentlich erst von seinem Schaffen an darf man von einer epischen Kunst in Schleswig-Holstein reden. Mag man auch hin und wieder in seiner Kunst Anklänge an andere Meister leise hindurchtönen hören, in dem Tiefinnersten seiner Kunst ist er ganz ein Eigener, ist er nur er selber, und er stellt als solcher am klarsten den Charakter des Volkes dar, dem er angehört, den Charakter der Nordfriesen, und ist ein Vertreter der vielumschrieenen Heimatkunst gewesen lange, bevor der Ruf nach einer solchen laut wurde. Er ist es gewesen durch seine bis heute noch unübertroffene Kunst in der Darstellung seiner Heimat sowohl als auch der seltsamen Menschen draußen am Wattenrand, dadurch, daß seine Kunst dort ihre feinsten und tiefsten Wurzeln hineinsenkte, um ihre stärkste Lebenskraft herauszuholen. Detlev v. Liliencron, der ihm so vieles verdankt, hat aus diesem Gefühl dankbarer Liebe heraus die treffend charakterisierenden Verse geschrieben:

> Du warst ein Dichter, und du warst ein Künstler,
> Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
> Die unterirdisch laufen, rinnt's ihm zu.
> Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.
> Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz.
> Und unser Heimatland, das ernste, treue,
> Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
> Du kanntest seine Art. Kein andrer wohl
> Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
> In seine Schrift wie du.

Irgendwo in einer seiner Novellen sagt Storm von einem seiner Helden, daß noch im Alter die Jugend zu ihm ins Zimmer gekommen sei und sich plaudernd zu ihm gesetzt habe. So ist es bei dem Dichter selber gewesen: seine Jugend — und man darf hinzufügen „der Erdgeruch aus Wald und Feld" — ist immer wieder zu ihm gekommen, hat ihn eigentlich nie verlassen,

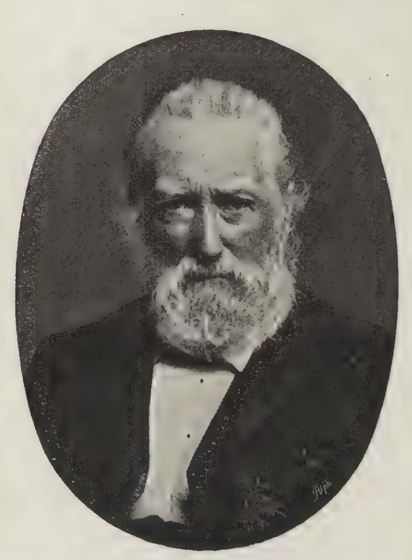
hat immer wieder den stillen Zauber über all sein Denken und Dichten ausgebreitet.

> Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt,
> Und den ich lieben werde bis ans Grab.
> Du warst ein Dichter, denn was du erlebt,
> Vielleicht von einem Körnchen nur Erinnerung,
> Trieb eine Knospe.

Theodor Storm gehört zu den bedeutendsten deutschen Novellisten, hat auch in weiser Erkenntnis seiner Kraft nie das Gebiet der Novelle verlassen, um etwa im Roman ein großes, weitergreifendes Bild menschlichen Ringens zu malen; seine Anlage zum Lyriker, zu einem unserer größten Lyriker, hat ihn davon zurückgehalten. Über die Novelle als Kunstgattung sagt er selber einmal, daß er sie als ein Seitenstück des Dramas ansehe; sie behandle gleich diesem die tiefsten Probleme des Menschenlebens und verlange gleich diesem zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkt stehenden Konflikt, von welchem aus sich das Ganze organisiere; sie dulde nicht nur, sondern sie stelle auch die höchsten Forderungen der Kunst. Es ist dies eine Auffassung, gegen die sich schlechterdings nichts einwenden läßt, und es steht nur zur Frage, ob des Dichters eigene Novellen sich unter diese Definition einschalten lassen. Wie ich schon oben anführte, ist Theodor Storm im tiefsten Innern und in all seinen Äußerungen zur Hauptsache Lyriker, dessen eigentliche Erzählungs**kunst** erst später aufgeblüht ist, und so kommt es, daß seine ersten Novellen vollständig unter dem Einfluß seiner lyrischen Begabung stehen, daß man sie, wie Adolf Bartels treffend sagt, nicht als Problem- oder Konfliktnovellen, sondern lediglich als Stimmungsnovellen ansehen muß, bei denen es ihm mehr um die Einheitlichkeit in der Grundstimmung als um die Erläuterung des Problems und die Ausgestaltung des Konflikts angekommen ist. In diesen Novellen ist er auch noch Romantiker durch und durch, der mondbeglänzte Zaubernächte malt, durch die leise und zart das Posthorn ruft, der aller harten, rauhen Wirklichkeit die traumhafte Stimmung einer versonnenen, in sich gekehrten, lebensfremden Weltauffassung entgegenstellt, dessen ganze Gefühlswelt auf den Ton stummer, müder Resignation gestimmt ist. Die laute Außenwelt, der Kampf, der gerade damals, als er diese Novellen schrieb, nicht nur durch unser engeres Vaterland tobte, läßt ihn fast kalt, und nur durch seine Lyrik zuckt oft der heiße Groll. An seiner Novellendichtung geht alles beinahe spurlos vorüber. Da überschaut er die kleine sich in seinem Freundes- und Familienkreise darstellende Umwelt (siehe seine von Gertrud Storm herausgegebenen Briefe in die Heimat), die in seiner eigenen Phantasie auftauchenden Erscheinungen und Gestalten oder die Träume seiner Jugend, verinnerlicht oder vereinfacht jedes Erlebnis, verdichtet es zu einer so satten, reichen, wunderbar abgetönten Reihe von Stimmungsbildern, daß das eigentlich Epische fast vollständig versinkt, daß einem aber auch kaum das Bewußtsein dieses Fehlens kommt, weil „dieser stille Goldschmied und silberne Filigranarbeiter," wie Gottfried Keller Storm schon 1875 nannte (s. Briefwechsel zwischen Keller und Storm), einen durch seinen Stimmungszauber, seine Stimmungsgewalt berauscht und hinreißt oder in süße, weiche Träume einspinnt und nicht wieder verläßt, weil er so viele verborgene oder halbvergessene Saiten berührt, zum Klingen bringt und noch lange, lange nachzittern läßt, weil oft später, lange nachdem das Auge über die letzte Zeile gewandert ist, plötzlich ein Klang, ein Lied, eine Stimmung wie eine Offenbarung in einem aufsteigt und das Herz erzittern macht. Zu diesen Schöpfungen gehört seine ungemein zarte, aus Duft und Stimmung gewobene Erstlingsnovelle „Immensee," durch die wie eine leise, ferne Glocke das Lied hindurchklingt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen,
Das hat es nicht gewollt.
Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgetan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an!
Für all mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Über die braune Heid'.

„Immensee" ist das klassische Beispiel einer Erinnerungsnovelle, in der so vieles nur eben angedeutet, nur wie ein Hauch ist und doch so vieles ahnen und zur Gewißheit werden läßt. Der alte Mann, der langsam durch die dämmerstillen Gassen heimgeht, sich träumend in den Arbeitstuhl setzt, die geheimnisvoll raunende Stille ringsum, der blasse Mondstrahl, der sich durchs Fenster stiehlt und auf dem Mädchenbild an der Wand liebkosend haften bleibt – wie entzückend führt das alles in die ganze Erinnerungsstimmung ein, aus der sich wie stille, blasse Blumen besonders eindrucksvolle Tage der Vergangenheit zu einem reichen Kranz finden. Es ist nur eine Reihe scheinbar lose zusammengefügter Bilder aus der Kindheits- und Wanderzeit, aber doch steht alles lückenlos zu einem Ganzen gereiht da, als ein Ganzes, dessen tiefste Stimmungen sich in wundervoller Lyrik auslösen (s. u. a. das Lied des Harfenmädchens). Das Glück führte mir vor einem Jahre eins der von Biernatzky herausgegebenen Volksbücher ins Haus, und darin fand ich die Novelle „Immensee" in ihrer ersten Form. Ein junges, heißes Dichterherz hat sie dem Sturm eines inneren Dranges folgend niedergeschrieben; später hat dann der gereifte Künstler die Feile angelegt und vieles geändert. Was er geändert und wie sehr er geändert, beschnitten, hinzugefügt hat — das hier näher auszuführen verbietet der Raum, und ich verweise daher auf meine in der Schleswig-holsteinischen Rundschau (2. Jahrgang) erschienene Arbeit über die erste und letzte Fassung der Novelle.



Zu seinen Stimmungsnovellen gehören auch die Novellen „Ein grünes Blatt," „Auf dem Staatshof," „Auf der Universität," „Im Schloß," „Angelika," „Von jenseits des Meeres" u. a. Hierher gehören auch die entzückenden Skizzen „Im Saal," „Im Sonnenschein" u. a. sowie seine Märchen, z. B. „Der kleine Hävelmann," ebenfalls zuerst in nicht unwesentlich anderer Form in den s. Zt. von Biernatzky herausgegebenen Volksbüchern erschienen.

Ich deutete schon an, daß der Freiheitssturm unseres Vaterlandes nur wenig durch Storms Novellen hindurchbraust, ja, daß selbst ein leises Wehen dieser herrlichen Zeit sich nur selten bemerkbar macht, eigentlich nur in „Ein grünes Blatt" (1850), „Abseits" (1863) und „Unter dem Tannenbaum" (1864). „Ein grünes Blatt" ist die ältere dieser Stimmungsnovellen, zu denen der Kampf der Heimat den Hintergrund bildet. Alles ist Stimmung, fast möchte ich sagen konzentrierte Lyrik, ohne Handlung, umrahmt und durchflochten von satten, zarten Liedern. Der junge Kämpfer für Schleswig-Holsteins Recht, der

mit dem jungen Mädchen durch den Sommerfrieden der einsam schlummernden Heide wandert, die einsame Hütte in all der traumhaften Stille, die Worte des alten Mannes, die sich anhören wie rieselndes Wasser, dies alles, das er in seinem Gedicht „Abseits" geradezu klassisch zu einem abgeschlossenen Bilde gerundet hat — und da hinein das Deuten in die Zukunft des Vaterlandes: — kein Wunder, daß Möricke an den Dichter schrieb, „das grüne Blatt" fiel mir gerade zu rechter Zeit in den Schoß ... Jener Sommertag, brütend auf der einsamen Heide und über dem Wald, ist bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben; das vis-a-vis mit der Schlange, der Alte bei den Bienen, seine Stube — unvergleichlich!"

Zur Zeit der Fremdherrschaft spielt auch die Novelle „Abseits"; aber durch diese klingt neben der Mutlosigkeit des alten Lehrers, dessen Sohn bei Idstedt gefallen ist, und der alten Mamsell doch schon die zielsichere Hoffnung des alten Freiheitskämpfers, der den Tag der Freiheit ahnungsvoll erschaut. „Und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu."

Als letzte der — wenn ich sie so nennen darf — Kriegsnovellen kommt die in Heiligenstadt geschriebene Novelle „Unter dem Tannenbaum" in Frage, und man geht wohl nicht fehl, wenn man in ihr den Dichter selbst mit seiner sich besonders in seinen „Briefen in die Heimat" zeigenden wehmütigen, unstillbaren Sehnsucht nach der Heimat zu erkennen meint, den Dichter, der in dunkler Nacht nach seinem Vaterlande ausblickt. „Dort," sprach er leise; ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten."

Eine Ich-Novelle nennt der leider viel zu früh gestorbene Storm-Biograph Dr. Paul Schütze die Dichtung „Auf dem Staatshof" (1858). Storm liebte diese Form. Aus der Vergangenheit, aus der Erinnerung taucht plötzlich, durch irgend einen Umstand hervorgerufen, ein Bild, eine Situation auf, wird liebevoll ausgemalt, und dann spitzt sich zum Schluß alles zum Ausgang, zur eigentlichen Erzählung zu. Im Mittelpunkt steht Anne Lene, ein seltsames Wundergeschöpf, das nie zum Glück kommt, das zum Glück zuletzt, als es wirklich kommen will, keinen Mut mehr hat. Wo, wann und wie ging es in Scherben? Trug der Jammer ihres Hauses daran Schuld? Oder ihre Stellung zu dem Kammerjunker, der Mücken aufspießt, dieser wunderlichen Gestalt, die Storm symbolisch gedeutet wissen will. (Storm liebte das Allegorische, schreibt er doch am 8. Mai 1881 nach Empfang des vierten Teils vom „grünen Heinrich" an Gottfried Keller: „.... Ich habe alles mit dem tiefsten Behagen gelesen; das Allegorische in der Schädelgeschichte hat mich nicht gestört; die Anschauung des tatsächlich Gegebenen ist so kräftig, daß wenigstens ich das Allegorische darin beim Lesen nicht als etwas Beabsichtigtes, sondern als etwas aus dem Tatsächlichen sich von selbst Ergebendes empfunden habe. Mir selbst ist dergleichen oft in die Feder gelaufen; von dem „Scharmuzieren mit dem Schatten" in „Im Sonnenschein" und der weißen Wasserlilie in „Immensee" ist es noch durch manches andere weiter zu verfolgen ....")

„Auf der Universität" (1862) ist ebenfalls eine Ich-Novelle, steigt ebenfalls aus dem Born der Kindheitserinnerung herauf. Auch in dieser steht ein junges Mädchen im Mittelpunkt, auch hier wird Keimen und Sterben einer Liebesblüte geschildert. Hier ist es Leonore Beauregard, dieses eigenartige, nach Norden verschlagene Kind mit dem fremden Namen und dem heißen Blut der

Fernhergekommenen, und ihr Untergang beginnt mit der Stunde, in der sie, ihrer dürftigen Herkunft entrissen, hochmütigen Herzens sich über ihre Vergangenheit hinwegsetzen will. Ein zarter Duft, ein unbeschreiblicher Zauber liegt über dem Lebensschicksal dieses wunderbaren Mädchens, das dem wüsten Studenten zum Opfer fällt, und entzückend wirkt auch hier wieder, wie in so vielen Novellen Storms (s. bes. „Immensee"), das Ausmalen kleiner Scenen aus dem Kinderleben oder das plastische Herausmeißeln scheinbar kleinlicher Alltagserscheinungen, und Paul Schütze hat recht, wenn er unter Hervorhebung dieser Schönheiten auf den wirkungsvollen Kontrast hinweist, in dem dazu die Scenen aus dem rüden Treiben der Studenten stehen.

Auch die Novelle „Im Schloß" (1861) ist reich an solchen stimmungsvollen Kindheitsbildern, und auch hier steigen sie aus dem Schatz der Erinnerung herauf. Auch hier steht eine Frau im Mittelpunkt, auch hier eine, der die Liebe Schmerz bereitet, die nicht den Mut hat, dem Drange des Herzens zu folgen, sondern sich verschachern läßt. Aber im Gegensatz zu „Immensee," wo der Geliebte geht, um nie wiederzukommen, bleibt uns hier die Hoffnung auf ein zwar spätes, aber doch sicher kommendes Glück, auf eine endliche Vereinigung.

Müde, kraftlose Resignation durchzieht auch die Novelle „Angelika" (1855), und auch hier spürt man viele mit „Immensee" verbindende Fäden: der Schluß z. B. zeigt in beiden Novellen fast dieselbe Situation und Stimmung, und durch das Ganze der beiden Dichtungen zieht das Satte, Schwere einer schwülen Sommerluft, durch die ein heißer, mühsam verhaltener Pulsschlag klopft. Und all dieses verwischt die Persönlichkeiten, so daß man von ihnen überhaupt kein Bild bekommt, so daß also dieses äußere Drum und Dran in der Darstellung treffend zu den zwischen Pflicht, Grübelei und Liebe schwankenden Menschen, die zu Trägern des Geschehens gemacht sind, paßt. Und noch ein anderes kommt bei dieser Novelle hinzu: Mehr als bei den bisher genannten Dichtungen spürt man schon hier in kleinen Zügen die, ich möchte sagen, instinktive Sicherheit des großen Meisters und Seelenkünders. Nur ein solcher konnte einen Schluß wie in „Angelika" schaffen.

„Von jenseits des Meeres" (1863/64) ist die einzige Novelle des Dichters, die er in der Fremde spielen läßt; begonnen hat er sie in Heiligenstadt, beendet in Husum. Sie ist auch eine Ich-Novelle: ein junger Architekt teilt dem Dichter die Geschichte seiner Liebe mit, seiner Liebe zu einem der seltsamen Mädchen, wie Storm sie liebt, voll Stimmung, nicht ohne Romantik, aber doch auch schon leise sich der Konfliktnovelle nähernd, wenn auch noch stark im Bann der Auffassung stehend, aus der „Immensee" entstanden ist.

Ganz in reinste, konzentrierteste Stimmung getaucht sind seine entzückenden Rokokoskizzen, z. B. „Im Sonnenschein" (1854), von der er selber sagt: „In dem täglichen Wohnzimmer des für hiesige Verhältnisse recht stattlichen Erbhauses, das sie (seine Mutter) mit einer Gesellschafterin allein bewohnt, hängt neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch „Tante Fränzchen," meines Großvaters Schwester, in der silbervergoldeten Medaillonfassung, ganz wie ich sie a. a. O. geschildert. Vor reichlich dreißig Jahren befand ich mich in derselben Stube am Nachmittags-Teetisch meiner Mutter, als ein Maurer das kleine Medaillon mit dem dunklen Haar darin brachte, das sie bei der Reparatur unserer Familiengruft gefunden; und ich weiß noch, wie es mich traf, als ein Blick auf das Bild mich daran erinnerte, daß sie dort ein solches Medaillon auf ihrer Brust trug. Dann erzählte meine Mutter mir von ihrer Liebe und von ihrem frühen Tode. „Im Sonnenschein" ist eins der wenigen

meiner Sachen, wo bestimmte Tatsachen zu grunde liegen." (27. Februar 1878 in einem Briefe an Gottfried Keller.)

Was für Schicksale er aber auch aufrollen mag, immer taucht er sie ganz in Duft und Traum, ohne doch in Romantik zu versinken; denn wenn man auch all diese genannten Novellen unter den Begriff Romantik einreihen kann, so darf man es doch nur mit der Einschränkung tun, daß sich in vielen schon der wenn auch noch schwache Ansatz zu einer mehr realistischen Kunst zeigt, also einer Kunst, die etwa mit der Novelle „In St. Jürgen" voll einsetzt und ihre schönsten Blüten treibt in den entzückenden Dichtungen „Pole Poppenspäler," „Draußen im Heidedorfe," „Beim Vetter Christian," „Ein stiller Musikant" und in der wundervollen Künstlernovelle „Psyche," diesem Meisterstück intimster Seelenkunde und Stimmungsmalerei.

„In St. Jürgen" führt uns nach Husum, der „grauen Stadt am grauen Meer," der Heimat des Dichters, und man spürt namentlich in der Einleitung als tiefen Unterstrom sein inniges Verbundensein mit den Stätten seiner Kindheit stark und weihevoll rauschen. Als Quelle zu dieser Erzählung darf man wohl eine in Biernatzti's Volksbüchern (1849) stehende Geschichte „Das Heimweh" ansehen, die dort als „Charakterbild aus dem vorigen Jahrhundert" mitgeteilt ist nach „den Erzählungen einer 70jährigen Frau"; aber wie hat Storm dieses schlichte Thema zu vertiefen gewußt! Nach der Quelle trifft die Erzählerin mit einem alten Manne zusammen, der nach fünfzigjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrt und nun seine Lebensgeschichte erzählt. Er ist heimlich verlobt gewesen und dann dem Wunsche des Vaters folgend auf Wanderschaft gegangen. In der Fremde findet er bei einem Meister Arbeit, der ihm zugleich zum guten Freunde wird. Der Meister kränkelt, und auf dem Sterbebette nimmt er seinem Gesellen das Versprechen ab, für die vor dem Ruin stehende Familie zu sorgen. Er tut es, und der Eifer, sein Versprechen zu halten, tötet seine Liebe zu dem jungen Mädchen daheim oder drängt sie wenigstens zurück, und schließlich heiratet er die Witwe seines Meisters. Doch aber wird die Sehnsucht nach seiner jungen Liebe wieder lebendig, sie beherrscht ihn so sehr, daß er wünscht, seine Frau möchte sterben, bis er endlich einem guten Freunde seine Not klagt und dann heimlich davongeht — um doch zu spät zu kommen; die er liebte, ist tot.

Storm hat, wie gesagt, dieses Thema aufgenommen, aber — und dadurch gewinnt das Ganze außerordentlich an Wahrscheinlichkeit und Eindringlichkeit — es zu einer Novelle umgewandelt, die aus den Tiefen seiner Kindheitserinnerung aufsteigt, zu der er also, seine Persönlichkeit, in Beziehung steht; sie wächst aus seiner Jugend heraus. Die Frau, die ihm einen Teil, ihren Anteil an der Erzählung mitteilt, ist die verlassene Braut, und die Ergänzung hört er, als er später, heimkehrend als Student, dem zur Vaterstadt eilenden, vor fünfzig Jahren ausgewanderten Bräutigam begegnet; es kommt dadurch eine alles straffer zusammenfassende und aufklärende Beleuchtung hinzu. Und auch in diese Novelle trägt er ein Symbol hinein, die um den Turm fliegenden Schwalben, die das Lied vom Wandern und Heimkehren singen. Aber wie hat er sowohl Wandern als Heimkehren motiviert! Dort der Wunsch, als wandernder Geselle die Gewähr für ein späteres tüchtiges Wirken zu erringen, hier die Schuld des Vaters der Braut. Dort das allmähliche Erkennen seiner alten, neu auftauchenden Liebe, hier das meisterhaft geschaute blitzartige Aufsteigen des Hasses, als er sich an die Witwe des Freundes für immer gekettet weiß. Dort der Wunsch, die ungeliebte Frau möchte sterben, hier die greifbar nahe gerückte, in die Hand des Mannes gelegte Möglichkeit des Todes. Dort

das heimliche Fliehen, hier das von der Frau in richtiger Erkenntnis selbst vorgeschlagene Heimkehren in die alte Vaterstadt — und dann vor allen Dingen über dem allen der frische, starke Duft der Heimat, das Wurzeln in unserer Landschaft!

Die „Deutsche Jugend" hatte Th. Storm um einen Beitrag gebeten, und als er nach langer Frist seinen „Pole Poppenspäler" (1873/74) sandte, schrieb er: „Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei" war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst," in diesem Paradoxon formuliert es sich mir — „so darfst du nicht für die Jugend schreiben! Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst." — Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet war.' Und so ist dieses Meisterwerk der Jugenddichtung entstanden, dieses entzückende Thema, das von so manchem Schriftsteller dritten und vierten Ranges, besonders unserer Provinz, variiert worden ist. Kein einziger hat es so zu vertiefen gewußt, kein einziger je Kinderscenen von solchem Zauber zu zeichnen gewußt, kein einziger hat es verstanden, alles so einzutauchen in ein Meer wundervoller Erinnerungswellen. Und in den ganzen Gang der Handlung die symbolische Kasperlfigur einzufügen, bis an den letzten tragischen Schluß wirksam zu erhalten — das konnte und tat nur der große souveräne Meister Storm, nur er hob das Ganze aus der Sphäre bloßen Referierens in das Gebiet bewußter Kunstschöpfung.

Schwer und düster reckt sich daneben die tiefe Tragik in „Draußen im Heidedorf (1871) empor, durch Einflechten unheimlicher Naturgewalten und gespensterhafter Erscheinungen, seltsamer Dämmerstimmungen und Beleuchtungen, durch das Heraufholen aus der Vergangenheit zu noch packenderer Wirkung gebracht. Die Zeichnung der dunklen Sturmnacht, durch die die Bäume stöhnen und ächzen, ist von geradezu suggestiver Wirkung, und der ganze Eindruck wird noch verstärkt durch die Gegenüberstellung des fremdländischen, rätselhaften Mädchens und der schwerfälligen Bauernweiber.

Ganz anders ist wieder die idyllische, von feinem Humor getragene Erzählung „Beim Vetter Christian" (1872), von der der Dichter zu Gottfried Keller sagt: „Ich habe eine gewisse unvernünftige Liebe dafür." Und „nicht um formaler Vorzüge, um der Komposition, der Geschlossenheit willen, die Keller allein zu rühmen weiß, schätzte Storm selbst das kleine Werk so hoch, sondern weil es die liebevollste Verklärung eines norddeutschen Gemeinwesens, seiner Werktage und seiner Feste, des Herrn wie des Gesindes ist. Und noch wegen eines Motivs, das erst in einem späteren Briefe gestreift wird: wegen des Einzugs jungen Lebens in alte, ausgestorbene Räume." (Storms Briefwechsel mit Keller. Herausg. v. Köster.) Und das zu malen, ein Familienbild aus der Biedermeierzeit uns in alle Feinheiten und Kleinheiten auszumalen, lebendig zu machen und in ihm eine ganze Zeit mit allen ihren Ausdrucksformen und den Anschauungen ihrer Menschen plastisch zu gestalten, ist ihm meisterhaft gelungen, mit derselben Meisterschaft, die er schon früher in den kleinen Rokokoskizzen bewiesen hat.

Zur Künstlernovelle „Psyche" leitet die Novelle „Ein stiller Musikant" über, in deren Mittelpunkt ebenfalls ein Künstler steht: der alte einsame Klavier-

spieler Christian Valentin. Dem ist das Lebensglück zerschlagen worden, weil „die Finger und Gedanken nicht immer so fix zusammengehen wollten,“ weil ein Gebrechen ihn scheu und zum öffentlichen Auftreten ungeeignet gemacht hat. Und so ist ihm nichts geblieben als neben lieben Erinnerungen die wehmütige Freude, der Tochter seiner Jugendgeliebten Musik- und Gesangunterricht erteilen zu dürfen. Still und einflußarm verrauscht sein Leben, aber wundersam webt der Dichter um den längst gestorbenen Künstler eine Strahlenkrone, indem er den Eindruck schildert, den die ehemalige Schülerin mit der Komposition des toten unbekannten Meisters macht; in die Tragik dieses still verhauchten Lebens bringt er dadurch eine weiche, verklärende Versöhnung, einen Schimmer von Glück...., „und in der Dämmerstunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht sich vorbereitet, dann öffnet die Sängerin wohl auch einmal den Flügel und singt ihren Kindern das süße Lerchenlied ihres längst verstorbenen Freundes. Und auch das ist ein gesegnetes Andenken.“

„Psyche,“ diese Novelle, die nach Stil, Inhalt, Bildung und Stimmung Erich Schmidts Liebling geworden ist, bezeichnet Adolf Stern nicht mit Unrecht als symbolisch, nicht für das Mächtigste, das Storms Poesie vermag — denn das liegt im Tragischen —, aber für das Seligste, Reinste, Sinnenherrlichkeit und Sinnenfreudigkeit neben tiefem, heißem Gefühl. Man kann sich in der Tat nichts Schöneres denken als die Schilderung dieser keuschen und doch von so vielen sinnlichen Momenten durchflochtenen Liebe, dieser Liebe, die lange wie etwas Schamhaftes gehütet worden ist, um endlich mit der elementaren Wucht einer Sturmflut alle Dämme zu durchbrechen. Wie wundersam hat Storm die Psyche des zwischen Kind und Jungfrau stehenden Mädchens erkannt, bis in die letzten, geheimsten Kammern erforscht, als er ihr Erschüttern über das Bewußtsein, nackt in den Armen eines Mannes gelegen zu haben, als erste Äußerung gleich nach der Rettung aufsteigen läßt, so stark, daß selbst die Freude am Leben darunter erstickt! Und diese jungfräuliche Scham bleibt und wächst und wird so stark, daß sie endlich die Jungfrau treibt, in die ferne Stadt zu gehen, um „die Rettung der Psyche,“ das Werk des Künstlers, der sie aus der Flut gezogen hat, zu sehen. Daß Storm, der selbst Künstler war, die Seele eines solchen kannte, nimmt nicht so sehr wunder, und dennoch staunt man über die Feinheit dieser Zeichnung: so lange der Künstler an dem aus Erinnerung, Sehnsucht und der geheimen seelischen Kraft künstlerischen Empfindens heraus entstehenden Werke schafft, versinkt alles Irdische, und erst als das Werk vollendet dasteht, da brennt das Verlangen nach dem Urbild wie eine glühheiße Fackel in ihm empor. Ganz unwillkürlich drängt sich einem hier der Gedanke an Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ auf; viel ähnliche Saiten klingen auch da, nur nicht so rein und so — man verstehe mich nicht falsch — so menschlich.

Die genannten Dichtungen sind alle Novellen, die in bewunderungswürdiger Weise eine innige Verschmelzung zarter Stimmung und harter Wirklichkeit zeigen, die schon fast alle die Forderungen erfüllen, die Storm selbst an diese Dichtungsart stellt.

Die Fürstenherberge in Bergedorf.

Von **Otto Saft** in Bergedorf.

Die aufblühende hamburgische Stadt Bergedorf, die eine an wechselvollen Schicksalen reiche Geschichte hat, teilt das Los anderer Städte: die alten, eigenartigen Häuser verschwinden, um neuen oder, wie man heute sagt, modernen Bauten Platz zu machen. Das Straßenbild Bergedorfs, das noch



Gasthof „Stadt Hamburg."
Photographie von Ohm & Schlotfeldt.

vor wenigen Jahrzehnten alle charakteristischen Merkmale einer Kleinstadt trug, hat sich merklich verändert, und zwar nicht überall zu seinem Vorteil. Zu den schönsten aus alter Zeit noch vorhandenen Baudenkmälern gehört neben dem Schlosse, das 1420 von den Hamburgern und Lübeckern erobert wurde, der Gasthof „Stadt Hamburg," genannt die Fürstenherberge. Mit dem Tode seines Besitzers scheint auch ihm die Todesstunde geschlagen zu haben. Das Haus ist verkauft worden, und der neue Besitzer will es niederreißen lassen, um den in der Hauptstraße belegenen Baugrund für ein „modernes" Wohn- und Geschäftshaus zu verwerten. Die Ortsgruppe Bergedorf des Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde hat den Hamburger Staat gebeten, das Haus auf Staatskosten zu erwerben, damit es der Stadt Bergedorf als ein schönes Baudenkmal längst vergangener Zeiten erhalten bleibe. Hoffentlich hat die Eingabe den gewünschten Erfolg.

Neben den neuen Häusern in der Hauptstraße Bergedorfs steht der alte Gasthof „Stadt Hamburg" da als ein herrliches Denkmal der altdeutschen Renaissance. Mit seinen hübschen Hausverzierungen und den geschnitzten Balkenköpfen sowie der mit Verständnis ausgeführten Bemalung ist er eine architektonische Sehenswürdigkeit. Dem eigenartigen Äußern entspricht die Ausstattung des Innern; namentlich die geräumige gepflasterte Diele macht einen traulichen Eindruck.

Das Alter des Hauses wird auf etwa 275 Jahre geschätzt. Eine Inschrift an einem Türbalken des Hauses nennt zwar 1609 als Jahr der Erbauung, aber dieser Balken stammt aus einem anderen Hause und ist bei dem Neubau des Gasthofes „Stadt Hamburg" wieder verwendet worden. Als Erbauer kommt wahrscheinlich der im Jahre 1664 zum Bürgermeister erwählte Diedrich von Münchhausen in Betracht, und zwar wird das Haus im Jahre 1635 erbaut worden sein.

Der Gasthof „Stadt Hamburg" hat aber schon einige Jahrhunderte früher bestanden; im Bergedorfer Stadtbuch wird das Haus bereits im Jahre 1481 genannt. Da es schon zur Herzogenzeit als Herberge gedient haben wird, haben wir es hier mit einem Gasthofe zu tun, der seit über einem halben Jahrtausend besteht und der zu den ältesten Gasthäusern Norddeutschlands gehört. Den Namen „Stadt Hamburg" wird das Haus nach der im Jahre 1420 erfolgten Eroberung des Schlosses und der Stadt Bergedorf erhalten haben. Die gegenüberliegende Herberge erhielt den Namen „Stadt Lübeck." Auch dieser Gasthof ist in erneuerter Form heute noch vorhanden. Im Gasthof „Stadt Hamburg" stiegen während der Zeit, die Hamburg und Lübeck gemeinsam Amt und Städtchen Bergedorf verwalteten, die lübeckischen Gesandten ab, während die hamburgischen Vertreter in „Stadt Lübeck" wohnten.

Schon zur Herzogenzeit hat der Gasthof „Stadt Hamburg" zweifellos manchen



Gasthof „Stadt Hamburg." Große Diele (Eingang).
Photographie von Ohm & Schlotfeldt.

fürstlichen Gast beherbergt, und im Laufe der späteren Jahrhunderte haben hier viele vornehme Herren Einkehr gehalten. Am 19. November 1806 quartierte sich hier der französische Marschall Mortier mit zwei Adjutanten, zwei Sekretären und mehreren Bedienten ein und zeigte von hier aus dem Senat von Hamburg an, daß er von der Stadt im Namen des Kaisers Napoleon Besitz ergreifen werde. Auch der Marschall Davoust soll später kurze Zeit in „Stadt Hamburg" gewohnt haben. Der französische König Karl X., der durch die Julirevolution (1830) vertrieben ward, berührte auf der Flucht auch Bergedorf und ließ sich, begleitet von etwa 60 Personen, vor dem Gasthof „Stadt Hamburg" Erfrischungen reichen. Trübe Zeiten sah das Haus im Winter 1813/14. Die Russen hatten das Schloß und den Saal des Gasthofes „Stadt Hamburg" zu Lazaretten eingerichtet, und das sogenannte Lazarettfieber räumte unter den Kranken fürchterlich auf.

Dem Bergedorfer Bürgerverein ist der Gasthof „Stadt Hamburg" 60 Jahre hindurch ein trauliches Heim gewesen, und an dem großen runden Tische in der Gaststube ist fleißig politisiert worden.

Nun soll das schöne und an geschichtlichen Erinnerungen reiche Haus sinken. Möge der hamburgische Senat den Mauermann hindern, ins Gebälk zu steigen und Stück um Stück des alten Baues abzutragen, eingedenk des Hebbelschen Wortes:

„Still, lieber Meister, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen!"



Wenn dich das Leben erdwärts reißt.

Und wenn dich das Leben erdwärts reißt,
Du kämpfe um Sieg oder Sinken!
Und wenn du vergeblich um Hülfe schreist
Und glaubst dich schon nah' dem Ertrinken,
Du laß nicht nach und hebe das Haupt
Entgegen den stürmenden Winden! —
Ein Mann, der nur an sich selber noch glaubt,
Den kann auch das Bangen nicht binden!
Und stürzest du dennoch und fällst unterm Schlag
Des männermordenden Wetters,
So wisse, das war dein Ehrentag,
Da du nicht mehr harrtest des Retters! —

Der dich traf, der Hödur, der war ja blind,
Und die nächtigen Nebel verwehen!
Denn über dich hin geht der Morgenwind,
Der dich ruft zu neuem Erstehen! —
So schreite denn kühn den Weg, den du gehst:
Ob rings dich das Leben umwettert,
Und ob du den heißen Kampf bestehst,
Und ob dich der Blinde zerschmettert, —
Du wende das Antlitz der Sonne zu
Und laß dir den Blick nicht trüben! —
Aus Stehen im Sturm winkt dem Ringer die Ruh',
Wenn die würgenden Wetter zerstieben!

Itzehoe. Emil Pörksen.



Der Buttermilchskrieg.[1])

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1848.

Von Frau Forstrat **Meyer** in Lübeck.

In diesem denkwürdigen Jahre erlebte ich auf einem Gute in Ostholstein im Hause meiner Verwandten Folgendes:

An einem schönen Frühlingsmorgen kam eilig und aufgeregt der Inspektor des Gutes zu meinem Onkel und erzählte, daß soeben ein Reiter

[1]) Zu vergleichen: „Der Schrecken von Todendorf im Jahre 1848" in Heft 4 dieses Jahrgangs.

auf schaumbedecktem Pferde ihm die Nachricht gebracht habe, die Dänen versuchten in der nahen Propstei eine Landung, und nun bäten die geängsteten Bewohner um Hülfe.

Schon bald nach der Erhebung waren dänische Kriegsschiffe vor Kiel erschienen und kreuzten an der Küste in bedrohlicher Nähe der am Strande gelegenen Ortschaften. Daß die Dänen einmal einen Raubzug in die reichen Dörfer der Propstei unternehmen könnten, hielt man wohl für möglich, und da in solchem Falle die Bewohner auf eigene Verteidigung angewiesen waren, hatte die Regierung an die Guts- und Ortsvorstände Waffen und Munition ausgeteilt, die nun, wie es schien, zur Verwendung kommen sollten. — Von der Erregung der Gemüter in damaliger Zeit kann sich niemand einen Begriff machen, der sie nicht miterlebt hat. So war es kein Wunder, daß die Nachricht von der Landung der Dänen alles aus Rand und Band brachte.

Mein Onkel ging sogleich mit dem Inspektor nach dem Hofe, um die nötigen Anordnungen für eine kriegerische Expedition zu treffen. Uns Frauen wurde der Auftrag, das Mittagessen früher bereit zu halten. — Kaum hatten die Herren das Haus verlassen, als die Meierin meiner Tante meldete: „Madam, eben sünd de Deerns ut den Goren kamen, se wüllt nich mehr arbeiden, wil dat de Dänen gliek hier sin künnt.“ Tante suchte die Mädchen zu beruhigen, doch umsonst. Sie erzählten, es wäre ein Mann an der Gartenhecke vorübergegangen, der hätte ihnen zugerufen: „Wat? Ji sünd hier noch bi't Planten un Graben?! In een halw Stunn is de Dän' hier!“ „Un nu,“ schlossen sie, „möt wi doch unsen Kram 'n bäten in Säkerheit bringen.“ Nach diesen Worten stiegen sie die Treppe zu dem großen Hausboden hinauf, wo in langer Reihe ihre „Kuffer“ (große Holztruhen mit roter, blauer, grüner und brauner Ölfarbe gestrichen, manche noch mit roten Rosen und Nelken geschmückt) mit ihren Habseligkeiten standen, um ihre „egenmakten“ Röcke und „dreestückten“ Mützen (die Nationaltracht) vor den raublustigen Dänen zu schützen.

In Besorgnis, daß der Streik weiter um sich greifen möchte, ging Tante in die Meiereiküche und fand ihre schlimme Ahnung bestätigt. Auf dem großen Herde (auf dem zuweilen in einer Ecke ein lustiges Paar einen „Schott'schen“ oder einen „Zuckelwalzer“ tanzte, während in der anderen das Essen kochte) war weder Feuer noch Rauch zu sehen. „Mein Himmel, wo is de Köksch?“ rief Tante. Diese kam aus der Mädchenkammer und sah etwas „benaut“ (beklommen) aus. „Trina, wat fallt di in? Wi süllt ganz fröh eten, un du hest noch nix to Füer!“ — „Achott, Madam, ik dach, wenn nu doch de Dänen kamt“ — „Deern, mak nich so 'n dummen Snack!“ rief die erregte Hausfrau. „Wenn de Mannslüd sik mit de Dänen rümfechten süllt, möt se doch wat to eten hebben, se möt doch wat in'n Liew hebben! Dat kannst doch wull insehn?“ — Na, Trina sah dies denn auch ein, und nach wenigen Minuten schlugen die Flammen über dem riesigen Grapen (ein eisernes Kochgeschirr) zusammen, der an dicker, eiserner Kette über dem trockenen Reisig hing.

Eben wollte ich die Gosse[1]) verlassen, als die Meierin auf der Kellertreppe erschien und, mir in den Weg tretend, mir einen großen rostigen Schlüssel in die Hand drückte, indem sie sagte: „Hier, Mamsell, öwergew ick Se den Slötel to'n Botterkeller! Denn dat seh ick nu warraftig nich in, worüm ick alleen mi noch mit de Botter afmaracken sall! Wenn de Danske kümmt, denn so kann he se vun minentwegen mit oder ahn Solt upfreten, dat sall mi ganz un gänzlich egal sin.“ Nach diesen Worten begab sie sich in ihr Gemach, und

[1]) „Gosse“ heißt die große Meiereiküche.

ich seufzte halblaut: „Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu.“ Dann eilte ich, mich des mir anvertrauten Schlüssels zu entledigen.

Inzwischen trafen immer neue Hiobsposten ein; woher sie kamen, war nicht zu ermitteln. Fragte man nach, so stammten sie aus dritter, vierter Hand. Zuletzt hieß es: „Dree Dörper staht all in Brand, un in Schönbarg (Kirchdorf in der Propstei) steiht dat Blot up de Straten.“

Auf dem Hofe wurden indes eiligst Vorbereitungen für die Kriegsfahrt getroffen. Die großen Erntewagen wurden instand gesetzt, Kornsäcke mit Stroh gefüllt für die Vaterlandsverteidiger und die Waffen ausgeteilt. Wer mit Schußwaffen vertraut war, erhielt eine Flinte, die übrigen Piken. Im Kellergewölbe des Schlosses waren der Baumeister und der Gärtner beschäftigt, aus altem Fensterblei Kugeln zu gießen, damit es im Kampfe nicht an Munition fehle. In der großen Scheune, wo nach damaligem Brauch noch gedroschen wurde, hielt Onkel eine Ansprache an die Arbeiter und forderte sie auf, an dem bevorstehenden Kampfe teilzunehmen. Die meisten waren auch willig, meinten aber, sie müßten doch erst von Frau und Kindern Abschied nehmen. Dies konnte natürlich nicht gestattet werden, da keine Zeit zu verlieren war. Bei dieser Gelegenheit konnte Onkel, wie er später erzählte, ganz interessante psychologische Studien machen. So erlebte er an einem der tüchtigsten Arbeiter, von dem er besonders Mut und Entschlossenheit erwartet hatte, eine Enttäuschung. Anstatt den andern ein gutes Beispiel zu geben, brach derselbe in Tränen aus und rief, auf einen Haufen Korn zeigend, der ihm soeben als Drescherlohn zugemessen war: „Dor liggt nu all mien schön Kurn! Un wenn ick nu nich wedder kam, wat ward denn ut mien Fru un mien Kinner!“ Mit dem schönen Liede: „Wisch ab, o Lowise, wisch ab dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja nicht“ oder auf ähnliche Weise wird Onkel den Zaghaften wohl getröstet haben, denn er ergab sich in sein Schicksal. Als alle Vorbereitungen beendet waren, wurde eilig und wenig gegessen; es wollte doch nicht so recht „rutschen.“ Dann ein kurzer Abschied, und Onkel zog, mit Jagdflinte und Jagdtasche ausgerüstet, mit dem jungen „Strom“ von dannen.

Das Pächterhaus lag einige Minuten vom Hofe entfernt, doch konnten wir, vor dem Hause unter der großen Linde stehend, den Zug abfahren sehen. Bald rasselten vier schwere Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt, durch das Tor. Die Gewehrläufe und Piken starrten in die Luft, ein brausendes Hurra erschallte, dann wurde „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ angestimmt, und schnell entschwand der Zug unsern Blicken hinter den grünen Knicks. Noch einmal tönte es aus der Ferne: „Schleswig-Holstein, stammverwandt, smit de Dänen ut dat Land!“ So hatte das Volk die Schlußstrophe umgedichtet, und sie wurde stets mit besonderer Begeisterung gesungen. — In diesem Augenblick wurde mir eigentlich zuerst der Ernst der Situation klar, und dennoch — das Ganze war so unendlich komisch — dennoch stieg etwas wie Lachlust in mir auf. Im Zwiespalt meiner Gefühle sah ich Tante an, und da ich auch um ihren Mund ein Lächeln zucken sah, konnte ich ein herzliches Lachen nicht unterdrücken, und Tante stimmte ein. Diese Stimmung hatte keine lange Dauer. Als wir ins Haus traten, öffnete sich die gegenüberliegende Tür, und unsere Nachbarin, die junge Frau des Müllers, erschien auf der Schwelle, an jeder Hand ein Kind führend, und das Kleinste wurde ihr nachgetragen. Die ganze Gesellschaft war in Tränen. „Mien lew Madam M.,“ rief sie, „nehmen Se't nich öwel, dat wi all to Se kamt, aber mien Mann un de Gesellen sünd all mitföhrt, un nu kann ick dat in dat ole eensame Hus nich mehr uthollen. Mien best Sülwertüg hew ick in'n Goren vergrawen, un mit de däglichen

Lepeln (Löffeln) kümmt mien Mamsell gliek nah." Tante nahm die Flüchtlinge sehr freundlich auf, tröstete sie, so gut sie konnte, und führte sie in das Zimmer. Ich erhielt den Auftrag, schnell Kaffee und Kuchen zu besorgen, und bald saßen wir alle um den großen Tisch, „bekämpften unsern Gram mit Essen und tranken tiefgerührt dazu."

Hierbei beruhigten sich die Gemüter. Nachdem man sich über alle Ereignisse und Erlebnisse ausgesprochen, stockte die Unterhaltung, um schließlich zu verstummen. Im Hause und draußen tiefste Stille. Eine Frage hielt uns noch in Spannung: würden die Mädchen das Haus verlassen, um auf der Weide die Kühe zu melken, oder würden sie wieder streiken? Doch hier siegte das Pflichtgefühl: mit dem vierten Glockenschlage klapperten die Eimer und klirrten die Ketten der Tragen, und in gewohnter Rangordnung, „. . . in raschem Schritt, den glatten Platen [1]) kridenwitt, stramm upschört den Linnwullenrock" (Klaus Groth, De Melkdierns) zog die stattliche Schar ab. [2])

Nun war Grabesstille im Hause, auch draußen rührte sich nichts. Die sonst so belebte Straße, die am Hause vorüberführte, passierte keine Menschenseele — es war unheimlich! Hatte sich alles Leben auf einen Punkt zusammengezogen? Dahin, wo drei Dörfer in Flammen standen und das Blut in den Straßen floß? Bei diesem Gedanken kam mir bittere Reue über mein leichtsinniges Lachen. Die Zeit schien an diesem Nachmittag still zu stehen — endlos dehnten sich die Stunden. Zweimal wurde der alte Schweinehirte, unser einziger männlicher Schutz, zum Inspektor geschickt, um zu fragen, ob er Nachrichten vom Kriegsschauplatz hätte, und ihm zu sagen, daß bei uns noch alles in Ruhe und Frieden sei. Dann kam Johann zurück und meldete: „Veelmals to grüßen vun'n Herrn Enspekter, un he harr noch nix Nies hört un dor wär uck noch allens will un woll." Dann saßen wir wieder stumm und horchten und warteten, warteten!

Endlich ein verworrener Laut in der Ferne! Wir stürzten hinaus und hörten nun das Näherkommen der Wagen und das Gejohle und Juchen der heimkehrenden, siegestrunkenen Krieger, was freilich weniger schön klang als der patriotische Gesang beim Ausmarsch, aber dennoch mit Freude von uns begrüßt wurde. Dann erschien Onkel, einen grünen Zweig am Hut und im Flintenlauf, salutierte vor seiner Frau und sagte: „Frau, dein Mann kehrt siegreich und ruhmgekrönt aus dem ersten Feldzuge heim." Dann sich umsehend: „Aber was ist das? Keine Ehrenpforte, nicht mal einen Lorbeerkranz habt ihr für mich?" Als wir nun gar beichteten, daß wir beim Abmarsch gelacht hätten, war er sehr empört, nannte uns herzlose Geschöpfe und Rabengesindel. Dann kamen einige Kampfgenossen und Nachbarn, jeder erzählte seine Erlebnisse, und das Lachen nahm kein Ende.

Onkel berichtete dann, daß sie sogleich beim Beginn der Fahrt eine Wahrnehmung gemacht hätten, die auf etwas Ungewöhnliches schließen ließ: auf den Wegen und Feldern keine Spur von Menschen, wo doch die Frühjahrsbestellung in vollem Gange war; auf den Koppeln verlassenes Ackergerät, als wäre die Arbeit in großer Eile unterbrochen. So kamen sie zum nächsten Pachthof und beschlossen dort Erkundigungen einzuziehen; doch hier wußte kein Mensch von der Sache. Aber die Tapfern ließen sich nicht halten; nachdem die Mannschaft, wie die gastliche Sitte es forderte, mit Bier und Branntwein gelabt war, ging es weiter mit immer wachsender Kampfbegier. Endlich war das Dorf erreicht,

[1]) Arbeitsschürze.

[2]) Die Rangordnung hing streng zusammen mit dem Dienstantritt. Wer am längsten im Hause gedient, hatte den Vortritt und den Ehrenplatz.

welches als das am meisten bedrohte bezeichnet war. Überall tiefe Stille, keine Spur von Kampf und Verwüstung; aber die einziehende große Streitmacht brachte das ganze Dorf auf die Beine und in Aufruhr. Nun erfuhren sie, daß am Morgen von einem dänischen Schiff ein Boot mit einigen Matrosen in See gelassen und auch wirklich gelandet sei, um — für die an Bord befindlichen Ferkel Buttermilch zu kaufen! — „Kinder," sagte Onkel, „wie uns da der Mut und die Kampflust wuchs, das könnt ihr euch garnicht vorstellen. Wäre das Wasser nicht so naß und so tief gewesen, wir hätten die Dänen auf ihrem Schiff angegriffen!"

Am andern Morgen begegnete Onkel einem alten Bauern und fragte ihn: „Hebben Se all hört, dat ick gistern mit mien ganze Mannschaft in'n Krieg west bün?" „Jo," sagte der Alte und lachte so „plitsch" (verschmitzt), „in'n Bottermelkskrieg!"



Tierreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

14. Katze:

a. De Katt, de seet in 'n Nettelbusch,
In 'n Nettelbusch verborgen;
Do keem de kleene König herut
Un bod ehr goden Morgen.
(Müllenhoff S. 479.)

b. Mießekatte, mau,
Warum bist du so grau?
Ik bin so grau, ik bin so week,
Ik schall slapen bi Hans sin Föt.
(Carstensen in Achtrup.)

c. Musche Musche Mau,
Warüm büst du so grau?
Ik bün so gries, ik bün so grau,
Dat mak, ik bün de Musche Mau.

d. Ruse, ruse, Musekatt,
Wo wollt du denn hentau?
Ik will na Bolten sin Hüsung gahn,
Dar slachten se en Kauh,
Dar slachten se en grotes Swien,
Dar drinken se en gauden Wien,
Dar söllt min lütte Katten mal lustig sin.
(Suck in Oldesloe.)

e. Een, twee, dree, veer,
Muschkatt sitt in't Röhr
Mit 'n Semmel Bodderbrot.
Mudder, komm, slag Muschkatt dot.
Fürst. Lübeck.

f. Mau, miau, mau!
Wo is dine Frau?
Bab'n up 'n Böneken,
Da weent se grote Träneken.
Mau, miau, mau!
(Diermissen, S. 29.)

g. A B C (een, twee, dree),
De Katt de löppt in 'n Snee,
De Kater achterher [2])
Mit 'n Pott voll Smer. [1])

[1]) oder: Mit 'n grot Stück Smer.
oder: Bet achter de Grotdör.
oder: Mit sin blank Gewehr.

[2]) oder: De Kater achteran
Den Blocksbarg heran. [3])

[3]) oder: Mit de Smerpann.
oder: Da kreeg de Katt 'n Mann.

h. A b ab,
De Katt löpt in't Schapp.
A b c,
De Katt löpt in'n Snee;
De Kater achterher
Mit en grot Stück Smeer.
(Diermissen, S. 7.)

i. Een, twee, dree, veer, fief, söß, söb'n,
Unse (Uns' lütt) Katt het Jungen kreg'n,
Een lütt witt, een lütt swatt, [1])
De schöllt morg'n in't Pannkoknfatt.
(Eschenburg in Holm.)

[1]) oder: Een vör mi, een vör di,
Een vör Peter Heineri.
Bramstedt. (Ehlers.)
oder: Dat het Nabers Kater dan,
Da schall Hinnerk Valler bi stahn.
(Eschenburg in Holm.)
oder: Dat het Nawers Kater dan,
Darto schast du Vadder stahn.
Nimm den Kater,
Smit 'n in't Water,
Dat he nich mehr katern kann.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

k. Uns' Katt het Jung' kreg'n:
Een' grief'n, een' grau'n,
Een' swatt'n, een' blau'n,
Een' katerbunt'n
Un den annern den kenn' ik nich.
Fürst. Lübeck.

l. Unse Katt un Nawers Katt,
De beiden hebt sik beten,
Unse Katt het Nawers Katt
De halwe Steert afret'n.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

m. Unse brune Müschen,
Uns' Katt sitt up 't Höhnerhüschen.

Laat uns' Katt nich rinner kam'n
Und uns' lütt Tükhöhnchen hal'n.
(Schumann, Volks- u. Kinderreime, S. 197.)

n. Armen barmen, bitjen Brot,
Schulten er ol Katt is dot.
Wannehr ward se grab'n?
Ewermorgen Ab'n.
(Diermissen, S. 30.)

o. De mit Kattn plögn will,
Spann de Müs' vöran,
Denn löpt de Katt wull na de Müs',
Denn blifft de Plog in'n Gang.
Lunden. (Wegener, S. 231.)

15. Kuckuck und Kiebitz:

a. Kiwitt,
Wo blief ik?
In 'n Brommelbeernbusch!
Da sing ik,
Da spring ik,
Da hef ik min Lust.[1] —

[1]) oder:
Dar see (säe) ik min Saat,
Dar mee (mähe) ik min Krut, —
Mit Fröden treck ik ut Kaßborg 'rut.
Lauenburg. (Lehrer Vagt in Kükelühn.)

b. Kuckuck gifft Kinnelbier,
Kiwitt kakt Grütt.
Lütt Deerns, halt 'n Lepel her,[1])
Lütt Jungs, et mit!
Fürst. Lübeck (vergl. Müllenhoff S. 479).

[1]) De Kreih de drög de Lep'ln af,
De Hatbaar eet mit.
Lunden. (Wegener, S. 98.)

c. De Kuckuck un de Kiwitt,
De dansen op den Butendiek.
Do keem de lütje Spreen
Un wull dat Spill ansehn.
Do nehm de Kuckuck en groten Steen
Un smeet de lütje Spree an't Been.
Au weh, au weh, au weh,
So schree de lütje Spree:
Weer ik doch in min Hüschen bleb'n,
So harr ik nich so 'n Wehdag kreg'n.
Au weh, au weh, au weh,
Wat schree de lütje Spree.

d. De Kuckuck un de Sparling,
De seeten bi't Für un warmen sik,
De Kuckuck verbrenn sik de Flünk,
Nuje! wo lach de Lünk.
(Krützfeld.)

e. De Kuckuck un de Nachtigall,
De dansen beid op eenen Saal,
De Kuckuck füll de Trepp hendal,
O, wat lach de Nachtigall.

f. Kuckuck von Beisendal,
Kiwitt von Köln,
Harrn so'n ro' Hosen an,
Konn' so schnell rönn'.
(Suck in Oldesloe.)

g. De Lark (Lerche) is 'n Lork:
Je duller se schriet,
Je duller et schniet.
Averst de Kuckuck un de Achternagel (Nachtigall),
Dat sünd de rechten Sommervagel.
Fürst. Lübeck. (Vergl. Diermissen, S. 35.)

h. Kuckuck von Bremen,
Wi lang schall ik lewen?
Sett di up een gröne Blatt
Un tell mi all min Johre aff.
(Suck in Oldesloe.)

i. Kuckucks Knecht,
Sag' mir recht,
Wie lange soll ich leben?
Niebüll. (Carstensen in Achtrup.)
(Zuhu. i vgl. „Heimat" 1897, S. 142–146.)



Mitteilungen.

1. Etwas vom Theater in Schleswig-Holstein vor fünfzig Jahren. Im vorigen Jahre starb in Berlin Georg Engels, Berlins größter Komiker, wie er vielfach genannt wurde. Anläßlich seines Todes erfuhr ich, daß Engels als geborener Altonaer nicht nur ein Sohn unseres meerumschlungenen Landes gewesen sei, sondern in Schleswig-Holstein auch seine ersten schauspielerischen Erfolge gehabt habe. Die Mutter des berühmten Mimen war nämlich Souffleuse bei der vor fünfzig Jahren in Schleswig-Holstein sehr geachteten Theatergesellschaft des Direktors Breiholz, und diese Tatsache war die Veranlassung dazu, daß der junge Engels, der vorher die Theatermalerei bei dem Theatermaler Meincke am Hamburger Thaliatheater erlernt hatte, es bei der genannten Gesellschaft einmal in der mimischen Kunst versuchte. Meldorf hatte die Ehre seines ersten Auftretens, und alte Meldorfer erinnern sich des hübschen jungen Mannes noch ganz gut, wenn sie auch nicht wußten, als sie von dem Tode des großen Komikers lasen, daß letzterer und der flotte Schauspieler von dazumal eine und dieselbe Person gewesen seien. Sie wurden erst durch die Zeitungen darauf aufmerksam gemacht. Durch die Zeitungen erfuhren sie bei dieser Gelegenheit auch, daß der frühere Direktor Breiholz noch jetzt unter den Lebenden weilt.[1]) In Glückstadt, seinem Geburtsorte, bewohnt er ein bescheidenes Stübchen, und obwohl sein Leben voller Mühe und Arbeit gewesen ist

[1]) Am 7. Mai d. J. hat ein sanfter Tod dem wechselvollen Leben des alten Herrn Breiholz ein Ende gemacht. Er war unbestreitbar der älteste Berufsschauspieler in Deutschland. Fr. Gl.

und die 86 Jahre seiner Wallfahrt nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind, ist es ein Vergnügen, ihn auf seinen Spaziergängen zu begleiten und sich von ihm über die Zeiten seines Glanzes erzählen zu lassen. Ich glaube den Lesern der „Heimat" einen Dienst damit zu erweisen, wenn ich einiges von dem, was ich bei solchen Gelegenheiten von dem ehrwürdigen Herrn erfahren habe, hier zum besten gebe. Der Vorgänger von Breiholz war der Direktor Huber, der die Theaterkonzession für ganz Schleswig-Holstein besaß. Als Huber seines hohen Alters wegen die Leitung des Theaters aufgeben mußte, übernahm Breiholz, der mit zu der Gesellschaft gehörte, die Direktionsgeschäfte. Er bekam, nachdem er das Geschäft ein Jahr probeweise geführt hatte, die Konzession für Holstein. An seinen Vorgänger hatte er kontraktlich eine monatliche Rente von 20 Talern zu zahlen. So faßte nun Breiholz das Werk an wie ein echter Schauspieler, ohne irgendwelches Kapital, aber mit einem leichten Sinn und einem festen Willen. Er hat's auch durchgeführt, und jahrzehntelang war das theaterhungrige Publikum Holsteins allein auf die Kost angewiesen, die ihm von der Breiholzschen Gesellschaft vorgesetzt wurde. Man war damals freilich etwas anspruchsloser bezüglich der Theaterkunst als heutzutage. Das bezieht sich sowohl auf das Publikum, als auch auf die von Ort zu Ort wandernde Künstlerschar, die mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, von denen wir modernen Menschen uns kaum noch eine den Tatsachen entsprechende Vorstellung zu machen vermögen. Wir können es doch kaum glauben, daß vor fünfzig Jahren nur ganz wenig Städte Schleswig-Holsteins eine Bühne aufzuweisen hatten, weil wir jetzt mindestens eine solche in jedem Dorfe finden. Aber es war doch so. Itzehoe und Glückstadt bildeten in dieser Beziehung rühmliche Ausnahmen. Beide waren Städte mit zum Teil vornehmer Einwohnerschaft; in Glückstadt z. B. hatte die Rücksicht auf die ungemein zahlreichen Beamten und Offiziere die Erbauung einer Bühne veranlaßt. Es ist zu verstehen, daß der alte Breiholz seine Spielzeiten in Itzehoe und Glückstadt als Glanzzeiten seines Lebens bezeichnet. In den meisten andern Städten mußte jedesmal erst eine Bühne aufgebaut werden, und da immer mit recht beschränkten Raumverhältnissen zu rechnen war, so ist es zu begreifen, daß unsere bescheidensten Vorstellungen von den damaligen Kunsttempeln meistens noch übertrieben sind. Vielfach war überhaupt nicht einmal ein ordentlicher Saal für das Theater vorhanden, und die Gesellschaft war schon froh, wenn ihr eine Scheune für ihre künstlerischen Zwecke zur Verfügung gestellt wurde. Mit Scheunen mußte man sich z. B. in Heide und Garding begnügen. Im letztgenannten Orte lagen zwei Scheunen nebeneinander; der Fußboden der einen lag höher als derjenige der andern. Das kam den Schauspielern sehr zu statten; denn die Scheune mit dem höheren Fußboden gab eine vorzügliche natürliche Bühne ab. Daß die Benutzung von Scheunendielen als Theaterlokale mitunter sehr humoristische Beigaben zeitigte, liegt auf der Hand; denn zu dem Theaterpublikum gehörte in solchen Fällen ja auch das liebe Vieh, das zu beiden Seiten des Theaters dem Verdauungsgeschäft oblag. Einmal, so erzählt Breiholz, wurde die Vorstellung in unliebsamer Weise dadurch gestört, daß während derselben eine Schafherde über die Diele getrieben wurde. Das Spiel mußte so lange ruhen, bis die vierfüßigen Gäste das Lokal verlassen hatten. — Wenn es schon an Bühnen mangelte, so war natürlich noch mehr Mangel an Ausstattungsgegenständen vorhanden. Für diese Sachen mußte die Theatergesellschaft selbst sorgen, und sie führte deshalb sämtliche Kulissen, Hintergründe usw. auf ihren Wanderungen mit sich. Dadurch wurde der Umzug von einem Orte zum andern sehr schwierig. Der Umzug mußte immer wegen der Unmasse von Requisiten, die mitgeführt wurden, unter Benutzung mehrerer Fuhrwerke vor sich gehen. Wegen all der genannten Schwierigkeiten verging dann jedesmal geraume Zeit, bevor in dem neuen Orte die erste Vorstellung gegeben werden konnte. So lag z. B. zwischen der letzten Vorstellung in Wilster und der ersten in Itzehoe ein Zeitraum von drei Tagen, obwohl in Itzehoe eine Bühne vorhanden war. — Im Zuschauerraum gab es, ebenso wie heute in kleinen Theatern, einen ersten, einen zweiten und den Galerieplatz. Waren in einem Orte unter der Einwohnerschaft adelige Familien, so wurden für sie vor den Bänken des ersten Platzes Stühle aufgestellt. An Eintrittspreisen wurden gezahlt 1 Mk. Kurant für den ersten, 8 Schillinge für den zweiten Platz und 4 Schillinge für die Galerie. Die Gesellschaft hielt sich in einem Orte natürlich so lange wie möglich auf, und erst wenn die Einnahmen so spärlich waren, daß sie zum Unterhalt durchaus nicht mehr genügten, packte die Truppe ihre Koffer und verlegte das Feld ihrer Tätigkeit nach einem andern Orte. In Itzehoe z. B. hielt sich die Breiholzsche Gesellschaft meistens sechs Wochen auf. Gespielt wurde an vier Abenden der Woche. Montags gab es ein „feines" Lustspiel, Mittwochs eine Posse, Freitags ein Schauspiel. Am Sonntag wurde die Posse vom Mittwoch wiederholt, oder es gab ein Ritterschauspiel. Am meisten „herhalten" mußten, dem Geschmack des Publikums entsprechend, die Volksstücke der Birch-Pfeiffer und verwandte Erzeugnisse der dramatischen Kunst. Auch Schillers „Räuber," „Kabale und Liebe" usw. waren beliebte Stoffe. —

Daß die Mitglieder der Truppe nicht, wie man sagt, auf Rosen gebettet waren, ist selbstverständlich. Ihre Monatsgagen beliefen sich je nach ihrer Befähigung auf 16 bis 26 Taler. Die ersten Kräfte hatten außerdem Anspruch auf die halbe Einnahme einer Benefizvorstellung oder auf ein Benefiz in jedem Orte mit einem Drittel der Einnahme. Die Schauspieler waren auch damals ein leichtlebiges Volk und hatten mit wenigen Ausnahmen nur in den ersten Tagen des Monats „Geld im Beutel"; aber sie verstanden sich anzufreunden mit dem „theaterliebenden Publikum," und für dessen Liebesgaben in Form trinkbarer Stoffe waren sie stets zugänglich. — Was ich hier über die Theaterverhältnisse, wie sie vor etwa einem halben Jahrhundert bestanden, mitgeteilt habe, wird vielleicht manchem der älteren Leser der „Heimat" aus persönlicher Erfahrung bekannt sein, und auch des alten Breiholz wird sich dieser und jener noch erinnern. Der alte Herr erzählt gerne aus jenen Zeiten, besonders auch von lustigen Streichen, durch die seine Schauspieler sich hier und da ausgezeichnet haben. Bis zum vorigen Jahre besuchte er noch jede Theatervorstellung, die in Glückstadt gegeben wurde. Jetzt hat er diese Besuche eines Gehörleidens wegen aufgegeben.

Glückstadt. Fr. Glindmeier.

2. Anfrage: Irrlichter. Der Unterzeichnete, welcher sich seit Jahrzehnten für die Irrlichter-Frage interessiert, möchte gerne wissen, ob man auch in Schleswig-Holstein Lichterscheinungen beobachtet hat, die als Irrlichter gedeutet worden sind oder es werden können, und bittet daher die Leser der „Heimat," falls sie derartige Lichterscheinungen wahrgenommen oder durch andere davon gehört haben, es ihm in einem kurzen Bericht unter näherer Angabe der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse gütigst mitzuteilen.

Altona, Ölkersallee 39. Prof. Dr. Mau.

3. Der Stein zu Hattlund. Wie wohl vielen noch erinnerlich sein wird, lief vor einiger Zeit durch unsere heimischen Tagesblätter die Nachricht, daß der sagenumwobene große Stein auf den Düppeler Höhen in Gefahr stehe, dem Hammer des Steinschlägers zum Opfer zu fallen. Der Besitzer des betreffenden Grundstücks, so hieß es, sei schon mit dem Unternehmer handelseinig, und aller Voraussicht nach dürfte sich der Stein keines langen Daseins mehr zu erfreuen haben. Der Bericht entsprach, gewiß zum Leidwesen aller Heimatfreunde, den Tatsachen. Erfreulicherweise konnte er aber bald darauf durch die Mitteilung ergänzt werden, daß auf Eingreifen des Dürerbundes das drohende Unheil abgewendet und der Stein angekauft und sichergestellt sei. Hoffentlich bleibt nun dieses Wahrzeichen aus der Werdezeit unserer Mutter Erde der Stätte, von der die Entwicklung des neuen deutschen Reiches ihren Ausgang nahm, ungefährdet für alle Zukunft erhalten. — Die Rettung des Düppelsteines gibt Veranlassung, einmal wieder eines andern Riesen der Urzeit zu gedenken, der freilich nicht so glücklich war wie sein Rivale vom Sundewitt. Auch ihn hatte Frau Sage mit ihrem duftigen Schleier umwoben, auch er wurde, seiner Dimensionen und der merkwürdigen Zeichen wegen, die sich an ihm fanden, oftmals angestaunt und bewundert, von Gelehrten und Ungelehrten. Dennoch war es ihm nicht beschieden, der Nachwelt erhalten zu werden, der große Stein zu Hattlund gehört der Vergangenheit an. — In der Literatur findet er bereits sehr früh Erwähnung. Schon Danckwerth macht in seiner Landesbeschreibung auf ihn aufmerksam, indem er ihn kurz mit den Worten beschreibt: „Bey Hattelundt in Newharde liegt ein grosser ungehewrer Stein, im Umbzirck vier und dreissig Ellen und Mannesstandt hoch, ist obenplat, er soll auch wol ebenso tieff in der Erden liegen." Ebenso kennt und nennt Pontoppidan ihn. Eingehender und ausführlicher wird dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Berichten der schleswig-holsteinischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer auf ihn eingegangen, besonders im 25. Bericht, wo Chr. Petersen ihn mit unter den Hufeisen und Roßtrappen aufführt. Auch bei Gude, Jensen, Müllenhoff, Schröder u. a. wird er erwähnt. Handschriftliches über ihn aus der Feder des Querner Küsters Clausen (amtierte hier von 1816—63) befindet sich auf dem hiesigen Pastorat. — Nach diesen Berichten hatte der Stein, der etwa 1 km östlich vom Schersberg, auf einer am Wege von Hattlund nach Steinberg liegenden, noch heute „de grote Steenkoppel" genannten Koppel lag (Besitzer: Hufner Th. Martensen in Hattlund), einen Umfang von 64, eine größte Länge von 24 und eine Dicke an der Nordseite von 17 Fuß (18 resp. 7 und 5 m). Die Höhe betrug 8—10 Fuß, also etwa 2½ m, doch fiel er nach der einen Seite hin stark ab, so daß man ziemlich bequem hinaufgehen konnte. Die größere Hälfte des Steines befand sich unterhalb der Erdoberfläche. Die Masse war ein stark grobkörniger, rötlichgrauer Granit. Der Sage nach soll der Block ursprünglich im Sundewitt, bei der Düppeler Mühle gelegen haben, nach andern bei Broacker. Eine riesenhafte Zauberin schleuderte ihn aber in ihrem Strumpfband über die Förde, um die Querner Kirche zu zerschmettern. Doch das Band zerriß, und der Stein ging infolgedessen schon bei Hattlund nieder. Immerhin aber war der Luftdruck, den er verursachte, noch so gewaltig,

daß der Querner Kirchturm davon schief wurde und es auch bis heute geblieben ist; nur die Spitze ist inzwischen gerichtet worden. — Die Sage, die in dieser und ähnlicher Gestalt noch des öftern in unserer Heimat wiederkehrt, besonders im Schleswigschen, ist ohne Zweifel ein Ausfluß des Gedankens von dem vergeblichen Widerstande des Heidentums gegenüber der siegenden Macht der Kirche. — Mehr noch als die Größe machten die als Pferdehuf und Hasenspur gedeuteten geheimnisvollen Zeichen, die sich an ihm fanden, den Koloß zu einer Merkwürdigkeit der Gegend. Jensen meint freilich, daß schon eine lebendige Einbildungskraft dazu gehörte, sie als solche zu erkennen; Petersens Gewährsmann dagegen, Kirchspielvogt Westedt in Albersdorf, will sogar an den Hasenspuren, die im Gegensatz zu dem stark verwitterten und kaum noch erkennbaren Pferdehuf wohl erhalten waren, deutlich die Kralleneindrücke bemerkt haben. Er schreibt so: „Sie — die Hasenspur — ist durchaus natürlich, und man sieht sie auf beiden Seiten des Steines, sowie oben auf demselben die einzelnen Spuren von der Größe eines starken Daumens und oft einen Zoll tief in wagerechter Richtung, hinter demselben immer eine 5—6 Zoll lange Rinne und im Grunde derselben oftmals die Abdrücke der Krallen. Von diesen Spuren sieht man oft 2, 3 und 4 nahe beieinander und in derjenigen Entfernung und Stellung, wie die Hasenspuren in natura häufig im Schnee mit den langen Streifen nach hinten wahrzunehmen sind. Pastor Henrici will die Bemerkung gemacht haben, daß diese Spuren alle den Stein hinauf-, aber nicht wieder hinabführen, und findet darin einen Beweis, daß diese Spuren durch Menschenhände eingegraben und nicht etwa dem Stein in einem vielleicht weichen Zustande eingedrückt seien, was auch wohl keinem Zweifel unterliegen dürfte. Ebenso ist er der Meinung, daß die langen Streifen hinter den Spuren vom Ansatz des Instrumentes herrühren, welches nicht gleich in gerader Richtung in den Stein hineinzubringen gewesen und von welchem die sog. Krallen zufällige Abdrücke seien, da man in einzelnen Spuren 2, in andern 3 oder 4 und in einigen garkeine Krallen finde; indessen scheint es ebenso wahrscheinlich, daß beides, Streifen und Krallen, absichtlich nachgeahmt sind." — Es kann dahingestellt bleiben, ob und inwieweit an dieser Darstellung die Kraft der Einbildung beteiligt ist; das aber scheint so ziemlich außer allem Zweifel zu stehen, daß die Zeichen nicht etwa zufällige Gebilde der Natur, sondern wirkliche Erzeugnisse von Menschenhand waren. Dafür spricht auch schon der Umstand mit, daß, wie sich nachher zeigte, der in der Erde liegende Teil des Felsens keine Eindrücke aufwies. — Wie sind denn aber die merkwürdigen Zeichen zu deuten? Diese Frage verursachte seinerzeit den Altertumskundigen, und besonders denen der Landschaft, deren es gerade hier im zweiten Viertel des verflossenen Jahrhunderts eine beträchtliche Zahl gab, recht viel Kopfzerbrechen. Offenbar bezeichnete der Fels eine Stätte alten, heidnischen Kultes, aber welcher Art? Man dachte zunächst an eine unterirdische Grabkammer, und der große Felsblock sollte der Deckelstein derselben sein. Aber schon eine durch Pastor Harries in Grundhof, den Sohn des Dichters unserer Nationalhymne, veranlaßte Untergrabung des Steins ergab, daß für die Prähistorie hier nichts zu holen war. Als „Opferstein" wollte er schon seiner Form wegen sich nicht recht unterbringen lassen — bis sich denn endlich die Ansicht durchrang, es in ihm mit einer jener, besonders im Bereiche der alten Sachsen, garnicht so ganz seltenen Roßtrappen zu tun zu haben. Petersen teilt sie in seiner bereits oben angezogenen Arbeit nach den Sagen, die an ihnen haften, in mehrere Gruppen. Die Hattlunder gehört gleich der berühmten Roßtrappe am Bodekessel im Harz einer Sagengruppe an, die das Hufeisen als das Denkmal eines wild daherstürmenden, frevelnden Reiters bezeichnet. Die bezügliche Sage lautet in Müllenhoffscher Fassung so: „Auf Nübel in Angeln hat 1573 residieret einer, namens Jochim von der Hagen. Dieser hat am Stillen Freitage mit seinen Hunden unter der Predigt am salzen Wasser gejagt, da sich denn der Teufel in Hasengestalt hat jagen lassen, und als dieser Hase über den großen Stein bei Hattlund, worinnen die Fußstapfen noch heutigentags zu sehen sein sollen, gesprungen ist, haben sich die Windhunde an selbigem Stein den Hals gebrochen. Nochmalen hat sich der Hase wieder gewendet und ist wieder über denselbigen Stein gesprungen. Als der Junker ihn mit seinem Pferde eifrig verfolget, hat er sich samt dem Pferde an sotanem Stein gleicherweise den Hals gebrochen." — Ob der Sage eine derartige Begebenheit zugrunde liegt, ist nicht erweislich. Ein Junker Jochim von der Hagen hat allerdings um die angegebene Zeit auf Nübel residiert, doch war dieser wenigstens noch 1578 am Leben, in welchem Jahre er für sich und die Seinen einen Leichenstein vor dem Altar zu Quern legen ließ. Vermutlich ist es ein Sohn von ihm gewesen, meint Jensen. In mythologischer Beziehung erweist sich die Sage als eine der unendlich zahlreichen Variationen zum wilden Jäger. — Wie gesagt, der Stein ist nun längst verschwunden. Er wurde 1841, nach Clausen 1842, vom Besitzer des Grundstücks, auf dem er lag, für 50 ℛ︁ an den Steinhauer Klewing in Flensburg verkauft und von diesem zerspalten, um Mühlsteine daraus zu gewinnen.

Das Vorhaben gelang aber nur teilweise, da die Steinmasse sich für den Zweck als nicht recht tauglich erwiesen haben soll. Doch konnten immerhin noch sieben Läufer und zwei Unterlagersteine aus ihm gemacht werden. Die großen Reststücke dagegen wurden teils zu Heckpfählen verarbeitet, teils gelangten sie in Steinwälle. Etwa ein Drittel des Steines endlich soll im Loche sitzen geblieben sein. — Das war das Ende des steinernen Riesen.

Quern. E. Schnack.



Bücherschau.

1. Im Verlage von B. G. Teubner-Leipzig ist in 3. Auflage das Buch von Prof. Dr. O. **Weise: „Die deutschen Volksstämme und Landschaften"** erschienen. Der Inhalt gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste die fünf Hauptstämme Deutschlands: Sachsen, Franken, Bayern, Alemannen und Thüringer in ihrer Eigenart behandelt, während der zweite Teil den Norden, Westen, Süden, Osten und das Herz Deutschlands einander gegenüberstellt und sie auf ihre Verschiedenheiten hin vergleicht. In klarer, übersichtlicher Form wird der Leser bekannt gemacht mit dem Charakter der einzelnen Stämme, dem Einfluß der Landschaft auf ihn, der Sprache, den Sitten und den Leistungen auf den verschiedenen Gebieten, sei es in der Kunst, Wissenschaft oder der Politik, in Handel und Gewerbe usw.; und Weise bringt zum Belege eine Unmenge von interessanten Details, statistischen Nachweisen usw. bei. Aus dem den Sachsen gewidmeten Kapitel, das mir am besten gelungen erscheint, hebe ich die Notiz über den Prozentsatz Blauäugiger und Blondhaariger, den Schleswig-Holstein stellt, hervor. Es sind — Professor Virchow hatte eine Statistik unter den Schulkindern anstellen lassen — 43 %, während Hannover und Braunschweig 41 % haben und in Süddeutschland die Zahl auf 18—20 %, in der Schweiz auf 11 % herabsinkt. Bei uns ist also der germanische Typus noch am reinsten erhalten. Schleswig erfreut sich ferner des Ruhms, die erste Feuerversicherungs-Gesellschaft Deutschlands gegründet zu haben, schon im 17. Jahrhundert. Die aus Skandinavien stammende Sitte des „Julklapps" (S. 79) ist nicht, wie Weise angibt, nur in Mecklenburg und Pommern geübt, sondern auch in Schleswig-Holstein. Ein kleiner Irrtum Weises ist es, wenn er Klaus Groth als Schleswiger bezeichnet. Groth ist Holsteiner, und zwar entweder Heider nach seiner Geburtsstadt oder Kieler nach seinem Sterbeort. Im übrigen aber ist das Buch zur Orientierung wohl zu empfehlen, besonders bei dem billigen Preis von 1,25 *M.*

Ellerbek. Eckmann.

2. **Timm Kröger: „Das Buch der guten Leute."** Verlegt bei Alfred Janssen in Hamburg. Preis 3 *M.* Für mich ist jedes neue Buch von Timm Kröger eine Festgabe, und es ist mir, als schritte ich nach langer Wanderung in fremdem Lande mit dem stillen Glücksgefühl des Heimgefundenen wieder durch die träumende Heide unserer Heimat, wenn ich nach all den Büchern, die mir im Laufe des Jahres zur Kritik ins Haus gesandt werden, einen Band Krögerscher Novellen zur Hand nehme. Und meine Freude wächst mit jedem neuen Band; denn jeder neue Band zeigt ein neues Wachstum dieses holsteinischen Dichters, zeigt ihn tiefer im Erfassen und Durchdringen des Seelenlebens unserer Geestbauern, schlichter und dabei doch intensiver in der Naturbeseelung, klarer in der plastischen Herausarbeitung des Charakteristischen, sonniger, treffender in seinem köstlichen Humor, gedrungener, ohne Weitschweifigkeit in der Gesamtdarstellung; er ist dahin gekommen, zu tun, was uns Dichtern am schwersten fällt: rücksichtslos zu schneiden, im Interesse des Ganzen ohne Zucken selbst die Scenen zu streichen, an denen als Einzelbild das ganze Herz hängt. Und so ist er zum Künstler geworden. Dieser neue Band enthält sechs Erzählungen, von denen mir ganz besonders die Idylle „Schneiderglück," diese ganz in Duft und Stimmung getauchte Dichtung, sowie die köstlichen Schilderungen „Er soll dein Herr sein" und „Ein Butenmensch" gefallen. In der Skizze „Wenn einer abstehende Ohren hat" verwebt er mit dem Ganzen ein prächtiges altes Märchenmotiv, läßt in einer „Schweinegeschichte" seiner Spottlust die Zügel schießen und schließt sein Buch mit der größeren Erzählung „Du sollst nicht begehren!", in der er zum Schaden einer straffen Komposition sein Können zu sehr in den Dienst der Herausmeißelung vieler an sich glänzend geschilderter Nebenpersonen stellt. Aber das will nicht viel sagen gegenüber dem erfreulichen Eindruck, den das ganze Buch hinterläßt.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 8. August 1908.

D. Johann Hinrich Wichern.

Von G. Stoltenberg in Kiel.

III.

Das Leben des Rauhen Hauses.

Dem Leben in der Anstalt liegt der Gedanke des Familienhaften zu Grunde, der im ganzen wie im einzelnen mit möglichster Konsequenz durchgeführt ist. Die eigentlichen Grundbestandteile sind die Kinderfamilien. Unter einer Familie versteht Wichern eine kleine Genossenschaft von gewöhnlich 12 Kindern, Knaben oder Mädchen, die in einem der kleinen Häuser beisammen wohnten. Daß der Vorwurf, Wichern habe den Familiencharakter seiner Familien überschätzt und dem der naturwüchsigen gleichgestellt, durchaus unbegründet ist, geht aus folgendem Wort hervor: „Die besondersten Pflege des Gemütes des Einzelnen und des kleinen Ganzen, die Möglichkeit, jedem Einzelnen die Liebe und Fürsorge für sein inneres und äußeres Leben und Gedeihen zukommen zu lassen, das ist es, woran es liegt, und das ist am ehesten zu erreichen in solcher kleinen Gruppe, die freilich nimmer das Leben im Elternhause,



Die „grüne Tanne."

das in jeder Beziehung unersetzlich ist, ersetzen kann und soll." — Wie die Kinder, werden auch die Brüder in familienartige Kreise geteilt, die aber, um den Unterschied zu erleichtern, nicht Familien, sondern „Konvikte" genannt werden. Zu jeder Knabenfamilie gehört ein Brüderkonvikt, die beide unter einem Dache wohnen, jedoch in gesonderten Räumen. Die einzelnen Familien werden nach den Häusern benannt: „Das alte Haus," „die Schönburg," „die Fischerhütte," die „grüne Tanne"; die Konvikte durch biblische Namen: „Bethel," „Nain," „Nazareth" usw. bezeichnet. In jedem Familenhause wohnt in der Regel auch ein Oberhelfer. Die Brüderkonvikte sollen den Kindern als vorbildliche Familie zur Seite stehen und die Kinderfamilien in dienender und helfender Liebe umgeben.

Das tägliche Leben trennt die Glieder der Familien und der Konvikte oft von ihrem Heim und von einander, um sie mit Gliedern anderer Familien bei der Arbeit oder in der Schule zu vereinen. Die Arbeit ist mannigfaltig. Die Hausgeschäfte werden abwechselnd von den Kindern besorgt. Für die Arbeiten in Garten und Feld wie in den Werkstätten werden täglich die geeigneten ausgewählt, um von den Brüdern in Gruppen an die Arbeit geführt zu werden. Fröhlich singend zieht die Schar hinaus ins Feld, und auch in den Werkstätten fehlt es nicht an Gesang. Um die Wichtigkeit und Ehre des Handwerks ins Licht zu stellen, finden sich in den Werkstätten ehrende Sprüche oder Bilder, so z. B. in der Schuhmacherwerkstatt die Bilder von Hans Sachs und Jakob Böhme. — Neben der Arbeit gehört auch das Lernen zum Tagewerk der Brüder wie der Kinder. Im Betsaal kommt die ganze Familie des Rauhen Hauses zur Andacht zusammen, zur längeren Morgen- und zur kürzeren Abendandacht. Dem Familiencharakter entsprechend wird bei den Andachten der Geburtstage der einzelnen Glieder gedacht. Der Sonntag sieht die Hausgemeinde in der nahen Hammer Kirche. Aus demselben Grunde schlingen sich wie ein blühender Kranz Feste, ernste und frohe, durch das Leben der Anstalt. Weihnacht und auch schon die voraufgehende Adventszeit werden besonders festlich begangen; in der Frühe des Ostermorgens zieht die Gemeinde auf den Friedhof zu Hamm, wo an den Gräbern des Rauhen Hauses Ostergesänge erschallen. Des großen Reformators wird zur Zeit des Reformationsfestes in mehreren Andachten gedacht. — Jedes besondere Ereignis in der Geschichte der Anstalt wird gefeiert, jedes Haus hat seinen Gedenktag. Fällt ein solches Fest in den Sommer, so wird es vielleicht zum „Kirschenfest," im Herbst zum „Apfelfest" usw. Im Sommer kommt auch der „große Spaziergang," der einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Zuweilen wird auch ein „Liederfest" gefeiert, bei dem kirchliche und Volksweisen ertönen. Da kann es vorkommen, daß die Knaben die Bäume erklimmen und von hier aus froh wie die Vögel ihre Lieder erschallen lassen.

Wicherns Gedanke, durch die so geweckte reine Freude auch an der Natur und dem Vaterland das Gute in den Herzen zur Herrschaft zu bringen, ist durchaus richtig. Solche sonnigen Tage waren nötig dem Ernst der täglichen Arbeit und der strengen Zucht gegenüber.

Mit dem Eintritt in das Rauhe Haus sollte für das Kind ein neues Leben beginnen. Wichern redete unter vier Augen mit ihm und verstand durch seinen Ernst und seine Zartheit ihm das Herz aufzuschließen. Manchem Kinde ging nun erst eine Ahnung davon auf, was Vaterliebe ist. Aus dem Munde dieses Vaters, der sein Leben kannte, vernahm er nun das Wort: „Alles, was dahinter liegt, soll dir vergeben und vergessen sein." Auch deine betrübten Eltern wollen alles vergeben und vergessen. Begraben soll es sein in deines Heilands Liebe. Willst du ein neues Leben anfangen? Dann fordere ich zunächst, daß du von deinen Sünden schweigst. Mußt du über Vergangenes reden, so nur gegen

mich. Jeden Tag hast du Zutritt zu mir. Und ich schweige wie du." Das war der Anfang, auf den in vielen Fällen ein gesegneter Fortgang folgte. Die Liebe überwindet alles. Es ist ergreifend, in den Tagebüchern Wicherns zu lesen. Da tritt Jürgen, ein recht verlogener Junge, ein; seine Mutter bringt ihn. Wichern geht mit ihm später in den Garten, schneidet ihm eine Rose ab und steckt sie ihm an die Brust. Dann gibt er ihm eine zweite Rose, die er seiner Mutter bringen soll — ein Leuchten der Freude geht über des Knaben Angesicht. — Ein Knabe, der mehrmals entlaufen war, und bei dem alle Strafen vergeblich geblieben waren, entlief aufs neue. Wichern, von zwei Brüdern begleitet, suchte und fand ihn endlich in einer Hamburger Spelunke. Der Bursche erschrak heftig. „Mein lieber Junge," sagte W., „du bist gewiß hungrig; komm, ich will dir zu essen geben." Und er nahm den Zitternden bei der Hand, führte ihn in einen Bäckerladen, ließ ihn essen, was er wollte, nahm ihn mit sich ins Rauhe Haus und redete ernst mit ihm. Seitdem ist er nicht mehr entlaufen.

Zuweilen traten auch schwere Zeiten ein, in welchen das Böse zu wachsen schien und auch die Gebesserten rückfällig wurden. Dann war es Wichern unmöglich, Gottes Wort als Speise ihnen darzureichen. In einem sehr traurigen Fall ließ er 18 Tage lang die Hausandacht und den biblischen Unterricht ausfallen. Die Glocke verstummte, und als er auf wiederholtes Bitten die Andacht wieder begann, ließ er nur die daran teilnehmen, die freiwillig kamen. Sie kamen bald alle wieder.

Die Wirksamkeit des Rauhen Hauses nach außen, von der in kurzem die Rede sein soll, hat sich nicht auf die Entsendung der Brüder beschränkt; es trat vielmehr oft der Wunsch an Wichern heran, er möge auch an andern Orten Vorträge halten, um Interesse für seine Bestrebungen, die man unter dem Namen „Innere Mission" zusammenfaßte, zu wecken. Seine Reisen brachten ihn über ganz Norddeutschland: nach Bremen, Kiel, Lübeck, Celle, Hannover, Schwerin, Rostock, nach Pommern, Berlin, Leipzig, Halle, Magdeburg usw. Über die Art seines Vortrags schreibt eine Frau: „Noch sehe ich ihn stehen im Saale, die eine Hand leicht auf den Tisch gestützt, die guten, tiefen Augen unter dem krausen blonden Haar mit ernstem Blick auf seine Zuhörer gerichtet; noch höre ich ihn in kurzen, bestimmten Sätzen und ohne viel rhetorische Zutat, und darum nur wirksamer, bestimmte, verbürgte Tatsachen gleichsam ins Publikum hineinwerfen, nach jedem Satze eine Pause machend, als wolle er sagen: „Nun denke dir's erst mal ganz aus, erlasse deinem Gewissen nicht das Kleinste! Ich rede eher nicht weiter, bis du mir erst recht gibst!" Und dahinter eine Milde und Wärme, daß man's fühlt: Die Liebe Christi dringet mich." — An vielen Orten wurden Vereine für innere Mission gegründet: ein Landesverein in Mecklenburg, in Celle.... Als 1848 der Hungertyphus in Oberschlesien ausbrach, eilte er mit 11 Brüdern dorthin. Da gab es endlose Arbeit unter Kranken, Sterbenden, Toten, namentlich unter den Waisen; in zwei Knabenfamilien in Czarkow und Warschowitz übernahmen Brüder des Rauhen Hauses die Leitung.

Der Wittenberger Kirchentag.

Die revolutionären Ereignisse des Jahres 1848, die Wichern in Berlin miterlebte, erschütterten ihn tief, wenn sie ihn auch nicht unvorbereitet trafen. Schneller aber als die meisten andern überwand er den Schrecken. Es war nicht seine Weise, mit seinem Blick an Trümmern haften zu bleiben; mutig und hoffend sah er in die Zukunft; klar und deutlich erkannte er die Aufgaben, die der inneren Mission durch die Verhältnisse erwuchsen. Noch im März schrieb

er einen Artikel über „Revolution und innere Mission"; in demselben Jahre noch hatte er Gelegenheit, seine Gedanken in öffentlicher Versammlung vorzutragen und zu verfechten. Denn dem Aufruf des Prof. Bethmann-Hollweg in Bonn vom April 1848, eine evangelische Kirchenversammlung abzuhalten, folgte im August eine Einladung nach Wittenberg auf den 21. September, unterzeichnet von 42 Männern, unter welchen auch Wichern war. Schon am ersten Versammlungstage kam er zum Wort und wies in energischem Appell darauf hin, wie sehr die Zeit dazu dränge, die Kirche zu einer wirklichen Volkskirche zu gestalten, und daß die innere Mission hierzu mithelfen müsse. Am zweiten Tage aber hielt er seine berühmt gewordene zündende Rede, in welcher er in kurzen Zügen die geistliche Not der Wanderbevölkerung, der deutsch-evangelischen Diaspora und des Proletariats in den großen Städten schilderte, zur Heilung der Schäden aufrief und das bündige Wort sprach: „Die evangelische Kirche setze auf die Summe dieser Arbeit ihr Siegel und bezeuge: Die Arbeit der inneren Mission ist mein! Die Liebe gehört mir wie der Glaube!" — Der kühne Gedanke, daß die innere Mission eine Angelegenheit der evangelischen Kirche mit der umfassenden Aufgabe einer Wiedergeburt der Gesellschaft sei, packte und fand Zustimmung. Wichern wurde aufgefordert, praktische Vorschläge zur Mitarbeit des Kirchentages in Angelegenheiten der inneren Mission zu machen. Er beantragte die Bildung eines „Zentralausschusses für die innere Mission," der sich bereits im Januar 1849 konstituierte mit Bethmann-Hollweg als Präsidenten. In einer inhaltreichen „Denkschrift" stellte W. die Aufgaben der inneren Mission in seiner klaren Weise oft mit begeisterten Worten dar. Über den Begriff der inneren Mission schreibt W.: Sie ist nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christum geborenen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde entspringenden äußeren und inneren Verderbens anheimgefallen sind. Doch hat sie ihre Schranken vor allem im kirchlichen Amt. Sie soll sich des Übergreifens in das geordnete Amt der Pfarrer wie der Presbyter und Diakonen enthalten; sie soll nicht die Grenzen der Konfession überschreiten, nicht etwa Propaganda in katholischen Kreisen für das evangelische Christentum machen wollen; jede *Konfession soll in gleichem Geiste, aber in gesonderter Organisation arbeiten.* Dem Staat und dem kirchenamtlichen Organismus steht die innere Mission frei gegenüber; insbesondere verlangt sie vom Staat nichts als das Recht freier Assoziation und daß er ihren Liebesdienst nicht zurückstoße. — Im einzelnen fordert W. in geistlich-kirchlicher Beziehung ausreichende geistliche Versorgung der Wanderbevölkerung, der Diaspora, der Auswanderer, Aufsuchen der Sonntagslosen; — in sittlicher Hinsicht die vorbeugende und heilende Bekämpfung der Prostitution, Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsvereine, Gefangenenpflege, die Rettungshausarbeit, die Armenpflege „als freies biegsames Gelenk" zwischen der staatlich-bürgerlichen und der kirchlichen Arbeit, Versorgung mit guter Lektüre; in sozialer Beziehung wünscht er „christliche Vereinigungen der Hilfsbedürftigen selbst" usw., kurz gesagt: eine Durchdringung der modernen Arbeiterbewegung mit christlichem Geist!

Es begann für W. ein besonders arbeitsreiches Jahrzehnt; fast in jedem Jahre wurde ein Kongreß abgehalten: in Wittenberg (1849), in Stuttgart (1850), in Elberfeld (1851), in Bremen (1852), Berlin (1853), Frankfurt a. M. (1854), Lübeck (1856), Stuttgart (1857), Hamburg (1858), dann in der Regel jedes zweite Jahr, — und immer war W. die anregende, belebende Kraft. Was für eine Arbeit, was für Studien theoretischer und praktischer Art waren

mit dieser Tätigkeit verbunden! So sehen wir ihn im Jahre 1851 mit v. Bethmann-Hollweg auf einer Versammlung der Evangelischen Allianz in London, wo er durch Bunsen einen Einblick in das Londoner Leben und in die dortige vielgestaltige Liebestätigkeit erhielt. — In demselben Jahre verlieh die theologische Fakultät der Universität Halle dem Kandidaten Wichern die theologische Doktorwürde.

Wichern in Berlin.

Das Jahr 1857 brachte in Wicherns Leben eine einschneidende Veränderung. Unter dem 14. Januar d. J. wurde er von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV., der schon seit mehr als 10 Jahren sein Wirken mit innerer Anteilnahme verfolgt hatte, als Oberkonsistorialrat und Mitglied des Oberkirchenrats und zugleich als vortragender Rat im Ministerium des Innern für die Angelegenheiten der Strafanstalten und des Armenwesens nach Berlin berufen. Man hatte nicht die Absicht, Dr. Wichern vom Rauhen Hause und ebensowenig von allen übrigen Arbeiten freier christlicher Liebe abtrennen zu wollen. Ob diese Entscheidung richtig war, ist sehr fraglich. Litt auch das Rauhe Haus nicht wesentlich darunter, daß W. während des Winters in Berlin weilte, da seine umfassenden Arbeiten ihn schon ohnehin genötigt hatten, die meisten Vorstehergeschäfte in andere Hände zu legen, so hat doch die doppelte Verpflichtung, die auf ihm ruhte, besonders das neue mühevolle Amt, das wieder eine doppelte Tätigkeit in sich schloß, seine Kraft aufgerieben. Die Art und der Erfolg der Arbeit Wicherns in den beiden Behörden, welchen er in Berlin angehörte, entzieht sich zum guten Teil der öffentlichen Kenntnis. Es darf angenommen werden, daß er als Mitglied des Oberkirchenrats in dem Kampfe zwischen der Rechten und Linken zu Anfang der sechziger Jahre für eine vermittelnde und duldsame Behandlung der kirchlichen Gegensätze eingetreten ist. Aber als seine eigentliche Aufgabe sah er auch hier an, der inneren Mission und Diakonie in der kirchlichen Verwaltung und Verfassung die ihnen gebührende Stelle zu erobern. — Schon lange hatte man den Plan erwogen, in der Nähe Berlins eine dem Rauhen Haus ähnliche Anstalt zu gründen. Wichern war es vergönnt, den Gedanken in die Tat umzusetzen und am Plötzensee in den Jahren 1864—66 das umfangreiche „Johannesstift" zu gründen. Uns interessiert dabei noch besonders, daß die vier ersterbauten Häuser für die Kinder der in dem schleswig-holsteinischen Kriege „gefallenen und verstümmelten Helden" bestimmt wurden. Als vortragender Rat im Ministerium hat er ganz besonders der Gefängnis-Fürsorge und der freiwilligen Felddiakonie in den Kriegen sein Interesse zugewandt. Das letztgenannte segensreiche Werk wurde von ihm gleich nach dem Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges ins Leben gerufen.

Schon im Januar 1864 erließ W., nachdem der Kriegsminister v. Roon ihm seine Zustimmung gegeben, mit Genossen der Brüderschaft auf dem Kriegsschauplatze den Truppen zu dienen, einen Aufruf, in dem er die Aufgabe der Felddiakonie darlegte und um Unterstützung durch Beiträge in Geld und Naturalgaben bat. Seine Bitte fand willige Aufnahme. Eine Fülle von Gaben der verschiedensten Art ward ihm übersandt. Am 19. Februar trat er mit zwölf Brüdern des Rauhen Hauses und des Johannesstifts die Reise nach Schleswig an. In Flensburg waren die Lazarette von verwundeten und kranken Preußen, Österreichern und Dänen überfüllt. Vier in der Krankenpflege geübten Brüdern wurde der Pflegerdienst in drei Sälen des Militärhospitals in der lateinischen Schule anvertraut. Er ging mit den andern Brüdern in den Quartieren der Mannschaften aus und ein, und wie dankbar wurden die dargereichten Bücher,

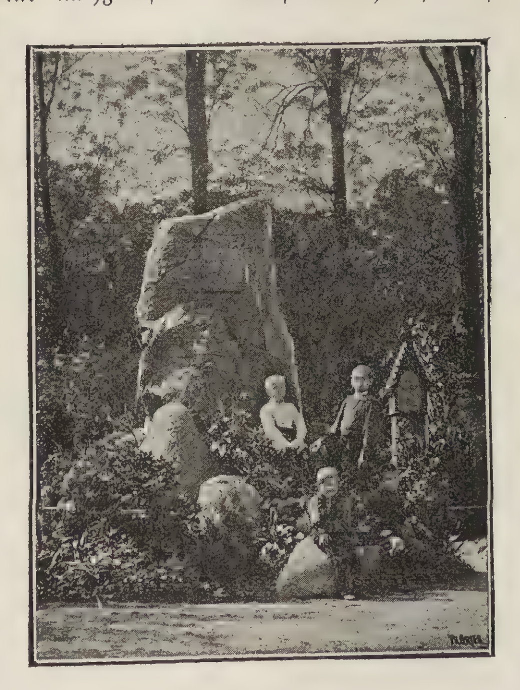
die Schreibmaterialien, die Zigarren und der Tabak entgegengenommen! Freundlich redete er mit den einzelnen, und Dank und Händedruck sagten ihm, daß er verstanden wurde. Eine Unterredung mit dem Prinzen Friedrich Karl hatte den Erfolg, daß derselbe die Brüder dem Schutze der Kommandeure empfahl — als Erkennungszeichen wurde die weiße Binde mit dem roten Kreuz bestimmt — und ihnen der Besuch der Vorpostenlinie gestattete. Als der Kampf vor den Düppeler Schanzen begann, wurden die Brüder aus den Flensburger Lazaretten in das schwere Feldlazarett zu Nübel, das in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes liegt, berufen. Auch einige andere Brüder wurden dorthin befohlen, nicht nur um den Proviantwagen den Belagerungstruppen zuzuführen, sondern auch um den Mitgliedern des Johanniterordens beim Transport der Verwundeten usw. helfend zur Seite zu stehen. Zum erstenmal traten sie in der 2. Osterwoche (27.—28. März) in Tätigkeit, rückten, von zwei Johanniterrittern geführt, ins Granatfeuer und brachten in 6stündiger Arbeit 23 Verwundete nach den Verbandplätzen. Ebenso haben sie am 2. und am 18. April im Feuerregen wie nachher in den Lazaretten treu ihre Dienste verrichtet. Wichern selbst hatte nur drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze bleiben können. Als er seine Anordnungen gegeben hatte, wurde er von dem Prediger Meyeringh und dann von Oldenberg vertreten. — Die Tätigkeit der Brüder fand die ehrende Anerkennung König Wilhelms. In den Kriegen von 1866 und 1870 haben sie sich nicht minder bewährt. — Der letztgenannte Krieg forderte auch von der Familie Wichern ein schweres Opfer. Der jüngste Sohn Louis, der von seinem Komptoir in Manchester zu den Fahnen geeilt war, wurde am 7. Dezember bei Meung hinter Orleans schwer verwundet und erlag am 3. Januar den Wunden. Ein Trost war den schwergeprüften Eltern, daß er so friedlich entschlafen war; er hinterließ ihnen die Bitte, „nicht zu klagen, sondern immer zuerst zu danken für die reiche Gnade, die Gott ihm getan habe."

Lebensabend und Tod.

Unermüdlich tätig war Wichern für sein Lebenswerk, die Ausgestaltung der inneren Mission. Es sollte ihm, dem arbeitsfreudigen Manne, aber nicht das Glück zuteil werden, bis an sein Ende mit ungeschwächter Kraft zu wirken. Im Jahre 1874 erkrankte er schwer, und es entwickelte sich eine Krankheit, die sich bald als ein Gehirnleiden zu erkennen gab. „Ein siebenjähriges Sterben begann," wie die Augenzeugen berichten. Anfangs konnte er noch die Morgenandachten halten, später versagte ihm oft die Sprache. Was durch seine Seele ging, erkennen wir aus einer Aufzeichnung, „Letzte Bestimmung" überschrieben, die er 4 Jahre vor seinem Tode machte, die aber erst nach seinem Tode gelesen werden durfte. Er schrieb: „Wenn Gott es beschlossen hat, mich zu sich zu nehmen, so sollt ihr, meine Lieben, wissen, daß mein einziges Gebet ist, daß ich zu Ihm komme und Frieden in Ihm finde. Ich habe mich immer zu Ihm bekannt, aber in großer Schwachheit. Er wird mir aber meine Sünden vergeben, darauf geht alle meine Hoffnung, um Seiner Liebe und Liebestat willen, um Seines für mich vergossenen Blutes willen. Er wolle mich dort mit allen, die ich lieb habe, vereinen, wie er Joh. 17 gebetet." „Über das Wehe der letzten $1^1/_2$ Jahre sei ein Schleier gebreitet," schreibt sein Freund Oldenberg, „die Kräfte schwanden mehr und mehr, und das Geistesleben flüchtete sich immer tiefer in die verborgenen Kammern des Innenlebens." Am 7. April 1881 wurde der schwergeprüfte Dulder, den seine Gattin und Tochter in „unaussprechlich großer und treuer Liebe" gepflegt halten, durch einen sanften Tod erlöst; es war nachmittags $2^1/_2$ Uhr, und am 11. April ward er neben de[m]

ihm vor 20 Jahren vorangegangenen Mutter auf dem Friedhofe zu Hamm zur Ruhe gebettet.

Bei seiner Bestattung zeigte sich noch einmal so recht die Liebe und Verehrung wie die Anerkennung, die er in seinem tatkräftigen, selbstlosen Wirken gefunden hatte. Der Geistliche der Gemeinde zu Hamm und Horn, P. Palmer, sprach über Wicherns Lieblingswort: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Dr. Hermann Sieveking, der Sohn des Mitbegründers des Rauhen Hauses, nahm als Präses des Verwaltungsrats des Rauhen Hauses das Wort, um dem Entschlafenen einen warmen Nachruf zu widmen. Hofprediger D. Baur aus Berlin brachte einen Gruß warmer Teilnahme aus dem Königshause. Oldenberg, Wicherns Freund und ältester Mitarbeiter, „dem ein Stück seines eigenen Lebens genommen war,“ gedachte in bewegten Worten der vergangenen Zeiten und verband mit herzlichen Dankesworten an den Verstorbenen innige Worte des Trostes für die trauernde Familie, — und noch mancher Scheidegruß wurde dem „Vater der inneren Mission“ von seinen Schülern und Freunden ins Grab nachgerufen. — Kaiser Wilhelm, Kaiserin Augusta wie auch der Großherzog von Mecklenburg und der Herzog von Sachsen-Altenburg sandten an den Sohn und Nachfolger, P. Johannes Wichern, herzliche Worte der Teilnahme.



Der Wichern-Denkstein.

Schließen möchte ich mit einem Nachruf aus dem Auslande. In dem »New-York Observer« ward Wicherns Tätigkeit u. a. in folgenden Worten treffend gewürdigt: „Man kann den Einfluß dieses Mannes gar nicht ermessen. Noch wirkt er und wird ohne Aufhören wirken in der Rettung der Menschenseelen für Zeit und Ewigkeit, denn das Werk der Wiedergeburt wird durch die Wiedergeborenen fortgesetzt .... — Das Schönste, was die dänische Hauptstadt bietet, ist das Thorwaldsen-Museum mit seinem Reichtum ausgezeichneter Kunstwerke dieses großen Meisters. Auf dem offenen Hofe, umgeben von dem Tempel der Kunst, unter Rosen und Efeu, liegt der große Künstler begraben, von dem man in Wahrheit sagen kann: „Sein Denkmal um ihn her.“ Solch ein Denkmal, aber unendlich kostbarer und dauernder, hat sich Johann Hinrich Wichern gesetzt in den gereinigten Herzen und dem erneuerten Leben von Tausenden armer, verkümmerter Kinder, die ihm einst danken werden am Tage der fröhlichen Auferstehung.“



Theodor Storms Novellen.

Von **Wilhelm Lobsien** in Kiel.

II.

Von nun an setzt eine neue Schaffensperiode ein. Neue Stoffgebiete tauchen vor ihm auf, geboren aus einem tiefen Leid, aus eigenen seelischen Konflikten, dargestellt mit einer noch gesteigerten dichterischen Kraft und psychologischen Feinfühligkeit, und von nun an steht er als gereifter Könner auf dem Höhepunkt seiner Kunst. Ein glänzender Stil, eine bis ins Kleinste peinlich genaue Charakterisierung der Helden, eine blendende Technik, eine meisterhafte Kraft in der Darstellung seltsamer, mitunter abstoßender Charaktere und Konflikte sowohl als tiefer, erbarmungsloser, herzaufrüttelnder Tragik, eine hinreißende Gewalt im Fortschreiten des Verhängnisses und in der Notwendigkeit desselben, ein von dem im Mittelpunkt stehenden Konflikt sich heraus organisierendes Ganzes, ein sich an tiefste Probleme heranwagender Wahrheitssinn — das sind Zeichen seiner gereiften Kunst, die uns auch dann noch erfreuen, wenn wir uns im Gegensatz zu seinen Anschauungen und Auffassungen wissen. Mit »Viola tricolor« beginnt die Reihe dieser Dichtungen und setzt sich fort in den einer vergangenen Zeit angehörenden resp. in den historischen Novellen »Aquis submersus«, „Chronik von Grieshus" und „Ein Fest auf Haderslevhus" u. a., von denen besonders die letztere zu bezwingender dichterischer Größe aufsteigt und von einer erschütternden tragischen Wucht ist.

In »Viola tricolor« (1873) behandelt er ein nicht eben neues Thema, den Konflikt, der durch eine zweite Heirat in ein Haus getragen wird. Unzählig oft ist dieses Thema von anderen behandelt worden, aber wohl kaum je in derselben Tiefe und Reinheit. Hat doch auch Storm selbst gemeint, daß er der rechte Mann sei, einen solchen Stoff zu bearbeiten, ... „das ist, was Goethe Selbstbefreiung nennt; ich lebe ja auch in zweiter Ehe." Auch hier die von Storm meisterhaft geübte Verknüpfung mit den Symbolen der Vergangenheit, dem rosenumkränzten Bild über dem Schreibtisch, dem alten wildwachsenden Garten hinter dem verrosteten Gitter, und auch hier schon der Einfluß dunkler Mächte auf Denken und Handeln, bis alles, das Gestern und Heute mit allen Wirrnissen und Dunkelheiten zusammenfließt zu dem hellen Frühlingsbilde. „Die schweren Konflikte, die seelischen Verwirrungen, die der Eintritt einer zweiten Frau in einen Familienkreis in dem Fall mit sich bringt, wenn die erste heiß geliebt worden ist, aber auch ihre alles versöhnende Klärung — denn es handelt sich ja um wahrhaft edle Menschen — sind nie schöner dargestellt worden als hier. Der feine Reiz der Novelle aber liegt wohl darin, daß die Stiefmutter, im Gegensatz zu der üblichen Art, die am tiefsten Leidende ist. Die Art der Durchführung wirft außerdem das schönste Licht auf sein Verhältnis zu Frau Dorothea." (P. Schütze.)

Mit »Aquis submersus« (1875—76) beginnt Storm die Reihe der unter dem Titel „Vor Zeiten" (1886) gesondert herausgegebenen Novellen aus der Vergangenheit, und in dieser und in „Renate" hat er „in Sprache und Stil am entschiedensten die Färbung jenes Zeitalters angestrebt." Dabei mußte er, um mit Erich Schmidt zu reden, „einmal alles meiden, was der Kenner und gewöhnlich auch instinktiv der Liebhaber für kostüm- und sprachwidrig erklären könnte, und andrerseits in Charakteristik und Sprache nicht zu weit von der Art unserer Tage abweichen, damit die Gestalten nicht marionettenhaft, der Vortrag nicht gekünstelt und gespreizt erscheine. Grundsätzlich wird man natürlich immer gegen eine solche Darstellungsweise einwenden können, daß der

dabei zustande kommende Stil so niemals existiert hat. Aber für jeden, der die künstlerische Unmöglichkeit des konsequenten Naturalismus zugibt, hat das wenig zu besagen; der unbefangen sich hingebende Leser wird vollends keinen Anstoß daran nehmen. Storm trifft die naiv treuherzige, etwas eckige und ungelenke Schreibweise der alten Zeit vortrefflich." Über die Entstehungsursache dieser Novelle — oder wie Storm selbst scherzhaft sagte, den „Perpendikelanstoß," erzählt der oben zitierte P. Schütze nach Äußerungen des Dichters: Unweit von Husum liegt das Dorf Dielsdorf, wo ein Schwager von ihm Pastor war. In der alten Kirche dieses Dorfes zog ein Flügelbild aus dem 17. Jahrhunder seine Aufmerksamkeit auf sich, dessen beide mittleren Bilder einen Prediger und seine Frau darstellten, während auf den flankierenden Seitenbildern ein älteres Mädchen und ein etwa sechs Jahre alter Knabe zu sehen waren. Um den geschnitzten Rahmen des letzten Bildes lief eine lateinische Inschrift: »Incuria servi aquis submersus«, „durch Fahrlässigkeit eines Knechtes im Wasser ertrunken." Außerdem befand sich in der Kirche das Totenbild desselben Knaben, auf dem er eine rote Nelke in der Hand trug. In einer Trinkgrube auf der nahe beim Pfarrhause gelegenen sogenannten Priesterkoppel sei, so erzählte man Storm, der Knabe ertrunken. Aus diesen kargen Motiven hat er seine Dichtung gesponnen. Mit dem Bilde des toten Knaben in der alten Dorfkirche leitet er ein, indem er dabei den Perpendikelanstoß in seine Kinderzeit zurückverlegt.

Ebenfalls in unserer Heimat, und zwar im 14. Jahrhundert, spielt die Novelle „Ein Fest auf Haderslevhus" (1885), die ich für die schönste seiner Chroniknovellen halte, um der wundervollen Verschmelzung von tragischer Wucht und sattester Lyrik sowohl als um der Plastik im Einzelnen und historischen Treue im Ganzen willen. Interessant ist Alb. Kösters Hinweis auf den künstlerischen Ernst, mit dem Storm an der Umgestaltung dieser Novelle, die bekanntlich zuerst unter dem Titel „Noch ein Lembeck" in Westermanns Monatsheften abgedruckt wurde: So vollendet reif das Werk schon in der ersten Fassung erscheint, so hat doch der Dichter ihm vor der Veröffentlichung in Buchform noch zahlreiche feine Änderungen, Zusätze wie Kürzungen, zuteil werden lassen. Vor allem sind Anfang und Ende ganz umgestaltet worden; der schwerfällig einleitende historische Bericht fiel weg, und ebenso die Fiktion, als habe der Erzähler den Stoff einem alten Buche »Historiolae, seu de quorundam in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis« entnommen. Auch eine andere leise Pedanterie hat Storm beseitigt, die er einst an Kellers „Hadlaub" getadelt hatte. Seine Novelle besitzt ihr Kolorit durch mancherlei Anleihen bei höfischen Dichtern des 13. Jahrhunderts. Aber man spürte in der ersten Fassung noch zu sehr die Arbeit, wenn da von „Sälde" die Rede war oder in den Dagmarscenen, in die der „Tristan" Gottfrieds von Straßburg hineinspielt, bis zum Überdruß das Beiwort „süß" erklang. Da hat sich der Dichter später weislich beschränkt. Dazu aber ein letztes: Storm zeigt sich, je älter er wird, immer empfindlicher für den Rhythmus seiner Sätze. Nun hatte sich in den dialogischen Partien vom „Fest auf Haderslevhus" eine böse Unart eingeschlichen, der wir sonst nur in stillosen Romanen begegnen: Jambische Fünftakter, wie wir sie im Drama zu hören gewohnt sind, hatten sich in reicher Zahl eingestellt. Paul Heyses feines Ohr war dieser Bastardrhythmen sofort inne geworden. Und besonders auf seine Mahnung warf nun Storm — nachdem schon die Oktavausgabe erschienen war — alles, was an dramatische Jambenrede anklang, mit energischer Hand hinaus. Also ein ursprüngliches

Der Frauendienst soll dort noch spuken gehen;
Ich aber will nur den Gemahl allein!

lautet jetzt: „Der Frauendienst soll dort noch umgehen;
Ich aber will den Gemahl allein“;

ein früheres Verspaar:

O meine Mutter! Süße Schwester Heilwig!
Und meine Brüder — sie sind all gestorben.

jetzt: „O herzliebe Mutter! Süße Schwester Heilwig!
O meine Brüder — alle sind sie gestorben!“

Und so an hundert Stellen.“

Im freundlichen Hademarschen hat der Dichter 1878 die Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude“ geschaffen, in deren Mitte die seltsame Kätti mit den „heimatlosen“ und „ruhelosen Augen“ und der heißen Sehnsucht nach den Wundern der Ferne steht. In seinen Briefen an Keller erklärt Storm diese Dichtung als schlechte Arbeit, äußert auch an anderer Stelle die Absicht, sie umzuändern, an ihr „zu flicken.“ Es ist nicht dazu gekommen, nur das Motto: „Noch ein Versuch im Schmetterlinge-Fangen; allein der Herbst, der Abend macht mich bangen“ hat er ausgemerzt, vielleicht veranlaßt durch Keller, der ihm schrieb: „Da das alte Rätsel des Warum wieder neu illustriert ist und die Geschichte sich im einzelnen gut und kurzweilig, sogar mit Spannung liest, so hätten Sie nach meiner Meinung das melancholische Motto weglassen sollen. Dasselbe ist übrigens selbst ein gutes Zeichen; denn sobald einmal der Schriftsteller schwach wird, so wird er's erst recht nicht eingestehen und hütet sich, solche Andeutungen zu machen.“ Und schwach ist Storm auch hier nicht gewesen, vor allem ist ihm die Schilderung der Kätti und ihres alten originellen Vaters köstlich gelungen. Daß die Liebesscenen zwischen den beiden eben der Kindheit entwachsenen Menschen wundervoll sind, desgleichen das Hineintauchen des Ganzen in die geheimnisvolle Stimmung des Waldes, mag nur beiläufig erwähnt werden.

Eine alte Husumer Chronik erzählt, daß ein Mann und eine Frau aus der Stadt geflohen wären, „dieweil auf eine wunderbare Art offenbar worden, daß sie vermittels eines Daumens von einem gehenkten Menschen, den sie, wenn sie hat bereuen wollen, ins Bier gehenkt, sonderlichen Segen und Gewinst vermeinet zu überkommen; deswegen allen Nachbarn nicht ein geringer Ekel darob entstanden.“ Diese Notiz mag die Novelle „Im Brauerhause“ (1878—79) mit veranlaßt haben, und Paul Schütze erzählt, daß die Geschichte Storms, die am Teetisch erzählt wird, wirklich in seiner Vaterstadt in der Familie der Frau Bürgermeisterin passiert sei. Geschlossen und bis in alle Züge hinein konsequent steht diese Geschichte vor uns, und ein Schauer weht uns an, wenn wir die tragischen Folgen eines alten Aberglaubens im Niedergang eines blühenden Geschäfts sehen. Und welch eine Fülle von köstlichen Nebengestalten, z. B. der alte Brauknecht Lorenz Hansen, der jeden Sonntag an die Wand neben seinem Bett den Spruch schreibt: ‚Lorenz Hansen ist mein Nam; Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!'

„Waldwinkel“ (1874) beschränkt sich dagegen fast ganz auf die beiden Menschen, die zu Trägern der Novelle gemacht worden sind; selbst der Förster, durch den die Katastrophe herbeigeführt wird, ist schemenhaft gezeichnet. Aber mit welcher Kraft sind diese beiden Personen geschildert; dieser alte Mann, in dessen Herzen noch einmal nach viel Irren und Wirren die Liebe heiß emporblüht, und dieses junge Mädchen, das er aus Not und Armut gehoben hat, und das in der schwülen Heimlichkeit tiefster Waldeinsamkeit ihn zu lieben glaubt, bis einer kommt, der seine lachende, jauchzende Jugend zu ihr trägt, und sie mit ihm in Nacht und Nebel hinausrennt. Im „Waldwinkel“ spielt sich das alles ab, im „Narrenkasten,“ dem Häuschen, das einst der Schloßherr sich hatte erbauen

lassen, als sein abgöttisch geliebter Sohn ein Weib nahm und Vater und Mutter vergaß und seinem Weibe anhing. Und ein Bild hängt an der einen Wand: Zwei selige Menschen gehen ins blutende Abendgold hinein, und ein Greis schaut ihnen schmerzlich nach.....

Ein ergreifendes Schicksal malt er in der Novelle „Ein Doppelgänger" (1886). John Glückstadt hat in seiner Jugend eine Tat begangen, die ihn ins Zuchthaus gebracht hat. Auf seinem ganzen Leben lastet dieser Fluch und ertötet all sein Glück. Niemand traut ihm, und zuletzt wirft auch sein Weib ihm seine Schande vor. Im Zorn stößt er sie zurück, sie schlägt mit dem Kopf schwer auf und stirbt. Von nun an lebt er still und arbeitsam seinem Kinde, bis wieder wie ein Schatten aus der Vergangenheit der Mensch zu ihm kommt, durch dessen Verführung er ins Zuchthaus gekommen ist. Da sieht er sich wieder verdammt. In seiner Not wird er, dem keiner Arbeit geben will, zum Dieb und findet als solcher seinen Tod in einem Brunnen, in demselben Brunnen, an dem er einst sein Weib küßte und damit das Glück zu fassen glaubte.

Auch diese Novelle läßt der Dichter aus seiner Erinnerung emporsteigen wie eine Vision. Auf einer Reise trifft er einen Oberförster, der ihn in sein Haus bittet, und hier lernt er in der Frau die Tochter John Glückstadts, des Zuchthäuslers, kennen, in deren Erinnern der einstige Verbrecher aber als eine Lichtgestalt lebt.

Tiefe, erbarmungslose Tragik liegt auch in der Novelle „Ein Bekenntnis" (1867), dieser Dichtung, die er selbst seine „Genesungsnovelle" nannte. (Brief an Gottfried Keller vom 9. Dezember 1887.) Ein Arzt lebt in glücklichster Ehe. Da erkrankt seine Frau. Sie leidet entsetzliche Schmerzen. Heilung ist unmöglich. Da greift er auf ihre Bitten hin zu einem Mittel, das sie schmerzlos hinüberträgt ins Land des Schweigens. Nach ihrem Tode erfährt er, daß ein Mittel gegen die Krankheit, an der seine Frau gelitten hat, entdeckt worden ist. Das schlägt ihn ganz nieder. Nach Jahren heilt er bei einer Frau dasselbe Leiden, und die Tochter gibt ihm deutlich ihre aus Dankbarkeit erwachte Liebe zu erkennen. Er glaubt kein Recht mehr darauf zu haben und geht in die Fremde, um dort den unwissenden Menschen ein Helfer zu sein. „Das Leben ist eine Flamme, die über allem in der Welt leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes; denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders." Storm hat nach seinen eigenen Worten (Brief an Keller) zeigen wollen: „wie kommt ein Mensch dazu, sein Geliebtestes selbst zu töten? und, wenn es geschehen, was wird mit ihm?", und so ist eine der „menschlich ergreifendsten und künstlerisch abgerundetsten aus der Reihe seiner Problemnovellen" entstanden.

Fast noch erschütternder wirkt „Carsten Curator" (1877). „Meinst du, daß die Stunde gleich sei, in der unter des allweisen Gottes Zulassung ein Menschenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Teil daran." So sagt Carsten Curator. Wie wäre sonst der gänzliche Verfall seines Glücks und Seins denkbar? Der Leichtsinn seiner Frau, diese seiner eigenen Anschauung scharf gegenüberstehende Denkweise, lebt auch in dem Blute seines Sohnes und führt zur Katastrophe. Nichts kann diese aufhalten, weder das Opfer des Vaters noch die wunderbar gezeichnete Liebe der jungen schönen Anna; als Ruf und Geschäft vernichtet sind, da wischt die hereinbrechende Sturmflut alles aus. „Mit dem „Carsten Curator" ist es mir seltsam ergangen," sagt der Dichter

a. a. O.; „unter dem Bann eines auf mir lastenden Gemütsdruckes habe ich bewußt in falscher Richtung fortgeschrieben, und so ist es gekommen, daß nicht die Hauptfigur, aber die figura movens statt mit poetischem Gehalt mit einer häßlichen Wirklichkeit ausgestattet und das Ganze dadurch wohl mehr peinlich als tragisch geworden ist. Und doch fühlte ich es früh genug, um noch in den richtigen Weg einlenken zu können. Aber was hilft alle Erkenntnis, wenn die Kraft fehlt! Diesmal fehlte die Heiterkeit, die noch not tut, um mich über den Stoff zu erheben." Und er erklärte sich selbst einverstanden mit dem Einwurf, den G. Keller machte: „Der „Carsten Curator" ist ja ganz schön, durchsichtig und vollkommen fertig. Der diebische Junge war mir anfangs freilich zuwider in einer spezifisch poetischen Geschichte, wie es die Ihren sind; allein, dem rechtschaffenen Curator war nicht anders beizukommen, wenn das Thema, die Unterwerfung der schlichtbürgerlichen Pflichtmäßigkeit und Anspruchslosigkeit unter das dämonische Prinzip sinnlicher Schönheit, durchgeführt werden wollte."

In den letzten Jahren beschäftigte sich Storm oft mit dem Problem des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, z. B. in der Novelle „Bötjer Basch" (1885—86, zuerst unter dem Titel „Aus engen Wänden"), in welcher ich immer seinen psychologischen Scharfblick bewundert habe, den er in der Scene, wo Bötjer Basch „sik versupen will," in der Zeichnung des Alten, besonders aber in der Schilderung der den armen Alten verfolgenden Knaben beweist. Reifer und tiefer behandelt er das Thema Vater und Sohn in der Novelle „Hans und Heinz Kirch" (1881—82). „Bei einem erquicklichen Besuche, den ich September bis Oktober im Heiligenhafener Pfarrhause abstattete, habe ich mir von dort auch einen Stoff mitgebracht; ob es was Rechtes wird, ist mir noch nicht ganz sicher." Es ist „was Rechtes" geworden, diese in Heiligenhafen spielende tragische Familiengeschichte voll ungeheuer erschütternder Wirkung.

Aber all diese Novellen überragt seine letzte Dichtung „Der Schimmelreiter" (1886—88). Das Düstere, Grausige, Dämonische, das sich schon hin und wieder in den Dichtungen seiner letzten Schaffensperiode zeigte und da mitunter von einer störenden Wirkung war, ist hier Selbstverständlichkeit, fast möchte ich sagen Naturnotwendigkeit, gehört hier absolut zum Ganzen, gibt dem Ganzen erst eigentlich Kern und Hülle zugleich. Die im heulenden Sturm in dunkler Nebelnacht auf dem Deich entlang jagende Gestalt des Schimmelreiters, die seltsamen Erscheinungen draußen auf dem Watt, die in der wunderlichen Beleuchtung ins Riesenhafte und Unheimliche verzerrten Seevögel, das groteske Spiel der Wolkenballen in tausend und abertausend ewig sich ändernden Formen, die phantastischen Erinnerungen und Erzählungen eines abergläubischen Strandvolkes — das alles in der Wirkung auf die dargestellten Charaktere ist von einer vollendeten Meisterschaft. Kein anderer, weder vor oder nach ihm, hat es fertig gebracht, all dies Geheimnisvolle, Tiefverborgene, dieses Ureigenste im Friesencharakter mit einer solchen Treue und eindringlichen Glaubhaftigkeit darzustellen und es dabei doch aus dem engen Kreis des für das Friesenvolk Typischen herauszuheben in die große Sphäre des Rein-Menschlichen. Denn der Kampf des Deichgrafen Hauke Haien um seinen Deich wächst zu einem Kampf eines großen, von allem Kleinlichen, Egoistischen losgelösten Mannes gegen Stumpfsinn und beschränkte Habgier, um seiner Idee zum Siege zu helfen. Der Held geht unter, aber wie ein jauchzender Siegesruf gellt es noch über den Abgrund, der ihn verschlingt. Seine großen Gedanken haben doch gesiegt. Der Stumpfsinn hat sie nicht ersticken und in ihrer Wirkung töten können. Was untergeht, ist das Sterbliche an ihm, sein Leben, und auch das konnten ihm seine Feinde nicht nehmen, sondern nur das mit unheimlicher

Wucht und rasender Gewalt seine Pranken in das zitternde Marschenland einhauende Meer. Bestehen aber bleibt das Werk seiner vorauseilenden Gedanken. Das Alte ist gestürzt, aber der Hauke-Haien-Deich steht noch fest nach hundert Jahren.

Und darf man letzteres nicht auch von Storms Werken sagen? Er selber schreibt in der Vorrede zu seinen Werken: „Indem ich diese Zeugnisse meines Lebens noch einmal und insgesamt meiner Hand entlasse, hege ich den Wunsch und die Hoffnung, daß sie den Platz, welchen sie für sich in Anspruch nehmen, so lange behaupten mögen, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird."

Noch nehmen Sie den Platz ein, sie werden ihn noch lange, auch „nach hundert Jahren" einnehmen.

Vergl. W. Lobsien: Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Th. Storm bis zur Gegenwart. Verlag von Chr. Adolff, Altona-Ottensen 1907.
Paul Schütze: Theodor Storm. Verlag von Gebrüder Pactel, Berlin 1907.
Albert Köster: Briefwechsel zwischen Storm und Keller. Ebenda 1904.
Gertrud Storm: Briefe in die Heimat.



Einiges über die Heideflora.

Von Dr. **R. Timm** in Hamburg.

Wer als Hamburger die Heide kennen lernen will, hat nicht erst nötig, entferntere Stationen in der Lüneburger Heide aufzusuchen, sondern er kann in unserer Nähe auf dieser Seite der Elbe seine Rechnung finden. Man braucht nur die Generalstabskarten (1:100 000) Hamburg und Segeberg anzusehen, um sich davon zu überzeugen, wie reich auch der mittlere nordalbingische Höhenrücken an Heidelandschaft ist. Das hamburgische Gebiet ist von Groß-Borstel bis Ochsenzoll und von Ochsenzoll bis Fuhlsbüttel größtenteils von Heide und Moor umgeben, die sich in ausgiebiger Weise noch in unser engeres Heimatgebiet hineinziehen. Gerade wir haben also Gelegenheit genug, die Heide zu erforschen.

So schön es nun auch ist, im August einen Spaziergang durch die blühende Heide, z. B. von Haslohfurth nach der Alsterquelle oder von Hummelsbüttel nach dem Wittmoor zu machen, so bleibt doch eins der hervorragendsten Merkmale der Heide ihre außerordentliche Unfruchtbarkeit, die nur einer kleinen Zahl von Pflanzen die nötigen Lebensbedingungen bietet. Das kommt nicht etwa von dem Mangel an Grundwasser. Dieses befindet sich sicherlich vielfach in geringer Tiefe. Man kann dessen leicht inne werden, wenn man bedenkt, daß geringe Senkungen in der Heide bereits die Bildung von Sumpf und Moor gestatten, wie das sehr hübsch in der Harksheide und in der Gegend der Alsterquelle hervortritt. Es läßt sich nicht leicht eine unfruchtbarere Gegend denken als diese beiden Gebiete, die ähnlich wie die Fischbecker Heide bei Harburg durch das Vorkommen der Bärentraube (Arctostaphylus uva ursi) ausgezeichnet sind, einer Pflanze, die sich mit Vorliebe da ansiedelt, wo ihre ausgebreiteten Wurzeln sich zwischen Steinen durchwinden können. Und doch liefert die Harksheide im Schwamm des Glasmoores das Wasser für den Tarpenbek, und in der Gegend südlich von Henstedt rieselt von allen Seiten das Wasser für die

Alster zusammen, so daß man sich in ein Hochgebirgsplateau versetzt glauben kann. Südlich der Elbe zeichnet sich die Heide zwischen Harsefeld und Tostedt durch große Eintönigkeit aus. Aber geringe Senkungen sind sofort durch prachtvoll rote Torfmoosgruppen ausgefüllt, und nicht wenige Bäche durchziehen das anscheinend trockne Gebiet, weithin sichtbar durch ihre grüne Einfassung von Gagel (Myrica gale), an die sich in der Regel Streifen von Torfmoos anschließen.

Die Unfruchtbarkeit der Heide beruht also auf der Beschaffenheit der obersten Bodendecke. Diese ist einmal sehr durchlässig, so daß das Wasser schnell versinkt. Sodann ist sie arm an Nährsalzen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in vielen Fällen die Schuld daran in früherer Abholzung sucht. Die Namen mancher Heidedörfer weisen auf früheren Waldbestand hin, dessen Reste uns oft noch durch Eichenkrattbusch vor die Augen geführt werden. Rücksichtslose Abholzung soll z. B. im Mittelalter durch das Lüneburger Salzwerk betrieben worden sein. Da nun die Bäume eine Menge von Nährsalzen aus dem Boden ziehen, so wird dieser durch Abholzung verarmen, wenn nicht in rationeller Weise für Ersatz gesorgt wird. In dem der Nährsalze beraubten Boden wird vielfach das Wachstum durch ein eigentümliches Hindernis beschränkt. Die vom Heidekraut und andern niedrigen Pflanzen im Boden erzeugte Humussäure bildet mit dem Kiesel eine harte Masse, den bekannten Ortstein. Er umgibt die Wurzeln der genannten Gewächse mit oft nur fingerdicker Schicht, leistet aber der Vegetation, die sich darüber ansiedelt und etwa ihre Wurzeln hindurchtreiben möchte, durch seine Härte vollkommenen Widerstand. Ein auffälliges Beispiel davon sah ich 1890 in der Gegend von Cuxhaven. Auf der Generalstabskarte dieses Gebietes findet man etwa 5 km südlich von Altenwalde auf preußischem Gebiet den nicht unbedeutenden Forst Bederkesa. Als ich diesen besuchte, war ich aufs äußerste enttäuscht. Über den ganzen damals wenigstens 20 Jahre alten Nadelholzbestand konnte man bequem hinwegsehen, und die „Bäume" waren im Aussterben begriffen. Sie waren mit den Wurzeln auf den Ortstein gekommen, der „ihrem Dasein als Subjekt vor der Hand ein Ziel gesteckt." Gewitzigt durch derartige Erfahrungen, hatte der damalige Amtsverwalter von Ritzebüttel, Dr. Werner, die neuen Nadelholzpflanzungen zwischen Duhnen und Sahlenburg auf einem Boden anlegen lassen, in dem durch metertiefes Rajolen der Ortstein völlig durchbrochen worden war. Diese Anpflanzungen, Wernerswalde genannt, gediehen trefflich, haben aber leider später durch andere Ursachen bedauerliche Einbuße erlitten.

Da nun die Hindernisse, die der Pflanzendecke in der Heide sich entgegenstellen, begreiflicherweise in sehr verschiedenem Maße auftreten, so ist natürlich der Grad der Unfruchtbarkeit dieser Bodenformation verschieden, und es ist daher möglich, verschiedene Arten der Heide voneinander zu trennen. Das ist von seiten der Floristen auch bereits geschehen, ob immer mit Glück, will ich unerörlert lassen. Da es sich indessen nur um graduelle Unterschiede handelt, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die erwähnte Einteilung durchaus künstlich ausfallen muß. Ich denke daher um so weniger daran, im Rahmen dieses kurzen Abrisses eine solche vorzunehmen, als schon ohnehin die Begrenzung des Gesamtbegriffes „Heide" nur mangelhaft ausfällt. Es sei hier nebenbei erwähnt, daß dieses Wort in den verschiedenen Teilen Deutschlands auf verschiedene Bodenformationen bezogen wird. Während bei uns die Heide Sand, d. h. Kieselsäure (SiO_2) zur Grundlage hat, finden wir z. B. in der Garchinger Heide bei München kohlensauren Kalk, der eine nicht geringe Anzahl schön blühender Pflanzen hervorbringt, wie z. B. eine prachtvolle Kuhschelle (Pulsa-

tilla patens), einen duftenden Seidelbast (Daphne cneorum), einen tiefblau blühenden Flachs (Linum perenne) und sonst noch allerlei Seltenheiten. Hier bedeutet Heide so viel wie Ödland im landwirtschaftlichen Sinne.

Aber wenn auch bei uns der Begriff, der mit dem Worte verbunden wird, das Vorhandensein von Kieselsäure voraussetzt, so ist damit Heide und Sandboden durchaus noch nicht gleichbedeutend. Man wird z. B. nicht die Flugsanddünen bei Boberg (nahe vor Bergedorf) oder die Sandberge bei Holm (hinter Wedel) als Heide bezeichnen, obgleich sie an ihren Grenzen darin übergehen. Ebenso wenig kann man sandige Äcker oder überhaupt kultivierten Sandboden mit jenem Namen bezeichnen.

Andererseits wird man viele Gebiete, die an der Oberfläche statt des Sandes Torf aufweisen, doch als Heide bezeichnen, wenn sie mit typischen Heidepflanzen bestanden sind, um so mehr, als, wie eingangs erwähnt, schon geringe Senkungen innerhalb der echten Heide zur Bildung von Torf führen. So ergibt sich, daß vor allen Dingen die Beschaffenheit der Pflanzendecke uns die Vorstellung von der Heide aufnötigt, und es gibt in der Tat eine kleine Anzahl von Pflanzen, die die Heide charakterisieren. Hierbei ist freilich nicht außer acht zu lassen, daß der Prozentsatz, den diese Charakterpflanzen von der Gesamtheideflora bilden, wechselt, wodurch die Heide dann mehr oder weniger mannigfaltig oder auch ganz eintönig aussehen kann. Auch hier liegt die Schwierigkeit der Grenzbestimmung wieder auf der Hand, und es gibt Fälle, in denen es vom Geschmack abhängt, ob man noch von Heide sprechen will oder nicht.

Solcher Charakterpflanzen zähle ich die folgenden auf. Vor allem sind es selbstverständlich die beiden Heidekrautarten Calluna vulgaris (schlechtweg Heidekraut) und Erica tetralix (Glockenheide), die in weitestgehendem Maße den Charakter unserer Bodenformation bestimmen. Über die Massenhaftigkeit ihres Vorkommens ist weiter nichts zu bemerken; selbst Maler und Dichter haben ja schon in genügender Weise von ihnen Notiz genommen, wenigstens von dem ersteren. Was die letztere anlangt, so können wir sie als „Massenvegetation" nur für die atlantischen Gegenden in Anspruch nehmen, denn schon in der Provinz Brandenburg nimmt sie nach Ascherson von Westen nach Osten schnell ab, kommt freilich noch in der Lausitz vor und geht an der Ostsee bis zur Danziger Bucht. Nicht jedem Heidewanderer wird es geläufig sein, daß der am meisten in die Augen fallende Blütenteil des Heidekrautes der vierteilige, bald mehr blaurot, bald mehr rot gefärbte Kelch ist, während die zarte, heller gefärbte, verwachsenblättrige Blumenkrone dem aufmerksamen Beschauer sich im Innern des Kelches zeigt. Bei Erica tetralix dagegen ist die Blumenkrone auffällig, während man den kleinen bewimperten Kelch erst suchen muß. Beide Pflanzen haben zierliche, mit je zwei langen Spitzen besetzte Staubbeutel, ein Merkmal, das bei sehr vielen Heidekrautgewächsen sich zeigt und daher bei dem Altmeister Linné dieser Pflanzenordnung den Namen der Zweihörnigen oder Bicornes eingetragen hat.

Keine Heidepflanze beherrscht so ausschließlich den Boden wie die Calluna. Auch die Erica bildet kaum je eine so dichte Pflanzendecke, wie es jene vermag. Es gibt Moorheiden, die von fast meterhohen Heidesträuchern ganz allein — abgesehen von einigen darunter wachsenden Moosen und Flechten — bestanden sind. Zwischen dem Heidekraut sind dann von Zeit zu Zeit Lücken, die den nackten schwarzen Torf sehen lassen, im Umkreise bestanden mit wenigen charakteristischen Heidemoosen, z. B. den Arten der Gattungen Campylopus und Dicranum. Alle übrigen Heidepflanzen treten mehr oder weniger sprungweise

auf, selten in größeren Massen. Von niedrigen Sträuchern kommen hier vor allen Dingen die Rauschbeere (Empetrum nigrum) und die Bärentraube (Arctostaphylus uva ursi) in Betracht, erstere im lockeren Sande wurzelnd, letztere, wie schon bemerkt, zwischen Steinen sich festhaltend. Beide sind aber auch gleichzeitig Gebirgsbewohner, was man von den beiden zuerst genannten Pflanzen nicht behaupten kann. Die Rauschbeere bildet bekanntlich einen wesentlichen Bestandteil der Brockensträuße, und die Bärentraube überzieht in mittleren Höhenlagen der Alpen vielerorts die Felsen. Ähnliches gilt auch für den Wohlverlei, der in Mittel- und Süddeutschland oft eine Zierde der Gebirgswiesen bildet und dort den Namen Arnica montana mit Recht verdient, ferner für den gefleckten Ferkelsalat (Hypochoeris maculata), der im mitteldeutschen Berglande sich üppiger entfaltet als bei uns und übrigens auch die Alpen bewohnt. In dieselbe Gesellschaft gehört das zweihäusige Ruhrkraut (Gnaphalium dioicum), auf unsern Heiden häufig, andererseits eine Zierde der Alpenbouquets und von Unkundigen gelegentlich mit Edelweiß verwechselt.

Auch die der Schwarzwurzel verwandte Scorzonera humilis ist als Heidepflanze zu bezeichnen, aber sie tritt bei uns nirgends in Menge auf. Dagegen finden sich unter den Binsen und Gräsern noch zwei Pflanzen, die vielfach den Charakter unseres Gebietes bestimmen: die nur im nordwestlichen Deutschland in der Ebene häufige Rasenbinse (Scirpus caespitosus), sonst eine Gebirgsbewohnerin, und die mit ihren violettschwärzlichen Rispen manche Gegenden fast ebenso dicht wie Heidekraut bedeckende Molinia coerulea, ein Gras, dessen Halme bei uns unter dem Namen Pipenräumers bekannt sind. Mehr vereinzelt, aber doch recht verbreitet findet sich ein Charakterscheingras der Heide, die Carex ericetorum.

Man sieht, die Ausbeute an eigentlichen Heidepflanzen ist bei uns gering, und es treten gegen das Heidekraut, die Calluna, alle übrigen als Mitbewohner mehr oder weniger zurück. Das schließt freilich nicht aus, daß die Calluna hin und wieder durch jene Mitbewohner vertreten wird. So tritt sie auf Sylt und der gegenüberliegenden Küste stellenweise gegen die Rauschbeere zurück, aus deren Früchten dort eine Art roter Grütze bereitet wird, und im nördlichen Schleswig bildet die Bärentraube mehrfach Massenvegetation.

Schließlich sind alle genannten Heidepflanzen, wie schon bemerkt, nicht allein Bewohner der Heide. Gerade Calluna und Erica bedecken auch unsere Hochmoore in weiter Ausdehnung, so daß es z. B. eine tüchtige Anstrengung ist, durch die meterhohen Heidekrautbestände des Himmelmoores bei Quickborn seinen Weg sich zu bahnen. Überhaupt ist es, wie schon eingangs bemerkt, nicht möglich, eine scharfe Grenze zwischen Heide und Moor einerseits, zwischen Heide und Flugsand andererseits zu ziehen. Eine Reihe von Moorpflanzen geht daher auf die Heide über und schmückt sie wohl auch mit etwas mannigfaltigeren Farben als sonst, so der schön gelb blühende, aber unangenehm stechende englische Ginster (Genista anglica); der im Spätsommer mit seinen dunkellila gefärbten Köpfen die trockneren Moore zierende Teufelsabbiß (Succisa pratensis), für dessen plötzlich (wie abgebissen) verkürzten Wurzelstock natürlich der Gottseibeiuns verantwortlich gemacht wird; die bekanntlich in der Lüneburger Heide große Bestände bildende Kronsbeere (Vaccinium Vitis Idaea), die zierliche Rosmarinheide (Andromeda polifolia); der blaue Enzian (Gentiana pneumonanthe), der leider immer mehr in der Nähe der Stadt ausgerottet wird; der Waldmoorkönig (Pedicularis silvatica), dessen lateinischer Gattungsname sich leider auf die Laus (Pediculus) bezieht, und die Kriechweide (Salix repens), die mit der Brabanter Myrte oder dem Gagel (Myrica

gale) zusammen im Frühjahr eine angenehme Farbenwirkung hervorbringt, erstere durch die gelben Kätzchen der männlichen Pflanzen, letztere durch die braunen, dann schon zur Fruchtbildung übergehenden Blütenstände der weiblichen Individuen. Auch kleine, unscheinbare Gäste des anmoorigen Bodens tragen zur Gesamtwirkung bei, wie der Zwergflachs (Radiola linoides), die sparrige Simse (Juncus quarrosus), die, wenn in Menge vorhanden, durch die weißgeränderten Perigonblätter ihrer ziemlich großen Blüten auch dem weniger aufmerksamen Beobachter auffällt, die weiße Schnabelbinse (Rhynchospora alba), die in den trockneren Mooren weite Strecken mit weißlichem Schimmer überzieht, und das zierliche, eigens für die Makartsträuße von der Natur geschaffene Zittergras (Briza media).

Vom Flugsand und überhaupt von sandigem Boden dringen ebenfalls Gäste in die Heide ein, so das Heideveilchen mit weißem oder gelblichem Sporn (Viola canina), der im Mai ganze Abhänge gelb färbende Besenstrauch (Sarothamnus scoparius), der die Bienen durch „Vorspiegelung falscher Tatsachen," nämlich durch ein Honigmal anlockt, ihnen aber nur Blütenstaub liefert.

Ihm nahe verwandt und ebenfalls Massenvegetation bildend ist der haarige Ginster (Genista pilosa), benannt nach den Haaren, die an der Blütenfahne sitzen, ferner der großblütige Färbeginster (Genista tinctoria), der namentlich in Nordschleswig zur häufigen Heidepflanze wird. Zu nennen sind noch der kleine Vogelfuß (Ornithopus perpusillus), der in seinen Wurzelknöllchen Stickstoff sammelnde Bakterien beherbergt, das vorwiegend unserm Nordwesten angehörige Felsenlabkraut (Galium saxatile), das in unsern Dünengegenden (besonders auf den Inseln) sich am besten entfaltende doldige Habichtskraut (Hieracium umbellatum), die gewöhnliche Glockenblume (Campanula rotundifolia), deren kreisrunde Grundblätter meist übersehen werden und oft wirklich nicht da sind, die Bickbeere (Vaccinium Myrtillus), die sich am liebsten in den heidigen und sandigen Nadelwäldern aufhält, der Augentrost (Euphrasia officinalis), der gerade in unsern Heidegegenden eine Abart, die Varietät gracilis, bildet; die im ersten Frühjahr mit ihren gelben Staubkölbchen uns erfreuende Hainsimse, auch Hasenbrot genannt (Luzula campestris). Jedem Dünenwanderer fällt die auch wohl in die Heide geratende Sandsegge (Carex arenaria) durch die militärisch geraden Reihen auf, in denen die grünen Büschel wachsen. Die Ursache davon ist, daß der Wurzelstock geradlinig im Boden wächst und von Zeit zu Zeit Triebe an die Oberwelt sendel, die die Kraft des Lichtes ausnutzen und den verborgenen Kriecher ernähren. Ein äußerst zierliches und oft in Menge vorkommendes Makartgras ist die bogige Schmiele (Aira flexuosa), deren wiegende Bewegung mit zu dem Zartesten gehört, was man in der Pflanzenwelt sehen kann; aber auch ihre kleineren Verwandten, Aira caryophyllaea und canescens, tragen oft nicht unbedeutend zum Charakter der Heidegegend bei.

Auch Bäume, meistens freilich mehr strauchartig gewachsen, vervollständigen gelegentlich das Bild der Heide und mindern die Eintönigkeit, wenn sie weite Flächen der Calluna in großen Abständen unterbrechen. Eichenkrattbusch tritt öfters als Zeuge früherer Bewaldung auf, dagegen haben sich Birken und Kiefern oder Föhren als Sämlinge mit Hülfe des Windes über Moor und Heide verbreitet. Von den Birken ist namentlich die weichhaarige Betula pubescens, die sich von der Betula verrucosa durch mehr rundliche Blätter unterscheidet, so recht im Moor heimisch. Betula verrucosa, die uns auf Heidebildern so oft als Charakterbaum entgegentritt, ist zum größeren Teile (abgesehen von Birkenbeständen in Heidewäldern) angepflanzt; bekanntlich sind

die Birkenalleen besonders in der Lüneburger Heide gebräuchlich. Die Kiefern unserer Heiden und Moore sind Abkömmlinge von Kulturwäldern. Denn wenigstens in Schleswig-Holstein gibt es — vielleicht von der Südostecke abgesehen — keine urwüchsigen, sondern nur in ziemlich moderner Zeit aufgeforstete Kiefernbestände. Dagegen ist bald nach der Glacialzeit die Föhre ein Charakterbaum der cimbrischen Halbinsel gewesen, wie die zahlreichen Zapfenreste in den tieferen Lagen unserer Hochmoore beweisen.

Damit wollen wir die Aufzählung der Heidepflanzen abschließen. Der Kenner sieht sofort, daß sie unvollständig ist, und sie kann nur unvollständig sein, wenn man nicht allzusehr in die Breite gehen will. Ferner kann man über die Zugehörigkeit mancher Pflanzen zur Heideflora im Zweifel sein. Weggelassen habe ich vor allen Dingen die immerhin recht ansehnliche Zahl der Tiefmoorpflanzen, von denen wohl manche sich in die Heide verirren können, je nach deren Beschaffenheit. So sind z. B. geringe Senkungen im nordwestlichen Schleswig und in der Altenwalder Heide bei Cuxhaven so feucht, daß sie Wollgras, die braune Schnabelbinse (Rhynchospora fusca) und die seltene vielstengelige Binse (Scirpus multicaulis) enthalten. Von Moosen und Flechten, die auch stellenweise den Charakter der Gegend ganz auffallend bestimmen, habe ich nur ausnahmsweise geredet, um meine Leser nicht durch lateinische Namen zu ermüden, die durch keine Vorstellung getragen werden. Erwähnen will ich nur, daß ganze Strecken der Heiden und Moore durch die männlichen Pflanzen eines Widertonmooses (Polytrichum piliferum) rot, andere durch die Rentierflechte (Cladonia rangiferina) grau gefärbt werden. Letztere wurde früher von Hagenbeck und wird wohl auch noch an seine Rentiere verfüttert. Auf eine eingehendere Besprechung der Kryptogamen muß ich aber verzichten, da solche in eine fachwissenschaftliche Zeitschrift gehören würde.

Wenn nun auch zahlreiche gelegentliche Gäste der Heide aufgezählt werden können, so hindert das nicht, daß im allgemeinen der Charakter unserer nordwestdeutschen Heide die höchste Einförmigkeit ist im Gegensatze zu der buntblumigen süddeutschen „Heide," die man bei uns nicht so benennen würde. In dieser grandiosen Eintönigkeit liegt offenbar der eigentümliche Zauber der Heide, die darin mit ähnlich gewaltiger Anziehungskraft wirkt wie das einförmige, noch unfruchtbarere Wattenmeer der Halligen und die weiten steinigen oder sandigen Flächen der libyschen Wüste.



Tierreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

16. Kuh und Schaf:

a. De Bukoh un dat lütte Bälamm,
De gungen beid' to Holt,
Un dat wär noch so kolt.
Se stötten de lütten Beneken
An all de lütten Steneken.
Da sä de Bukoh: Bu!
Da sä dat Bälamm: Bä!
(Suck in Oldesloe.)

b. Bukauh un Bäschäpen
Wolln mal tosam ęten;
Bukauh harr so 'n groten Mund,
Bäschäpen beet de Hund.
Dann sä dat Schäpen: Bä!
Siebeneichen i. Lauenb. (Elise Bruhn.)

c. De Kauh de brummt,
Dat Schap dat blarrt,
De Oss' de süppt dat Water.
De Hahn de kreiht,
De Katt de maut,
Ünner'n Aben murrt de Kater.
(Krützfeld.)

17. Laufkäfer:
Blotspütter, spütt Blot,
Oder ik sla di dot!

18. Libelle:

a. Goldsmid, smä di,
Morg'n is Buß- un Będi (Buß- und Bettag).
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

b. Schomaker, sett di!
Schack ok Speck un Brot hebben?
Dithmarschen. (Müllenhoff S. 509.)

19. Maikäfer:
Maisewwer, fleg up,
Do all din veer Fittchen up!
Wullt se nich updaun,
Wi 'k di 'n Kopp afhaun.
(Diermissen, S. 40.)

20. Marienkäfer (Siebenpunkt):
a. Maikoh, fleeg weg!
Bring mi morgen schön Weder mit.
b. Maikatt
Flügg weg,
Stüff weg.
Bring mi morgen god Weder mit.
(Elbmarsch. Müllenhoff S. 508.)
c. Sünnkatt, Mankatt,
Wi lang schall ik leben?
Een, twee, dree — — Johr!
(Bis zum Wegfliegen.)
Brunsbüttel. (Eschenburg in Holm.)
d. Marsperd (Markperd), fleeg in 'n Himmel,
Bring mi 'n Sack voll Kringel.
Mi een, di een,
All de lütten Engeln een.
(Plön. Müllenhoff S. 509.)
e. Margerperd, fleeg up,
Fleeg na 'n hogen Himmel 'rup!
Hal 'n Teller voll Kringeln.
Mi een, di een,
All de lütten Engeln een!
(Suck in Oldesloe.)
f. Trien Geesch, fleeg up,
Fleeg na 'n Himmel up,
Bring mi 'n Fatt voll Eier.
Mi een, di een,
Alle lewen Kinner een.
Brunsbüttel. (Eschenburg in Holm.)
g. Mardelperd (Markaperd), fleeg hen na 'n Himmel!
Bring mi 'n Sack voll Stuten un Kringel.

21. Maus:
a Lütje Peter Pipermus,
Kumm vernabend na min Hus,
Jk will di dat Bett opmak'n,
Denn schaßt du d'r gans schön in slap'n.
Dithmarschen. (Am Urquell III S. 141.)
b. Wenn du nich magst, wat ik biet,
Mußt du eten, wat ik sch—.
Fürst. Lübeck.

22. Die Meisen:
Wih, wih, weuer!
Fleeg öwer de Meuer,
Fleeg öwer de Gassen,
De Buk de sall di bassen,
Dat Blaud dat sall di runnen
Jn een Viertelstunn.
Wihe, wihe, Widerhex,
Jk stek di mit dat blanke Metz.
(Suck in Oldesloe.)

23. Nachtigall:
Tüd — tüd — tüd — tüd,
Min lütt söt, söt, söt, söt Deern!
(Suck in Oldesloe.)

24. Pferd:
a. Bergab schone mich,
Bergauf schone mich nicht,
Vergiß aber auch meiner im Stalle nicht.
Fürst. Lübeck.
b. Heu heff ik nig,
Gras waßt der nig,
Water heff ik wat:
Peer, drinkt ju satt!
(Schütze II S. 114.)
c. De Peer möt hebben
Water satt
Un Foder watt. (Schütze II S. 114.)
d. Och, min Schimmel, min Schimmel is dot!
Warum gefft du em Kees un Brot?
Harr he beter Hawern kregen,
Weer min Schimmel leb'n bleb'n.
Och, min Schimmel, min Schimmel is dot!
(Diermissen, S. 31.)

25. Pudel:
Bur, binn den Pudel an,
Dat he mi nich bieten kann,
Bitt he mi, verklag ik di,
Dusen' Daler kost dat di.

26. Rabensprache:
a. Liegt 'n Knaken! liegt 'n Knaken! (hohe Stimme)
Wonemb? wonemb? (tief)
Achtern Barg! achtern Barg! (sehr tief)
Mit Fleesch? mit Fleesch? (mittel)
Puk 'n aff! puk 'n aff! (sehr hoch).
Fürst. Lübeck.
b. Jk weet en Aas! ik weet en Aas!
Waneben? waneben?
Achter'n Barg! achter'n Barg!
Js he fett? is he fett?
Hut un Knaken! Hut un Knaken!
(Suck in Oldesloe.)
c. Hier is Aas! hier is Aas!
Wonäm? wonäm?
Achtern Barg, achtern Barg!
Nix op, nix op!
Puhl af, puhl af!
(Diermissen S. 34.)
d. Jk weet en Braden, en Braden!
Wo is he? wo is he?
Achtern Hagen, achtern Hagen!
Puhl af, puhl af, puhl af!
(Diermissen, S. 34.)
e. Heff'n Brad'n! heff'n Brad'n!
Woneem? woneem?
Achtern Barg! achtern Barg!
Pul'n af! pul'n af!
Knakenwark! Knakenwark!
(Schumann, S. 205.)
f. Dag, Nawersch! Dag, Nawersch!
Wat heft? Wat heft?
Weet Aas! weet Aas!
Wonäm? wonäm?
Jn de Bäk! in de Bäk!
(Schumann, Nachlese S. 174.)

Mitteilungen.

1. Plantago media L. Den Freunden unserer heimatlichen Flora mag es interessant sein, zu erfahren, daß diese meines Wissens bei Kiel bisher nicht aufgefundene, für Schleswig-Holstein überhaupt seltene Pflanze von mir in zahlreichen blühenden Exemplaren am 21. Juni d. J. auf der oberen Platte des verwahrlosten Berggartens des Etablissements „Wiker Tivoli," nahe der Holtenauer Pontonbrücke beobachtet worden ist. Es handelt sich in diesem Falle um einen engbegrenzten, in Privatbesitz befindlichen Fundort, an dem die Besucher des Etablissements achtlos vorübergehen. Gleich vielen anderen mir am Kaiser Wilhelm-Kanal bekannten Fundorten seltener Pflanzen dürften auch für diesen Fundort die Tage seines ferneren Bestehens gezählt sein. (Man vergleiche die Notiz in Knuths Flora von Schleswig-Holstein S. 554 unter Nr. 750.)

Kiel, den 23. Juni 1908. Heinrich Hein.

2. Gasthof „Stadt Hamburg" in Bergedorf. Ein hervorragendes Beispiel praktischer Denkmalspflege hat der hamburgische Staat gegeben: Senat und Bürgerschaft haben den Gasthof „Stadt Hamburg" in Bergedorf, dessen architektonischer und geschichtlicher Bedeutung im Juliheft der „Heimat" eingehend gedacht worden ist, für 90 000 *M* angekauft. Damit ist die Gefahr des Abbruchs endgültig beseitigt. Sehr erfreulich ist es, daß auch der alte schöne Hausrat im Hause verbleibt. An der Diele und an der Hinterseite des Gasthauses werden einige kleine Verbesserungen vorgenommen werden. Daß diese Arbeiten ganz im Stile des alten Gasthauses „Stadt Hamburg" erfolgen werden, dafür bürgt der Umstand, daß mit der Aufsicht der hamburgischen Baudenkmäler Prof. Dr. Justus Brinckmann, der Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, betraut ist. Da der Wirtschaftsbetrieb aufrecht erhalten werden soll, wird jeder Besucher Bergedorfs in der Lage sein, in dem alten Gasthause Einkehr zu halten. Otto Saft.

3. Anfrage. Ein Leser der „Heimat" wünscht Auskunft über das frühere adelige Gut Vilby im Kreise Apenrade. Die Schriftleitung.

Bücherschau.

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Konrad Günther, Freiburg. Vollständig in 20 Lieferungen à 1 *M*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (1908). — Die erste Lieferung liegt mir vor. Verfasser ist durch seine Beiträge zur Descendenz unserer Lebewesen dem Kenner unserer Literatur kein Neuling mehr. Er beabsichtigt im vorliegenden „ein Werk zu schaffen, das, gestützt auf vollendet schönes und zuverlässiges Bildermaterial und frei von jeder Einseitigkeit, ein umfassendes **objektives** Bild unserer heutigen Kenntnis von der Abstammung und Entwicklung des Menschen gibt." Ich habe „objektives" unterstrichen; denn ich verkenne nicht die Schwierigkeit, die sich dem Verfasser in dieser Hinsicht bietet. Er will dem Leser Gelegenheit bieten, sich aus eigenem Studium ein wirklich gründliches Urteil über die Tatsachen, die für die Abstammungsgeschichte sprechen, zu bilden. Glück zu! [1]) Die Bilder stellen den Schwerpunkt dar, das erkennt man schon an der ganzen Anlage des Werkes, nicht minder an den schönen Tafeln, die der ersten Lieferung beigegeben sind: Die Zelle und ihre Vermehrung. — Embryone von Wirbeltieren (zum Vergleich nebeneinander gestellt). — Amphibien der Vorzeit als Vorfahren der Reptilien und Säugetiere. — Scyphozoen und Anthozoen (Scheibenquallen und Blumentiere). Letztere ist farbig. Barfod.

[1]) Folgender Satz aus der Einleitung möge die Auffassungsweise des Verfassers kennzeichnen: „Die Paläontologie zeigt uns nur Formen, und wenn wir diese zu einer Ahnenreihe verbinden, so ist das eben die Arbeit unserer Gedanken, denn die Zusammengehörigkeit der betreffenden Formen ist eine Theorie, keine Tatsache." Hierzu die Fußnote: „Ich würde das nicht so sehr betonen, wenn man nicht immer und immer wieder und sogar in wissenschaftlichen, viel mehr aber noch in populären Büchern Sätze lesen würde wie: „Es ist eine Tatsache, daß der Mensch von tierischen Vorfahren abstammt," oder „es ist eine Tatsache, daß die Vorfahren des Menschen viele Milchdrüsen besessen haben," oder anderes mehr. Das sind einfach Unwahrheiten, die keinem Schriftsteller, der ernst genommen zu werden wünscht, passieren sollten." — Ich denke, einem Führer ins Reich der Descendenztheorie von solcher Denkungsweise kann sich jeder von uns ruhig anschließen. B.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 9. September 1908.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3000. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

205. Bahnsen, Fr., Amtsgerichtskassen-Sekretär, Kiel. 206 Baus, P., Stadtkassenassistent, Hadersleben. 207. Elholm, C., Präparand, Tondern. 208. Gemeinnützige Gesellschaft, Pinneberg. 209. Hell, Adolf, Pianoforte-Fabrik, Elmshorn. 210. v. Hofe, G, Mannheim-Waldhof. 211. Jessen, Pastor, Christl. Hospiz, Flensburg. 212. Ohrt, Christian, Reg.-Rat, Posen, Bernhardinerpl. 1². 213. Wiepert, Peter, Bisdorf a. Fehm.

Kiel-Hassee, Ende August 1908.
Hamburger Chaussee 86.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Mitteilung.

Ausgeschlagenes Ehrengeschenk an Friedrich IV. von Dänemark. Dieser König war einer derjenigen Herrscher auf dem dänischen Königsthron, bei dem es der hamburgischen Diplomatie nicht gelang — auch nicht zeitweilig —, das Verhältnis Hamburgs zu Dänemark zu einem leidlichen zu gestalten. Am 10. Dezember 1726 und am 2. Februar 1727 wurden sogar seitens des Königs die bekannten Verfügungen erlassen, die den dänischen Untertanen jeglichen Handelsverkehr mit Hamburg verboten. Als der König im Juni 1724 sich zeitweilig in Glückstadt aufhielt, versuchte der hamburgische Rat Friedrich IV. versöhnlicher zu stimmen und sandte ihm die folgenden Geschenke, die jedoch vom König zurückgewiesen wurden. An den König: 6 Ohm Rheinwein, 2 Ohm Moselwein, 1 Both Xeres-Sekt, 100 Bouteillen Frontignac, 50 Bouteillen Burgunder, 50 Bouteillen Pontac, 4 Tonnen Hamburger Bier, 6 Kälber, 4 Hammel, 2 Lämmer, 1 Kiste Apfelsinen, 1 Kiste Citronen, 1 Faß Oliven, 1 Faß Cappern, 4 Fässer Sardellen, 1 ger. Lachs. An die Königin: 3 Ohm Rheinwein, 1 Ohm Moselwein, 1 Both Xeres, 4 Tonnen Hamburger Bier, 50 Bouteillen St. Laurenz-Wein, 50 Bouteillen Eremitage, 50 Bout. Burgunder, 24 Bout. Pontac, 1 Kiste Citronen und Apfelsinen, 1 Candislade

Zur „Heimat" haben wir — gleich unserem Verein für Landeskunde — Hamburg, Lübeck und Lauenburg mitgerechnet und sind von Hamburgern und Lübeckern gütig mit bedacht worden. Mit herangezogen ist weiterhin alles, was sich auf See und Marine bezieht. Zwei Gebiete habe ich anderweitig ausführlich behandelt: den Anteil der Frauen an der Heimatbibliothek (Frauenzeitung der „Kieler Ztg." 1. Juli 1908) und die Theologenarbeit, sowie die gemeinnützigen Schriften (im Schl.-Holst. Kirchenblatt, Juli 1908); sie werden also an dieser Stelle nur zu streifen sein. Die Geschenke der Verfasser sind nachstehend mit * bezeichnet

Als See- und Marineliteratur buche ich die Gedichte Gabriele von Rochow* (Schiffslieder), Träger (Im Banne der Nordsee), — die Erzählungen: E. v. Baudissin* Ahoi! 3 See-Erzählungen), v. Dincklage* (Anker geschlippt. Laternen brennen! Seekrank. Falsch gepeilt), J. Boy-Ed* (Heimkehrfieber. Aus dem Marineoffiziersleben), Heims (Auf blauem Wasser), R. v. Werner* (Salzwasser), — die geschichtlichen Skizzen oder Bilder aus dem Leben: Batsch* (Admiral Prinz Adalbert. Deutsch' Seegras. Nautische Rückblicke. Frankreich; die Flotte), v. d. Boeck (Deutschland zur See; Fürstenreisen), v. Holleben* (Auf das Meer hinaus. Seehelden und Seeschlachten. Deutsches Flottenbuch), Herrings (Die deutsche Marine in Kampf und Sieg; Das Takubuch), Neudeck* (Um die Erde in Kriegs- und Friedenszeiten), Paschen* (Aus der Werdezeit zweier Marinen), Rogge* (Deutsche Seesoldaten bei der Belagerung der Gesandtschaften in Peking), Tanera (Der Freiwillige des „Iltis"), Tesdorpf* (Bewegte Lebenserinnerungen), Valois* (Aus den Erlebnissen eines alten Seeoffiziers), Werner (Das Buch von der deutschen Flotte), Wilda* (Meteor. Kriegsflagge), — technisch: Dinse (Meereskunde), Ferber* (Organisation und Dienstbetrieb der Kaiserlich Deutschen Marine), Herner* (Das Veranschlagen von Schiffen. Die Theorie des Schiffes), Neudeck* (Das Kleine Buch der Technik. Leitfaden für den Unterricht im Schiffbau. Die Dampfturbine), Neudeck-Schröder (Das Kleine Buch von der Marine), — v. Neumayer* (Auf zum Südpol! Die internationale Polarforschung 1882—83; die deutschen Expeditionen. Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. — Beigegeben ist von dem gelehrten Verfasser: Eine erdmagnetische Vermessung der Rheinpfalz), Radunz* (100 Jahre Dampfschiffahrt), Rodenberg* (Seemacht in der Geschichte), Valois* (Deutschland als Seemacht), Kirchhoff (Seemacht in der Ostsee, zwei Bände), — über kirchliche Arbeit: Jungclaussen* (Blätter für Seemannsmission, zwei Jahrgänge), Strecker (Kirchliche Versorgung deutscher Seeleute), — sprachlich: Goedel (Etymologisches Wörterbuch der deutschen Seemannssprache). — Anhangsweise führe ich hier an Bonnes* Schriften über die Reinhaltung deutscher Gewässer und verschiedene Arbeiten über Kanalwesen: Elbe-Trave-Kanal, Nord-Ostsee-Kanal (Bau und Eröffnungsfeier), Petersen* (Der A und der B Kanal). Der alte schleswig-holsteinische Kanal; Festschrift.

Von den Widmungen zitiere ich:

Wilda: „Seh' ich dich wieder, Land meiner Kindheit!
Glocken klingen aufs neue ins Ohr,
Schüchtern wagt sich von stammelnder Zunge
Wieder die Sprache der Väter hervor.

Nimmer, nimmer warst du verklungen,
Inniger Ton, der das Leben versüßt.
Sei, Schleswig-Holstein, vom Meere umschlungen,
Land meiner Heimat, sei mir gegrüßt."

R. von Werner: „Zur Erinnerung an den Verfasser und alten Kameraden,"
Rogge: „Von deutscher Treu' und Tapferkeit ein Sang,"

von Neumayer — zur erdmagnetischen Vermessung: „Dieser Band, der zwei meiner Arbeiten enthält — Eine erdmagnetische Vermessung der Rheinpfalz 1855—56 und Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels auf absolutem Wege 1863 — entstammen meiner früheren Tätigkeit auf dem Gebiete der Geophysik, wurden aber erst in den letzten 10 oder 20 Jahren zum Abschluß gebracht durch Ableitung und Schlußergebnisse, — überreiche ich der Bibliothek S. M. S. „Schleswig-Holstein" mit dem Wunsche, daß sich in dem Kreise der Offiziere des Schiffes der Sinn für exakte Forschung erhalten möge."

bei der „Anleitung": „Der Stolz der Schleswig-Holsteiner liegt nach schweren Schicksalsschlägen in dem Erringen des hohen Zieles des deutschen Grußes. Nach der Schlacht bei Idstedt 1850, wo alle Hoffnung geschwunden schien, schrieb Theodor Storm:

... Und wenn wir hilfelos verderben
Und keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament;

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."

So die Gesinnung eines Schleswig-Holsteiners für den ganzen Stamm der Edlen!"

Den „deutschen Expeditionen" aber hat der greise Autor ein Wort aus dem „Schicksal" von Hölderlin mitgegeben.

Eine ganze Bibliothek für sich bildet die Monatsschrift „Heimat," welche uns (fast vollständig) von dem Vorsitzenden des Vereins für Natur- und Landeskunde geschenkt ist. Das gesamte Leben des Landes wollen Krumm-Haas, „Schleswig-Holstein meerumschlungen" (Gabe von Frl. J. Müller) umfassen, sowie die verschiedenen Lesebücher (Gloy*, Puls*, Lund-Suhr* und für gewerbliche Zwecke Ahrens*). Die Kalender verknüpfen Unterhaltung und Belehrung: Weinreich (Kalender des Sonntagsboten). Doppel-Eek. Kreiskalender von Flensburg, Lauenburg, Plön, Schleswig. — Für einzelne Lebensgebiete: Asmussen* (Auf Frisch ans Werk!), Kalender des Roten Kreuzes. Tierschutzkalender. Der „Sonntagsbote" (2 Jahrgänge) möchte nicht nur erbauen, sondern auch den Heimatssinn pflegen.

Reich ist entsprechend dem seiner Eigenart sich bewußten und in Rechtskämpfen geschulten historischen Sinn unserer Bevölkerung die Geschichte und Heimatkunde in der Bücherei vertreten. Allgemein über die Landesgeschichte unterrichten uns Forchhammer, Handelmann, Kobbe, Schlee, Volquardsen* (Aus der schleswig-holsteinischen Geschichte), Waitz (Schleswig-Holsteinische Landesgeschichte), — Kirchengeschichte: H. von Schubert*, — Landeskunde: Dücker* (Bilder aus der schleswig-holsteinischen Geschichte), Greve-Falck (Geschichte und Geographie der Herzogtümer Schleswig und Holstein), von Osten (Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern).

Über die Zeit und die Fragen von 1848 handeln Schleswig-Holstein; Festschrift zur Erhebungsfeier 1898, Bang* (Erinnerungen einer alten Schleswig-Holsteinerin), Bracklow (Politischer Katechismus), Busch (Schleswig-Holsteinische Briefe), Droysen-Samwer (Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark), Fack (Die schleswig-holsteinische Armee 1848—51), Hebbel* (Kriegserinnerungen eines Achtundvierzigers), H. H. Harder* (Festrede für die bei Friedrichstadt 1850 gefallenen Krieger), Erinnerungsfeier der Beschießung Friedrichstadts, K. Jansen (Der Tag und die Männer von Eckernförde. Uwe Jens Lornsen). Jansen-Samwer (Schleswig-Holsteins Befreiung), W. Jessen* (Der Ehrentag von Eckernförde), Marcus (Meine Erlebnisse in dänischer Ge-

fangenschaft), Mau (Rede zur 60jährigen Erinnerungsfeier der schleswig-holsteinischen Erhebung), Moltke (Geschichte des Krieges gegen Dänemark), Warnstedt (Schleswig-Holsteins Recht, Deutschlands Pflicht), von Wissel (Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren 1848—51), v. Tiedemann (Aus 7 Jahrzehnten), Tanera (Schleswig-Holstein meerumschlungen 1848—1864), — über die Zeit von 1864 speziell Waldersee (Der Krieg gegen Dänemark 1864), Wille (Vor 30 Jahren), — über 1871 Moltke (Der Krieg von 1870—71). Und nun greifen wir zurück ins klassische Altertum: F. Höck (Herodot und sein Geschichtswerk. Demosthenes; ein Lebensbild), Mommsen (Reden und Aufsätze), — in unsere Urzeit: Splieth (Über vorgeschichtliche Altertümer Schleswig-Holsteins), — ins Mittelalter: Berblinger (Gerhard der Große), — in die Reformationszeit: C. Rolfs (Die beiden Boie), M. Voß (Herm. Tast) — und nennen weiter: Jansen (Heilsame Erinnerungen aus der Franzosenzeit), Jürgensen (Der Kartograf J. Mejer), Rolfs (Kanzler Junge und Chronist Russe), v. Hedemann* (Haus Holstein-Sonderburg), Ipsen (Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein), Iversen (Porträts), Gloy* (Geschichte der Leibeigenschaft in Holstein), Rachel (Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg), Rodenberg* (Rede auf den Fürsten Bismarck. 200jähriges Jubiläum des Königreichs Preußen), Schulze* (Schiller und der Herzog von Augustenburg), Zander (Geschichte des Kriegs an der Nieder-Elbe 1813), Evers (Unser Kaiserpaar), Liliencron (Entscheidungskampf am Waterberg).

Nachzutragen sind noch Lebenserinnerungen von Klaus Harms, Behrmann*, Eckermann, v. Liliencron*, Schnittger, H. Petersen*, sowie die Briefe Moltkes und v. Tiedemann* (Mit Lord Kitchener gegen den Mahdi).

Kunstgeschichtlich besitzen wir Brandt* (Hans Gudewerth) und Schnittger* (Der Dom zu Schleswig), sowie Lange* (Sammlung schleswig-holsteinischer Münzen und Medaillen).

Kräftig vertreten ist die Heimatkunde: im allgemeinen Schmarje* (Die Provinz Schleswig-Holstein), Puls* (Heimatkunde der Provinz Schleswig-Holstein). — Wertvoll sind die Veröffentlichungen heimatkundlicher Vereine: Jahrbuch des Alstervereins. Nordfriesischer Verein für Heimatkunde und Heimatliebe. Der Verkehrsverein zu Kiel vermittelte Führer von Altheikendorf, vom Danewerk, von Bramstedt, Glückstadt, Gravenstein, Heiligenhafen, Helgoland, Kappeln, Kellinghusen, Kiel, Mölln, Möltenort, Neustadt, Niendorf, Plön, Ratzeburg, Rendsburg, Schleswig, Schwarzenbeck, Sonderburg, Sylt; in einigen dieser Werke steckt wirkliche, dankenswerte Arbeit. — — Aus Schleswig haben wir Clement (Schleswig, die ureigentliche Heimat der nichtdänischen Angeln und Friesen), Strackerjan (Schleswig, nicht Südjütland) und im einzelnen Claussen* (Geschichte von Hadersleben), A. Hansen (Angler Skizzen), Nerong* (Die Insel Föhr. Die Kirchhöfe Föhrs. Das Dorf Wrixum. Das Kirchspiel Grundhof. Willkürsbriefe. Chronik der Familie Flor), Kock* (Schwansen), v. Hedemann-Heespen* (Hemmelmark. Eine Gutswirtschaft des vorigen Jahrhunderts), M. Voß (Innungen und Zünfte in Husum. Die Husumer Aue und der Mühlenteich. Chronik des Gasthauses St. Jürgen zu Husum. Chronik der Gemeinde Ostenfeld), Henningsen* (Stiftungsbuch der Stadt Husum), Christiansen* (Die Geschichte Husums), H. Momsen* (Bilder aus Eiderstedt), H. Andresen* (Geschichte des Tondernschen Fastnachtsgelages), — aus Holstein Rodenberg* (Aus dem Kieler Leben im 14. und 15. Jahrhundert), Mehlert-Nissen (Ut der stat tom Kyle), Mau (Die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde in Kiel), Kieler Hygienische Festschrift, Peters (Volks- und Jugendspielbewegung in Kiel), Romacker (Ratgeber für Kiel), Erichsen (Topographie des Landkreises Kiel), Verein für

Kieler Stadtgeschichte* (mehrere Veröffentlichungen), v. Hedemann-Heespen* (Die älteste Geschichte der Kirche zu Westensee. Die Zustände in der Herrschaft Pinneberg bis um 1700), Hollensteiner* (Chronikbilder aus Oldenburg i. H.), J. Kähler* (Das Stör-Bramautal), Detleffsen* (Die Geschichte der holsteinischen Elbmarschen), Dreves (Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona), Gloy (Geschichte und Topographie von Hademarschen), Prall (Kirchspielschronik von Heide), Kinder (Der Lundener Kirchhof), — Petersen (Einige alte Spiele).

Den „Führern" verwandt sind Carstens (Wanderungen durch Dithmarschen), Strohmeyer* (Schleswig-holsteinisches Wander- und Reisebuch).

Vortrefflich sind die Bildwerke Dreesens* und Jensen (Vom Dünenstrand der Nordsee).

Mehrere geographische Bücher gehören zur Bibliothek: Harms* (Vaterländische Erdkunde), Schlichting (Europa), Haas* (Nordseeküste. Neapel und Sizilien), — ferner Skizzen aus andern Ländern und Reisebilder: Kirchhoff (Allerlei aus Kalifornien), Asmussen (Ein Besuch bei Uncle Sam), v. Tiedemann* (Aus Busch und Steppe. Tana, Baringo, Nil). Hansen* (Ostsee- und Nordseefahrten).

Naturwissenschaftlich beginnen wir mit der Geologie: Haas* (Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde), Haas (Die geologische Beschaffenheit Schleswig-Holsteins. Warum fließt die Eider in die Nordsee?) und gehen nun über in die Naturgeschichte: Peters (Lehrbuch der Mineralogie und Geologie), Forstbotanisches Merkbuch; Provinz Schleswig-Holstein, Junge (Die Urwesen. Die Pflanzenwelt. Der Dorfteich. — Methodik des naturkundlichen Unterrichts), F. Höck* (Grundzüge der Pflanzengeographie. Die nutzbaren Tiere und Pflanzen. Die Verbreitung der Meerstrandspflanzen Norddeutschlands. Sind Tiere und Pflanzen beseelt? Die Brotpflanzen), Zeise* (Die Entwicklungsgeschichte unserer Erde. Aëronautik. Das Endlose der materiellen Welt).

Ärztlich: F. v. Esmarch (Katechismus zur ersten Hilfeleistung in Unglücksfällen. Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen).

Antialkoholisch u. a.: Asmussen (Eine weitverbreitete Krankheit), Bonne* (Der Giftbaum des deutschen Volkes. Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Christentum. Unsere Trinksitten in ihrer Bedeutung für das reisende Publikum. Die Bedeutung der Alkoholfrage für den deutschen Kaufmannsstand. Trinkzwang beim Broterwerb. Trinksitten in ihrer Bedeutung für die Unsittlichkeit. Die Alkoholfrage in ihrer Bedeutung für die ärztliche Praxis), Goesch* (Der Guttemplerorden), P. C. Hansen* (Arbeiterversicherung und Alkohol), Hähnel* (Der Sieg muß uns doch bleiben), Kieler Ortsverein gegen Mißbrauch geistiger Getränke: Aus unserer Mäßigkeitsarbeit, v. Müller (Alkohol und Wehrkraft), Verschiedenes von Stubbe.

Volkswirtschaft und Rechtsleben: P. C. Hansen* (25 Jahre reichsgesetzlicher Arbeiterfürsorge), Tönnies* (Strafrechtsreform), J. Ravit* (Wie kommt man mit wenigem aus?).

Religion und Sitte: Schriften von Becker*, Th. Kaftan*, J. Piening* und J. Jansen*, Predigten von Kl. Harms, Weinreich* und Reuter*. — Ferner Wolf (über englische Kanzelredner) und Johannes* (— Iversen), Grundgesetz des Himmelreiches, die Breklumer Schriften über äußere und Gleiß über innere Mission, Classen und Feddersen Christusbücher.

Von den Widmungsworten der Bücher dieser Gruppe gebe ich wieder: J. F. Ahrens ein Gedicht: „Flottengruß.

Wir Rosse der Flut,
Mit verhaltener Glut
Ruh'n wir stumm auf der Reede am Zügel;
Doch die feurige Macht
Unsers Herzens entfacht,
Leiht glühheißer Odem uns Flügel.

Wild klettern im Flug
Empor dann am Bug
Der Windsbraut uralte Gesellen.
Ha, welch' eine Lust,
Wenn an eherner Brust
Ihre schneeweißen Häupter zerschellen!
Stets treibt es uns fort
Aus behaglichem Port,
Nicht schreckt uns Gefahr, noch Beschwerde;
Von den Wogen umzischt,
In den Planken den Gischt,
Umkreisen wir furchtlos die Erde.
So zieh'n wir daher
Von Meere zu Meer,
Des Reiches Boten und Zeugen.
Wo bei Freund oder Feind
Unser Banner erscheint,
Ihr Haupt sie uns huldigend neigen.
Und wo deutscher Fleiß
Streut goldenen Mais
In die urfrische Scholle der Ferne,
Seh'n als schirmende Macht
Uns zieh'n auf die Wacht
Des Südens hellstrahlende Sterne.
Da grüßet uns traut
Mit heimischem Laut
Der Pflanzer im Schatten der Palme;
Da lauscht unser Ohr
Dem fröhlichen Chor
Der Schnitter im Goldmeer der Halme.
Voll Stolz und Vertrau'n
Unser Banner sie schau'n,
Wenn zur Rast auf der Flut wir uns wiegen,
Nun wunderbar
Der Kaiseraar
Wie ein Phönix dem Staube entstiegen.
Drum hinaus in die Flut
Mit flammendem Mut
Als die jüngsten der Kämpfer im Heere!
Des Kaisers Panier
Unser Stolz, unsre Zier,
Wir tragen's von Meere zu Meere!"

Dücker: „Heimweh und Heimat.

Heimat leuchtet wie ein Stern,
Heimat schaut ihn an von fern
Und umrankt mit Lust und Schmerz
Traumverloren Hand und Herz.
Was versank im Strom der Zeit, —
Wogen der Vergangenheit
Tragen es empor zum Licht; —
Auch das Volkslied fehlte nicht.
Jugendzeit und Glanz und Glück
Zittern zwar im feuchten Blick;
Aber ihrer Lieder Klang
Weckt im Herzen Tatendrang.
„Vorwärts!" rufen alle laut;
„Schaffe neu, was du geschaut!
Wirke fröhlich, fromm und frei,
Daß die Heimat frisch gedeih!"
Leicht zerrann da Heimwehs Traum,
Bot der Tatkraft freien Raum,
Und der Heimat Glanz und Ehr'
Überstrahlte Land und Meer."

J. Ravit: „Auf der Fahrt durchs Leben bleibt siegreich nur der Mann,
Der Wünsche und Begierden weise mäßigen kann."

N. A. Christiansen: „Von einem alten schleswig-holsteinischen Kampfgenossen," — H. Momsen: „Wenn wir fern von der Heimat sind, gedenken wir ihrer ganz besonders mit Liebe," Prinzeß Henriette von Schleswig-Holstein (bei dem „Katechismus zur ersten Hilfeleistung . . ."): „Dies ist der kleine Katechismus, den mein lieber Mann für S. M. S. „Schleswig-Holstein bestimmt hatte," Frau v. Osten: „Möge S. M. S. „Schleswig-Holstein" sich in Krieg und Frieden zur Ehre des deutschen Vaterlandes und der engeren meerumschlungenen Heimat bewähren im Sinne unseres Schleswig-Holstein-Liedes:

Teures Land, du Doppeleiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe fest, und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag."

R. v. Liliencron: „Schütz' dich Gott auf allen Meeren!
Kehre heim mit Sieg und Ehren!"

Haas (in „Sturm- und Drangperiode"):

„So ein klein wenig Geologie
Schadet einem Menschen nie,
Und auch ein deutscher Marinemann
Etliches davon brauchen kann.
Es liegen viel Steine am Meeresgrund,
Groß und klein, spitz und rund,
Zuweilen hört man, daß ein Schiff
Festsaß auf einem Felsenriff.
In solchem Falle mag es sein,
Daß man auch untersucht den Stein,
Der dieses Unheil hat gebracht
Und der das Fahrzeug leck gemacht,
Ob's ein Granit, ob's ein Basalt,
Und wie beschaffen die Gestalt,
Damit auch so der Seemann schafft
Zum Nutzen für die Wissenschaft."



Mehl- und Rußtau.[1])

Von **E. Reukauf** in Weimar.

Mit 3 Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

Es ist eine allbekannte, weil jeden Spätsommer und Herbst mehr oder weniger stark auftretende Erscheinung, daß sich die Blätter vieler Pflanzen mit einem mehlartigen weißen oder einem rußähnlichen dunkeln Überzug bedecken. Was hat es damit für eine Bewandtnis? Woher kommt der als Mehl-[2]) bezw. Rußtau bezeichnete Belag, der doch unmöglich, wie man früher wohl angenommen hat, durch einen vom Himmel fallenden Tau verursacht werden kann?

Den Mehltau könnte man ja wohl als eine Staubschicht erklären und den Rußtau als einen Niederschlag von Ruß — wenn nicht ersterer auch an ganz staubfreien Orten und letzterer in völlig rußfreien Gegenden in ungeminderter Häufigkeit zu beobachten wäre. Eine eigenartige Erklärung hat — wenigstens was den Rußtau anbelangt — Goethe gegeben, der ja allen ihm auffallenden Naturerscheinungen auf den Grund zu kommen versuchte. Er hatte namentlich den unter der Bezeichnung „schwarzer Brand" bekannten rußähnlichen Belag der Hopfenblätter eingehend beobachtet und hielt diese Erscheinung, die er als ein Zeichen für „Überschuß von Saft und Kraft" des „sehr lebensreichen, zur Fortpflanzung eilenden Gewächses" auffaßte und als „Verstäubung" bezeichnete, für eine Produktion von blütenstaubähnlichen Massen auch an Pflanzenteilen, die von der Natur für die Befruchtung gar nicht bestimmt sind. Nun,

---

1) Der Aufsatz ist entnommen dem „Mikrokosmos," Zeitschrift zur Förderung wissenschaftlicher Bildung, herausgegeben von der Deutschen mikrologischen Gesellschaft unter der Leitung von R. H. Francé-München. Im Februar 1907 wurde die Deutsche mikrologische Gesellschaft gegründet. Sie verfolgt den Zweck, das Mikroskop volkstümlich zu machen, um damit die große Vertiefung der Wissenschaft vom Bau und Leben der Tiere und Pflanzen dem allgemeinen Verständnis durch eigene Anschauung und Arbeit näher zu bringen und die deutschen Mikrologen in einem gemeinsamen Interessenkreise und zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln. Die Gesellschaft beginnt das zweite Jahr ihres Wirkens mit mehreren tausend Mitgliedern. Der jährliche Beitrag beträgt nur 4 *M.* Mitglied der Gesellschaft kann jeder ernstlich nach höherer naturwissenschaftlicher Bildung Strebende werden. Für den jährlichen Vereinsbeitrag von 4 *M* bietet die Deutsche mikrologische Gesellschaft folgendes: 1. Die unentgeltlich zu liefernde, reich illustrierte Vereinsschrift „Mikrokosmos" (8—10 mal jährlich); ihr Inhalt besteht aus zwei voneinander unabhängigen Teilen: dem für Anfänger bestimmten „Elementarkurs der Mikrologie" (der zum besonderen Einbinden nach seiner Vollendung als selbständiges Buch eingerichtet ist) und dem fachwissenschaftlichen Teil. 2. Gemeinverständliche und Fachwerke erster Forscher, von denen jährlich zwei den Mitgliedern unentgeltlich, die übrigen zu einem ermäßigten Preise zur Verfügung stehen; 3. Vermittlung des Bezugs guter, geprüfter Mikroskope und anderen Materials zu Vorzugsbedingungen; 4. die Benutzung des Biologischen Instituts in München unter der Direktion von R. H. Francé, das den Mitgliedern kostenlos oder gegen sehr ermäßigte Preise zur Verfügung steht: a) Vermittlung von Präparaten- und Materialaustausch. b) Zentralstelle für wissenschaftlichen Rat und Bestimmen von Tieren, Pflanzen und Pflanzenkrankheiten. c) Lehrkurse aus allen Gebieten der Mikrologie für Anfänger und Fortgeschrittene. d) Mustersammlung von Präparaten und Instrumenten. e) Vertrauensmänner in den größeren Städten des Vereinsgebietes zu persönlichen Anleitungen und wissenschaftlichem Rat an Mitglieder. (Bisher in 42 Städten.) f) Mikrologische Zentralbibliothek, umfassend Lehr- und Handbücher für Anfänger und eine sehr wertvolle Bibliothek mikrologischer Fachabhandlungen (bisher ca. 500 Nummern), allen Mitgliedern zugänglich. Beitrittserklärungen nimmt jede Buchhandlung entgegen oder die Geschäftsstelle der Deutschen mikrologischen Gesellschaft in Stuttgart, Pfizerstraße 5, von wo auch das vor kurzem erschienene Doppelheft 1/2 des „Mikrokosmos" unentgeltlich zu beziehen ist.

2) Nicht Meltau, was soviel als Honigtau bedeuten würde; damit hat die hier in Betracht kommende Erscheinung garnichts zu tun.

hätte er, der ja bekanntlich auch ein eifriger Mikroskopiker gewesen ist, eine Wenigkeit des „Rußes" unter das Vergrößerungsglas genommen, so würde er sich gewiß ohne weiteres davon überzeugt haben, daß diese Bildung durchaus nichts mit dem Blütenstaub des Hopfens, dem sogenannten „Hopfenmehl," gemein hat. — Der Rußtau wird nämlich, ebenso wie der Mehltau, durch nichts anderes hervorgerufen als durch parasitäre Pilze, die schließlich die ganze Blattoberseite überziehen und zuweilen auch auf die jungen Triebe und Zweige, ja sogar, wie bei der später noch zu erwähnenden „Traubenkrankheit," auf die Früchte übergehen.

Schaben wir mit einem scharfen Federmesser etwas von dem weißen Belag eines Blattes ab und bringen ihn unter das Mikroskop, so finden wir, daß er aus einem eng verschlungenen Geflecht zarter, farbloser Fäden besteht, die durch Querscheidewände in kleinere Abschnitte gegliedert sind, von denen jeder den morphologischen Wert einer einzelnen Pflanzenzelle besitzt. (Abb. 1.) Von diesen mit feinkörnigem Protoplasma gefüllten Schläuchen, dem sogenannten Myzel, erheben sich nun seitlich aussprossende Zweige, die sich in eine Reihe kurzer Glieder teilen, die allmählich Eiform annehmen und der Reihe nach an den Zweigenden abgeschnürt werden. Das sind die als Konidien bezeichneten Fortpflanzungskörper, die so zahlreich produziert werden, daß sie schließlich als mehlartige Schicht die ganze Blattspreite bedecken. Sie werden leicht durch den Wind oder Regen auf die benachbarten Blätter übertragen, wo sie dann sofort auskeimen und neue Mehltaubildung hervorrufen. Abb. 1 zeigt uns in 300facher Vergrößerung einige Myzelfäden oder Hyphen mit zwei konidienbildenden Fruchtästen von dem gemeinsten Mehltaupilz, Erysiphe communis, der die verschiedenartigsten Gewächse heimsucht, während andere Arten nur an ganz bestimmten Nährpflanzen auftreten. Die beiden kurzen, seitlichen Ausstülpungen, die uns in der Abbildung an den Myzelfäden noch auffallen, sind Saugfortsätze oder Haustorien, mittels deren der Pilz in die Oberhautzellen der Blätter eindringt, um daraus seine Nahrung zu entnehmen. Die Mehltaupilze sind also echte Schmarotzer, die ihre Wirtspflanzen ihrer Säfte berauben und dadurch bewirken, daß die befallenen Pflanzenteile erkranken, braune Flecken bekommen und frühzeitig absterben.



Abb. 1.
Mycel mit Konidienträgern des gemeinen Mehltaupilzes, Erysiphe communis.
Vergr. 300 : 1.

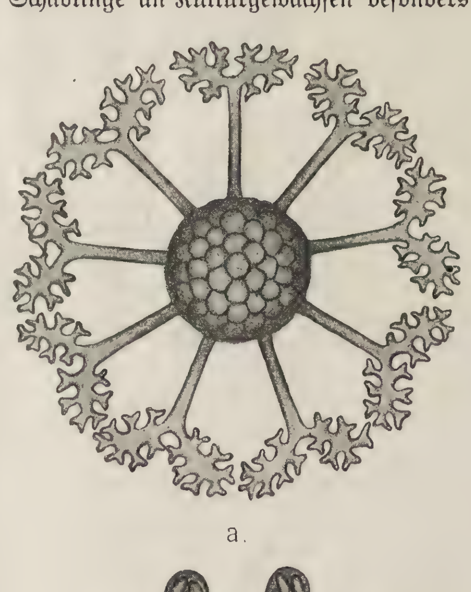
Neben den Konidien, die eine möglichst weite Verbreitung des Pilzes während seiner Hauptvegetationsperiode, also im Spätsommer, bewirken, entwickelt nun aber der Schmarotzer auch noch andere Früchte, die später auftreten und dem unbewaffneten Auge als winzige, anfangs gelbbraune, zuletzt aber dunkle Pünktchen erscheinen. Das sind die sogenannten Perithecien, kugelige Behälter mit spröder, leicht zerbrechlicher Schale, die in ihrem Innern eine bestimmte Anzahl keulenförmiger Schläuche bergen, deren jeder wieder mehrere — meist 4 oder 8 — eiförmige Fortpflanzungskörper oder Sporen enthält. (Abb. 2 b.) Ihnen, die viel widerstandsfähiger sind als die Konidien, fällt die Aufgabe zu, den Pilz zu überwintern, und sie werden deshalb auch als Wintersporen von jenen, den Sommersporen, unterschieden. Sie gelangen vielfach erst im nächsten Frühjahr zur völligen Reife und und werden nur durch Ver-

wesung der kugeligen Hülle frei. Diese, das Perithecium, ist noch mit einem Kranz eigentümlicher einfacher oder geteilter Fortsätze versehen, die wahrscheinlich bei der Verbreitung der Schlauchsporen eine gewisse Rolle zu spielen haben. Recht zierliche Anhängsel dieser Art weisen z. B. die Sporenfrüchte eines auf den Erlen und Birken häufigen Mehltaupilzes auf, der diesem Umstande auch seinen Namen Calocladia, d. h. „mit schönen Sprossen versehen," verdankt. (Abb. 2a.)

Doch sind Perithecien noch nicht bei allen Mehltaupilzen beobachtet worden; so hat man sie z. B. noch nicht gefunden bei dem gefürchtetsten Vertreter dieser Pilzgruppe, dem „Trauben- oder Weinpilz, Oidium Tuckeri, der nicht nur die Blätter, sondern auch die noch unreifen Beeren befällt und sie zum Bersten bringt. Dieser namentlich in Küstengebieten und in den Kontinenten, besonders in feuchten Lagen, verbreitete Pilz ist zuerst 1845 in England von dem Gärtner Tucker beobachtet worden. Von da aus hat er sich über Frankreich nach Südeuropa verbreitet und tritt seit 1851 auch in der Schweiz und in Deutschland auf. Den Gattungsnamen Oidium (= kleines Ei) führt er nach den eiförmigen Konidien, die von den kurzen Fruchtästen abgeschnürt werden.

Dieser „echte" ist übrigens nicht zu verwechseln mit dem „falschen" Mehltau des Weins, der, ähnlich wie die „Kartoffelkrankheit," hauptsächlich an der Unterseite der Blätter auftritt, und dessen Erreger, Peronospora viticola, auch das Blattinnere durchsetzt und auszehrt, während Oidium nur in die Oberhaut eindringt. Außer diesem kommen als Schädlinge an Kulturgewächsen besonders noch der Weizen-, Erbsen- und Gurken-Mehltau und der „Rosenschimmel" in Betracht.

Während der „Mehltau" durch Bepudern mit Schwefelpulver oder Bespritzen mit Kupferkalkbrühe immer noch erfolgreich bekämpft werden kann, ist gegen den „Rußtau" nicht viel auszurichten. Er ist aber auch nicht so schädlich wie jener, da die ihn erzeugenden Pilze keine eigentlichen Schmarotzer, sondern nur Außenparasiten sind, die das Blattgewebe überhaupt nicht angreifen. Sie vegetieren nur auf der Oberfläche der Blätter und schädigen ihre Wirtspflanzen nur insofern, als sie durch den dunklen Überzug die Blätter dem Einfluß des Lichtes und der Luft mehr oder weniger entziehen und den Gasaustausch und die Transspiration hindern. Veranlaßt werden sie zur Ansiedelung auf den Blättern besonders durch die als „Honigtau" bekannten Ausscheidungen der Blattläuse, die ein sehr geeignetes Nährsubstrat für sie abgeben.



a.



b.

Abb. 2.
a) Perithecium von Calocladia alni mit ausgebreiteten Anhängseln. (Etwas schematisiert.) Vergr. 200 : 1.
b) 2 Sporenschläuche aus dem Perithecium. Vergr. 200 : 1.

Auch diese Pilze treten zunächst in Form eines farblosen Myzelgeflechtes auf, welches sich aber derart verdichten

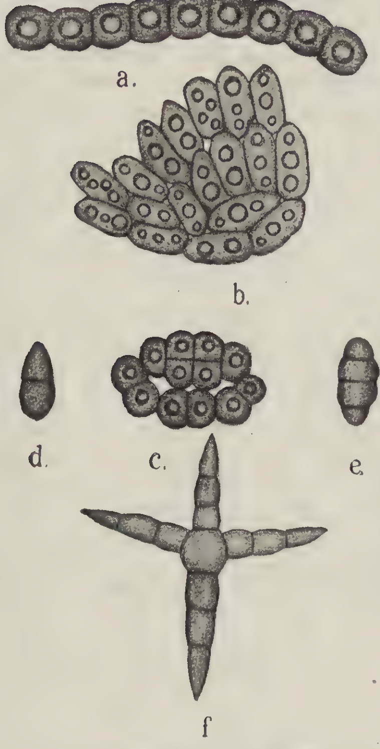


Abb. 3. „Rußtau von einem Hopfenblatt.
Vergr. 600 : 1.
a) Rosenkranzförmige Gemmenreihe. b) Teil der noch farblosen, durch den jungen Pilz gebildeten Schicht. c) Paketförmige Gemmengruppen. d) u. e) Konidien. f) Auskeimende Konidie.

kann, daß es eine geschlossene Schicht darstellt, die sich später als dünne Kruste abheben läßt (Abb. 3 b). Untersucht man mikroskopisch den bereits dunklen Belag, so findet man hauptsächlich rosenkranzähnliche Ketten (Abb. 3 a) und Anhäufungen paketartig erscheinender Sporengruppen (Abb. 3 c), deren Zellen eine derbe Hülle besitzen und im Innern ein stark lichtbrechendes Öltröpfchen aufweisen. Die ersteren sind aus einzeln liegenden Pilzfäden, die letzteren hingegen aus den zu einer zusammenhängenden Schicht vereinigten Zellen entstanden. Neben diesen „Gemmen" findet man noch ein-, zwei- (Fig. d) und mehrzellige (Fig. e) Konidien, und dazwischen liegen nicht selten noch zierliche kreuz- oder sternförmige, durch Konidienkeimung entstandene Gebilde, wie ein solches in Fig. f wiedergegeben ist. Alle diese Sporenformen sind widerstandsfähig genug, den Pilz auch den Winter über lebend zu erhalten; deshalb finden wir auch nur sehr selten Schlauchfrüchte, die in länglichen, an der Spitze sich öffnenden Perithecien bestehen.

Die Ansiedelung und Verbreitung der hauptsächlich als Fumago- (von fumus = Rauch, Ruß) oder Capnodium- (d. h. rauch- oder rußartiges Ansehen) Arten unterschiedenen, im allgemeinen noch durchaus nicht hinreichend erforschten Rußtaupilze an Kulturgewächsen kann wenigstens einigermaßen dadurch verhütet werden, daß man diese möglichst von Blattläusen freihält und die dennoch von Rußtau befallenen Blätter rechtzeitig entfernt und vernichtet.



Aufhebung der Leibeigenschaft im Gute Schinkel.

Von **Woldemar Frhrn. Weber von Rosenkrantz** in Kiel.

Auf Seite 243—245 des Jahrgangs 1907 der „Heimat" ist eine Urkunde über die Aufhebung der Leibeigenschaft im Gute Schinkel im Jahre 1787 veröffentlicht, zu der ich noch Einiges nach Papieren des Gutsarchivs hinzufügen möchte. Hier findet sich ein Protokoll über die während der Niederlegung des Gutes und der Besitzzeit der Gebrüder Bruyn zwischen Eigentümern und Untertanen geschehenen Verhandlungen. Um nicht zu viel Raum einzunehmen, muß ich mich im wesentlichen auf eine Inhaltsangabe der wichtigeren Punkte beschränken. Das Schriftstück beginnt: „Actum Schinkel den 26. October Ao. 1785. Wann von meinem Bruder, dem Justizrat Christian Bruyn und mir als Besitzern des adeligen Guts Schinkel der Beschluß ge-

nommen, mit dem Gute eine Hauptveränderung vorzunehmen, besonders aber die Untertanen der Leibeigenschaft zu entlassen und verschiedene neue Familienstellen zu errichten, so fand man es notwendig, vorher die Untertanen zu vernehmen, ob sie die ihnen zugedachte Wohltat dankbarlich annehmen und mit dem, was man ihnen zugedacht, zufrieden sein wollten." Man habe einigen Untertanen aus jedem Dorfe obenerwähnte Bedingungen vorgelesen, damit sie sie ihren Nachbarn mitteilen könnten. Den gesamten Parcellisten werden nochmals — einige Monate später — am 6. Mai 1786 die erwähnten Bedingungen vorgelesen; für die Tonne Land sollen im Durchschnitt jährlich 2 Rthr. entrichtet werden.

Am 15. August werden die Bedenken der Untertanen wegen der Höhe des Kanons von 2 Rthrn. für die Tonne Landes zerstreut, da sie fremden Kolonisten gleich geachtet und die Freiheit ihnen geschenkt werde. Im Dorf Schinkel werden 17, in Ravenshorst [1]) und Schinkelhütten je 7 Untertanen durch das Los ihre von dem Landmesser Greve senior abgemessenen Parzellen zuerteilt, außerdem 3 Vollhufnern, einem Halbhufner und dem Dorfschmied. Die Namen der Untergehörigen gebe ich später im Zusammenhange wieder.

Am 16. August wird das Einkommen des Schulmeisters — der bisher Schulhalter genannt wurde — festgestellt: Es besteht aus 20 Rthrn. jährlich, Feuerung, Weide für 2 Kühe, mancherlei Naturalien und aus einer wöchentlichen Abgabe für jedes Kind — Lesen 1 β, Schreiben 1½ β, Rechnen 2 β.

Am 4. Oktober wird mit drei Lindauer Untertanen, die Schinkeler Land erhalten, und einem Manhagener Kätner verhandelt.

Es folgen nun eine Reihe von Einzelauseinandersetzungen mit den Bauern, die nicht von allgemeinem Interesse sind, so über die Aufteilung des nun vergangenen Holzes Fuhlenrühe, und über die Abgabe der „Holländerei" an einen Parzellisten. Der Vorgänger der Gebrüder Bruyn im Besitze Schinkel, Heinrich Friedrich v. Brockdorff, hatte hier einen Meierhof angelegt, auf dem sich der größte Teil der Kühe befand. Es war das für die Bewirtschaftung erforderlich, da der westliche Teil des Gutes — das jetzige Hofland —, in dem der Hof lag, damals fast ausschließlich aus Wald, Wasser und feuchten Wiesen bestand. Um die weiten Wege zu ersparen, wurde daher im Mittelpunkt des unter Kultur stehenden Landes die Holländerei errichtet, die nunmehr mit den anderen Ländereien zur Parzellierung kam. Die westliche Ecke des Gutes wurde zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft bebauungsfähig. Wald und Gestrüpp wurden ausgerodet, und der Bau des 1784 beendeten Nord-Ostsee-Kanals ermöglichte es, durch Ablassung der Teiche und Seen und Austrocknung der Wiesen eine große Strecke Landes der Bewirtschaftung zugänglich zu machen. [2])

Am 12. November wird für den Müller eine jährliche Abgabe von 156 Rthrn. festgesetzt.

Am 30. April 1787 muß die Gutsherrschaft dem Schulmeister Harder wegen seines Verhaltens ernste Verhaltungen machen: „er habe sich gröblich gegen sie vergangen, indem er die Gutsuntertanen gegen ihre Herrschaft aufgewiegelt und einer Anzahl derselben den Rat gegeben, sich in solidum zu verbinden

---

[1]) Wegen dieses und der folgenden Namen von Einzelstellen, Waldstücken usw. verweise ich auf „Topographie des Herzogtums Schleswig" von Johannes v. Schröder, 2. Auflage 1854, S. 451, und auf „Das Herzogtum Schleswig" von August Sach, III. Abteilung 1907, S. 29—31.

[2]) Siehe „Heimat" Jahrgang 1900, S. 232: „Ein großer Teil der Einkünfte des Gutes beruhte noch bis ins 18. Jahrhundert hinein auf der Fischerei und dem Ertrage der Hölzungen.

und bei einem Advocaten einen Streit gegen ihre Herrschaft anhängig zu machen, daß er selbst diesertwegen einen Aufsatz gemacht und ihn für sie unterschrieben habe. Er gestand hierauf mit deutlichen Worten ein, daß dieses Verfahren von ihm geschehn sei, er aber deshalb die Gutsherrschaft um Vergebung bäte und auf's heiligste versichere, künftighin sich keines Vergehns dieser Art wiederum schuldig zu machen; sobald er sich künftighin ähnlicher Vergehungen schuldig machen würde, sei er zufrieden, daß die Gutsherrschaft ihn alsdann seiner Dienste entlasse."

Am 12. Mai 1788 wurde von der Gutsobrigkeit 3 Kätnern, von denen nichts zu erlangen war, erklärt, sie werde im Fall weiterer Zahlungsweigerung ihnen die Katen nehmen und sie wieder zu Leibeigenen machen.

Am 19. November erklärte „Jürgen Dietrich Krey, er wolle lieber Leibeigener bleiben und zwei Tage in der Woche durch seine Frau Hofdienste thun lassen und wünsche er allerwege als ein vormaliger Inste behandelt und angesehn zu werden. Welches ihm dann zugestanden." Auch bei einer Reihe von älteren Untertanen, die keine Veränderung mehr haben wollten, blieb das Verhältnis zur Gutsherrschaft bis an ihr Lebensende das gleiche. In einer Geschichte des Kirchspiels Bovenau erzählt Pastor Scholtz, daß in den Jahren 1784 und 1785 sich 2 Schinkler freiwillig in Osterrade zur Aufnahme in die Leibeigenschaft meldeten.[1] Scholtz findet es unglaublich, daß Freigeborene sich ihrer Freiheit begeben könnten, doch müsse er in den genannten Fällen die Tatsache zugeben.

Eine so völlige Umgestaltung der Verhältnisse konnte nicht plötzlich, sondern nur allmählich vor sich gehen, und es ist nicht wunderbar, daß es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den Beteiligten kam, die auf Seite der Untertanen in offene Empörung ausarteten. Während es in Schinkel die Milde und Menschenfreundlichkeit der Eigentümer hierzu nicht kommen ließ, mußte in dem nahegelegenen Groß-Nordsee im September 1800 Infanterie zur Niederschlagung einer „Insurrektion" requiriert werden. 6 der Aufwiegler kamen nach Rendsburg in die Karre.[2]

Die unglücklichen Geldverhältnisse des Landes, zahlreiche Zahlungseinstellungen von Großgrundherrn und der damals übliche Güterhandel trugen noch zur Unerquicklichkeit der Lage bei.

Wilhelm Hirschfeld in seinem Wegweiser durch die Herzogtümer Schleswig und Holstein führt die Parzellierung Schinkels als Beispiel an für die Unrichtigkeit der Zerteilung des Landes in zu kleine Teile, die die Untertanen nicht mehr ernähren könnten.[3]

Am 26. November 1788 wurden den Pastoren zu Gettorf 4 Fuder Kluft- und 4 Fuder Knüppelholz zugestanden. Besonders während des Kanalbaus war in dem Waldbestande des Gutes schonungslos gewirtschaftet worden. In einem Brief an den Nachfolger Christian Bruyns im Besitz von Schinkel, Nicolai v. Klöcker, schreibt des ersteren gleichnamiger Sohn 1827: „Schon bei unserem Antritt des Gutes Schinkel war die Hölzung bei dem Kanalbau ganz verhauen und keine Eiche und Buche von einigem Werte mehr vorhanden." Dann beklagt er sich bitter, daß von den Gettorfer Kirchherrn die dreifache

---

[1] Provinzialberichte 1824, Heft 4, S. 67.

[2] „Heimat" 1899, S. 87: Nachrichten aus den Herzogtümern im Anfang dieses Jahrhunderts. Aus alten Briefen, S. 187.

[3] Kiel 1847, S. 65. Auf die längere Auseinandersetzung des Verfassers kann hier nicht näher eingegangen werden.

Portion Holz genommen und gar noch nach Gewohnheitsrecht 14 statt 4 Fuder gefordert wären.[1])

Am 9. Mai 1789 werden mehrere ausgetrocknete Teiche unter den angrenzenden Parzellen verteilt.

Die drei noch der Erwähnung werten Verhandlungen bis zum Ende des Jahrhunderts kann ich wörtlich wiedergeben:

Actum Schinkel 9. September 1793. Praes. C. Bruyn und G. Bruyn und beide Assessores Fed. u. Christian Henningsen u. Vollert Vollertsen. Die beiden Hrn. Prediger (Pastor Ahrens und Pastor Schubart) wurden ersuchet heute zu uns zu kommen und die gegen den Schulmeister Harder angebrachten Beschwerden zu untersuchen. Die angelegte Klage vom 15. July h. a. wurde dem Schulmeister vorgelesen, da aber diese nur generalia enthielt, so wurden facta specialia verlangt.

1) Hans Diedrichsen zeigt an, daß seine Kinder nichts gelernt, der Schulmeister führte dagegen an, daß er in drei Jahren seine Kinder nicht dahin gesandt habe.

2) Boysen, der keine Kinder hat, die noch zur Schule gehen können, zeigte nur an die Folgen einer schlechten Schule, die ihn nötigten, Teil zu nehmen.

3) Henningsen sagte, daß er seine Kinder nicht hinsenden wolle, weil sie da nichts profitirten. Der Schulmeister sagte dagegen, daß er seine Kinder nur wenige Wochen in die Schule gesandt habe.

4) Sörensen, der Kinder in der Schule [hat], sagte, daß sonst nichts zu klagen, als daß die Methode nicht gut sei und [er] die Kinder über national Ausdrücke strafe. Der Schulmeister führte dagegen an, daß er sie nicht strafe, aber für eine rechte Aussprache sorgen müsse.

5) Marx Krey klagte, daß die Kinder mit dem Evangelio gequält würden.

Da aber keine Klagen über die Methode des Unterrichts angenommen werden können und alle angewiesen wurden, dieses die Herrn Prediger zu melden und deren Vorschrift zu erwarten hätten, so wurden sie angewiesen, andere Beschwerden anzubringen.

Darauf brachte C. Jöns im Namen der übrigen an:

1) daß der Schulmeister nicht immer in der Schule sei und alle sagten, daß sie ihn oft während der Schulzeit herumgehen sähen, daß er fische und daß er sich mit Schreiberei abgäbe und als Advocat schriebe. Er der Schulmeister leugnete Alles außer daß er bisweilen inventarien für Andere mache und Aufsätze, welches ihm nicht zur Last fallen könne.

Da nun sämmtliche Untergehörigen, die zur Untersuchung dieser Sache angesagt waren, nichts weiter anbringen können, so wurde dem Schulmeister angezeigt, daß die sämmtlichen Untergehörigen gegen ihn geklagt und ihre Unzufriedenheit gezeigt, es ein solches Merkzeichen sei, daß die Schuld an ihm liegen müsse: daß er also künftig seinen Fleiß verdoppeln, seine Natur Gaben besser nutzen und zu keine Beschwerde fernerhin Anlaß geben möge. Daß, wenn die mindeste Beschwerde der Art wieder einginge und er schuldig befunden würde, er alsdann zu gewärtigen, daß er seines Dienstes werde entsetzt werden. Daß er also in Ansehung der Methode die Anweisung der Hrn. Prediger zu folgen und nach Vorschrift der Königl. Verordnungen die Schule zu halten und daß er nicht nur die Kinder im Lesen Schreiben Rechnen und Gottesfurcht zu unterrichten, sondern die Kinder auch, da sie als freie Staats-Bürger anzusehen, gehörig zu leiten ihre Geisteskräfte zu schärfen, vernünftigen Unterricht zu geben und zum sittlichen Wandel auf eine gute Art Anleitung zu geben. Denen Untertanen wurde zu erkennen gegeben, daß sie nur generaliter geklagt und nichts besonderes angeführt, daß aber, wenn der Schulmeister überführt werden könne, daß er seine Pflichten nicht erfüllt habe und sich das Geringste würde zu Schulden kommen lassen, alsdann sogleich sollte abgesetzt werden. Daß sie aber schuldig nach Inhalt der gedruckten Conditionen, dem Schulmeister das verordnete Schulgeld zu zahlen und ihre Kinder von dem 8ten Jahre an hinzusenden und daß wir keine Klagen von denen annehmen würden, die diese beiden Punkte nicht erfüllt.

Actum Schinkel d. 15. November 1797.

Ward nachfolgender Befehl einem großen Teil der Einwohner erinnert und jedem der seinigen zu erinnern.

Da der Gutsherr teils vernommen und auch selbst wahrgenommen; es auch verschiedenen Einwohnern des Guts Schinkel gemeldet und um Abstellung und Vorkehrung angesuchet. Wie man mit Anstellung einer Scheibenschießung im Gute verschiedenen

---

[1]) Der Brief, der in sehr scharfem Ton gegen die Gettorfer Pastoren gehalten ist, befindet sich im Gutsarchiv.

Unfug ausgeführt und nicht allein durch dem Scheibenschießen, als stetigen Schießen mit dem Gewehr Schaden entstehen könne, auch in der Entfernung Unwissende getötet werden könnten. Und da auch Fremde in Güte zu dieser Versammlung eingeladen werden und darbei leicht Streitigkeiten und Criminalprocesse und so weiter entstehen könnten, um nun dieses abzuwenden; so werden hierdurch alle Einwohner im Gute Schinkel befehliget, daß selbige die Anstellungen dergleichen Scheibenschießen zu unterlassen und in ihren Häusern dergleichen Zusammenkünfte nicht zu dulden und zwar bei Strafe zu erlegender Brüche von 10 Rthrn. zum Besten der Armenlasten von Gerichtswegen d. u. s. C. Bruyn.

Actum Schinkel d. 15. November 1798.

Es ist der Schulhalter Harder von den Jägern von Königsförde in deren Wildbahn sowie auf dem Schinkler Felde mit ein Gewehr angetroffen, und von deren Gutsherrschaft zur Bestrafung angesucht worden. Wie nun gedachter Harder nach dessen Vorladung ante protocoll. diese That nicht abgeleugnet und eingestanden, so ist derselbe nach der Königl. Holz- u. Jagt-Verordnung zu 5 Rthr. Brüche condemnirt, welche zu zahlen er sich verheisen, und ihm zu entbinden gebeten.

Zum Schluß gebe ich noch die Namen der Schinkler Einwohner in den Jahren 1785—1807.

Boisen. — Boll, Detlef Heinrich, Heinrich Christian. — Böhl, Hans. — Brandt, Jürgen Friedrich, Müller. — Brückmann (Bruchmann), Jakob, Jürgen Heinrich, Klaus Christian, Klaus Friedrich. — Brütt, 1/2 Hufner. — Büll, Heinrich Detlef. — Damke, Hans Heinrich. — Dietrichsen, Hans. — Erich, Adolf Friedrich, Christian Friedrich, Detlef, Hans, Hans (Schneider), Hans (Knecht), Hans Friedrich, Hinrich Friedrich, Jürgen Friedrich, Klaus, Lucia Katharina, Marx, Wulf. — Erichsen, Marx. — Harder, Jürgen (Schulmeister). — Harm, Kai Friedrich. — Hensen, Detlef Friedrich. — Hintz, Detlef. — Hoop, Heinrich Friedrich. — Jars (Jarr), Hans Heinrich, Kai Detlef, Wulf, Wulf Heinrich. — Jens, Kai Detlef. — Jöns, Klaus. — Kistenmacher, Hans Nikolai, Kai (1/2 Hufner), Nikolaus. — Koch, Christian Petersen. — Krey, Anna Katharina, Bendix, Detlef, Heinrich Friedrich, Heinrich Friedrich, Heinrich Friedrich zu Manhagen, Johann Christian Friedrich, Johann Heinrich, Jürgen Friedrich, Kai Detlef, Klaus. — Kruse, Hans Heinrich, Hartwich (Vollhufner), Heinrich, Heinrich Friedrich, Heinrich Friedrich, Jürgen (Vollhufner), Jürgen Friedrich, Kai, Klaus, Klaus, Klaus Heinrich, Timm, Wulf Heinrich (Timms Sohn). — Lars, Wulf Heinrich. — Lerch, Andreas. — Marquardsen, Asmus. — Marx, Asmus. — Matthiessen, Matthias. — Mevs, Bendix, Detlef, Hans, Heinrich, Heinrich Friedrich (Vollhufner), Heinrich Friedrich, Jürgen, Klaus. — Mohr, Botje, Heinrich (Kuhhirte), Heinrich Friedrich, Kai Heinrich. — Opitz. — Piper, Detlef Heinrich, Heinrich Friedrich, Johann Arend, Johann Heinrich, Wulf Heinrich. — Rasch, Klaus. — Sörensen, Detlef. — Schütt, Anna Katharina. — Steffensen, Hans Heinrich. — Thiesen. — Todt, Christian Levin. — Vollertsen, Vollert. — Vollstedt, Anton Heinrich, Hans Heinrich, Johann Heinrich, Otto Heinrich, Theodor. — Wotsen, Margarete, Elisabeth.

Endlich folgen noch die Flurnamen des Gutes Schinkel nach einer Karte von 1787:

Achterst Hoff, Baden Hoff, Baden Suden, Brahm-Kamp, Brahm-Teich, Cordswiese, Eckbargs-Hörn, Först-Hoff, Fuhlen-Rüh, Gras-Teich, Hahr-Wiese, Hämisch-Teich, Hasenrade, Hüttenkamp, Holl-Eck, Horn-Rägen, Köhln-Teich, Königsförder-Rade, Koppel-Hoff, Krummstücken, Lanicken, Lehmrade, Lehmrägen, Mannhagen, Mellndiek, Mohrbrock, Mühlen-Teich, Nükoppel, Ohle Niewiese, Osterkamp, Raade Wige Koppel, Ratjen-Koppel, Reth-Dick, Rockenrads-Koppel, Schinkel-Brock, Schönhorst, Schorfhagen, Seebrock, Söhren, Waizenkoppel, Wildhagen, Wildkoppel.

Ruhe am Herbstestag.

Ein Herbsttestag so ohne gleichen,
So friedlich, still und sonnig schön;
Es regt sich nicht das kleinste Zeichen
Von Abschiednehmen und Vergehn.
Die Sonne ruht auf allen Zweigen,
Und jedes Blättchen dehnt sich aus,
Als wollte es noch einmal zeigen,
Wie wohl die Wärme vor dem Strauß.

Die Vögel zirpen in den Bäumen
Noch einmal Sonn' und Seligkeit,
Sie wollen leben und nicht träumen,
Denn heute ruht und schläft die Zeit.
Ich geh' an breiten Ufers Rande,
Der See gleicht blankgeschliffenem Stahl,
Ihn schlug der Tag in stille Bande,
Das Ruder tropft im Sonnenstrahl.

Kiel. Bertha Lüdemann.

Am Dorfteich.

Von **Johann Brüdt** in Sande.

Ein Kieler Schulmann hat vor Jahren den Dorfteich als eine geschlossene Lebensgemeinschaft behandelt. Wenn auch ich an dieses kleine geheimnisvolle Stück Natur herantrete, so soll von aller Gelehrsamkeit abgesehen werden. Ich will den Ladendorfer Dorfteich mit einfältigen Poetenaugen betrachten, und es soll das Menschenleben in den Vordergrund gerückt werden, das seine Fäden um diesen Teich gesponnen hat und noch heute spinnt.

Dabei steht mir Kantor Kühl treu zur Seite. Der hat ein feines Auge und ein gutes Gedächtnis für alles kleine geheimnisvolle Leben, das zwischen den Strohdächern, um alte knorrige Bäume und um Quellen und Teiche fließt. Und der kennt vor allen Dingen keinen Neid und keinen Streit und hat mich ein bißchen in seine Papiere sehen lassen.

Mitten in Ladendorf kreuzen sich die beiden Hauptstraßen; in dem einen Winkel träumt unter alten Linden die Schule. Jenseits der Kreuzung liegt rechter Hand der Dorfteich und ihm gegenüber wohnt der Gemeindevorsteher Thies Hennings. Das große Bauernhaus, die Schule und der Dorfteich gehören zusammen wie Bild und Rahmen.

Nun höre ich meine Leser schon fragen, was denn etwa in der vierten Ecke nicht in den Rahmen hineinpasse. Das ist ein Gewese, über das ich mich einmal gründlich geärgert habe, nicht über das Gebäude an und für sich, sondern über seine Lage in jenem Winkel. Dort haben die Ladendorfer auf Anregung ihres Gemeindevorstehers eine Meierei gebaut, und die paßt mit ihrem rußigen Schornstein garnicht recht zu den alten Strohdächern und dem stillen Dorfteich. Nun senkt sich der Kohlenstaub auf die blanke Wasserfläche, und das Maschinengesurr und die Töne der Dampfpfeife lassen sich mit dem Rauschen der Eschen und Erlen am Dorfteich garnicht recht in Einklang bringen.

Aber die Ladendorfer Bauern fragen nicht danach, ob einem wandernden Poeten die Meierei in das Dorfbild paßt, die wollen aufs schnellste ihre Milch in klingende Münze verwandeln und kennen die neuesten Butternotierungen an der Hamburger Börse. Die wählten für ihre Meierei denn auch den Mittelpunkt des Dorfes.

Kantor Kühl achtet selbstverständlich die Art meiner Naturbetrachtung; aber er weiß auch, daß fabulierende Poeten nicht das Dorf regieren, sondern Leute wie Thies Hennings, die einen zähen Willen und kräftigen Ellbogen haben. Deshalb hat er seinen nachbarlichen Frieden mit der Meierei geschlossen, jedoch sein altes Verhältnis zum Dorfteich nicht geändert. So schreitet er noch heute in stillen Stunden mit einem Buch über den Weg und setzt sich auf die Steinbank unter den Eschen des Dorfteiches. Poesie und Prosa, meint er, können recht wohl in Eintracht beieinander wohnen.

Ladendorf ist eine altgermanische Siedelung; davon zeugt in erster Linie das Riesenbett am Mielbach; davon zeugt aber auch der Dorfteich mit seiner ergiebigen Quelle. Die Eschen an seiner Längsseite mögen ein Menschenalter zählen; aber das knorrige, verwachsene Wurzelgeflecht an den steilen Ufern läßt auf viel längere Zeit schließen.

An der einen Längsseite des Teiches wird eine Einbuchtung nach der Dorfstraße Brooksborn genannt. Hier stößt jene Quelle den Odem unserer Mutter Erde hervor, und hier haben sicherlich unsere Vorfahren an die Nähe des Weltengeistes gedacht und ihre Fragen an die Gottheit gerichtet.

Aber von dieser Stimmung will das heutige, praktische Geschlecht nicht mehr viel wissen; nur leise Nachklänge mögen es sein, wenn mein Freund Lange und ich in den Ferien auf der alten Steinbank am Brooksborn sitzen und uns mit Kantor Kühl von altem und neuem Leben die Köpfe warm reden.

Und nun soll dem jüngsten Geschlecht das Wort gegeben werden. Wie viel neugierige Kinderblicke mögen sich im Laufe der Zeit schon auf den Spiegel des Dorfteiches gesenkt haben! Und immer war dann die erste Frage: Wie tief mag er wohl sein? Nicht hier oder da in der Mitte, sondern wie tief überhaupt. Es liegt ein Geheimnis in seinem Wasser und um seine Ufer, und eine andere Frage läßt sich aus dem Kindermund garnicht erwarten.

Lene Kühl hält ihn für unergründlich, trotz der Naturgeschichtsstunde ihres Vaters. Fritz und Franz Hennings denken anders darüber; denn die haben seine Tiefe schon untersucht, nicht freiwillig, sondern von den Umständen dazu gezwungen.

An den beiden Schmalseiten hat der Teich eine allmählich fallende Böschung. Dort treibt man Kühe und Pferde in die Tränke, und dort werden in flauen Zeiten auch die Wagen gewaschen. Das ist für die Knechte nicht gerade eine angenehme Arbeit, aber für Jungladendorf männlichen Geschlechts ein Hauptspaß. Dann werden zwei Wagenbretter zu einem Floß vereinigt und mit einer kräftigen Bohnenstange oder Latte über den Teich dirigiert. Es wäre überhaupt kein rechter Ladendorfer Junge, der diesen Wagemut nicht besäße.

So lenkten auch Fritz und Franz Hennings an einem Sonntagnachmittag ihr Fahrzeug kühn durch die Mitte des Teiches. Der ältere Bruder bewahrte als leitender Steuermann vollkommen seine Ruhe. Aber für den jüngeren war es die erste Reise über Wasser, und so kam das Floß durch seine Angst und Unruhe aus dem Gleichgewicht. Der Steuermann wollte seinen Bruder gerade durch ein Ladendorfer Kernwort zur Ordnung rufen, als er schon auf den feuchten Brettern ausglitt, kopfüber in den Teich stürzte und für einen Augenblick verschwand. Fritz Hennings ließ Floß und Stange fahren und sprang ihm nach. Das Wasser reichte ihm bis an die Kehle; aber er hielt den Bruder bei den Haaren und brachte ihn glücklich ans Ufer.

Das ganze jugendliche Publikum umstand nun den Lebensretter und seinen jammernden Bruder. Der schrie immer: „Du hast mich an den Haaren gerissen, ich will es nachsagen!“ Diese Unverfrorenheit verblüffte für einen Augenblick alle. Dann trat Lene Kühl mit tiefster Entrüstung an ihn heran. „Schäme dich, Franz Hennings,“ sagte sie, „dein Bruder hat dich gerettet, und du willst um deine Haare jammern?“

Da rieb er sich das Wasser aus den Augen und schien sich seiner Lage erst bewußt zu werden; denn nun winkte unter Umständen im Hause auch noch eine gewisse biegsame Holzart. Auf dem Dorfteich zitterten die letzten Wasserringe von dem Schiffbruch gegen das Ufer, dann lag er wieder glatt und schweigend da; er mochte schon manches ähnliche Drama aus den Tagen tatenfroher Kindheit gesehen haben.

Als sich Ende Februar des folgenden Winters seine Eismassen lösten, wurden diese von der wagemutigen Jugend in kleine Schollen geteilt. Da wollte Hans Brammer aus der Pappelnkate den Dorfhelden spielen und auf einer Scholle das jenseitige Ufer gewinnen. Das wäre dem gewandten Bengel auch sicherlich gelungen, wenn er sich seines Heldentums nicht zu sehr bewußt gewesen wäre. Er wollte die Scholle lenken und auch noch kecke Worte wechseln mit Lene Kühl und Berta Reese, die gerade vorbeigingen.

Da kam er auf dem glatten Gefährt auch ins Rutschen und geriet zwischen

zwei Schollen. Kopf und Arme blieben zwar über Wasser; aber statt der Heldenworte hörte man nun klägliches Kindergeheul. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn ihm nicht Fritz Hennings eine Zeugleine zugeworfen und ihn ans Ufer bugsiert hätte. Lene Kühl und ihre Freundin wollten nun den triefenden Schulkameraden nach Hause reden; aber er fürchtete auch jene schmiegsame Ladendorfer Holzart und mußte für seine Teichfahrt und sein Verharren in den nassen Kleidern vierzehn Tage das Bett hüten.

Auch das wird sich in Zukunft wiederholen, trotz Haselgerte und Moralpredigt. Wo sollte auch sonst ein Ladendorfer Junge Gelegenheit finden, seinen Durst nach Abenteuern zu stillen?

Aber noch Schlimmeres hat der Dorfteich gesehen; dabei war allerdings die Liebe mit ihren unberechenbaren Kräften im Spiel.

Im Dorfkrug war an einem Sonntagabend Tanzmusik. Hermann Kröger und Heinrich Ahlers hatten die beiden stärksten Knechte im Dorf; es waren zwei urgesunde Burschen, wo sie sich setzten, da ächzten Bänke und Stühle. Die hatten an jenem Abend beide ihr Auge auf Tille Struve geworfen; sie kredenzten ihr nacheinander heißen Punsch und tanzten mit ihr um die Wette, rechtsum und linksum, rückwärts und vorwärts. Tille Struve war allen Strapazen im Tanzen und Punschtrinken gewachsen; aber es wurde ihr schwer, unter den beiden Knechten die Entscheidung zu treffen. Schließlich mußten die beiden selbst den Knoten lösen, und sie machten es so, wie solche Fragen im Laufe der Zeiten noch immer in Ladendorf erledigt worden sind, nicht mit dem Mundwerk, sondern mit der schwieligen Faust.

Hermann Krögers Knecht mochte sich am stärksten dünken; denn er forderte seinen Mitbewerber kurzerhand vor allem tanzenden Volk heraus, mit ihm auf die Straße zu kommen. Der andere würde sich nun vor seinen Kameraden blamiert haben, wenn er die Herausforderung als Friedensfreund oder höflicher Mann abgelehnt hätte.

Die beiden gingen also, ohne sonderlichen Lärm zu machen, hinaus, und das Tanzen nahm seinen weiteren Verlauf. Die Sache auf der Straße ging dann nicht so ruhige Wege. Hermann Krögers Knecht hatte seinen Gegner unterschätzt; denn der brachte ihn gleich zu Fall, drückte ihm die Nase unter Hervorstoßung von einigen Gurgellauten in den Sand und legte seine Rechte nicht allzu sanft an gewisse empfindliche Körperteile. Darauf schüttelte er sich den Straßenstaub von den Kleidern, trat als Sieger in den Saal zurück und brachte schließlich Tille Struve nach Hause. Der andere schlich rachebrütend in seine Kammer.

Am andern Tage mußten die beiden im Dorfteich die Wagen waschen. Dabei brauchten sie einander nicht nahe zu kommen, weil Platz genug vorhanden war; auch bedurfte keiner des anderen Rat oder Hülfe bei der Arbeit. Aber Berührungspunkte lassen sich leicht finden, wenn der Wille vorhanden ist. So fiel denn plötzlich ein schweres Wagenbrett, das mit einem Ende auf dem Rad lag, herunter, und ein kräftiger Gischt spritzte dem Sieger beim Dorfkrug um die Ohren. Der nahm aber sofort seinen großen Reisbesen, um durch einen urkräftigen Stoß das Brett an seinen Bestimmungsort zu dirigieren; aber der Stoß war so genau abgemessen, daß ein zweiter Sprühregen dem andern um die Nase stob. Das war das Signal zum Angriff. Die beiden stürmten an der Böschung aufeinander los, und diesmal war der Schwächere im Vorteil, weil er nicht erst an das Drängen und Umfassen dachte, sondern den ersten Schlag austeilte.

Nun kann ja ein normaler Knechtsschädel einen anständigen Druck mit der

Faust vertragen; aber die Nase mit ihrer Umgebung ist gegen dergleichen Handbewegungen doch ebenso empfindlich wie bei anderen Sterblichen. Und der erste Hieb traf gleich die Nase des Gegners, daß das Blut nur so hervorschoß. Hätte nicht Hermann Kröger zur rechten Zeit sein Potsdamer Gefreitenkommando ertönen lassen, so wäre vielleicht ein großes Unglück passiert. So sah der stille Dorfteich rotes, warmes Menschenblut fließen, das sich dann in feinen Spiralen auf seinen schlammigen Grund senkte.

In einer sternenklaren Juninacht desselben Jahres sah der Dorfteich die beiden Gegner wieder nebeneinander, diesmal bei schwerer, hülfreicher Arbeit.

Der Teich hatte wohl noch selten so verschlafen dagelegen. Wenn sich die Frösche nicht bemerkbar gemacht hätten, wäre er ein Bild der Todesruhe gewesen. Da ließ plötzlich Eggert Harms sein Horn ertönen, stark und stoßweise, wie man es selten zwischen den Strohdächern hörte. Es brannte im Dorfkrug, helle Flammen schlugen schon durch die Pappeln. Im Nu war ganz Ladendorf zusammen: Männer, Frauen und Kinder. Zuerst speiste man die Spritze aus dem Brunnen, und als dieser versiegte, bildete sich ganz von selbst eine doppelte Kette nach dem Dorfteich. Bauern, Knechte, große Jungens, Frauen und Dienstmädchen bildeten eine bunte Reihe. Auch Kantor Kühl fehlte nicht; die Not schmiedete die Dorfgemeinschaft fester zusammen.

Das Kommando beim Feuer hatte Thies Hennings, das Spritzenrohr leitete Hermann Kröger. Er und Heinrich Ahlers hatten ihre Knechte an den Dorfteich beordert, um das Wasser zu schöpfen und an die Böschung zu reichen; nur feste, sichere Hände konnten diese Arbeit auf die Dauer bewältigen, und beide wußten, was ihre Knechte leisten konnten.

So standen nun wieder die beiden Erzfeinde in der klaren Sommernacht an der Böschung des Dorfteiches nebeneinander; der eine schöpfte mit dem Eimer und der andere reichte ihn in die Höhe.

Der Dorfkrug war nicht zu retten; aber Heinrich Ahlers' Haus und Scheune waren dem Flugfeuer ausgesetzt. Da galt es, die größte Anstrengung zu machen, die Dächer feucht zu halten und kleine Funkenherde sofort zu ersticken. Hierbei erwarb sich der gewandte Max-Schuster unter Ertragung unsagbarer Hitze die größten Verdienste.

Nicht minder war die Anstrengung der beiden Knechte an der Böschung des Teiches; unter ihren Mützen rann der Schweiß hervor und aus den Stiefeln lief das kühle Wasser, bei jeder Körperbewegung hüpfte es stoßweise aus den Schäften. Die beiden Nebenbuhler auf der Tanzmusik sprachen kein Wort miteinander; aber angesichts der Gefahr ihres Dorfes brachte das starke Heimatsgefühl im Bunde mit dem kühlen Wasser doch allmählich den Funken in der grollenden Brust zum Erlöschen.

Heinrich Ahlers' Haus wurde gerettet, und die Reihen konnten sich auflösen. Da standen die beiden wackeren Arbeiter am Teich noch einen Augenblick still, als hätten sie noch etwas zu sagen; aber es wollte sich das rechte Wort nicht finden. Sie zogen schweigend die schweren, feuchten Stiefel aus und gingen barfuß ihres Weges. „Du," sagte da plötzlich der Sieger beim Dorfkrug, „um Tille Struve hätten wir uns nicht an die Köpfe zu fahren brauchen, die hat sich gestern mit Max-Schuster verlobt." „Na, denn laß Max-Schuster man mit ihr lossegeln," sagte der andere beruhigt, und damit war die Freundschaft wieder hergestellt.

Es liegt so viel Ruhe und auch ein gewisser Ernst auf dem Spiegel des Dorfteiches, und doch hat auch er manchmal den Schelm im Nacken.

Max-Schuster ist übrigens dem Teich zu großem Dank verpflichtet. Er war

früher zeitweilig ein großer Luftibus, ein wöchentlicher Rasttag genügte ihm nicht; er mußte noch den Montag dazu haben, um den Magen einmal gründlich mit geistreichen Getränken in Verwunderung zu setzen, wie er sich auszudrücken beliebte. Darunter hatten dann die Stiefelsohlen seiner Kundschaft zu leiden, und schließlich zog sich schon mancher von ihm zurück, der sonst den offenen, tüchtigen Vertreter der ehrbaren Schuhmacherzunft leiden mochte.

So waren ihm auf dem letzten Ringreiten der heiße Punsch und die verschiedenen Schnäpse wieder allzu sehr in die Krone gestiegen. Er verfehlte den rechten Weg und kam um den Dorfteich herum in die Nähe des Brooksborns. Kantor Kühls Bank war sonst nicht nach seinem Geschmack; aber in jener Nacht schien es, als wolle er sich dort etwas von den Tanz- und Trinkstrapazen erholen. Dabei verlor er das Gleichgewicht und kollerte kopfüber durch das Erlengebüsch in den kühlen Brooksborn.

Und der frische Odem der Erde brachte den rasenden Schuster wieder zur Vernunft, soweit wenigstens, daß er um Hülfe rufen konnte. Die ward ihm von Eggert Harms zuteil, der genau wußte, wo er an solchen Tagen einzugreifen hatte. Es hat jedoch keiner viel über diesen Akt am Brooksborn gesprochen; man munkelt aber davon, daß der Nachtwächter ihn noch tüchtig hat zappeln lassen, ja, man traut ihm zu, daß er den heißen Schädel des Schusters noch einmal kräftig in das kühle Quellwasser getaucht hat. Doch läßt sich das nicht sicher feststellen; soviel ist allerdings gewiß, daß Hermann Kröger ihn nach einigen Tagen fragte, ob er bei Eggert Harms Schwimmunterricht gehabt habe.

Diese bissige Bemerkung Hermann Krögers wurmte den Schuster so sehr, daß er seitdem keinen blauen Montag mehr gemacht hat. Den geistigen Getränken hat er zwar nicht entsagt, aber er ist ihrer doch Herr geworden. Darüber hat sich Tille Strube am meisten gefreut und ist getrost seine Frau geworden. Aber auch Eggert Harms hat ihm seine Anerkennung zum Ausdruck gebracht; er nimmt ihn jeden Sonntagnachmittag mit in die Pappelnkate zum Solospiel, zwanzig Bohnen für einen Groschen.

Und nun wieder zurück nach der Steinbank am Dorfteich. Wer hat den Stein an den Teich gewälzt und zu einer Bank hergerichtet? Darüber weiß kein Ladendorfer ein sicheres Wort zu sagen, selbst nicht Kantor Kühl, der genaueste Kenner der Dorfgeschichte.

Als mein Freund Lange und ich in den letzten Ferien im Ladendorfer Schulhause vorsprachen, um uns vom Kantor zu verabschieden, saß er nicht am Schreibtisch, sondern wir fanden ihn auf der Steinbank unter den Eschen. Er wollte mit uns in seine Wohnung gehen, aber wir zogen den Platz am Brooksborn vor.

„Ich lese den Jörn Uhl zum zweitenmal," sagte er. „Zuerst geschah es etwas eilig am Schreibtisch; hier am Dorfteich geht es langsamer, und nun ist der Genuß erst ein voller. Mich dünkt, es hat noch keiner die Eigenart unserer Landschaft und der See so fein belauscht wie der Verfasser, und vor allen Dingen haben es noch wenig Dichter auf solche Weise zum Ausdruck gebracht, daß Energie und Arbeit dem Leben einen vollen Inhalt geben können."

Als er eine Pause machte, fragte ihn mein Freund, weshalb ihm denn das Lesen auf der Steinbank ein besonderer Genuß sei.

„Die Frage habe ich erwartet," fuhr er fort. „Zum Jörn Uhl paßt die ganze Umgebung des Dorfteichs: dort die beiden mächtigen Bauernhäuser von Thies Hennings und Heinrich Ahlers mit all ihrer Mühe und Arbeit und hier die Meierei, die Vertreterin der Neuzeit, mit ihrem Rauch und Maschinengesurr."

Er machte wieder eine Pause. „Wenn Sie von Energie und Arbeit sprechen," sagte da mein Freund, „so dürfen Sie aber auch die Schule nicht vergessen." „Sie haben ganz recht," fuhr der Kantor fort; „wir Lehrer schlagen unsere Arbeit auch garnicht gering an und freuen uns, daß wir heutzutage nicht mehr als geduldete, sondern als unumgänglich notwendige Glieder der Gemeinde angesehen werden."

Die Antwort befriedigte meinen Freund. „Nehmen Sie mir eine Frage nicht übel," sagte er lächelnd und blickte nach der anderen Seite des Teiches hinüber. „Es gehen dort ganz viel frische Spuren den Wall hinauf; wenn man die Ursache nicht kennt, möchte man glauben, daß dort Kinder hinaufgekrochen und über Heinrich Ahlers' Grashof hinüber um den Dorfteich gerannt seien. Ich kann mir aber kaum denken, daß sich die Ladendorfer Jungens in der Nähe der Schule solche Streiftouren erlauben." Er ist ein Freund von allem gesunden, urwüchsigen Leben und mochte jene Spuren mit irgend einem Dorfgeheimnis in Verbindung bringen.

Der Kantor strich sich den grauen Bart und lächelte. „Etwas Ähnliches ist in der vorletzten Nacht in der Tat geschehen, wie mir Thies Hennings berichtet hat," sagte er. „Wenn es Sie interessiert, will ich es Ihnen gern erzählen." Selbstverständlich hatten wir dafür Interesse.

„An den Wochentagen beherrscht nun einmal die Arbeit mit ihrem Ernst das Leben," begann er. „Deshalb sehnen sich Knechte und Mädchen auch einmal nach Abwechselung und möglichst nach froher, ungezwungener Unterhaltung. Was Sie in den Städten im Theater und im Konzert finden und was ich hier auf der Steinbank im Jörn Uhl suche, das wollen sie sich bei Tanz und Gesang im Dorfkrug verschaffen. Das Leben will nach harter Arbeit auch seinen Schmuck haben. Wenn wir ihnen diese Freude beschneiden wollten, würde die Landflucht des Gesindes noch größer werden.

Nun habe ich wohl schon einmal erzählt, daß Heinrich Ahlers' Knecht den Dorfteich von seiner guten und schlechten Seite kennt. Der saß vorgestern im Dorfkrug einem Einunddreißiger gegenüber, der bei seinen Verwandten in der Pappelnkate auf Besuch war. Es war ein kleiner fester Kerl, der nur eben an das Militärmaß heranreichte und dem Hünen von Knecht gegenüber etwas kräftig von seinen Leistungen im Marschieren redete. Der langbeinige Ladendorfer bestritt das zwar nicht, meinte aber doch, daß das noch garnichts gegen seine früheren Leistungen bei der ersten Kompagnie in Rendsburg gewesen sei. So rückten bei diesem Wortgefecht die Vertreter von Altona und Rendsburg einander immer näher, und sachkundige Ladendorfer sagten schon vorher, daß hier möglicherweise die schwielige Faust wieder die Entscheidung bringen müsse.

Da kam noch rechtzeitig Schneider Fischer mit einem originellen Vorschlag. „Leute," sagte er, „es hat keinen Zweck, daß ihr euch mit der Faust auf den Leib rückt; dann wißt ihr doch nicht, wer die muntersten Beine hat. Es ist heller Mondschein, und ihr könnt in unserer Gegenwart einmal den wirklichen Beweis liefern, wer das flotteste Gangwerk hat. Wir gehen mit euch nach dem Dorfteich, jeder erhält eine Viertelstunde, und wer in dieser Zeit die meisten Runden um den Teich macht, hat gewonnen. Seht mal, wir haben da eine vorschriftsmäßige Rennbahn mit zwei Wällen und einem Graben, die als Hindernisse dienen. Der Verlierende muß natürlich für die Preisrichter eine Runde Bier ausgeben."

Schneider Fischer hat die Welt gesehen und gilt etwas bei den jungen Leuten in Ladendorf. So fand sein Vorschlag Zustimmung, und wer auf das Tanzen nicht viel gab, ging mit nach dem Turnier am Dorfteich. Für jeden

Renner setzte sich nun ein Unparteiischer auf die Steinbank, und Schneider Fischer führte den Vorsitz in diesem eigenartigen Preisrichterkollegium. Das Rennen nahm seinen Anfang, dort über den Graben den Wall hinauf und dann durch den Knick. Weiter durch den Grashof, über den zweiten Wall und dann um den Teich herum an der Steinbank vorbei.

Zuerst lief der Soldat seine Viertelstunde, dann der Knecht. Die Landarbeit macht den Menschen geduldig, und so wurde den Zuschauern bei dieser nächtlichen Geduldsprobe die Zeit nicht lang.

Der lange Knecht war auf der ebenen Dorfstraße im Vorteil; aber beim Nehmen des Walls und des Knicks war der kleine Einunddreißiger flinker. So wurde Rendsburg schließlich von Altona um eine halbe Runde geschlagen.

Das Rennen entbehrte auch sonst nicht eines humoristischen Beigeschmacks. Der Altonaer hatte sein Seitengewehr gleich abgelegt; aber er bemerkte sofort, daß ihm der Waffenrock beim Nehmen des Walls hinderlich war. Deshalb zog er ihn während des Laufens aus und hing ihn dem Schneider über die Beine. Trotzdem fiel er bei der dritten Runde vom Wall herunter in den Graben und präsentierte sich zum Schluß mit einer Beinbekleidung, die seinen Feldwebel wild gtmacht hätte.

Aber der Rendsburger hatte auch sein Pech. Er war kein Freund von enger Fußbekleidung, und so war es erklärlich, daß auf der letzten Runde um den Teich sein rechter Stiefel nicht schnell genug aus dem Wallgraben folgen wollte. Er war aber schnell entschlossen, ließ ihn im Schlamm stecken und stürmte mit einem Stiefel weiter. Trotzdem verlor er die Partie; aber er tröstete sich damit, daß sein Gegner sich wegen der verschändeten Hose vielleicht drei Tage bei „Vater Philipp" einquartieren müsse."

So erzählte uns Kantor Kühl, und mein Freund Lange hatte mit größtem Behagen zugehört. „Was sagen denn die Ladendorfer zu einem solchen nächtlichen Turnier?" fragte er dann den Kantor. „Die lachen auch darüber," antwortete er, „und werden sich noch lange über dieses eigenartige Rennen belustigen; ja, ich bin fest davon überzeugt, daß Schneider Fischer, unser Dorfpoet, die Geschichte noch weiter ausschmücken wird."

„Und Heinrich Ahlers?" fragte mein Freund weiter. „Der läßt den Wall wieder von seinem Knecht ausbessern und lacht mit." „Und Thies Hennings und Eggert Harms, die Vertreter der Ordnung?" „Wenn die jungen Leute es nicht zu arg treiben und keinen belästigen, gönnen sie ihnen den Spaß gern und drücken trotz ihres Amtes beide Augen zu," sagte der Kantor.

Da flog eine Schwarzdrossel über den Dorfteich nach dem Schulgarten. Mein Freund Lange ist ein großer Vogelkenner, und sogleich entspann sich zwischen ihm und dem Kantor ein gelehrtes Gespräch über die verschiedenen Drosselarten und über die Ursachen, weshalb sich die Schwarzdrosseln immer mehr den menschlichen Siedelungen nähern.

Nun ist die Gelehrsamkeit nicht mein Gebiet, und deshalb war es mir ganz recht, daß uns die Frau Kantor zu einem Abschiedstrunk einlud.

„Herr Kantor," sagte ich, als wir über den Schulhof gingen, „wenn Sie einmal den Schlüssel zu den Geheimnissen der Steinbank am Dorfteich entdecken, wollen Sie ihn dann für mich aufheben bis zu den nächsten Ferien?" Er strich wieder den grauen Bart und lächelte. „Wollten Sie mich wohl unter die Druckerschwärze zwängen?" war seine liebenswürdige Gegenfrage.



Tierreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

27. Schlange:
   a. Bitt di de Slang (Ringelnatter),
      Weß man nich bang;
      Bitt di de Aller (Kreuzotter),
      Warst du noch waller;
      Bitt di de Watersnak (?),
      Steiht dat Sark in de Mak;
      Bitt di de Sünndrang (Blindschleiche),
      Gaht de Klocken: Klingklang.
      Fürst. Lübeck.
   b. Wenn di bitt en Adder,
      Steihst du noch mal Vadder;
      Bitt di awer 'n Sünnendrang,
      Denn gaht de Klocken: Klingklang.
   Elmshorn. (Spies.)
28. Schmetterling:
   a. Sommervagel, sett di!
      Näs un Ohrn de blött di.
   Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)
   b. Ketelböter, sett di,
      Näs un Mund blött di.
      Fürst. Lübeck. (Müllenhoff S. 509.)
   c. Boddervagel,
      Sigelsagel,
      Sett di,
      Plett di,
      Näs un Mund blött di,
      Kees un Brot smeck di!
      (Diermissen, S. 40.)
   d. Rupenkind,
      Sett di,
      Plett di,
      Will di Beer un Brot geb'n,
      Kannst denn weller wegfleg'n.
      (Diermissen, S. 40.)
   e. Kohlweißling:
      Müller, Müller, Maler,
      Giff mi 'n Sack vull Daler,
      Giff mi 'n Daler in de Hand,
      Denn fohr ik na Engelland!
   f. Müller, Müller, Maler,
      Jungs koß 'n Daler,
      Deerns koß 'n Dubendreck,
      Smiet se œwer'n Schosteen weg.
      Fürst. Lübeck.
29. Schnecke:
   a. Snak, Snak, komm herut,
      Sünst tobrek ik di din Hus.
      (Müllenhoff S. 509.)
   b. Snickemus (Slingemus),
      Krup ut din Hus,[1]
      Stek all din veer, fief Hörn ut,
      Wollt du s' nich utsteken,[2]
      Will ik din Hus tobreken.

[1] oder: Snick, Snick, komm herut,
[2] oder: Wenn du dat nich deist,
      Mak ik din Hus un Hof entwei.
(Suck in Oldesloe.) Vgl. Müllenhoff S. 509.
(Diermissen, S. 40.)

   c. Snickedick, Snickedick,
      Stek din twe Hörner rut!
      Wenn du dat nich deist,
      Smit ik di an 'n Putt (Stein!).

[1] oder: Un wollt du s' nich utsteken,
      So will ik di tobreken.
      (Suck in Oldesloe.)

   d. Takeltut,
      Krup ut din Hus,
      Din Hus dat brennt,
      Din Kinner de schriegt (flennt?),
      Din Fru de ligt in Weken:
      Kann'k di nich mal spreken?
      Takeltut usw.
      (Dithmarschen. Müllenhoff S. 509.)
30. Schwalbe:
   a. As ik wegtröck, as ik wegtröck,
      Weern Hus un Hoff vull;
      As ik wellerkeem, as ik wellerkeem,
      Weer allns verreten, versleten, verspleten
      Fürst. Lübeck.
   b. Wenn 'k weggah, wenn 'k weggah,
      Is Hus un Schün vull;
      Wenn 'k wörkam, wenn 'k wörkam,
      Is 't opfret'n, is 't opfret'n,
      Snipp snur———rr, snipp snur———rr,
      snipp snur———rr!
      Fürst. Lübeck.
   c. As ik uttog,
      As ik wegflog,
      Weeren Kisten un Kasten vull.
      As ik wellerkeem, as ik wellerkeem,
      Was nix mehr drin.
      De Lünk, de Spitzbov,
      Het allns vertehr————rt.
      (Diermissen, S. 37.)
   d. Vergangen Jahr weer vull dat Fack,
      weer vull dat Fack;
      Het all dat Pack verschickt verschackt, verschickt verschackt, verschier———rt.
      (Diermissen, S. 37.)
   e. Lerche:
      Alle Jungfern sünd schöne, sünd schö———ne,
      Wenn ik se seh, wenn ik se seh, wenn ik se seh,
      Wenn se in't Feld gahn, wenn se in't Feld gahn, wenn se in't Feld gahn,
      Denn sünd se schö———ne, denn sünd se schö———ne, denn sünd se schö———ne.
      Schwalbe:
      Abers du schust se sehn, wenn ik se seh, wenn ik se seh!
      Wenn se in de Kök gahn, wenn se in de Kök gahn,
      Un bi'n Pott stahn, un bi'n Pott stahn;
      Denn schulln se sik wat scha———men!
      (Diermissen, S. 35.)
31. Star:
      Luise! Luise! komm hier
      Und sieh und sieh und sieh!
      (Suck in Oldesloe.)
32. Stier:
   a. Bull, Bull, Bodderbrot,
      Sla 'n dicken Deef dot;
      Will he denn nich knacken,
      Sla em op de Hacken,

Will he denn nich weenen,
Smiet em an de Beenen . . . . .
Fürst. Lübeck.

b. Bull, Bull, Boor,
Lehn mi dien Koor,
Lehn mi dien Botterfatt,
Hest du söben Johr wat.
Hest du nich noog,
Kööp di wat,
Hest du to veel,
Stick't in dien groot Kehl!
(Smiet wat lang de Dehl.)
(Schumann, S. 43.)

33. Storch:

a. Adebar to Neste (Nester),[1]
Bring mi 'n lüttje Swester.
Adebar, oder[2]
Bring mi 'n lütljen Broder.
(Müllenhoff S. 477.)

[1]) oder: Adebar, du Bester.
[2]) oder: Adebar, du Goder (Gauder).

b. Hoddebar, Oder,
Bring mi 'n lütt'n Broder,
Hoddebar, Ester,
Bring mi 'n lütte Süster.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

c. Stork, Stork, Oder,
Bring mi 'n lütten Broder!
Stork, Stork, Ester,
Bring mi 'n lütte Schwester!
Südl. Angeln.

d. Adebar Langbeen
Sitt op 'n Schosteen,
Het sin roden Strümp an,
Geit as en Eddelmann.

e. Stork, Stork, Steen,
Mit de langen Been,
Hest rode Strümp an,
Geihst as en Eddelman.
(Diermissen, S. 38.)

f. Storch, Storch, Steiner,
Mit de langen Beiner,
Flieg' mir in das Bäckerhaus
Und hol einen warmen Weck heraus!
(Suck in Oldesloe.)

g. Adebar, du Langebeen,
Wonehr wollt du na Fehmern tehn?
Wenn de Rogg riept,[1])
Wenn de Pogg piept,
Wenn de gęln Bęrn
Up 'n Bom glärn (glänzen),
Wenn de roden Appeln
In de Tonn klappeln,
Wenn de Spies ward lütt un kleen,
Will ik hen na Fehmarn tehn.
Fürst. Lübeck (vergl. Müllenhoff S. 478, Wegener, S. 89).

h.[1]) oder: Tokum Johr um diss' Tid,
Wenn de Rogg riep is,
Wenn de Pogg piep seggt,
Wenn de roden Appeln
In de Bilag klappeln,
Wenn de gęlen Beeren
In de Kisten smeeren. (Krützfeld.)

i. Adebar, du Langebeen,
Wann wollt du to Land tehn?
Wenn dat Korn is ünner't Dack
Un de Bur de Stoppeln plackt,
Wenn gęl de Appeln
In de Kist bald klappern.
(Lehrer em. Buck in Todendorf.)

k. Adebar, du Langebeen, (Ēbēr, du —)
Hest min Vader nich hang'n sehn?
(Hest min Vader un Moder sehn?)
Ja!
Wonehm? (Wo sünd se denn?)
In dat grote Kiwittsmoor.
(In dat grote lange Hus — In dat grote Kiwittshus — In't Moor — In de lange Twit.)
Wat deit he dar?
Snitt (kämmt) sin Hoor.
Wat schöllt de Hoor?
Fruns (Brut'n) uphebbn.
Wat schöllt de Fruns?
Bett'n maken.
Wat schöllt de Betten?
Herrn in slapen.
Wat schöllt de Herrn?
Köh köpen (höden).
Wat schöllt de Köh?
Melk gęb'n.
Wat schall de Melk?
Katt'n (Muschkatt) slappen.
Wat schöllt de Katt'n?
Müs fang'n.
Wat schöllt de Müs?
(Morg'n fröh Klock acht schöllt all de Müs in'n Rok hang'n. — Müs woll 'k in'n Rok hang'n, Da keem 'n ollen schewen Schinnerknech Un schott mi all den Rok weg.)
Hackels sniden (maken).
Wat schall de (dat) Hackels?
Peer fręten (hebbn).
Wat schöllt de Peer?
Land umplög'n.
Wat schall dat Land?
Korn up wassen.
Wat schall dat Korn?
Brot von backen.
Wat schall dat Brot?
Minschen (Herrn) ęten.
Wat schöllt de Minschen?
Arbeid'n.
(Vgl. Müllenhoff S. 478, Wegener S. 319.)

34. Unke:

a. Unk', Unk', Unk',
Vör Tieden weer ik jung;
Harr ik eh'r en Mann nahm,
Wär ik nich in 'n Diek kam.
(Suck in Oldesloe.)

b. Uhk! min Kind is dot.
Uhk! min ok.
Uhk! schall en grön Kleed anhem,
Uhk! min ok.
(Diermissen, S. 41.)

35. Weberknecht (Phalangium opilio):
Harm, Harm, Hinkelbeen,
Hest min Peer un Köh nich sehn?
(Suck in Oldesloe.)

Mitteilungen.

1. Zu: Plantago media, Jahrg. 18, S. 204. Bei Plantago media (Kiel-Wik) handelt es sich um einen schon bekannten Standort. Man vergleiche: Hennings' Standortsverzeichnis, Kiel 1876. Ihr Vorkommen in künstlichen Rasen, z. B. am Regierungsgebäude in Schleswig, deutet auf Verschleppung durch Grassaat, und auf ähnliche Weise mag sie auch in den Biergarten in Kiel-Wik gekommen sein. Übrigens stellte sie sich auch verschiedentlich ein auf den Kieler Schuttplätzen. — Auch die andern an der Böschung oder in der Nähe des Kaiser-Wilhelm-Kanals (nicht nur bei Kiel) auftretenden, für unser Gebiet selteneren Pflanzen, z. B. Brachypodium pinnatum in mehreren Formen, Bromus erectus, Luzula nemorosa, Asperula glauca, Galium silvestre, Tunica prolifera, Sanguisorba minor, Teucrium scorodonia, Campanula persicaria und Rapunculus sind ohne Zweifel durch die Grassaat hierher gebracht und mithin nur von geringem Interesse. Bei Juncus tenuis und Euphorbia cyparissias, die gleichfalls am Kanalufer auftreten, handelt es sich dagegen um ein allmähliches Ausbreiten von Süden nach Norden über unser Gebiet und zwar hauptsächlich längs der Verkehrswege.

Kiel-Gaarden, August 1908. Alb. Christiansen.

2. „Volkskundliche Findlinge." Das unter vorstehender Überschrift in der „Heimat" 1908, Nr. 5, auf S. 140 von Herrn H. Carstens in Dahrenwurth mitgeteilte „Nachsprechspiel" erinnert mich an zwei ähnliche Scherze, die ich in meiner Kinderzeit in Hamburg gehört habe, für deren genauen Wortlaut (außer den Namen) ich jedoch nicht mehr einstehen kann. Das erste dieser Spiele lautet ungefähr: „Dies ist der Schlüssel zum Garten, in welchem drei Jungfrauen warten. Die eine heißt Binka, die andere Bibiabinka, und die dritte heißt Zizíknabiabibiabinka." Es klingt also in den Namen, obwohl diese etwas kürzer sind, an das von Herrn Carstens mitgeteilte Spiel an. Woher es stammt, weiß ich leider nicht. — Das zweite Spiel, das auch im südlichen Holstein bekannt zu sein scheint und vielleicht in Müllenhoffs Sagen usw. sich findet, ist weitläufiger als das obenstehende. Es lautet etwa: „Da wör en Mann, de harr dree Söhns; de een heet Schack, de anner heet Schackschawwerack, un de drüdde heet Schackschawwerackschack-romini. Un da wör ok en Fru, de harr dree Döchder; de een heet Sipp, de anner heet Sippsipp-lipp, un de drüdde heet Sippsipplippsipp-elimini. Un Schack nöhm Sipp, un Schackschawwerack nöhm Sippsippelipp un Schackschawwerackschack-romini nöhm Sippsippelippsipp-elimini." C. Rud. Schnitger in Hamburg.

3. Hawr Contract zwischen Silcken Frawens vnnd Dieterich Bradenstaell. Mitgeteilt von Dr. K. Seitz in Itzehoe. Zu wissen sei hiemit Jedermanniglichen, daß heute dato den 2 Januarij des 1640. Jahres ein bestendiger Haur Contract geschehen vnnd vollenzogen ist, zwischen der Ehrbaren und Tugendsamen Sihle Frawens, Sehl. Michell Frawens gewesenen Voigt in Greuenkoep hinterlaßenen wittiben, Einß vnnd dem Achtbahren vnnd Wollvornehmen Diederich Bradenstahll Bürger in Itzehoe anderntheils, dermaßen vnnd also: Eß verheuert Sihle Frawens vor sich vnnd Ihre Erben, besagten Diederich Bradenstahll vnnd deßen Erben aus Ihren Hofflandes in Cremptorff gelegen, so vorhen Peter von Aspern zugehorich gewesen, vnnd Sehl. Michell Frawen in der Lösung an sich gebracht, 22 Morgen, so sich 6 stucke breit auff vnnd nieder, auß der Süderawer Landscheidung biß in die Cremptörper straßen erstrecken, vff 5 Jahrlangh von dato an zurechnen, mit Ochsen vnnd pferde zu weiden, jedes jahr die Morgen zu 7½ Rthlr., belauft sich die Summa jahrlichs vff 165 Rthlr., welche Haurgelder dan besagter Haurman Verheuerinnen jahrliches vff Michaeli richtig erlegen vnnd in einer Summa betzahlen will, wurde aber Sihle Frawens zur ablegung der renten des Haues vff vorhergehende pfingsten etwan 50 Rthlr. begehrend sein, hat sich der Haurman versprochen Iher dieselben vnweigerlich zue zahlen vnnd auch keine renten darauff zurechnen, Darentjegen wan etwan dieser Hofflandes in wehrenden 5 Hauerjahren solte verkauft werden, wolle mehrgedachte Sihle Frawens Ihrn Haurman zufrieden stellen vnnd vor den Abtridt einen willen machen. Uber dieses verpflichtet sie sich, daß sie die fredung um das Landt fertig halten, auch alle vnpflichte, so darauf fallen muchten, davon abhalten, vnnd dieß Landt in 3 Campen abmachen oder von einander scheiden, damit der Haurmann sein Vieh also vmbweiden kann, Jedoch ist hiebey bescheiden, wan die freding gemachet, dieselbe auch von guten Leuten vor gudt geachtet worden, vnnd alßdan Ochsen darunter waren, die sehr vberspringen, daß solche springende Ochsen der Haurman alsoforth davon abnehmen wolle, — Darauff ist dieser Haur Contract geschloßen, von beiden theilen vnterschrieben, vnnd wehret die Haur von Anno 1640 biß 1645. geschehen wie obgemellt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 10. Oktober 1908.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3100. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Vereinsgabe 1908: Photogravüre nach dem Gemälde von
J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein
Kartongröße 120×90 cm, Bildfläche 74×54 cm, Ladenpreis **20 M.**
Preis: **5,7[illegible] M.**, einschl. Porto u. Verp. **6,45 M.**

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

214. Biehl, H., Lehrer, Bilsen b. Barmstedt. 215. Blöcker, Molkerei-Direktor, Kiel, Lerchenstr. 12. 216. Böttger, Fr., Mittelschullehrer, Altona, Friedens-Allee 78. 217. Brodersen, C., Zarpen i. Holst. 218. Bundis, Kaufmann, Burg a. F. 219. Frauen, Baumeister, Hassee b. Kiel, v. d. Goltz-Allee 17. 220. Haack, Ernst, Schutzmann, Kiel, Jägersberg 19. 221. Frau Gretchen Nell, Oldenburg i. H. 222. Ruhe, Bürgermeister, Krempe. 223. Lesehalle Marne. 224. Volksbibliothek Hassee.

Zur Nachricht:

1. Der geschäftsführende Ausschuß ist der liebenswürdigen Einladung des Bundes „Heimatschutz" zur Teilnahme an seiner am 23. September tagenden Jahresversammlung in Lübeck gefolgt und hat den Vorsitzenden unsers Vereins, Herrn Rektor Peters-Kiel, mit seiner Vertretung beauftragt.
2. Wie den Mitgliedern des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde (Stuttgart), so hat auf mein Ersuchen der Verlag Wilh. Langguth in Eßlingen sich dazu bereit erklärt, auch unsern „Heimat"-Mitgliedern das empfehlenswerte Werk **„An der Wende des Jahrhunderts,** Rückblicke auf die Fortschritte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert und Ausblicke auf die Aufgaben, welche das 20. Jahrhundert zu lösen hat," zu dem Vorzugspreise von **1,50 M.** per gebundenes Exemplar (statt 3 M) abzulassen. Das Buch umfaßt 322 Seiten und enthält eine Sammlung von 8 Vorträgen, herausgegeben von Seminaroberlehrer M. Kohler in Eßlingen a. N. Inhalt: 1. „Die Elektrizität im 19. Jahrhundert und ihre Anwendung in der Praxis" von Professor Weiler in Eßlingen. — 2. „Entstehen und Vergehen der Welt" von

Pfarrer Dr. Engel in Eßlingen. — 3. „Die Chemie im 19. Jahrhundert“ von Privatdozent Dr. H. Kauffmann a. d. Techn. Hochschule in Stuttgart. — 4. „Die Technik im 19. Jahrhundert“ von Oberbaurat Groß, General-Direktor der Maschinenfabrik Eßlingen. — 5. „Die Heilkunde im 19. Jahrhundert“ von Medizinalrat Dr. Späth in Eßlingen. — 6. „Die Tier- und Pflanzenwelt“ von Fr. Reinöhl, Seminaroberlehrer in Künzelsau. — 7. „Meeresforschungen im 19. Jahrhundert“ von Dr. Schaible in Eßlingen. — 8. „Die Entwicklung der Physik im 19. Jahrhundert“ von Rektor Haage in Eßlingen. — Bestellungen, denen der Betrag in Marken beizufügen ist, werden vom Unterzeichneten weitergegeben.

3. Das Märzheft steht unsern Mitgliedern nach wie vor zum Preise von 30 Pf. für das Exemplar zur Verfügung.
4. Mehrere Mitglieder suchen zu kaufen das inzwischen vergriffene Maiheft des Jahrgangs 1907 unserer „Heimat.“

Kiel-Hassee, 26. September 1908. Der Schriftführer:
Hamburger Chaussee 86. H. Barfod.

Mitteilungen.

1. Tondernsche Spitzen. In dem schmucken Kunstindustrie-Museum am Vestre Boulevard in Kopenhagen ist gegenwärtig (Februar 1908) eine Ausstellung tondernscher Spitzen (und zwar vorwiegend aus der Blütezeit dieser Industrie) veranstaltet. Diese eigenartige, kunstgeschichtlich ungemein wertvolle Ausstellung zeichnet sich durch größte Reichhaltigkeit und durch Übersichtlichkeit aus; etwa 1400 Nummern sind zusammengebracht dank der Bereitwilligkeit, mit der sowohl seitens der in- und ausländischen Museen wie von privater Seite der Ausstellungsleitung entgegengekommen ist. Unter den ausgestellten Sachen finden sich Beiträge aus kunstgewerblichen Museen Schleswig-Holsteins, Hamburgs und Paris; von den Sammlungen aus Privatbesitz ragen hervor diejenigen der Königin von Dänemark, der Prinzessin Marie von Dänemark und der Frau Professor Tegner. Das Prachtstück der Ausstellung ist ein Spitzenmuster aus dem Cluny-Museum in Paris, das wegen seiner Schönheit in der Zeichnung, Feinheit des Fadens und der technisch vollendeten Ausführung das ganz besondere Interesse der Besucher erregt. Andresen in Kiel-Gaarden.

2. Anfrage. Als ich die Geschichte ‘Hans un de Preester’ (Wat Grotmoder vertellt I S. 22, abgedruckt in der „Heimat,“ im Juliheft 1904) veröffentlichte, die Geschichte, in der Hans die abgemähte Wiese wieder aufstehen läßt, war sie mir erst einmal erzählt worden, von dem alten Waldarbeiter Buck in Stawedder bei Süsel (geb. 1827). B. wollte die Geschichte as Goos'harrjung von einem alten Schweden gehört haben, der von der Zeit der Freiheitskriege her in Süsel behängen bleb'n weer. — Seitdem ist mir die Geschichte noch einmal erzählt worden, von dem alten Arbeiter Külsau (geb. 1829) in Nettin bei Neustadt. K. behauptet, er habe die Geschichte in einem alten Buch gelesen, das ihm von einem abgedankten Schullehrer in Plön geschenkt worden, aber später abhanden gekommen sei. In diesem Buch, 'n ganz ol Book, hätten u. a. 100 Mittel gegen Menschenkrankheiten und 100 Mittel gegen Viehkrankheiten gestanden. — Sollte sich nicht von diesem alten Buch, einem Kalender vermutlich, noch irgendwo ein Exemplar aufstöbern lassen?

Oldenburg i. Gr. Prof. Dr. Wisser.

3. Fruchtknospen der roten Johannisbeeren. Das Lübecker „Wochenblatt für Landwirtschaft und Gartenbau“ vom 29. Februar 1908 schreibt u. a.: Frage: Welche Vögel fressen im Winter die Fruchtknospen der roten Johannisbeeren ab? In dem Verdacht, die Übeltäter zu sein, habe ich die Amsel usw. Antwort: Der Fragesteller hat richtig beobachtet. Die Schwarzdrosseln oder Amseln sind die Übeltäter. Man duldete die schmucken, zutraulichen Konzertgeber; nun sind sie in der Nähe menschlicher Wohnungen seßhaft geworden und kommen stellenweise so massenhaft vor, daß sie angenehmere und nützliche Vögel verdrängen, die Nester der Nachtigallen, Grasmücken, Rotkehlchen und Buchfinken plündern, vor allen Dingen aber die süßen Früchte unserer sämtlichen Beerenobstarten in der frechsten Weise stehlen. — Auch die Sperlinge vernichten im Winter viele Knospen der roten Johannisbeersträucher. Man hält sie fern dadurch, daß man im Herbst, nachdem das Laub abgefallen ist, die Büsche hin und her mit dünnen Zwirnsfäden überzieht.

Hohenwestedt. D. Hauschildt.

Freunde der „Heimat,“ werbt der „Heimat“ neue Freunde.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 10. Oktober 1908.

Aus der Vergangenheit der Haseldorfer Marsch.

Vortrag auf der Generalversammlung in Ütersen am 9. Juni 1908.

Von **Johs. Schmarje** in Altona.

I.

Die Geschichte der Haseldorfer Marsch und was ihre Bewohner an Freude und Leid erfahren haben, steht in recht naher Beziehung zu dem Haseldorfer Schloß. Das jetzige Herrenhaus, ein langgestreckter, vornehmer Bau im Empire-Stil, ist in den Jahren von 1801—1805 entstanden. Wenn wir den schönen parkartigen Garten betreten, fällt unser Auge auf den noch deutlich erkennbaren alten Burgplatz. Hier stand von Wall und doppeltem Graben umgeben die alte Burg, die gegen Mitte des 18. Jahrhunderts so baufällig geworden war, daß sie abgebrochen werden mußte. Von den Trümmern war bei der Anlage des jetzigen Lustgartens nur noch ein Steinhaufen übrig.



Schloß Haseldorf bei Ütersen.

Die viel jüngere Burg zu Haselau wurde erst vor 100 Jahren abgebrochen. Der große rechteckige Burgplatz mit seinem breiten Graben ist noch heute unbebaut und in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten.

Als im 12. Jahrhundert die von dem Slavenapostel Vicelin geförderte Eindeichung der Elbmarschen durch eingewanderte Niederländer und Ostfriesen erfolgte, entstanden hier zahlreiche Ortschaften, darunter auch Haseldorf und Haselau. Schon um 1190 wird die Burg zu Haseltorpe und 5 Jahre später das Kirchdorf gleichen Namens erwähnt.[1]) Spärlich und verworren sind die Nachrichten, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind. Schon die Frage nach der ursprünglichen Landeshoheit über die Haseldorfer Marsch ist zur Zeit noch nicht völlig entschieden. Einen wertvollen Beitrag zu ihrer Lösung — und zwar unter Benutzung mancher neuer Quellen — bietet Prof. Detleffsen in seiner Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Bd. I. In der Hauptsache scheint jedoch folgendes geschichtlich ziemlich verbürgt zu sein:

1. Die Landeshoheit über die Haseldorfer Marsch wurde sowohl von der weltlichen wie von der geistlichen Macht beansprucht. Die weltliche Macht suchte ihre Ansprüche zunächst durch die holsteinischen Grafen und deren Lehnsherrn, den sächsischen Herzog, und später durch den dänischen König zur Geltung zu bringen. Sie stützte sich dabei auf das herkömmliche Recht, nach welchem die uneingedeichten Marschen als Gemeinbesitz des Landes angesehen wurden, über den sie allein das Verfügungsrecht habe, wie denn noch heute der Anwachs unserer Seemarschen als Staatseigentum gilt. Eine Bekräftigung ihrer Rechtsansprüche fand sie in der von ihr in den Marschen geleisteten Kulturarbeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Elbmarschen schon vor ihrer Eindeichung nach holländischem Muster an manchen Stellen besiedelt und mit Schutzdämmen versehen waren. Das war sicherlich nicht ohne Mitwirkung der weltlichen Landesherren geschehen. Beweis für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme ist z. B. der Ortsname Grevenkopp im Kirchspiel Krempe. Als alte sächsische Ansiedelungen in der Haseldorfer Marsch dürfen wir das ehemalige Ichhurst,[2]) sodann Hohenhorst und vielleicht auch das auf einer Wurt — also vor der Eindeichung — gegründete Bauland (drei Höfe zwischen Haselau und Ütersen) ansprechen. Von den mit ihrer Hülfe besiedelten Ortschaften erhob die weltliche Macht Abgaben, nämlich Grafenheuer und Grafenschatz, ebenso beanspruchte sie die Heeresfolge der wehrhaften Mannschaft beim Aufgebot des Heerbannes.

Die geistliche Macht gründete ihre Ansprüche auf die Hoheitsrechte über die Marsch — oder wenigstens über einige ihrer Bezirke — gleichfalls auf die von ihr beschaffte Kultur. Und auf diesem Gebiet hat sie planmäßiger, großzügiger und weit erfolgreicher gewirkt als die weltlichen Herren, war es doch das Werk des Slavenapostels Vicelin, holländische Kolonisten hierher zu führen, die die Bedeichung der ganzen Elbmarsch nach holländischem Vorbild im 12. Jahrhundert ausführten. Hinter dem Kolonisten Vicelin aber hatte die Bremer Kirche mit ihrem weitreichenden Einfluß und ihren großen Mitteln gestanden. Dazu kam noch, daß die holsteinischen Grafen oder deren Lehnsherren zu Gunsten einzelner Klöster und Kirchen von der Erhebung weltlicher Abgaben Abstand genommen hatten. Die Kirche konnte sich also in dem Streit um die Landeshoheit auf vor Zeiten erworbene Privilegien berufen.

2. Es erscheint als geschichtlich feststehend, daß die Ansprüche der Bremer

---

[1]) Detleffsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Bd. I S. 67.

[2]) Der Rest ist unter dem Namen Ekhorst (= Eichenhorst) bei Hetlingen noch jetzt vorhanden.

Kirche in der Haseldorfer Marsch gegenüber den Ansprüchen der weltlichen Herren im 13. Jahrhundert das Übergewicht erlangten. Ein Ritter Theodoricus von Haselthorpe bezeichnet sich 1228 ausdrücklich als Dienstmann der Bremer Kirche.

3. Dem Streit zwischen weltlicher und geistlicher Macht um die Landeshoheit, der naturgemäß zu blutigen Fehden führen mußte, unter denen die Landschaft ohne Zweifel schwer zu leiden hatte, ist es mit zu danken, daß die zwischen beiden Mächten stehenden Bauernschaften ihre freie Gemeindeverfassung mit einigem Erfolg verteidigen konnten. Sie sind — auch im späteren Mittelalter — nie zu Hörigen herabgedrückt worden wie in anderen Landesteilen. Noch heute ist in den beiden Gütern Haseldorf und Haselau nur ungefähr ein Drittel des Areals Hofland, das übrige ist Eigentum der Bauern. Ähnlich wird die Aufteilung des Bodens schon damals gewesen sein.

Unter Berücksichtigung dieser Zustände werden die Vorgänge, die sich im 13. Jahrhundert und in der Folgezeit in der Haseldorfer Marsch abspielen, einigermaßen verständlich erscheinen.

Nach dem Aussterben des Rittergeschlechts von Haselthorpe kommt die Burg in die Obhut der angesehenen und tatkräftigen Ritter von Barmstede. In einer Urkunde aus dem Jahre 1257 nennen sie sich Ministeriale, d. h. Dienstmannen der Bremer Kirche. Das Bestreben der Erzbischöfe, die alleinige Herrschaft über die ganze Haseldorfer Marsch zu gewinnen, fand, wie bereits erwähnt, Widerstand bei den holsteinischen Grafen. Diese durften nicht gutwillig auf das wertvolle Gebiet an dem schiffbaren und von hier aus leicht zu beherrschenden Strom verzichten. Es kam daher zu einer Fehde. Der Ritter Heinrich von Barmstede stellte sich, obwohl auch die Grafen von ihm die Erfüllung seiner Lehnspflicht forderten, auf die Seite der Kirche. Mit Hülfe der Hamburger wird er 1282 in der Schlacht bei Uhtersten (Ütersen) von Graf Gerhard geschlagen und gedemütigt. Für einige Jahrzehnte scheint die Marsch Friede und Ruhe gehabt zu haben. Um das Jahr 1300 aber erhebt die Kriegsfurie aufs neue ihr Haupt, und dieses Mal sind es die Bauern, welche die Kosten zu zahlen haben.

Die Bauern der Haseldorfer Marsch hatten sich nämlich zu einem Aufstand zusammengetan, um sich mit den Waffen in der Hand von den ihnen drückend erscheinenden Lasten zu befreien und um größere Freiheiten zu gewinnen. Einige holsteinische Ritter des niederen Adels hatten gemeinsame Sache mit ihnen gemacht, und ein Haufe kampfgewohnter Ditmarscher und Leute von jenseits der Elbe waren zu ihrer Hülfe herbeigeeilt. Da verbanden sich die weltlichen Herren mit der Kirche, um mit vereinten Kräften die unzufriedenen Bauern in ihre Schranken zurückzuweisen. Am 28. Juni 1306 kam es bei Ütersen zum Entscheidungskampf.[1])

Von den vereinigten gräflichen und bischöflichen Streitkräften wurde das bäuerliche Heer nach tapferer Gegenwehr[2]) vollständig geschlagen. Ihr Anführer Peltz wurde geschleift, gerädert und geviertelt.[3]) Damit war die Kraft des

---

[1]) Das Schlachtfeld ist wahrscheinlich in der Gegend gewesen, wo wir jetzt das unmittelbar an Ütersen angrenzende Dorf Nordende finden. Die plattdeutsche Bezeichnung dieses Dorfes ist „Muddinn." Sollte diese volkstümliche Bezeichnung nicht als Mordinn = Mordende zu deuten sein? Hier hatte die Schlacht, die Hinmordung der aufständischen Bauern ein Ende. Die sprachlich falsche Verhochdeutschung des Mordinn in Nordende wäre dann auf den Umstand zurückzuführen, daß das Mordende zufälligerweise am Nordende Ütersens lag.

[2]) Neocorus, Bd. I S. 355.

[3]) In den sagenhaften Berichten über Gerhard den Großen wird auch erzählt, daß er die Entscheidung in dieser Schlacht durch eine persönliche Heldentat herbeigeführt

Bauernstandes in dieser Gegend auf lange Zeit gebrochen. Merkwürdig ist es, daß keine Überlieferung, kein Lied dem heute lebenden Geschlecht der Haseldorfer Marsch von den Kämpfen seiner Vorfahren erzählt. Die Erinnerung an die Vergangenheit ist hier wie ausgelöscht, geschichtlicher Sinn scheint gar nicht zur Entwickelung gekommen zu sein. Die alten Leute wissen ihren Kindern nämlich auch nichts von Ereignissen der folgenden Jahrhunderte zu erzählen.

Die Frucht des Sieges bei Ütersen fiel zur Hauptsache der Kirche in den Schoß. Die Bremer Erzbischöfe wissen es durchzusetzen, daß der größte Teil der Haseldorfer Marsch in ihren Vollbesitz gelangt. Die Herrschaft des Krummstabes gedieh den Bewohnern indessen nicht zum Heil. Fast ein Jahrhundert hindurch — von 1345 an — war dieser fruchtbare Landstrich der Schauplatz der wildesten Raubritterfehden. Das Bremer Erzbistum scheint in beständiger Geldnot gewesen zu sein. Haseldorf wanderte daher als Pfandbesitz von der Hand des einen Ritters in die des andern, und jeder tat natürlich sein Bestes, um sich für die der Kirche geliehenen Summen schadlos zu halten. Als aus der Marsch selbst nichts mehr herauszupressen war, wurde die ganze Umgegend von diesen Wegelagerern übelster Sorte gebrandschatzt. Einer dieser Strauchritter zog mit einer Bande von 50 Gewappneten aus und plünderte u. a. Rellingen, Bargstedt, das Kloster Reinfeld und Ahrensburg.[1])

Die in der Fehde der Grafen gegen ihren Vasallen, den Ritter von Barmstedt, zerstörte Haseldorfer Burg war 1345 wieder erbaut worden. Sie scheint eine ziemlich sichere Herberge für diese Wegelagerer gewesen zu sein, die sich bei Gelegenheiten noch mit Banden aus der überelbischen Marsch verstärkten. Auch mag die Unwegsamkeit der Marsch die Sicherheit des Raubnestes erhöht haben.

Einer der Berüchtigtsten war Hartwig Heest, und sein Sohn gleichen Namens gab ihm nichts nach. Die Stammburg der Heeste — nach ihnen ist das benachbarte Geestdorf Heist benannt — soll auf der Koppel gestanden haben, die heute als „näien (= neuen) Hof" bezeichnet wird. Ihre Taten schrien dermaßen zum Himmel, daß sich sogar der Kaiser zum Einschreiten veranlaßt sah; und von der Kirche wurden sie in den Bann getan. Ihre Frevel waren auch zu arg. Sie hatten sich an Kirchengut vergriffen und den Priester Hinrik Stapel zu Hamburg und den Kanonikus Lüdeke Schyldern zu Stade in das Burgverließ zu Haseldorf geworfen und sie dort sechs Wochen lang in schwerer Haft gehalten.[2]) Da ließ dann der Kaiser Karl IV. am 12. Oktober 1352 ein Gebot ausgehen an seine Lieben und Getreuen, nämlich an die sämtlichen Grafen von Holstein, Stormarn und Schauenburg, daß sie den Ritter Hartwig Heest und seinen Knappen Wilkin Breddenflete nötigen sollten, ihre Gefangenen binnen 14 Tagen freizugeben. Von der Wirkung der kaiserlichen Botschaft erfahren wir nichts. Jedenfalls blieb Hartwig Heest im Besitz von Haseldorf, und das Geschäft wurde von ihm und seinen Nachfolgern fortgesetzt, also daß die Raubzüge sich sogar bis Neumünster ausdehnten. In der Haseldorfer Marsch selbst erreichte das Elend seinen Gipfel, als im eigenen Gebiet blutige Fehde entbrannte, weil die eine Hälfte dem Hartwig Heest, die andere dem Ritter Borchart von Krumdiek verpfändet war.

---

habe. Er habe nämlich den Bauernführer Peltz an der Gurgel gepackt und zu Boden geschleudert. Diese Geschichte hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Die Bauern werden keinen Schwächling an ihre Spitze gestellt haben, der von einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling zu Boden geworfen werden konnte. Gerhard konnte damals höchstens 16 Jahre alt sein.

[1]) Detleffsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen Bd. I S. 276 u. ff.

[2]) Detleffsen, Bd. I S. 277 u. ff.



Um den unerträglichen Zuständen, unter denen schließlich weite Gebiete zu leiden hatten, ein Ende zu machen, machten die schauenburgischen Grafen Anstrengungen, die ganze Haseldorfer Marsch vom Erzbistum Bremen käuflich zu erwerben. Durch geschickte Benutzung der Verhältnisse gelang es endlich Adolf VII. (von der Plöner Linie), sich in den Pfandbesitz der Vogtei Haseldorf, wozu auch

das später untergegangene Bishorst, Haselau, Seestermühe und Seester gehörten, zu setzen. Das geschah im Jahre 1379. Der Pfandbesitz gedieh allmählich zum Vollbesitz, da der verschwenderische Erzbischof die Pfandsumme (7200 Mark) nicht zahlen konnte. Durch Erbverträge unter den Schauenburger Grafen und nach verschiedenen Wandlungen, die wir hier übergehen, kam die Haseldorfer Marsch schließlich an die herzogliche Linie und nach Adolf VIII. Tode an den König Christian I. von Dänemark (1460).

Es ist noch ein kurzes Wort zu sagen über die Gebietsausdehnung der erzbischöflichen Vogtei Haseldorf. Im Süden wird sie von den Besitzungen der Schauenburger Grafen begrenzt, die hier um 1311 am Geestrand nahe bei Wedel die starke Hatesburg (= Streitburg) erbaut hatten. Die Burg, in Danckwerths Chronik (1652) noch verzeichnet und beschrieben, ist wahrscheinlich schon kurz darauf in einem der Schwedenkriege zerstört worden. Zu den Besitzungen der Grafen gehörten auch das am Elbdeich belegene Hetlingen, ferner Ländereien am rechten Ufer der Pinnau, ein Teil der Feldmark des Dorfes Neuendeich und die Dörfer Kurzenmoor und Wisch zwischen Krückau und Pinnau. Ebendaselbst hatte das Kloster Ütersen Besitzungen, wie denn auch heute noch Kirche und Schule zu Seester unter dem klösterlichen Patronat stehen. Das Kloster schob sich mit seinen Marschländereien bis hart an Haselau. Bauland z. B. war z. T. von Hartwig Heest an das Kloster verkauft worden.

Nehmen wir jetzt den geschichtlichen Faden wieder auf. Im Jahre 1494 verkaufte König Hans die Vogtei Haseldorf mit ihren 5 Kirchspielen an den Ritter Hans v. Ahlefeldt, der 1500 als Bannerträger in der Hemmingstedter Schlacht fiel. Fast 3 Jahrhunderte (bis 1731) blieb das Gut im Besitz dieser Familie. Es ist erklärlich, daß die Schicksale der Haseldorfer Marsch recht eng mit den Schicksalen der Ahlefeldts verwachsen sind. Das zeigte sich schon bei nächster Gelegenheit. Die Marsch wurde nämlich bald durch eine erbitterte Familienfehde in Aufregung versetzt. Dies kam so: Benedikt v. Ahlefeldt, Sohn oder Enkel des Bannerträgers, lag mit seinem Bruder Wulf in blutigem Streit wegen des Weiderechts im Außendeich. Der Streit wurde auf ihre Söhne Detlev zu Haseldorf und Marquard zu Haselau vererbt. Bei einem Gastmahl auf Haseldorf, wo man den Streit beilegen wollte, überfiel der betrunkene Marquard seinen Vetter, der aber „schoß ihm mit einer Pistole die Eingeweide im Leibe entzwey, welches er (hernach) über ein silbern Röhrlein hat heilen lassen.“ In der Fastenzeit 1599, als Detlev von einem Begräbnis heimkehrend im Dorfe Braak bei Neumünster herbergte, lauerte ihm Marquard mit seinen Gefährten auf. In geradezu scheußlicher Weise wurden Detlev v. Ahlefeldt, sein Vetter Friedrich v. Brockdorff und vier ihrer Begleiter ermordet. Marquard ging einige Jahre außer Landes. Kurz nach seiner Rückkehr (1608) starb er auf seinem Gute Haselau. „Er wollte sein Pferd tummeln, da bricht ihm sein Eingeweide, das er über ein silbern Rohr hatte heilen lassen. Da fällt er vom Pferde in seinen Degen und stirbt schleunig“ [1]) — und zwar, wie ein anderer Chronist sagt: „sanft, selig und voll Gottesfurcht.“ [2]) Sein Leichenstein ist in der Kirche zu Haselau noch ziemlich wohl erhalten.

---

[1]) Detleffen Bd. II, S. 151.

[2]) Louis Bobé, S. 158.



Eine Heimatbibliothek für S. M. S. „Schleswig-Holstein.“

Von Pastor Dr. **Christian Stubbe** in Kiel.

II.

Sehr fruchtbar ist Schleswig-Holstein auf dem Gebiete der schönen Literatur gewesen. Eine hübsche Zusammenstellung der Erzählungen bietet W. Lobsien* (Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein). Allgemein literargeschichtlich sind A. Bartels (Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Deutsche Literatur; Einsichten und Aussichten) und E. Wolff* (Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart); auch sei Carstensen* (Aus dem Leben deutscher Dichter) an dieser Stelle notiert. Ein Bild schleswig-holsteinischen modernen Schrifttums geben Dohse (Meerumschlungen) und fortlaufend Küchler* (Schleswig-Holstein. Zeitschrift für Kunst und Literatur. 2 Jahrgänge). Die Jugendschriftenfrage erörtert H. Wolgast* (Das Elend unserer Jugendliteratur. Vom Kinderbuch). Klaus Groth wird uns von Siercks*, Johann Meyer von K. Voß* und Liliencron von Böckel und Remer dargestellt. Theodor Storms Briefe in die Heimat hat die Tochter des Dichters der Bibliothek verehrt, über „Faust, Brand und Hamlet“ und Richard III. J. Petersen einen Vortrag gehalten.

Die Gesamtwerke von Biernatzki, Claudius, Groth, Hebbel, Johann Meyer, Prinz Schoenaich-Carolath* befinden sich in der Bücherei.

5 Gedichtsammlungen sind gestiftet: Asmussen (Zur Lehr' und Wehr), R. Harder* (Liederbuch für die evangelische Gemeinde), Spethmann* (Der Tag von Eckernförde), Wegener (Volkstümliche Lieder), Frahm (Die Doppeleiche).

7 Epen: Alberti (Geramundsage), Christiansen* (Tame Tamen von Sylt), Haas* (Bergregister von Grund), J. Meyer (Gröndunnersdag bi Eckernför), Rehburg* (Konrad; Epos aus der Reformationszeit), Wildenradt (Hartwig und Else), Schröder* (Der Karfunkelturm).

Schauspiele u. ähnl.: A. Bartels (Der junge Luther), Blunk* (Freiheitskampf der Dithmarscher), W. Classen* (Die Pyramidenprobe), J. Geibel (Loreley), Hähnel* (Auf festem Grunde), Eva Treu* (Frei!), H. Horn* (Shakespeares Wandlung), S. Heckscher* (Schuld), J. Petersen (Korfitz Lied. Der schwarze Graf. Rahel), K. Voß* (Lischen will frigen. De Reis na Belligen. Köster Suhr), Zeise* (Der König träumt).

Gedichte: A. und E. Alberti (Gedichte zweier Brüder), A. Bartels (Aus der meerumschlungenen Heimat), H. Brandt* (Gedichte), Brook (Blätter und Blättchen), Bonne* (Kampfgesänge und Friedensklänge), Garbe* (Görnriek), J. Geibel (Klassisches Liederbuch. Spätherbstblätter), Groth, Ausgabe Krumm* (Quickborn), Green (Gedichte), F. Hähnel* (Psychodramatische Dichtungen), Hebbel (Gedichte), Kloth* (Dat klooke Kind), Chr. u. Th. Kirchhoff (Adelpha), Liliencron (Gedichte), B. Lüdemann* (Aus der Stille), E. Müllenhoff* (Kleine Lieder), M. Paschke-Diergarten* (Herbststürme. Blumen am Wege), Schröder-Plön* (Eekbombläder), Zeise* (Natur- und Lebensbilder), v. Brockdorff-Ahlefeldt*, K. Voß*.

Am meisten angebaut ist das Gebiet der Erzählung; Schleswig-Holstein hat viele gute Erzähler. Gerade dieser Teil der Bibliothek dürfte auch die meisten Leser finden. Hier unser Jugendschriftsteller Alberti (Gretchen. Louis und Jeannette. Buntes für die Jugend. Die Probezeit. Wege und Umwege zum Berufe. Emil und Ehlke), Alexander* (Erlebtes und Empfundenes), Asmussen* (Ein Vorurteil. Gegen den Strom. Eine Idee. Stürme), L. Andresen (Hinter Deich und Dünen), A. Bartels (Wilde Zeiten), A. v. Baudissin* (Auch ein Menschenschicksal), E. v. Baudissin* (Von Nah und Fern. Die Rastedts), desgl. (Daheim

und draußen), J. Boy-Ed* (Das ABC des Lebens. Fast ein Adler), A. Beuthien* (De latinsch Buer. Halfblod), B. Blüthgen* (Die Spiritisten. Die Stiefschwester), Cl. Blüthgen-Eysell* (Die Königin der Nacht. Aus der Art geschlagen), H. Brandt* (Im Froschteiche. Aus den höchsten Kreisen), A. Brook (Vormund und Mündel), J. Biernatzki (Die Hallig), Joh. Biernatzki (Ein Licht auf meinem Wege), W. Classen* (Kreuz und Amboß. Die Söhne des Apostels), J. Dose* (Frau Treue. Des Kreuzes Kampf ums Danewirke. Der Kirchherr von Westerwohld. Der Trommler von Düppel. Einer von Anno Dreizehn), Eichbaum-Lange* (Leise!), O. Enking* (Nelde Thorstens Sanduhr), O. Ernst (Am Strande des Lebens), A. Evers* (Auch ein Franzose. Im römischen Palast), E. Evers* (Ünner de Doppeleek. Die Familie des Bürgermeisters. Fröhliche Weihnacht überall. Feldsteine. Edelsteine), Feddersen* (Erzählungen eines Dorfpredigers), Fehrs (Rein Gotts Wort. Allerhand Slag Lüd. Maren), Fries (Allerlei Lichter. St. Laurenti Altartuch. Geel-Göschen. Die Frau des Ulanen. Das Haus auf Sand gebaut. Die Priorissa. Die Auswanderer. Unsers Herrgotts Handlanger. Bilderbuch zum Heiligen Vater Unser. Gesammelte Ähren), Frenßen* (Jörn Uhl. Peter Moors Fahrt nach Südwest); desgl. (Eine Hand voll Gold), Klaus Groth (Trina), F. Hähnel* (Harro Tienbeck. Der Weg zum Glücke. Auf festem Grunde. Für Feierstunden), E. Hamkens* (Wente Frese), H. Hansen (Aus versunkenem Lande), H. Heiberg* (Fast um ein Nichts. Schuldlos belastet. Im Hafenwinkel. Ein doppeltes Ich. Heimat), desgl. (Die Andere. Einmal im Himmel), Hirschfeld* (Die Hexe von Scharnrode), H. Horn* (Wie Gottlieb wieder zu sich kam. Die Entfesselte), F. Hugin* (Wald. Hahn-Berta), F. Jacobsen* (Im Dienst), desgl. (Im Weltwinkel. Niflheim), J. Jacobsen (Ebbe und Flut. Sehnen und Suchen), W. Jensen (Der Tag von Stralsund. Über der Heide. Hunnenblut. Magister Timotheus), P. Karsten (Hirundo und Rustica), J. Kloth* (Sliperlischen), J. Krah* (Die Hegelunds), T. Kröger* (Hein Wiek. Leute eigener Art. Eine stille Welt. Der Schulmeister von Handewitt. Schuld), desgl. (Die Wohnung des Glücks), J. Kruse* (Schwarzbrotesser), Th. Kühl* (Das Haus im Grunde), desgl. (Der Lehnsmann von Bröſum. Rüm Hart, klar Kimming), v. Liliencron* (Kriegsnovellen), desgl. (Gr. Meinstorff), Lobsien* (Hinterm Seedeich), Mähl* (Lüttj Anna. Fanny. Ut mien Dragunertied), Th. Mann* (Buddenbrooks), E. Müllenhoff* (Aus einem stillen Hause. Abseits. Was aus ihnen wurde), Ch. Niese (Um die Weihnachtszeit), Petersen (Ralves Carsten), Th. Piening (Mein erster spiritistischer Versuch), J. Piening* (Frühlingsstürme), W. Poeck* (Von Löwen, Lumpen und anständigen Leuten), desgl. (Lebendige Bütt), M. v. Ruth* (3 Losungsworte), A. v. Rantzau* (Hans Kamp. Ein unmöglicher Mensch. Feuer), M. Rüdiger* (Er sucht das Verlorne. Waldtraut. Treu erfunden), L. Schenck (Lose Blätter aus Brasilien), v. Schlicht (Viel Umworben. Der Gardestern. Militaria), W. Schröder* (Leeder un Döntjes), A. Sommer* (Auf der Schattenseite. Klärchen. Heimweh), E. Staack* (Melodien der Liebe), D. Staack* (Gewitter), E. Stinde* (Glücksklee), J. Stinde (Die Familie Buchholz. Buchholzens in Italien. Die Flaschenbrüder), v. Stokmans (Sankt Georgs), Th. Storm (In St. Jürgen. Auf der Universität), A. Stuhlmann (Sunte Jürgen), Tr. Tamm* (Gül Hanum. Im Föhn. Im Lande der Jugend. Im Lande der Leidenschaft. Die Invasion von 1910), J. Torrund* (Erkämpftes Glück. Ein dunkler Punkt. Wenn's dunkel wird. Spätsommer. Weiße Narzissen), H. Traulsen (Sluder un Snack), E. Treu* (Reiner Klang. Bergan. Alltagsmenschen. Diaspora), H. Voigt-Diederichs (Dreiviertel Stund vor Tag), desgl. (Zwischen Lipp und Kelchesrand. Die Balsaminen), W. Wisser* (Wat Grotmoder vertellt).

Von ihren Übersetzungen ausländischer Erzählungen haben L. Griebel* und Brenning* mehrere Bücher der Bibliothek überwiesen.

Es schrieben in ihre Werke Timm Kröger: „guten unbekannten Freunden,“— P. Alexander: „unseren braven Seeleuten gewidmet,“ — J. Kruse: „Hurrah! Grotmoder kann swümmen!“, F. Jacobsen (Im Dienst): „Des Dienstes immer gleich gestellte Uhr hält uns im Gang.“ Hermann Horn (bei Shakespeares Wandlung): „Die Matrosen, die z. B. mit Lord Raleigh nach Virginien fuhren, um es zu erobern, spielten damals, wie aufgefundene Briefe dartun, den „Hamlet“ an Bord; das gibt mir den Mut, dieses kulturhistorische Schauspiel der zu gründenden Schiffsbibliothek mit den besten Wünschen an die Besatzung zu dedizieren.“

A. Beuthien: „Geistesgegenwart in de Schlacht —
Heet: kettelt em toerst, bet he lacht.“

„In Kampf un Sieg alltid vöran!
So is dat sleswig-holsteensch Art.
De Drückebargers möt doch mit ran,
Wenn se sik ok erst vör de Kugel wohrt.“

und „Schleswig-Holstein, du prächtiges, schönes Land,
Mit dem kernfesten Volk, das in Treuen bewährt,
Von Franzosen und Dänen als tapfer gekannt,
Und der Eisenfaust Hieb mit dem wuchtigen Schwert!
Schleswig-Holstein, du Schiff, dem nun wurde zu eigen
Solch hochstolzer Name, trage so ihn hinaus!
An der Seite des Freundes mögt der Welt ihr zeigen,
Wie Deutschland von Feinden säubert sein Haus.“

Asmussen u. a.: „Solltest du ihm begegnen, dem dummen Teufel, der die Gottesgabe verdirbt und die Menschen betrügt, so laß dich nicht von ihm täuschen, sondern schlage ihn mit keckem Wort und frischem Mut in die Flucht, wie ich es tue (in „Gegen den Strom“) und „Sich nicht werfen lassen, weder von Menschen, noch vom Schicksal“ in („Stürme“), C. Voß: „Der Pflege niederdeutscher Art gewidmet.“

Hirschfeld:

„Nicht von Schleswig-Holsteins Strand,
Bin ich ihm doch stammverwandt;
Denn ich bin „von de Waterkant.“
So schickt Hamburgs Sohn sein Pfand
Aus dem fernen Hessenland
Und wünscht: allzeit sturmbewahrt,
Schleswig-Holstein gute Fahrt.“

Mähl (in „Dragunertid“):

„Lest Ji hier in düt Bok den swaren Drom,
Denn denkt darbi an unsen Eekenboom,
Hier an uns Duppeleek, de man wull klöben,
Un wi hier in de Nordermark schulln glöben,
Dat wi all — Dänen weern. Doch — olen Quark!
Dat is ehr wiest in Gammel-Danemark:
Dütsch sünd wi alltid west un sünd dat bleben,
Hurra! Alldütschland hoch! hoch schall dat leben!“

(in „Fanny“):

An S. M. S. „Schleswig-Holstein.“

„Duppelt ‚dütsch‘ büst: ‚hoch un platt‘,
Up de rechte Sted dien Hatt,
Twiefel ik dar garnich an:
Langher steihst du dienen Mann,
Kummt dat malins tom Gefecht
För Alldütschlands Ehr un Recht.
Uns leev Herrgott segen di
Und stah di tiedlebens bi!“

Schröder-Plön:

„Wenn hen de Hahn to Wimen,
De Arbeit all to Schick,
Denn kümmt de Tid to rimen
Man oft en Ogenblick.
De gries oll Sorg güng kuschen
Mit'n letzten Abendschin;
De Seel hett flux sick wuschen
Un pück sick makt un fein.
Se brukt nich lang to sinnen:
Dor finnt sick Blom un Blatt.
De brukt se blot to binnen
In Modersprak, in Platt.“

Siercks: „Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.“

Traugott Tamm: „Süd, Nord, Ost, West,
To Hus is best."
— „The girl I left behind." —
„Schwere, mühsame Kreuzfahrten hinter sich hat T. T."

Brandt:

„Durch die finstere Nacht
Lenkt der Schiffer den Kiel.
Ob dunkel der Weg ist,
Doch sieht er das Ziel.

Wie gleichst du, o Leben,
Dem schwankenden Kahn,
Geführt vom Geschicke
Auf dunkeler Bahn.
Will abseits dich locken
Die Lust oder Not,

Das Licht in der Ferne,
Sein Stern und sein Hort,
Es leitet den Nachen
In sicheren Port.

Halt' fest deinen Kurs
Wie ein wackrer Pilot.
Dein Stern sei die Ehre,
Deine Leuchte die Pflicht;
Je dunkler die Nacht,
Um so heller das Licht."

Lobsien (in „Seedeich"):

„Friesenblut.

Unsre Vorfahren haben die Äxte geschwungen
Und haben mit Wind und Wellen gerungen
Am Nordseestrand.
Sie haben die trotzigsten Lieder gesungen
Und lachend die grimmigsten Feinde bezwungen
Mit fester Hand.

Vor ihrer Tür mit gespreizten Fängen
Einen Seeadler hatten sie alle hängen
Als Wappentier.
Sie haben sich selber mit frommen Gesängen
Die Schwerter geschmiedet zu Stürmen und Drängen,
Zu Schutz und Zier.

Und auch in uns stürmt Freiheitssehnen!
Das trotzige Bäumen und Aufwärtslehnen
Das Friesenblut.
Es darf uns keiner bezwungen wähnen,
Wir hassen noch heute Feigheit und Träne
Mit grimmer Wut.

Wir wissen noch heute die Äxte zu schwingen
Noch heute den „blanken Hans" zu bezwingen
Wie einstmals ihr!
Wir tragen noch heute leuchtende Klinge
Und singen das trotzige Freiheitssingen:
Das sind wir!!"

H. Zeise: „O Meer, wie bist du so herrlich und schön
Im Sturm und im Sonnenglanze,
Mit blitzenden Tälern, mit blitzenden Höh'n,
Geschmückt mit verlockendem Kranze,
Mit dem Kranze von Gischt, mit dem Kranze von Schaum,
Den im Fluge die Schiffe durchschnitten,
Wenn sie gleich Schwänen weit durch den Raum
Mit den Segeln, den schwellenden, glitten."

an anderer Stelle:

„Wer nie an die ewigen Götter geglaubt,
Hohe Tugend verachtet und Ehre,
Wem schnöde die Welt das Höchste geraubt,
Der hebt zu den Sternen empor das Haupt,
Der betet auf endlosem Meere.

Und wenn die Woge dann leiser wallt
Und spiegelklar sich gestaltet,
Erkennt er in Demut die höchste Gewa
Und hält seine Hände gefaltet."

und bei Jensens „Heide":

„Wer kann, o Heide, die sinnige Pracht,
Die dich verherrlicht, ermessen?
Dich hat der Schöpfer für Herzen gemach
Des Herzens Weh zu vergessen."

Haas (beim „Bergmeister"):

„Ein Sonntagsritt auf dem Pegasus,
Und einer mit Stiefel und Sporen!
Zum Teufel! Was hat der Professorsmann
Im Reiche der Dichtung verloren?
So mancher tut eben, was besser er
Gescheiter, würd' unterlassen.
Auch unsere Seeleut' reiten zuweil'
Auf Pferden von edleren Rassen,
Soweit man solche im Tattersall
Von Groth auf dem Blocksberg kann finden.

Man braucht als Sonntagsreiter halt
Den Gaul nicht immer zu schinden.
Denn manchmal läuft das Tier allein
Und kann der Zügel entbehren;
Kühn reißt es den Reiter mit sich fort,
Es hilft kein Stoppen und Wehren.
So ist's auch bei meinem Sonntagsritt
Auf dem Dichterrosse gewesen:
Galopp, Carriere, zuweilen Schritt!
Nun magst du mein Meisterwerk lesen."

Gertrud Storm (bei den „Briefen“ ihres Vaters: Liliencrons Begrüßung):

„Und unser Heimatland, das ernste, treue
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick —
Du kanntest seine Art; kein Andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
Wie du!“

A. Fries gibt den Werken seines Vaters u. a. folgende Geleitworte: „Gold regiert die Welt, sagt man ja; aber das Gold tut's nicht, sondern die Treue! Und die Welt soll nicht von den Weibsleuten regiert werden, sondern von den Mannsleuten, aber die Mannsleute müssen auch danach sein“ („Haus auf Sand“), — „Nun haben wir deutsche Kolonien. Südwestafrika ist mit deutschem Blute gedüngt. Nun sollen deutsche Bauern hingehen und pflügen und säen und — ernten („Auswanderer“), — „Wenn die deutsche Flotte einmal gegen den Feind geschickt wird, dann wollte ich, daß alle Mann an Bord vom Admiral bis zum Gemeinen erfüllt wären vom Geist eines Tegethoff („Herrgotts Handlanger“), — „In dem Gefecht bei Altenhof vom 21. April 1848 brachte das dänische Kanonenboot mit 30 Schuß Rollkugeln und Kartätschen auf ganze 300 m Entfernung dem Freikorps v. d. Tann einen Verlust von 1 Toten und 2 Verwundeten bei. Wenn die deutsche Flotte einmal gegen den Feind geschickt wird, dann werden die deutschen Jungen besser schießen. Sie haben freilich auch bessere Kanonen“ („Gesammelte Ähren“), — „Vor 40 Jahren schrieb mein Vater dies Buch. Inzwischen haben viele Leser nach dem Buch gegriffen. Es muß wohl allerlei Gutes darin zu finden sein“ („Bilderbuch z. h. Vaterunser“).

Ein kurzes Wort noch über die Stifter. Es haben uns die Verlage Gutenberg, Bertelmann, Velhagen & Klasing, Reclam und der Mäßigkeitsverlag, aus Schleswig-Holstein Timm (Lunden), Soltau (Flensburg), Delff, Petersen (Husum), Lipsius (Kiel), Ibbeken (Schleswig), Adolff (Altona), — die Institute für Meereskunde, Landesbibliothek, und Breklumer Missionshaus, — die Magistrate von Kiel und Rendsburg sowie der Kreisausschuß von Flensburg, — die Großloge II des J. O. G. T., der Landesverein für innere Mission, der Vaterländische Frauenverein, der Männer- und Jünglingsverein, die Gesellschaft für Stadtgeschichte, der Tierschutzverein, sowie der Verkehrsverein zu Kiel freundlich bedacht (letztgenannter hat Führer aus den vorher genannten Orten der Provinz vermittelt). Die Germaniawerft hat 100 ℳ überwiesen. Im übrigen sind Geschenke eingegangen von Familiengliedern der heimgegangenen Alberti, Frl. Brook, Dora Enking, v. Esmarch, Forchhammer, Fries, Handelmann, Heinrich, Schnittger, Stinde, Storm, Voß, Wolf (Harder), sowie von Kaufmann Brandt, Pastor a. D. Hoeck, Frl. Lorenzen, Pastor Plagge, Kontreadmiral Scheder, Rektor Stolley, H. Zeise, Prof. Hennings, Frau v. Krohn.

Bei den Widmungen ist mir bezeichnend, — einmal, wie die sinnigen und gemütvollen Töne mit den humoristischen und kameradschaftlichen sich verbinden und tapfere, starke, pflichtbewußte Worte harmonisch mit ihnen zusammenklingen, — sodann aber auch, wie Heimat und Vaterland, Schleswig-Holstein und Deutschland voll als Einheit empfunden werden.

Alle Schriften, sowohl die Schriften in der Bibliothek, wie die Schriftentitel im Bücherverzeichnis, enthalten einen Hinweis auf den Stifter, wodurch nicht nur der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Spender Rechnung getragen, sondern auch der ganzen Sammlung mehr persönliches Leben gegeben sein soll. Soweit die Schriftsteller selber eine Widmung eingetragen haben, — was durchweg geschehen ist, — enthalten die Bücher zugleich wertvolle Autogramme. Was uns gegeben wurde, ohne durch Verfasser oder Inhalt mit der Heimat in Beziehung zu stehen, oder Ungeeignetes, ist nicht mit registriert worden.

Einen großen Dienst hat Hofbuchbinder Engel zu Kiel dem Unternehmen erwiesen, indem er die vielen ungebundenen Schriften unentgeltlich eingebunden hat. Voraussichtlich wird unsere Heimatbibliothek der größeren Schiffsbibliothek angegliedert werden, welche von der Provinz Schleswig-Holstein für „ihr“ Schiff eingerichtet werden soll.

In dem ganzen Unternehmen wie in den einzelnen Namen und Gaben steckt Liebe zur Heimat; deshalb wird, — so bitte ich, — der Leser der „Heimat“ dem Berichte seine Ausführlichkeit zu gute halten und gerne mit uns hoffen, daß die Bücherei helfen wird, bei den Landeskindern der Besatzung den Heimatsinn zu pflegen, bei den Nicht-Schleswig-Holsteinern Achtung und Liebe für unser Land und unsere Art zu wecken, bei allen den Mußestunden einen wertvollen Inhalt zu geben oder doch anzubieten.

Nachwort.

Wir sind in der erfreulichen Lage, über weitere Gaben dankend berichten und deshalb zur vorstehenden Übersicht von ihren Werken einen Nachtrag bringen zu können.

Es haben noch geschenkt 1. von ihren Werken die Schriftsteller

Aug. Beuthien: Klaas Hinnerk (3 Bde.),

H. Birckenstaedt: Festrede bei der 25jährigen Jubiläumsfeier des neu erstandenen Deutschen Reiches. Weiherede bei der Grundsteinlegung des Denkmals der im Kriege 1870—71 gefallenen Flensburger. Die vier Temperamente in der erziehenden Hand des Herrn. Lebensfragen (Gesammelte Vorträge).

Frl. Lorenzen: Die Hüttener Berge.

Charl. Niese: Auf Sandberghof. Revenstorfs Tochter und andere Erzählungen. Kindheitsgeschichten. — C. J. Rodemann: Die Erbarmungslose und andere Novellen. — W. Volckens: Neumühlen und Övelgönne.

2. Rat Hansen: Heimat der Heimatlosen. — Frau Pastor Haustedt: Chronik von Bordelum. — N. N.: Weber, Die Wünschelrute. — Schmidt: Erinnerungen. — Frl. Plate: Fricke-Maas, Liederbuch. — Geheimrat Volckens: Ehrenberg, Altona und Vorzeit von Blankenese. — Frau von Blome: 9 Schriften aus dem Nachlaß des Landeshauptmanns von Graba.

3. Neuntes Armeekorps (bezw. dessen Abteilungen): Artillerie — Geschichte des Holsteinischen Feldartillerie-Regiments No. 24 (Vf.: von der Lühe), dgl. des Lauenburgischen Feldartillerie-Regiments Nr. 45.
Infanterie: Lauenburgisches Jägerbataillon No. 9 (Vf.: von Ziegner), 1. Hanseatisches Infanterie-Regiment No. 75 (Vf.: Gottschling), 2. Hanseatisches Inf.-Reg. No. 76 (Vf.: Niemann), Königin-Füsiliere (Vf.: von Medem). 1. Thür. Inf.-Reg. (Vf.: Gottschalck), Pionier-Bat. No. 9 (Hoefer-Hopf).
Kavallerie: Hannoversches Husaren-Regiment Nr. 15.

Der Verlag Julius Bergas, Schleswig: v. Alten, Der Maler Asmus Jacob Carstens. Dücker, Bilder aus der schlesw.-holst. Geschichte. Führer durch Schleswig und Umgebung. Ev.-luther. Gesangbuch ohne Noten. Dasselbe mit Noten. Jenner, Vor 50 Jahren. Johannsen, Halligenbuch. Levetzow, Aus den Erinnerungen eines schlesw.-holst. Offiziers. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. Michelsen, Von vorchristlichen Kultusstätten in unserer Heimat. Die vormärzlichen schlesw.-holst. Offiziere. Ortschaftsverzeichnis für die Provinz Schleswig-Holstein. Posselt, Silberschatz der Kirchen, Gilden und Zünfte in der Stadt Schleswig. Sach, Hans Brüggemann und seine Werke.; Geographie der Provinz Schleswig-Holstein; Graf Friedrich v. Reventlou und Wilhelm Hartwig Beseler; Geschichte der Stadt Schleswig. Schlacht von Idstedt. Schnittger, Der Dom zu Schleswig. Wilda, Marine-Novellen.

Der Verlag C. Fränckel, Oldenburg: v. Schröder-Biernatzki, Topographie von Holstein und Lauenburg.

Von den Widmungsworten seien wiedergegeben:

Birckenstaedt: „Gewidmet von H. B., der mit Freuden auf eine ereignisreiche Tätigkeit zurückblickt, reich an historischen Momenten, und dem Schiffe „Schleswig-Holstein" eine glückliche Fahrt zu des Vaterlandes Ruhm und Ehre wünscht."

Niese: „Dem Schiffe „Schleswig-Holstein" mit besten Wünschen für frohe und sichere Fahrt."

Beuthien: „Wat hört ton Mariner Nummer Een?
Kloren Kopp, warm Hart, stramme Arms un flinke Been!
Un wat noch wieder
As sien gesunden Glieder?
Lust un Leew to sienen Berop,
True, Fründschop för de Kamraden tohop,
Opferwillig mutt he sien Läben
För't Vaderland as 'n Piep Taback hergäben,
Verehrn un vertruen mutt he sien Vörgesetzten —
Un mit lustigen Spott — ton allerletzten —
Den Dübel ut de Höll rutängsten! — Jk meen:
So 'n Schwerenöter is 'n Mariner Nummer Een!

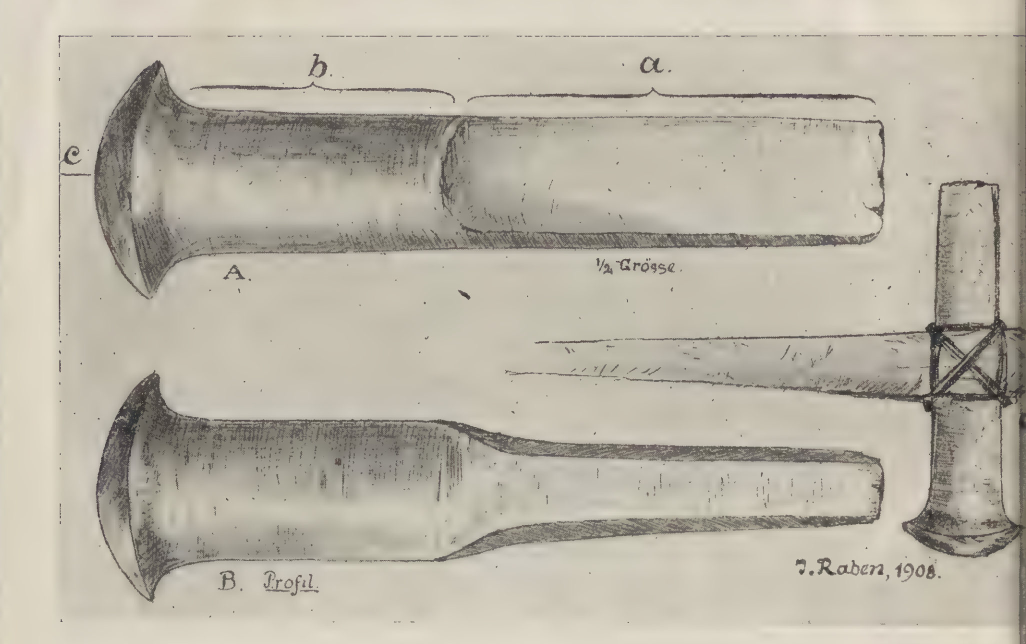
Dit schriew ik för de Mannschaft von unse „Sleswig-Holsteen," vun de sik hoffentlich in Kriegsgefohr recht väl den Titel verdeenen ward! Dat schull mi frein!"

Frl. Lorentzen: „Sei es auf Friedensfahrten,
Sei es in blut'ger Schlacht,
Stets wird „Schleswig-Holstein" bleiben
Deutscher Sitte Wacht."



Über eine auf Alsen gefundene seltene Waffe aus der Steinzeit, einen sogen. Steinkolben.

Unter den Werkzeugen und Waffen der Steinzeit unserer Gegend gibt es eine Form, über die die Fachgelehrten sich lange Zeit keine sichere Ansicht zu bilden vermochten, um so weniger, da nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Exemplaren dieser Art zu Tage gekommen war. Die nebenstehende, von Herrn J. Raben ausgeführte Zeichnung zeigt ein solches Stück, das vor etwa 4 Jahren auf einem Felde der Dorfgemarkung Minteberg hier im südlichen Alsen bei Drainage-Arbeiten ausgegraben wurde, und das ich von dem Besitzer des Feldes käuflich erwarb. Nach Angabe des Finders hat es $^1/_4$—$^1/_2$ m tief in der Erde gelegen, an einer Stelle, die sonst keine Besonderheiten zeigte; auf demselben Felde — es war nicht mehr festzustellen, wie nahe dem ersten Stücke, — wurde noch ein schönes poliertes Flintstein-Beil aufgelesen. Das abgebildete Exemplar, gleich so vielen hier gefundenen Streitäxten aus Grünstein gefertigt, ist von wunderschöner, sorgfältiger Arbeit. Es hat eine Länge von 20 cm. Man kann es nach Prof. Sophus Müller zweckmäßig in 3 Teile gliedern: a ist der Zapfen, b das Blatt, c der Knopf. Der Zapfen, 10 cm lang, ist kantig, und zwar hat er an beiden Seiten, wie auch an dem gleichmäßig abgeschnittenen Ende eine ca. 1 cm breite Fläche; nach dem Blatte (b) zu verdickt er sich allmählich, sein Rücken wölbt sich mehr und mehr vor und über eine Art Falz hinweg geht er in das Blatt über, das einen völlig runden Querschnitt zeigt.



Abgeschlossen wird das Blatt durch eine breitere, schön gewölbte Endfläche, die einen Umfang von 17½ cm hat. Durch diesen Abschluß bekommt das Blatt völlig das Aussehen eines Handgriffes, der allerdings nur für eine schmale Hand bestimmt sein könnte, da es nur 7 cm lang ist. Immerhin ist die Ähnlichkeit mit einem Handgriffe so augenfällig, daß Professor S. Müller in seiner „Nordischen Altertumskunde" noch 1897 ein Objekt von der Art des unseren als „Stoßwaffe mit rundem Handgriffe" anführt. Neuerdings (vergl. Jahrbücher für Nordische Altertumskunde und Geschichte 1907) vertritt Prof. Müller aber eine andere Ansicht, die gewiß sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß es sich nämlich um eine Art Streithammer, einen Steinkolben (dänisch Køllesten), handle. Nachdem im Laufe der Jahre eine größere Anzahl von Exemplaren, die von derselben Grundform ausgegangen zu sein schienen, bekannt geworden war — im ganzen und einschließlich solcher Stücke, von denen nur Abbildungen vorhanden waren, etwa 130 Stücke oder Bruchstücke —, ließ sich die Entwicklung und Verbreitung der eigentümlichen Waffenform besser übersehen. Prof. Müller kommt zu dem Schlusse, daß der Zapfen (a) der Waffe dazu bestimmt war, durch das Loch eines Holzschaftes gesteckt zu werden, wozu er sich ja auch sehr wohl eignet, da er sich nach dem Blatte zu verdickt, sich also beim Schlagen auf den Knopf fester einkeilt, bis der leistenartige Absatz einen Widerstand bietet. Vielleicht wurden Holzschaft und Steinkolben noch mit Sehnen oder Bändern umwickelt, so daß der Zusammenschluß noch mehr gefestigt wurde. Von der Form des abgebildeten Steinkolbens sind im ganzen 16 Stücke bekannt. Es gibt noch eine Anzahl von Nebenformen, die z. T. eine Kerbe oder ein Loch im Schafte haben zum Zwecke des Festbindens. Von den bekannt gewordenen Exemplaren unserer Waffe mit ihren Nebenformen stammen nur 7 aus schleswigschem Gebiete, von denen sich 3 im National-Museum zu Kopenhagen befinden, 1, und zwar ein Bruchstück, in Berlin im Museum für Völkerkunde, 1, auch ein Bruchstück, in unserem Kieler Museum; ein

paar andere Stücke sind in Privatbesitz. Außer diesen wenigen schleswigschen Stücken sind alle, mit Ausnahme eines einzigen, aus Schweden gekommen, in Jütland oder auf den dänischen Inseln aufgefunden worden. In Holstein, in Nord-Deutschland und im ganzen übrigen Europa ist dagegen kein Fund bekannt geworden. Von den 3 schleswigschen Exemplaren der Kopenhagener Sammlung stammt 1 aus Wester-Satrup, 1 aus Tingleff, 1 von Alsen; das im Museum für Völkerkunde zu Berlin befindliche Bruchstück stammt aus Koppelheck, Kreis Flensburg; bei dem Kieler Fragment ist als Ursprungsort nur „nördliches Schleswig" vermerkt. Von den beiden in Privatbesitz befindlichen Stücken stammt eins von Alsen. Es scheinen jetzt also 3 Stücke vorzuliegen, als deren Herkunftsort Alsen mit Sicherheit bekannt ist. Sollte ein Leser der „Heimat" von weiterem Vorkommen unseres Steinkolbens in Schleswig-Holstein oder anderswo Kunde haben, so wäre es sehr dankenswert, wenn er mit einer Mitteilung an dieser Stelle hervortreten wollte.

Sonderburg. Dr. Wullenweber.



Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg mit König Friedrich VI. von Dänemark und dem Thronfolger Prinz Christian Friedrich.

Namens der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte herausgegeben von **Hans Schulz.**

Leipzig 1908. VIII + 612 S. 8°. 12 *M*.

Man sieht es wohl, daß Geschlechter, denen in einer Generation eine Fülle von Nachkommen geboren sind, dann wie erschöpft dem Aussterben zusinken, dem sie soeben noch so fern schienen.

Dem ewigen Gesetz des Wechsels, dem Gesetz von Stoß und Rückstoß gehorcht auch die Genealogie des hohen Adels, und nur selten sind die Beispiele für eine gleichmäßige Folge des Nachwuchses von einem Zeitalter zum andern: Im jetzt erloschenen Hauptstamme des dänischen weitverzweigten Königshauses sind Söhne zu allen Zeiten spärlich gewesen und im jüngeren, dem Sonderburger Stamme umgekehrt zu allen Zeiten reichlich. In dieser Eigenart der Fortpflanzung haben beide Stämme sich Jahrhunderte hindurch kräftig erhalten, bis im Königsstamme mit der krankhaften Erscheinung Christians VII. der genealogische Niedergang unaufhaltsam einsetzte. 1863 war er erloschen. Starben vom Sonderburger Stamme allerlei Äste im Zeitenlaufe ab, so blühten andere desto kräftiger. Wir kennen die Ausbreitung der Dynastien glücksburgischer Abkunft in unseren Tagen. Mehr den früheren genealogischen Charakter des ausgestorbenen Königshauses trägt der Augustenburger Ast. Niemals sind ihm Prinzen reichlich beschieden gewesen. Aber niemals bedrohte ihn das Erlöschen unmittelbar. Erst im 19. Jahrhundert haben die Herzöge der Sonderburg-Augustenburger Linie europäische Bedeutung erlangt. Sie waren die nächsten Agnaten der Könige, denen natürliche Nachfolger ausgehen wollten. Der geschichtliche Wendepunkt fand eine Persönlichkeit, die ihn auszunutzen Fähigkeit und Zähigkeit genug besaß, den Schwager des söhne- und brüderlosen Friedrichs VI., den Gemahl seiner einzigen Schwester, den Herzog Friedrich Christian. Welch

bedeutende Persönlichkeit dieser Fürst um die Wende des literarischen Jahrhunderts gewesen ist, wissen wir längst und am klarsten seit dem Werke von Hans Schulz: Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen (Jena 1905); neue Belege bringt unser Buch, in dem wir zuerst Friedrich Christian an der Spitze des Hochschulwesens in Kopenhagen stehen und die Folgerungen aus seinen idealen Anschauungen und Grundsätzen bei der täglichen Lösung von tausend Fragen des praktischen Dienstes ziehen sehen, die die feine Stimmung jener großen Zeit des Philanthropismus klar wiederspiegelt in einer genußreichen Auswahl seines formvollendeten Briefwechsels.

Im Mittelpunkt dieser ersten 253 Seiten des Buches steht Friedrich Christians Amtstätigkeit in seiner Immediatstellung als Patron der Kopenhagener Universität und zuletzt seit 1805 als Erster Deputierter der unter seiner hervorragenden Mitwirkung von der Kanzlei abgezweigten Direktion des Unterrichtswesens. Fragen der Bildung, des Unterrichts und des Lehrkörpers behandelte er in einem, wir würden heute sagen: gemäßigt liberalen Sinne; für rückständigen Zwang hatte er ebensoviel Ablehnung wie Sarkasmus für unreife Freiheitsschwärmer nach westeuropäisch-revolutionärem Muster; seinen Standpunkt verficht er auch da, wo er als Mitglied des Staatsrats allgemeine Fragen der Politik, z. B. die Preßfreiheit behandelt, über die eine ausführliche Denkschrift S. 472—506 mitgeteilt ist; für die Polizei verlangte er ausgiebige Befugnisse, aber zurückhaltende Anwendung. Zeitereignisse und Persönlichkeiten finden wir oft auch außerhalb der Amtstätigkeit in den Briefen an den Kronprinzen besprochen, gelegentlich und meist nur knapp, aber fesselnd durch die vollkommene Sachkunde, die dem hohen Verfasser zu Gebote stand. Ausführlicher wird die Hermesangelegenheit in Kiel 1805 (S. 183 ff.) behandelt. Der Erbprinz lebte nur die Hälfte des Jahres in der Hauptstadt, die andere auf seinen Schlössern in Schleswig; die schwierigen ökonomischen Verhältnisse, die ihn mehrere Male dem Abschied nahe brachten und mit dem Doppelhofhalt zusammenhingen, bildeten ebenso wie die Steuerprivilegien seines Hauses und Rangfragen oft den Gegenstand eingehender Briefe zwischen ihm und Friedrich VI., und hier war der Ton öfter gereizt und die Ansicht öfter verschieden, als wenn beide Herren über Dienstgeschäfte an einander schrieben, in denen der Kronprinz seinen Schwager eher gewähren ließ, ohne doch jemals die eigene Orientierung und Entscheidung aus der Hand zu geben; straffe Zentralisation im Kabinett des Monarchen hatte Friedrichs des Großen Beispiel gerade für gewissenhafte Souveräne zum ersten Verwaltungsprinzip des Absolutismus gemacht. Form und Inhalt der Verwaltung gaben damals oft genau zu denselben Zweifeln Anlaß wie heute: soll der Unterricht der Jugend mehr zu ihrer Bildung oder ihrer Vorbereitung auf den Beruf dienen? Sollen die höheren Schulen Vorschulen der Universität sein oder einen eigenen abgeschlossenen Zweck verfolgen? Sollen Kirchen- und Schulbehörden verbunden bleiben, und wie sollen beide in der Zentralinstanz sich zum Ressort der allgemeinen Staatsverwaltung fügen, eingeordnet oder nebengeordnet? Muß ein besonderes Kirchendepartement hierarchische Ansprüche begünstigen, was Friedrich VI. und der Erbprinz beide verabscheuten? Das gute Verhältnis Friedrich Christians und selbst das seiner Gemahlin zum Kronprinzen war vorübergehend einige Jahre durch des letzteren Vermählung stark getrübt; der Einfluß des verhaßten Hauses Hessen feierte einen ersten schnell schwindenden Triumpf am Kopenhagener Hofe, kaum von Bernstorffs Größe in Schranken gehalten. Aber erst das Jahr 1806 vollzog mit der „Inkorporierung" Holsteins den inneren, im Briefwechsel zeitweilig nicht mehr verschleierten Bruch. Bernstorff und nach ihm Schack-Ratlou standen

fest in der Annahme, daß Schleswig dem Thronfolgerecht der Lex regia unterliege; um aber auch Holstein dem Gesamtreich zu erhalten, hatte man schon für alle Fälle Christians VII. einzige Tochter mit Friedrich Christian vermählt; sein Vater stand, was sehr bemerkenswert ist, bereits ausgesprochen auf dem Boden eines unbezweifelbaren Thronfolgerechts seines Hauses auch für Schleswig. (vgl. die höchst bedeutsamen Schriftstücke und Notizen S. 1—6). Mit 1806 setzten Friedrich Christians bekannte Bestrebungen ein, sein Thronfolgerecht in den Herzogtümern vor Weiberlinien des Königsstammes gegen die Macht des absoluten Königs zu verteidigen, dessen Diener der Herzog war und dem er obendrein hausgesetzlichen Gehorsam schuldete; an Instanzen des römischen Kaiserreichs konnte das Herzogshaus nach 1806 seine Anwartschaft nicht mehr anlehnen; die führenden Stände der Lande hatten schon Johann dem Jüngeren, dem Stammvater, eine Rolle aufgedrängt, die seine Stellung tief unter seine Ansprüche herabdrückte; eine hervorragende, geschweige denn führende Rolle an der Spitze der Ritterschaft hatte kein Sonderburger Fürst je gehabt. Das war schon neben Gottorff nicht denkbar gewesen. Der geringe Glanz Sonderburger Hofhaltungen hatte vor dem Adel niemals ein Gefühl von Überlegenheit aufkommen lassen. Erst der Gottorffer Exodus von 1773 gab die Möglichkeit, die Augen deutsch-nationaler, staatsrechtlich-legitimistischer und politischer Kreise auf die bisher unbeachteten Augustenburger zu lenken, und diese politischen Kreise, sei es daß sie das alte Privilegienrecht der Ritterschaft zu bewahren, sei es daß sie neue konstitutionelle Formen einzuführen strebten, suchten und fanden im Augustenburger Hause jetzt das dynastische Symbol in dem Augenblick, als von hier das Signal zum Widerstand gegen die Inkorporation Schleswigs oder gar beider Herzogtümer in das Reich der Lex regia aufflammte. Den Schleswig-Holsteinismus, wie man die deutsche Richtung jener Zeit bei uns jetzt öfter nennen hört, an sein Haus angeknüpft zu haben, ist die Tat Friedrich Christians gewesen, und ihr Lohn der zähe und erbitterte Haß des Königsstammes gegen die herzogliche Linie, deren Gefühle, wie die Briefe andeuten (z. B. S. 172 und 263), schon vordem gegen den bevorzugten regierenden Stamm wenig freundlich waren, weil die sogenannten Reunionen der Herzogtümer in 100 Jahren eine mit Geld und Gut nur kärglich gut gemachte Vergewaltigung der Sonderburger Nebenlinien bedeutet und auch die Augustenburger Linie um ihre halbsouveräne Paragiatstellung gebracht hatten. Diese auch in ihren Ansprüchen an standesgleiche Vermählungen längst herabgedrückte Nebenlinie, die man in Kopenhagen sicherlich nicht als recht ebenbürtig empfinden wollte, trat nun mit Friedrich Christian als bedrohlicher Bewerber um die Thronfolge gegen die königlichen Töchter und ihre Kinder auf, und der Landgraf von Hessen haßte mit Recht die Augustenburger, die seinem Hause endlich, wie wir wissen, zwar nicht die nordische Krone, wohl aber beide Herzogshüte aus den Händen winden sollten, freilich ohne das eigene Haupt mit ihnen schmücken zu können. Daß die Feder und nicht das Schwert die Waffe augustenburgischer Thronfolgeansprüche in der Hauptsache bleiben mußte, liegt in der Natur jeder innerdynastischen Oppositionsstellung, deren materielle Machtmittel von der Gewalt der herrschenden Staatsmacht abhängig sind, und denen die Hülfe des Auslandes nicht oder doch nicht für ihren eigentlichen Zweck zur Verfügung steht.

Die Augustenburgische Successionsfrage beherrscht den zweiten Teil des Buches, etwa 100 Seiten, die 4 Jahre von 1806 an umfassend; ein Schatz von Briefen und Denkschriften, durchgängig noch nicht veröffentlicht, zu denen der Anhang S. 506—11 und 529—86 noch besonders wertvolle Beiträge

liefert, beleuchtet die Anfänge der schleswig-holsteinischen Frage, Schriftstücke, die den Gegensatz zwischen Kronprinz und Herzog in allen Punkten und besonders auch dadurch beleuchten, daß von diesen beiden Hauptpersonen noch reiche Briefproben von und an dritte Personen aus derselben kritischen Zeit mitgeteilt werden; die Stellung der dänischen Staatsleiter, des Herzogs von Beck und der hervorragendsten fürstlichen Personen beider Höfe ist nun klargelegt. Immerhin näherten die europäischen Ereignisse und ihr Ruf an den Patriotismns aller Bürger des Gesamtreichs König und Herzog bald wieder äußerlich vollkommen und in gewissem Grade auch innerlich; ihren Briefwechsel beherrschte jetzt die gemeinsame große Sorge um das Staatswohl, bis ihn der Tod des schwedischen Thronerben Prinz Christian August von Augustenburg mit seinen Folgen begrub.

Hundert Jahre lang hatte an Dänemarks politischem Himmel das Gewitter einer übermächtigen auswärtigen Einmischung zu gunsten der regierenden und teils depossedierten Herzoglichen Nebenlinie gedroht. Die Tage von Fehrbellin und Klissow, das Unglück Karls XII. und die Schwäche der schwedischen Königsmacht, der beispiellos schnelle Sturz Peters III. und der Umschwung aller Politik in Rußland unter seiner Nachfolgerin hatten von dem Hofe von Kopenhagen immer wieder die Gefahr abgewandt, die mitunter überwältigend nahe schien. Die kluge Politik der Bernstorffs hatte noch die Früchte pflücken dürfen, deren Saat sie selbst am letzten und am sorgsamsten bestellt hatte. Mit dem 16. November 1773 schien die Gottorpsche Gefahr, die Gefahr der schwedischen oder russischen Intervention für immer beseitigt. Da erstand durch das Auftreten Friedrich Christians als Thronkandidaten von Schweden 1810 dasselbe Gespenst von neuem, und der dritte Teil unseres Werkes ist erfüllt von dem Versuch, wiederum die innere Bedrohung mit der Macht des Auslandes, mit Schweden zu verknüpfen. Wir sehen in diesem Buche zum ersten Mal ausführlich, wie nahe es daran war, daß der Herzog von Augustenburg die schwedische Thronfolge antrat, die dann doch an Bernadotte fiel. Hält sich der zweite Teil, der den Protest des Herzogs gegen die holsteinische Inkorporation von 1806 behandelt, im wesentlichen in den gründlichen und etwas langatmigen Gleisen, die wir aus tausend Staats- und Gegenschriften der in Schleswig-Holstein regierenden Linien ein Jahrhundert hindurch so gut kennen, so haben die Hergänge, wo es um die Thronfolge von Stockholm ging und wo der Herzog nicht nur zum Protestieren, sondern zum unmittelbarsten Entschluß und Handeln berufen war, ohne Zweifel etwas Dramatisches, und der Bericht Silfverstolpes über seinen Antrag an den Herzog in Gravenstein, der hier zum ersten Mal aus den Schätzen von Upsala mitgeteilt wird (S. 587—604), ist ein wahres Kabinettstück anschaulicher, spannender und dabei klarster, unbefangenster Darstellung unter der packenden Wirkung eines großen geschichtlichen Augenblicks. Mochte, wie die Erledigung der Thronfolge ihren formellen Ausdruck fand, in Friedrich Christian das ererbte Gefühl eines nachgebornen oldenburgischen Prinzen, Schwagers und Staatsdieners seines Königs den Ausschlag geben oder mehr seine kaum verschleierte Lage als dessen scharfbehüteter politischer Gefangener in den Tagen der Entscheidung, so hat der Ausgang der Angelegenheit jedenfalls das schleswig-holsteinische Herzogshaus davor bewahrt, die deutsche Sache Schleswig-Holsteins mit den Machtmitteln eines dynastischen Kosmopolitismus und einer fremdländischen Kabinettspolitik zu verknüpfen.

Sind an den mitgeteilten Briefen dieses Buches auch annähernd 40 Personen beteiligt, so beherrscht den Charakter seines ersten Teiles doch überragend

der Verkehr mit dem Kronprinzen, und dieser nimmt auch im zweiten Teile noch die hervorragendste Stelle ein. Als aber 1810 die Thronkandidatur des Herzogs mit den eigenen Successionswünschen Friedrichs VI. in den schärfsten Widerspruch geriet und sich in mehreren Briefen von ihm in ziemlich unverhüllter Feindseligkeit und in Kränkungen gezeigt hatte, die den Herzog aus dem Staatsdienst unter allen Formen der Ungnade vertrieben, tritt an Stelle des Briefwechsels zwischen beiden ein schon früher begonnener jetzt beherrschend: der mit dem geistreichen Erbprinzen Christian Friedrich (Christian VIII.) Schrieb Friedrich VI. dänisch oder in fehlerhaftem Deutsch, so ist dieser neue Briefwechsel ganz französisch. Der vorbehaltlose und lebhafte Beifall, den Friedrich Christian dem norwegischen Unternehmen des künftigen Gatten seiner ältesten Tochter zollte, schloß wie dies Buch auch das Leben des Herzogs mit einer friedlicheren Stimmung ab, als ihm seine Erwägungen eingeflößt hatten, noch 1813 eine Verwahrung seiner Successionsrechte zu veröffentlichen, was ihm die ins Vertrauen gezogenen dänischen Staatsmänner ebenso dringend wie freundschaftlich widerrieten; ohne nationaldänische Einseitigkeit war ein Mann wie Möfting als Jurist und Politiker überzeugter Gesamtstaatsmann. Erst die Söhne und Enkel Friedrich Christians haben für ihre Ansprüche werbende Kraft entfalten können. Als Christian VIII. durch den offenen Brief 40 Jahre nach 1806 den Gegensatz zu seinen Augustenburger Schwägern erneut aufflammen ließ, stand er nicht mehr dem einsamen Protest des Chefs einer ohnmächtigen Nebenlinie gegenüber, sondern dem Widerstand eines ganzen Landes. Aus einer dynastischen war eine nationale und eine Verfassungsfrage geworden. Mußte der dynastische Anstoß schließlich ganz zurücktreten, so kann nur Undank vergessen, daß ohne ihn der vaterländische Kampf eines entscheidenden Rechtsgedankens entbehrt hätte; daß wir so anschaulich an ihn erinnert werden durch dies Buch, verdanken wir vor allem auch dem hochherzigen Entschluß des Urenkels Friedrich Christians, der so vorbehaltlos die Dokumente jener entscheidenden Anfänge dem Blick der geschichtlichen Forschung ausgeliefert und dem Herausgeber seine dankbare und dankenswerte, ausgezeichnete und wertvolle Arbeit ermöglicht hat.

Paul v. Hedemann-Heespen.



18. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am 9. Juni d. J. zu Ütersen.

Einem zwangslosen Beisammensein der bereits am Pfingstmontag in Ütersen angekommenen Gäste mit den Herren vom Ortsausschuß, unter denen der sonst um alle Vorbereitungen eifrigst bemüht gewesene Herr Bürgermeister Muß wegen eines Sterbefalls in seiner Familie leider fehlen mußte, folgte am nächsten Morgen ein Rundgang durch die festlich geschmückte Stadt. Herr Hauptpastor Grünkorn führte die Teilnehmer durch die Kirche, welche an Stelle der 1240 bald nach der Gründung des Klosters erbauten und im Frühjahr 1748 wegen Baufälligkeit niedergelegten Klosterkirche unter dem kunstliebenden Klosterpropsten Grafen Benedix von Ahlefeldt mit einem Kostenaufwand von 118 000 *M* (nach jetzigem Gelde), die bis auf 50 000 *M* durch den Verkauf der Kirchenstühle aufgebracht wurden, errichtet worden ist. Ihr Baumeister ist Sonnin, der Schöpfer der St. Michaeliskirche in Hamburg. Sie wurde am 7. Dezember 1749, also ein Jahr vor dem Beginn der vor einigen Jahren durch den Brand zerstörten Hamburger Kirche, eingeweiht; schon in dem einheitlichen Aufbau von Altar, Kanzel und Orgel offenbart sich die Meisterschaft ihres genialen Erbauers. Das Decken-

gemälde von Colombo lüftet des Äthers Blau und versinnbildlicht den Lobpreis der himmlischen Heerscharen. Die Kirche umfaßt rund 1200 Sitzplätze und wurde 1888 für 4500 *M* restauriert. 1830 fand die letzte Beerdigung in der Kirche statt. Die Zentralheizungsanlage der Firma R. Noske Nachfolger in Altona-Ottensen arbeitet aufs beste. Ehedem waren Kirche und Kloster durch einen Gang mit einander verbunden. Zwischen beiden liegt auch der Kirchhof mit dem Grab des Gründers des Klosters, des Ritters Heinrich von Barmstedt († 1238). In seiner gegenwärtigen Gestalt repräsentiert sich der Klosterhof seit etwa 100 Jahren. Damals ließ die Priörin von Gollowin die Klostermauern samt den baufälligen Teilen der Gebäude niederlegen. Die Gärten sind groß und schön, haben sonst aber keinerlei Merkwürdigkeiten aufzuweisen. Das Kloster selber wurde bereits 1235 gegründet und 1541 evangelisiert. Seitdem ist es ein adliges Fräuleinstift; von den 16 dazu gehörigen Damen ist für gewöhnlich nur etwa die Hälfte ortsanwesend. — Den Beschluß der Wanderung machte die Besichtigung der Papierfabrik von Hirt & Jenß, und diese Anlage fesselte alle Teilnehmer umsomehr, als es sich bald herausstellte, daß die Fabrik unbedingt als die bedeutendste in ganz Norddeutschland gelten kann. Die Herren Hirt und Jenß hatten persönlich die Führung übernommen. Es dürfte die Leser unserer „Heimat“ gewiß interessieren, etwas Näheres über die Anlage und ihre Wirksamkeit zu erfahren. 1903 erbaut, konnte sich die Fabrik in ihrer Anlage alle neuesten Errungenschaften der Technik dienstbar machen. Schon aus weiter Ferne, wenn man des in anmutiger Waldgegend an der Pinnau gelegenen betriebsamen Städtchens kaum ansichtig geworden ist, lenkt der 50 m emporstrebende Schornstein, der noch an seiner Spitze eine lichte Weite von 2 m aufzuweisen hat, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Pinnau ist neben dem Separat-Schienenstrang nicht nur ein bequemer Transportweg, sondern ihr Wasser wird auch dem Betriebe unmittelbar nutzbar gemacht. Eine elektrisch betriebene Borsigsche Pumpe leitet das Flußwasser zunächst in einen 150 m langen Klärteich, eine zweite Pumpe gleicher Art in die Filtrierbassins und schließlich in die Fabrik selber. 4 cbm Wasser laufen in jeder Minute diesen Weg, des Wassers genug, um eine Großstadt mit 100 000 Einwohnern zu jeder Stunde mit genügend Trinkwasser zu versorgen. Zahlen sind Strahlen: der tägliche Kohlenbedarf beziffert sich auf 35 000 kg, und 40 000 kg Papier werden täglich produziert, in 1 Minute Bahnen von 110 m Länge und 3 m Breite! — Die Rohmaterialien werden zumeist zu Schiff angefahren: Holzschliff aus Finnland, Zellulose aus Tilsit, Kaolin (zum Speckigmachen des Papiers) und Harzleim. Der Holzstoff gelangt, auf Steinen geschliffen und durch Pressen von jeder Wasserspur befreit, in Form und Aussehen großer Papptafeln in Zerkleinerungsmaschinen, danach in die Holländer, welche unter Hinzutun von Zellulose, Kaolin und Leimmilch die Papiermasse zu mischen und herzurichten haben. Auch etwa nötige Farbe zum Tönen des Papiers wird hier der Masse zugefügt, die nun im Sandfänger von den noch vorhandenen Unreinlichkeiten und Sand gesäubert und im Knotenfänger einer nochmaligen Reinigung von allen nicht hineingehörenden Splittern befreit wird. Von da gelangt die flüssige Masse, in der auf 1 kg Wasser nur etwa 30 g feste Bestandteile kommen, auf die eigentliche Papiermaschine: auf einem metallenen, endlosen Langsieb läuft die Masse entlang, das Wasser fließt ab, der Stoff verdickt sich; über Filze hinweg wird er viermal zwischen schweren Walzen durchgeführt, wobei ihm immer mehr Wasser entzogen wird, bis feste Stoffe und Flüssigkeit sich die Wage halten, und jetzt kann der Stoff ohne die Stütze der Filzunterlagen seinen Weg durch die Maschine selbständig weitergehen. Aber der Rohstoff enthält immer noch 50 % Wasser; dies verdampft, indem das Material über geheizte Zylinder läuft. 110 m beträgt der Weg vom Rohstoff zum trockenen Papier, zurückgelegt in einer Minute, und bei aller Geschwindigkeit gehört ein Zerreißen der Papierbahn zu den größten Seltenheiten, ein Beweis für die sichere Arbeit der Papiermaschine, für den richtigen Gang der Betriebsmaschine. Im Kühlzylinder wird dem Papier die durch fortgesetzte Reibung entstandene Elektrizität entzogen, auf dem großen Kalander wird es geglättet, und dann wandert es auf die Rotationsrollen mit 8000 m Papierbahnlänge und flattert schließlich hinaus in die Welt. — Wahrhaft imponierend ist die Maschinenanlage, der Herzschlag der Fabrik. Das riesige Schwungrad hat bei 5 m Durchmesser ein Gewicht von 25 000 kg. — — —

Mit einem Hoch auf den Kaiser als den Hüter und Förderer aller idealen Bestrebungen, in deren Rahmen auch unsere Vereinsarbeit zu fassen ist, eröffnete der Vorsitzende, Herr Rektor Peters-Kiel, vor einer stattlichen Zuhörerschaft in Laus Gasthof die Generalversammlung. Als Vertreter der Stadt brachte Herr Stadtrat Meyn-Ütersen allen Teilnehmern herzlichen Willkommensgruß „auf dem büdelsten End“ dar. Im Auftrage des Pinnauer Lehrervereins hieß auch Herr Lehrer Maaß-Ütersen die „Heimat“ willkommen, nicht unerwähnt lassend, daß gerade an dieser Stätte der Tagung Männer wie Ludwig Meyn, Chemnitz, von Osten, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath im Sinne

unserer gegenwärtigen Vereinsarbeit tätig gewesen sind. „Möchte die heutige „Heimat"-Versammlung ein Vorbote der schleswig-holsteinischen Provinzial-Lehrerversammlung sein, wie sie es für Lauenburg und Glückstadt gewesen ist!" das war sein besonderer Wunsch, der durch großen Beifall bekräftigt wurde.

Der Vorsitzende dankte und verlas Grüße aus der Ferne, erstattet von unserm Ehrenmitgliede J. J. Callsen-Flensburg, von J. Jöhnk in Schinkel b. Gettorf, vom K. K. Konservator und Stadtarchivar Ankert in Leitmeritz in Böhmen. Die telegraphisch eingelaufene Einladung des Magistrats von Sonderburg, die nächstjährige „Heimat"-Versammlung auf Alsen abzuhalten, wurde mit Freuden aufgenommen.

Unser Kassenführer, Herr Fr. Lorentzen-Kiel, erstattete den Kassenbericht, wie folgt:

1907.

Einnahme.	ℳ	Ausgabe.	ℳ
Kassenbestand	2,31	Druckkosten der „Heimat" 1907	3275,85
Nachgezahlte Jahresbeiträge	99,40	Illustration der „Heimat"	334,49
Jahresbeiträge für 1907	6585,85	Expeditionskosten	1780,25
Für Einzelbände und Einzelhefte der „Heimat"	52,30	Honorar der Mitarbeiter	567,05
Anzeigengebühr	232,17	Honorar des Vorstandes	420,—
Zinsen	72,86	Porto und Reisespesen	315,57
Sonstiges	8,82	Generalversammlung u. Exkursion	206,36
		Inventar, Drucksachen	97,75
		Sonstiges	118,75
Summe	7053,71	Summe	7116,07

Geprüft und richtig befunden von den Herren Reform-Realgymnasiallehrer Westphal und Lehrer K. Jungmann. — Ihnen wurde Entlastung erteilt.

Auf Vorschlag des Herrn Rektors Schmarje-Altona wurden der Vorsitzende (Peters-Kiel), der Kassenführer (Fr. Lorentzen-Kiel), der Schriftleiter (Eckmann-Ellerbek) und dessen Stellvertreter (Lund-Kiel) durch Zuruf einstimmig wiedergewählt. Lehrer Lüders-Kiel wurde zum Rechnungsprüfer ernannt.

Die Vorträge wurden in folgender Ordnung erledigt:

1. „Volkskundliche Bestrebungen in Schleswig-Holstein" von Herrn Privatdozenten Oberlehrer Dr. Mensing-Kiel.
2. „Aus der Vergangenheit der Haseldorfer Marsch" von Herrn Rektor J. Schmarje aus Altona.
3. „Aus Ütersens Vergangenheit" von Herrn Hauptpastor Grünkorn in Ütersen.

Unsere Monatsschrift „Die Heimat" wird die trefflichen Arbeiten nacheinander veröffentlichen.

Im Versammlungslokale waren ausgestellt: durch Herrn Buchhändler Laborenz photographische Ansichten von der Kirche, dem Kloster, von der Jenßschen Papierfabrik, von der Alsenschen Zementfabrik, von den Tongruben zu Glinde, von der Haseldorfer Kirche, Landschaftsaufnahmen usw.; dazu eine stattliche Reihe von Werken, die entweder schleswig-holsteinische Landsleute zum Verfasser haben oder auf Land und Leute unserer Provinz Bezug nehmen. Herr Lehrer Reimers in Ütersen hatte schleswig-holsteinische Gesteine und Prähistorien teils aus seinem Privatbesitz, teils aus der Seminarsammlung zusammengestellt. Vom Kloster waren ausgestellt: wertvolle Altargeräte, ein paar alte Foliobibeln mit Bildern und Erläuterungen, alles starke Bände in kunstvollem Einband; ein paar Urkundenbücher in Folio, ein Wappenbuch, ein großes Klostersiegel.

(Schluß folgt.)



Mitteilungen.

1. Eine geharnischte Eingabe an den König aus dem Jahre 1793. Nach dem im Jahre 1793 erfolgten Tode eines Hofbesitzers H. verlangte der Hardesvogt v. L. in N., daß behufs Güterteilung eine Inventur aufgenommen und für die unmündige Tochter gerichtlich ein Vormund bestellt werde. Als der Einspruch der Witwe, die eine resolute Frau gewesen zu sein scheint und jedenfalls einen schneidigen Kurator hatte, gegen diese Verfügung erfolglos blieb, wandte sie sich mit der folgenden, geharnischten Immediat-Eingabe an den König:

Allerdurchlauchtigster, Allergroßmächtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Daß eine Witwe nach dem Tode ihres Mannes mit ihren Kindern in ungetheilten Gütern sitzen zu bleiben befugt sey, ist eine Rechtswahrheit, die jeder Anfänger in der

Rechtswissenschaft, geschweige ein Königlicher Beamter wissen muß, und die auch in der Allerhöchsten Vormünder-Verordnung mit dürren Worten enthalten ist.

Ebenso bekannt ist es, daß die Ernennung und Bestellung der Vormünder sowohl als Kuratoren ein außergerichtliches Geschäft ist, wozu keine gerichtlichen Formalitäten und Sollemnitäten erfordert werden.

Herr Supplicatus muß jedoch anderer Meinung seyn, denn er hat, nachdem mir mein Mann kürzlich mit Hinterlassung einer zweyjährigen Tochter abgestorben,

1) von einem mit 2 Sandmännern besetzten Gerichte, also gerichtlich, mir einen Curatorem und meiner Tochter einen Vormund zugeordnet, (Anl. Nr. 1) ist

2) gleich darauf zur Inventur geschritten oder hat solche vornehmen wollen, und als ich dagegen protestirt (Anl. Nr. 2) — der Verfasser dieser Anlage hat die Verfassung im Dänischen mit der in den Herzogtümern verwechselt und aus diesem Irrthum von einer von mir zu suchenden Concession geredet — hat Herr Supplicatus mir

3) zur Einbringung meiner Einwendungen gegen dies Verfahren nur eine 8tägige Frist gestattet, wodurch ich genöthigt worden, ihn an die gesetzliche Vorschrift, welche zum remedio supplicationis 6 Wochen Frist giebt, zu erinnern und ihn zu bitten, auch in diesem Stücke es bey dem Landesherrlichen Gesetze zu lassen.

So war ich nun durch das auf meine Eingabe Nr. 2 erfolgte Dekret — daß darin der Vormund gleichsam vorgeschoben, er als die Triebfeder der unternommenen Errichtung eines inventarii angegeben wird und man, wie es impersonaliter darin heißt, der Meinung gewesen, daß ich dagegen nichts würde einzuwenden haben, so leicht man auch das Gegentheil sich hätte vorstellen und wenn man nur, wie doch billig hätte geschehen sollen, hätte vorfragen wollen, leicht und bald erfahren können — eben nicht erbaut bin, so merkt man auch seinem Dekret es an, daß Herr Supplicatus von dem mir zugefügten Unrecht sein Gefühl nicht ganz hat verleugnen können. Hier ist auch das Unrecht wahrlich zu klar, um es zu verkennen, denn widerrechtlich ist:

1. die Bestellung eines Vormundes für meine Tochter, da diese Bestellung, so lange ich mit meiner Tochter in ungetheilten Gütern bleibe und nicht zur anderweitigen Ehe schreite, nicht Statt hat, zumal da ich einen Curator und Assistenten habe, der eventualiter auf meine Wirthschaft Acht haben kann und außer der allgemeinen, selbst von meinem eigenen Interesse begünstigten Vermuthung, daß ich ordentlich und wirthschaftlich haushalten werde, das sub Nr. 3 anliegende glaubwürdige Zeugniß die Bestätigung davon, und daß ich bisher mich so betragen habe, enthält.

Noch widerrechtlicher und gesetzwidriger ist

2. der Schritt mit der Inventur, die eine Theilung voraussetzt, und die Beschönigung desselben mit der Absicht, die der Vormund nur dabey gehabt haben soll, ist würklich zu armselig, um eine Antwort zu verdienen.

Besser wäre es daher gewesen, Herr Supplicatus hätte den Gedanken an die Inventur ganz aufgegeben, solches in seinem Dekret erklärt, auch den Vormund wieder entlassen, so meiner Supplication mich überhoben, die Bewegursachen seines Verfahrens wenigstens zweifelhaft gelassen und mich nicht genöthiget, gegen dies Verfahren mich zu sträuben, da es nicht allein meine Rechte kränkt, sondern auch in seinen Würkungen einer Dissipation meiner Güter völlig gleichkommt, denn wer wird die Verschwendung unnützer Kosten für etwas anderes erkennen, es wäre denn, daß es einen Unterschied machte, wenn diese Kosten in des Herrn Supplicati Beutel fließen, woran ich jedoch keinen Glauben habe.

Jetzt also, da von dem obigen allem nichts geschehen, muß ich an Ew. Königliche Majestät mich wenden und allerdemüthigst bitten, den Herrn Supplicatum dahin anzuweisen, daß er mich in der Gemeinschaft der Güter und deren Verwaltung ungestört sitzen lassen, den für meine Tochter bestellten Vormund sogleich wiederum ohne Gebühr entlassen, der Inventur des gemeinschaftlichen Gutes sich enthalten und die durch sein widerrechtliches Verhalten mir abgenöthigten Kosten mir erstatten solle."

Folgen die Unterschriften der Frau und des erbetenen Kurators.

Hierauf erfolgte nachstehender Entscheid:

„Auf angefügte Bittschrift abseiten des verstorbenen P. H. Wittwe c. C. zu N., wider den Hardesvogt L. zu N. pro mandato wird von Jhro Königl. Majestät

> Supplicato hiedurch anbefohlen, Supplicantin in der Gemeinschaft der Güter und deren Verwaltung ungestöhrt sitzen zu lassen, den für ihre Tochter bestellten Vormund sogleich wiederum ohne Gebühr zu entlassen und der Inventur des gemeinschaftlichen Guts sich zu enthalten.

Urkundlich unterm vorgedruckten Königl. Insiegel. Gegeben im Obergericht auf dem Schlosse Gottorff den 12. Juli 1793.

(L. S.) Folgen einige unleserliche Unterschriften.

Darunter bescheinigt der Hardesvogt L., daß er hiervon am 30. Juli 1793 eine Abschrift erhalten habe.

Mitgeteilt von Dr. Prahl in Lübeck.

2. Vilby im Kreise Apenrade.[1]) Anfrage S. 204. Vergl. Danckwerth S. 97: 'Wellby Meyerhoff von Herrn Jochim Danckwerth anitzo Fürstl. Cammermeister vor wenig Jahren erbawet' (1652). Der aus vier Bohlstellen entstandene, von Joachim Danckwerth in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaute, an der Virlaue im Amt Apenrade, Kirchspiel Jordkjär gelegene Hof wurde schon im Anfange des 18. Jahrhunderts abgebrochen und die Ländereien sind zur Feldmark des Dorfes Cassöe gelegt. (Vilbye, Welbygaard.) Woldemar v. Weber-Rosenkrantz, Kiel.

Bücherschau.

1. Toni Harten-Hoencke, Gedichte. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand 1907. 121 S. 8°. — Die Verfasserin, eine Landsmännin, hat sich durch tiefstes Leid hindurchringen müssen; ihre Verse sagen, wie sie ihr Leid getragen und welchen Gewinn es ihr gebracht hat. Es sind einfache Töne, die hier erklingen, aber sie werden jedem zu Herzen gehen, vor allem aber dem, der auch auf dunkeln Wegen hat wandeln müssen. Die Gedichte offenbaren ein reiches Innenleben, lebhafte dichterische Empfindung und bemerkenswerte Gewandtheit im Ausdruck. Die schönsten und ergreifendsten Worte findet die Dichterin auf den ersten Bogen, die von ihrem Leid reden; doch auch auf den übrigen Blättern trifft man manche Perle echter Art. Das Buch verdient, bekannt zu werden. L.

2. Wilhelm Lobsien, Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart. Altona 1908. 160 S. 8°. — Dieses Buch verdankt seine Entstehung einem Preisausschreiben der Schleswig-Holsteinischen Zeitschrift für Kunst und Literatur; es ist vom Preisrichterkollegium, bestehend aus den Herren Dr. Wilhelm Dohse in Frankfurt a. M., Prof. Dr. Eugen Wolff in Kiel und dem Herausgeber der Zeitschrift, Kurt Küchler in Klein-Flottbek, mit dem ausgesetzten Preise von 500 *M* bedacht worden. Dem Titel entsprechend, charakterisiert es alle schleswig-holsteinischen Erzähler neuerer Zeit, soweit sie nur einigermaßen höheren Ansprüchen gerecht werden oder zu werden versuchen; es berücksichtigt aber auch die Hamburger und Lübecker, die „in den Grundzügen ihres Charakters und also auch in ihrer Kunst uns eng verwandt sind." Ein biographischer Nachtrag, 1906 abgeschlossen, orientiert über die umfangreiche Gesamtleistung unserer Landsleute auf diesem Felde. — Das günstige Vorurteil, das der Name des Verfassers erweckt, wird in dem Büchlein aufs neue gerechtfertigt. Auf begrenztem Raum ist das Wesentliche scharf hervorgehoben worden, so daß ein übersichtliches, klares Gesamtbild entstanden ist. Die bedeutenderen Persönlichkeiten — und es finden sich ja zur Zeit erfreulicherweise nicht wenige unter unsern männlichen und weiblichen Landsleuten — werden ausführlich besprochen; aber auch von den weniger hervorragenden erfährt man immer soviel als nötig ist, um sich über ihre Stellung innerhalb unseres Schrifttums zu orientieren. Der Verfasser gehört nicht zu den scharfen Kritikern, die überall die höchsten Maßstäbe anwenden; ebensowenig verlangt er, daß allen Bäumen eine Rinde wachsen soll. Er freut sich an der bunten Mannigfaltigkeit, und wo er tadeln muß, findet er doch meistens noch ein mildes Wort. Dabei wird er aber nicht schönfärberisch, sondern bleibt stets gerecht und wahr. Im großen und ganzen wird jeder Kenner unserer Literatur die Berechtigung seines kritischen Standpunkts anerkennen müssen, wenn auch dieser oder jener im einzelnen manchmal ein kleines Fragezeichen machen wird. Hoffentlich wird der Verfasser in angemessenen Zwischenräumen einen Nachtrag erscheinen lassen. L.

3. Richard Dohse, Meerumschlungen. Ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Bilder von Herm. Linde. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg 1907. Klein-Folio 286 Seiten. Preis? — Es ist in den letzten Jahren oft behauptet worden, und die literarische Produktion hat es bewiesen, daß Schleswig-Holstein unter allen Landschaften deutscher Zunge am reichsten ist an mehr oder minder kraftvollen Dichter-Persönlichkeiten, die von ihrer engern Heimat mit charakteristischen, scharf ausgeprägten Stammeseigentümlichkeiten begabt wurden, die darum auch durch die Äußerung ihrer Persönlichkeit eine reiche schleswig-holsteinische Heimatliteratur hervorgerufen haben. Aus dem Schatze dieser Heimatliteratur hat der Literar-Historiker und -Kritiker Dohse-Frankfurt ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck zusammengestellt. — Gustav Falke gibt dem Buche eine Einleitung „Schleswig-Holstein." Sie ist ein wenig geographisch und ein wenig geologisch, sie berücksichtigt ethnographische, topographische und wirtschaftliche Verhältnisse, nirgends wissenschaftlich erschöpfend, überall nur andeutend. Ein rechter Dichtersmann, der „das Bildern und Schildern nicht lassen kann," hat die Einleitung geschrieben. Darum würdigt er auch einzelne Landschaften vor andern und inbezug auf die aus ihnen hervorgegangenen

[1]) Auch von Herrn Oldekop-Kiel ist eine Mitteilung ähnlichen Inhalts eingegangen. Den beiden Herren sagt für ihre liebenswürdige Auskunft besten Dank die Schriftleitung.

großen Dichter. — Der eigentliche Stoff des Buches, die Beiträge der Dichter, gliedert sich in drei Gruppen: Heimat, Land und Leute, Erinnerungen. Dann folgt ein biographischer Teil, der ein möglichst vollständiges Verzeichnis aller lebenden, in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck, Lauenburg und dem Fürstentum Lübeck geborenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen enthält. — Der Herausgeber ließ sich bei der Auswahl von dem Gedanken leiten, daß jeder Beitrag der schleswig-holsteinischen Heimat dienen solle. „Nicht eine Anzahl Dichter" — heißt es im Vorwort — „soll miteinander um den Ruhmeskranz ringen: der Heimat soll er vielmehr dargebracht werden von ihren Dichtern." Darum können „nicht alle bedeutenden Dichter mit charakteristischen Beiträgen herangezogen werden, wie das bei den sogenannten ‚Dichterbüchern' der Fall ist." Dohse fragte also nicht: Welches sind unsere bedeutendsten Dichter, und welches ihrer Werke zeigt am besten ihre Eigenart? sondern: Was haben unsere Dichter gesagt zum Ruhm der Heimat, wie haben sie ihre Landsleute dargestellt und wie besingen sie des Landes Geschichte? Darum mußte ein Buch entstehen, das in literarisch ästhetischer Beziehung nicht so wertvoll ist wie eine Auswahl nach den andern Gesichtspunkten, und ein zutreffendes Bild von der literarischen Produktion Schleswig-Holsteins kann es nicht geben. Einige Namen sucht man vergeblich auch im biographischen Teil. Wo sind Mähl, Kloth, J. Krah u. a.? Im ersten Teil ist es Dohse geglückt, Stoffe zu finden, die nicht nur des Dichters Heimatliebe zeigen, sondern auch seine Eigenart, seine Persönlichkeit überhaupt. Der Teil mußte ernst werden; denn „in unser aller Seele ruht der Ernst unserer Heimat. Und er ist unser tiefstes Gefühl," sagt Schlaikjer und trifft damit den Grundzug im Charakter der Schleswig-Holsteiner. — Daß es den Dichtern dabei nicht am Humor fehlt, zeigt namentlich der zweite Teil, der „Land und Leute" charakterisiert. Nicht immer wählte der Herausgeber hier glücklich. Beispielsweise zeigt die Schweinegeschichte „Else und Anna und deren Kinder" kaum einen wesentlichen Zug aus dem Leben der schleswig-holsteinischen Landleute, und über ihren Verfasser Timm Kröger kann sie gar falsche Vorstellungen erwecken: wenn nicht andere Beiträge Timm Krögers Größe zeigten, müßte der Leser des „Meerumschlungen" diesem Dichter einen falschen Platz auf dem heimischen Parnaß geben. Hier und da sind Bruchstücke aus größeren Werken gewählt. Es ist ein eigen Ding damit. Selten verlieren sie den Charakter des Bruchstücks. Um wieder ein Beispiel zu geben: Die unter der Überschrift „Dierich Mattens" aus Otto Ernsts „Asmus Sempers Jugendland" gewählte Episode ist hier nichts Selbständiges geworden. Mindestens ist der Leser des Romans dem Leser des Bruchstücks gegenüber im Vorteil: wie viel Beziehungen bestehen schon zwischen ihm und Asmus Semper, zwischen ihm und dessen Eltern, seiner Heimat usw.! Und gerade diese Beziehungen führen in der für sich zwar verständlichen Episode „Dierich Mattens" erst zum vollen Genuß. — Die Erinnerungen greifen zurück in die fernste Vergangenheit und auch in jüngst vergangene Jahre. Dichter haben auch diesen Teil geschrieben. Von ihnen verlangt man nicht zuerst streng historische Treue, namentlich wenn es sich um Erinnerungen aus längst verflossenen Jahrhunderten oder gar aus vorgeschichtlicher Zeit handelt. Lücken in der Entwicklung, die der Forscher als solche bezeichnet, füllt die Phantasie des Dichters mit Gebilden, als wären sie Wirklichkeitswerte. Und was schadet's! Wenn nur Zustände und Menschen in den in ihrer Zeit möglichen Formen und Gedanken erfaßt werden. Wenn freilich historische Taten vom Dichter aphoristisch aneinandergereiht werden, dann entstehen vielfach Lücken. Solche Geschichtsbilder sind nur für Geschichtskundige interessant. Sie müßten eigentlich in diesem Buche fehlen („Bornhöved" von L. Brockdorff-Ahlefeld). Der Teil ist reich an guten Balladen. Besonders viel Freude hat mir das Kulturbild von J. H. Fehrs „En Winter in Störkamp" gemacht, nicht zum wenigsten wegen seines herrlichen Plattdeutsch. — Im biographischen Teil „Die Schriftsteller" erfährt man, daß in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck 1¼ Hundert Menschen geboren sind, die auf den Ehrennamen eines Dichters Anspruch haben oder doch erheben. Nur der dritte Teil von ihnen ist im Sammelwerke zum Wort gekommen. Vielleicht war auch das schon etwas reichlich. Die Hälfte der Dichter etwa gibt eine Selbstbiographie. Es ist sehr interessant, zu sehen, wie sie sich selbst einschätzen. Auch G. Frenssen mußte im biographischen Teil erwähnt werden. Warum hat der erfolgreichste schleswig-holsteinische Dichter für das Werk nicht auch einen Beitrag zur Verfügung gestellt? — Der biographische Teil würde gewinnen, wenn er auch ausführlich bibliographisch ausgestaltet würde. — Der Herausgeber hat die Dichter nach ihrem Alter geordnet. Die uns gewohntere Art nach dem Alphabet halte ich für übersichtlicher. — Die beigegebenen skizzenhaft gehaltenen Bilder von Herm. Linde bilden einen willkommenen, wertvollen und würdigen Schmuck des Buches. — Ich wünsche dem Buche, daß es in der Nähe und in der Ferne anregen möge zum Studium und Genuß unserer heimischen Dichter.

Kiel. K. Jungclaus.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 11. November 1908.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3100. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt:

Kassennotiz. **Die im laufenden Jahre eingetretenen Mitglieder, deren Jahresbeitrag für 1908 noch nicht beglichen ist, werden um gef. baldige Einsendung desselben — M. 2,50 — gebeten.**

Vereinsgabe 1908.

Die Photogravüre nach dem Gemälde von

J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein
Kartongröße 120 × 90 cm, Bildfläche 74 × 54 cm, Ladenpreis **20 M.**

Preis: **5,70 M.**, einschl. Porto u. Verp. **6,45 M.**

steht unter den bekannten Bedingungen unsern Vereinsmitgliedern nur noch **bis Ende dieses Jahres** zur Verfügung.

Vereinsgabe 1909.

Einem uns mehrfach geäußerten Wunsche entsprechend, bieten wir unsern Mitgliedern als Vereinsgabe für das kommende Jahr ein historisches Bild an, die Photogravüre nach dem Gemälde von

Georg Bleibtreu, Die Schlacht bei Bau
Kartongröße 66 × 85 cm, Bildfläche 39 × 52 cm, Ladenpreis **15 M.**

Preis **3,20 M.**; einschl. Porto u. Verp. **3,85 M.**

Die früher erschienene Reproduktion dieses wirkungsvollen Gemäldes, eine Lithographie, ist im Kunsthandel vergriffen. Gerade das Erinnerungsjahr 1908 dürfte der neuen Reproduktion, die einen empfehlenswerten Wandschmuck im Schul-, Studier- und Amtszimmer, Büro und Versammlungssaal bildet, eine vielseitige Bestellung sichern.

Jedem Mitgliede steht zunächst der Bezug eines Exemplares zu. Die Beträge können auch bei Einsendung des Jahresbeitrages für 1909 beglichen werden. Bestellungen, die in der Reihenfolge ihres Einganges **schon jetzt** erledigt werden, sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56,** zu richten.

Kiel, den 28. Oktober 1908. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

225. Böttger, Fr., Mittelschullehrer, Altona, Friedensallee 78. 226. Fischer, Kaufmann, Sande, Hambg. Straße 5. 227. Franck, Hauptmann a. D., Pinneberg. 228. Herrmannsen, Aug., Bankbuchhalter, Kiel, Adolf=Platz 3. 229. Frl. Vita Horn, Steinhorst i. Lbg. 230 u. 231. Jensen, Ketelsen, Seminaristen, Hadersleben. 232. v. Mesmer=Saldern, Berlin W. 62, Wichmannstr. **4a**[3]. 233. Piening, John, Kiel, Eckernförder Allee 8. 234. Schockert, Lehrer, Hoptrup bei Hadersleben. 235. Till, Ingenieur, Malstatt-Burbach. 236 Sächsischer Heimatschutz, Landesverein zur Pflege heimatlicher Natur, Kunst und Bauweise, Dresden.

Zur Nachricht:

1. Unser in Anlaß des 60. Gedenktages der schleswig=holsteinischen Erhebung besonders reich ausgestattetes Märzheft steht den Mitgliedern nach wie vor für 30 Pf. (in Marken einzusenden) zur Verfügung. **Das Heft dürfte sich besonders zur Werbung auswärts ansässiger Landsleute eignen.**

2. Es werden zu kaufen gesucht: Literaturbericht und Maiheft (Nr. 5) 1907.

Kiel=Hassee, 31. Oktober 1908. **Der Schriftführer:**
Hamburger Chaussee 86. H. Barfod.

Bücherschau.

1. „Der Muttersohn" von **Johannes Dose.** Neubearbeitung. Verlag von Bartholdi in Wismar. 1908. 440 S. 4 *M* brosch., 5 *M* geb. — Das Urteil über Doses „Muttersohn" ist längst gesprochen worden. Es ist das beste, das persönlichste Buch, das er je geschrieben hat. Hier handelt es sich um die Neubearbeitung, die infolge des bekannten Prozesses nötig ward. Ein lieb gewordenes Buch umzuarbeiten, ist für einen Schriftsteller eine undankbare, qualvolle Arbeit. Er hat sie geleistet dem Andenken seiner verstorbenen Mutter, deren dauerndes Denkmal es sein sollte, zuliebe. Diese Liebe hat ihn befähigt, es so zu gestalten, daß es wie eine Originalarbeit anmutet. Damit ist das Urteil über „Den neuen Muttersohn" gleichzeitig ausgesprochen worden. Ich glaube sogar, daß er in der neuen Fassung gewonnen hat. An Stelle der ausgeschiedenen Gestalt des Asmus Berg ist die des Morphiumdoktors Viggo Evers mit künstlerischer Virtuosität hineingezeichnet worden. Mir scheint, als wenn das Problem dadurch wesentlich an Tiefe gewonnen hat. Evers übt einen noch viel unheilvolleren Einfluß auf Amatus aus, ja, er geht geradezu mit satanischer Lust darauf aus, ihn durch den Alkohol systematisch zugrunde zu richten. Danach sind die Kämpfe zu werten, die der Muttersohn bestehen muß, danach ist der Sieg zu beurteilen, den er endlich erringt. Dadurch, daß die Fäden, die ihn mit seinem verschollenen Oheim Jönker verbanden, straffer gezogen worden sind, ist ein Vorwurf gefallen, den man gegen die erste Arbeit erhob. So kann denn nun das herrliche Buch wieder seine Wanderung antreten und Herzen erheben und begeistern. Ich verspreche ihm allseitige Anerkennung und weiß, daß es den alten Freunden viele neue zuführen wird.

Itzehoe. Ernst Kammerhoff.

2. Hebbels Briefe. Ausgewählt und biographisch verbunden von **Kurt Küchler.** Verlag von Hermann Costenoble in Jena. 1908. 308 S. Mit 4 Bildern und einem Faksimile. — In seinem Vorwort führt Küchler, der Herausgeber der „Schleswig=Holsteinischen Rundschau," aus, was ihn veranlaßt hat, eine Auswahl von Hebbels Briefen erscheinen zu lassen. Man kann Wort für Wort sich zu eigen machen und mit ihm wünschen, daß die Briefe die Brücke zu Hebbels Verständnis werden möchten. Er an seinem Teil hat dazu die beste Handreichung geboten. Die Auswahl zeugt von einem feinen Verständnis, und die biographischen Zusätze sind so gehalten, daß sie einerseits die Lücken schließen helfen, andererseits die einzelnen Briefe in die rechte Beleuchtung rücken. Ich kann die Arbeit, die ich für ausgezeichnet halte, nur angelegentlich empfehlen und ihr die weiteste Verbreitung, namentlich des edlen Zweckes wegen, dem sie dient, wünschen. Ernst Kammerhoff.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Wedding, Das Eisenhüttenwesen. Verlag von Teubner in Leipzig. Preis 1,25 *M.* — Schmidt, Die evangelisch=lutherische St. Petrigemeinde in Altona und ihr Gotteshaus. Verlag von J. Harder in Altona. Preis 0,80 *M.* — Alberti, Kammerhoff und Lembke, Die Landheimat, Lehrbuch für ländliche Fortbildungsschulen. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Aus dem Verlage des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde in Stuttgart: Mikrokosmos, Heft 3 u. 4, 5 u. 6: Tiere und Pflanzen des Seenplanktons von Seligo=Danzig, Bilder aus der Insektenwelt von Fabre, Wertschätzung der Vögel von Schuster. Die Schriftleitung.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 11. November 1908.

Im November.

Ein Nebelmeer deckt weit umher
Die Wiesen und die Wälder;
Mit trübem Sinn schreit' ich dahin
Durch die erstorb'nen Felder.
Um Baum und Strauch weht kalter Hauch,
Ein Blatt sinkt nach dem andern.
Auf welkem Gras geh' ich fürbaß,
's ist gar ein traurig Wandern.
Die Flur ringsum liegt öd' und stumm;
Fernher nur krächzt die Krähe.
Ein Grabesduft erfüllt die Luft
Wie in des Kirchhofs Nähe.

Natur, Natur, wie drückt doch nur
Danieder mich dein Sterben!
Ach, mir auch ist zu dieser Frist,
Als ging' mein Glück in Scherben.
Da trifft mein Aug' den Haselstrauch:
An seinen kahlen Zweigen
Sich zart und grün zu künft'gem Blüh'n
Schon neue Knospen zeigen.
Natur, die Kraft, die in dir schafft,
Knüpft an den Tod das Leben: —
Und du, mein Herz, wollt'st schon dem Schmerz
Kleinmütig dich ergeben?

Oldesloe. Johannes Suck.



Aus der Vergangenheit der Haseldorfer Marsch.

Von **Johs. Schmarje** in Altona.

II.

Unter den Nachkommen Hans von Ahlefeldts tritt besonders einer hervor, der nicht bloß für die Haseldorfer Marsch etwas zu bedeuten hatte, sondern der auch in der Geschichte der Herzogtümer und darüber hinaus eine Rolle spielte. Es war dies der Ritter Detlev v. Ahlefeldt, dessen Denkwürdigkeiten aus seinem vielbewegten Leben erst vor einigen Jahren aus dem Haseldorfer Archiv ans Licht gebracht und mit Genehmigung des Eigentümers in einem Kopenhagener Verlag (Andr. Fred. Høst & Søn) im Buchhandel erschienen sind. Die von dem dänischen Gelehrten Louis Bobé für den Druck geordneten und redigierten Denkwürdigkeiten führen den Titel:

MEMOIRES
ODER KURZE ERZÄHLUNG MEINES LEBENSLAUFES UND WAS SONDERLICH DARINNEN VORGEGANGEN ZUSAMMT DEN OBSERVATIONEN UND MONITA SO DARAUS GEZOGEN UND DABEI BEOBACHTET WERDEN KÖNNEN MEINEN KINDERN ZUR NACHRICHT HINTERLASSEN
angefangen zu Dresden
horis successivis
den fünften Januarii Anno 1678.

Die Denkwürdigkeiten bieten trotz ihres subjektiven Gepräges so manche interessante Einzelzüge und trefflich gezeichnete Sitten- und Kulturbilder jener

trüben Zeit, daß sie als Quellschrift für die allgemeine Weltgeschichte gewertet werden dürfen. Spärlich sind dagegen die Nachrichten, die uns der Verfasser aus der Darstellung seines buntbewegten Lebens über die Haseldorfer Marsch hinterläßt. Nur die wenigste Zeit seines Lebens hat er sich auf dem Schloß seiner Väter aufhalten können. Für den Freund der heimatlichen Scholle sind aber selbst diese wenigen, zerstreuten und nebensächlich hingeworfenen Notizen wertvoll, umsomehr, wenn sie aneinandergefügt doch geeignet sein mögen, das über dieser Gegend lagernde geschichtliche Dunkel ein wenig zu erhellen.

Detlev v. Ahlefeldt, Sohn des Klosterpropsten Benedikt v. Ahlefeldt auf Haseldorf, Osterade und Kluvensiek, wurde am 20. Februar 1617 auf Gelting geboren. Er erhielt eine sorgfältige und gewissenhafte Erziehung. Nachdem er bis zu seinem 17. Lebensjahre von Hauslehrern unterrichtet worden war, machte er in Begleitung seines Hofmeisters, den er zeitlebens als zweiten Vater verehrte, große Reisen ins Ausland. Darauf folgten die Studienjahre auf der königlichen Akademie zu Paris. Das Leben auf der Akademie kam ihm anfangs schwer an, einmal — wie er berichtet — weil er mit lauter Franzosen umgehen mußte, deren Sprache er anfangs nicht verstand, und zum andern, weil sein holsteinischer Buttermilchsbauch zuerst ungeschickt zu den Exercitien, sonderlich zum Voltigieren gewesen sei. Aber schon nach einigen Monaten sei er den andern als Muster vor Augen gestellet worden, was, wie man leicht judiciren könne, seinem Fleiß zu attribuiren sei. Nach Ablauf dreier anstrengender Studienjahre bereiste er mit seinem Hofmeister Frankreich und Italien, entging bei der Fahrt übers Mittelmeer mit genauer Not einem türkischen Piraten, kam dann nach England, Holland und Belgien und von da über Bremen und Hamburg in die väterliche Burg zurück. Er war jedenfalls im Besitz einer Gelehrten- und Weltbildung, die ihn weit über die Mehrzahl der zeitgenössischen Gelehrten hinaushob. Auf den Wunsch seiner verehrten Mutter verheiratete er sich 1642 mit Ida v. Pogwisch. Diese Verbindung war für die Haseldorfer Marsch insofern von Bedeutung, als Haselau, das Erbgut seiner Frau, nunmehr wieder mit Haseldorf vereinigt war, wodurch der alte Familienzwist vorläufig aus der Welt geschafft war. Seit einigen Jahren hatte überhaupt Ruhe und Frieden in der Marsch geherrscht; ihre Bewohner konnten sich von den Schrecknissen, die die Kriegsvölker Tillys und Wallensteins über sie gebracht hatten, erholen. Wie hungrige Wölfe hatte das wilde Volk in der Herrschaft Pinneberg und den Elbmarschen gehaust. Aber nun war das 1627 von Wallenstein eroberte Schloß zu Haseldorf wieder instand gesetzt und die abgebrannten Höfe und Katen waren wieder notdürftig ausgeflickt.

Detlev v. Ahlefeldt verlebte das erste Jahr seiner glücklichen Ehe auf seinem Gute Caden. Dann aber trat er in den Dienst des dänischen Königs Christian IV., dessen Gerechtigkeit, Leutseligkeit und Sanftmut er nicht genug zu rühmen weiß. Christian IV. lag damals längere Zeit mit seinem Hofe in Glückstadt. Hier finden wir auch Ahlefeldt, der bald seines Königs Gunst gewinnt und ihm ohne festes Engagement in Treue dient. Und das hat er um so lieber getan, „als der gottselige liebe Herr, ob er gleich oft und fast alle Nachmittage trank, dennoch alle Vormittage seine Regierungsgeschäfte genau expedirte und also nicht allein für sich ein großer König war, dessen Dicta et Acta junge Leute wohl zu beachten hatten und daraus was lernen konnten, sondern dessen Hofstaat auch mit vielen ansehnlichen, geschickten und weltklugen Leuten angefüllet war.“ Unter diesen Hofherren von „sonderlichem Respect, Gravität und Ansehen, von großem Namen und fama“ nennt er u. a. Corfitz Ulfeld, Hannibal Sehestedt (Statthalter in Norwegen), Graf Pentz, Gouverneur von Glückstadt, Steinburg

und Dithmarschen, die alle drei mit des Christiani Quarti Töchtern, die ihm von seinem Kebsweibe, der Frau Kirsten, geboren waren, zu ihrem Unglück verheiratet waren.

Die fröhlichen Tage am Hofe des lebenslustigen und trunkfesten Königs wurden jäh unterbrochen durch den unvermuteten Einfall der Schweden unter Torstenson. Der König, zur Gegenwehr genötigt, ernannte seinen getreuen Detlev v. Ahlefeldt zum Rittmeister über zwei Kompanien deutscher Söldnertruppen, mit denen er seine Güter und das Elbufer gegen die brandschatzenden Schweden zu schützen suchte. Zur mehreren Sicherheit warb er auf seinen Gütern eine Kompanie von 150 Mann, zu deren Unterhalt auch die angrenzenden Ortschaften, namentlich Seestermühe und Ütersen, beitragen mußten. Da er selber in der Praxis des Krieges noch unerfahren war, bestellte er Gabriel Prüssing in Elmshorn, einen alten, tapfern Kriegsmann, der schon unter Tilly gedient hatte, zu seinem Leutnant. Anfangs mag diese militärische Bedeckung zum Schutze der Haseldorfer Marsch genügt haben. Ahlefeldt berichtet wenigstens, daß feindliche Truppen sich zwar zum öfteren auf dem Heister Felde präsentiert hätten (das Heister Feld liegt nur ein halbes Stündchen von Haselau entfernt); in die Marsch seien sie aber nicht gekommen. Erst als der „tolle Wrangel" schwedische Regimenter vor Pinneberg zusammenzog, um diesen Ort mit Sturm zu nehmen, war die Marsch ernstlich in Gefahr. Ahlefeldt mußte sich auf Befehl des Königs mit seiner Kompanie „nebst Stücken, Ammunition und Materialien" auf Glückstadt zurückziehen. Die Marsch war nun den Schweden schutzlos preisgegeben.

Nach einer mir gütigst durch den vor kurzem verstorbenen Besitzer von Haseldorf, den Prinzen Emil Schoenaich-Carolath, zugegangenen Mitteilung ist die Burg zu Haselau 1645 von Wrangel zerstört worden. Ich möchte glauben, daß sich die Überlieferung inbezug auf den Zeitpunkt der Zerstörung im Irrtum befindet. Die Schweden werden die Gegend nicht geschont haben, aber man sollte doch annehmen, daß Ahlefeldt in seinen Memoiren die Zerstörung seines Schlosses berichtet hätte, wenn sie damals wirklich erfolgt wäre. Ich bin der Meinung, daß dieses Ereignis nicht damals, sondern 12 Jahre später in dem zweiten schwedischen Kriege stattgefunden hat. Eigentlich ging dieser Krieg die Herzogtümer nichts an, weil der Herzog Friedrich III., dessen Tochter mit dem Schwedenkönig Karl X. vermählt war, sich neutral hielt. Detlev v. Ahlefeldt glaubte aber seinem König (Friedrich III.) Treue schuldig zu sein. Er hatte sich daher bemüht, den Großen Kurfürsten und die Polen als Bundesgenossen seines Königs zu gewinnen, der von den meisten Adeligen seines Landes schmählich verlassen worden war. Das war ihm gelungen. Und als nun das unter dem Oberbefehl des Großen Kurfürsten stehende Heer, das aus brandenburgischen, polnischen und kaiserlichen Regimentern zusammengesetzt war, über die holsteinische Grenze rückte, eilte Ahlefeldt in Begleitung des Majors Prüssing mit 500 Pferden nach Hamburg voraus, um zu dem Magazin- und Proviantwesen die nötigen Vorbereitungen zu treffen, „voller Freude," — wie er schreibt — „daß der Succurs von meines Königs Rettung so nahe war. Allein, nachdem ich die Partei nicht weit von Hamburg hatte stehen lassen, wurde ich von meiner Frau und Kindern in Hamburg mit weinenden Augen empfangen, weil man vom Wall sehen konnte, wie eben denselben Morgen meine beiden adeligen Häuser Haseldorf und Haselau nebst allen Vorwerken und 60 Bauernhöfen zusammt allem selbigen Jahres gebauten Korn, weil es kurz nach der Ernte war, in vollem Feuer und Flammen stunden. Und kann ich dieses dabei unangemeldet nicht lassen, daß der Generallieutenant Arentzen erst hierzu com-

mandiert gewesen, allein er hat sich dessen entledigt mit Vorwenden, daß er sich zum Soldaten und nicht zum Mordbrenner hätte bestellen lassen, nur daß er hier und dort in den Marschen kleine Kathen anstecken ließ; aber wie der Oberst Gorgas, eines Priesters Sohn aus Holstein, hierzu commandirt ward, machte er keine Schwierigkeit, sondern commandirte 200 Dragoner von seinem Regiment, die mit den brennenden Fackeln in der Hand dieses rühmliche Werk verrichteten." Der Mordbrenner wurde für sein Bubenstück hernachmals in Hamburg von Ahlefeldt „dicht abgeprügelt." Die Verwüstung der Marsch und mit ihr die Zerstörung der beiden Häuser Haseldorf und Haselau ist also jedenfalls — es geschah auf Befehl des Pfalzgrafen von Sulzbach — im Jahre 1657 erfolgt.[1]) Weil der Verfasser der Memoiren diese Tatsache ausführlich und schmerzlich bewegt berichtet, so ist wohl anzunehmen, daß er auch die dem tollen Wrangel zugeschriebene Zerstörung der Burg zu Haselau erwähnt haben würde, wenn dieses Ereignis wirklich im Jahre 1645 stattgefunden hätte. Mit genauer Not entkam der Pfalzgraf dem ihm rasch folgenden Kurfürsten. Es ist ja bekannt, daß dieser auf seinem Kriegszuge durch die Herzogtümer über Flensburg, Hadersleben, Sonderburg und Ripen nach Kolding kam und dort mit seinen Truppen Winterquartiere bezog. Weniger bekannt dürfte ein heiterer Vorfall sein, der sich im Quartier zu Sonderburg ereignete. Als Generalkriegskommissar hielt Ahlefeldt sich für verpflichtet, den Kurfürsten samt allen Generalpersonen aufs beste mit allen Delikatessen, die er in Hamburg hatte auftreiben können, durch französische und deutsche Köche an drei Tafeln zu traktieren. „Und wie nun viele Frauenzimmer," so berichtet er, „und unter diesen meine Frau und meine älteste Tochter, die Gräfin, damals noch Jungfer, im Nebengemach gespeiset und nach geendigter Tafel in den Saal, da der Churfürst war, zum Tanze gefordert wurden, verliebte sich der Churfürst in meine Tochter, also daß er den Fürsten von Anhalt an mich schickte und begehren ließ, ich möchte es dahin vermitteln, daß er sie in meiner und der Mutter Gegenwart oder auch im Beisein der ganzen Gesellschaft nur einmal küssen möchte und wollte er hingegen einen Ring, den er auf dem Finger trug, mit einem Stein, der 2000 Rthlr. gekostet hatte, verehren. Ich meinestheils hätte den Churfürsten gerne gratificiret, allein die Mutter wollte durchaus nicht, sondern mußte die Tochter unter dem Schein, als wenn ihr übel wurde, alsbald aus der Gesellschaft und nach der Kammer gehen und kam auch selbigen Abend nicht wiederum heraus, wie sehr der Churfürst und der Fürst von Anhalt darum anhielten." Die Tochter wurde übrigens für ihre Tugend belohnt. Es begab

[1]) Saucke berichtet in seiner Herzhorner Chronik über die in der Marsch und der Grafschaft Pinneberg angerichteten Verwüstungen u. a. folgendes: „Das alte Schauenburger Schloß, so zu Pinneberg zu sehen war, haben sie angezündet und ausgebrandt, so daß nur die Mauern bestehen blieben. Die adeligen Ritterhäuser, als Haselau und Haseldorff, haben sie in Rauch gen Himmel gesandt. Was für Schaden sie durch sengen und brennen die Königl. Ambts-Vogtey, worinnen das Adelige Jungfrauen-Kloster Utersen, zugefüget, ist nicht auszusprechen. Der Mark-Flecken Elmenshorn mußte auch nicht verschonet bleiben, denn den 5. Augusti (außerhalb wenig Gebäudte und Pfarrhause) nebenst der schönen Kirche mit ihrer hohen Spitze, neuen Orgel und kostbahren alabasternen Altar mußte gantz jämmerlich dem feuerspeienden Vulcano aufgeopfert werden. Darauf gab dieser König die an der Stör gelegene Stadt Itzeho die visit, und weil selbige nicht also fohrt nach belieben thür und thor wollte eröffnen, hat er den 7. Augusti den rothen Hann überhinfliegen lassen und also diese Stadt elendiglich in Rauch und Schmauch gen Himmel geschickt." Detleffsen, Bd. II S. 246. — Diese in der Herzhorner Chronik berichteten Greuel sind offenbar dieselben, die Ahlefeldt in seinen Memoiren erwähnt, soweit dabei die Haseldorfer Marsch und seine beiden Burgen in betracht kommen.

sich nämlich während desselben Feldzuges, daß der kaiserliche Generalleutnant Spörk, der brandenburgische Generalmajor Quast und der Graf von der Nath fast gleichzeitig um sie werben ließen. Letzterer ging als Sieger aus dem Kampf hervor.

Wir sind dem Gang der Geschichte ein wenig vorausgeeilt und kehren daher zu den Ereignissen des Jahres 1645 zurück.

Nach dem in diesem Jahre erfolgten Friedensschluß nahm Ahlefeldt seinen Abschied und trat in den Dienst der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel. Was ihn zu diesem Schritt veranlaßte, war die Lust am Soldatenleben, das ihn wegen „der Debouchen, des Klingens der Pauken und Trompeten und der täglich im Kriege vorfallenden Rencontren“ über die Maßen wohlgefiel. Eine andere Ursache des Dienstwechsels lag darin, daß Ahlefeldt mit seinem hochstrebenden, feurigen Geist sich nicht als Landjunker auf seinem Marschgut befriedigt fühlte. Die dritte Ursache bestand nach seinem eigenen Geständnis im Lucro und Profit. Seine Güter waren durch die vielen Brandschatzungen völlig heruntergekommen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Lutter am Barenberge hatten zuerst die Dänen auf ihrem eiligen Rückzuge im eigenen Lande Höfe und Dörfer verwüstet, um den Feinden das rasche Nachrücken zu erschweren. Dann hatte Tilly in der Grafschaft Pinneberg und den benachbarten Marschen Nachlese gehalten. Was noch übrig war, hatten die Wallensteinischen Völker verzehrt und vernichtet. Durch Wallenstein erfolgte auch, wie bereits bemerkt, 1627 die Eroberung des Haseldorfer Schlosses. Die Not war daher im ausgeraubten Schlosse ebenso groß wie in den verwüsteten Gutsdörfern, und ihrem Gebote folgend nahm Ahlefeldt Kriegsdienste in der Fremde. Während seiner Abwesenheit stellte er seine beiden Güter unter die Verwaltung Philipp Hagedorns, der während der Minderjährigkeit seiner Frau Haselau administriert hatte und dem er daher volles Vertrauen schenkte. Hagedorn war aber ein ungetreuer Verwalter. Diese Eigenschaft teilte er zwar mit mehreren seiner Nachfolger im Amt. Die Art und Weise aber, wie Hagedorn die Güter seines Herrn verwirtschaftete, war doch so eigenartig, daß ein kurzer Bericht darüber hier nicht fehlen darf, und zwar um so weniger, da wir bei dieser Gelegenheit auch einen deutschen Dichter, nämlich den berühmten Gründer des Elbschwanenordens, Johann Rist, Pastor in Wedel, als Bühnenkünstler kennen lernen. Von seinen Leistungen auf diesem Gebiete hat die Literaturgeschichte meines Wissens bisher nichts berichtet. Der Verfasser der Memoiren bringt seine Beziehungen zu Rist in so köstlicher Weise zur Darstellung, daß er hier selber das Wort nehmen mag:

„Von Hagedorns Seite war diese Schuld [daß er nämlich seinen Herrn um 4000 Rthlr. benachteiligt hatte] nicht so viel dem Proposito, mich zu betrügen und sich zu bereichern, sondern seiner nimiae et supinae negligentiae, dann auch dem stetigen Wohlleben und Banquettiren mit Herrn Rist, Pastor zu Wedel und renomirten Teutschen Poeten, Münchhausen, Königlichem Voigt zu Ütersen, Gabriel Prüssing, Lieutenant zu Elmshorn, und andern guten Zechbrüdern, dabei aber meine Gesundheit nicht vergessen ward, dann auch nimiae indulgentiae gegen seine Frau zuzuschreiben, die, wie ich ex post facto erfahren, Gäste gebeten, wann der Verwalter nicht zu Hause gewesen, und mit dem Herrn Rist sich ganz abgekleidet, auch die Hemder ausgezogen und so nackt um den Pfeiler herumgetanzt und die Comoedie von Adam und Eva im Paradies auf meine Unkosten praesentiret gehabt; das Übrige, so dabei vorgelaufen, einem jedweden seinem Judicio remittirend. Welches unordentliche Haushalten dann nicht anders, als eine böse Rechnung, nnd die dabei vorgelaufene Sünde

Gottes schwere Strafe unfehlbar causiren und nach sich ziehen mußte, wie auch erfolget ist."

Ahlefeldt mochte gegen seinen Verwalter, dessen Schwager der bei dem König in hoher Gunst stehende Kammerschreiber Gabel war, nicht allzu scharf vorgehen. Aber er wurde doch aus dem Dienst entlassen. Er wohnte dann in seinem Hause in Holm, woselbst er nach etlichen Jahren in dürftigen Umständen starb. Uns interessiert diese Geschichte insofern, als die unter Johann Rist im Haseldorfer Schloß inscenierten dramatischen Aufführungen biblischer Stoffe wahrscheinlich die ersten Versuche waren, das gebildete Publikum in Elmshorn, Ütersen, Wedel und Umgegend für die Kunst der Bühne zu gewinnen. [1])

Schon 1648 nahm Detlev v. Ahlefeldt seinen Abschied aus Hessen-Casselschen Diensten und lebte dann zuerst etliche Jahre als Privatmann in Hamburg im Verkehr mit geistig bedeutenden Männern. Dann finden wir ihn als Amtmann in Flensburg und darauf im zweiten schwedischen Krieg als Generalkriegskommissar seines Königs. Gleichzeitig ist er auf politischem Gebiet tätig. Er ist es, der das Bündnis des Großen Kurfürsten und der Polen mit seinem König vermittelt. Nach der für die Dänen ruhmvollen Schlacht bei Nyborg (1659), an der auch er in hervorragender Weise teil nimmt, finden wir ihn abermals an norddeutschen Höfen mit politischen und diplomatischen Sendungen betraut. Seine häufige und nahezu stetige Abwesenheit von der Heimat mußte sein Verhältnis zu den Gutsuntertanen ungünstig beeinflussen. Die gegenseitige Entfremdung führte zu unerquicklichen Auftritten, wo ein Widerstreit der Interessen eintrat. Das geschah z. B. im „Butendieksstreit." Dieser alte Streit, der einst zu Mord und Totschlag in der Familie geführt hatte, erneuerte sich 1650 zwischen der Gutsherrschaft und den Gutsangehörigen. Nachdem unter den Familienmitgliedern dadurch Einigkeit erzielt worden war, daß Ahlefeldt

---

[1]) Rist und Ahlefeldt müssen sich ehedem recht nahe gestanden haben. R. hat das erste Zehn seiner „Himmlischen Lieder," unter denen sein bekanntes Kirchenlied: O Ewigkeit, du Donnerwort" dem Haseldorfer Schloßherrn gewidmet (1642). Mit Hagedorn und Münchhausen, dem Königlichen Vogt zu Ütersen, war R. innig befreundet. Der Neue Teutsche Parnaß trägt ein Titelbild, das die drei Elbschäfer — vermutlich das Kleeblatt Rist, Hagedorn und Münchhausen — darstellt. Auf einem Hügel am Elbufer sitzen drei Männer: einer spielt die Geige, der andere die Guitarre und der in der Mitte sitzende, wahrscheinlich Rist, singt dazu. — Der Titel des Neuen Teutschen Parnasses lautet folgendermaßen: „Neuer Teutscher Parnaß Auff welchem befindlich Ehr- und Lehr-, Schertz und Schmertz, Leid und Freuden Gewächse, welche zu unterschiedlichen Zeiten gepflantzet, nunmehr aber Allen, der Teutschen Heldensprache und deroselben edlen Dichtkunst vernünftigen Liebhabern, zu sonderbarem Gefallen zu Hauffe gesammelt und in die offenbare Welt ausgestreuet von Johann Risten." Fast der ganze Inhalt des Teutschen Parnasses besteht aus Ansingereien und Gelegenheitsgedichten; unter diesen ist auch das auf seinen Freund Münchhausen verfaßte Hochzeitsgedicht. Es trägt folgende Überschrift: „Schäffer-Lied zu sonderbaren Ehren und Gefallen dem Edlen, Vesten und Mannhaften Herrn Hans Statz von Münchhausen, der auch Edlen, Ehrenreichen und vieltugendbegabten Frauen Angnes Koch, gebohrenen Soltauinnen Unter den Hirten Nahmen des Schäffers Strephon und der Schäfferinnen Urania auff Ihrem Hochzeitlichen Ehren- und Freuden-Tag wohlmeinetlich gesetzet und übergeben." Da heißt es Str. 11:

O wehrter Münch und Bräutigamm	Deß Lebens Bitterkeit versüßen,
Nun magstu hausen und beschauen	Nun fährt all dein Trauren hin,
Dein Agneß das geliebte Lamm	Dieweil du kühnlich kannst geniessen
Und fröhlich in den Solten Auen	Dein allerschönste Schäfferinn. —

Rist, unter dem Dichternamen der Rüstige bekannt, heiratete nach dem Tode seiner ersten Frau die Witwe seines in Holm verstorbenen Freundes Hagedorn. Die neue Frau Pastor überlebte ihren Ehegatten viele Jahre, sie starb erst 1680 im Pfarrhause zu Wedel.

die Mitrechte seines Schwagers Heinrich Blome mit einer Geldsumme abgelöst hatte, wollte er nach dem Beispiel Christians IV., der die Wildnis bei Glückstadt hatte eindeichen lassen, den Haseldorfer Außendeich bedeichen, um das Land nach Belieben für sich ausnutzen oder verkaufen zu können. Er hielt sich dazu berechtigt, weil sein Vorfahr Hans v. Ahlefeldt [1]) die Vogtei mit ihren fünf Kirchspielen — Bishorst, Haseldorf, Haselau, Kollmar und Neuendorf — „binnen und buten Dieks" belegen nach der Verkaufsurkunde mit vollem Eigentumsrecht auch auf den Außendeich erworben und weil sein Nachbar zu Seestermühe den kurz vor 1500 durch Bedeichung gewonnenen Esch-Koog unbeanstandet als sein Eigentum verwertet hatte. Ahlefeldt begegnete indessen einem heftigen Widerstande. Die Bauern in Haseldorf und Haselau behaupteten, ebenfalls ein Anrecht auf Ausnutzung des Außendeichs zu haben. Sie suchten ihre Ansprüche zunächst auf gerichtlichem Wege zur Geltung zu bringen, verklagten ihren Gutsherrn beim holsteinischen Landesgericht und, dort abgewiesen, beim kaiserlichen Kammergericht. Bis zur Entscheidung aber konnten sie sich nicht gedulden. Das Reichskammergericht arbeitete bekanntlich sehr langsam; sie machten daher den Versuch, ihre Ansprüche mit Gewalt zu erzwingen. Sie wählten einige Häuptlinge, unter deren Anführung sich alt und jung, Wirt und Knecht mit Spießen und Stangen im Butendiek versammelten. Darauf haben sie einen Spieß in die Erde gesteckt, und mit aufgelegten Fingern verschworen sie sich, Leib, Gut und Blut für die gemeine Sache einzusetzen. Alsobald wurden die Hofleute aus dem Butendiek vertrieben, die Gefälle nicht geleistet, und der Gutsherr selber wurde bedroht, also daß er sich seines Lebens nicht mehr sicher war und ihm nichts anderes übrig blieb, als die landesfürstliche Obrigkeit zu implorieren. Vorläufigen Schutz gewährte ihm das feste Haus zu Haselau. Bald aber erschien eine ganze Kompanie Musketiere, die Haselau besetzte und die aufständischen Bauern auseinanderjagte. Fünf oder sechs der Rädelsführer wurden gerichtlich belangt, und ihr Advokat, der Kanzler Mithof zu Hamburg, wurde Landes verwiesen. Von einer Bestrafung der Anstifter des Aufstandes nahm Ahlefeldt Abstand, was ihn nachher hundertmal gereute; denn die bewiesene Gelindigkeit versöhnte die Bauern nicht. Sie setzten vielmehr ihren Prozeß eifriger denn je fort, trotzdem ein landesgerichtliches Erkenntnis ihre Ansprüche für unberechtigt erklärt hatte. Erst als die Rädelsführer teils in Hamburg, teils in Speier gestorben oder verarmt waren und das Reichskammergericht das landesgerichtliche Urteil bestätigt hatte, kam die leidige Angelegenheit zur Ruhe.

Kaum hatte das Land sich von den Schrecken der beiden Schwedenkriege notdürftig erholt, als es abermals von den Schweden heimgesucht wurde. Als Ludwig XIV. die Schweden auf Brandenburg hetzte, stellte sich Dänemark auf die Seite seines ehemaligen Verbündeten. Die Folge davon war ein Einfall der Schweden in holsteinisches Gebiet. Sie kamen im Winter 1676 von dem bremischen Gebiet über die Elbe, landeten im Bielenberger Hafen und verfuhren nach ihrer gewohnten Weise, d. h. sie steckten Höfe in Brand und nahmen, was sie kriegen konnten. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Haselau belagert, mit welchem Erfolge, wird nicht berichtet. Jedenfalls war die erst vor 19 Jahren ausgebrannte Burg inzwischen wieder hergestellt worden, und da ihre Umgebung ganz unter Wasser gesetzt werden konnte, wird sie den Feinden vermutlich erfolgreichen Widerstand geleistet haben. Der Verfasser der Memoiren berichtet wenigstens nichts über eine Ausplünderung.

---

[1]) Detleffen, Bd. II S. 144.

In den nächsten Jahrzehnten konnte die Marsch sich von den Drangsalen des Krieges einigermaßen erholen. Sie hatte unter seinen Schrecknissen furchtbar gelitten. Und einen treuen Helfer und Bundesgenossen hatte der Verderber Krieg allezeit in der verheerenden Flut gefunden, die ungezählte Male die Deiche zerbrach, um Gut und Leben der Marschbewohner zu vernichten.

Im Jahre 1357 vernichtete eine Sturmflut die Kirchen in Seestermühe und Seester. Jene wurde nicht wieder erbaut. Die Stnrmflut von 1428 setzte den größten Teil der Elbmarschen unter Wasser und war namentlich den Ländereien des Klosters zu Ütersen verderblich. Wahrscheinlich entstand erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Kirchort Neuendorf an der Krückau. Die als „Manndränke" an der ganzen Elbe und Seeküste unserer Heimat bekannte Flut von 1634 richtete natürlich auch viel Unheil in der Haseldorfer Marsch an. Rasch aufeinander folgten verderbliche Überflutungen in den Jahren 1643, 1648 und 1651. In den Kriegsnöten jener Zeit mochte es wohl an Mut, an Geld und Kräften fehlen zur Instandhaltung der dürftigen Deiche. Von verhängnisvollen Sturmfluten wird in den Jahren 1662, dann 1714 und 1717, wo die ganze Haseldorfer Marsch bis Ütersen unter Wasser stand, berichtet. Im Jahre 1720 litt besonders das Gelände zwischen Krückau und Pinnau. 1745 wurde der letzte Rest von Bishorst eine Beute des Elbstromes. Schlimm muß auch die durch Brüche der Elbdeiche am 11. September 1751 verursachte Flut gewütet haben. Nach 5 Jahren brachen abermals die verheerenden Wasser ins Land. Neuendeich soll damals 3 Wochen lang 10 bis 12 Fuß unter Wasser gestanden haben; 36 Menschen ertranken in der Gegend, außerdem kamen viele Pferde, Rinder und Schweine um. Die letzte für unsere See- und Elbmarschen verderbliche Flut war die vom 4. und 5. Februar 1825. Die häufige Wiederholung der Überschwemmungen hatte ihren Grund in der völlig unzulänglichen Beschaffenheit der Deiche, namentlich in ihrer geringen Höhe — Kammhöhe in der Regel nur 14 Fuß über die gewöhnliche Flut — und in der viel zu steilen Böschung. Nachdem man die Deiche verstärkt und erhöht hat — an der See bis auf 6,5 m —, haben auch die Überflutungen der eingedeichten Marschen so gut wie aufgehört. Daß die Bewohner unserer Marschen immer wieder den Mut fanden, ihre verwüsteten Felder zu beackern, ihre niedergebrannten Gehöfte wieder aufzubauen, muß uns mit hoher Bewunderung erfüllen. Aber wie würden jene in der bittersten Not des Lebens hart und zähe gewordenen Bauern sich wundern, wenn sie heute durch die blühende, im tiefsten Frieden ruhende und gesättigte Landschaft wandern und die Klagen ihrer notleidenden Nachfolger hören würden. Manche Klage würde verstummen, wenn das heutige Geschlecht sich einmal die Zustände der sogenannten guten alten Zeit vergegenwärtigen wollte.

Kehren wir nunmehr zur Geschichte Ahlefeldts zurück. Gegen 20 Jahre hatte er teils im Waffendienst, teils auf beschwerlichen Reisen zugebracht; oft hatte er im harten Winter mit Eis und Schnee in unwirtlichen Gegenden und zur Kriegszeit mit großen Gefahren kämpfen müssen. Sein Dienst brachte es mit sich, daß er häufig an schweren Trinkgelagen teilnehmen mußte. So war es kein Wunder, daß er früh alterte. Nach dem Tode seiner Frau, mit der er in sehr glücklicher Ehe gelebt zu haben scheint, hatte er auch häuslichen Kummer. Mit seinen Kindern und Schwiegerkindern lebte er in Unfrieden. Seine entartete Tochter Anna Clarelia ging mit dem Kornschreiber auf Haseldorf, Casper Rathgen, unter Mitnahme einer bedeutenden Geldsumme durch. Später söhnte er sich mit ihr aus, und sie brachte es noch zu einer standesgemäßen Ehe. Nachdem er seine Güter an seine beiden ältesten Söhne abgetreten hatte,

verbrachte er den Rest seines Lebens in Berlin und Hamburg, woselbst er sich mit Vorliebe dem Studium geheimer Wissenschaften zuwandte. Hier starb er am 25. November 1686.

Seine Nachkommen besaßen Haseldorf bis zum Jahre 1731, wo es im Konkurs von Heinrich Andreas v. Schilden gekauft wurde. 1747 kaufte v. Schilden auch Haselau, so daß beide Güter seit dieser Zeit wieder in einer Hand sind.

Als der letzte v. Oppen-Schilden im Jahre 1896 starb, kam das Gut als Erbschaft an den als deutschen Dichter bekannten Prinzen Emil v. Schoenaich-Carolath, dessen kürzlich erfolgten Tod wir mit ganz Deutschland betrauern.



Die Freilegung der Ruine Glambek auf Fehmarn.

Von **J. Voß** in Burg a. F.

I.

„Burg der tobenden See! Dich nennet der Dichter mit Ehrfurcht,
Glambek! Du hehre Ruine! Du Wellumspülete! Oftmals
Sann ich, gelagert auf weichem Moose Deines Gemäuers,
Der Vergangenheit nach und weint' am Grabe der Edlen,
Welche hier fochten und starben." — — — Jeß Gregers († 1825).

In der Provinz Schleswig-Holstein sind mittelalterliche Burgruinen nur noch spärlich vorhanden. Nachdem die Duburg bei Flensburg gefallen ist, bleibt eigentlich nur eine einzige Ruine übrig: die Burgruine Glambek auf der Insel Fehmarn; die Troyburg bei Tondern darf, da sie nachmittelalterlich ist, hier nicht erwähnt werden. Glambek liegt an der Südseite der Insel Fehmarn auf der Burger Tiefe, einer schmalen Sanddüne, die in Form einer Nehrung den Burger Binnensee von der Ostsee trennt. Ringsher dehnt sich ein ödes, kahles Sandfeld, nur spärlich bestanden mit violett blühenden Strandnelken, magerem Sandroggen und graubereiften Stranddisteln, und selten nur verirrte sich früher des Wanderers Fuß in diese weltferne Einsamkeit. Nur Ruheheischende kannten dieses abgeschiedene, gottverlassene Fleckchen Erde, das trotz seiner Dürftigkeit und Armseligkeit nicht aller Reize entbehrte. Geschichte und Sage waren hier nämlich von altersher heimisch und woben ihren bestrickenden Zauber um jene alten Gemäuer, die, Denkmäler einer großen Vergangenheit, dem Freunde der Vorzeit von Kampf und Sieg, von Schlachtgetümmel und Minnedienst erzählten.

Bisher waren die Überreste der einst sehr starken Burg mit Dünensand und Schutt bedeckt, und nur der Burgturm oder Bergfried ragte einige Meter hoch aus den Trümmern hervor. Erst die Sturmflut des Jahres 1872 hat einen Teil der Trümmer fortgespült und dadurch das ganze Burgplateau mit doppelten Wällen und Gräben deutlicher hervortreten lassen.

Vor wenigen Wochen nun konnte der lang und lebhaft gehegte Wunsch vieler Insulaner, die dem 13. Jahrhundert entstammende Ruine, die mit ihren Fundamenten und Grundmauern vollständig in dem hohen Schutthaufen enthalten ist, freizulegen und so eine Sehenswürdigkeit zu schaffen, die in Schleswig-Holstein als einzig in ihrer Art dasteht. Man ging dabei von dem allein richtigen Standpunkt aus, daß es heilige Pflicht sei, bei den Freilegungsarbeiten nichts zu zerstören, sondern alles Vorhandene bis ins kleinste Detail hinein für die Nachwelt zu erhalten. Die Besitzerin der Ruine, Fräulein Kl. Mackeprang-Staberhof, bestritt mit freigebiger Hand die nicht geringen Kosten,

die mit den Freilegungsarbeiten verbunden waren, und so konnte das schwierige Werk, das während des ganzen Sommers bis in den Herbst hinein fortgeführt worden ist, in Angriff genommen werden. Zur Fortschaffung des Bauschutts, täglich etwa 70 cbm, wurde eine eigene Feldbahn angelegt. Die Leitung der Arbeiten wurde von der Besitzerin Herrn J. A. Bundies-Burg a. F. anvertraut, der die ihm übertragene Aufgabe seither mit großem Geschick gelöst hat. Als Sachverständige erteilten die Herren Provinzial-Konservator Professor Dr. Haupt-Eutin und Architekt K. Voß-Kiel manchen freundlichen Rat, dem stets und gern eine weitgehende Beachtung geschenkt wurde.

Mit einiger Sicherheit läßt sich jetzt, nachdem das Innere der Burg freigelegt ist, die ehemalige Anlage erkennen. Das ganze Burgplateau hat die Form eines sich genau von Osten nach Westen erstreckenden Rechtecks mit den Ausdehnungen 52,70 : 35,80 m. Eingeschlossen wird das Plateau von einer 90 cm starken Umfassungs- oder Zingelmauer, die ein Fundament aus rohen Felsen hat, die sämtlich in festgestampften Lehm eingebettet sind. Die Ziegel, meistens sogenannte Feldbrandsteine, zeigen gotischen Verband und sind in ihren größten Exemplaren fast 30 cm lang, 13 cm breit und 11 cm dick. Vor dem Brennen wurden die Ziegel im Freien an der Sonne getrocknet, bei welcher Gelegenheit sie häufig Fußspuren von allerlei Tieren, von Schafen, Hunden, Katzen und Vögeln, die über die frischen Steine hinwegliefen, aufnahmen. Gewöhnlich sind die Ziegel rot, oft bis zum Verglasen gebrannt, so daß man noch große Klumpen von Schlacken und zusammengeschmolzenen Steinen findet. Besonders hart sind die Binder gebrannt. Einige Mauersteine, wahrscheinlich einer jüngeren Periode angehörend, zeigen die Marken: Kreis mit JL, Schlüssel mit SP und Herz mit H oder M darin. Der Mörtel, der mit Kies und Schotter, wie ihn der nahe Strand in Menge darbietet, untermischt ist, bindet noch jetzt so fest, daß es nur mit größter Mühe gelingt, einen unbeschädigten Ziegelstein aus dem Gemäuer loszubrechen. Die Fugen stehen in der Mitte hervor und sind an den Rändern eingedrückt; offenbar sind sie mit der Kelle, dem sogenannten Eselsrücken, hergestellt worden. Bei der Bedachung haben die alten Mönch- und Nonnenpfannen Verwendung gefunden.

Zur Verstärkung der Mauer dienten zwei massive Ecktürme an der Nordost- und an der Südwestecke, von denen der letztere der ältere ist. Es scheint, daß an der Nordseite des Plateaus die Nebengebäude und die Wirtschaftsräume lagen; denn hier hat man zwei Backöfen, den Unterbau eines Kamins oder Herdes, sowie an mehreren Stellen den Ziegelbelag von Fußböden freigelegt. Die Wirtschaftsräume werden Fachwerkbauten mit Tafeln aus Lehmbewurf gewesen sein, ihre Felsenfundamente treten verschiedentlich zutage. An der Westseite lag ebenfalls, angelehnt an die Westmauer, ein Wohngebäude aus Fachwerk. Auch hier finden sich Spuren der Fundamente und des Fußbodenbelags. Überall an der Westmauer lagern Schichten von Asche und verkohltem Holz; beim Aufgraben eines Brunnens entdeckte man sogar eine ganze Menge Holz, das teilweise angekohlt war. Es waren föhrene Bohlen und eichene Ständer von Fachwerkbauten, darunter sogenannte Kopfbänder, die entweder von jenem Gebäude an der Westmauer oder auch von einem ehemaligen Überbau des Brunnens herrühren. An die Südseite der Burg werden wir endlich die Wohnräume, die ebenfalls aus Fachwerkbauten bestanden, verlegen müssen. Hier war auch die Küche; denn die Umfassungsmauer war hier durchbrochen durch eine Gosse, die ehemals den Küchenspülicht mittels einer Steinrinne über die Berme in den Burggraben leitete. Ein an der Südmauer entdeckter kleiner Keller scheint nachmittelalterlich zu sein.

Bei den Freilegungsarbeiten ging man zunächst daran, den viereckigen Burgturm an der Nordostecke, den sogenannten Bergfried, vom Schutt zu reinigen. Ursprünglich scheint hier kein Turm gewesen zu sein; letzterer ist nämlich in die Außenmauer hineingebaut. Trotzdem muß die Absicht, einen

Westen

Süden

Norden

Osten

Grundriß der Ruine Glambek a. F.: a Bergfried, b Eckturm, c u. d Backöfen, e Kamin, f, g u. h Brunnen, i Herd, k Aschbehälter, l Kellergemach.

Turm zu errichten, von vornherein bestanden haben; denn wie wäre es sonst zu erklären, daß sich in der Außenmauer des Turms drei Gewölbeansätze für ein etwa im Innern desselben zu errichtendes Kellergewölbe befinden. Die 2 m

starken Mauern des Burgturms bestehen im Innern aus Füllwerk, halb aus Felsblöcken, halb aus Kalkbinder, und bilden ein Rechteck mit den Innenausdehnungen 6,70 : 5,60 m. Unterhalb des Turmes entdeckte man einen vermutlich ehemals gewölbten Keller mit glattem Mauerwerk in gotischem Verbande. Deutlich erkennt man, daß der Burgturm in zwei Bauperioden entstanden ist. Zuerst hat der Burgturm auf dem Mauerwerk des Kellers, das an zwei Seiten von der Außenmauer der Burg dargestellt wird, geruht; dann ist er (der Turm), der ursprünglich fast ganz aus Felsen aufgeführt war, eingestürzt, wahrscheinlich infolge einer Beschießung; seine Felsmassen haben des Kellers Gewölbe, von dem, wie schon gesagt, noch die Gewölbeansätze vorhanden sind, durchbrochen und fast den ganzen Keller angefüllt. Gegen hundert erratische Blöcke und mehr stürzten auf diese Weise in den Keller hinab. Dann ging man daran, einen zweiten Turm, aber diesmal stärker und fester als den ersten, aufzuführen. Man füllte darum den verschütteten Keller bis an den Rand mit Felsen, die man in Kalk und Lehm einbettete, und mauerte über diese Ausfüllung einige Schichten in Mörtel, die dann einen Teil des Fundaments jenes zweiten Turmes bildeten. Dadurch erhielt dieser eine breitere Grundlage, indem er sich teils auf das alte Mauerwerk des Kellers, teils auf das Felsenkonglomerat, das den Inhalt des letzteren bildete, stützte. Nicht uninteressant ist ein im Burgturm hervortretender Mauerrest, der, trotzdem der Außenverband gotisch ist, im Innern den regelrechten Blockverband zeigt.

Mitten im Keller des Turmes legte man den Stumpf eines Brunnens frei. Er ist mit Felsen und in Kalk gemauert und hat mit seiner Ummauerung einen Durchmesser von 2 m. Des Brunnens Schacht ist sechsseitig, innen mit Kalk abgeputzt und mit grobkörnigem Kies zum Abklären des Trinkwassers angefüllt. Ungewiß ist es, ob er ursprünglich Grund- oder Regenwasser enthielt; jedenfalls spendete er dann nach Bedarf Trinkwasser, wenn der Rest der Besatzung sich nach Erstürmung der Burg zur letzten Verteidigung in den Bergfried zurückgezogen hatte.

Dem Bergfried gegenüber, also auf der Südwestecke des Burgplateaus, entdeckte man, wie schon erwähnt, die Reste eines zweiten Turmes mit nicht gewölbtem Keller. Dieser Keller, 5,40 m lang und 5,25 m tief, enthielt zwischen seinem Schutt starke Schichten von Asche und Kohle, ein Beweis, daß hier ehemals das Feuer wütete. Er hat ein Felsenfundament und ist ebenfalls wie der Keller des Bergfrieds in die Außenmauer hineingebaut und mit Ziegeln in gotischem Verbande aufgeführt. Auf dem Fußboden dieses Kellers fand man zwischen dem Schutt eine größere Goldmünze aus dem 15. Jahrhundert, die das orleanistische Lilienwappen und die Inschrift trägt: „Karolus dei gratia Francorum rex. Christus vincit, regnat, imperat." Es scheint sich bei diesem Funde um eine Münze aus der Regierungszeit des französischen Königs Karl VI. († 1422) zu handeln.

Ganz in der Nähe fand man noch zwei weitere interessante Münzen. Die eine ist ein halber Wittenpfennig aus Silber und zeigt die Aufschrift: „Ericus rex Danorum", gehört also jener Zeitperiode an, in der die Insel Fehmarn durch den dänischen König Erich die schwersten Drangsale erdulden mußte. Die andere ist eine Kupfermünze und soll nach der Ansicht eines bekannten Numismatikers aus der Zeit von 1250—90 stammen und von jütischen Adligen geprägt worden sein, die sich damals, vereint mit dem Herzog Waldemar von Südjütland, gegen den dänischen König Erich Glipping empört hatten.

Neben dem Bergfried, und zwar auf der Ostseite der Burg, befindet sich das ehemalige Tor derselben, das eine Breite von 2,75 m hat. Von dem

Tor führen zwei Steinsetzungen, zu beiden Seiten von einer Mauerwange aus Backsteinen flankiert, bis an den ersten Burggraben. Die Berme zwischen der Außenmauer und der mit einer doppelten Felsenbefriedigung aufgesetzten Grabenkante hat hier eine Breite von 4,70 m. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Tor ursprünglich einen Vorbau hatte, worauf auch schon die beiden Mauerwangen hinzudeuten scheinen. Auf den erwähnten Steinsetzungen und ihren Verlängerungen lag die Brücke, die über den Graben auf eine Anhöhe des Walles führte, auf eine Art Brückenkopf oder auf ein Vorwerk, das dazu bestimmt war, den Andrang der Feinde aufzuhalten. Unterhalb der Brücke hat der Graben eine Breite von 6 m, die Sohle desselben hat eine solche von 3 m. Die Stärke der Torpfeiler beträgt 1,20 m. Im nördlichen Pfeiler bemerkt man noch die Reste von drei eingemauerten eisernen Torangeln. Das Tor selbst, das sich an die Innenseite der Pfeiler lehnte, hatte früher nur einen Torflügel; denn der südliche Pfeiler zeigt nicht jene drei Angeln, sondern nur die Reste eines eingekerbten Eisenzapfens zum Auflegen der Torklinke. Wahrscheinlich hat die Außenseite des Vorbaues durch die aufgezogene Zugbrücke, die genau in die Tornische desselben hineinpaßte, versperrt werden können. So hatte das Tor zwei Sicherungen. Aber noch eine dritte war vorhanden, wie deutliche Spuren dartun. An beiden Torpfeilern nämlich bemerkt man eine von oben nach unten gehende Rille oder Nute, in der sich früher ein eisernes Fallgatter herabsenkte, wenn die Axt des Belagerers oder der Eisenkopf des Widders das äußere Tor eingestoßen hatte.


Die Ruine Glambek auf Fehmarn.
Blick von oben in den Burgkeller.

Tritt man durch das Tor in das Innere der Burg, so bemerkt man zur Linken ein 7,50 m langes und 5,70 m breites, mit Ziegeln und quadratischen Tonfliesen ausgelegtes kleines Gemach, das vielleicht ehemals als Wachtlokal diente und durch eine starke Felsenwand von dem übrigen Schloßraum abgetrennt war. Hier finden sich auch die Überreste eines Herdes mit einem aus Felsen aufgemauerten Behältnis für Kohle und Asche.

Ein zweites Tor, ein Nebentor, erwartete man an der Westseite der Umfassungs- oder Zingelmauer zu finden, dem soeben genannten Osttor gegenüber; durch eingehende Untersuchungen wurde jedoch festgestellt, daß in der Westmauer kein Tor vorhanden war; die dort entdeckte Auffahrt auf das Burgplateau war jüngeren Ursprungs.

Unmittelbar neben der Westmauer gruben die Arbeiter einen ganzen Haufen Pech frei, ebenfalls an der Südmauer. Diese Funde beweisen, daß an den Außenseiten der Umfassungsmauer einst sogenannte Pechnasen, steinerne Aus-

bauten mit Steinrinnen, vorhanden waren, durch die man brennendes Pech und siedendes Wasser oder Öl auf die andringenden Feinde herniederträufeln ließ.

An der Westmauer ist auch der Schloßbrunnen aufgefunden worden, der voll Wasser steht. Im Lichten hat er einen Durchmesser von 1½ m, seine Tiefe beträgt 3 m. Am Grunde des Brunnens liegt ein Holzrahmen, 1 qm groß, mitten im Rahmen steht eine starke, noch wohl erhaltene Tonne aus Eichenholz, die mit zwei Reihen von Löchern versehen und mit Kies zum Durchfiltrieren des Trinkwassers angefüllt ist. Auf diese einfache Weise machte man das durch die im Boden befindlichen Schichten von vermodertem Seegras braun gefärbte, brackige Wasser des Brunnens genießbar.

An der Südmauer legte man ein kleines, mit Ziegelsteinen gepflastertes Kellergemach frei, 4 m lang und 3,25 m tief. Mittels einer Holztreppe gelangte man wahrscheinlich einst in diesen Raum, denn die vier Wände desselben zeigen keine Türspalte.

Ebenfalls an der Südmauer wurde ein zweiter Schloßbrunnen entdeckt; er war voll Schutt und hat einen Durchmesser von 1,20 m. Beim Ausräumen fand man zwischen dem Schutt einen eisernen Sporn und ein kleines Gefäß aus grauem Ton mit drei Füßen und einem Henkel. Zwischen dem Schlamm des Brunnens lag ein eiserner Siegelstempel, der im Schild einen heraldischen Adler führt, umgeben von einer Inschrift, die bisher nicht hat mit Sicherheit gelesen werden können, weil der Stempel vom Eisenrost sehr gelitten hat. Unten im Brunnen grub man einen 1 m hohen quadratischen Holzrahmen frei, der aus 5 cm starken Eichenbohlen bestand. Der Brunnen ist mit Felsen aufgesetzt und bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt.

Zwei Backöfen und die Untermauerung eines Kamins wurden an der Nordseite der Burg aufgefunden. Beide Backöfen sind mit Felsen eingefaßt und mit Ziegelsteinen aufgemauert, sie sind viereckig, 1½ m lang und 1 m breit. Vor dem 40 cm breiten Mundloch befinden sich Gruben, 1 cbm haltend, die zur Aufnahme der ausgekehrten glühenden Kohlen und der Asche dienten.

Bei der Freilegung der Ruine sind bis jetzt größere Funde nicht gemacht worden; an kleineren Fundsachen dagegen haben die Ausgrabungen, die seit Mitte Mai mit Eifer geführt werden, eine ganze Anzahl von Gegenständen ans Licht gebracht, die für die Beurteilung des mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Lebens von Wichtigkeit sind, als: Nadeln, Pfriemen, Kämme und Fingerhüte aus Knochen, viele Kugeln aus Granit, 7—33 cm im Durchmesser, darunter eine ganze Anzahl zersplitterter Kugeln, viele Geweihe vom Elch, Edelhirsch, Damhirsch und Reh, Hauer und Knochen von Wildschweinen in großer Zahl, viele Knochen von anderen Tieren, z. T. mit Spuren der Bearbeitung, Wetzsteine aus Quarzsandstein, eine kleine weibliche Figur aus rotem Ton, ein Hahn oder Krahn aus Bronze in Form eines Hundekopfes, ein kleiner Edelstein, der früher eingefaßt war, verschiedene Münzen und zahlreiche Eisensachen, z. B. Dolche, Kugeln, Scheren, Sporen, Steigbügel, Messer, Speer- und Lanzenspitzen, Reste von Schwertern und Schußwaffen usw. Eines der gefundenen Messer hat einen knöchernen Griff, in den die Figur eines katholischen Bischofs hineingeschnitzt ist. Weitere Fundsachen dürften bei der Öffnung der doppelten Burggräben geborgen werden, falls nicht der Andrang des Grundwassers diesen Arbeiten hinderlich ist. —

Das genaue Alter der Burg Glambek verliert sich im Dunkel des Mittelalters; das architektonische Verhältnis derselben weist aber auf das 13. Jahrhundert, etwa auf die Zeit um 1240, hin. Am Nordrand der Insel Fehmarn, und zwar dort, wo im Jahre 1832 das Leuchtfeuer-Etablissement Marienleuchte

errichtet wurde, lag im Mittelalter ebenfalls eine Burg, die den Namen die „alte Burg" (Oldenburg) erhielt, als am Südrand der Insel, auf der Burger Tiefe, eine neue Burg (Glambek) errichtet wurde. Glambeks Bedeutung steigerte sich, als durch die gänzliche Versandung des alten Burger Hafens, der bis an die Stadt reichte, die Glambeker Reede für den fehmarnschen Schiffsverkehr maßgebend wurde. Ein im Burger Binnensee, wahrscheinlich mit Unterstützung der Hansastadt Lübeck, im 15. Jahrhundert angelegter Hafen, „das neue Tief" genannt, dessen Steinmolen noch jetzt erhalten sind, konnte sich unter dem Schutze der nahen Burg Glambek weiter entwickeln und sich seitdem für die Insel Fehmarn segensreich gestalten. Eine nördlich von Glambek im Burger Binnensee liegende Vertiefung, die durch eine noch deutlich erkennbare Fahrrinne mit der Einfahrt zwischen den erwähnten Steinmolen in Verbindung steht, führt den Namen „Glambekskuhl" und bildet den Rest jener alten Hafenanlagen.

Die Lage der Burg Glambek auf der schmalen Düne, die von der Insel aus ursprünglich nur einen einzigen Zugang hatte, war sehr vorteilhaft. Von der Stadt Burg aus war Glambek mit Fuhrwerk kaum zu erreichen, wenn man es nicht unternahm, wie es nachweisbar häufig geschehen ist, quer durch den allenthalben nur flachen Binnensee zu fahren. Erst in viel späterer Zeit legte das kombinierte Oster- und Norderkirchspiel a. F. durch den Burger Binnensee einen auf Felsen ruhenden Damm an, dessen Unterhaltung den einzelnen Gemeinden der beiden Kirchspiele oblag. Die Instandhaltung der Dammbrücke übernahm die Stadt Burg. Die Einrichtung dieser Anlage galt aber weniger der Burg Glambek, sondern vielmehr den dort eingerichteten Hafenanlagen, die den einzigen Lösch- und Ladeplatz für die genannten beiden Kirchspiele abgaben.

18. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am 9. Juni d. J. zu Ütersen.

(Schluß.)

Der Abend vereinigte eine große Anzahl von Bürgern und Bürgerinnen der Stadt, von Einwohnern benachbarter Gemeinden mit den Gästen zu einer Festversammlung in Schulz' Gasthof. Wir sind's bei derartigen Veranstaltungen nie anders gewohnt gewesen: der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Abend nahm einen glänzenden Verlauf; das umfangreiche Programm wurde unter Leitung des Herrn Stadtrat Meyn flott abgewickelt; alle Darbietungen standen auf der Höhe. Ich beschränke mich im folgenden auf die Wiedergabe des Programms:

1. Musikstück. — 2. Begrüßung des Herrn Stadtrat Meyn i. V. des Herrn Bürgermeister Muus. — 3. Lieder für Sopran: Fräulein Else Maaß. a) „Die Rosen blühten." (Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.) A. v. Fielitz. b) „Einst lag im Walde Frühlingsschein." (Prinz Emil von Schoenaich-Carolath (L. Seibert) c) „Lat mi gahn." (Klaus Groth.) L. Selle — 4 Lichtbilder-Vortrag von Herrn Th. Möller-Kiel: „Eine Wanderung durch Ost-Holstein." — 5 Lieder für Männerchor: Ütersener Liedertafel (Dirigent: Herr Fr. Haas). a) „Ich kenn' ein'n hellen Edelstein" (Jul. Otto) Jul. Otto sen. b) „Wo blühen die Blumen so schön?" (Jul Sturm) — 6. Plattdeutsche Vorträge von Herrn Oberrealschullehrer Wischer-Kiel — 7. Musikstück. — 8. Lieder für Männerchor: a) „Im Brautgewand der Blütenpracht." (H Bender.) b) „Teure Heimat. (Karl Kromer.) — 9. Aufführungen des Turnvereins „Eintracht." — Freie Rede und allgemeiner Gesang.

Wenn ich's mir auch versagen muß, an dieser Stelle über den Lichtbildervortrag des Herrn Möller ausführlich zu berichten, schon deshalb, weil es mir doch nicht gelingen würde, die originelle Art seiner Darbietungen gebührend zu würdigen, so möchte ich's doch nicht unterlassen, die Reichhaltigkeit der Bilder und die Art der Auswahl an den Unterschriften darzutun:

1. Sonnenbeschienener Weg im Schwentinetal. — 2. Blick ins Schwentinetal. — 3. Gildehaus in Schönkirchen: 1591 Reparatur beschlossen. Dazu sollen die „Junker dat Holt geben" und „die Paureu den Schauff" — 4. Inneres desselben: Mosaik durch Balken getrennt. — 5. Probsteier Bauernhaus: Hackschauer, Lehmwände (Schönhorst). — 6. Pyramidenpappeln am Dobersdorfer See (Tökendorf) — 7. Kroneneiche bei Fargau: Stammumfang 10 m, Kronendurchmesser 25 m (Salzau) — 8. Schmitzeiche in Schmitz: Stammumfang 10,50 m, Alter 1000 Jahre. „Sterbender König," zweithöchste Eiche in Schleswig-Holstein. (Salzau.) Nach dem Gehege Adelinental und Stauen am Seelenter See. Irrgarten. Kaninchenberg. — 9. Galgeneiche. 700 Jahre. — 10. Riesenbuche, älteste Schleswig-Holsteins, 600 Jahre. 10 m Stammumfang (unten). — 11 Bauernhaus: „Mein Haus ist meine Burg," betrachtet in Giekau (3 Mk.) — 12. Höhenzug mit Hessenstein. Emkendorf. — 13 u 14. Hessenstein auf dem Pielsberg. — 15. Kapelle des hl. Landgrafen (Panker). — 16. Blick auf Waterneversdorf bei Stöß. — 17. Waldersees Grab. — 18. Blick auf Lütjenburg. In die Streetzer Berge! — 19. Hünengrab. Länge 25 bis 30 Schritt, Quers.: 3 gr. Steine, Langs.: 13 gr. Steine. — 20. Grundloser See. — 21. Blick auf Darry. — 22. Dorfstraße in Darry. — 23 u. 24. Alte Katen: „Der Kätner lehnt . . ." — 25. Dorfwinkel. Ins Tal der Kossau vom großen Binnensee aus. — 26. Weg am Kossautal. — 27. Blick ins Kossautal von Neudorf aus. (Kaiserin Katharinas Jugendzeit.) — 28. Niedermühle bei Lütjenburg. — 29. Beleuchtungsstudie: Von Lütjenburg nach Plön. — 30. Mühle von Holmsdorf. — 31. An der Kossau. — 32. Gelände an der Kossau. — 33. Das Kossautal. — 34. Schönweide. — 35. Ruine Neuschlag oder Wildkoppel: der treue Küchenjunge. — 36 u 37. Gelände bei Görnitz und Grebin: Schluensee. — 38. Waldwärterhaus am Plußsee. — 39. Kirche in Bosau. — 40. Taufstein. Eutin und Umgebung. — 41. Eutiner Schloß. Maler Tischbein (Freund Goethes). Karl M. v. Weber. Joh. Heinr. Voß. Prof. Wisser. — 42. Blick in den Schloßhof. — 43. Blick vom Torbogen auf die Kirche. — 44 Fasaneninsel. Münze. — 45 u. 46. Im Park: Winterlandschaft. — 47. Sielbek am Kellersee. — 48. Am Ugleisee: Sage. — 49. Weg am Uglei, vom Forsthaus Wüstenfelde aus. — 50. Am See. Durch den Holm am Dieksee entlang nach Plön. — 51. Bei Niederkleveez am Dieksee: Wendengräber — Wohlsdorf: 52. Gelände bei Wohlsdorf. — 53. Am Wielem-See. — 54. Alte Katen bei Wohlsdorf. — 55. Herrenhaus auf einer Insel, aus dem Jahre 1224; befestigt gewesen. — 56. Blick auf den Kronensee. — Ascheberg: 57. Brücke. Herrenhaus auf einer Insel. Wirtschaft u Hotel Schwiddeldei. — 58. Blick in den inneren Park. Prof. Haupts Urteil: „. . . . was hier geschaffen, bildete den Höhepunkt dessen, was Naturliebe und Gartenkunst in unserem Lande hervorgebracht haben." — 59 200jährige Kastanie. — 60. Morgensonne bricht durch die Baumkronen.

Früh am andern Morgen trat eine größere Gesellschaft von Damen und Herren die Wanderung nach Glinde an zur Besichtigung der dortigen Tongruben und der Ziegelei. Die Tonfelder wurden in den Jahren 1897—1903 für die Alsenschen Portland-Zement-Fabriken erworben und umfassen etwa 25 ha. Die Tiefe und Mächtigkeit des Tonlagers ist sehr verschieden; teilweise liegt der Ton bereits 1—1½ m unter der Oberfläche, teilweise ist er mit einer Abraumschicht von 9—11 m Stärke bedeckt. Die Mächtigkeit schwankt zwischen 4 und 12 m. Das Material ist für die Zementfabrikation von höchster Bedeutung und bedingt eine vorzügliche Qualität. Je tiefer die Tonschichten liegen, desto mehr sind sie von Sand untermischt. Das Tonlager selber ruht auf einer 6—9 m starken Sandschicht, welche ihrerseits einer sehr mächtigen Schicht schwarzblauen, schwer löslichen Tones übergelagert ist. Tiefbohrungen bis auf 130 m konnten die Schicht nicht durchbrechen. Für die Zementfabrikation ist dieser Ton vorderhand bedeutungslos. Stellenweise findet man tertiäre Braunkohle. Die größere der beiden von uns aufgesuchten Gruben ist 350 m lang. Die Förderung geschieht mittels Drahtseilbetriebes und Lokomobile. Die Abbaurichtung streicht von Nordwest nach Südost. Die Sohle hat an der tiefsten Stelle augenblicklich eine Tiefe von 17,5 m erreicht; das aus zahlreichen Quellen zufließende Wasser wird mittels einer Zentrifugalpumpe, die in der Minute 2½ cbm Wasser fördert, herausgeschafft. Der gegrabene Ton wird auf einer Schmalspurbahn mittels Pferdebetrieb der etwa 20 Minuten entfernten Fabrikanlage zugeführt. — Die selbst auf das Kleinste gertchtete Beobachtung gab zu allerlei gelehrten Auseinandersetzungen Veranlassung. Ehe wir uns dessen versahen, saßen wir im Garten des Herrn Ziegeleibesitzers Riedemann vor einem — reich gedeckten Frühstückstische. Wir konnten nicht widerstehen, jeder suchte dem freundlichen Gastgeber durch den Beweis eines tüchtigen Appetits den wohlverdienten Dank zu zollen.

Und die freundliche Pfingstsonne tat auch das Ihre, die Stimmung der Gesellschaft zu heben. Mehrere Wagen standen bereit, und so fuhren wir nach Haseldorf. Hier allerdings wartete unser die Erfüllung einer traurigen Pflicht. An dem Sarge des erst kurz vorher gestorbenen Dichters, Sr. Durchlaucht des Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath, legte der geschäftsführende Ausschuß einen Kranz nieder, und unter den Klopstocklinden im herrlich gelegenen Park des Dichters hielt Herr Wilhelm Lobsien vor versammelter Gemeinde folgende Ansprache auf das Gedächtnis des Entschlafenen:

Es ist nun wieder ein Junitag,
Ein Tag voll Duft und Schimmer,
Und die Nachtigall singt mit süßem Schlag;
Du aber gingst fort für immer.

Das Leben reckt sich hoch und steil auf und trägt in ausgestreckten Händen Wonne und Weh, Lachen und Leid. Wie ein Sieger schreitet es über die Erde und schenkt aus vollen, verschwenderischen Händen, um im nächsten Augenblick hohnlachend mit harten, trotzigen Händen alles zu zerschmettern, was im blühenden Tag steht. So hat es auch den aus leuchtender Fülle herausgerissen, an dessen Sarg wir eben mit tiefem Erschauern im Herzen gestanden haben, ihn, den wir liebten um seiner starken Kunst und seines edlen Menschentums willen. Gewiß, durch seine Kinderträume haben nicht unsere Mären geschrieeen, durch seine Knabenjahre rauschten nicht die feierlichen Choräle unserer Heimatbuchen, nicht die heiligen Gesänge unserer Heimatmeere, und dennoch war er

unser. Er war unser geworden; denn die geheimsten Unterströme, die durch unser niederdeutsches Wesen rauschen und seine Eigenart bedeuten, die rauschten auch mit lebendigen Wellen durch seine große und starke Seele, ihn mit uns verbindend. Er liebte unsere Art, und er liebte unser Land. Wüßten wir es nicht aus all seinen Beziehungen zu seiner näheren Umgebung sowohl als zu der schleswig-holsteinischen Dichterschaft, wüßten wir es nicht aus vielen seiner gelegentlichen Aussprüche, so wüßten wir es aus seiner Dichtkunst; denn durch manche seiner Verse leuchtet wie ein helles Feuer unserer Heimat Schönheit und Wundertiefe. Er liebte unsere weiten ebenen Felder, auf denen das Schweigen großäugig und geheimnisvoll brütet, er liebte unsere Wälder, unsere Meere, die Sonne, die jauchzend darauf herniederlächelt, den Nebel, der schwer und traurig darüber hinzieht. Ja, er liebte unsere Heimat, er war ihr Sänger geworden, in einem gewissen Grade einer unserer Heimatdichter geworden, und darum war es ein gutes Werk, als der Verein für schleswig-holsteinische Natur- und Landeskunde, der auch die Pflege heimischen Schrifttums auf seine Fahnen geschrieben hat, beschloß, hier an der Stätte, wo der Lebende geweilt, des toten Sängers dankbar zu gedenken. Einen Heimatdichter nannte ich den Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath. Er war es nicht in dem engen und kleinlichen Sinne, als wäre seine Kunst in all ihren Äußerungen an die kleine Scholle gebunden, als wurzelten sie nur hier. Sein Flug ging weiter. Er war ein allgemein deutscher Dichter, einer unserer besten Lyriker, ein Sänger deutscher Art. Er pries es nicht in bannerumrauschten Hymnen, nicht in weichlichen Lobliedern, nein, als ein Priester trat er vor sein Volk hin. Mit heißem Herzen umschloß er unser Volk. Er erkannte seine Schäden und Schwächen und mühte sich, es zu Sonnenhöhen zu führen, es zu lösen vom Krämergeist, von allem Kleinlichen, allem Undeutschen, und er tat es, indem er bald in wunderbar schlichten Volksliedern lockte und rief, bald in erhabener Feierrede mahnte, bald zornig die Geißel schwang. Etwas Priesterliches ging durch sein Wesen und durch seine Kunst. Er predigte und lebte seine Weltanschauung, seine schwer errungene Auffassung von Gott, Welt und Menschheit. Durch seine ganze Dichtung, namentlich durch seine großen philosophischen Dichtungen, geht dieses faustische Ringen nach Klarheit und Harmonie. Als ein Lebenshungriger ist er hinausgestürmt, mit heißem Verlangen und drängendem Bemühen, des Lebens Sinn und Inhalt zu erkennen. Mitten hinein ist er gesprungen und hat an vielen Altären gebetet, an Stätten der Kunst und Schönheit, an Stätten des Jammers und der Lust. Er hat sich „sengende Kränze" ums Haupt gewunden und den großen Griechentraum geträumt, und ist doch endlich nach Irren und Wirren dahin gekommen, zu erkennen: nicht das ist Glück, im Meer der Welt zu treiben, sondern fest darin zu stehen, stolz und stark, und die Wogen zu zwingen, oder kämpfend unterzugehen. Und so kam er aus allem Ringen und Kämpfen dahin, daß er die wundervollen Verse schaffen konnte:

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht,
Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sintflut gerauscht,
Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.

Er, der selber vielen ein Führer geworden ist, ergriff, als er die Summe seines Ringens zog, die Hand des größten Menschheitsführers, und seine Kunst, die Ewigkeitswerte trug, ließ er ausmünden in den großen Strom der Ewigkeit. Er war ein Führer als Dichter und als Mensch; denn er lehrte seine Weltanschauung nicht nur, sondern er lebte sie auch. Die große Forderung des Nazareners: Liebe deinen Nächsten! hat er erfüllt. Sein ganzes Leben war Liebe. Mit gütigem Herzen spendete er immer und immer wieder Liebe, und so war er ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes. Ein starkes soziales Empfinden durchglühte ihn, ein tiefes Mitleid mit allen Schwachen und Armen, und das war ihm nicht Phrase, sondern innerer Zwang, war naturnotwendig seiner durch Denken und Erleben erworbenen Auffassung entquollen. Von Geburt stand er auf der Menschheit Höhen, und doch schlug sein Herz so warm für alles Arme und Geringe, und doch verkehrte er so vorurteilslos, so gütig und schlicht, Mensch zu Mensch, mit allen, die ihm nahekamen. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: seine Kunst oder sein edles Menschentum. Nun schläft er den ewigen Schlaf. Und ist doch nicht gestorben. Lebendig bleibt seine Dichtung und die starke Wirkung seiner Persönlichkeit. Wir rufen ihm heute einen letzten Gruß zu, und wenn wir von ihm scheiden, wollen wir es tun mit dem stillen Gelübde, mit zu helfen, seiner Kunst die Wege zu bahnen und seine Persönlichkeit, seine Weltanschauung in unsern Kreisen zu lebendiger, fortdauernder Wirkung zu bringen. Dann leben wir in dem Sinne des Toten, dem ich zum Abschied die Worte nachrufe, die einst Liliencron an Storm richtete:

„Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt
Und den ich lieben werde bis ans Grab.
Du warst ein Dichter; denn was du erlebt
Vielleicht von einem Körnchen nur Erinnrung
Trieb eine Knospe."
— — — — — — — — — —
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt!

Ihre Durchlaucht ließ die Herren des Vorstandes und Herrn Lobsien zu einer Audienz bitten. Nach dem Besuch des Museums neben dem Haseldorfer Schlosse setzten wir, tiefbewegt von allem, was wir gesehen und gehört hatten, die Wagenfahrt durch die sonnenbeschienene Haseldorfer Marsch fort und lenkten unsern Heimweg über Ütersen, das uns eine gastliche Stätte gewesen ist und uns eine in allen Teilen wohlgelungene „Heimat"-Versammlung gebracht hat.

Kiel-Hassee, Ende Oktober 1908.

Der Schriftführer:
Barfod.



Gedichte vom Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath,

gestorben am 30. April 1908 zu Haseldorf.

Über die Moore.

Ein Heidemoor fahl wie der Tod.
Riedgras auf dürft'gem Schollensod,
Ein stockendes Wagengeleise,
So jäh in Glut und Staub verweht,
Als spräch' es: Wandrer, wohin geht
Dereinst die letzte Reise?
Die Reise geht so weit sie mag,
Sie führt in den flimmernden Hochmittag.
Es standen am Horizonte
Zwei Birkenstämmchen schwach und weiß,
Darüber die Sonne, so jach, so heiß
Sie stechen konnte.
Versunken ist das letzte Dorf,
Hoch über einer Stapel Torf
Kreist, goldig, ein Schwarm von Immen.
Vom Hügelsaume, dürr bestockt
Der schwefelgelbe Ginster flockt,
Fernher verschollene Stimmen.
Ein Kiebitzruf die Luft durchschrillt,
Weit hinterm Knick ein Bauer schilt
Auf seine trägen Pferde:
Er bessert Zaum und Sattelgurt,
Dann schält sein Pflug zu Neugeburt
Den Schorf der Erde.
Aus einer Furche spähte klar
Von Reinekes Stamm ein Ehepaar,
Nach Mücken schnappten beide.
Die Füchsin trug ein rotes Kleid,
Das leuchtete durch die Einsamkeit
Der Heide.
Die Sonne sank verglühend, fern,
Sacht stieg der große Venusstern,
Vom Dorf begann zu klingen
Der Ton der Ziehharmonika,
Ein zitternd dünnes Gloria,
Die Freude der Geringen.
Der Dächerrauch spann seinen Flor,
Gutnachtruf scholl von Tor zu Tor,
Der Vollmond schlug die Brücke
Vom Lebenskampf zur Feierzeit,
Den Weg, der strahlend prophezeit
Von ew'gem Ernteglücke.

Märzabend.

Aus Schollen und feuchtem Torfe
Steigt langsam über den Tann
Der dunstige Mond; zum Dorfe
Kehrt müde das Ackergespann.
Wir haben der Saat gewaltet,
Der Arbeitstag verloht,
Nun seien die Hände gefaltet:
Herr, segne das tägliche Brot.
Es schlummern die Felder, die blauen
In schweigender Vollmondpracht,
Darüber halten zwei Frauen,
Hoffnung und Liebe, Wacht.

Feldeinwärts.

Dort, wo durch Felder schneidet
Der Gräben Binsenschof,
Ragt rohrdachüberkleidet
Der stattliche Marschenhof.
Den Dachfirst, in gastlichem Zeichen,
Bekrönt ein Storchennest,
Den Giebel beschirmen Eichen
Vor Blitzschlag und Westnordwest.
Das Gärtlein hinter den Scheunen
Steht duftend, sonnenwarm,
Darüber, in wohligem Streunen,
Zieht summend ein Bienenschwarm.
Es wogen, es rauschen die Wiesen;
Von Grasflut halb versteckt,
Hinwaten, gleich schlaftrunknen Riesen,
Marschkühe, bunt gescheckt.
Doch über die fruchtbaren Felder
Zieht schweigsame Werktagsfrohn,
Dort ruhen gewicht'ge Gelder,
Versenkt von Vater zu Sohn.
Der Erde Soll und Haben
Verbrüdert Herrn und Knecht;
Das feierliche Graben
Ist Lust dem Marsengeschlecht.
Sie sind vom Sachsenstamme,
Sie schauen nicht gern vom Pflug
Zur Sonne, der wandernden Flamme;
Die Heimat beut Glücks genug.

Schleswig-Holstein.

Es liegt im Torfrauch blaßerhellt
Die Marsch, die stoppelgelbe,
Von fremder Dampfer Bord ergellt
Signalruf über der Elbe.
Dort ragt ein räumiges Scheunentor,
Beschirmt von trotzigen Eschen,
Hoch türmt sich Weizenstroh davor,
Die Knaben lernen das Dreschen.
Ihr Auge blitzt, die Wange lacht
So frisch wie Milch und Rosen;
Wenn's einmal unten im Westen kracht,
Dann dreschen wir die Franzosen.

Blankenese.

Die lustige Stadt den Berg erklimmt
Auf schimmernden Treppenreihen,
Musik und Fahnenleuchten schwimmt
Hoch über den bunten Basteien.
Dort prangt das Leben, lustgewillt,
In hellen Festgewändern,
Der Elbstrom, blank, breitglitzernd, schwillt
Und ebbt zu fernen Ländern.
Ein weißes Segel ostwärts steht,
Groß Glück kommt hergeschwommen,
Manch helles Tüchlein winkt und weht,
O Heimatland, willkommen!
Es kehrt von großer Fahrt nach Haus
Ein Vollschiff, reich an Frachten;
Auch unser Herz zog einst hinaus,
Nach Lebensgold zu trachten.
Ob Sturm, ob Glück am Steuer stand,
Ein Gut ist treu geblieben —
O deutsches Land, o Vaterland,
Dir gilt das letzte Lieben.



Schleswigsche Verwandtschaftsrätsel.

Von Prof. Dr. **R. Hansen** in Oldesloe.

Verwandtschaftsrätsel sind im Volksmund nicht selten; einige gehen auf so verzwickte Verwandtschaften, daß man über die Lösung grübeln muß. Daß sie schon vor Jahrhunderten beliebt waren, ergibt sich aus ihrem Vorkommen in alten Gesetzbüchern. Zwei der merkwürdigsten mögen hier angeführt werden und den Lesern zeigen, wie kniffliche Sachen unsere Vorfahren sich ausgedacht haben.

Das eine findet sich gedruckt bei August Sach, Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung, Bd. 3, S. 7. Es wird von dem 1723 verstorbenen Rektor der Flensburger Gelehrtenschule, Moller, gelegentlich erwähnt, ist aber ohne Frage viel älter. Sach gibt es nach der Form, die es im Sundewittschen gehabt hat, also in dem dort gesprochenen jütischen Dialekt, und in hochdeutscher Übertragung. Da schwerlich alle Leser der „Heimat" Sachs vorzügliches Werk zur Hand haben, teile ich hier beides mit.

Kong Voldemars Brollup.

Kong Voldemars Brollup vahrd' i 7 Aar. Der feiled' dem derfor naued aa snak om. Derfor sendt' di nauer ud, for aa hor nyt. Di mödt' först töll Rödkleit, aa spur' dem. Di sohj, di skuld kun rihd vier. Saa mödt di töll Blaakleit', aa spur dem. Di sohj, di skuld rihd vier. Sa kom der töll Grönkleit'. Dem spur di aasaa. Di sohj: Bag ätter kommer en Vun, hvor der kiör en Kun, aa en gammel Mand ligger i bag i e Vun. Spörrer dem, saa faaer I naued aa veed. Di reed vier, aa mödt dem. Di spur da, hvad de var for Riehnd', der hai mödt dem. E Kun svahrd dem: Di Rödkleit er min Farrbrö'er, di Blaakleit min Moorbrö'er, aa di Grönkleit min Sönner, aa gammel Tög a Nold er Faer te dem oll.

König Waldemars Hochzeit.

König Waldemars Hochzeit währte 7 Jahre. Es fehlte ihnen daher etwas zu sprechen. Daher sandten sie einige aus, um Neues zu hören. Sie begeg=

neten zuerst 12 Rotgekleideten und fragten sie. Sie sagten, sie sollten nur weiter reiten. So trafen sie 12 Blaugekleidete und fragten sie. Sie sagten, sie sollten weiter reiten. Dann kamen da 12 Grüngekleidete. Die fragten sie auch. Sie sagten: „Hinter uns kommt ein Wagen, in dem eine Frau fährt, und ein alter Mann liegt hinten im Wagen. Fragt die, so bekommt ihr etwas zu wissen.“ Sie ritten weiter und trafen sie. Die fragten sie, was es für Reitende seien, die ihnen begegnet wären. Die Frau antwortete ihnen: „Die Rotgekleideten sind meine Vaterbrüder, die Blaugekleideten meine Mutterbrüder und die Grüngekleideten meine Söhne, und der alte Tycho (Tyge) von Nolde ist der Vater von ihnen allen.“

Nolde ist ein Dorf im Kirchspiel Buhrkall bei Tondern; es ist (vgl. Jensen, Kirchliche Statistik von Schleswig S. 421 f. und Schröder, Topographie des Herzogtums Schleswig unter Nolde) aus einem alten Edelhof entstanden, dessen letzter Besitzer Tyge Nold geheißen haben soll. Darnach ist die Geschichte in der Umgegend von Buhrkall zuerst erfunden; wann, ist nicht zu ermitteln, da über die Geschichte des Orts Nolde nichts weiter bekannt ist, als daß 1363 ein Peter Ebbisen de Nylle vorkommt. Sach bemerkt, daß die zugrunde liegenden Verwandtschaftsverhältnisse nicht einmal durch die Bestimmungen des jütschen Lovs erklärt werden können; die Entstehungszeit ist wohl jünger als die des jütischen Gesetzbuchs und fällt vielleicht in das 15. Jahrhundert, aus dem das nachher zu besprechende nordfriesische Verwandtschaftsrätsel nachzuweisen ist. Bei König Waldemar ist wohl an Waldemar III. (1340—1375) gedacht.

Eine Lösung des Rätsels finde ich nirgends erwähnt, auch Sach kennt offenbar keine. Sie ist nicht schwierig:

Tyge heiratet zuerst eine Witwe — a — mit 13 Söhnen, nach deren Tode eine zweite Witwe — b —, die eine Tochter c und 12 Söhne in die Ehe bringt. Einer der 13 Söhne von a — wir nennen ihn A — verheiratet sich mit der ihm nicht verwandten Tochter c der Frau b und erzeugt mit ihr eine Tochter d. Nun stirbt Tyges zweite Frau b; er heiratet d und hat von ihr 12 Söhne. Will man das Bedenken beseitigen, daß Tyge die ihm noch verwandte d heiratet, so brauchen wir nur anzunehmen, daß sowohl a wie b vorher einen Witwer geheiratet haben und A und c also Stiefkinder, A von a, c von b sind. Die 12 Roten sind Brüder (oder Stiefbrüder) von A, dem Vater der d, die 12 Blauen Brüder (Stiefbrüder) von b, der Mutter der d, die 12 Grünen Söhne der d; Tyge ist Vater der letzten 12, Stiefvater der 12 Roten und der 12 Blauen.

Ein anderes Verwandtschaftsrätsel findet sich zuerst in der „Bewilligung der Soven Harde,“ den Beliebungen der sieben nordfriesischen Harden von 1426, zuletzt gedruckt in der Quellensammlung der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 6: Petreus' Schriften über Nordstrand, Kiel 1901, S. 117: „Min olde vader hefft mine süster thor ehe und mine olde moder hefft minen broder thor ehe.“ Die Lösung wird gleich hinzugefügt: „Dat schaltu also vorstahn: dar was ein man, de hadde einen sohne, vnd dar was eine frawe, de hadde eine dochter, de frawe nam des mans sohne und de man nam der frawen dochter.“ Ähnlich lautet das Rätsel in dem Entwurf eines verbesserten Landrechts, in der „Verclaringe des landtrechts vnd vorbeteringe durch die 5 harde, An. 1558, Artikel 35 (Quellens. usw. S. 152) mit der Überschrift: „Erklaringe einer verborgen Rede“ und der weiteren Erklärung: „De kinder, de hir van quemen, sprecken diße vorgeschreven worde.“ In der Beliebung von 1426 heißt es dann weiter: „Nu schaltu weten, wo se dat arve deelen scholen. Min steffvater arvet mins mannes guder und mine steffmoder

arvet miner werdinne guder," was in dem Entwurf von 1558 wiederholt wird. In dem 1572 eingeführten Nordstrander Landrecht ist der ganze Artikel etwas ausführlicher abgefaßt; hochdeutsch — der plattdeutsche Text ist noch ungedruckt — heißt er (Corpus statutorum Slesvicensium I, Schleswig 1794, S. 480):

„Erklärung einer verborgenen Frage.

Mein Großvater hat meine Schwester zur Ehe, meine Großmutter hat meinen Bruder zur Ehe. Das ist also zu verstehen: Es war eine Frau, die hatte eine Tochter, es war ein Mann, der hatte einen Sohn. Der Mann nahm der Frauen Tochter, die Frau nahm des Mannes Sohn, also hatten Vater und Sohn Tochter und Mutter. Die Kinder aber, die von der Mutter und des Mannes Sohn geboren werden, die mögen sagen: Mein Großvater oder Altvater hat meine Schwester zur Ehe; die Kinder, so von dem Vater und der Tochter geboren werden, die mögen sagen: Meine Altmutter hat meinen Bruder zur Ehe, sind aber Halbschwestern und Halbbrüder. Diese Vorbeschriebenen teilen das Erbgut und sprechen also: Mein Stiefvater erbt meines Mannes Güter, meine Stiefmutter erbt meiner Wirtinnen Güter, das ist, der Vater erbt den Sohn, die Mutter erbt die Tochter, so keine Kinder vorhanden sind."

Darnach ergibt sich folgendes Bild:

A — heiratet — d
c — heiratet — B

A | c
B | d
e | f

A und B sind männlich, c und d weiblich. Sind keine Kinder da, so sagt d: „Mein Stiefvater (B) beerbt meinen Mann (A)," und B: „Meine Stiefmutter (d) beerbt meine Frau (c)," ferner da Stief= auch so viel ist wie Schwieger=, so sagt c: „Mein Schwiegervater (A) beerbt meinen Mann (B)," und A: „Meine Schwiegermutter (c) beerbt meine Frau (d)." Sind Kinder da, etwa je eine Tochter e und f, so sagt e: „Mein Großvater (A) hat meine (Halb=) Schwester (d) zur Ehe," und f: „Meine Großmutter (c) hat meinen (Halb=) Bruder (B) zur Ehe."

Merkwürdig ist nun, daß die gleiche wunderliche Verwandtschaft sich in einem alten Volksreim aus Schottland wiederfindet; er lautet (nach Chambers, Popular Rhymes of Scotland):

Here lies buried here
All born legitimate, from incest clear,
Two grandmothers with their two granddaughters,
Two fathers with their two sons,
Two husbands with two wives,
Two maidens with two mothers,
Two sisters with two brothers,
Only six corpses lies here,
All born legitimate, from incest clear,

d. h.: „Hier liegen begraben, alle ehelich geboren, ohne Unzucht, 2 Großmütter mit 2 Enkelinnen, 2 Väter mit ihren 2 Söhnen, 2 Ehemänner mit 2 Ehefrauen, 2 Mädchen mit 2 Müttern, 2 Schwestern mit 2 Brüdern; nur 6 liegen hier, alle ehelich, ohne Unzucht geboren." Eine Erklärung gibt Chambers nicht. Die obige Skizze löst das Rätsel: 2 Großmütter, c von f, d von e; 2 Enkelinnen, e und f; 2 Väter, A und B; 2 Söhne, B von A, A Schwiegersohn von B; 2 Ehemänner, A und B; 2 Ehefrauen, c und d; 2 Mädchen, e und f; 2 Mütter, c und d; 2 Schwestern, e und d; 2 brothers, B ist Bruder von f und A brother-in-law (Schwager) von e.

An eine Beziehung zwischen der nordfriesischen verborgenen Frage und dem schottischen Rätsel ist wohl nicht zu denken; der menschliche Erfindungsgeist

kann an verschiedenen Stellen dasselbe ausgrübeln. Im nordfriesischen Recht sind die Bestimmungen über Erbschaften besonders eingehend, und deshalb ist auch wohl der seltsame Fall, der in der verborgenen Frage vorliegt, ausgeklügelt worden; daß er wirklich vorgekommen ist, kann man natürlich als möglich zugeben.

Übrigens taucht das wunderliche Verwandtschaftsverhältnis der Rätsel noch gelegentlich im unterhaltenden Teil unserer Tagespresse auf, meistens um zu zeigen, wie einer sein eigener Großvater wird: c ist Großmutter von f, B der (Halb-) Bruder von f, also c auch Großmutter von B. Nun ist B der Gemahl von c, folglich der Mann seiner Großmutter und damit sein eigener Großvater. Ebenso ist d die Großmutter ihrer Schwester e, also auch ihre eigene Großmutter.

Vielleicht weiß ein Leser noch andere alte Verwandtschaftsrätsel aus dem Volksmund mitzuteilen.

Kein derartiges Rätsel ist das, welches Petreus (Quellens. a. a. O., S. 89) erwähnt: „Bisweilen kompt de sohn thor dor, er de vater gebahren wert." Der Sohn ist der Rauch, der Vater das Feuer; der Rauch kommt oft aus dem Tor des altsächsischen Hauses heraus, ehe das Feuer auf dem Herde brennt.



Bericht über die Tagung des Bundes Heimatschutz in Lübeck am 23. September 1908.

Zum fünften Male konnte der Bund in diesem Jahre zu einer Sitzung einladen. Wie schnell er Beachtung gefunden hat, wie notwendig er darum gewesen sein muß, bewies die Beschickung der Versammlung durch offizielle Vertreter. Zwei preußische Ministerien, das für Handel und das für öffentliche Arbeiten, die Ministerien in Karlsruhe, München, Braunschweig, Dessau, Schwerin, Straßburg, Stuttgart, Oldenburg und Weimar waren offiziell vertreten. Sogar der Minister für öffentliche Arbeiten in Österreich hatte einen Abgeordneten geschickt. Ferner hatten Vertreter entsandt der Vorstand der Zentral-Verwaltung der Königlichen Museen, die Oberpräsidien von Schleswig-Holstein, Westfalen, Pommern, mehrere Regierungspräsidenten, die Senate der drei Hansestädte, zahlreiche Ortsgruppen und Vereine mit ähnlichen Bestrebungen, unter den letzteren auch der unsrige.

Nicht ohne ein gewisses Neidgefühl blickte ich auf diesen Erfolg des Bundes Heimatschutz; was ihm in wenigen Jahren möglich war, haben wir in 18 Jahren nicht erreicht. Leisten wir nicht genug?

Der Bund tagte unter Leitung des Bürgermeisters Rehorst, Cöln. Ich übergehe die offiziellen Begrüßungen und wende mich sofort den Arbeiten zu. Zunächst berichtete der Geschäftsführer des Bundes, Referendar Koch, Meiningen an der Hand zahlreicher Lichtbilder über eine Reihe praktischer Fälle des Heimatschutzes. Nur einige Beispiele. Die geschmacklosen Dächer aus Zementplatten, die Verunzierung alter, historischer Straßenzüge durch moderne Häuser im Kasernenstil, der Ersatz einfacher Quellfassungen aus Natursteinen durch verschnörkelte Zementgebilde, die aufdringlichen Aussichtstürme usw. wurden gebührend gegeißelt, daneben aber gezeigt, wie es besser hätte gemacht werden können. Der Bund hat durch rechtzeitiges Eingreifen manche Verunzierung verhindern können, stieß freilich auch hier und da auf unüberwindlichen Widerstand.

In gleicher Weise sprachen dann die Vertreter verschiedener Lokalgruppen: Lippe-Detmold, Mecklenburg, Sachsen, Bayern, Bremen. Auch sie zeigten an Lichtbildern, was sie getan, und was noch zu tun ist. So hat man z. B. in Mecklenburg ein Preisausschreiben erlassen für Entwürfe von Bauerhäusern, Lippe-Detmold zieht das moderne Verkehrsmittel, die Ansichtspostkarte, in seinen Dienst. Die Ortsgruppe in Bayern hat ein historisches Baudenkmal, die Neuburg am Inn, käuflich erworben; das herrliche Bauwerk war dem Abbruch bereits verfallen. Die Ortsgruppe Bremen hat Meisterkurse eingerichtet für ländliche Baumeister, weil nach ihrer Ansicht die Bauschulen das nicht leisten, was sie sollen. Das imprägnierte Strohdach hat sich bei einer vorgenommenen Brandprobe vorzüglich bewährt.

Lebhaften Beifall erregte die Mitteilung des Herrn Präsidialrats, Grafen Reventlow, Schleswig, daß sich in Schleswig-Holstein infolge der Bemühungen des Herrn Oberpräsidenten demnächst eine Ortsgruppe bilden und dem allgemeinen Bunde anschließen werde. Sollte nicht ein Zusammenarbeiten mit unserm Verein möglich sein?

Der Direktor des Thaulow-Museums in Kiel, Dr. Brandt, sprach über die Stellung der Museen zum Heimatschutz. Die Bestrebungen der Museen und des Bundes Heimatschutz haben hier und da zu Konflikten geführt. Man hat die Museen kurzerhand als Totenkammern der Kunstwerke bezeichnet, und vor wenigen Jahren noch war etwas Wahres an diesem Vorwurf, so lange nämlich, als die rein systematische Aufstellungsweise üblich war. Neuerdings aber ist man zu lebensvollen Gruppierungen übergegangen, und die Museumsräume sind wirkliche Kunsträume geworden. Plünderer der Häuser und Kirchen in Stadt und Land dürfen die Museen niemals werden, vielmehr sollen alle Gegenstände so lange an ihrem Platze bleiben, als es irgend möglich ist. Nur wenn sie in Gefahr geraten, verloren zu gehen, vernichtet oder ins Ausland verschleppt zu werden, soll das Museum sich ihrer annehmen. Eine solche Tätigkeit aber liegt mit den Bestrebungen des Bundes Heimatschutz durchaus auf einer Linie. Die großen Museen sollen sich endlich nicht in Gegensatz stellen zu den kleinen Lokalmuseen, so lange diese nach einem einheitlichen Gesichtspunkt angelegt sind und gut geleitet werden. Vielfach aber sind sie nur geschaffen aus reinem Lokalpatriotismus; man will eben am Orte ein Museum haben und schleppt nun kritiklos alles zusammen, was sich bietet.

Der Tag war anstrengend, aber sehr anregend und lehrreich. Wärmster Dank für die freundliche Einladung sei auch hier zum Ausdruck gebracht. Dieser Dank gilt auch der Ortsgruppe in Lübeck. Welche Stadt könnte wohl dem Bunde Heimatschutz mehr bieten, als gerade die alte Hansestadt an der Trave! Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich über die Sehenswürdigkeiten Lübecks noch etwas sagen. Nur auf die neueste Errungenschaft, das Schabbelhaus, Mengstraße 36, sei hingewiesen. Es ist in jüngster Zeit aus einem Vermächtnis des Bäckermeisters Schabbel in der Art eines lübischen Patrizierhauses wieder hergestellt. Wer nach Lübeck kommt, versäume den Besuch nicht.

An der Tagung des Vereins für Denkmalpflege, die sich unmittelbar anschloß, konnte ich leider nicht mehr teilnehmen. Peters.



Gründung des Landesvereins des Bundes Heimatschutz.

Die im obigen Bericht als bevorstehend erwähnte Gründung eines Landesvereins für Schleswig-Holstein ist inzwischen erfolgt. Im Auftrage des Oberpräsidenten hatte der Direktor des Thaulow-Museums Dr. Brandt zu einer Beratung über die Gründung für den 15. Oktober ins Haus der Landwirte in Kiel eingeladen; und es waren eine größere Anzahl Herren aus Kiel und der Provinz erschienen, u. a. Regierungsassessor Graf Reventlow als Beauftragter des Oberpräsidenten, Regierungsrat v. Hedemann-Heespen, Professor Dr. Kauffmann als Vorsitzender des Anthropologischen Vereins, und auch die anderen das Interesse für die Heimat pflegenden Vereine waren vertreten, unser Verein durch Rektor Peters, Rektor Lund und den Unterzeichneten.

Direktor Dr. Brandt eröffnete die Versammlung. Er wies hin auf die Strömung der Zeit, die auf stärkere Betonung der Gefühlswerte gerichtet sei, und aus dieser Kulturströmung seien die Bestrebungen erwachsen, die uns das Heimatbild erhalten wollten. Als ein Erbteil unserer Vorfahren auf uns gekommen, sei das Bild unserer Heimat für unser Gefühl von unersetzlichem Wert; nicht allein in Kunstdenkmälern, auch da, wo das Altüberkommene uns ein schlichtes Bild der Sitten und Empfindungsweise unserer Ahnen gebe, umfange es uns mit dem Zauber des Heimatlichen.

Und dagegen, daß alles dies unbedenklich kalten Nützlichkeitsbestrebungen geopfert werde, solle der Bund Heimatschutz protestieren. In Schleswig-Holstein würden bereits seit langer Zeit derartige Bestrebungen gefördert, so durch die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, den Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde, den Architekten- und Ingenieurverein, den Nordfriesischen Verein für Heimatkunde und Heimatliebe, den Alsterverein, die in mehreren Städten bestehenden Vereine zur Förderung der Lichtbildkunst und die plattdeutschen Vereine. Auch einzelne Personen hätten für die Heimat gewirkt, und ebenso die Museen. Allen diesen Kräften wolle der zu gründende Landesverein keine Konkurrenz bereiten, sondern sie in ihrer Arbeit unterstützen und ihnen einen Sammelplatz bieten, um den Erfolg durch das Zusammenwirken aller zu sichern und zu steigern.

Hierauf wurde von der Versammlung einstimmig die Gründung eines Landesvereins des Bundes Heimatschutz beschlossen. Aus den Satzungen sei hier § 2 mitgeteilt: Der Verein ist bestimmt, die Eigenart und die Denkmäler der Heimat zu schützen, zu pflegen und fortzubilden, besonders in Landschaft und Bauweise, Kunstgewerbe, Gebräuchen und Trachten, Sprache und Namen, Tier- und Pflanzenwelt und in den Denkmälern aus der Vorzeit, der Natur und Kultur. Der Verein wirkt durch Belehrung, Beratung und Unterstützung. In den Vorstand wurden Regierungsrat v. Hedemann-Heespen, Stadtverordnetenvorsteher Dr. Ahlmann, Stadtbauinspektor Meyer, Architekt Theede und Direktor Dr. Brandt gewählt. Ein später zu bildender Ausschuß soll dem Vorstand bei Leitung der Geschäfte helfen. Die Veröffentlichungen sollen im Zentralorgan des Bundes, in der Zeitschrift „Heimatschutz" erfolgen. Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt mindestens 3 ℳ. Der Landesverein beabsichtigt, in den Orten unserer Provinz Ortsvereine zu gründen.

Wir begrüßen den neugegründeten Verein und wünschen ihm, daß seine Wirksamkeit recht viele praktische Erfolge zeitige. Schleswig-Holstein ist ja kein Neuland für heimatpflegende Tendenzen, und wenn der Bund Heimatschutz für sein Wirken in unserer Provinz schon den Boden bereitet findet, so ist, das dürfen wir wohl sagen, die achtzehnjährige Arbeit unseres Vereins daran nicht unbeteiligt. Erhaltung der Eigenart Schleswig-Holsteins ist unser aller Ziel, und wir hoffen, daß wir diesem im Zusammenwirken mit dem Bund Heimatschutz um ein gut Stück näher kommen. Eckmann.



Mitteilungen.

1. Berichtigung. In meiner Festrede vom 22. Januar d. J., abgedruckt in Nr. 3 dieser Zeitschrift, ist mir ein Irrtum passiert. Ich habe da (Seite 65) den früheren Artilleriehauptmann Liebe erwähnt und von ihm gesagt, er sei vor wenigen Jahren in hohem Alter gestorben. Das ist nicht richtig. Liebe lebt vielmehr noch jetzt als Generalmajor z. D. in Dresden im 92. Lebensjahre. Er hat am 5. August d. J. die 75. Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem er in die preußische Armee eingetreten ist. — Gleichzeitig sei es mir gestattet, einen sinnlosen Druckfehler zu verbessern. Seite 69, Zeile 21 von oben muß es statt „unauslöschliche Bande" heißen: „unlösliche Bande."
Kiel. A. Detleffen.

2. Berichtigung. In Nr. 10 der „Heimat" soll es in dem Artikel über die Steinkolben auf Alsen S. 243 Z. 2 statt „gekommen" heißen: „gekommenen." D. S.

3. Heimatschutz: eine Allee in Gefahr. Es wird uns berichtet, daß eine alte Ulmenallee an der Berliner Chaussee (Straße Bergedorf—Börnsen) bei Wentorf gefällt werden soll und zwar auf Beschluß des Kreisausschusses in Ratzeburg. Die Allee ist die größte Zierde der dortigen landschaftlich armen Gegend, und es wird sehr bedauert, daß diesem kostbaren Naturdenkmal ein so jähes Ende bestimmt ist. Wir können ja nicht beurteilen, was für schwerwiegende Gründe den Kreisausschuß zu seinem Vorgehen veranlaßt haben; aber mit uns wird jeder, der die eigenartige Schönheit unserer Heimat erhalten sehen möchte, wünschen, daß Mittel und Wege gesucht und gefunden würden, den ehrwürdigen Bäumen das harte Schicksal zu ersparen. Die Schriftleitung.

4. Eine besondere Erinnerung an die Erhebung Schleswig-Holsteins findet sich auf der Hofstelle des Landmannes R. T. Johannsen in Bunsoh im Kirchspiel Albersdorf, nämlich eine schöne aus 48 Bäumen bestehende Roßkastanienallee. Ein am Ende derselben errichteter Stein trägt die Inschrift: 1898. H. J. Johannsen. 24. März 1848. Die erste Zahl ist zur Erinnerung der 50jährigen Wiederkehr des denkwürdigen Tages hinzugefügt, als dessen Denkmal der Vater des jetzigen Besitzers, der Landmann H. J. Johannsen, in patriotischer Begeisterung vor 60 Jahren diese Allee gepflanzt hat.
Kiel. F. Lorentzen.

5. Mitteilung. „Hans, Putz weg!" In Nr. 1 der „Heimat" wurde berichtet von dem auf Fehmarn vorkommenden Spiel „Hans, putz weg!" und dabei mitgeteilt, daß es im Schwinden begriffen sei. Ich kann konstatieren, daß es in der Gegend von Rendsburg, namentlich in Jevenstedt, viel gespielt wird. Im Jahre 1902 hat es dort Eingang gefunden; jeder Knabe verfügte über das Spielzeug. Nach kurzer Zeit hatten einige ein Prisma mit P II B und A II A. Statt O S N hatte man da N N = Niklas nichts, und statt A, een aff, sagte man Adde (= Adolf) een aff. Es wird auch oft an Winterabenden gespielt. J. Th. a. J.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

18. Jahrgang. № 12. Dezember 1908.

Volkskundliche Bestrebungen in Schleswig-Holstein.

Vortrag auf der 18. Generalversammlung zu Ütersen.

Von Dr. **Otto Mensing** in Kiel.

Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in England das Bedürfnis erwachte, die im Volk lebenden Sitten und Bräuche, das ganze volkstümliche Gut zu sammeln und der Wissenschaft als Stoff zuzuführen, da prägte man für diesen jüngsten Zweig am Baume der Wissenschaft den bezeichnenden Namen Folklore, d. h. Volkswissen: „was das Volk weiß," das sollte Inhalt und Gegenstand des neuen Forschungsgebietes sein. Als dann auf das gleiche Ziel gerichtete Bestrebungen auch in anderen Ländern sich kräftig regten, da gewann der englische Name schnell überall Bürgerrecht. Nur in Deutschland ersetzte man ihn bald mit einer leisen Verschiebung des Bedeutungsgehalts durch das Wort: Volkskunde. Gemeinsam ist beiden Ausdrücken die starke Betonung des Begriffes: Volk; Volk hier natürlich nicht im Sinne der politischen Zusammengehörigkeit gemeint, sondern als Ausdruck für eine bestimmte Schicht der Bevölkerung, für diejenigen Kreise, die im Gegensatz zu den eigentlichen Trägern des Fortschritts, den sog. Gebildeten, stehen und an den Errungenschaften der modernen Kultur verhältnismäßig den geringsten Anteil haben.

Was aber kann das Volk, in diesem Sinne gefaßt, „wissen," was so wichtig und bedeutsam wäre, daß eine ganz neue, alle anderen Teile der Wissenschaft durchdringende und befruchtende Disziplin sich darauf gründen konnte? Es ist gar vieles und gar verschiedenes, was das Volk weiß. Es weiß — um nur einiges hervorzuheben — eine Fülle von Liedern und Gesängen; es weiß zu singen von allem, was das Menschenherz bewegt in Freud und Leid, in Lust und Schmerz, und es weiß davon zu singen in Tönen, die grade in ihrer natürlichen Schlichtheit, in ihrer kunstlosen Einfachheit unser Herz rühren; die ergreifende Schönheit des Volksliedes hat in diesen Kreisen ihre Heimat. Das Volk besitzt ferner einen unermeßlichen Schatz von Sagen und Märchen, von Schnurren und Schwänken, von Anekdoten und Döntjes, von Reimen und Reimspielereien; es kennt in unübersehbarer Menge Rätsel und Scherzfragen; eine unerschöpfliche Spruchweisheit ist ihm eigen, allen Lagen des Lebens angepaßt und mit unfehlbarer Sicherheit ins Schwarze treffend. Das Volk kennt eine Menge tiefsinniger Festesbräuche, Spiele und Belustigungen für Jung und Alt. Es hat aber auch seine eigenen Anschauungen vom Übersinnlichen, vom Eingreifen übernatürlicher, geheimnisvoller Mächte in den Weltenlauf und in

das Schicksal des einzelnen: abergläubische Vorstellungen führen trotz aller Aufklärung im Untergrunde des Bewußtseins noch immer ihr heute meist harmloses und unschädliches Dasein. Alles dies und noch vieles mehr weiß das Volk. Und für den gesamten Inhalt seines Wissens hat das Volk auch seine besondere Form: das ist die Sprache. Es hat für seine Gedanken und Empfindungen eine Ausdrucksweise, die von der der sogenannten Gebildeten weit absteht, eine Sprache, die an urwüchsiger Kraft, an Frische und Sinnlichkeit des Ausdrucks, an schlagender Derbheit die Umgangssprache der höheren Schichten der Bevölkerung weit hinter sich läßt.

Das Wissen des Volkes aber stammt nicht von heute oder von gestern. Es ist zum großen Teil — und darin liegt seine Bedeutung für die Wissenschaft — ein Erbstück der Ahnen; es führt uns in Zeiten zurück, zu denen kein anderes Tor sich uns öffnet. Es beruht auf uralter Überlieferung, die sich von Geschlecht zu Geschlecht mündlich durch die Jahrhunderte fortpflanzt und in jenen Kreisen mit unglaublicher Zähigkeit sich behauptet. Das heutige Volkswissen birgt auf Schritt und Tritt Überbleibsel älterer Anschauungen. Viele der abergläubischen Vorstellungen, die noch jetzt im Volke leben, sind die letzten Reste untergegangener religiöser Formen; manche Bräuche, die heute ohne jedes Bewußtsein ihrer Bedeutung geübt werden, Vorgänge, wie sie sich etwa beim Schneiden des letzten Korns, beim Binden der letzten Garbe, beim Einbringen des letzten Fuders der Ernte abspielen, sie öffnen den Blick in eine längst entschwundene Welt, in der das, was heute nur vom Volk geübt wird und was den anderen vielleicht rückständig und veraltet erscheint, die allgemeine Anschauung, der allgemeine Brauch war. Es leuchtet danach ein, wie wertvoll die Erforschung des heutigen Volkswissens für die Aufhellung vergangener Kulturepochen ist. Hier strömt die reichste und die reinste Quelle für die innere Geschichte eines Volkes. Zu dieser Quelle muß die Wissenschaft vordringen. Die Zeiten sind heute vorbei, wo die Wissenschaft sich zu vornehm dünkte, um zum Volk herabzusteigen, wo man die naiven Betätigungen der Volksseele hochmütig verachtete oder mitleidig belächelte; die Zeiten sind vorbei, wo alle und jede Wissenschaft ausschließlich vom bücherbedeckten Schreibtisch und von der Studierlampe ausging. Heute ist es schon eine selbstverständliche Forderung, daß der Forscher hinaustrete auf den Plan des Lebens. Es gilt, mit teilnehmendem Sinn — auch für das Kleinste — den Volksgenossen sich zu nähern; es gilt — um einen derben Ausdruck Luthers zu gebrauchen — den Leuten auf das Maul zu schauen, aber auch ihnen ins Herz zu sehen, um den feinsten Regungen des Volksempfindens verständnisvoll zu lauschen.

Von solchen und ähnlichen Gedanken geleitet, haben sich vor etlichen Jahren in Kiel einige Männer zusammengetan, um ein Unternehmen in die Wege zu leiten, das bestimmt ist, für unsere Provinz Schleswig-Holstein zu leisten, was anderswo in deutschen Landen schon vielfach mit Erfolg in Angriff genommen ist: die Volkssprache und Volkssitte unserer Heimat auf breitester Grundlage zur Darstellung zu bringen.

Diese Bestrebungen sind an sich für unser Land nicht etwas unbedingt Neues. Es ist schon recht lange her, seit zum ersten Mal die Erkenntnis aufdämmerte, daß man an diesem volkstümlichen Gut nicht achtlos vorübergehen dürfe. Den ersten Anstoß gaben sprachliche Beobachtungen; besonders seltene und eigenartige Ausdrücke des Volksmundes, die den Stempel hohen Alters an der Stirn trugen, erregten schon im 18. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Gebildeten; man begann sie zu sammeln und in Wörterbüchern zu vereinigen, den sog. Idiotika, d. h. Sammlungen landschaftlicher Besonderheiten.

So hat bei uns im Lande zuerst der Heider Pastor Ziegler allerlei Ausdrücke, die er für eigentümlich dithmarsisch hielt, zusammengebracht und 1755 zu dem Hamburgischen Idiotikon von Richey beigesteuert. Auch aus Reinbek und aus Krempe kennen wir solche Sammlungen, die ebenfalls noch im 18. Jahrhundert angelegt sind. Viel weiter aber faßte seine Aufgabe der um unsere schleswig-holsteinische Volkskunde hochverdiente Joh. Fr. Schütze, der die Ergebnisse seiner jahrelang fortgesetzten Forschungen in seinem Holsteinischen Idiotikon niederlegte (4 Bände 1800—1806); schon der Nebentitel seines Buches bezeugt, daß er mehr leisten will, als es sonst jene Männer taten: „ein Beitrag zur Volkssittengeschichte." So ist er denn den Volksbräuchen mit Eifer nachgegangen, freilich ohne den Stoff von ferne zu erschöpfen und nicht mit gleichmäßiger Rücksicht auf alle Landesteile Holsteins. Aber wir müssen ihm auch für das, was er bietet, dankbar sein; manches kennen wir nur durch ihn; ihm danken wir es, wenn wir die große Kluft zwischen dem Untergang der niederdeutschen Literatursprache und der Gegenwart einigermaßen zu überbrücken vermögen. In wissenschaftlicher Beziehung freilich ist Schützes Werk heute völlig veraltet. Und wie könnte das anders sein! Welche gewaltigen Taten des Geistes liegen zwischen uns und jenen Forschern! Welche staunenswerten Fortschritte im Laufe des einen Jahrhunderts, das uns von ihnen trennt! Dazwischen liegt, um nur eins zu nennen, die Entdeckung eines uralten Sprach- und Kulturzusammenhangs zwischen den meisten europäischen und einigen asiatischen Völkern, den sog. Indogermanen, die den Beweis erbrachte von einer gemeinsamen Grundsprache der Inder, Perser, Griechen, Italiker, Kelten, Germanen und Slaven. Dazwischen liegt die Begründung der germanischen Philologie durch J. Grimm und K. Lachmann; dazwischen Begründung und Ausbau der Lautphysiologie, der Völkerpsychologie, der Religionswissenschaft und vieler anderer Einzeldisziplinen, die zu einer gänzlichen Umwälzung und Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens geführt haben. Das dürfen wir bei der Beurteilung jener älteren Werke nie vergessen.

Nach Schützes Arbeit vergingen Jahrzehnte, ohne daß für die Volkskunde in unserem Lande nennenswertes geschah; das Interesse war erloschen; ganz selten findet man einmal in den Zeitschriften, in denen man dergleichen sucht, einen geringfügigen Beitrag. Erst in den vierziger Jahren kam ein neuer Anstoß, als sich drei Söhne der Westküste, die besten ihres Landes, zu gemeinsamer Arbeit vereinigten: Th. Mommsen und Th. Storm begannen, „von poetischem und patriotischem Sinne geleitet," jeder in seinem Kreise Märchen, Sagen und Lieder zu sammeln. Zu ihnen trat der gleichstrebende K. Müllenhoff, dem schließlich der Löwenanteil an der Arbeit zufiel. Die Frucht seiner Tätigkeit liegt vor in seinem Werke: Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg, das 1845 erschien. Einen eifrigen Nachfolger fand Müllenhoff in dem Kieler Professor H. Handelmann, der selbst vieles sammelte und zur Sammeltätigkeit anregte; unter seinen Sammlern ragt der Lauenburger Diermissen hervor. In den von Handelmann geleiteten Jahrbüchern für Landeskunde sind seit 1858 zahlreiche Nachträge zu Müllenhoffs Werk erschienen, die niemand übersehen sollte, der auf diesem Gebiet arbeitet. Inzwischen war W. Mannhardt (aus Friedrichstadt) aufgetreten und hatte die Volkskunde als Wissenschaft zu allgemeiner Anerkennung gebracht. In Schleswig-Holstein selbst freilich wurzelten des genialen Mannes Bestrebungen nicht und fanden hier nur geringe Beachtung. Erst zu Anfang der achtziger Jahre setzte eine neue Bewegung ein, als die beiden Lehrer Höft (Rendsburg) und Carstens (Dahrenwurth) die Zeitschrift Am Urdsbrunnen begründeten, die trotz vieler ver-

stiegenen und unwissenschaftlichen Aufsätze namentlich der ersten Jahrgänge doch sehr nützlich gewirkt hat, weil sie zahlreiche Äußerungen des Volkslebens noch eben vor ihrem Untergang festgelegt hat. Auch als die Zeitschrift später unter dem Namen *Am Urquell* fortgesetzt wurde, hat sie noch manchen wertvollen Beitrag aus unserem Lande gebracht. Im übrigen übernahm seit 1891 der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde auch auf volkskundlichem Gebiet die Führung, und in den 17 Jahrgängen der *Heimat*, die heute abgeschlossen vorliegen, ist eine große Menge wertvollen volkskundlichen Materials niedergelegt. Ich erinnere nur an Wissers Volksmärchen, die zum großen Teil hier erschienen sind. Wenn auch keineswegs alle Anregungen, die in den ersten Jahrgängen gegeben wurden, auf fruchtbaren Boden gefallen sind, so ist doch manches Samenkorn aufgegangen und hat schöne Früchte gebracht.

Aber alle diese Arbeiten, so zahlreich und so wertvoll sie sind, haben nicht vermocht, den Reichtum des Volkslebens auch nur annähernd zu erschöpfen. Sie bedürfen nach allen Seiten der Ergänzung, der Erweiterung, der Berichtigung. Manche Gebiete der Volkskunde sind bisher kaum gestreift. Es fehlt an einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller Landesteile; in manchen versteckten Winkel hat die Forschung noch kaum hineingeleuchtet. *Vollständigkeit* muß wenigstens angestrebt werden. Hier setzen nun die von Kiel ausgehenden Bestrebungen ein, und das dort begründete *Schleswig-Holsteinische Wörterbuch* setzt sich das Ziel, auf breitester Grundlage eine zusammenfassende und in gewissem Sinne abschließende Darstellung der Landessprache und Volkssitte Schleswig-Holsteins nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu geben.

Es handelt sich dabei um zwei wesentlich verschiedene Aufgaben. Die eine will ich hier nur andeutend streifen. Wir wollen die *Geschichte* der Sprache und der Sitte darstellen. Dazu müssen wir die gesamte *Literatur* unseres Landes, alles Geschriebene und Gedruckte, von den ältesten uns erreichbaren Quellen bis auf den heutigen Tag planmäßig durchforschen und auf seine volkstümlichen Bestandteile untersuchen. Ein Zeitraum von vielen Jahrhunderten ist zu durchmessen. Von den lateinischen Urkunden der Karolingerzeit mit ihren eingestreuten niederdeutschen Orts- und Personennamen bis zum Beginn einer zusammenhängenden Überlieferung in den Urkunden aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts; von diesen bescheidenen Anfängen niederdeutschen Schrifttums bis zur glänzenden Entfaltung der Literatur im 15. und 16. Jahrhundert; über die traurigen Zeiten des Verfalls bis zum Untergang der niederdeutschen Schriftsprache; weiter durch mangelhaft bezeugte Jahrhunderte bis zur Neubelebung in der Mitte des 19. Jahrhunderts, und endlich von der Begründung der neuplattdeutschen Literatur durch Klaus Groth bis zu unseren heutigen volkstümlichen Schriftstellern. Das ist ein langer Weg. Aber er muß zurückgelegt werden; denn erst die geschichtlichen Zusammenhänge erschließen uns das Wesen der Dinge. Diese Seite unserer Arbeit ist seit etwa Jahresfrist tatkräftig in Angriff genommen worden, seit durch die rühmenswerte Bereitwilligkeit der Provinzialkommission für Wissenschaft, Kunst und Denkmalspflege uns größere Geldmittel zur Verfügung stehen, die zur Besoldung wissenschaftlicher Hülfsarbeiter verwendet werden können. In dem verflossenen Jahre wurde ein großer Teil unserer umfangreichen mittelalterlichen Rechts- und Chronikenliteratur für das Wörterbuch bearbeitet.

Während diese Arbeit ihrer Natur nach nur von wenigen, wissenschaftlich ausgerüsteten Männern geleistet werden kann, wenden wir uns mit unserer zweiten Aufgabe an die weitesten Kreise der Bevölkerung, an jeden Schleswig-Holsteiner, der von Liebe zu seiner Heimat beseelt und ihrer plattdeutschen

Mundart mächtig ist. Die Aufgabe, den lebendigen plattdeutschen Sprachschatz aus dem Volksmunde zu sammeln und die Reste volkstümlicher Sitte zu verzeichnen, kann nicht von einzelnen, sie kann nur durch ein Zusammenwirken vieler gelöst werden. So haben wir unsere Landsleute zur Mitarbeit aufgerufen, und Hunderte von Männern und Frauen aus allen Kreisen, allen Lebensaltern, allen Teilen des Landes sind unserem Rufe gefolgt und mit der Bergung des volkstümlichen Gutes beschäftigt. Auf Grund mehrjähriger Erfahrung haben wir an der Zentralstelle in Kiel vor zwei Jahren unsere Anweisungen zur Sammeltätigkeit neu bearbeitet; sie umschreiben jetzt in charakteristischen Beispielen sämtliche Hauptgebiete, auf denen gesammelt werden muß, und werden jedem, der mit Hand anlegen will, reiche Anregung geben; sie können von der Zentralstelle [1]) in beliebiger Anzahl bezogen werden. Für uns handelt es sich ja nicht, wie für jene Idiotikongelehrten des 18. Jahrhunderts, hauptsächlich oder ausschließlich um seltene und wunderliche Erscheinungen des sprachlichen Lebens, sondern wir wollen den gesamten bodenständigen Sprachschatz unseres Landes kennen lernen, also auch das Gewöhnliche und Alltägliche, in dem sich die landschaftlichen Unterschiede oft besonders kräftig ausprägen. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, wie wichtig, wie unerläßlich es ist, grade auch diese einfachen, sozusagen selbstverständlichen Tatsachen zu buchen.

Die Aufgaben der Sammler sind natürlich sehr mannigfaltig und ihre Leistungen unter sich sehr verschieden. Manche unserer Mitarbeiter haben mit ungeheurem Fleiß und rühmlichster Hingabe fast das ganze weite Gebiet in ihren Aufzeichnungen durchmessen. Man erstaunt immer aufs neue über den umfangreichen Sprachschatz, den sie ihr eigen nennen. Andere beschränken sich auf gelegentliche Mitteilungen dessen, was ihnen beim Verkehr mit plattdeutschen Landsleuten aufstößt. Manche Sammler haben sich auch mit Hülfe unserer Anweisungen besondere Gebiete erwählt, die ihren Neigungen und Kenntnissen besonders zusagen. Hier verzeichnet einer die volkstümlichen Namen für die Pflanzen in Garten und Feld; dort sammelt ein anderer die plattdeutschen Benennungen für allerlei Gerät in Haus und Wirtschaft. Ein dritter wendet seine Aufmerksamkeit den Festlichkeiten zu, die man in der Familie oder in weiterem Kreise feiert (Kindtaufen, Hochzeiten, Arfber, Zusammenkünfte der Knechte und Mägde usw.) Wieder ein anderer geht dem Betrieb der Landwirtschaft nach und schildert das ländliche Leben im Umkreis des Jahres. Dieser erlauscht aus dem Munde der Alten die aussterbenden Ausdrücke für die Hantierungen der ländlichen Weberei; jener ist bemüht, den reichen Sprachschatz unserer Fischer und Seeleute festzuhalten. Mancher greift auch zum Stift und entwirft nützliche Skizzen von ländlichen Gerätschaften, Volkstrachten und dergl. Wieder andere, namentlich solche, die weiter in der Provinz herumgekommen sind, beobachten die augenfälligen Unterschiede der Sprache und Sitte in den einzelnen Landschaften. Und so gibt es unzählige Punkte, an denen die Arbeit einsetzen kann. Neuerdings haben auf meinen Rat mehrfach die Lehrer mit gutem Erfolg den Versuch gemacht, die Schulkinder zur Mitarbeit heranzuziehen. Sie ließen sie kleine Ausarbeitungen in plattdeutscher Sprache machen über Dinge, die in den ureigensten Erfahrungs- und Beobachtungskreis der Kinder fallen, über Dinge, die sie täglich sehen und genau kennen, z. B. über die Berufstätigkeit des Vaters, wobei dann sehr erwünschte Beiträge geliefert wurden zur Sammlung des noch lange nicht hinreichend bekannten Wortschatzes der einzelnen Gewerbe (Schmiede, Schuster, Dachdecker, Mauerleute, Wirte usw.)

[1]) Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstraße 52a.

Dies Verfahren empfiehlt sich besonders auch deshalb, weil durch die Jungen vielfach die Alten für die Sache gewonnen werden.

Alles, was im Lande gesammelt ist, wird an der Zentralstelle in Kiel geprüft, gesichtet, geordnet und an seiner Stelle verwertet. In den fünf Jahren der Sammeltätigkeit, die hinter uns liegen, ist ein großes und wertvolles Material zusammengekommen: die Zahl der Zettel mit Aufzeichnungen aus dem Volksmunde mag jetzt gegen 150 000 betragen. Seit kurzem ist das Ganze alphabetisch geordnet; und jetzt erst ist es möglich, einigermaßen zu übersehen, was vorhanden ist und was fehlt. Ein Auszug aus dem ganzen Material ist seit einigen Monaten in Arbeit. Aber ich will Sie nicht länger mit Einzelheiten aufhalten. Nur eines darf ich vielleicht zum Schluß von unserer Tätigkeit noch mitteilen. Wir bemühen uns, wie es ja selbstverständlich ist, alle Hülfsmittel, welche die neuere Forschung bietet, unseren Zwecken dienstbar zu machen. So haben wir jetzt auch die jüngste Errungenschaft auf dem Gebiet der Mundartenforschung in den Dienst unserer Sache gestellt: den Phonographen.

Der Phonograph hat sich aus einem müßigen Spielzeug zu einem Hülfsmittel ernster wissenschaftlicher Forschung entwickelt. Die Apparate sind jetzt so vervollkommnet, daß sie nicht bloß laut Gesungenes, sondern auch mit natürlicher Stimme Gesprochenes treu wiedergeben. Damit ist die Möglichkeit geschaffen, Dialektaufnahmen zu machen, ohne den natürlichen Rhythmus der Rede durch angestrengt lautes Sprechen zu zerstören. Diese Aufnahmen haben einen doppelten Zweck. Zunächst dienen sie dazu, charakteristische Proben der Mundart dauernd festzuhalten. Das ist natürlich von besonderer Bedeutung für solche Dialekte, die in der Auflösung, im Schwinden sind. Wie lange wird es noch dauern, bis das letzte Wort Friesisch an unserer Westküste und auf den Inseln gesprochen wird? Aber auch unser Plattdeutsch ist in starkem Rückgang; wohl ist es heute noch eine lebende Sprache, aber wir alle wissen, wie stark es in seiner ursprünglichen Reinheit schon getrübt ist, wie immer mehr fremde, hochdeutsche Wörter und Wendungen eindringen und sich festsetzen; schon ist es in den größeren Städten vielfach einem trüben Gemisch von Hochdeutsch und Niederdeutsch gewichen, und dieser Zersetzungsprozeß geht unaufhaltsam weiter. Niemand kann sagen, wie lange es seinen eigentümlichen Lautcharakter noch unversehrt bewahren wird. Dann wird wenigstens der Phonograph uns noch eine lebendige, sinnliche Vorstellung von dem Klang dieser Sprache vermitteln können. Das ist für die Wissenschaft von unschätzbarem Wert. Wie anders könnten wir heute über die Entwicklung unserer deutschen Sprache urteilen, wenn wir aus früheren Jahrhunderten nicht bloß die toten Buchstaben, sondern den wirklich gesprochenen Laut kennten! Jede Schreibung ist ja ein durchaus unzulänglicher Ersatz für das gesprochene Wort. Da kommt uns heute der Phonograph zu Hülfe. Die Walzen und Platten lassen sich auf chemischem Wege so dauerhaft gestalten, daß es möglich ist, Sammlungen solcher Dialektaufnahmen anzulegen, die uns den Klang der Sprache lebendig erhalten. Wie man die Erzeugnisse der Literatur in Bibliotheken niederlegt, so wird man künftig die gesprochene Rede in Phonogrammarchiven aufbewahren. — Aber die phonographische Dialektaufnahme hat für die Wissenschaft noch eine andere Bedeutung, die ich hier nur andeuten kann. Sie allein ermöglicht es, exakte Studien anzustellen über die Quantität der Laute, über die Betonungsgesetze der Wörter, über die rhythmische Bewegung der Wortfügung, kurz über die Melodie der Mundart, und damit ein Forschungsgebiet anzubauen, über das wir bislang nur sehr unvollkommen unterrichtet sind.

Aber ich muß abbrechen, soviel sich auch grade hierüber noch sagen ließe. Gestatten Sie mir zum Schluß noch, einem Wunsche Ausdruck zu geben. —

Der Verein, dessen Mitglieder und Freunde sich heute hier versammelt haben, erscheint wie kein zweiter geeignet, die von mir geschilderten Bestrebungen kräftig zu fördern. Wir erblicken in seinen Mitgliedern unsere natürlichen Bundesgenossen. Groß ist ihre Zahl und noch immer im Wachsen. Wenn es gelänge, auch nur einen kleinen Bruchteil dieses ausgedehnten Mitgliederkreises zur Mitarbeit heranzuziehen, so wäre das für unsere Sache ein großer Gewinn. Und die Erfahrung lehrt es hundertfältig, daß jeder, der sich dieser Arbeit hingibt, reichen Lohn in ihr findet. Dient sie doch dazu, das Band immer fester zu knüpfen, das uns an das Land unserer Väter bindet, und das Gefühl zu stärken, das auch uns hier zusammengeführt hat: die Liebe zur Heimat.



Die Freilegung der Ruine Glambek auf Fehmarn.

Von **J. Voß** in Burg a. F.

II.

Die Geschichte kennt Glambek erst seit dem Jahre 1307. In diesem Jahre vermittelte der dänische König Erich Menved in den Mauern der Burg einen Vergleich zwischen den holsteinischen Grafen einerseits und einigen holsteinischen Adligen, Mitgliedern der Familie Bockwold oder Buchwald, und der Stadt Lübeck andererseits. Damals sah Glambek in seinen Räumen eine erlauchte Gesellschaft; denn außer dem Dänenkönig waren die Grafen Johann II. und Heinrich I. von Holstein, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, die Herzöge von Schleswig und Sachsen-Lauenburg (Albert), die Ritter Otto und Detlev von Buchwald, die Vertreter der Stadt Lübeck u. a. anwesend. Mit Unterstützung von sechs Bischöfen und einigen anderen Prälaten gelang es dem König, den in eine heftige Fehde ausgearteten Streit der Parteien zu schlichten. Bei dieser Gelegenheit überwies der dänische König dem Herzog Heinrich von Mecklenburg und seiner Gemahlin Anna, falls sie ihren Gemahl überleben sollte, jährlich 300 Mark aus den fehmarnschen Einkünften, die der jedesmalige königliche Lehnsmann auf Glambek an den Herzog oder die Herzogin auszukehren hatte. Wenige Jahre später, 1318, verpfändete derselbe König die Burg Glambek mit noch zwei anderen Schlössern an seinen früheren Truchseß und Marschall Niels Oluffs. Letzterer hatte dem König eine größere Geldsumme geliehen und erhielt dafür als Pfand die drei Burgen mit ihren sämtlichen Einkünften und Hebungen. Der Bischof Hermann von Schwerin vermittelte diese Verpfändung und beurkundete in einem Schriftstück vom 15. August 1318 den abgeschlossenen Vertrag. Näheres über diese Verpfändung teilt H. M. Velschow mit in seiner Schrift: „Om Øen Femerns statsretlige Forhold før Aaret 1326," S. 16 ff.

Während der Kämpfe des dänischen Königs Waldemar IV. Atterdag gegen die holsteinischen Grafen wurde auch die Burg Glambek in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahre 1358 umzingelte Waldemar mit seiner Flotte die Insel Fehmarn und landete nach heftigem Kampfe, wie die Sage wissen will, unweit Glambek, dessen Befehlshaber die Burg räumte und sich mit seiner Gemahlin und den besten Habseligkeiten nach Holstein rettete. Die Fehmaraner zahlten damals an den König ein hohes Bußgeld und mußten gestatten, daß dieser die Burg Glambek stark befestigte und mit einer dänischen Besatzung belegte.

In dem langjährigen Kriege zwischen dem dänischen König Erich VII. und den holsteinischen Grafen ist Glambek mehrfach belagert und eingenommen

worden. Am Pfingstabend (6. Juni) 1416 eroberte Erich, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, die Insel Fehmarn, und durch Verrat gewann er zugleich Glambek, dessen Befehlshaber, der holsteinische Amtmann Henneke Rathlow, auf Anordnung des Königs enthauptet wurde. Bei seinem Abzuge von Fehmarn ließ Erich die Burg Glambek mit „Gräben, Bollwerken und Reutern" verstärken. Am 23. Oktober 1416 eroberten die Holsteiner unter der Führung des Grafen Heinrich III. und seines Neffen die Insel Fehmarn zurück, Glambek aber hielt sich damals wacker, verteidigt von dem tapferen dänischen Kommandanten Iwen Brusecke oder Ivar Bryske,[1]) der bei der Landung der Holsteiner noch schnellstens die Burg mit Bier, Malz, Hafer, Mehl und Gerste aus einigen naheliegenden fehmarnschen Dörfern für eine längere Belagerung verproviantieren konnte. Kurz vor Ankunft der Holsteiner hatte er erst eine ganze Schiffsladung voll von Büchsen, Armbrüsten, Harnischen, Kraut und Lot aus Travemünde von dem mit Dänemark verbündeten lübeckischen Bürgermeister Rapesulver erhalten, zugleich mit der Aufforderung, die Burg Glambek bis auf das äußerste gegen die Holsteiner zu behaupten. Ungesäumt erschienen die Holsteiner vor Glambek und setzten der Burg, wie die Chronisten melden, mit „Büchsen, Katzen und anderen Gerätschaften" heftig zu. Ein früher Winter und der stürmische Angriff der Belagerer schüchterten die dänische Besatzung ein, die vergebens auf Entsatz aus Dänemark wartete. Als nun auch Mangel an Lebensmitteln eintrat, versuchte der dänische Befehlshaber mit Hülfe einer im Burger Tief ankernden lübeckischen Hulk, die „Koh" genannt, die er schwimmend zu erreichen strebte, aus der Burg zu entkommen, um Hülfe aus Dänemark für die bedrängte Burgbesatzung herbeizuholen. Der Versuch gelang, und schon nach wenigen Tagen kehrte Iwen Brusecke mit einigen dänischen Kriegsschiffen, die er in der Eile ausgerüstet hatte, nach Fehmarn zurück, konnte aber schweren Eisganges halber die Burg Glambek nicht entsetzen. Am 13. Dezember 1416 ergab sich die von allen Lebensmitteln entblößte Burg den holsteinischen Grafen.

Bei der Verwüstung Fehmarns durch den dänischen König im Jahre 1420 spielte Glambek eine wenig rühmenswerte Rolle: gleich beim ersten Angriff ergab sich die Burg den Dänen, die beim Abzuge eine zahlreiche Besatzung in das feste Schloß legten. Erst 1426 konnte Glambek den Dänen wieder entrissen werden. Diesmal waren es die mit den Hansastädten verbündeten Vitalienbrüder, die, 200 Mann stark, zur Nachtzeit nach Fehmarn kamen, einen Angriff auf Glambek unternahmen und die dänische Besatzung überlisteten. Sie berannten nämlich in der Dunkelheit das Schloß mit großem Geschrei und beschossen dasselbe zu gleicher Zeit mit Donnerbüchsen, Armbrüsten und Pfeilen; auch stellten sie Sturmleitern gegen die Mauern und fingen an, die Umfassungsmauer zu ersteigen. Dabei riefen sie fortwährend: „Sind die Lübecker noch

---

[1]) Jeß Gregers besingt den dänischen Helden mit folgenden Worten:
„Laß von der Muse der Zeit dich hunderte Jahre zurücke
Leiten und singe den Mann, der gegen wütende Haufen
Wilder Holsten mit kaltem cimbrischen Mute gefochten,
Glambeks Stolz, den Edlen, den Guten, den Großen, den Helden!
Ywo Brusecke war's. — Wie gerne nennt ihn die Hymne!
Schon als Jüngling entflammt ihn der kühne Tiefblick des Helden,
Als er, die Belte im Rücken, das nördliche Weltmeer begrüßte,
An den Ufern der Weser die Künste des tötenden Krieges
Lernte, mit forschendem Blick der Elbe Verschanzungen schaute —
Werke der Kunst, die Saat vor drohenden Fluten zu schützen —
Und in deine Gewässer hinabsah, rauschende Eider!" —

nicht da? Wo sind die Hamburger denn?" Ihre Absicht dabei war, bei der entmutigten Besatzung den Glauben zu erwecken, daß die Schiffe der Hansastädte angelangt seien, um Glambek mit großer Übermacht anzugreifen. Einen überraschenden Erfolg hatte die angewandte List: Die bestürzte Burgbesatzung ergab sich gegen Zusicherung eines freien Abzuges und gewahrte erst mit Tagesanbruch, daß sie sich von einer Handvoll kühner Männer hatte täuschen lassen.

Von 1435—90 stationierte die Hansastadt Lübeck, an die Fehmarn durch den Herzog Adolf VIII. von Holstein für 15000 Mark verpfändet war, auf Glambek ihre Amtmänner. Bedingung bei dieser Verpfändung und einem zwei Jahre später (1437) erfolgten Verkauf der Insel Fehmarn an Lübeck auf Wiederlöse war, daß die herzogliche Regierung sich verpflichtete, die Insel mit 18000 Mark Hauptstuhl zurückzuerwerben. Reserviert hatte sich der Herzog während der Zeit der Verpfändung einige Hoheitsrechte auf Fehmarn, darunter das Recht der geistlichen Lehnware, das sogenannte jus patronatus. Erst durch den dänischen König Johann erfolgte im Jahre 1490 der Rückkauf der Insel. Während der Zeit der Verpfändung unterhielt die Hansastadt Lübeck auf Glambek die Amtmänner Hinrik Lipperode (1444), Bertram von Rentelen, Breyde Rantzau (1456), Henrik von Hockeden (1471) und Hinrik Klokkemann (1482).

Eine weitere Verpfändung der Burg Glambek nebst der Insel Fehmarn erfolgte im Jahre 1525 durch den dänischen König Friedrich I. Damals betrug die Pfandsumme 10000 Mark. Inhaber des Pfandobjekts wurde der Amtmann und Marschall Melchior Rantzau auf Neuhaus († 1539).

Heinrich Rantzau nennt Glambek schon um 1590 eine Ruine, aber noch vor und nach 1590 haben hier die Amtmänner gewohnt, so 1578 Hans Rantzau, 1580 Detlev Rantzau und 1622 Ägidius von der Lancken. Eine nicht vollständige Liste der Amtmänner, die auf Glambek ihren Sitz hatten, findet sich bei Erich Pontoppidan: „Danske Atlas eller Konge-Riget Danemark. Tom. VII, pag. 490. Erst nach 1632 blieb die Burg unbewohnt, und seitdem wurden die Überreste der alten Schloßgebäude und der Ringmauer unaufhaltsam vom Zahn der Zeit benagt. Im Laufe der Jahre sind dann viele Mauersteine aus der Ruine losgebrochen, verschleppt und beim Häuserbau auf Fehmarn verwendet worden.

1740 erwarb der Landmann Asmus Rauert aus Puttgarden von der Landesregierung die „Glambeker Schloßgründe," um auf dem Burgplateau eine Graupenmühle anzulegen. Mit dieser Mühle, die 1862 abgebrochen wurde, waren keine Mühlengerechtsame verbunden, sie hatte aber in den Zeiten ihrer Blüte eine nicht unbedeutende Graupenausfuhr nach Norwegen. Bei den Freilegungsarbeiten des Burgplateaus wurde auch das Fundament dieser Mühle aufgefunden und abgebrochen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Premierleutnant v. Timm, der die Burg Glambek im Jahre 1847 eingehend untersuchte und über den damaligen Befund derselben in den Berichten vaterländischer Altertümer Mitteilung machte, spricht die Vermutung aus, daß Glambek einst an der Nordseite offen gewesen sei, also hier weder Graben noch Wall hatte. Nach seiner Ansicht gewährte das nahe Binnengewässer der Burg an dieser Seite genügenden Schutz. Diese Annahme ist falsch; denn wie die Untersuchungen ergeben haben, war auch die Nordseite durch doppelte Gräben und Wälle gedeckt. Der jetzt an der Nordseite geöffnete erste Burggraben ist zum Unterschiede von den übrigen Gräben sogar an beiden Seiten mit einer steil abfallenden doppelten Steinbefriedigung versehen.

Die ganze Anlage, die während der Freilegung von vielen Fremden in

Augenschein genommen wurde, gewährt jetzt, nachdem die Arbeiten ihrem Ende entgegengehen, einen stattlichen Anblick. Um das Betreten des Plateaus und seiner Wälle durch Unberufene zu verhindern, wird der ganze Burgplatz mit einer festen Einfriedigung versehen werden. Die Beaufsichtigung der Ruine hat die Stadt Burg übernommen. So sind alle Bürgschaften dafür gegeben, daß die in ihrer Ursprünglichkeit wiederhergestellte alte Burganlage der Nachwelt unverdorben erhalten bleibt.

Als interessant für den Botaniker mag hier noch erwähnt werden, daß sich auf dem herausbeförderten Bauschutt, der ein Terrain von reichlich 2 ha bedeckt, in kurzer Zeit eine üppig wuchernde Schuttflora entwickelt hat. Man findet dort in großer Zahl die folgenden Pflanzen: Hyoscyamus niger, Malva silvestris und neglecta, Chenopodium album und glaucum, Echium vulgare, Aethusa cynapium, Solanum nigrum, Tanacetum vulgare und Lycopsis arvensis.



Die Kopenhagener Sklavenkasse.

Von **J. Kinder** in Plön.

Im Jahre 1822 richtete der Kieler Prediger Klaus Harms an den Herausgeber des „Staatsbürgerlichen Magazins" folgende Anfrage: „Möchten Sie nicht, lieber Freund, mittelst des Magazins die Frage zu einer öffentlichen Frage machen, ob Jemand anzugeben wisse, welche Nachrichten in früheren und späteren Jahren von der Verwendung der Kirchenkollekte für die Christensclaven mitgetheilt worden seien! Veranlaßt bin ich zu dieser Frage durch den Betrag der diesmaligen Bußtagskollekte — die andere Kollekte findet bekanntlich am Reformationsfeste statt —, welcher in der hiesigen Nicolaikirche Vor- und Nachmittags zusammen 64 Mark 15½ Schillinge gewesen ist. Freilich, es soll die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, wie denn auch ja wiederum geschrieben steht: Habet Acht auf Eure Almosen."

Die gewünschte Antwort hat der Fragesteller nicht erhalten, wenigstens in der vorgedachten Zeitschrift nicht. Rechenschaftsberichte sind in den Herzogtümern wohl niemals veröffentlicht worden. Im „Staatsbürgerlichen Magazin" wurde nur mitgeteilt, daß König Friedrich IV. die Kollekte im Jahre 1716 angeordnet habe.

Die aus unsern Tageszeitungen bekannten letzten politischen Vorgänge in Marokko, dem an der Nordwestecke Afrikas belegenen, ehemals gefürchteten Barbareskenstaate,[1]) welcher unzählige Christen in die Sklaverei geführt hat, geben die Anregung, die Veranlassung zu jener Anordnung wieder einmal zu erörtern.

Wir müssen hierbei auf jene Zeit zurückgehen, in welcher das osmanische Reich in Europa begründet wurde. Seitdem die Türken 1453 Konstantinopel eingenommen hatten, war das Mittelmeer zum Kampfplatz für Muhamedaner und Christen geworden. Der Sultan Solymann, der von 1520 bis 1566 regierte, eroberte die von dem Johanniterorden besetzte Insel Rhodus. Die Johanniter mußten nach Malta weichen. Während Solymann sich später auf den Landkrieg beschränkte, setzten muhamedanische Häuptlinge den Seekrieg im Mittelmeer gegen die Malteserritter und gegen Venedig fort. Der Korsaren-

---

[1]) Zu den Barbareskenstaaten rechnete man Marokko, Algier, Tunis, Tripolis.

häuptling Cheireddin eroberte 1533 Tunis und Tripolis, und von da an begann ein Raubkrieg der Korsaren gegen alles, was christlich hieß, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts andauerte. Die Seeräuber machten nicht nur das ganze Mittelmeer unsicher, sondern ließen ihre Kaperschiffe auch in das Atlantische Meer auslaufen und kamen bis an die englische Küste. Jedes Kauffahrteischiff, das ihnen in die Hände fiel, wurde ausgeplündert, die Besatzung gefangen und auf den Sklavenmärkten Nordafrikas verkauft. Viele Gefangene zwang man, zum Islam überzutreten, und einige Renegaten brachten es zu Führerstellen in der Korsarenflotte. Andere wurden auf den Raubschiffen als Ruderer und Matrosen verwendet, oft angeschmiedet, bis sie sich mit Geld loskaufen konnten. Vergebens versuchten die europäischen Staaten, sich dieser Plage zu erwehren. Kaiser Karl V. landete 1541 mit einer großen Macht in Algier, mußte aber bald wieder aus Afrika weichen. Ludwig XIII. von Frankreich schloß 1628 mit der Pforte und dem Pascha von Algier einen Friedensvertrag. Die Korsaren kaperten jedoch schon in den nächsten sechs Jahren 80 französische Schiffe und machten über 1300 Gefangene. Eine gegen sie abgesendete französische Flotte konnte nichts ausrichten. Darauf begannen die Engländer und Holländer einen energischen Verteidigungskrieg. Die Chroniken des folgenden Jahrhunderts bringen fast ununterbrochen Berichte über die Kämpfe mit den Korsaren. Einige Auszüge mögen hier wiedergegeben werden. Im April des Jahres 1670 erschienen vier Raubschiffe mit je 40 Kanonen vor dem englischen Kanal. Am 17. August zerstörte der holländische Admiral von Gent sechs große algerische Raubschiffe. Er hatte sie vom 14. August an verfolgt und jagte sie endlich, als ihm fünf englische Schiffe zu Hülfe kamen, bei Laroche auf den Strand, wo sie am folgenden Morgen in Brand gesteckt wurden. Dabei wurden 200 Christensklaven befreit. Im Juli 1671 griffen sechs Malteser Gallionen drei algerische Schiffe an. Zwei Schiffe entkamen, aber der Anführer geriet in die Hände der Malteser. In dem Kampfe fielen vier Ritter, darunter der Freiherr Philipp von Schönborn, und 30 Gemeine. Am 6. September 1672 eroberten die Maltesischen Galeeren fünf türkische Raubschiffe und erlösten einige Hundert Christensklaven aus der Gefangenschaft. Am 4. Januar 1676 verbrannte der englische Admiral Narborough vier türkische Seeräuberschiffe im Hafen von Tripolis, nämlich den weißgekrönten „Adler“ mit 50, den „Spiegel“ mit 34, „St. Clara“ mit 24 und die französische „Petasche“ mit 20 Stücken und zerstörte nachgehends noch fünf Schiffe mit Korn. Im Frühjahr 1677 schrieb ein in Algier dienender Hamburger Sklave, daß im Jahre 1676 die Pest in Algier 40000 Türken und 4000 Christen hinweggerafft habe. Am 9. Februar 1678 sandte der englische Admiral Ritter von Narborough zwei algerische Schiffe, „Rose“ und „Dattelbaum“ genannt, die er den Seeräubern abgenommen hatte, mit vielen Christensklaven nach Livorno. Im März desselben Jahres schoß der holländische Kapitän Brackel einen algerischen Seeräuber mit 180 Mann Besatzung in den Grund, wobei 28 Sklaven ertranken, und um Ostern griff eine englische Fregatte bei Kap St. Vincent einen algerischen Kaper, genannt „Tiger,“ an, der mit 40 Stücken armiert war, 500 Mohren und 60 Christensklaven Besatzung hatte. Sie erhielt dabei Hülfe von dem englischen Kapitän Herbert. Nach siebenstündigem Gefecht mußte sich der Türke ergeben. Es waren 200 Mohren und 60—70 Engländer gefallen. Im Mai 1679 wurde aus Algier geschrieben, daß die Korsaren im letzten Winter über 50 Schiffe teils aufgebracht, teils zerstört und dabei 600 Gefangene gemacht hätten.

Ludwig XIV. ließ 1682 die Stadt Algier bombardieren und erzwang einen

Frieden mit Frankreich, der jedoch nicht gehalten wurde. Der Renegat Mezomorte band, als Algier zum zweiten Male von den Franzosen bombardiert wurde, 580 Christensklaven vor die Kanonen und ließ sie erschießen, worauf der französische Admiral d'Estrées 70 vornehme Türken, die er auf seinen Schiffen hatte, zu tödten und auf einem Boote in den Hafen der bombardierten Stadt hineinzutreiben befahl.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, mit welcher Erbitterung und Grausamkeit gekämpft wurde.

Wenn nicht einmal die großen Staaten ihre Untertanen gegen die Seeräuber schützen konnten, so waren die kleineren ganz ohnmächtig. Für sie gab es nur ein Mittel, Gefangene wieder zu befreien: den Loskauf. Die Angehörigen derer, welche in die Sklaverei geraten waren, erbaten sich Bettelbriefe, um Loskaufsgelder zu sammeln. In den Stadtrechnungen Schleswig-Holsteins finden sich zahlreiche Notizen über Gaben, die solchen Bettlern verabreicht worden waren. So z. B. heißt es in dem Rechnungsbuche des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stör: [1]) „1649 einer Frau aus Aterndorf im Lande Hadeln, welche einen Sohn in der Türkei gefangeu sitzen gehabt, dessen Gezeugniß vor E. E. Rath zu Aterndorf vorgewiesen und also hierzu gesammelt hat, 1 Mark 8 Schillinge gegeben; 1651 zweien Polnischen von Adel, so für ihren in der Türkei gefangenen Vater und Bruder Ranzionsgelder gesammlet und Vorschrift von Ihro Königl. Majestät gehabt haben, 3 Mark; 1663 den 11. Nov. einem Griechen aus Korfu zur Erledigung seiner und seines Schwagers aus der türkischen Dienstbarkeit auf Intercession Ihro Königl. Majestät und Hochfürstl. Durchlaucht 12 Schill." In der Plöner Stadtrechnung lesen wir: „1681 einem Edelmann aus Candia Namens Emanuel Claudoni, dessen Frau und Kinder in der Türkei gefangen sitzen, welchem von dem Kaiser erlaubet, sechs Jahre Ranzionsgelder zu sammeln, auf Geheiß gezahlt eine Mark."

Ein Grabstein in Nebel auf der Insel Amrum erzählt von dem Lebensschicksal des Schiffskapitäns Harck Nickelsens: „Im 12. Jahre seines Alters fing er an, sein Brod bei der Schiffahrt zu suchen. Ao. 1724 erlitt er die Widerwärtigkeit, von den türkischen Seeräubern gefangen uud dem Bey von Algier verkauft zu werden, welchem er drei Jahre diente, nach welcher Zeit er ihm aus Bitte seine Freiheit durch die Portugiesen erkaufen ließ, suchte nachgehends in Holland und Kopenhagen sein Glück." [2]) Zuweilen mußten unsere Landsleute für den Loskauf Anleihen in Hamburg machen. Dann trat die Verwandtschaft zusammen, um die Bürgschaft zu übernehmen. Biernatzki hat einen solchen Bürgschaftsbrief in den Landesberichten des Jahres 1847 veröffentlicht. Er lautet:

„Wy Endesbenannte, des Erik Gaiken von Westerland up Sylt itziger Tidt leider tho Alsier in der Schlaverehe Blodt-Verwandten, Frunden und Schwägern dohn hiermidt kundt und bekennen vor Unß und Unßer allersidts Erven und sunsten gegen Jeder Menniglich: Nademmahl der Achtbare Hans Jacobs tho Keitum angelavedt, Sich tho bemögen und Sine beste Flieth anthowenden, in Hamborg oder sunsten Sick tho verschriven wegen de Gelder, gedachten Erick Gaiken uth de Schlaverehe mit tho rantzionieren, Alß verschrieven und verplichten Wy anderen, des Erick Gaiken Blodt-Frunde und Schwegern Unß allersidts krafft dieses, dat Wy oder Unße Erven solche Gelder nefenst Rente und Unkosten, daferne he dorch de Hülpe van Godt und gude Lüden sülvige tho siner Befryung uth de Schlaverehe verschaffen kunde, nefenst Ehme, Hans Jacobs, glikdehlig, de Eine sowol alß de Ander wedderumb affthodragen und tho

---

[1]) Dethleffsen: Zur Geschichte des Bettelns. Zeitschr. f. Schl.-Holst. Gesch. Bd. 31.

[2]) Geschichte des in die Sklaverei verkauften Amrumers Harck Ulwes in Jahrbücher für Landeskunde 1861, Bd. IV, S. 125.

betalen und Ehme und sine Erven allewege, so dat he nicht mehr schuldig und geholden syn schall deswegen tho betalen alß Wy Andere, fry und schadeloß tho holden. Solches alles sonder Gefehrde, ahne jenigen sinen Schaden, Unkosten effte Rechtesgank, der Eine den Andern by Ehren, truwen und guden Gelowen todesfast und wol tho holden, bestendiglich hiermidt angelavet. Uhrkundlich midt Unße Eigen Händen underschrewen, confirmeret und bekräftiget. Actum Tinnum up Sylt, den ... Marty Ao. 1693."

Weil nicht nur Schleswig-Holstein, sondern auch Dänemark einen lebhaften Seehandel nach dem Orient betrieb, so nahm der Türkenschrecken in den nordischen Ländern einen solchen Umfang an, daß die Staatsregierung sich im Interesse des Handels genötigt sah, Vorkehrungen zur Beruhigung der seefahrenden Bevölkerung zu treffen. Zu dem Zwecke wurde in Kopenhagen die Sklavenkasse errichtet, aus deren Mitteln eine Kommission den Loskauf aller gefangenen Seeleute betreiben sollte. König Friedrich IV. verfügte unter dem 17. März 1716 an die Generalsuperintendenten zu Rendsburg und Oldenburg und an den Propst zu Altona „aus besonderer Gnade und christlichem Mitleiden für diejenigen Unserer angeborenen Unterthanen in Unseren Königreichen Dänemark und Norwegen, welche von Zeit zu Zeit zu Algier oder an anderen Orten unter dem türkischen Gebiete in der Sklaverei entweder bereits befindlich sein oder hinkünftig noch gebracht werden möchten, daß zu dergleichen armer gefangener Leute Ranzion und Freilassung aus der Türkei überall die Becken an den Kirchthüren zweimal des Jahres, in Schleswig-Holstein am außerordentlichen Fast-, Buß- und Bettage und am 1. November zum Besten der Schleswig-Holsteinischen, Altonaischen, Pinnebergischen und Oldenburgischen gefangenen Unterthanen ausgesetzt und eine Kollekte gesammelt werden soll." Die Prediger mußten die gesammelten Gelder an die Pröpste, diese sie an die Generalsuperintendenten und letztere sie an die Kopenhagener Sklavenkasse einsenden. Die ersten Vorsteher der Kasse waren der Bischof von Seeland Christian Worm und die Kopenhagener Kaufleute Abraham Kloecker und Hans Jörgen Soelberg.

Am 23. Juli 1723 verordnete der König weiter, daß jeder Schiffer und Steuermann einen Schilling, jeder Bootsmann einen Sechsling von jedem Krontaler Heuer für jede Schiffsreise an die Sklavenkasse durch Vermittelung der Zollverwalter und Einnehmer abliefern sollten. Nicht aus der Sklaverei ausgelöst werden sollten *diejenigen Untertanen, die unter fremden Flaggen dienend* in die Sklaverei geraten würden. Mit dieser Maßregel, die allein schon zeigt, wie hülflos ein großes Reich den nordafrikanischen Raubstaaten gegenüberstand, war aber noch nicht genug getan. Gleichwie die kleineren Staaten in Italien, wie Portugal, Schweden, Hannover, Bremen, so mußte auch Dänemark zur Sicherstellung seiner Seefahrer sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs an die Barbaresken verstehen. Im Jahre 1747 schloß Dänemark mit der Republik Algier einen Vertrag, in welchem festgesetzt wurde, daß die in Dänemark und Norwegen beheimateten Schiffe freie und sichere Fahrt haben sollten, wenn sie die von dem „General-Landes-Oeconomie- und Commerce-Collegium" ausgefertigten Seepässe vorzeigen könnten. Personen fremder Nationalität durften jedoch keinen Anteil an der Fracht oder Schiffsladung haben. Um den Jahrestribut aufzubringen, mußten für jeden Seepaß 50 Taler bezahlt werden und für jede Schiffslast nach dem Mittelmeer drei Mark, nach Spanien und Portugal zwei Mark, nach Frankreich, England, Holland eine Mark. Die Beiträge der Schiffsmannschaften wurden auf das Doppelte erhöht.

Mittelst Schreibens vom 15. März 1816 zeigte die Schleswig-Holsteinische Kanzlei an, daß „Se. Königl. Majestät allergnädigst geruht haben, daß die zur Ranzion der in der Türkei befindlichen Christensklaven unterm 17. März 1716

angeordnete sowohl auf den Buß- und Bettag als auch durch die Verordnung vom 15. November 1771 auf den nächsten Sonntag nach dem 1. November festgesetzte Kirchenkollekte nunmehr auch in den ehemals großfürstlichen und gemeinschaftlichen Distrikten des Herzogtums Holstein einzuführen und dabei den Kirchenvisitatorien aufzugeben sei, für den Fall, daß an den benannten Tagen in den einzelnen Reichen bereits Kollekten zu anderen Zwecken üblich sein sollten, diese auf andere passende Sonn- und Festtage zu verlegen."

Aus jenen Zeiten der Türkenfurcht datieren die Türkengilden, das Türkenstechen, Türkenfahren, Vereinigungen und Volksspiele, die an vielen Orten der West- und Ostseeküste Schleswig-Holsteins entstanden und zum Teil noch in Übung sind.

Durch das Eingreifen Frankreichs wurde Europa endlich aus dem demütigenden Abhängigkeitsverhältnis mit den Raubstaaten befreit. Im Jahre 1827 mißhandelte der Dey Hussein Khodscha in Algier am Beiramsfeste den französischen Konsul Deval, indem er ihn mit dem Fliegenwedel ins Gesicht schlug. Infolge dieser Beschimpfung wurde die Stadt Algier von den Franzosen blockiert. Am 5. Juli 1830 nahm der Marschall Bourmont, dem eine Flotte von 100 Kriegsschiffen und ein Landheer von 40000 Mann zur Verfügung gestellt worden war, die Stadt ein.

Durch eine Verfügung vom 26. Oktober 1830 machte die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei bekannt, daß Se. Königl. Majestät die zum Zwecke der Ranzionierung von Christensklaven in der Türkei bisher für die Städte und Landdistrikte in Dänemark und den Herzogtümern angeordnet gewesenen jährlichen Kirchenkollekten allerhöchst aufzuheben geruht habe.

Frankreich setzte den Krieg in Algier fort. Die Hauptfestung des Innern Constantine wurde 1836 erobert, und 1844 schlug der Marschall Bugeaud die mit dem Bandenführer Abd el Kader verbündeten Marokkaner am Flusse Isly. Mit der Gefangennahme Abd el Kaders 1846 endigte dann der lange Eroberungskrieg.

Von der marokkanischen Küste aus ist die Seeräuberei noch einige Jahre fortgesetzt worden. Im Jahre 1852 plünderten die Riffpiraten ungestraft die preußische Brigg „Flora." Als der Admiral Prinz Adalbert von Preußen im Juni 1856 mit der Dampfkorvette „Danzig," der Korvette „Amazone," der Segelfregatte „Thetis" und dem Schuner „Frauenlob" eine Fahrt in den Atlantischen Ozean machte, mit der „Danzig" in das Mittelmeer ging und sich auf einem Boote der marokkanischen Küste näherte, wurde das Boot von den Riffpiraten beschossen. Darauf landete der Prinz mit 66 Mann bei Tresforcas, erstürmte eine mit Mohren besetzte Anhöhe und pflanzte dort die preußische Flagge auf. Eine dauernde Okkupation war aber nicht beabsichtigt.

Gleichwie ehemals Algier gebändigt wurde, so ist jetzt auch das innerlich zerrüttete Marokko unter europäische Polizeiaufsicht gestellt worden, und es mag der Gegenwart wie eine alte Sage erscheinen, daß die Furcht vor den Türken unsere Vorfahren gezwungen hat, zu ihrer Verteidigung eine besondere Türkensteuer — den Türkenschatz — und zur Befreiung ihrer gefangenen Angehörigen Ranzionsgelder aufzubringen.



De Müsfanger.

Dem Volksmunde in Schwansen nacherzählt von **Wilhelm Bebensee** in Eckernförde.

Dor is mal 'n Bur west, de is so gräsi slimm up de Arbeit west; dat heet, he persönli sülm ni; em kunn se stahln warn, he har sick, as man seggt, „mit de Arbeit vertörnt"; awer sien Knechen un Deerns, de kunn nümmer ni noch don; de geev he ümmer so vel up, dat he wiß wüß, wenn se dat fari harn, denn harn se ehr Kost un Lohn verdeent.

Nu hett he mal en Knech kreg'n, de hett Hans heeten, un de is eenes guden Morg'ns bi un spannt de beiden Swarten vörn Wag'n, de Bur wull nämli utföhrn.

„So," seggt he to Hans, as he all in' Stohl seet, „ick kam wull ni vel vör Ab'nd weller to Hus; seh to, dat du rech en beten beschickt krigst. Du kannst man erst de La Hawer afdöschen, de up de Lodel ligt!"

„Un wenn ick dat dan heff, wat schall ick denn don?" fragt Hans.

„Ah, denn kannst de Köh man en beten striegeln!"

„Na, un wenn ick dat dan heff, wat schall ick denn don?"

„Denn mak di man bi, un hark de Hoffsted rein," seggt de Bur.

„Un wenn ick dat dan heff, wat schall ick denn don?"

„Na," denkt de Bur, „wenn he dat man erst all t'rech hett, denn ist't ock all lich' Ab'nd," un de oll Frageri ward em ock all öwer, un so seggt he: „Ach, denn kannst mien'tweg'n Müs fang'n!" un dormit fahrt he los.

He is all meist von de Hoffsted raff, do röpt Hans em na: „Bur! ist eenerlei, wat ick toerst do?"

„Ja," seggt de Bur.

So geg'n Ab'nd kömmt de Bur weller torügg, un süht forts, dat de Hoffsted ni reinharkt ist, un as he up de Lodel kömmt, ligt de La Hawer dor noch grade so, as he des Morg'ns leg'n het. Je ja nu na'n Kohstall 'rin, awer dor is ock nicks passeert, keen een Koh ist striegelt, un von Musche Hans is nicks to hörn un to sehn.

As de Bur nu dat Ropen up Hans anfangt, meld he sick up'n Böhn, un hüst un spalkt dor as unklok mank dat Stroh herüm.

„Nanu!" seggt de Bur, „wat remennts du dor up'n Böhn herüm?"

„Ick bün bi to Müs fang'n," seggt Hans; „de Bur meen ja, dat weer eenerlei, wat ick toerst maken de, un do dach ick, denn muß man erst bigahn to Müs fang'n, dat dare Aastüg fret uns ja süns noch all dat leev Korn up, un ick lat nu ni e'hr Fre, bit ick se alltohop an de Siet heff. Dot schüllt se!"

„Na, wovel hest denn all?" fragt de Bur.

„Ja," seggt Hans, „wenn ick dat hiere Deert tofaten heff, wo ick nu achter to griepen bün, un denn noch een, — denn heff ick all twe."

Do sä de Bur garnicks mehr, awer bi sick sülm dach' he: „Na, dat hett mi awer eisch begrießmult, de hett mi mal fat kreg'n, dor bün ick mal mit de Näs bie't Fett kam'n. Dat is so, as mien oll Klasohm seggt: „Man ward ümmer to lat klok un to fröh olt!"



Mitteilungen.

1. Die Spanier in Schleswig-Holstein und Jütland vor 100 Jahren. Im 15. Jahrgang der „Heimat" (1905) findet sich S. 133—138 ein interessanter Aufsatz von R. Körner: „Die Spanier in Schleswig-Holstein und Dänemark im Jahre 1808." Zur Ergänzung desselben mögen einige Bekanntmachungen nicht ohne Interesse sein, welche ich alten Papieren aus dem Besitze meines Großvaters entnehme, der als dänischer Offizier an den Kriegen jener Zeit teilnahm. — Auf das Geschichtliche, das in dem genannten Aufsatz eingehend beschrieben ist, brauche ich wohl nicht näher einzugehen; es sei nur kurz erwähnt, daß nachdem die Engländer im September 1807 Kopenhagen überrumpelt und die dänische Flotte weggenommen hatten, Dänemark durch diesen ganz unberechtigten Gewaltakt zum Bündnis mit Frankreich gedrängt wurde, das ihm so verhängnisvoll werden sollte. Im März 1808 rückte darauf der französische Marschall Bernadotte, Prinz von Pontecorvo, mit einem Hülfskorps durch Schleswig-Holstein in Dänemark ein und besetzte Jütland und die dänischen Inseln, um von hier aus, vereint mit den dänischen Truppen, Schweden zu bedrohen, dessen König er später werden sollte. Zu diesem Korps gehörten auch 14000 Spanier, die unter dem Befehl des Marquis de la Romana standen und die Avantgarde bildeten. Von diesen Spaniern verblieb der größere Teil in Jütland und auf Fünen, kleinere Abteilungen besetzten Seeland, Laaland und Langeland. — Von der Bevölkerung wurden diese Truppen mit der größten Gastfreiheit aufgenommen und als Helfer in der schweren Bedrängnis, in der sich Dänemark befand, auf das freudigste und herzlichste begrüßt. Seitens der Spanier aber wurden die auf sie gesetzten Hoffnungen gründlich getäuscht. Nur widerwillig hatten sie dem Unterdrücker ihres Vaterlandes Heeresfolge geleistet, und als nun die Kunde nach Dänemark drang, daß das spanische Volk sich erhoben, daß Napoleon den König entthront und seinen Bruder Joseph zum König von Spanien gemacht hatte, setzte sich Marquis de la Romana mit den Engländern in Verbindung, deren Kriegsschiffe die dänischen

Küsten blockierten. Er wußte dies so geheim zu halten, daß sowohl Bernadotte als auch die dänische Regierung durch seinen Abfall völlig überrascht wurden.

Im Juli 1808 erließ König Friedrich VI. von Dänemark, der seinem geisteskranken Vater, für den er bereits seit 1784 die Regierung geführt hatte, am 13. März 1808 auf dem Thron gefolgt war, eine Proklamation, die in wörtlicher Übersetzung lautet:

„Da der Geburtstag Unseres Alliirten und Freundes, des Kaisers Napoleon am 15. nächsten Monats bevorsteht und seine Armee, welche sich in Unseren Reichen aufhält, diesen Tag gewiß feiern will, so haben Euer Durchlaucht sämtlichen Militär- und Civilbehörden in dem Generalkommando in Schleswig und Nordjütland bekannt zu machen, daß es Unser Wille und Befehl ist, daß der französischen und spanischen Armee bei den Festlichkeiten, welche sie in genannter Veranlassung etwa abzuhalten wünschen, alles mögliche Entgegenkommen und Wohlwollen erwiesen werde, um zur Verherrlichung dieses Tages beizutragen, da Wir auch von dieser Seite Unseren Alliirten Proben Unserer Geneigtheit zu geben wünschen, jeden ihrer Wünsche zu fördern, der einen so guten Zweck hat wie dieser."

Die Spanier haben dann freilich Napoleons Geburtstag in ganz anderer Weise gefeiert. Die Vorbereitungen zum Abfall und die Vereinbarungen mit den Engländern waren getroffen, und am 16. August, also dem Tage nach Napoleons Geburtstag, erließ Romana aus seinem Hauptquartier Rudkjöbing auf Langeland einen schwungvollen Aufruf an seine Truppen, der in dem genannten Aufsatz von Körner wörtlich enthalten ist. Was inzwischen geschehen war, ist ebenfalls in diesem Aufsatz eingehender nachzulesen; hier möge es genügen, eine Bekanntmachung in wörtlicher Übersetzung mitzuteilen, welche gleichfalls am 16. August, noch bevor die Spanier sich auf englischen Schiffen nach ihrem Vaterlande eingeschifft hatten, erlassen wurde:

Bekanntmachung.

„Mit ebenso lebhafter Verwunderung als begründetem Unwillen muß die dänische Nation erfahren, daß die spanischen Truppen, welche sie mit so großer Herzlichkeit und Gastfreiheit aufgenommen hatte, und von welchen sie berechtigt war Hülfe und Unterstützung zu erwarten, den Ruf von ihrer Redlichkeit und Treue, der ihnen vorangegangen war, vernichtet, ihre Pflichten gegen ihre Waffenbrüder, die Franzosen gebrochen, Dänemarks Interessen und Sicherheit verraten, sich ins Einverständnis mit dem gemeinsamen Feinde gesetzt und ihm die Häfen in den Provinzen, die ihrer Treue und ihrem Schutz anvertraut waren, geöffnet haben.

Der Führer dieser Truppen, Marquis de la Romana, hat diesen verräterischen Anschlag eingeleitet und ausgeführt. In der listigsten Weise und indem er sich auf angebliche Befehle des Prinzen von Pontecorvo berief, hat er sich in ungeteilten Besitz der Festung Nyborg zu setzen gewußt und diesen für die Sicherheit Fünens so wichtigen Platz den Engländern überliefert, welche sich stets ebenso tätig als bereitwillig zeigen, wenn Verrat und Überfall zu ihrem Vorteil wirken und sie vor Gegenwehr sichern.

Im Hafen von Nyborg sind die Kriegsbrigg „Fama" mit 2 Stück 6pfündigen Kanonen und 12 Stück 12pfündigen Kanonen, die Königsyacht „Sø-Ørnen" (Seeadler) mit 4 Stück 12pfündigen Haubitzen und 8 Stück 4pfündigen Kanonen, sowie das armierte Kanonenboot „Laurvig" dem Feinde in die Hände gefallen. Diese Fahrzeuge haben sich zuletzt ergeben müssen, nachdem sie 20 Minuten lang tapferen Widerstand geleistet und mit lobenswerter Standhaftigkeit ein doppeltes Feuer von den überlegenen englischen Kriegsschiffen und von den, durch die Spanier besetzten Batterien ausgehalten hatten.

In Svendborg und Faaborg wollten die Spanier sich der Königlichen Kanonenboote bemächtigen, aber der Anschlag wurde rechtzeitig entdeckt und diese Fahrzeuge wurden gerettet.

Es hat sich übrigens bald gezeigt, daß die Spanier die Absicht gehabt haben, sich unter dem Schutze der zu diesem Ende herbeigerufenen englischen Kriegsschiffe einzuschiffen und Dänemark zu verlassen. In Nyborg und Svendborg hat auch diese Einschiffung stattgefunden, zu welchem Zweck sie sich aller Schiffe und Boote bemächtigt hatten, die sie in diesen beiden Häfen vorfanden. Bevor sie Nyborg verließen, vernagelten sie die Kanonen und vernichteten die vorgefundenen Kriegsvorräte und Artilleriegeräte. Eine fahrende Batterie, welche sie mitnehmen wollten, mußten sie am Hafen stehen lassen, wo auch ihre Pferde zurückgelassen wurden. — Auch in Faaborg wurden die Kanonen vernagelt und die vorgefundene Munition vernichtet.

Das in Svendborg eingeschiffte spanische Korps, welches etwa 3600 Mann stark war und aus Kavallerie, Infanterie und Artillerie bestand, überfiel plötzlich die Insel Langeland, die bereits mit spanischen Truppen besetzt war. Die an den Küsten der Insel zerstreuten dänischen Truppen waren an allen Punkten abgeschnitten, bevor sie Verdacht auf Verrat schöpften. Durch das tatkräftige und feste Verhalten des General-

majors Grafen Ahlefeldt wurde der französische Oberstleutnant Gauthier befreit, der von den Spaniern gefangen genommen war. Daß die Truppen, welche nach Langeland übergesetzt sind, sich dort einschiffen werden, steht nun zu erwarten.

Auch in Jütland haben die spanischen Regimenter auf Befehl des Marquis de la Romana sich eilig in Bewegung gesetzt. Soweit bis jetzt bekannt ist, hat das Regiment Zamora, welches dem Kleinen Belt am nächsten lag, wirklich Fünen erreicht. Da auch unter den spanischen Truppen auf Seeland, welche sich der gröbsten Excesse schuldig gemacht und alle Grenzen des Gehorsams und der Subordination übertreten hatten, Aufruhr ausgebrochen war, hat Seine Majestät der König es unter diesen Umständen für notwendig angesehen, diese Truppen entwaffnen und sie bis auf weiteres in der Kopenhagener Festung in Verwahrsam nehmen zu lassen.

Dieses wird hiermit bekannt gemacht.

Hauptquartier Kopenhagen den 16. August 1808.

F. Bülow,
General-Adjutant und Chef des General-Adjutant-Stabes."

Die Entrüstung der dänischen Regierung und des Volkes über den Abfall der Spanier ist zu begreifen, nicht minder begreiflich ist es aber, daß die stolzen Spanier es vorzogen, mit ihren Landsleuten gegen ihren Unterdrücker zu kämpfen, statt ihm im fernen Lande gegen die Verbündeten ihres Vaterlandes Heeresfolge zu leisten. Unbegreiflich erscheint dagegen das Vertrauen, das Napoleon und Bernadotte in diese spanischen Hülfstruppen gesetzt hatten, indem sie ihnen die Besetzung eines so küstenreichen Landes überließen, wie Dänemark es ist, zumal da diese Küsten von englischen Kriegsschiffen bewacht und umschwärmt wurden, und ebenso unbegreiflich ist es, daß es Romana gelang, seine Vorbereitungen so zu treffen, daß sowohl die Franzosen als die Dänen, die doch gemeinsam mit den Spaniern die verschiedenen Provinzen besetzt hielten, keinen Argwohn schöpften und durch den Abfall völlig überrumpelt werden konnten. Die oben angeführte, an den Prinzen Friedrich zu Hessen gerichtete Königliche Resolution in betreff der Geburtstagsfeier des Kaisers Napoleon trägt freilich kein Datum, muß aber wohl erst Ende Juli 1808 erlassen worden sein, da sie am 4. August vom Hauptquartier Flensburg aus den Truppen mitgeteilt worden ist, also zu einer Zeit, wo die Vorbereitungen Romanas zum Abfall bereits in vollem Gange waren.

Lübeck. Dr. Prahl.

2. Das Volkslied aus dem Jahre 1807, das in Heft 2 der „Heimat" veröffentlicht wurde, scheint eine Vereinigung von Strophen dreier verschiedener Lieder zu sein. Die 1. Strophe entstammt in ihrer ersten Hälfte dem folgenden altlothringischen Volksliede, das sich auch in dem auf Veranlassung unseres Kaisers herausgegebenen „Volksliederbuch für Männerchor" (Bd. I, S. 394) findet, aus dem der Kieler Lehrergesangverein es in einem Konzert des letzten Winters zum Vortrag brachte. Es lautet:

Die Schlacht.

1. Nichts mehr tut mich erfreuen,
Als wenn der Sommer anfängt.
Da blühen die Rosen im Maien,
Soldaten marschieren ins Feld.
2. Trompeten, die haben's geblasen,
Soldaten marschieren ins Feld.
Sie ziehen dem Feind entgegen,
zum Schlagen sind sie bereit.
3. Ei, muß ich denn heute schon sterben?
Ei ja, das reuet mich viel!
Begrabt mich unter der Erde
mit Trommeln und Pfeifenspiel.

Die 3. Strophe umfaßt die beiden ersten Strophen des altdeutschen Volksliedes „Das Mühlrad," das z. B. auch der Kieler Lehrergesangverein in der Bearbeitung seines Dirigenten Heinrich Johannsen wiederholt dem Programm seiner Konzerte und Liederabende eingefügt hat. Der vollständige Text lautet:

Das Mühlrad.

1. Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus,
Da schauen wohl alle frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.
2. Die eine, die heißet Susanne,
Die andere Anne Marei;
Die dritte, die tu ich nicht nennen,
Weil sie es mein eigen soll sein.
3. Da drunten in jenem Tale,
Da treibet das Wasser ein Rad,
Das mahlet nichts andres als Liebe
Von Morgen bis Abend spat.
4. Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe hat doch kein End',
Und wenn zwei Herzliebchen sich scheiden,
So reichen's einander die Händ'.

Welchem Liede mag die 2. Strophe entlehnt sein?

Kiel. F. Lorentzen.

3. Hausmarken. Zur Ergänzung der Mitteilung über Hausmarken in der „Heimat" Nr. 4 (April 1908) sei noch folgendes bemerkt: Herr Amtsvorsteher Andersen-Bagmoose

(bei Sonderburg) besitzt alte Schifte- (Kauf-) Briefe, die sich auf seinen Hof beziehen. Diese tragen als Unterschrift der Zeugen deren Läcksiegel mit den Hausmarken I—IV:



Marke I mit den Buchstaben „P C.": Peter Christensen in Hörup; II mit den Buchstaben „T. I.": Tams Petersen in Wolrup (Wollerup); III mit den Buchstaben „P. I. S.": Peter Jörnssen in Keer (Kjär); IV mit den Buchstaben „H. C.": Hans Christensen in Olboll (Ulkebüll). — Ein anderer Kaufbrief, ebenfalls im Besitz des Herrn Andersen, „für Laß Christensen, Feste-Bohlsmann in Ulckebüll, verleßen im Süderharder-Dinggericht auf dem Sonderburger Schloße den 2ten Dec. 1805, ausgefertigt durch A. Timmermann, Actuarius," trägt die Hausmarke Abbildung V als Siegel und Unterschrift. Neben der Marke stehen die Buchstaben „P. P. S." und ist die Unterschrift eines Peter Petersen in Wollerup. Die Marke Abb. VI befindet sich auf einem alten Bronze-Kochtop



im Besitz des Herrn Oberzahlmeisters Rohde in Sonderburg. Marken VII, Hans Jebsen Amptschreiber des fürstlichen Sekretarius in Sonderburg 1618, und VIII, Gerhard vom Haue, 1611 sind Unterschriften auf Kaufbriefen im Ratsarchiv in Sonderburg. — Herr Hofbesitzer Peter Jacobsen in Holballe (Alsen) hat mitgeteilt, daß die Hausmarken seines Hofes (Abb. XI) noch bis in die achtziger Jahre an Geräten und Gegenständen auf dem



Hofe zu finden war. — Die Abb. IX zeigt die Hausmarke des Herrn Hofbes. Jacob Jacobsen in Hörupriis (Alsen). Wenn im Höruphaff niedriger Wasserstand war, wurde der Meersand auf das höherliegende Ufer in einen Haufen zusammengetragen, um gelegentlich nach Hause gefahren zu werden. Waren von mehreren Landleuten solche Haufen zusammengetragen worden, so wurde ein Brett mit der eingekerbten Hausmarke als Erkennungszeichen in den Sand gesteckt, damit derjenige, der den Sand holen sollte, von dem ihm zustehenden Sandhaufen nehmen konnte. Die Marke X ist die Unterschrift eines Kaufbriefes vom Jahre 1679 und ist für den Namen eines Chresten Nielssön ohne Angabe des Ortes.

Sonderburg. J. Raben.

4. Ein alter Volksglaube. In der Weihnachts- und Neujahrszeit wird stellenweise im früheren Herzogtum Schleswig noch in unseren Tagen ein alter Brauch geübt. Nach dem alten Glauben durfte in dieser Zeit keine Arbeit verrichtet werden. So mußte z. B. sämtliches Pferdegeschirr schon in den Tagen vorher gereinigt und eingefettet oder gelackt werden, und die Metallteile an demselben bekamen neuen Glanz. Alle Wagen mußten gereinigt und geschmiert sein. Die Ackergeräte wurden sämtlich nach Haus gebracht. Besonders achtete man darauf, daß der Pflug nicht auf dem Felde blieb, damit nicht in der heiligen Christzeit der „Schuster von Jerusalem," der ewige Jude, der der Sage nach dem Herrn Jesus die Rast vor seinem Hause verweigerte und deshalb ewig rastlos auf Erden weilen muß, nicht auf dem Pfluge ausruhen könne. Die alten Bräuche sterben mehr und mehr aus, der alte Glaube schwindet. In unsere Zeit paßt beides oftmals nicht mehr hinein. Für die Ordnung in der Landwirtschaft ist der obige Brauch jedenfalls nicht ohne Bedeutung gewesen.

Barderup. G. Fr. Studt.

Bücherschau.

1. Lübeck. Von **Otto Grautoff.** Stätten der Kultur, Band 9. **Bremen.** Von **Karl Schaefer.** St. d. K., Bd. 3. **Danzig.** Von **August Grisebach.** St. d. K., Bd. 6. Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Preis geb. 3 *M.* — Ein außerordentlich verdienstvolles Unternehmen, bei dem uns bis jetzt besonders die oben angeführten Bände interessieren, vor allen Dingen aber das zuerst genannte Buch. In glänzendem Stil, klar und übersichtlich schildert Otto Grautoff zuerst das geschichtliche Werden der Stadt, spricht dann über „die Kultur und die Künste in Lübeck bis 1806," verweilt in einem langen Abschnitt bei der „Lübecker Kultur und Kunst im 19. Jahrhundert" und schließt, indem er die wichtigste Literatur zur Lübecker Geschichte, Kunst und Kultur angibt. Und so kommt sowohl der auf seine Kosten, den mehr die Geschichte dieser einst mächtigen Hansastadt interessiert, als auch der, dessen Auge mit staunender Freude an den Schönheitswundern Lübecks hängt. Wir hören hier von den Zeiten lebendigsten Kunstsinns, der sich in den architektonischen Schöpfungen (Dom, Marienkirche, Schifferhaus, Rathaus, Kaufhäuser usw.) uns noch heute offenbart. Daran anknüpfend plaudert der geistvolle Verfasser vom Kunsthandwerk, das in Verbindung mit den vollendeten Schöpfungen der Baukünstler zu großer Blüte gelangte. Bis in fremde Länder hinein drang sowohl der Ruf als auch manches Erzeugnis Lübecker Kunsthandwerker und Bildhauer. Auch Dichtkunst und Gelehrsamkeit fand damals in den Mauern der Hansastadt freundliche Heimstätte, die Malerei dagegen scheint nichts Eigenes hervorgebracht zu haben. Für sie blühte die schöpferische Periode erst, nachdem die napoleonische Herrschaft alles andere lähmte und erdrückte; Namen wie Karl Julius Milde, Johann Wilhelm Cordes, Friedrich Overbeck u. a. bewiesen es. Dann kam eine lange Zeit, in der auf keinem Gebiet künstlerischen Schaffens wesentliches geleistet wurde, in der zwar Geibel seine Lieder sang, im übrigen aber der starrste, Weltflucht predigende Protestantismus immer mehr *Denken und Handeln beeinflußte und jede sinnliche Freude und also auch Kunst tötete.* Unsere Zeit scheint aber Wandel zu schaffen. Namen wie Thomas und Heinrich Mann, G. Falke, Ida Boy-Ed, Gotthard Kühl, Hugo Struck, Hugo Höppener (Fidus) haben zwar nach Angabe des Verfassers heute noch nicht in ihrer Vaterstadt die ihnen gebührende Anerkennung gefunden, aber sie bürgen dafür, daß auch für Lübeck wieder eine Blütezeit künstlerischen Schaffens und Empfindens kommen wird. — Das vornehm und reich ausgestattete Buch kann den Lesern der „Heimat" nicht warm genug empfohlen werden. Dasselbe läßt sich von dem Buche „B r e m e n" sagen. Der Verfasser ist der bekannte K a r l S c h a e f e r, den reichen Buchschmuck zeichnete C a r l W e i d e m e y e r - W o r p s w e d e. „Was den überkommenen Schatz unserer deutschen Kunst so überaus reich und so erfreulich macht, das ist der fast unübersehbare Reichtum an Denkmalen der b ü r g e r l i c h e n Kultur früherer Jahrhunderte. Nicht die Kathedralen, Schlösser und Hôtels des villes, sondern die unendlich mannigfache breite Masse der bürgerlichen Bauten ist es, die in deutschen Landen das Auge des Wanderers immer von neuem entzückt: Rathaus, Stadtmauern und Tore, Zunfthäuser und die Menge der Wohngebäude. Sie fügen sich zusammen zu dem bunt bewegten Rhythmus der Straßenbilder, und diese bestimmen die Züge, die charakteristischen Ausdrucksformen im Gesicht einer jeden Stadt; und jedes ist anders. Das eine blickt nüchtern drein in kühler, aufgeräumter Sachlichkeit, das andere spricht laut von prunkender, anspruchsvoller Phantastik; hier sind stille, verträumte Winkel, die zu beschaulicher Rast einladen, dort führte ein stolzer Sinn dem Baumeister die Hand zu stattlichen Linien. So viele ihrer sind, immer bieten sie ein neues, eigenes Gesicht, einen Eindruck, dessen Eigenart man nicht zu vergessen oder zu verwechseln imstande ist, wenn man ihn einmal in sich aufgenommen hat. Und dieser Eindruck, diese persönlichen Gesichtszüge, einer jeden unter unseren

alten Städten, bergen viel mehr als die Schätze unserer Museen das eigentliche künstlerische Erbe, das unsere Vorfahren uns als gedankenvolles Zeugnis ihres Menschtums hinterlassen haben. — Mehr als ihre Schwesterkünste ist die Architektur dazu ausersehen, das Wollen und Empfinden einer Zeit in sinnenfällige Formen zu fassen und der Nachwelt zu überliefern, trotz Thukydides und Plato, lebt für uns der Geist des Griechentums am vollendetsten im Parthenon: und solange die hochragenden Dome der Gotik vor unseren Augen stehen, wird uns der Sinn nicht fehlen, jenen einzigartigen kirchlichen Fanatismus nachzuempfinden, der die Kreuzzüge hervorgebracht hat. Jede große Blütezeit geistiger und materieller Kultur hat in der Weltgeschichte durch die Werke der Baukunst ihr Abbild gefunden. Das architektonische Gesicht einer Stadt wird also stets ein Niederschlag des Geistes sein, in dem das Gemeinwesen seine größte Kraftentfaltung, seine erfolgreichste politische und wirtschaftliche Entwicklung erlebt hat. In diesem Sinn ist Bremen eine Stadt der Renaissance. So spricht Schaefer in der Einleitung und schildert von diesen Gesichtspunkten aus die Entwicklungsgeschichte des Stadtbildes, Mauern und Tore, Dom und Pfarrkirchen, Roland und Rathaus, Lüder von Bentheim und die Blüte der Renaissance, Zunftgebäude und Bürgerhaus, Handel und Gewerbe, Bremen nach dem dreißigjährigen Kriege, die Neuzeit. — Die Stadt Danzig schildert August Grisebach, indem er eingehend über das Stadtbild, über die Zeit von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters, über Renaissance und Barock, über bürgerliches Rokoko und über die Verfallzeit spricht. Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß auch dieses Buch geistvoll, interessant und anregend geschrieben ist. Wer die Kunst unserer Hansastädte studieren will, darf an diesem sowenig vorbeigehen als an den zuerst genannten Büchern. W. Lobsien.

2. **Plattdeutsche Kinderreime aus Schleswig-Holstein.** Für Eltern und Kinder. Mit Zustimmung des Kieler Prüfungs-Ausschusses für Jugendschriften ausgewählt und herausgegeben von **G. F. Meyer.** Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1908. 132 S. Preis 1,20 *M.* — Der allen Lesern der „Heimat" bekannte Sammler niederdeutscher Volksüberlieferungen G. F. Meyer, dessen reichhaltige Sammlungen plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten gewiß schon oft Bewunderung erregten, hat aus seinem eigenen reichen Schatze und anderen Quellen — auch aus der „Heimat" und dem im Entstehen begriffenen Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch von Dr. Mensing — ein köstliches Büchlein „Plattdeutscher Kinderreime" zusammengestellt. Er ordnet den Stoff in 10 Gruppen: Wiegenlieder, Kosereime, Knieschaukelreime, Tanzreime, Tier- und Wetterreime, Kinderpredigten und Kettenreime, Neck- und Lügenmärchen, Neck- und Spottreime, Abzählreime, Allerlei. Der Sammler hat die Reime nicht nach philologisch-wissenschaftlichen Rücksichten ausgewählt. Er gibt meistens nur eine Fassung; die zahlreich vorhandenen Varianten fehlen. Ihn leiteten das literarisch-ästhetische Interesse und vielleicht pädagogische Erwägungen, die diesen oder jenen allzu derben Reim ausschlossen. Dadurch ist das Bändchen ein rechtes Haus- und Kinderbuch geworden, das Eltern, Kindern und Kinderfreunden in gleicher Weise Freude machen will. Für uns liegt der größte Reiz darin, daß die Reime plattdeutsch sind. Gewiß: auch die hochdeutschen Kinderreime sind schön! Aber alle Schönheiten treten bei den plattdeutschen in höherem Maße auf. Die Poesie ist noch inniger, der Humor tiefer, der Ausdruck anschaulicher, mannigfaltiger und kraftvoller, der Vers wohlklingender und straffer im Rhythmus. Plattdeutsch ist eben unsere Muttersprache, und mancher Reim erinnert uns ans Kinderland; er gehört mit zu dem Schatze, den uns die Mutter erschloß. — Leider hat das Buch keine Bilder. Ich glaube aber sicher, daß schon die nächste Auflage ihren Maler finden wird. Wenn nur ein echter niederdeutscher Künstler, der sich ein naives Kindergemüt bewahrt hat, das Büchlein in die Hand bekommt, wird fast jeder Reim mit seiner Bildkraft und starken Anschaulichkeit ihm den Stift oder den Pinsel in die Hand drängen. — Das vortreffliche Büchlein ist durch den Verlag zwar schlicht, aber vornehm ausgestattet worden. Es sollte in keinem niederdeutschen Hause fehlen, und jedes niederdeutsche Kind sollte es besitzen.

Kiel. K. Jungclaus.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Höck, Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Preis 1,60 *M* für Unterstufe und 3,20 *M* für Oberstufe. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen. — Weichers Naturbilder, Aufnahmen aus dem Reiche der Natur, 12 Lieferungen à 0,80 *M.* Verlag von Wilhelm Weicher in Leipzig. — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1907. — Dose, Johs., Die Freundin des Herrn Doktor Luther. Preis geb. 4,80 *M.* Verlagshandlung der Anstalt Bethel.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.





Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

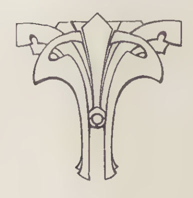
Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

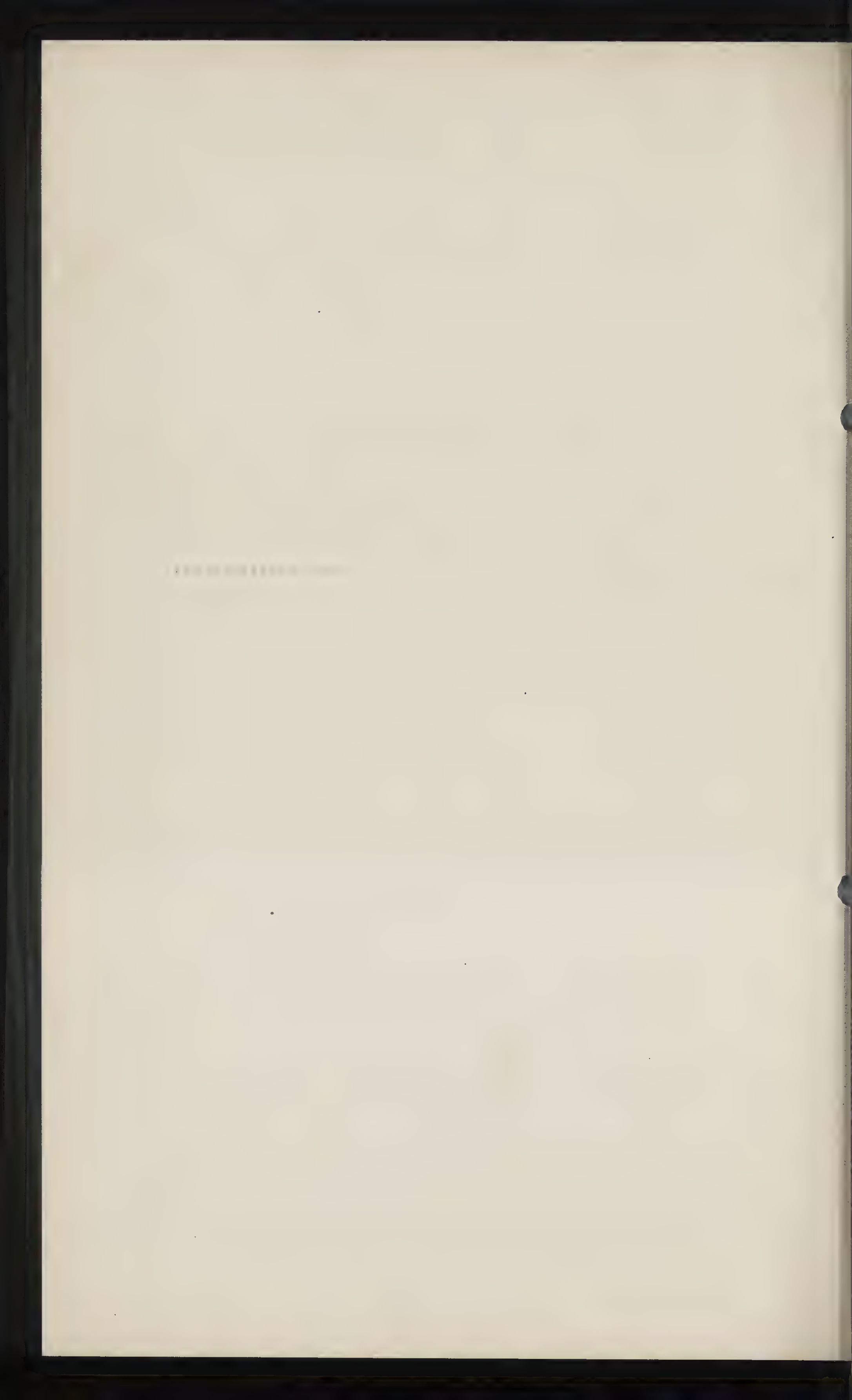
XIX. Jahrgang.

Mit 103 Text-Illustrationen.



Kiel 1909.

Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Biographien.

Erzählungen, Skizzen.

Gedichte.

Geschichte.

Kulturgeschichte.

Kunstgeschichte.

Landeskunde.

Literaturgeschichte.

Märchen, Sagen.

Naturkunde.

Plattdeutsch.

Volkskunde.

Aus der heimatlichen Bewegung.

Verschiedenes.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 1. Januar 1909.

Johann Meyer, ein heimatlicher Dichter.

Von **E. W. Enking** in Kiel.[1])

Johann Hinrich Otto Meyer wurde am 5. Januar 1829, also vor 80 Jahren, in Wilster geboren und kam bald nach seiner Geburt nach Schafstedt, wo sein Vater Otto Meyer eine Landstelle besaß. Seine Mutter war Christine Dorothea Lagesen, die Tochter des Organisten in Bröns, welches früher zum Amte Ripen in Jütland gehörte. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in der Dorfschule von dem Lehrer Gudenrath, dessen Name in der Lehrerwelt unserer Provinz einen guten Klang hat. Dieser Mann hat auf das Gemüt des Kindes einen großen Einfluß geübt, und der dankbare Schüler hat ihm später in seinem Drama „En lütt Waisenkind" ein freundliches Zeichen der Erinnerung gesetzt. Den nachhaltigsten Eindruck hat der Knabe aber von seiner Mutter empfangen, die sich durch Nächstenliebe und Wohltätigkeitssinn, sowie als tüchtige, strebsame Hausfrau auszeichnete und dabei viel Sinn und Verständnis für Dichtkunst und Musik besaß. Auch sein Vater war ein vortrefflicher Charakter von stark ausgeprägtem Rechtlichkeitssinn und geschäftlicher Tüchtigkeit.

Als der Knabe 10 Jahre alt war, kam er mit den Eltern nach Sollerup, woselbst der Vater die Wassermühle angekauft hatte, und besuchte nun die Dorfschule in Klein-Jörl. Der Lehrer zählte ihn bald zu den besten Schülern und unterwies ihn in besonderen Stunden im Zeichnen und in der Aquarellmalerei. Von daher schreibt sich das Interesse, welches Meyer allezeit für die Malkunst gehegt hat. Schon um diese Zeit zeigte sich die poetische Anlage des Knaben. Einige Bändchen einer Groschenbibliothek deutscher Klassiker, die ihm in die Hände fielen, darunter besonders Bürgers Gedichte, weckten in ihm den schlummernden Keim und regten ihn zu den ersten poetischen Versuchen an, darunter das erste, ein „Erntelied," wenn auch nur ein dürftiges Poem eines elf- bis zwölfjährigen Burschen, doch schon zeigte, welche Anlage in ihm steckte.

Zu seiner weiteren Ausbildung gaben die Eltern ihn bald zu Verwandten in Lunden, woselbst er ein Jahr lang die Privatschule eines Kandidaten der Theologie besuchte, der ihm den ersten Unterricht im Lateinischen erteilte. Hier schloß er sich besonders an den gleichfalls poetisch veranlagten Mitschüler Emil Geisler (einen Bruder des nachmaligen Hauptlehrers Geisler in Kiel-Brunswik) an, der seinem Jugendfreunde auch jenseits des Ozeans, wohin er wegen der politischen Verhältnisse später auswanderte, bis an dessen Ende treue Anhänglichkeit bewahrt hat.

[1]) Nach eigner Kunde und unter Mitbenutzung der Schrift: Dr. Joh. Heinemann, Joh. Meyer, ein Schleswig-Holsteinischer Dichter. 1899. Hamburg bei C. Boysen.

Nach einer schweren Erkrankung kam der Knabe eine Zeitlang ins Elternhaus zurück, wo er zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit bis zum September 1843 verweilte, um dann die von Pastor Dieckmann in der Stadt Schleswig geleitete Privatschule zu besuchen. In diese Zeit fiel das bekannte große Sängerfest, welches dem Knaben Gelegenheit gab, dem Schleswig-Holstein-Liede, das hier zum erstenmal erscholl, mit Begeisterung zu lauschen. Seine poetischen Versuche setzte er fort, und ein längeres Gedicht, „Der Tochter Abschied," das er 1844 seiner Mutter zu ihrem Geburtstage widmete, fand auch den Beifall seines Lehrers, der ihm infolgedessen eine Schrift „Anleitung zur Dichtkunst" in die Hände gab, deren Inhalt der Knabe sich mit Eifer aneignete. In diesem Jahre veröffentlichte er zum erstenmal ein hochdeutsches Gedicht im Husumer Wochenblatt. Mit einem guten Schulzeugnis von Pastor Dieckmann am 1. März 1845 entlassen, wurde er Palmarum in Klein-Jörl von Pastor Freese konfirmiert.

Nunmehr handelte es sich um die Wahl eines Berufs. Sein innigster Wunsch war es, sich lediglich der Dichtkunst zu widmen, doch vorläufig mußte er sich damit begnügen, seinem praktischen Vater im Betrieb des Mühlengeweses und der Landwirtschaft eine Stütze zu sein, denn es war den Eltern nicht leicht, die Mittel aufzubringen, um die Geschwister, deren Zahl bis auf neun gewachsen, nacheinander behufs besserer Ausbildung nach auswärts in Pension zu geben. Er fügte sich den Verhältnissen und griff in die Mühlen- und Landwirtschaft wacker mit ein, ergab sich aber in seinen freien Stunden seiner Lieblingsneigung, und manche seiner damaligen Dichtungen sind in heimatlichen Blättern veröffentlicht worden. Mit Eifer studierte er deutsche



Johann Meyer.



Johann Meyers Geburtshaus in Wilster.

Grammatik, auch erhielt er Privatunterricht von Pastor Freese in Klein-Jörl.

Als seine Lehrzeit in der Mühle als beendet gelten konnte, erlernte er während der nächsten Sommerhalbjahre bei dem Zimmermeister und Mühlenbauer Lund in Schleswig dessen Gewerbe, damit er als künftiger Müller seine Mühle selbst in Ordnung halten könne. Des Winters kehrte er ins Elternhaus zu seiner dortigen Beschäftigung und zugleich zu seinen Studien zurück, und zwischen den Mehlsäcken saß der Müllergeselle, Vokabeln lernend und den Cäsar, Vergil und Homer studierend. Außerdem setzte er seine dichterischen Versuche fort, und die Itzehoer Nachrichten brachten schon damals hin und wieder eins seiner Gedichte zum Abdruck.

Im Begriff, das dritte und letzte Sommerhalbjahr seiner Lehrzeit in Schleswig anzutreten, ereignete sich die Erhebung der Herzogtümer, und sein Vornehmen mußte einstweilen ruhen. Gern wäre er, nun ein 19jähriger Jüngling, gleich als Freischärler mitgegangen, doch wurde ihm dies durch die häuslichen Verhältnisse unmöglich gemacht. Aber zu Beginn des Jahres 1850 gelangte auch an ihn die Gestellungsordre, und einige Wochen vor der Schlacht bei Idstedt

meldete er sich in Rendsburg zur Ableistung seiner Militärpflicht. Hier mußte er exerzieren und schanzen und nach der unglücklichen Schlacht als ungeübter Rekrut und mangelhaft equipiert in feuchten Nächten Wachtdienste tun. Infolgedessen erkrankte er und, kaum wieder hergestellt, wurde er mit anderen Kameraden gegen seinen Wunsch nach Altona zu einer Krankenwärter-Abteilung kommandiert, fand jedoch bald in dem mühevollen und keineswegs gefahrlosen Samariterdienst auch Befriedigung für seine patriotischen Empfindungen.

Nach dem Friedensschlusse (Februar 1851) gehörte Meyer als ein solcher, der in Schleswig zum Militärdienst ausgehoben war, zu denjenigen, welche zuerst ihre Entlassung erhielten. Jetzt trat er bereitwillig wieder in den Betrieb des väterlichen Gewerbes ein, nahm aber auch seine Studien wieder auf; und nunmehr wurde ernstlich erwogen, was der junge Mann zu tun habe, um möglichst schnell in seinen Studien fortzuschreiten. Da Pastor Freese ihn für reif zum Besuch einer Gymnasialtertia hielt, erklärten sich die Eltern bereit, die erforderlichen Opfer zu bringen. Meyer wünschte, nach Kiel zu ziehen, weil er dort gern bei seinem ersten Lehrer Gudenrath, der mittlerweile hier angestellt worden war, in Pension gewesen wäre. Er reiste dorthin, fand aber bei seiner Ankunft seinen Lehrer mitten in den Vorbereitungen zur Auswanderung nach Nordamerika begriffen. Fast hätte Meyer sich ihm als Auswanderer angeschlossen, doch ließ er sich, nach Sollerup zurückgekehrt, von den Eltern bewegen, davon abzustehen. Darauf bat die Mutter eine Freundin in Meldorf, die Frau Pastorin Hansen, ihren Sohn, der die Meldorfer Schule besuchen solle, in Pension zu nehmen; und zu Anfang der Osterferien 1851 zog Meyer in Meldorf ein. Hier fand der 22jährige Zimmermann Aufnahme in die Tertia des Gymnasiums, welchem Professor Dr. Kolster damals vorstand. Meyer mußte während der Ferien im Englischen (das ihm ganz fremd war) und im Griechischen noch Privatstunden nehmen und so angestrengt arbeiten, daß er schon nach einigen Tagen an sich selbst verzweifelte und fast fluchtartig nach Sollerup heimwanderte. Auf Zureden seiner Eltern begab er sich jedoch wieder nach Meldorf zurück, machte sich mit allem Eifer und frischem Mut an die Arbeit und hatte bei seinem Fleiß und seiner Begabung den Erfolg, daß er sich im Herbst 1854 der Abiturientenprüfung unterziehen konnte und in allen Fächern ein gutes Zeugnis erhielt, so daß er jetzt nach seinem und der Eltern Wunsch die Universität Kiel zum Studium der Theologie beziehen konnte.

Die Jahre in Meldorf bildeten für unsern Meyer vielleicht die schönste Zeit seines Lebens, da er ganz seinem Wissensdurste genüge tun, und als er nur erst die größten Schwierigkeiten überwunden hatte, auch seiner Neigung zur Poesie wieder folgen konnte. In seinen freien Stunden durchstreifte er Feld und Flur, er trat in freundlichen Verkehr mit den Bewohnern, belauschte wie früher die Natur und beobachtete mit den offensten Augen das Volksleben. Von diesen fröhlichen Streifereien brachte er am Abend oft Blumen und — Gedichte in sein kleines Stübchen zurück, von welch letzteren dann wohl wieder das eine und das andere in das Itzehoer Wochenblatt wanderte.

Im Herbst 1854 bezog M. die Universität, um Theologie zu studieren, doch befriedigte ihn dieses Studium nicht ganz, indem nur der historische und ethische Teil desselben ihn anzogen. Die sonstigen Bildungsmittel, welche ihm die Universität darbot, benutzte er mit großem Eifer, und außerdem huldigte er seiner Muse. Nach 7 Semestern verließ er die Universität und kehrte, um sich in stiller Zurückgezogenheit auf das Tentamen und das Staatsexamen vorzubereiten, zu seinen Eltern zurück, die jetzt ihren Wohnsitz in Schleswig hatten.

Bald nach seiner Ankunft machte er dort die Bekanntschaft des Dr. phil.

Friedrich Dörr, der eine Lehrerstelle an dem Institut des bekannten Schulmannes Andresen in Altona bekleidete. Beide schlossen sich als Geistesverwandte eng aneinander, und als Dr. Dörr beabsichtigte, in Hamburg selbst eine Privatschule zu gründen, schlug er Meyer vor, die Stelle am Andresenschen Institut, für die er ihn empfehlen wollte, zu übernehmen. M. ging darauf ein, erhielt die Stelle und trat dieselbe 1858 an. In diesem Jahre erschien der erste und im folgenden der zweite Band seiner plattdeutschen Gedichte im Verlage von Hoffmann u. Comp. in Hamburg. Bald darauf erschien in demselben Verlage des Dichters plattdeutsche Übersetzung der alemannischen Gedichte Hebels.

Im Sommer 1859 folgte er einer Aufforderung, die Redaktion der weitverbreiteten Itzehoer Nachrichten zu übernehmen, und diesen Posten bekleidete er bis Ende 1861. Während dieser Zeit verlobte er sich mit Fräul. Georgine Burchardt, der Tochter eines würdigen und bemittelten Ehepaares in Itzehoe. Nun kehrte er nach Schleswig zurück, woselbst er sich mit der Einrichtung der dortigen Idiotenanstalt bekannt machte und, sein theologisches Studium endgültig aufgebend, den Entschluß faßte, in Kiel eine gleiche Anstalt zu gründen. Diesen



Johann Meyers Studentenwohnung in Kiel.
(Faulstraße — zweite und erste Etage links.)

Plan brachte er 1862 zur Ausführung, und hier hatte er nunmehr einen Wirkungskreis gefunden, der ihn trotz der vielen Schwierigkeiten, die mit demselben verbunden waren, innerlich befriedigte, und dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Nicht lange nach der Eröffnung der Anstalt (Oktober 1864) führte er seine Braut als Gattin heim, und seine Ehe ist mit zwei Töchtern, Anna und Bertha, gesegnet worden.

Anfangs schien es, als ob die Meyersche Muse jetzt verstummt sei, jedoch zeigte sich nach einiger Zeit, daß dies nicht der Fall war. Davon zeugte Meyers Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitschriften (Jugendbote, Deutsche Jugend, Plattdütsche Husfründ), davon zeugten seine verschiedenartigsten Gelegenheitsgedichte und besonders sein episch-lyrisches Gedicht „Gröndunnersdag bi Eckernför,“ das er den Kampfgenossen von 1848 zur 25. Jubelfeier des Sieges bei Eckernförde widmete, ein Gedicht, dem in der ganzen plattdeutschen Literatur kein gleichartiges an die Seite zu stellen ist. Ein Beweis für die Weiterentwicklung des Dichters liegt ferner darin vor, daß er sich mit Geschick und Erfolg dem Drama und der Prologdichtung zuwandte.

Ziehen wir nun das Resultat seines Lebenslaufes bis hierher, so ist es dieses, daß Johann Meyer während seiner Jugend in einfachen, aber gesunden ländlichen Verhältnissen das Natur- und Volksleben seiner Heimat kennen gelernt, daß er die Last und den Segen harter körperlicher Arbeit erfahren, daß er seinem Wissensdrang durch eine wissenschaftliche Ausbildung genüge getan, und daß sein von Liebe zu seinen Mitmenschen erfülltes Herz in dem von ihm schließlich gewählten Beruf ein edles Ziel gefunden, sowie daß unter allen Verhältnissen die Poesie ihm eine stete Begleiterin auf seinem Lebenswege geblieben ist.

Unter der treuen Mitwirkung seiner Lebensgefährtin und später auch der herangewachsenen Töchter ist die Kieler Idiotenanstalt, für die er ein herrliches Heim am Rondeel erworben hatte, zu großer Blüte gelangt. Die höchste Zahl der dort untergebrachten Zöglinge hat 80 betragen. Unermüdlich und bis aufs kleinste gewissenhaft war Meyer bemüht, die geistig schwach begabten und meistens an körperlichen Gebrechen leidenden Kinder zu fördern und ihnen die elterliche Pflege zu ersetzen, innerlich reich belohnt durch die rührende Anhänglichkeit, welche seine Pfleglinge ihm und seiner Familie zeigten. Eine große Anerkennung für seine Wirksamkeit wurde ihm zu teil, als er im Jahre 1887 auf eine 25jährige Tätigkeit zurückblicken konnte und ihm auf Anregung eines seiner vielen Freunde, des Hauptlehrers Nancke in Kiel, aus diesem Anlaß unter allgemeiner Teilnahme ein Jubiläumsfest im Wriedtschen Etablissement bereitet wurde.

Dieses Fest galt allerdings nicht allein dem Vorsteher der in der Stille wirkenden Idiotenanstalt, sondern in besonderem Maße auch dem heimatlichen Dichter, der durch seine gemütvollen, ansprechenden Poesien sowohl in plattdeutscher wie in hochdeutscher Sprache in weiten Kreisen bekannt und beliebt geworden und Anerkennung gefunden hatte bei seinen Mitbürgern, wie von namhaften Schriftstellern, darunter von Hebbel und Reuter. Seine Gedichte waren seit dem ersten Erscheinen wiederholt aufgelegt, manche seiner Lieder waren ansprechend komponiert und wurden von Gesangvereinen vielfach vorgetragen, und seine dramatischen Sachen, ernsten und heiteren Inhalts, wurden von Vereinen ihrer Volkstümlichkeit wegen mit Vorliebe aufgeführt. Besonders ansprechend waren auch die Gelegenheitsgedichte, die bei privaten und öffentlichen Anlässen aus Meyers Feder flossen und je nachdem launiger oder auch ergreifender Art waren. Oft sprudelte des Dichters Witz und Humor keck hervor, es fehlte hie und da auch nicht an ätzenden Tropfen, aber überall lugte eine



Das Hauptgebäude der Idiotenanstalt in Kiel. Johann Meyers Wohnhaus.

Hebelsche Gemütlichkeit hervor. Wo es galt, die Freude der Fröhlichen zu erhöhen, da war er stets willig, mit seinen Gaben zu dienen, und wenn irgend die Wellen des Volks-, des künstlerischen und patriotischen Lebens sich höher erhoben, da war M. allezeit bereit, in volkstümlichen Stimmen das Rauschen derselben zu verdolmetschen.

Falls M.s Berufspflichten es gestatteten, war er gern dabei behülflich, wenn in Kiel oder den Nachbarorten die Aufführung eines seiner Dramen vorbereitet

wurde, und das ist auch seine letzte Beschäftigung gewesen. Von einer solchen Mitwirkung aus dem Elysium in Kiel spät am Abend zurückkehrend, wurde er in einem Wagen der elektrischen Bahn vom Schlage gerührt und den Seinen bewußtlos ins Haus getragen. Alle ärztliche Bemühung war fruchtlos, und am nächsten Tage, dem 15. Oktober 1904, legte der Tod seine kalte Hand auf das stockende Herz des Dichters, womit dessen Wunsch, daß ihm ein schnelles Ende beschieden sein möge, sich erfüllte. Wie weitgehend die Teilnahme der Bevölkerung Kiels war, zeigte sich am Tage der Bestattung durch das große Trauergefolge, und von nah und fern, selbst von jenseits des Ozeans gingen den Hinterbliebenen die herzlichsten Äußerungen des Beileids zu. M. ruht auf dem Südfriedhofe bei Kiel. Ein künstlerisch schönes Denkmal, von seinem Schwiegersohn, dem Bildhauer Mißfeldt in Berlin, entworfen und ausgeführt, ist ihm von den Seinen errichtet worden.

Wer Johann Meyer persönlich näher gestanden, hat erfahren, daß die menschenfreundliche Denkungsart, die aus vielen seiner lyrischen Gedichte spricht, kein leerer Schall gewesen ist. Er hatte ein warmes Herz für Notleidende und Kranke und hat manche Thräne in der Stille getrocknet. Andere zu erfreuen und zu fördern, bereitete ihm große Freude, und seine Freunde fanden im Ungemach verständnisvolle und opferbereite Teilnahme bei ihm. Rührend war seine kindliche Liebe zu seinen Eltern, und tief beklagte er den Heimgang seines guten Vaters (1864) und den seiner Mutter (1884), welch letztere namentlich ihm bei den Schwankungen in seinem Lebensgange die beste Stütze war.

Nach seinem Tode haben die Hinterbliebenen unter dem Beirat einiger Freunde [1]) des Heimgegangenen eine Gesamtausgabe seiner Werke zusammenstellen lassen, die von ihm selbst schon weitgehend vorbereitet war. Sie umfaßt 8 Bände und ist von dem Verleger, Lipsius & Tischer in Kiel, sehr geschmackvoll ausgestattet worden. Bis auf weniges, das ausgeschieden werden mußte, weil es zu intim persönlich war, enthält sie nach dem Willen Meyers so ziemlich alles, was er geschrieben hat. Er hat sich ganz so geben wollen, wie er war, und es dem Leser überlassen, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Es muß der Folgezeit anheim gegeben werden, ob einmal das Bedürfnis nach einer Sammlung ausgewählter Dichtungen von Johann Meyer sich herausstellt.

Es ist auch hier nicht die Absicht, dem Urteil des Lesers der Meyerschen Dichtungen vorzugreifen; worauf aber hingewiesen werden darf, das ist die Vielseitigkeit des Dichters, sowie dessen meisterhafte Beherrschung der plattdeutschen sowohl, wie der hochdeutschen Sprache. Um einen Beweis von seiner Vielseitigkeit zu geben, folge hier eine Übersicht über den Inhalt der 8 Bände. Band I: hochdeutsche lyrische Gedichte (darunter Spruchdichtung); II: plattdeutsche lyrische Gedichte; III: plattdeutscher Hebel; IV: hoch- und plattdeutsche epische Dichtungen (Balladen, Lebensbilder, poetische Erzählungen); V: Märchen und Rätsel; VI: hochdeutsche und VII: plattdeutsche dramatische Dichtungen; VIII: hoch- und plattdeutsche Prologe und andere Gelegenheitsgedichte. [2])

Meyers dramatische Dichtungen sind, wie bereits erwähnt, schon zu seinen Lebzeiten namentlich bei Dilettanten sehr populär gewesen und haben ihre Zugkraft auch nach seinem Tode bewahrt. In den beiden letzten Jahren (1907 und 1908) sind 12 derselben 168mal zur Aufführung gelangt (darunter „To Termin“ 45, „En lütt Waisenkind“ 31, „Schleswig-Holstein“ 29, „Im Kruge zu Tolk“ 17, „Theodor Preußer“ 15mal) und zwar in 88 schleswig-holsteinischen, 12 mecklenburgischen und 9 anderen deutschen Ortschaften.

[1]) Dr. Heinemann in Hamburg, Rechnungsrat Stickel und Rektor Enking in Kiel.
[2]) Der Preis aller 8 Bände in 5 sehr geschmackvoll gebundenen Teilen beträgt 15 ℳ.

Als vor einigen Monaten etwa 70 Mitglieder des plattdeutschen Vereins „Pomuchelskopp“ in Neuyork einen Besuch nach der alten Heimat unternahmen, brachten sie dreien unserer plattdeutschen Dichter eine Huldigung dar: in Eisenach für Fritz Reuter, in Kiel für Klaus Groth und Johann Meyer, an deren Gräbern sie namens des Vereins prachtvolle Kränze niederlegten; außerdem überbrachten sie der Familie Meyers ein schon vor einigen Jahren ausgestelltes Ehrendiplom für den jetzt Entschlafenen, welches nunmehr mit vielen anderen Zeichen der Anerkennung sein bisher unverändert gebliebenes Arbeitszimmer schmückt. In der Landeshalle zu Kiel ist ein Raum vorbehalten zur späteren Aufnahme aller wertvollen Gegenstände des Andenkens an den Dichter, und in Wilster, seinem Geburtsorte, wird ihm in diesen Tagen zu seinem 80. Geburtstage aus dem Ergebnis einer Sammlung in einer öffentlichen Anlage ein gleichfalls von dem Bildhauer Mißfeldt geschaffenes, sinniges Denkmal gesetzt.



Aus Ütersens Vergangenheit.

Vortrag auf der 18. Generalversammlung am 9. Juni 1908 zu Ütersen.

Von Pastor **Rudolf Grünkorn** in Ütersen.[1])

Hochverehrte Festversammlung!

In einmal sieben Minuten durcheilt die Dampfbahn, die neueste Erscheinung aus Ütersens Gegenwart, den größten Teil unserer Stadt. In weniger als sieben mal sieben Minuten möchte ich mit Ihnen einen Gedankenflug durch sieben Jahrhunderte Ütersener Geschichte unternehmen.

Ob im Jahre 1208 Ütersen schon existiert hat, darüber kann ich Ihnen zwar keine Gewißheit geben; doch ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß die ersten Anfänge dieser Ansiedelung um etliche Jahrzehnte hinter der Gründung des Klosters, die 1235 geschah, zurückliegen.

Der im Jahre 1785 verstorbene Pastor Geuß zu Krummendiek, der als ein gründlicher und fleißiger Geschichtsforscher gerühmt wird, hat in einem Aufsatz von 1775 in den „Schleswig-Holsteinischen Anzeigen“ der Meinung Ausdruck gegeben, daß Ütersen schon 827 auf Befehl des Kaisers Ludwig des Frommen erbaut sei. Er stützt diese Annahme auf eine Stelle in der Chronik des Benediktinermönchs Adelmus, wonach auf Befehl des genannten Kaisers die Sachsen nach Vertreibung der Slaven und zum Schutze wider ihre räuberischen Einfälle — von seinem Standpunkte aus angesehen — an einem Punkte jenseit der Elbe mit Namen Delbende, d. h. der Elv Ende, ein Kastell, eine kleine Burg, angelegt hätten. Er hat sich dabei gehalten an die entfernte Ähnlichkeit der Namen „der Elv Ende“ und Ütersten (so heißt der

[1]) Einige Zwischenbemerkungen, die nur ein lokales Interesse hatten, sind weggelassen. Als Quellen sind benutzt: Heinrich Rost, Beiträge zur Geschichte und Verfassung des Klosters Ütersen und dazu gehöriger Teile, handschriftlich 1826. Kerckenbock der Gemeine Christi tho Vtersenn — dorch Mag. Johannem Cunovium Pastorn Anno 1637, handschriftlich. — Vermischte historisch-politische Nachrichten in Briefen von einigen merkwürdigen Gegenden der Herzogtümer Schleswig und Holstein . . . gesammelt von Johann Friedrich Camerer, 2. Teil, 1762. — Seestern-Pauly, Beiträge zur Kunde der Geschichte sowie des Staats- und Privat-Rechts des Herzogtums Holstein. Schleswig 1822—25. Gerhard Uhlhorn, Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt. 2. Aufl. Stuttgart 1905.

Name im alten Klostersiegel), was ja „de Üterst End" bedeuten würde. Es steht aber von anderer Seite her fest, daß die Slaven unsere Gegend nicht inne hatten, und darum die Anlegung einer Festung zum Schutze wider sie keinen Sinn haben konnte. Wir werden uns dabei beruhigen müssen, daß eine bestimmte Angabe über die Entstehung Ütersens nicht zu beschaffen ist. Es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit nur dies ermitteln, daß am Ende des 12. oder am Anfang des 13. Jahrhunderts zur Zeit der Grafen Adolf I. oder II. in „Üterst End" eine Veste erbaut wurde; und zwar liegt es nahe, die Errichtung eines solchen Bauwerks mit dem Umstand in Beziehung zu bringen, daß Hamburg, dessen Anfänge ja im Beginn des 9. Jahrhunderts liegen, an solchen kleinen Festungen am Elbufer ein Interesse haben konnte. Hamburg selbst sollte ja einen doppelten Zweck erfüllen: für Nordalbingien, die nördlichste Provinz des Frankenreiches, sollte es der Schutz sein wider die umwohnenden Heiden, und zugleich war es zum Sitz eines Bischofs bestimmt. Es galt ganz besonders die Flußseite der Stadt gegen die Verwegenheit der seeerfahrenen Dänen und Normannen zu sichern. Indem sich in der Nähe der Stadt Landbewohner ansiedelten, mußte es dem Kommandanten obliegen, diese zu schützen. So kam es, daß die in Hamburg residierenden Grafen am Nordufer der Elbe entlang an geeigneten Punkten propugnacula, das sind kleine Vesten, anlegten. Unter diesen befestigten Punkten war z. B. auch Wedel einer der wichtigsten, ebenso der Süllberg bei Blankenese, 1061 von dem Hamburgischen Erzbischof Adelbert befestigt. Zuerst nun war es noch nicht nötig, mit solchen Befestigungen über Wedel hinauszugehen, weil das hohe Geestufer in ziemlicher Entfernung von dem Fahrwasser lag und zwischen beiden die breite und unzugängliche Sumpfstrecke genügende Sicherheit gegen feindliche Landung bot. Anders gestaltete sich die Sachlage, als jene Sumpfgegend bis zur Pinnau und Krückau mehr und mehr eingedeicht und durch den Erzbischof zu Hamburg wie den zu Bremen mit holländischen Kolonisten bevölkert wurde. Besonders mußte der Eingang zur Krückau verwahrt werden. Nicht aber in der sumpfigen Niederung dieses Flusses, sondern nur so nahe daran als möglich: am Ende der Geest, an ihrem „ütersten End" ließ sich der Bau ausführen. Den Ort an der Krückau nannte man Elve's Höern, weil dort die Elbe zur Zeit der Flut eine große Bucht bildete. Und ebenso ist dann gewiß unser Ütersen entstanden, das für Hamburg über Wedel hinaus das „üterst End" war, oder seine Besatzung waren für Hamburg wie auch für Bremen „de Ütersten" zum Schutze der unter diesen Bistümern wohnenden Kolonisten. Die Burg mag da gestanden haben, wo jetzt noch der Burggraben in nächster Nähe des Klosters an den Namen erinnert. Bestimmtes ist darüber nicht zu ermitteln. Ihre Spur läßt sich in den Urkunden etwa bis zum Jahre 1333 verfolgen. Die Entstehung des Klosters wird höchster Wahrscheinlichkeit nach auf 1235 zu datieren sein. Aus der ältesten Urkunde geht hervor, daß es im Jahre 1237 schon vorhanden war, und daß damals der Gründer des Klosters, der 1238 am Bartholomäustage verstorbene Ritter Heinrich von Barmstedt, die 12 Nonnen aus Reinbek, die er für das neue Kloster bestimmte, bereits über Jahr und Tag auf seiner Burg in Ütersen unterhalten hatte. Man hat auch eine andere Ansicht über die Anfänge des Klosters zu begründen gesucht. Es soll der Ursprung dieser Anstalt etwa um das Jahr 1150 zu suchen sein. „Um diese Zeit sei das Heidentum in Holstein völlig ausgerottet und in Stormarn die Ruhe wieder hergestellt gewesen." Es habe Vicelin zu Haseldorf ein Oratorium, ein Bethaus gehabt. Vicelin und die Mönche zu Neumünster hätten, wie man mit Gewißheit meint annehmen zu dürfen, die Bishorster Kirche, die Gegend Haseldorf, die daranstoßende Geest

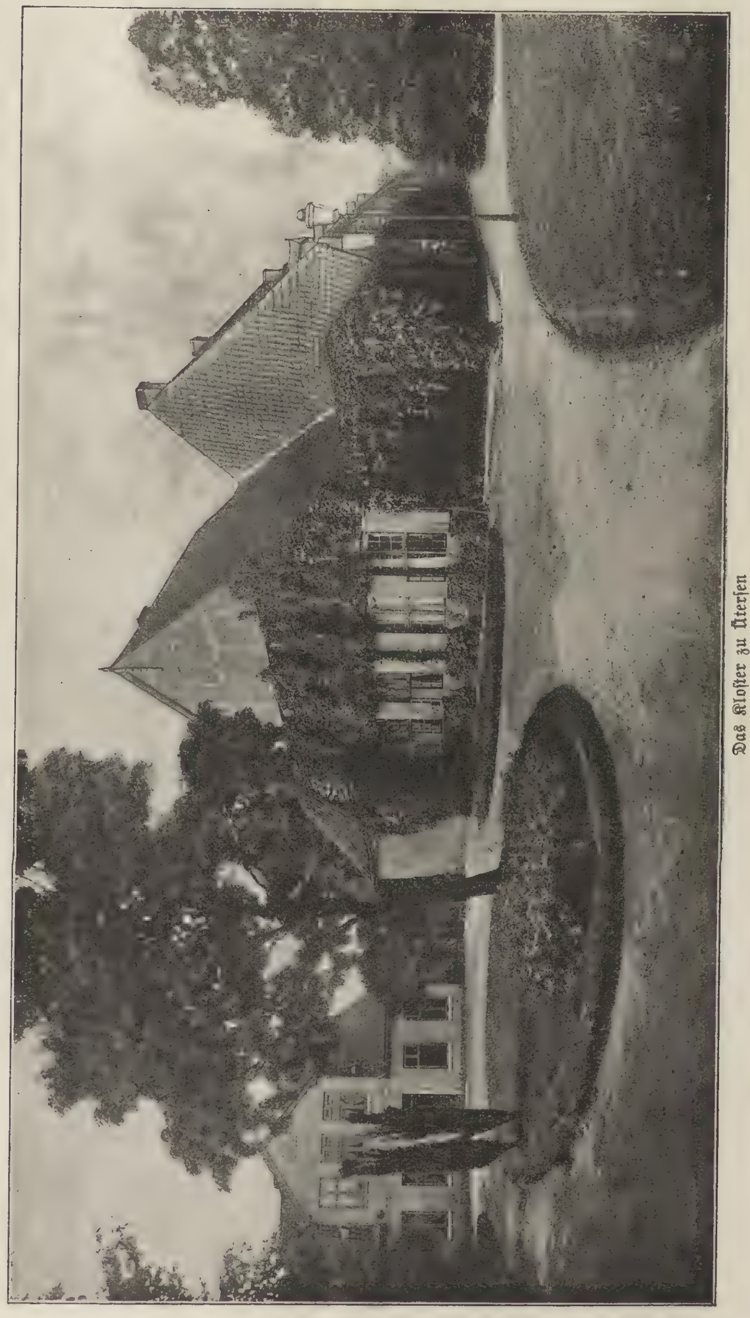
und mehrere Landstücke um Elmshorn und Seester, die nachmals dem Kloster Ütersen gehörten, vom Erzbischof Adelbert und dem Grafen Adolf 1149 zum Geschenk erhalten. Von ihnen hätten diese Güter, besonders Haseldorf, die Herren von Barmstedt erworben und bis wenigstens 1246 behalten, wo Haseldorf an die holsteinischen Grafen zurückgefallen sei. Das Haseldorfer Bethaus sei nun, weil es in einer fast unbewohnten und unpassierbaren Gegend lag, durch die mächtigen Herren von Barmstedt in eins von ihren anderen Gütern, eben nach Ütersen, verlegt worden, was zwischen den Jahren 1154 und 1223 geschehen sein müsse. 1154 nämlich ist Vicelin gestorben, der sich mit seinem Stift dem Erzbistum unterstellt hatte. Darum konnten die Herren von Barmstedt das Haus nicht früher in ihre Gewalt bekommen. Über 1223 hinaus herwärts dürfe man auch nicht gehen, da nach einer Urkunde aus diesem Jahre der Graf Albrecht von Orlamünde dem Kloster Ütersen das Mönkerecht, d. i. die Gegend von Seester (Sonnendeich), früher dem Kloster Neumünster gehörig, überwiesen habe. Es würde zu weit führen, die Gründe anzugeben, die diese Meinung als haltlos erweisen. Es sei nur die Hauptschwierigkeit angedeutet, die in der Verschiedenheit der Orden liegt. Das Bethaus zu Haseldorf gehörte dem Mönchsorden der Augustiner; das Ütersener Kloster aber war von vorn herein ein Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens. Auch mit der Urkunde von 1223 hat es eine andere Bewandtnis; es ist nämlich gar nicht zu beweisen, daß sie sich auf unser hiesiges Kloster bezieht. Übrigens ist in der wirklich nachweisbaren ältesten Ütersener Urkunde nicht die leiseste Andeutung von jener Umlegung aus Haseldorf hierher zu finden, sondern aus dem ganzen Zusammenhang geht deutlich hervor, daß es sich in Ütersen um eine Neugründung handelte.

Der Name des Cisterzienserordens hat, wie bekannt, in der Geschichte des gesamten Klosterwesens einen besonders guten Klang. Die Gründung dieses Ordens im Jahre 1098 durch Robert, einen Adeligen aus der Champagne in Frankreich, entstammte dem Verlangen dieses ernsten Mannes, in der Einsamkeit, in der Wildnis vollen Ernst zu machen mit dem mönchischen Ideal, das durch das üppige Leben, das ganz verweltlichte Treiben des berühmten Klosters Cluny in Verruf gekommen war. Man hörte damals oft den Spruch: „Klösterliche Einfalt und Armut gebiert Reichtum, aber die Tochter frißt die Mutter auf." Der Abt von Cluny reiste mit einem Gefolge von 60 Pferden; den Mönchen war kein Tuch zu fein zur Kleidung. Aber nicht jenem Robert, sondern erst dem hochberühmten Bernhard von Clairveaux, dem eigentlichen geistlichen Vater des neuen Ordens, hat dieser seine rasch wachsende Bedeutung zu verdanken. 1113 war Bernhard mit 30 Gefährten in das wegen seiner harten Regel gefürchtete Kloster Citeaux eingetreten, und schon wenige Jahre darauf war der neue Orden über fast alle Länder der Christenheit verbreitet. Dieser Orden ist genau genommen überhaupt der erste eigentliche Orden, wenn man darunter eine große festgefügte Organisation von Klöstern versteht. Denn vorher bildete jedes Kloster ein Ganzes für sich. Der Cisterzienserorden aber war von vorn herein genau organisiert, und es herrschte darin eine gewissermaßen militärische Zucht. Das Eigentümliche dieses Ordens aber liegt in der innigen Verbindung von Kontemplation (stiller Beschaulichkeit) und ernster Arbeit im Schweiße des Angesichts. Die reichen Cluniazenser spotteten über die Cisterzienser, daß ihr Wesen mehr der Geschäftigkeit der Martha glich als der Frömmigkeit der Maria; sie sahen stolz herab auf die Bauernmönche, die mit Pflug und Hacke aufs Feld zogen. Aber für den heiligen Bernhard waren eben Martha und Maria Schwestern, die zusammengehören. So werden wir uns darum auch das Leben in den Anfängen des hiesigen Nonnenklosters dieses Ordens

zu denken haben: neben den durch gewisse Gebetsstunden vormittags von 9—10 und nachmittags von 3—4 geregelten Andachtsübungen große Einfachheit in der Kleidung (nur schwarz und grün, keine Edelsteine, keine neuen Moden weltlicher Kleidung) und in der Haushaltung, regelrechte fleißige Arbeit auf den nach dem Grundsatz des Ordens selbstbewirtschafteten geschlossenen Gütern. Was über die Gebetsstunden und über die Kleidung gesagt ist, stammt allerdings schon aus der Zeit nach Einführung der Reformation. Wir werden aber nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Grundzüge der täglichen klösterlichen Lebensführung aus den Hauptgrundsätzen des katholischen Ordens herübergenommen worden sind. Die Güter selbst waren natürlich zunächst durch Schenkung an das Kloster gekommen, meist von seiten seines Stifters, später auch von anderen Rittern und Herren, die im Sinne katholischer Frömmigkeit damit ihr Seelenheil fördern wollten. Die erste Ausrüstung des Klosters bestand in der halben Nutznießung dessen, was sein Gründer in und um Ütersen an liegenden Gründen und an Groß- und Kleinvieh-Bestand besaß, so auch in dem halben Ertrage der Wassermühle am und der Fischerei im Mühlenteiche, der Hälfte des Dorfes Asseburch oder Hasseburch (wo ist das geblieben?) mit allem Zubehör und der weltlichen Gerichtsbarkeit, den sämtlichen Gebäuden in Ütersen mit dem Grund und Boden und allerlei kleineren Gerechtsamen und Lieferungen. Was aber dem Kloster zur Verfügung stand, das war von allen Abgaben und Verpflichtungen nach dritter Seite hin frei. Zur Mitbenutzung der Wassermühle kam bald (oder gleich?) die Windmühle ganz als Geschenk hinzu. Außer durch Schenkungen erwarb das Kloster nach und nach viel Besitz durch Kauf. Ich will von beiderlei Art des Erwerbs nur einiges nennen. Durch Schenkung erhielt das Kloster außer dem schon Genannten den Zehnten zu Horst 1240 beim Bau der Kirche; in demselben Jahre auch Butter (als jährliche Abgabe aus Glinde), 1258 den Zehnten von Krempe, 1269 von Appen, 1285 Landstücke in Esingen und vielleicht Batzhorn, 1308 Butter aus Buchlande, d. i. Baulande, 1376 mehrere Grundstücke im Lande Kedingen im Hannöverschen, 1397 Ländereien in Seester. Durch Kauf ist erworben 1305 der Zehnte von Ober- und Nieder- (jetzt Groß- und Klein-) Flottbek, 1343 die Finkenburg bei Kurzenmoor, 1345 der Zehnte von Köhnholz, 1346 Marschstücke und der Zehnte in Süderau, 1351 Horst, 1361 Heist (11 Siegel an der Urkunde!) und die Kurie Bothop für 700 ℔ von Hartwig von Heest und auch 2 Stücke Land im Baulande, 1386 Kurzenmoor.

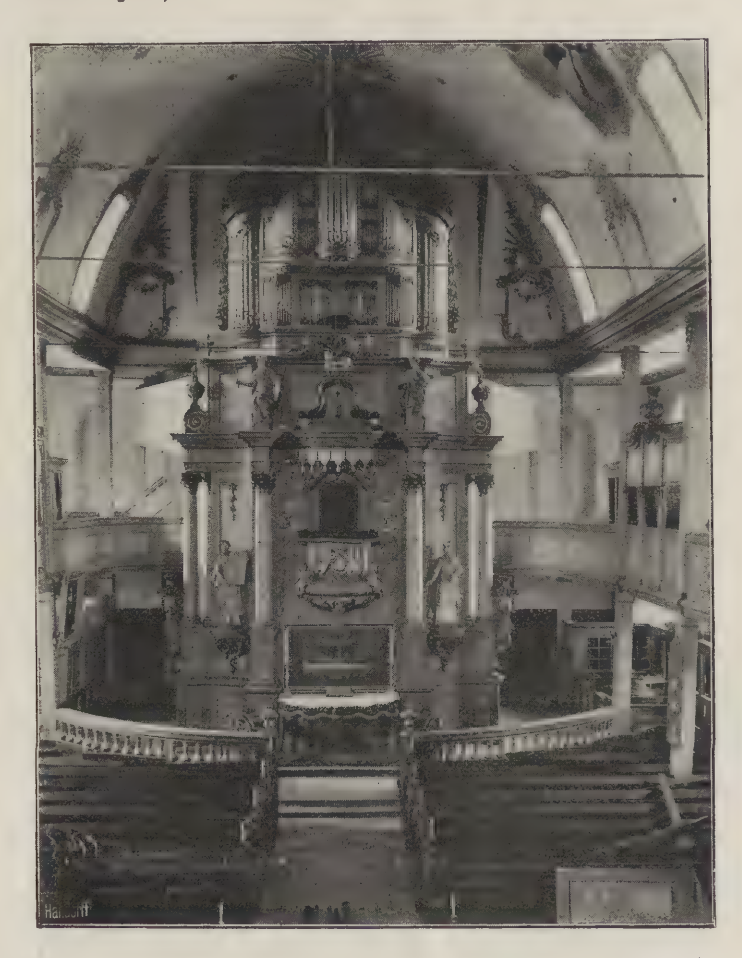
Bald nach der Gründung des Klosters wurde auch die erste Kirche in Ütersen erbaut, und zwar 1239—1240. Über den Namen des Erbauers schwankt die Überlieferung. Zwei Chronisten nennen Graf Adolf IV. von Schaumburg, der damals auch die Kirche zu Holwerdeshude oder Helwerdeßhusen, d. i. Harvestehude, erbaut habe. In der ältesten Klosterurkunde aber, die freilich auch umstritten, von ebenso beachtenswerter Seite her jedoch für sehr wertvoll erklärt wird, ist der Gründer des Klosters Heinrich von Barmstedt auch zugleich als der Erbauer der Kirche bezeichnet. Man hat den Ausgleich finden wollen in der Verschiedenheit der Namen, die für das Kirchengebäude gebraucht sind. Adolf IV. habe eine ecclesia, d. i. eine, der Dorfschaft angemessene Landkirche gebaut, Heinrich von Barmstedt aber eine basilica, eine stattliche, der Jungfrau Maria geweihte Klosterkirche. Es darf aber nicht angenommen werden, daß jemals 2 Kirchen zugleich in Ütersen gestanden haben. Diese Annahme verbietet sich schon durch die Kleinheit des Orts; hatte doch die Amtsvogtei Ütersen im Jahre 1669 nur 256 Häuser. Auch ist sonst in der Tradition keine Spur von zwei gleichzeitigen Kirchen zu entdecken. Das Richtige wird sein, daß die

eine Kirche, um die es sich allein handeln kann, von Heinrich von Barmstedt erbaut worden ist. Graf Adolf IV. aber war um 1240 bereits Barfüßermönch und konnte als solcher in seiner Armut schwerlich etwas anderes zum Besten der Kirche tun, als daß er durch sein Ansehen andere bewog, etwas für die Kirche beizusteuern. Es ist auch keine Urkunde ausfindig zu machen, die den Grafen Adolf als Erbauer der Kirche bezeichnet; er hat nur die beiden Schenkungsurkunden über die Zehnten von Horst 1240 und Tangstedt 1242 im Mönchsstande als Zeuge mit unterschrieben. Die alte Kirche werden wir uns nicht so groß wie die jetzige zu denken haben. Sie hatte auch keinen Turm, sondern trug nur einen Dachreiter, wie das bei der Schlichtheit der Cisterzienser-Kirchen Sitte war, der dann im Jahre 1648 durch einen Orkan heruntergerissen wurde, wie gleichzeitig



Das Kloster zu Ütersen

auch der Wedeler Kirchturm dasselbe Schicksal teilte. Aus der alten Kirche sind nur wenige Gegenstände in die neue herübergenommen worden, so ein jetzt auf dem Fräuleinchor befindliches geschnitztes Altarbild, das bis 1814 den jetzigen Altar geziert hat, der kleine Altar mit dem hölzernen Kruzifix und den beiden Messingleuchtern, ebenfalls auf dem Fräuleinchor, und das Taufbecken vom Jahre 1700; auch wohl noch einige Kleinigkeiten, alte Schlösser und dergleichen.



Inneres der Kirche in Ütersen.
Nach einer Photographie von Ferd. Lavorenz in Ütersen.

Aus der älteren, vorreformatorischen Zeit ist nur noch weniges zu verzeichnen. Der erste Klosterpropst hieß Gottschalk. Er war vorher Rektor, das will sagen Priester in Krempe. Auch die erste Priorin Elyzabet soll von Krempe gekommen sein. Bis zur Reformation waren es 12 Pröpste, wohl meistens Priester oder geistliche Herren adeligen Standes. Der jetzige Herr Klosterpropst ist im ganzen der 35., die gegenwärtige Frau Priorin die 29.

Um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts, 1299 oder 1306, ist auch eine Schlacht bei Ütersen vorgefallen. Graf Johann II. von Schaumburg war mit einigen aufrührerischen holsteinischen Edelleuten in eine Fehde verwickelt. Diese wurden bei der Veste Ütersen geschlagen und ihr Anführer Pentz wurde gevierteilt.

Im Jahre 1428 kam ein großes Unglück über das Kloster: eine Wasserflut verwüstete seine Ländereien, und eine Feuersbrunst zerstörte das Gebäude bis auf den Grund.

Ich sagte zuerst, daß die Cisterzienser-Klöster sich der größten Einfachheit

in der Lebensführung beflissen. Mit der Zeit aber wurden auch diese Klöster reich, so daß von „Kleinodien und Geschmucke" die Rede ist, die durch jenen Brand vernichtet wurden. Da geriet das Kloster in eine derart bedrängte Lage, daß, wie es in der höchst interessanten Urkunde von 1428 in altertümlichem Plattdeutsch heißt:

„Ja dat tho Erbarmen, se — de armen Closterjunkfern — werden ock genödigt und dartho gedrungen, dat se sülvest de christglövigen Lüde umme Stüer und Handreckinge in benaberten und ock afgelegenen Steden, Flecken, Dörpern un Ördern, bi Huse lank un van Dören tho Dören ersöken müsten."

Diese Worte sind der Urkunde entnommen, die uns vermeldet, daß der Dompropst Otto von St. Petri in Hamburg, Graf zur Hoye, dem das Kloster unterstellt war (der oberste Vorgesetzte war der Erzbischof von Bremen), um der Not des Klosters aufzuhelfen, ihm die Kapellen zu Seester und Elmshorn überwies. Seit jener Zeit übt das Kloster bis auf den heutigen Tag das Patronat über die Kirche zu Seester aus. Auch Elmshorn unterstand diesem Patronate, aber nur bis zum Jahre 1737. Es war über die Frage der Besetzung einer Elmshorner Pfarrstelle das Kloster in Streit geraten mit dem Grafen Wilhelm Adolf zu Rantzau, dem das Patronat des Klosters über seine Kirche lästig wurde. Der König von Dänemark mußte sich ins Mittel legen und ordnete an, daß bis zur Beilegung der Streitigkeiten weder der Kandidat des Klosters noch der des Grafen bestätigt wurde, sondern der zweite Prediger aus Ütersen alle 14 Tage in Elmshorn als Vikar zu amtieren hatte. Graf Rantzau verbot diesem aber die Kanzel und ließ die Kanzeltür zuschmieden. Der Streit wurde so erbittert geführt, daß der Ütersener Prediger auf seinen Gängen nach Elmshorn von einer Abteilung Dragoner (es lag damals Militär in Ütersen) zu seiner Sicherstellung vor tätlichen Beleidigungen begleitet werden mußte. Der König setzte schließlich 1726 einen Prediger aus Barmstedt ein und bedrohte den Grafen mit einer Strafe von 1000 Reichstalern, wenn er den Streit nicht schleunigst beilegte. Als dann nach dem Tode dieses Predigers 1737 das Kloster seine alten Rechte wieder geltend machen wollte, hat es diese doch schließlich nicht durchsetzen können, sondern man erklärte seine Gerechtsame für verjährt.

Wir haben mit diesem Vorkommnis aber bereits vorausgegriffen und wenden uns nun zurück zur Einführung der Reformation, über die unsere kirchliche Chronik folgendermaßen berichtet:

„Als Gott avermahl syn Volck besöcht vnd in Gnaden vth der Antichristischen vnd Papistischen Düsternißе erlöset hefft, iß he hier ock endlicken tho vns tho Vtersen gekamen, vnd hefft vns gesendet, vnd iß thom ersten Lutherischen Prediger und Pastorn upgenamen H. Balzar Schröder selig. Gedecht-



Blick auf die Kirche.

nis (A° 1541). Dewile averst de falsche lehre vnd olde Papistische wahn de meisten Jungfern im Kloster so deger ingenamen hadde, dat se dat wahre Licht des Evangelii in ehren Ogen nicht dulden konden, muste he na 7 Jahren wedderumb afwiken. Vnd nam ehn Kön. May. van Dennemarcken up und settede ehn thom Pastorn tho Segeberg, dar he seligliken gestorven vnd wol begraven iß. Na ehme nehmen de jungfern einen Papistischen Mißpapen wedder an, beth dat Konig Christianus III. van Dennemarcken sulvest thom Kloster quam und jagede den Mißpapen vom Altar weg und schickede ehn einen guden Lutherischen Prediger van Segeberg als folget: De ander Evangelische Pastor was H. Johan Plate (A° 1555) uth Westphalen, was ein truwer Pastor syner Gemeine, holt ock im huse Schole vnd lehrede de jögend, ward sehr old, warde dennoch synes densts dorch mede denst synes Kaplans. Was Pastor 26 Jahr. Hefft ein Sprickwort im Karspel nagelaten: de Heren byten nu mit knaken thenen; de tydt kumpt dat se mit stehlern thenen byten werdenn." Beim 6. Hauptprediger Jochim Bolthe aus Hamburg, A. 1611 von Rahlstedt hierher „geescht" (berufen), finden wir die meines Wissens einzige Bezugnahme unserer Akten auf den 30jährigen Krieg: (He) starff in der betröveden Kriegstyde tho Hamborg Ao. 1629 vnd ward tho Ütersen in de Kercken begraven."

Durch die Reformation hat das Kloster naturgemäß von innen und außen eine gründliche Umgestaltung erfahren. Es ist zu einer Versorgungsanstalt lediger Töchter der schleswig-holsteinischen Ritterschaft geworden. Während Heinrich von Barmstedt mit ursprünglich 12 Nonnen, unter denen vielleicht auch solche bürgerlicher Herkunft gewesen sind, das Kloster begründete, schon frühzeitig aber die Anstalt vorwiegend oder ausschließlich adeligen Charakter annahm, finden wir in der Zeit nach der Reformation die Ordnung vor, daß nicht mehr und nicht weniger als 16 adelige Damen, die Priorin eingeschlossen, an den Wohltaten der Stiftung teilnehmen. Auf die Geschichte der inneren Entwickelung des Klosters kann ich nicht weiter eingehen. Es genüge der Hinweis darauf, daß die Geschichte Ütersens von den ersten Anfängen bis zu dem Zeitpunkte der Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen zuerst ausschließlich und zuletzt wesentlich sich unter den Händen der klösterlichen Verwaltung gestaltet hat. Im Klostervorstand war alle obrigkeitliche Gewalt über Ütersen vereinigt, und alle Fürsorge für sein Gemeinwesen, für Kirche und Schule, für redliche Arbeit, wie auch für das Wohl der Schwachen und Armen ging von ihm aus. Eine ganze Reihe von Priörinnen, Stiftsdamen und Klosterpröpsten, nicht zum wenigsten auch von den juristischen Beiräten und Verwaltungsunterbeamten, haben sich um Ütersen hoch verdient und seinem Ursprung aus der ernsten Geistesrichtung des arbeitsliebenden Cisterzienserordens viel Ehre gemacht.

Die Chronik, der wir den Bericht über die Einführung der Reformation entnommen haben, ist zur Zeit des 30jährigen Krieges 1635 begonnen durch einen Pastor Johannes Kunau, leider aber nur in der Pastorengeschichte bis auf die Gegenwart weitergeführt worden. Sie erzählt uns einen merkwürdigen Vorfall aus dem Jahre 1618, also gerade aus dem Anfangsjahr des dreißigjährigen Krieges. Ich führe den Bericht wörtlich an; er stammt von der Hand des Pastors Mag. Martinus Clausen, hier angestellt von 1686—1716. In dem Verzeichnis der Priörinnen führt er an „die von Platen, welche zur Ungebühr beschüldiget worden, auf Anstiften einiger Conventualinnen und auf schriftl. Ordre des damaligen Klosterschreibers Dünne, von dem Deichgräfen in Kortenmoor, der bei sich gehabt 6 Beireiter mit geladenen Röhren, auf einen Mistwagen gesetzet und nach Quickborn ins Moor geführet, woraus sie doch von dortigen Bauersleuten zurück auf Glückstadt geführet, woselbst sie ihre



Allee an der Klosterkoppel.

Klage anhängig gemacht und die Conventualinnen also bestrafet, daß sie drei Jahres-Hebungen verlieren müssen, der Deichgräf mit bei sich gehabten mit Gefängnis und schwerer Geldbuße (tausend Taler) gestrafet; der Klosterschreiber Dünne aber hat sich nach Pinnenberg reterieret." Pinneberg muß solchen Leuten ein sicherer Hort gewesen sein; denn bei Gelegenheit juristischer Erörterungen in der Klosterchronik findet sich die Bemerkung, daß man von alter Zeit her zu sagen pflegte:

„Wer will stehlen und nicht hangen,
der lasse sich zum Pinnberg fangen!"

Wir müssen nun gleich einen Riesenschritt weiter machen und auf den Anfang des folgenden Jahrhunderts zu sprechen kommen. Da ist aus dem Jahre 1700 die Anlegung des Armenkirchhofes im großen Sande zu verzeichnen. Sie war nötig geworden und durch den schon genannten Pastor Clausen vom Kloster inständigst erbeten, weil nicht nur die Gemeinde selbst in stetem Wachstum begriffen war, sondern um das Jahr 1699 und 1700 Ütersen besonders starke Einquartierung zu tragen hatte. Aus jener Kriegszeit wird auch berichtet, daß durch die Fürsprache einer Klosterdame Katharina von Sparre beim schwedischen General Steenbock, ihrem ehemaligen Schulkameraden, das Schicksal Altonas, durch Feuer zerstört zu werden, von Ütersen abgewendet wurde. Als er sie auf sein Zelt zukommen sah, soll er sie mit dem Gruß empfangen haben: „Wo föhrt di de Düwel her!"

Das 18. Jahrhundert ist für Ütersen recht besonders wichtig durch allerlei Ereignisse: zu den zwei bereits genannten, auch zu der Dragonereskorte für den in Elmshorn vikarierenden hiesigen Diakonus Gödeke kommen hinzu die Gründung des Rektorats (des Vorgängers der Mittelschule), die Anlegung der neuen (nachmals Langeschen) Mühle, die Erbauung der neuen Kirche und vorher noch die Erbauung des Grafenhauses auf dem Kloster, sowie einige Verschönerungen des Orts durch Anlegung des ersten Steindamms und Anpflanzung der Lindenallee am Buttermarkt. Ich muß mich aber so kurz wie möglich fassen, um zuletzt auch noch einen Blick in den Anfang des 19. Jahrhunderts tun zu können.

Am 12. April 1712 errichtete die Priorin Ida Hedwig von Brockdorff ein Testament, in welchem sie, „weil in Beibringung der wahren genugsamen Erkenntnis Gottes der behörige Fleiß nicht angewandt worden und auch die Jugend keine zulängliche und sattsame Anführung oder Unterricht in der lateinischen Sprache erlangen könne," zur Errichtung einer neuen Schule 650 Reichstaler vermachte. Hiervon sollten zuerst ihre Begräbniskosten ab-

gezogen und der Rest zur Errichtung der neuen Schule auf folgende Art verwendet werden. Es sollte davon

1. ein bequemes Haus, wo möglich nahe an der Kirche, angeschafft,
2. der Rest als unbewegliches Kapital belegt und die fällige Rente
3. dem neu zu bestellenden Schulmeister als Teil des salarii gegeben, auch nötigenfalls
4. zur Reparierung des angekauften Schulhauses gebraucht werden!

Diese gütige Erblasserin starb am 18. August 1713, und ihre Nachfolgerin, die tatkräftige Anna Emerentia von Reventlow, die 40 Jahre lang ein machtvolles Regiment führte — ihr Bild ist im klösterlichen Präbendenhause zu sehen —, nahm sich der Sache eifrig an. Aber doch gingen über den Verhandlungen sechs Jahre hin, bis am 8. Februar 1719 der Student der Theologie Friedrich Christoph Kölpin zum Rektor und Kantor vociert werden konnte. Er sollte seiner Vokation nach in der Kirche singen, auch in der Woche, so oft eben gepredigt wurde, sowie auch bei Leichen und bei Brautmessen, letzteres nur gegen besondere Gebühr, die Jugend in lateinischer Sprache und Christentum, auch sonst wohl unterrichten, gute Disciplin halten und die Knaben zum Choral-, auch wohl Figuralgesang abrichten. Dafür hatte er freie Wohnung, Zinsen des Kapitals, von den Einkünften des anderen Schulmeisters (des Küsters und Organisten) 90 ℳ, ferner noch Zinsen von 450 ℳ Armenkassengeldern, wofür er Armenkinder zur Konfirmation vorbereitete. Ich muß es mir versagen, die interessante Weiterentwickelung dieser Anstalt vorzuführen; nur möchte ich noch erwähnen, daß nach einer Zeit des Verfalls die Schule einen neuen Aufschwung nahm, als 1805 der Kandidat Andreas Andresen als Rektor berufen wurde, der 1849 starb und dessen Grab ein Denkmal von der Künstlerhand seines auch schon verstorbenen Sohnes Emmerich ziert.

Zehn Jahre später als das Rektorat ist die neue Mühle entstanden. Der Grund ihrer Errichtung lag in dem Umstand, daß die Pacht für die beiden Klostermühlen (Wasser- und Windmühle), die von alten Zeiten her immer in einer Hand lag, recht hoch stieg, und zwar von 1200 ℳ im 17. auf 2525 ℳ am Anfange des 18. Jahrhunderts. Da hat der damalige Klostermüller Peter Karstens aus Marne im Jahre 1729 durch einen Prozeß die Erlaubnis erstritten, außerhalb des Klostergebiets auf Königlichem Grund eine ihm eigne Mühle zu erbauen. Er vererbte sie auf seinen Sohn Johann Hinrich, der mit einer Frau aus Glückstadt verheiratet war. Als dieser 1738 gestorben war, heiratete die Witwe im folgenden Jahre einen Müller Jakob Lange aus Altengamme in den Vierlanden. Das ist der Stammvater der weitverzweigten vornehmen Familie Lange geworden. Einer seiner Urenkel ist der im Jahre 1800 geborene Hinrich Wilhelm (der Onkel des verstorbenen Herrn Sanitätsrats Dr. Lange), der Begründer der großen Mühlenwerke in Neumühlen bei Kiel, in Reinbek und in Altona.

Im Jahre 1734 erbaute der Klosterpropst Graf Benedikt von Ahlefeldt das Haus, das seitdem die Herren Klosterpröpste bewohnen. Er war ein kunstliebender, feinsinniger Herr, dem auch Ütersen die Allee inmitten der Stadt und die Anfänge des Steindammes in dem Hauptstraßenzuge zu danken hat. Man darf annehmen, daß von jener Zeit die Sitte der Ütersener Bürger herrührt, vor ihren Häusern Bäume zu pflanzen, die leider mehr und mehr den anderweitigen Interessen der Gegenwart weichen müssen. Dem hohen Sinn des Grafen Benedikt von Ahlefeldt haben wir auch den schönen Neubau unserer Kirche zu verdanken. Er hat — die alte Kirche war wegen ihrer Baufälligkeit nicht mehr zu halten — diese im März 1748 abbrechen lassen und den Neubau jenem Sonnin über-

tragen, der nachmals durch den Bau der Hamburger großen Michaeliskirche berühmt geworden ist. Zu den Grundsteinen ist ein großer erratischer Block, der Riesenstein genannt, verarbeitet worden, der auf dem Wege nach Glinde gelegen hat und seinerzeit eine Ortsbezeichnung „beim Riesenstein" bildete. Die Kosten beliefen sich auf 118 000 ℳ (nach jetzigem Gelde), die durch den Verkauf der Kirchenstühle soweit gedeckt wurden, daß nur rund 50 000 ℳ als Kirchenschuld übrig blieben. Die Kirche wurde eingeweiht durch den Pastor Achatius Ludwig Ballhorn am 2. Adventssonntage, dem 7. Dezember 1749. Sieben Jahre darauf drängte im Oktober 1756 von Seester her eine große Wasserflut an unsere Grenzen heran, der aus unserem Kirchspiel etwa 100 Personen zum Opfer fielen, während im Bereich der ganzen Flut an 600 Menschen umgekommen sind.

Ich muß zum Schlusse eilen und möchte nur noch in aller Kürze etwas über die Größenverhältnisse unseres Ortes am Anfange des 19. Jahrhunderts erwähnen nach der Volkszählung von 1803. Diese ergab für die ganze Klostervogtei 1438 Familien und 6541 Personen, von denen im Flecken und Kloster Ütersen zusammen 570 Familien und 2601 Personen wohnten. In den letzten 100 Jahren hat sich der Ort, der inzwischen aus einem Flecken zu einer Stadt gediehen ist, also beinahe verdreifacht. Auch noch die Bemerkung finde Raum, daß am Eingang des 19. Jahrhunderts unter der Priorin Gollowin der Klosterhof nach Abbruch altersschwacher Bauten und der sie umgebenden Mauer im wesentlichen die Gestalt gewonnen hat, in der wir ihn heute sehen.

Wie gern hätte ich noch Mitteilung gemacht über die Entwickelung der verschiedenen Lebensverhältnisse in Kloster, Kirche, Schule, Armenwesen, Handel und Gewerbebetrieb.... Ich verfüge bis jetzt schon über ein ziemlich umfangreiches Material, aber meine Studien sind noch keineswegs abgeschlossen. So lang ich lebe, werde ich mich immer gern noch mehr mit der Geschichte meiner zweiten Heimat beschäftigen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß Ütersen, die Stadt, das Kloster, die Umgebung, das gesamte Kirchspiel, durch Gottes Gnade und zu seiner Ehre sich mehr und mehr entwickeln möge zu einem Gemeinwesen, in dem es sich für alle, die Gott fürchten, den Herrn Jesum Christum lieben und mit Ernst nach dem ewigen Leben trachten, sicher und friedlich leben läßt.

Schutzfärbung der Nester und Eier unserer Vögel.[1])

Von Dr. **Kurt Floericke.**

Für das Vogelnest wird, sofern es sich nicht um die allerstärksten Räuber handelt, eine weitgehende Schutzfärbung zur gebieterischen Notwendigkeit. Wer jemals selbst Vogelnester gesucht hat, weiß auch, daß hier eine Anpassung an die Umgebung in hohem Grade vorhanden ist. Es ist in der Tat oft ungemein schwer, ein bestimmtes Vogelnest zu finden, nicht nur, weil es so versteckt wie möglich angebracht ist, sondern auch, weil es bezüglich der zu seinem Bau verwendeten Materialien bis in die feinsten Nuancen hinein ganz und gar mit seiner Umgebung übereinstimmt. Sehr hübsch tritt dies z. B.

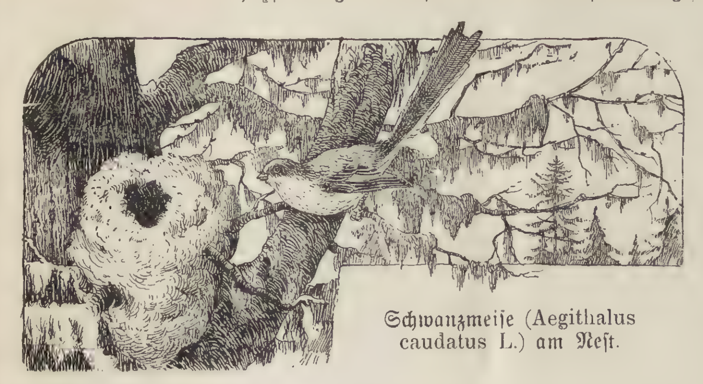
---

[1]) Mit Erlaubnis des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, dem von ihm herausgegebenen Werke: „Über die Vögel des deutschen Waldes" von Dr. Kurt Floericke entnommen. (Siehe auch „Bücherschau" S. 27 .)


Buchfink (Fringilla coelebs L.) am Nest.

bei den kunstreichen Nestern des **Buchfinken** zutage. Zu ihrer Außenbekleidung werden nur solche Moose und Flechten verwendet, wie der Baum selbst sie trägt, auf dem das Nest steht, das demzufolge vollkommen in den Rahmen seiner Umgebung sich einfügt. Dabei ist der Vogel aber doch klug genug, diese Baumaterialien nicht von demselben Baume zu nehmen, weil sonst die Stelle, von der sie weggenommen wurden, kahl und auffallend werden würde, sondern er macht sich lieber die Mühe, sie von weither zu holen. Das beweist zugleich mit Sicherheit, daß er sich der deckenden Wirkung der Schutzfärbung sehr wohl bewußt ist und sie nicht durch den blinden Zufall erzielt, so daß wir hier unmöglich von bloßem Instinkt reden können, sondern dem kleinen Baukünstler sorgsame Überlegung nicht abzusprechen vermögen. Moosbauten werden gewöhnlich auch so angebracht, daß sie im Grün ihrer Umgebung völlig verschwindeu. Daher ist z. B. das wunderniedliche, kugelförmige Nestchen unseres **Goldhähnchens** so überaus schwer zu finden. Es hängt in oft sehr beträchtlicher Höhe zwischen den dichtesten Nadelbüscheln hoher Fichten oder Kiefern in deren äußersten Zweigen, die geschickt in seine dicken Wände hineinverflochten sind, so daß es gewissermaßen frei in der Luft zu schweben scheint. Das Schlupfloch ist merkmürdigerweise immer gerade nach oben gerichtet, die tiefe Mulde mit Federn, Haaren und Pflanzenwolle sehr warm und mollig ausgepolstert. Die zierliche **Schwanzmeise** baut gewöhnlich nahe am Stamm in eine Astgabel. Ihr Nest, dessen durch einige lose Federchen verdeckter Eingang schräg nach oben weist, ist auch für das schärfste Auge kaum von einem bemoosten Aststumpf zu unterscheiden, da die Außenwände ebenfalls aus Laubmoosen bestehen, die mit Birkenschale, Insektengespinsten und Spinnweben überaus künstlich und haltbar miteinander verfilzt sind. Es ist eines unserer schönsten Vogelnester. Auch der gnomenhafte **Zaunkönig** errichtet sich einen verhältnismäßig sehr umfangreichen Moospalast, der inwendig mit einer Unmenge von Federn austapeziert wird. Aber er sucht seine Burg nicht im Nadelgrün hoher Bäume zu verstecken, sondern bleibt bescheiden an der Nähe des Erdbodens, wo er sein Nest mit Vorliebe im Wurzelwerk alter Waldriesen, aber auch in Reisighaufen, Hecken, Gestrüpp und Erdlöchern anlegt, und auch hier kommt die deckende Schutzfärbung des Mooses recht gut zur Geltung, während die Form sich ganz


Nest des Goldhähnchens (Regulus regulus L.)



Schwanzmeise (Aegithalus caudatus L.) am Nest.

der jeweiligen Örtlichkeit anschmiegt. Häufig und gewöhnlich zum Vorteil des Vogels ist das Moos der Außenwände mit dürren Pflanzenstengeln, Halmen und namentlich Laub durchmengt, so daß das ganze Gebilde altem Pflanzenwust täuschend ähnlich sieht. Dies gilt aber nur für die eigentlichen Brutnester, denn die Spiel- und Schlafnester, welche sich das Männchen nebenbei noch zu seinem Vergnügen errichtet, bestehen stets ausschließlich aus Moos. Ein recht eigentümliches Baumaterial verwendet die Singdrossel. Sie schmiert nämlich ihre dünnen Nestwände auf der Innenseite mit vermodertem Holzmulm aus, den sie mit ihrem gummiartigen Speichel und oft auch unter Zuhilfenahme von Kuhdünger zu einer dünnen und leichten, aber sehr festen und fast wasserdichten papiermachéartigen Masse zusammenknetet. Es mag wohl vorkommen, daß dieser faulende Holzmulm im Dunkeln ein wenig phosphoresziert, und hierauf dürfte die alte Sage von den „leuchtenden Vogelnestern" zurückzuführen sein. Die hübsch grünblauen, nur sparsam braunschwarz getüpfelten Eier dieser Drossel lassen jegliche Schutzfärbung vermissen und weisen darauf hin, daß sie in grauer Vorzeit zu den Höhlenbrütern gehörte, woran sich ja auch bei der nahe verwandten Amsel noch heutzutage Anklänge finden. Freilich sind nicht alle Vögel große Baukünstler, ebensowenig wie alle vorzügliche Flieger sind. Manche verraten vielmehr in der Anlage und Bauart des Nestes große Flüchtigkeit, ja, geradezu bodenlosen Leichtsinn. Häufig scheinen diese der Brut so oft verhängnisvoll werdenden Eigenschaften rein individueller Art zu sein. So findet man z. B. beim



Nest des Zaunkönigs (Troglodytes troglodytes L.)



Nest der Singdrossel (Turdus musicus L.)


Schwarzköpfige Grasmücke (Sylvia atricapilla) am Nest.

Neuntöter neben recht solid und dickwandig gebauten Nestern auch sehr liederliche Bauwerke mit fast durchsichtigen Wänden. Wahrscheinlich gehören letztere jungen und unerfahrenen Weibchen an, denn es steht fest, daß die Vögel sich gewonnene trübe Erfahrungen sehr wohl zunutze zu machen wissen und im Laufe der Jahre sich in der Kunst des Nesterbauens immer mehr vervollkommnen. Besondere Sorglosigkeit und ein recht augenfälliges Ungeschick bei Errichtung ihrer Kinderwiegen verraten unsere sämtlichen Grasmücken. Ihre Nester sind so flüchtig zusammengefügt, daß oft die Eier durchschimmern und die junge Brut allen schädlichen Einflüssen von Wind und Wetter fast schutzlos preisgegeben ist. Sie sind wohl am leichtesten von allen Vogelnestern zu finden, da sie nicht selten fast völlig frei stehen, und es darf deshalb nicht wundernehmen, wenn unzählige Bruten zugrunde gehen. Viele Vögel suchen ihren gefährdeten Bruten dadurch erhöhten Schutz zu verleihen, daß sie gemeinsam in mehr oder minder großen Kolonien brüten, um so mit vereinten Kräften feindliche Angriffe abschlagen zu können. Meist finden wir diese Erscheinung bei Sumpf- und Wasservögeln, aber auch unter Singvögeln kommt sie vor, wie das Beispiel der Uferschwalbe beweist. Deren Brutgeschäft ist auch noch in anderer Beziehung interessant. Sie hat ebenso wie Eisvogel und Bienenfresser ihr Liebstes in den schützenden Schoß der Erde geflüchtet! Diese schwächlichen Vögelchen graben sich nämlich mit bewundernswerter Ausdauer bis 2 m lange Röhren in sandiges Erdreich an steilen Flußufern u. dergl., und erst an dem backofenförmig erweiterten Ende dieser Röhren befindet sich die eigentliche Nestmulde. Die Elternliebe der Schwalben ist ja fast sprichwörtlich geworden, aber bisweilen unterliegt sie doch dem bei diesen Vögeln so stark ausgeprägten Zugtriebe, der dann derart die Überhand gewinnt, daß sie die letzten Jungen verspäteter Bruten hilflos dem Hungertode preisgeben, um rechtzeitig die große Reise nach dem Süden antreten zu können, wie ich dies gerade bei der Uferschwalbe unzweifelhaft feststellen konnte.

Selbst bei den Eiern machen sich schon Schutzfarben geltend. Die Eier, welche in Baum- oder Felshöhlen abgelegt werden, also von außen nicht sichtbar sind, bedürfen ihrer allerdings nicht. Deshalb haben die Höhlenbrüter gewöhnlich rein weiße Eier, wie die Eulen, Spechte, Eis-

Nest des Neuntöters (Lanius collurio L.)

vögel, Bienenfresser, Blauracken, Hausrotschwänzchen u. a., oder lebhaft blaugrüne, wie Stare und Gartenrotschwänzchen. In ähnlich günstiger Lage befinden sich die Eier solcher Vögel, die geschlossene, vollkommen überwölbte Nester mit engem Flugloch erbauen, Eier, die daher entweder ebenfalls einfarbig weiß (Mehlschwalben, Webervögel, Prachtfinken) oder auf weißem Grunde nur sparsam gefleckt sind (Rauchschwalben, Zaunkönige, Schwanzmeisen, Laubsänger). Dagegen werden die in offenen Nestern liegenden Eier eine durch stärkere Fleckung und Zeichnung mehr verwaschene und verschwimmende Färbung vorteilhaft empfinden, und in der Tat zeigt sich uns eine solche bei den Grasmücken, Rohrsängern, Amseln u. a. Am meisten aber werden die in bodenständigen Nestern befindlichen Eier einer Schutzfärbung bedürfen, da sie naturgemäß den zahlreichsten Gefahren ausgesetzt sind. Die einfarbig olivenbraunen Nachtigalleneier sind denn auch zwischen dem alten Laube der Nestmulde und ihrer Umgebung sehr schwer zu sehen, und eine fast noch weiter gehende Anpassung finden wir bei den über und über gefleckten, getüpfelten und gewölkten Eiern der Pieper und Lerchen. Viele Vögel legen bekanntlich ihre Eier ohne eigentlichen Nestbau oder doch fast ohne solchen ohne weiteres auf die Erde, und doch sind gerade diese Gelege oft außerordentlich schwer zu entdecken, weil ihre Färbung so mit der Umgebung in Einklang steht, daß sie für das minder geübte Auge vollständig mit ihr verschwimmen. Wer selbst einmal Kiebitzeier gesucht hat, wird mir recht geben; denn es ist viel leichter, sie durch Beobachtung der alten Vögel zu gewinnen, als durch Absuchen des Bodens, wo man dicht an ihnen vorüberlaufen, ja, sie zertreten kann, ohne sie zu sehen. Der Austernfischer legt seine ziemlich großen Eier offen in das Steingeröll am Seestrande, aber es gehört ein recht scharfes Auge dazu, sie da herauszufinden. Noch mehr gilt das von den hübschen Eiern des Flußregenpfeifers, die auf ihrer sonnendurchglühten Kiesbank überaus schwer sichtbar sind, da sie in nichts sich von ihrer Umgebung unterscheiden, sondern selbst genau wie geäderte Kieselsteine aussehen. Die großen Herren und die wehrhaften Recken in der Vogelwelt brauchen eine solche Schutzfärbung der Eier viel weniger, da sie im Notfalle stark genug sind, ihre Brut nachdrücklich zu verteidigen, und sich deshalb so leicht kein Räuber an diese heranwagt. Bei den offen auf den höchsten Waldbäumen stehenden Reisigburgen der Raubvögel ist deshalb von Schutzfärbung keine Rede, nicht einmal bei den kleinen Arten, wie z. B. beim Sperber. Auch die gelbweißen Schwaneneier leuchten uns schon von weitem aus dem großen Neste entgegen, aber die wachsamen und starken Schwäne lassen auch so leicht kein Raubzeug in die Nähe kommen. Die Enten sind da schon übler dran; sie decken deshalb beim jedesmaligen Verlassen des Nestes das


Brutkolonie der Uferschwalbe (Clivicola riparia L.)


Nest des Sperbers (Astur nisus L.)

Gelege sorgfältig mit den zarten Daunenfedern zu, die sie sich selbst in treuer Mutterliebe aus dem Bauchgefieder ausrupften, um so die Eier den lüsternen Blicken der beutegierigen Krähen und Rohrweihen zu entziehen. Nur zu oft ist ihre aufopfernde Fürsorge vergeblich!



Das Klaus Groth-Haus in Kiel.

Am Schwanenweg in Kiel lag bis vor kurzem im Grün fast versteckt ein bescheidenes Häuschen, das trauliche Heim Klaus Groths. Hier verlebte er einst an der Seite seiner Gattin eine Reihe arbeitsfroher Jahre; hier verbrachte er einsam in seinem Arbeitszimmer, der „Kajüte," seinen Lebensabend, in stiller Wehmut derer gedenkend, die vordem seine Gartentür — „min Port" — durchschritten. Dann schlug auch seine Stunde. Unter der ihm so lieben Blutbuche bahrten sie ihn auf, eine zahlreiche Gemeinde, seine Gemeinde, sammelte sich, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und bald schloß sich jene Pforte auch hlnter ihm. — Noch einige Jahre konnten wir über Hecke und Rasen hinweg einen Blick zum verlassenen Wohnhause des Mannes hinübersenden, der zu den besten lyrischen Dichtern Deutschlands zählend als plattdeutscher Klassiker, ja, als „Erwecker und Bahnbrecher der plattdeutschen Dichtung" unsere heimische Mundart wieder zu Ehren brachte. Was im Innern seiner Heimstätte dem Dichter besonders lieb und wert gewesen, die Einrichtung seinee Kajüte, die Ehrengaben zu seinem 70. und 80. Geburtstage, seine Bibliothek, der literarische Nachlaß einschließlich seines wertvollen Briefwechsels: alles das war bald nach seinem Abscheiden mit Hilfe der Provinz und der Stadt von seinen Freunden erworben und vorläufig in einem Raum der Landesversicherungsanstalt untergebracht. Nach außen aber schien dort am Schwanenwege alles unverändert bleiben zu sollen, wie es zu Klaus Groths Lebzeiten gewesen war. — Da hieß es plötzlich im letzten Frühling, das Haus sei verkauft, und im Sommer kamen dann Handwerker, es abzubrechen. Wer es sah oder davon hörte, sah und hörte es mit Bedauern; und in unterschiedlichen Einsendungen an Tagesblätter und Zeitschriften wurde diesem gerechtfertigten Empfinden Ausdruck gegeben, auch in poetischer Form. Aber es ließen sich neben sanft elegischen Tönen auch Klänge herben Tadels vernehmen, bittere Äußerungen über die Väter der Stadt, die es zugelassen, daß das Klaus Groth-Haus niedergerissen ward.

Solchen Anklagen gegenüber erklärte jedoch der Kieler Oberbürgermeister in einer Sitzung der städtischen Kollegien am 10. November 1908 nach einem Bericht der Kieler Zeitung: Der Verkauf war nicht zu hindern; wir haben

versucht, die Hand auf das Haus zu legen, die Forderung war aber so hoch, daß die Stadt nicht Neigung haben konnte, es zu erwerben.

Konnte das frühere Heim des Quickborn-Dichters also nicht der Mit- und Nachwelt erhalten werden, so wird doch die Erinnerung an ihn mit jener Stätte verbunden bleiben: Quickborn soll das Haus benannt werden, das hier neu ersteht. Und ein Quickborn, ein Quell des Lebens soll es nach dem Wunsche der Erbauer denen werden, die siech und todesmatt hier einkehren. Eine wohltätige Gesellschaft, das Anschar-Krankenhaus, hat das Grundstück angekauft, um hier eine Heilanstalt zu errichten, und die Anschar-Schwestern vom Roten Kreuz, die bisher im Mutterhause an der Annenstraße, im Sophienbau und wo sonst noch in selbstloser Hingabe ihren leidenden Mitmenschen dienten, werden hier gleicherweise mit linder Hand diejenigen — wenn möglich zur völligen Genesung — hegen und pflegen, denen ärztliche Kunst in schwerer Krankheit zu helfen vermochte.

Ein mächtiger, nahezu 2½ m hoher, wohl 7000 kg schwerer Granit aber, den man bei den Arbeiten auf dieser Baustelle zutage förderte, wird, so ist gedacht, nahe der Stelle aufgerichtet werden, wo die alte Pforte in ihren rostigen Angeln ging, und eine Inschrift soll noch fernen Geschlechtern kundtun, daß auf diesem Grunde einst das Haus des heimischen Dichters Klaus Groth stand.

Für ein geplantes Standbild des Dichters ist noch keine Stätte gefunden. Der Klaus Groth-Platz in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Dichterheims am Schwanenweg ist ja wohl früher dazu ersehen gewesen, er wäre auch vielleicht der Punkt, wo von auswärts kommende Verehrer Klaus Groths sein Denkmal zuerst aufsuchen möchten, eher als etwa am Schreventeich, in Düsternbrook oder in der Forstbaumschule; doch heißt es, daß jener Platz ungeeignet sei „für eine wirksame künstlerische Ausnutzung." — Am 24. April 1909 könnte man füglich den 90. Geburtstag des Verewigten, 10 Jahre nach seinem Tode, wenn nicht durch eine Denkmals-Enthüllung, so doch dadurch feierlich begehen, daß man für sein Standbild den geeigneten Platz bestimme, für den literarischen Nachlaß des Dichters und für die an ihn erinnernden Gegenstände



einen würdigen Raum zur Aufbewahrung und übersichtlichen Aufstellung gewinne und endlich durch eine Volksausgabe seiner Werke mehr noch als durch alles andere sein Andenken ehren und bewahren helfe. G. Schröder.

6. Dezember 1908. Gestern besuchte ich wieder die Baustelle. Das „Haus Quickborn" ist mauerfertig und wird bereits eingedeckt. Mehr als 30 Krankenzimmer glaubte ich zu zählen, und an Räumlichkeiten für sämtliche Einrichtungen neuzeitlicher Heilkunde ist kein Mangel. Um Platz zu gewinnen und den Kranken Luft und Licht zu schaffen, mußten einige Bäume fallen, die Blutbuche aber wie die Eiche zur rechten und die Birke zur linken Hand blieben von der Axt verschont und werden durch Ummauerung — das Erdreich im Vorgarten mußte erhöht werden — hoffentlich vor dem Vergehen bewahrt. Da mögen im Frühjahr die Stare wieder ihre alten Niststätten beziehen und dann den Kranken Trost und Hoffnung in die Herzen zwitschern.

Mitteilungen.

1. Unsere Vereinsgabe 1909, eine Heliogravüre, ist die wohlgelungene Reproduktion des bekannten Ölgemäldes „Vernichtung des Kieler Turner- und Studentenkorps bei Flensburg" von Professor Georg Bleibtreu. Sie will der jüngeren Generation einen Ersatz bieten für die in unserer Provinz früher viel gesehene Lithographie nach dem gleichen Bilde, die im Kunsthandel vergriffen und in neuer Auflage nicht mehr zu beschaffen ist. Das Original ist im Besitze der Kieler Universität, der es unter dem 20. Juni 1888 von dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten als Geschenk übersandt worden ist, mit welchem dem Kurator der Universität folgendes Begleitschreiben zuging:

„Geleitet von dem Wunsche, der Universität Kiel ein bleibendes Andenken an den für dieselbe so ehrenvollen Tag von Bau zu geben, habe ich das dem denkwürdigen Kampfe gewidmete und in Schleswig-Holstein wohlbekannte Bild des Professors Georg Bleibtreu käuflich erworben und lasse Euer Hochwohlgeboren dieses Kunstwerk hierbei mit dem Ersuchen zugehen, dasselbe dem Rektor und Senat in meinem Namen zu überreichen. pp."

gez. v. Goßler.



„Die Schlacht bei Bau." Gemälde von Georg Bleibtreu.

Der Schöpfer dieses wirkungsvollen Bildes, Prof. Georg Bleibtreu (* 27. März 1828 in Xanten, † 16. Okt. 1892 in Charlottenburg), hat uns zahlreiche Darstellungen von Scenen und Schlachten aus den verschiedenen Kriegen, von den Freiheitskriegen bis zum Deutsch-Französischen Kriege hinterlassen, Gemälde, die Genauigkeit der Einzeldarstellung mit übersichtlicher und malerischer Gesamtbehandlung vereinigen. Schon 1849 stellte der Künstler eine farbige Zeichnung des Treffens bei Bau aus, die durch die Wahrheit und feurige Begeisterung der Darstellung solchen Beifall fand, daß er sie im Jahre 1852 als Ölgemälde folgen ließ, das nun seit 20 Jahren einen Schmuck in den Räumen der Kieler Universität bildet. F. Lorentzen.

2. Schutzmittel gegen Unglück und Hexen. In dem Eckständer eines alten Hauses in Lemkenhafen a. F. befand sich ein rundes, mit einem Löffelbohrer hergestelltes Loch, das mit einem Pfropfen aus Eichenholz verschlossen war. Bei der vor einiger Zeit erfolgten Herausnahme eines Ständers schnitt man das betreffende Stück desselben mit einer Säge heraus, und jetzt konnte man feststellen, daß sich hinter dem Pfropfen eine kleine Höhlung befand, in der ein Beutelchen lag, das aus einer Schweinsblase hergestellt, mit einem Faden fest verschnürt und mit Siegellack verklebt war. Der Inhalt des Beutelchens bestand aus dem Samen des schwarzen Bilsenkrauts (Hyoscyamus niger), im Volksmunde „Dull Dill“ genannt, und hatte die Bestimmung, das Haus vor Unglück und Hexen zu schützen. Wie ältere Zimmerleute erzählen, ist diese Sitte noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Fehmarn ziemlich allgemein gebräuchlich gewesen. Der interessante kleine Gegenstand wird jetzt im Museum fehmarnscher Altertümer gezeigt.

Burg a. F. J. Voß.



Bücherschau.

1. Über die Vögel des deutschen Waldes von Dr. **Kurt Floericke.** Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung). 8⁰. 104 Seiten. In farbigem Umschlag Preis 1 *M*, geb. 2 *M*. (Die Mitglieder erhalten den Band gleich den weiteren regelmäßigen Veröffentlichungen für den Jahresbeitrag von 4,80 *M* kostenlos.) — „Es gibt keinen Naturlaut, der so gewaltig und innig auf das Gemüt des Menschen zu wirken vermag, wie das seelenvolle Lied des Vogels. Deshalb ist uns keine Klasse der Tiere so sehr ans Herz gewachsen, wie die der Gefiederten. Sie sind uns ein Gedicht der schaffenden Natur, die sie verschönern und beleben, wie keine anderen Geschöpfe. Ihr ganzes Tun und Treiben ist für unsere Sinne mit einem geheimnisvollen Zauber umwoben, und gerade das macht ihre Beobachtung so anziehend und unendlich reizvoll. Was wäre unser deutscher Wald ohne seine beschwingten Sänger?“ Schon diese wenigen Worte aus einer der ersten Seiten des kleinen anziehend geschriebenen Werkes lassen im Verein mit dem auch daraus entnommenen, auf S. 19 ff. unsers Heftes veröffentlichten Abschnitt erkennen, was der Leser in diesem „Kosmos“-Büchlein zu erwarten hat, das jedem Vogelfreunde und -kenner Freude machen und nicht verfehlen wird, die Liebe zur Natur und zu ihren lieblichsten Geschöpfen zu beleben und zu vertiefen. Der Verfasser wirft einen kurzen Blick auf die hauptsächlichsten Vertreter des Vogellebens im deutschen Wald, sieht dabei von allen Seltenheiten ab, greift vielmehr nur die Arten heraus, die für unsern Wald wirklich charakteristisch sind, und versteht es im weiteren, in zwangloser Aneinanderreihung die wichtigsten ornithologischen Probleme dem Leser zu zeigen und originell zu beleuchten, um dadurch zu eigenem Beobachten und Forschen anzuregen. F. Lorentzen.

2. Ottomar Enking: „Wie Truges seine Mutter suchte.“ Roman. Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin. — Der Roman spielt in Kiel. In einem dumpfen Hause der engen Haßstraße wohnt Schuster Brammer, ein nachdenklicher Mann, der sich in jeglichem Übermaß, sei es der Freude oder des Leids, durch das köstliche, all seine Lebensphilosophie bergende Wort „dat treckt sik all torech“ gleich wieder ins seelische Gleichgewicht zu bringen weiß. Sein einziger Sohn, ein Sonderlicher, dem der Sinn nach Tiefem und Schönem stand, ist früh gestorben; der Jammer um seine junge, bildschöne Frau, die auch als Mutter nicht von ihrem Schauspielerberuf und vom Schöntun mit andern Männern lassen konnte, und die ihn verlassen hat, weil er sie verdächtigte, ihr Sohn Truges habe sein Leben einem andern zu verdanken als ihm, hat ihm den Tod gebracht. Der kleine Truges wächst in einer seltsamen Umgebung auf. Da ist die ehemalige, jetzt gänzlich verarmte Gutsbesitzerstochter Franziska von Siem, die dem Schuster den Haushalt führt, und die alte Hausbesitzerswitwe Madame Nordhorst, die aus Kaffeegrund

die Zukunft mit allen Geschehnissen erkennt, ferner der fromme und stille Prokurist Papius mit Frau und Kindern, und sie alle versuchen, auf den kleinen Truges Einfluß zu gewinnen. Am meisten Einfluß auf ihn hat sein Lehrer Fischer, ein alter prächtiger Junggeselle, der sich seiner annimmt und es durchsetzt, daß er nicht, wie vom Großvater bestimmt, Schuster wird, sondern zu einem Buchdrucker in die Lehre kommt. Als Lehrling kommt er immer noch zu seinem Lehrer, um Privatunterricht zu erhalten, und hier lernt er eine vornehme junge Dänin, Bodie Samsoe, kennen, die bei dem Lehrer Fischer Sprachunterricht erhält. Natürlich verliebt Truges sich in Bodie, was ihn aber nicht hindert, seinem Gefühlsüberschwang in kußfröhlichen Stunden mit seiner Schulfreundin Linde Papius Luft zu geben. Die Liebe macht ihn zum Verseschmied, und mit inbrünstiger Stimme liest er seine Verse Bodie und ihrer Mutter, in deren Haus er verkehren darf, vor. Die beiden vornehmen Damen interessieren sich für Truges und ermöglichen ihm, das Gymnasium und die Universität zu besuchen. Seine Studienzeit wird unterbrochen von der Schlacht bei Eckernförde, die er mitmacht. Verwundet kehrt er heim. Mit seinen Studien ist es vorbei. Er bleibt bis zu seinem frühen Tode der „Kandidat Brammer." Er wird nichts; denn durch sein ganzes Leben geht eine unstillbare Sehnsucht nach seiner entlaufenen Mutter, die ihm der Inbegriff alles Guten, Edlen, Schönen ist. Und als sie endlich heimkehrt, müde, verhetzt, äußerlich und innerlich eine Ruine, da, als Truges sie wieder hat, da ist sie ihm zugleich noch weiter entschwunden als zuvor: sie können innerlich nicht zueinander finden. Sie stirbt freiwillig. Ihm aber bleibt die Sehnsucht, das Suchen nach seiner Mutter, und ein Glanz steigt immer in seine Augen, wenn er von Mutterliebe spricht. — Das ist in kurzen Strichen der Inhalt dieses reichen Buches, das auf der Entwicklungslinie des Dichters wieder einen großen Schritt vorwärts bedeutet. Als Meister in der Darstellung kleinbürgerlicher Verhältnisse, als Humorist, der aus einer tiefen Liebe und herzlichem Verständnis das Spießbürgertum milldächelnd verspöttelt und doch seinem Tiefsten und Schönsten liebevoll schildernd nachgeht, hat Enking sich immer bewiesen. Und so bringt er auch in diesem neuen Buche köstliche Gestalten. Aber daneben malt er einen neuen Typ: den im Gefühlsüberschwang haltlos hin- und herschwankenden Jüngling, und diese Figur ist ihm meisterlich gelungen. Jede Seite wirft ein neues Licht auf den Helden, scheinbar voller Widersprüche, und doch in Wirklichkeit so köstlich lebenswahr, so zwingend, so verblüffend selbstverständlich. Ein deutscher Jüngling und ein deutscher Träumer, voller Zwiespalt und doch so treu, weich und auch ohne Sentimentalität im Gesamtganzen. Und daneben die resolute, warmherzige Linde, die das Leben so selbstverständlich angreift, die Freude nimmt, wo sie blüht, ohne an sich selbst untreu zu werden. Ergreifend ist geschildert, wie sich die beiden Menschen, die sich eigentlich immer geliebt haben, zusammenfinden, als Truges sich anschickt, die große Reise durch das dunkle Tor des Todes anzutreten. Das Buch ist reich an solchen erschütternden Szenen; den Höhepunkt bildet das Wiedersehen zwischen Truges und seiner Mutter; hier offenbart sich eine große, fast dramatische Wucht, eine wundervolle Objektivität, hinter der doch eine stürmische Subjektivität braust. Nur ein Meister konnte diese Szene schaffen. Schade, daß der nicht motivierte Selbstmord der Mutter wie eine Bombe störend in all das Köstliche fällt; daß der Dichter in einer noch nicht geklärt vollendeten Entwicklung diese plötzlich unterbricht, als hätte er aus rein äußerlichen Gründen gewaltsam zum Ende gedrängt. — Nicht unerwähnt will ich lassen, daß Enking m. W. der erste ist, der die Schlacht bei Eckernförde in einem Roman mit wirklich dichterischer Kraft schildert; schon um dieser Schilderung willen verdient das Buch einen Platz in jeder schleswig-holsteinischen Bibliothek.

Wilhelm Lobsien.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Heinz vom Berge, Schatten, ein Menschenschicksal. Verlag von Emil Behrend in Wiesbaden. Preis 3,50 *M.* — J. Mühlradt, Die Tuchler Heide in Wort und Bild. Kommissionsverlag von A. W. Kafemann in Danzig. Preis pr. Band 3 *M.* — E. Kück nnd H. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Deutsche Landbuchhandlung in Berlin. Preis geb. 3,60 *M.* — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1907. — Aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig folgende Bücher: P. Deegener, Die Metamorphose der Insekten. Preis ?; O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen in 2 Bänden; K. Kraepelin, Naturstudien im Garten. 3. Aufl. Preis geb. 3,60 *M*; K. Kraepelin, Naturstudien in Wald und Feld. 3. Aufl. Preis geb. 3,60 *M.*

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 2. Februar 1909.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3100. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1909.

Dringend werden die Mitglieder gebeten:
1. ihre den Adressen vorgedruckten **Mitgliedsnummern** anzugeben;
2. dem Porto auch das **Postbestellgeld** hinzuzufügen.

Vereinsgabe 1909.

Unter Hinweis auf die Mitteilung und Abbildung in Heft 1, S. 26, bieten wir unsern Mitgliedern als Vereinsgabe für das kommende Jahr ein historisches Bild an, die Heliogravüre nach dem Gemälde von

Georg Bleibtreu, Die Schlacht bei Bau
Kartongröße 85 × 66 cm, Bildfläche 52 × 39 cm, Ladenpreis **15 M.** — Preis **3,20 M.**; einschl. Porto u. Verp. **3,85 M.**

Jedem Mitgliede steht zunächst der Bezug eines Exemplares zu. Bisher sind bereits **70** Exemplare versandt worden. Wir möchten empfehlen, diese unsere Vereinsgabe als Schmuck besonders auch für Schulen und Büros, Gasthäuser, Klubzimmer und Vereinsräume zu beziehen. Bestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolf-Str. 56,** zu richten.

Kiel, den 27. Januar 1909. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

15. Baggesen, H., Hofbesitzer, Kjärgaard b. Hoyer. 16. Dr. med. Bandelow, prakt. Arzt, Schönberg i. Holst. 17. Frl. S. Boie, Kiel, Blocksberg. 18. Boljen, Claus, Hofbesitzer, Albersdorf i. Holst. 19. Brodersen, Rich., Postverwalter, Kiel-Wik. 20. Brodersen, Theod., Turnlehrer, Kiel, Bergstr. 9. 21. Bülck, Rud., Göttingen, Düst. Eichenweg 20. 22. Damm, Lorenz, Neufeld b. Marne. 23. Dittmann,

Wilh., städt. Ziegelei-Direktor, Kiel-Wik. 24. Dittmer, E., Lehrer, Neumünster, Brachenfelder Str. 52. 25. Dreesen, Direktor, Altona, Königstr. 257. 26. Franzenburg, Ingenieur, Friedrichsort. 27. Gerich, Friedrich, Pozsony (Ungarn). 28. Hansen III, A., Lehrer, Kiel, Preetzer Chaussee 38a. 29. Dr. jur. Heydorn, Neumünster, Groß-Flecken 9. 30. Frl. Hoeck, Lehrerin, Kiel, Lorentzendamm 18. 31. Jendresen, Lehrer, Ries pr. Rothenkrug. 32. Mangelsen, Amtsvorsteher, Louisenlund (Post Fleckeby). 33. Martens, Franz, Lübeck, Fackenburger Allee 90. 34. Meyer, E. Lorenz, Wentorf b. Reinbek. 35. Mohr, Hans, Ludwigshafen a. Rh., Rheinstr. 33. 36. Müller, A., Postassistent, Kiel, Möllingstr. 7. 37. Dr. Müller, prakt. Arzt, Hassee. 38. Peperkorn, H., Postgehilfe, Sterup. 39. Petersen, Chr., Kiel, Preußerstr. 16. 40. Petersen, J. R., Kaufmann, Hoyer. 41. Piening, Oberpostassistent, Kellinghusen. 42. Redeker, Pastor, Stellau b. Wrist. 43. Reimer, J.. Lehrer, Stepping. 44. Rethwisch, Postgehilfe, Sterup. 45. Gräfin M. Reventlow, Jersbek. 46. Frau Hofbes. Scheel, Alt-Mühlendorf b. Nortorf i. Holst. 47. Schultes, Karl, Kaufmann, Kiel Schauenburger Str. 42. 48. Sierck, Postassistent, Kiel, Unterestr. 10. 49—57. Seminar Ratzeburg: Voß, Söhl, Koltze, Rundshagen, Soltau, Renning, Meyer, Siebke, Wiese. 58—59. Präparandenanstalt Ratzeburg: Krohn, Vagt. 60—73. Seminar Tondern: Haar, v. Böhl, Stelling, Feddersen, Hagedorn, Stollberg, Thedens, Rambke, Thiessen, Nottelmann, Kruse II, Jacobsen, Bekmann, Ingwersen. 74—79. Präparandenanstalt Tondern: Heuer, Hansen III, Gläser, Fries, Helma, Hintmann. 80. Vester, stud. phil., Kiel, Lornsenstr. 23. 81. Vollmer, C., Kiel, Kotstr. 8. 82. Frl. Volquardsen, Lehrerin, Altona, Eimsbütteler Str. 34. 83. Vogel, Oberlehrer, Graudenz, Speicherstr. 7. 84. Dr. phil. Wächter, Steglitz-Berlin, Florstr. 2. 85. Frl. Westphal, Vorstel b. Pinneberg. 86. Wiemer, Oberlehrer, Meldorf i. Holst. 87. Wiese, Lehrer, Wöhrden i. Holst. 88. Witten, Lehrer, Wandsbek, Königstr. 66.

Zur Nachricht:

1. Unsere **Werbearbeit** ist bis jetzt schon von gutem Erfolg begleitet gewesen. Es wurden gewonnen:

Januar 1907: 56 neue Mitglieder,
„ 1908: 51 „ „
„ 1909: **88** „ „

Möchte es so weitergehen! **Probehefte** stehen noch reichlich zur Verfügung. Viele sind bereits versandt worden. Die Mitglieder, welche uns Adressen für Werbezwecke aufgegeben hatten, können an der Hand obenstehender Namenliste den Erfolg oder Nichterfolg ermessen. Vielfach bedarf es nur eines leisen Winkes, und — die Anmeldung kommt.

2. Folgende Jahrgänge können zu den beigefügten Preisen (der Einfachheit halber unter Nachnahme) abgegeben werden: 1896 (1,20 ℳ, enthaltend die Kirchspielchronik von Weddingstedt), 1899 (2 ℳ), 1901 (2 ℳ), 1902 (2 ℳ), 1903 (2 ℳ), 1905 (2,50 ℳ), 1906 (2,50 ℳ), 1908 (2,50 ℳ).

3. **Abmeldungen**, die nach dem 31. Dezember bei uns eingelaufen sind, können laut § 8 unserer Satzungen nicht mehr berücksichtigt werden.

4. Unsere diesjährige Generalversammlung wird in der Pfingstwoche zu Sonderburg auf Alsen tagen. Anmeldungen auf Vorträge, Mitteilungen, auf Satzungsänderungen und sonstige unsern Verein und seine Monatsschrift betreffenden Wünsche nimmt der Unterzeichnete schon jetzt entgegen.

5. Sofort nach Ausgabe unserer Märznummer wird der **erste Nachtrag zu den Adressen gedruckt** werden; alle inzwischen veränderten Adressen werden mit inbegriffen. Wir bitten, uns beizeiten auch die geringste Veränderung in der Adresse mitzuteilen. Leider wird vielfach die genaue Angabe des Postbezirks versäumt.

Kiel-Hassee, 22. Januar 1909. **Der Schriftführer:**
Hamburger Chaussee 86. H. Barfod.

Mitteilung.

Gesellenbrief. Im Besitz einer holsteinischen Bauernfamilie in der Gegend von Oldesloe befindet sich ein Gesellenbrief, wie er früher den auf der Wanderschaft Begriffenen bei ihrer Weiterreise ausgehändigt wurde. Das Schriftstück ist datiert Copenhagen, 19. Febr. 1846, zeigt als Umrahmung ein Panorama und die wichtigsten Sehenswürdigkeiten (Kirchen und Schlösser) der dänischen Hauptstadt und trägt dänischen und deutschen Text, der also lautet: „Unterzeichneter Ältermann und Beisitzer des Zimmer-Amtes in der Königlichen Residenzstadt Copenhagen thun kund, daß gegenwärtiger Zimmergeselle (folgt Name), gebohren in (Name), 22 Jahre alt, von schlanker Statur, hier in der Stadt ¾ Jahre — Wochen gearbeitet hat, und sich in dieser Zeit treue, redlich und fleißig, wie es sich einem ehrliebenden Handwerksgesellen ziemt, verhalten hat. Da benannter Geselle jetzt von hier nach Berlin zu reisen gedenkt, und kein Hinderniß dawider unseres Wissens Statt findet, wird ihm von Amtes Wegen dieser Schein mitgetheilet, indem wir ihm dem Wohlwollen und Fürsorge unserer Mitmeister sowohl innerhalb als außerhalb Landes bestens empfehlen." (Folgen Unterschriften.) — Diese Gesellenbriefe — der uns vorliegende faßte 50 cm × 75 cm — scheinen in unserer Zeit nicht mehr häufig vorzukommen. Wir sahen bisher nur einige wenige in Museen, z. B. in Kolding (Jütland). Ausgefertigt werden diese Briefe gewiß nicht mehr.

Barderup. G. Fr. Studt.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 2. Februar 1909.

Kleinbürger- und Fischerhäuser im Schleswigschen.[1])

Vom Geh. Baurat **R. Mühlke** in Berlin, früher in Schleswig.

I.

Während die für den Wirtschaftsbetrieb des Bauern errichteten Bauten innerhalb der Grenzen der einzelnen deutschen Stämme eine ganz bestimmte Ausbildung erfahren haben, zeigen die städtischen Häuser bis in die nördlichsten Gaue und selbst in Skandinavien einen einheitlichen Zug namentlich in der allgemeinen Grundrißanlage. Eine alte Stammesgrenze bildeten die Wasserstraße der Schlei und der in ihrer Fortsetzung die zimbrische Halbinsel durchquerende Wall des Dannewerks. In den sächsischen Siedlungen südlich dieser Völkerscheide, in Schwansen, in der Hüttener Berglandschaft sowie



Abb. 1. Wohnhaus mit Krämerei in Maasholm. Erbaut 1737.

Abb. 2. Grundriß.

in den Höhenzügen von Süderstapel, Norderstapel und im Ostenfelder Kirchspiel sind ausgeprägte sächsische Bauernhäuser mit der großen Mitteldiele erhalten. Nördlich der genannten Linie beginnen die nordfriesischen Bauten mit dem Eingange an der Längsseite, mit Quertenne und schmalen Stallgassen, ebenso die diesen verwandten nordschleswigschen Bauernhöfe des Mittelrückens, Nordangelns, des Sundewitt usw. Nur in Südangeln, in nächster Nähe der Schlei

[1]) Entnommen der „Denkmalpflege." Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin.

hat sich eine Mischung der verschiedensten Haustypen entwickelt, in der mit dem nordschleswigschen Wohnungsgrundriß die



Abb. 3. Doppelhaus in Maasholm. Erbaut 1773.

Abb. 4. Grundriß.

sächsische Längsdiele vereinigt ist.[1]

Im Gegensatze hierzu zeigt das städtische Haus südlich und nördlich der Schlei eine grundsätzlich einheitliche Durchbildung namentlich der Grundrißanlage. Die kleineren Unterschiede des Aufbaues sind mehr durch die örtlichen Bedingungen, durch den Baustoff, vielleicht auch durch wirtschaftliche Erfordernisse, keinesfalls jedoch durch die stammliche Zugehörigkeit der Bewohner veranlaßt. Der flußartige Meeresarm der Schlei war als von Nordosten nach Südwesten führende Handelsstraße seinerzeit von erheblicherer Bedeutung als heutzutage. Die städtischen Siedlungen drängten sich am Ende der Förde in der alten Landeshauptstadt Schleswig und an der Mündung des Wasserweges in das Meer, in der Nähe von Kappeln zusammen.



Abb. 5. Haus am Dehnthof in Kappeln.

Abb. 6. Grundriß.

Im letztgenannten Orte hat namentlich die Straße „Dehnthof" ihr altes Gepräge erhalten. Wenn die dort noch vorhandenen Kleinbürgerhäuser auch nicht bis in das Mittelalter zurückreichen, so sind ihre Einrichtungen jedenfalls das Ergebnis einer langen Entwicklung und lassen in ihren Hauptzügen

[1] Man vergleiche die vom Verfasser bearbeitete ausführliche Beschreibung dieser Häuser im Werke des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche."

die altertümliche Grundgestalt erkennen. Das in Abb. 5 u. 6 dargestellte Beispiel, in Fachwerk angeblich einst als Küsterhaus errichtet, zeigt eine ausgesprochene Entwicklung nach der Tiefe bei einer Breite von etwas über 6 m. Es ist dies ein Breitenmaß, welches, wie wir später sehen werden, an den verschiedensten Bauten auch anderer schleswigscher Städte wiederkehrt. Nach der Tiefe sind sechs Fache vorhanden, von denen je zwei vorn und hinten eine Stube bilden, während dazwischen die Küche und eine Schlafkammer angelegt ist. Die daneben durchlaufende Diele reicht vom vorderen Eingang bis zum Hofgiebel und nimmt in ihrer hinteren Hälfte neben den Treppen zum Boden und zum Keller noch Einbauten auf, ein Wandbett und einen festen Wandschrank. Die Fache der Außenwände sind mit Ziegeln ausgemauert. Der der Vorderstube in ganzer Breite vorgelagerte Erker scheint eine nachträgliche Zutat zu sein. Hierauf läßt die massive Ausbildung der Brüstung und des Mittelpfeilers der Vorderwand schließen. Eigenartig ist die in ganz Schleswig-Holstein heimische Einrichtung eines breiteren Mittelpfeilers dieser Erkerwand, während die Eckpfosten aus Holz hergerichtet sind und somit die Herstellung eines nach beiden Richtungen führenden Eckfensters gestatten. Die wahrscheinlich ursprüngliche Abdeckung des Erkers besteht aus einer einfachen Bretterbedachung, deren Fugen mit aufgenagelten Leisten gedichtet sind.


Abb. 7. Straße in Arnis.

Die Kappelner Häuser sind jedenfalls vorbildlich für die weiteren Ansiedlungen an der unteren Schlei gewesen. Eine zusammengedrängte dorfähnliche Siedlung von Fischern auf der Insel Maasholm zwischen der See und der haffartigen Verbreiterung der Fördemündung zeigt ausgesprochene Anklänge an die beschriebene Hausbildung. Da hier, wie überhaupt an der Schlei, das Trocknen und Flicken der größeren Netze im Freien vorgenommen wird, ähneln die Bedürfnisse einer Fischerwohnung denen des


Abb. 8. Am Süderholm in Schleswig.

kleinen Bürgers einer Stadt. Das Fischerdorf Maasholm soll früher auf derselben Insel näher dem Meeresstrande gestanden haben und einer der vielen Sturmfluten zum Opfer gefallen sein. Es erfolgte daher eine planmäßige Verlegung der Wohnungen nach dem höchsten Geestrücken an der Innenseite der Insel. Die hiernach ziemlich gleichzeitig entstandenen Bauten sind bis auf wenige neue Zutaten erhalten. Die hier beigegebenen Abbildungen geben zwei Beispiele derselben wieder. In dem Fischerhaus (Abb. 1 u. 2) von fünf Fach Tiefe, welches wahrscheinlich später durch einen kleinen seitlichen Anbau zu einer Krämerei erweitert wurde, ist die vordere Stube mit Wandbetten eingerichtet und wird durch einen breiten Erkervorbau erweitert, der hier seitlich etwas abgeschrägt ist. Der hintere Ausgang nach dem Wirtschaftshofe liegt seitlich unmittelbar in der Außenwand der Küche. Die Eingangstür ist als Doppeltür mit übereinander liegenden Flügeln angelegt. Der am Giebel verbretterte Dachraum hat über der Eingangstür einen Zugang erhalten. Während das Dach mit Reeth gedeckt ist, wird der Erker mit einer Stülpschalung überdacht. An einigen benachbarten Häusern sind auch noch hölzerne Dachrinnen und Abfallrohre erhalten.


Abb. 9. Tür von einem Fischerhaus am Süderholm in Schleswig.

Mäßiger bemittelte Fischer behelfen sich auch mit der Hälfte eines derartigen Hauses. Ein solcher aus dem Jahre 1773 stammender Bau ist in Abb. 3 u. 4 dargestellt. Der für beide Familien gemeinschaftliche Eingang mit der Dachluke darüber liegt in der Giebelmitte und führt auf einen das ganze Haus durchquerenden Flur. Jede Haushälfte enthält in der üblichen Reihenfolge die Vorderstube, die Küche mit der Speisekammer und die Hof- oder Gartenstube. Entsprechend der inneren Gliederung des Zwillingsbaues ist die Straßenseite mit zwei Erkern ausgestattet, die ganz in der vorher beschriebenen Weise ausgestattet sind.

Eine gleichfalls planmäßig durchgeführte Ortsgründung hat der Flecken Arnis, eine halbe Stunde oberhalb von Kappeln auf einer inselartig in die Schlei vorspringenden Bodenerhebung gelegen, erfahren. Kappelner Bürger, welche durch die Härte des Gutsherrn von Roest, dem alten Königsgute nahe Kappeln, bedrängt wurden, siedelten sich im Jahre 1666 hier gegenüber einer älteren Befestigung, der Schwonsburg, an. Handel und Seeschiffahrt nach Dänemark, Skandinavien und der Nordsee bildeten die Haupnahrungsquelle für die neue Ansiedlung, deren weiterer Aufschwung jedoch durch mannigfache Hindernisse gelähmt


Abb. 10. Tür mit Doppelflügel. Schleswig, am Schulberg.

wurde. So ist es auch bei der Anlage einer Straße längs des Ortes geblieben, und die Grundstücke reichen von dieser in großer Tiefe bis an das das Weichbild umgebende Wasser. Nur hier und da ist das Hinterland eines wohlhabenderen Handelsherrn mit Packhäusern bebaut worden. Die Wohnhäuser an der Straße haben fast alle das gleiche Gepräge. In der Mitte oder seitlich des dieser zugekehrten Giebels ist der Eingang zu dem tiefen Flur angeordnet, und daneben schließen sich die fast ausnahmslos mit Erkern bereicherten Vorderstuben an, wie das in Abb. 7 wiedergegebene Straßenbild zeigt. In neuerer Zeit ist der Handel von Arnis ganz zurückgegangen, und nur die Sandsteinbildwerke zweier auf dem Kirchhofe an der Kirchenmauer aufgestellter Leichensteine erzählen von den stolzen Dreimastern Arniser Reeder, welche einst die See durchfurchten.

In der ältesten Stadt des Landes, in Schleswig am oberen Ende der Schlei, welche lange Zeit den Handel quer über die zimbrische Halbinsel nach der Westsee beherrschte, müssen die frühesten Wohnhausbauten jedenfalls mit den Kappelner Häusern viel Ähnlichkeit gehabt haben. Zwischen den an Aufwand reicheren Bürgerhäusern und adligen Sitzen, zu deren Bau die erweiterten Bedürfnisse sowie die mannigfachen Beziehungen und Anregungen aus dem Süden und Westen, aus Hamburg und Holland zusammenwirkten, findet man auch jetzt noch in der Altstadt bescheidene Kleinbürger- oder Fischerhäuser, die trotz mancherlei Umbauten die ältesten Baugewohnheiten widerspiegeln. Namentlich auf dem Holm, der Fischervorstadt, und in seiner Nachbarschaft, wo die Mitglieder der Fischerinnung heute wie im Mittelalter ihren Wohnsitz haben, hatte sich die alte Sitte weiter vererbt, und wurde noch nach früherer Weise bis in das verflossene Jahrhundert hinein gebaut. Hier drängen sich auf ganz schmalen Baustellen die einstöckigen Häuser eng zusammen, entweder mit dem Giebel nach der Straße gekehrt oder, wo selbst für die kleinen Traufgänge der Platz nicht ausreichte, wie z. B. am Süderholm angesichts des hier die Kapelle umgebenden Friedhofes, mit der Traufseite des Daches nach der Gasse gerichtet. Aber selbst die schmalsten Baustellen sind noch zur Anlage eines Erkers ausgenutzt, der rechteckig oder mit schrägen Seiten in die Straße vorspringt und bei den Reihenhäusern mit einem Schleppdache überdeckt ist. Abb. 8 gibt die so ausgebildete Häuserreihe am Süderholm wieder.

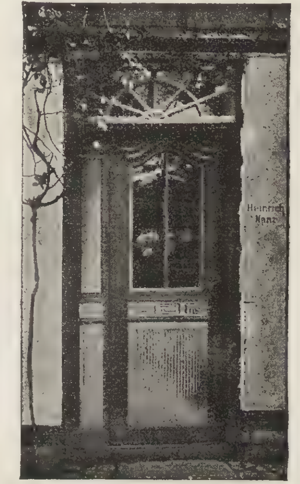


Abb. 11. Zweiflüglige Tür mit verschieden breiten Flügeln. Am Süderholm in Schleswig.

Das Innere der alten Kleinbürger- und Fischerhäuser in Schleswig ist im Laufe der Jahrhunderte fast ausnahmslos umgebaut worden und läßt die frühere Einrichtung wenig erkennen. Nur die vielfach erhaltenen Haustüren sind noch Zeuge, daß einst ein tüchtiger Handwerkerstand für dasselbe gearbeitet haben muß. Wenn dabei auch die Modestile die Einzelformen und die schmückende Zutat beeinflußt haben mögen, so folgen doch die Einrichtungen der eigentlichen Tür und der Türflügel ganz den alten Gepflogenheiten. Einige Beispiele mögen das erläutern. Abb. 9 stellt eine Tür vom Süderholm dar, deren Füllungen bereits barocke Umrißformen zeigen, während die alte Sitte der zwei übereinander liegenden Türflügel erhalten ist. In Abb. 10 ist eine Tür-

am Schulberg in der Friedrichstadt von Schleswig wiedergegeben, deren architektonische Gliederung und die verdoppelte Konstruktion noch ganz mittelalterlich anmutet. Dabei spiegelt das Aneinanderkuppeln zweier aufrechter Flügel und die Umrahmung der Türöffnung mit jonischen Säulen und Gebälk neuere Einflüsse wider. Die in Abb. 11 dargestellte zweiflüglige Tür eines Fischerhauses am Holm zeigt dieselbe Einrichtung der beiden Flügel, wobei die Einzelformen bereits an den Empirestil anklingen. Zu beachten ist, daß die architektonische tektonische Durchbildung dieser beiden Flügel ebenso unsymmetrisch ist, wie diese verschieden in der Breite sind.

To Niejahr.

De Welt is old,
de Welt is kold,
de Krei, de schriggt un schellt:
So wid ick seh,
all'ns Is un Snee,
o de verdammte Welt!

Wi awer sitt
in Hus un Hütt
un warmt de Hann un höpt:
De Sünn, de stiggt,
de Tid, de flüggt
un ok de Winter löppt!

Kiel. H. Dreyer.

Der dänische Künstler Lorenz Frölich †.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

Wer Lorenz Frölich gewesen, wird in deutschen Landen nicht gar vielen bekannt sein, wenigstens nicht außerhalb der Künstlerkreise. Wir Schleswig-Holsteiner aber besitzen in einem seiner Kolossalgemälde ein so kräftig gepfeffertes Angedenken an unsere dänische Vergangenheit, daß wir bei der Nachricht von seinem Tode (am 25. Oktober 1908 in Kopenhagen) uns noch einmal auf ihn und sein Werk recht besinnen.

Also, auf der für ein Tafelbild recht ansehnlichen Fläche von 530 und 280 cm ist zur Darstellung gekommen: die Huldigung der schleswig-holsteinischen Ritterschaft vor dem Dänenkönig Friedrich IV. im Jahre 1721. Es wird doch wohl künstlerische Freiheit sein, nicht historischer Vorgang, daß die Handlung unter freien Himmel verlegt ist, wodurch eine unbegrenzte Schaubühne für das figurenreiche Schauspiel gewonnen wurde. Die Mitte der Ferne füllt — in gedämpft grauem Tone gemalt — Schloß Gottorp aus, fast ganz in seiner jetzigen Gestalt von der malerischen Waldseite gesehen. Davor zieht sich die einstige Umwallung hin mit einer Andeutung des Burgsees. Das gibt mit mächtigen Baumgruppen einen ländlich ruhigen Hintergrund, wie er wünschenswert war für das bewegte Schauspiel des Vorgrundes. Links erheben sich an der Baumwand reichgeschmückte Balkons, von denen „die Damen im schönen Kranz" höchst andächtig zuschauen. Die Volksmenge, welche im Mittelgrund auf dem Wiesenplan herandrängt, hat es nicht so bequem, da Bewaffnete zu Pferde die gesteckten Grenzen bewachen.

Die eigentliche Scene spielt sich ganz vorne auf einer mit Teppichen belegten Bühne ab. Rechts unter breitem Thronhimmel sitzt auf goldglänzendem Sessel der dänische Monarch, das Haupt mit stattlichem pelzverbrämten Krempхhute bedeckt. Den zweifelhaften Vorzug des oldenburgischen Profils teilt mit ihm sein Nebenmann, vermutlich ein älterer, etwas stumpf dreinschauender Verwandter. In seiner behandschuhten Linken hält Friedrich IV. die verhängnisvolle Schriftrolle, während er sich die hochmütig hingestreckte Rechte küssen läßt

von einem der servil vor ihm knieenden „Edlen"! Etwa 20 dieser Vertreter unserer alten Geschlechter zählte ich. Mehr als die Hälfte liegt, so gut es gehen will, auf den Knien oder beugt die altersteifen Gliedmaßen. Aus der Mitte dieser von links herandrängenden Opfer des Tages erhebt sich eine Gestalt mit reich verziertem Stabe und höchst befriedigtem Antlitz — vermutlich etwas wie ein Zeremonienmeister. An sieghaftem Lächeln fehlt es auch nicht unter denen, die um den Gewalthaber eine wechselvolle Gruppe bilden, in welcher auch etliche Geistliche sich bemerkbar machen.

Das Bild gibt zu denken, denn es ist leider ein Geschichtsbild. Wohl uns, daß wir jetzt, wenn auch empört, so doch sorglos zusehen können, wie der Däne seine Stiefkinder zu knechten gewußt — dieses Mal in widerwärtigerer Form denn je. Dazwischenfahren möchte man, sieht man so diese Männer vor dem fremden Machthaber, der ihren angestammten Fürsten verjagte, herumkriechen, wie es untertäniger kaum bei einer orientalischen Palastscene hergehen mag. Nur zum Teil drückt sich in den Mienen der oft distinguierten Köpfe aus, was man bei allen zur Huldigung Befohlenen voraussetzen müßte: Empörung. Um manchen Mund spielt ein sauersüßes Lächeln; Resignation mag wohl in Wirklichkeit vorgeherrscht haben.

Wir wissen genau, was der Besteller des Gemäldes — die dänische Regierung — mit demselben hat wollen, sobald wir neben dem Künstlernamen die Zahl 1856—57 entdecken. Das war damals, als unsere Nachbarn wieder einmal daran waren, uns immer fester den Fuß auf den Nacken zu setzen, — nur, daß nicht jeder Nacken sich so willig beugte, wie auf der Leinwand vor uns! Also zweifellos ein Tendenzbild, was ja künstlerisch nicht gerade als Empfehlung dient.

Und die malerischen Eigenschaften des Bildes? Nicht jeder Kritiker will es zu bunt finden, obgleich — und das war wohl unvermeidlich — alles, was es an Farbe gibt und noch etwas mehr, vom lichtesten Grün durch alle Abstufungen des Blauen usw. hindurch, in den Prachtkostümen dieser allerprächtigsten Zeit und hin und her in Reflexen sich bricht. Durfte Farbenreichtum nicht fehlen, er hätte sich etwas wirksamer mildern lassen. Viel Schönes bieten dennoch die Gruppierungen der vielen lebensgroßen schlanken Gestalten in der malerischen Zeittracht. Das Widerwärtige der Stellung bei den Knieenden ist z. T. durch davor angeordnete gebeugte Gestalten fast verdeckt. Auch hat der Pinsel die Schwierigkeit überwunden, welche die Menge ungeheuerlicher Perrücken bot, so daß trotz derselben die vielen feinen Charakterköpfe zur Geltung kommen.

Auch dieses noch ziemlich jugendliche Gemälde hat schon seine wechselvolle Geschichte. In Flensburg, wo es entstand, gehörte es anfangs dem Appellationsgerichts-Gebäude an. Darnach wurde es im Schleswiger Staatsarchiv notdürftig untergebracht, bis es im hiesigen Regierungsgebäude scheint zur Ruhe gekommen zu sein. Herr Oberpräsident v. Köller hat sich eine verkleinerte Kopie darnach anfertigen lassen.

Im Flensburger Justizgebäude findet sich desselben Meisters Pendant zu dieser seiner „Huldigung," also wiederum die Verherrlichung eines dänischen Herrschers. Dargestellt ist die Verkündigung des Jütschen Lov durch Waldemar II. auf dem Reichstage zu Vordingborg im Jahre 1240. Die feierliche Staatsaktion spielt sich ab in einer weiten Halle, deren reizvolle mittelalterliche Architektur mit ihrer Dämmerung auf die hier maßvollere Farbengebung günstig wirkt. Da auch die Verteilung der Gruppen wirkungsvoll ist und die Hauptfiguren, unter ihnen der siegreiche König, als ausdrucksvolle Heldengestalten auftreten, so macht dieses historische Gemälde einen würdigen

und befriedigenden Eindruck, wenn es auch, fast selbstverständlich, nicht frei ist von akademischem Anstrich.

Im Schwurgerichtssaal desselben Gebäudes hatte ein Frölichsches Gemälde biblischen Inhalts und geringeren Umfanges seinen Platz gefunden. Die wunderbare Geschichte der Versuchung in der Wüste ist hier nach einigen Seiten hin eigenartig schön zur Darstellung gebracht. Von dem Christus voll sieghaft hoheitsvoller Ruhe hebt sich der Böse heftig zürnend in rascher Flucht hinweg. Es ist eine herkulische Jünglingsgestalt, ursprünglich offenbar mit Kraft und Schönheit ausgestattet, aber durch garstig boshaften Ausdruck und einen gewissen Mangel an Maß entstellt. Die Engel aber, licht und froh, die darnach zum Herrn traten und „dieneten ihm," schweben sachte herab, mit anbetend über der Brust gekreuzten Armen. — Leider fand ich später das eindrucksvolle Gemälde nicht mehr in jenem zugänglichen und dafür so geeigneten Raume. Es hieß, es sei in ein Privatgemach übergeführt.

Außerdem hat Flensburg noch einen Nachlaß des dänischen Meisters in einer Villa der Neustadt, wo er unter geschickter Benutzung des Raumes einen Gartensaal mit ansprechenden Darstellungen aus der Baldur- und der Thorsage geschmückt hat. Hier ist er ganz in seinem Eigenen angelangt. Nie wird man Lorenz Frölich besser kennen lernen als in der heimischen Sage. Kann man auch eine hübsche Bearbeitung antiker Mythen von ihm sehen — nirgends ist er mächtiger als in Schilderung der Götter Walhalls und nirgends ist er liebenswerter als in seinen Handzeichnungen.[1]) Daß er mehr Meister der Zeichnung als der Farbe war, zeigten von Anfang an seine Illustrationswerke, unter denen das Künstler-Lexikon z. B. 9 Blätter Radierungen zu Öhlenschläger nennt (1844). Auch spricht es von seinem „trefflichen" Bilde auf der Pariser Ausstellung von 1852: „Eine Heimkehr vom Erntefeld."

Viel gerühmt wurde ein Werk der 80er Jahre: ein mehr als 50 Fuß langer Fries, bestimmt zum Schmuck des National-Museums auf Schloß Frederiksborg in Kopenhagen, altnordische Figuren in ornamentaler Anordnung.

Daß die Schleswiger Schloßkapelle eine reizvolle Metallarbeit nach Frölichschem Entwurf besitzt vom Jahre 1857, das schien kaum bekannt zu sein, bis neuerdings Amtsgerichtsrat Posselt es erwähnt in seinem verdienstvollen „Der Silberschatz der Kirchen, Gilden und Zünfte in der Stadt Schleswig." In dieser jetzigen Garnisonkirche ist eines der wenigen Dinge, welche uns die Dänen geschenkt haben, das Taufbecken. Von hübschem Sandsteinuntersatz getragen, zeigt es auf breitem Rande in flachem Relief den Sündenfall, die Sündflut und die wiederherstellenden Heilstatsachen in prächtigen Gruppen, dazwischen die Evangelistensymbole; die Mitte zeigt die Taufe Christi.

Die Angehörigen des 1820 in Kopenhagen geborenen Meisters standen zu vornehmen deutschen Familien in naher Beziehung, so durch die Familie Tuttein zum Schleswiger Herrn Baron v. Liliencron. So schon in seinem angesehenen Elternhause durch deutsche Bildung beeinflußt, war sein Bildungsgang überhaupt so sehr ein deutscher, daß wir ihn fast zu den Unsern rechnen dürfen. Als er in Dresden zu Prof. Hübners Zeit studierte, arbeitete er mit dem Illustrator Rob. Reinick zusammen, und wo immer er seine Studien fortsetzte, in der Hauptstadt Frankreichs, in Fontainebleau oder in Rom — überall tat er sich aufs engste mit den deutschen Berufsgenossen zusammen. Diesen galt lange Meister Frölich als Vorbild im zeichnerischen Können und zugleich

[1]) Einige derselben sind in den Besitz der Malerin Frl. Ingeborg Magnussen übergegangen aus dem Nachlaß unseres Christian Magnussen (Harro Magnussens Vater), der ein Freund L. Frölichs war.

war ihnen „Onkel Lorns," auch in seiner gastlichen Kopenhagener Häuslichkeit, der Inbegriff aller gemütlichen Liebenswürdigkeit. Er sei — so versichern die Freunde —, obgleich Däne, viel zu fein und harmlos gewesen, um in Schöpfungen wie die oben geschilderte politisch gehässige Tendenzen legen zu wollen. So wollen wir mit ihm nicht rechten und uns das Interesse an diesem Andenken aus der „Dänenzeit" nicht stören lassen, wenn wir über die damaligen Auftraggeber uns auch ein bißchen ärgern.

Ist es doch auffallend wenig, was auch nach Seiten der Kunst hin uns mit dem Norden verbindet! Wer unter uns, wenn er nicht einmal nach Kopenhagen sich verschlagen ließ — was übrigens höchst lohnend sein soll —, weiß denn, was die Leutchen jenseits des Beltes jetzt malen, bilden oder bauen? Wie wenig beschäftigt sich unsere Tages- oder Fachpresse mit alledem, was für andere Länder so wichtig genommen wird. Allzu viel mag nach dem, was man sah und nach versprengten Nachrichten nicht daran verloren sein. Von Fachleuten hört man mitunter die Stoffe, mit denen man sich dort beschäftigt, als überaus zahm und tieferen Inhalt entbehrend schildern. Freilich — ist's denn anderswo oft besser?

Früher war's — so wollte es uns scheinen — recht lange so, daß Thorwaldsens nachwirkender Einfluß vielem im dänischen Kunstleben seinen feinen, fast glatten Stempel aufdrückte. Jetzt — so hört man — ist man dort mit Thorwaldsen absolut fertig, man übersieht ihn in seiner Heimat gänzlich, wie man in der Fremde es tut. Und doch, wer fühlt nicht mitunter etwas wie Dank gegen den nordischen Bildner, wer in seinem Wohnraum die segnenden Hände des Heilandes so milde über sich gebreitet sieht? Altmodisch ist das freilich sehr.

Doch waren es weniger des liebenswürdigen Künstlers Hauptwerke, deren Nachbildungen nach auswärts starke Verbreitung fanden, als Gegenstände des Kunstgewerbes, welche wir im schleswigschen Nachbarlande Dänemarks einst genießen durften. Waren's auch nur die mannigfachen feinfarbigen und -formigen Tonwaren — Krüge, Blumenbehälter u. dgl. — von der Insel Bornholm, — sobald Thorwaldsens Reliefs sie schmückten, war jede unedle Linie ausgeschlossen, jede leise Anwandlung von Formenwillkür und verständnisloser Ornamentierung, unter der wir heutzutage ja fast fortgehend leiden, sobald wir mit der „Moderne" in Berührung kommen. Vergebens durchsucht man jetzt in großen wie kleinen Geschäften alles nach so fein empfundenen Erzeugnissen angewandter Kunst.

Vor 50 Jahren holten wir sie uns in schönster Auswahl aus den Winkelläden des Schleistädtchens Kappeln, wo man sie reichlicher fand als in den Prunkläden größerer Städte. Das aber ging so zu. Wenn Peter Barg die Fracht seiner kleinen Jacht, unsere und der Nachbarn schwere Buttertonnen, in Kopenhagen zu Gelde gemacht, dann brachte er in der Rückfracht auch jene Idealgebilde, „dat Pottentüch," mit für den Kappeler Kramladen. Ein seltsamer Austausch, der vermutlich längst ein Ende hat! Damals aber begegneten uns in einer vom Olymp recht weit entlegenen Gegend zuerst die klassischen Gottheiten aus Meister Thorwaldsens Werkstatt in greifbarer Gestalt, während wir sie sonst nur auf dem Papier gekannt.

Unter den fördernden Eindrücken einer kunstgehobenen Zeit ist jedenfalls Lorenz Frölich herangereift, auch soweit es seine Ausbildung überhaupt gestattete, daß er in seiner Vaterstadt lebte. Jetzt ruht der schaffensmüde 88jährige Greis im Grabe.

Es war oben die Rede von einem Frölichschen Werke für Schloß Frederiksborg, einem an Kunstwert wie Ausdehnung gleich bedeutenden fries-

artigen Relief. Was bedeutet jetzt jenes alte Schloß? Es birgt — und wenn überall von dänischer Kunst die Rede ist, darf davon nicht geschwiegen werden — ein Nationalmuseum, welches Dänemark der Opferwilligkeit und dem feinsinnigen Verständnis des Bierbrauers J. C. Jacobsen verdankt. Dazu kommt Gründung wissenschaftlicher Anstalten und vielerlei, was anderswo schwerlich aus einer Hand, am wenigsten aus dieser Schicht des Bürgertums hervorgeht. Der Sohn, Carl Jacobsen, ist wunderbarer Weise des verstorbenen Vaters bürgerlichem Beruf treu geblieben und hat mit dem wunderkräftigen Reichtum des Vaters Sinn geerbt. So hat er den Ørsted-Park mit Reihen von Bronzestatuen geschmückt und die allgemein zugängliche Skulpturensammlung seines Hauses auf Ny Karlsborg durch Meisterwerke moderner Bildhauerei, besonders der nordischen und französischen.

Immerhin einiges, doch kaum vieles an künstlerisch gemeinnützigen Stiftungen aus Bürgerkreisen hervorgegangen dürften wir in deutschen Landen aufzuweisen haben. Aus früheren Zeiten wird man sich des Kölner Wallraf-Museums erinnern, dessen Gründer, eines Schneiders Sohn, selbst Theologe war. — Wer weiß, ob wir nicht, näher zugesehen, von unsern einstigen Feinden, den nordischen Nachbarn sonst noch allerlei lernen könnten? Wenn sie uns — d. h. die Unsern in der Nordmark — nur hübsch in Ruhe lassen wollten, sind sie wirklich so übel garnicht.

Itzehoensien aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts

(Ochsenmarkt, Post- und Zollsachen, Besuch des Königs, Mordtaten, Jahrmarkt, Nachtwächterwesen, Polizei, Lebensmittelpreise, Unwetter und Überschwemmung, Grüne Garde).

Aus ungedruckten Briefen Joh. Gottwerth Müllers mitgeteilt von Dr. **Seitz.**

Heute ist der Tag Simonis Judae, das heißt unser unruhigster Tag im ganzen Jahre, wegen des großen, berühmten Ochsenmarktes, der eine unglaubliche Menge Menschen hierher zieht und alles auf die Beine bringt, was Beine hat. Ich bin eine Stunde früher aufgestanden, um in aller Geschwindigkeit wenigstens meine Note an Sie auszufertigen, denn von 9 Uhr an bis auf den Abend kann ich mir mit Sicherheit keinen freyen Augenblick versprechen. Nehmen Sie also . . . .

(Itzehoe, den 28. Okt. 1816.)

In monarchischen Staaten, besonders in despotischen, wo der Wille des Souveräns das höchste Gesetz ist, muß man sich vieles gefallen lassen, was die Vernunft eben nicht billigt. Zu leugnen ist es indessen nicht, daß alle Itzehoer, vor allem was hier irgends Handlung treibt, gebohrne Contrebandiers sind, und daß daher der hiesige Zoll vielleicht der strengste im ganzen Lande ist. Wie leicht könnte nicht ein kleines Paketchen unter der Rubrik eines Auctionskataloges Brüsseler Spitzen oder ähnliche zollbare Waare enthalten? — Dies entschuldigt einigermaßen. Meine Bücherkasten sind, so lange ich hier wohne, wenn sie mit Frachtfuhr oder zu Schiffe kommen, noch nie visitiert, obgleich ich immer, was ich sehr gerne thue, die Gebühren zu bezahlen habe. Bloß der Postcontrolleur ist ein Esel, der für seine 3 ß etwas thun will. (30. April 1817.)

Außer den falschen Spielern hat, wenn man etwa einen und andern Blinden ausnimmt, kein Mensch so zartes Gefühl in den Fingerspitzen, als die Postbedienten; exempli gratia, eine Auctionsnote von Ihnen muß sehr klein sein, wenn die feinen Finger des Hamburgischen Post-Federviehes sie nicht herausfühlen, und 2 ß ($66^2/_3$ pr. ct.) mehr notiren sollen für die Einlage. Die hiesigen fühlen ebenso zart, und um der kleinsten fühlbaren Einlage willen kostet der Brief von hier statt drey, fünf ß (das absendende Postamt bestimmt allemal die Taxe), wenngleich der Brief kein Loth wiegt.

Nun? Sehen Sie jetzt, warum ich zwey Briefe amalgamiere? (M. schreibt an die Herren J. H. und C. C. Schmonnstedt, Vater und Sohn.) Ich schreibe deswegen keine Zeile weniger, vielleicht 50 mehr, aber ich erspare 66²/₃ pro cent, das ist immer Etwas für mein Taschengeld." (19. Okt. 1818.)

„— — Die mehrsten Bücher sind ungebunden, das ist für einen Bewohner der Stadt Itcehö ein sehr schlimmer Umstand. Denn, kund und zu wissen sey Ihnen hiemit, daß wir nur einen einzigen Buchbinder haben, dem ich das rühmliche Zeugniß aber nicht versagen kann, daß er recht für eine Stadt gebohren ist, die mit dem alten Abdera die schwesterlichste Ähnlichkeit hat! — Ich kaufe deswegen nicht gern ungebundene Bücher, denn ich muß sie in Kiel binden lassen, und da macht in einem Lande, wo der Frachtfuhrmann nichts unter 40 ℔ laden soll, das schwere Porto hin und zurück sie zu theuer." (18. Dez. 1818.)

„— — Wenn die Kiste irgends an 40 ℔ hinauf läuft, so habe ich sie immer lieber durch einen Fuhrmann als zu Schiffe, — die Schiffsfracht ist zwar wohlfeiler: — aber zu Wasser eingehende Bücher geben Zoll, — damit sie dem Könige das wieder einbringen, was der Post entgeht, die auf Alles Anspruch macht, was unter 40 ℔ zu Lande aus- und eingeht; mithin erspart mir die Schiffsgelegenheit nichts, und der einzige Vortheil ist, daß die Bücher nicht so lange oben liegen bleiben, bis die zu dem legalen Gewicht angeschwollene Masse sich zur Achse qualificiert." (Sept. 1819.)

— — An Sonn- und Festtagen expediren die Zollbedienten nicht, außer in sehr dringenden Fällen und gegen doppelte Gebühr. Der hiesige Zoll muß eine ungeheure Summe jährlich eintragen; mein Freund Nagel (Weinhändler) hat im vorigen Quartal circa 4000 ℔ Species bezahlt, und was ist Herr Nagel gegen unsere Matadore, z. E. Westphalen, Diercks, Holst? — Seitdem haben wir einen neuen sehr erhöhten Zolltarif bekommen, nach welchem Herr N. über 500 ℔ haben bezahlen müssen, wenn seine Stücke, Piepen, Oxhofte ꝛc. vier Wochen später gekommen wären. (Itzehoe, 11. August 1823.)

Vater Frederik kam Abends um 8½ Uhr an, und reisete am folgenden Morgen um 3½ Uhr schon wieder ab. Unsere gute, gute Mutter, die angebetete Marie mit den liebenswürdigen Prinzessinnen blieb 6 oder 7 Stunden länger, und weil wir schon vor ihrer Ankunft wußten, daß sie das Hôtel ihrer Schwester, der Prinzessin Juliane, welche Aebtissin des hiesigen Klosters ist, und seit ein paar Monaten in Luisenlund ist, besehen wollte, so wurde sie dort äußerst angenehm durch ein rührendes Fest überrascht, welches unsere Stadt der vortrefflichen Frau zu Ehren veranstaltet hatte. Sie betheuerte es uns Anwesenden, daß sie Itzehoe nie vergessen würde, und ihr Auge war naß.

Aber, obgleich ich sonst das Thun und Treiben der Itzehoer nicht eben zu loben pflege, so muß ich doch gestehen, daß beym Empfang Ihrer Majestäten und bey der Abreise der Königinn alles so war, wie es seyn muß. Alle Häuser waren schön, zum Theil prächtig erleuchtet. Eine hübsche, eine schöne und eine sehr schöne Ehrenpforte waren in drey geschiedenen Straßen errichtet. Die Bürgergarde zu Fuß hatte ein so vortreffliches Musikantencorps zusammengebracht, wie ich es bei keinem französischen oder russischen Regiment gefunden habe. Zwey große Grönlandfahrer liegen dicht vor dem Thore auf dem Flusse, folglich hatten wir Canonen genug. Die schön equipirte reitende Garde war vortrefflich beritten. Vieles war ausgezeichnet schön, und nichts war ganz schlecht, — ich rede von dem, was in die Augen fiel. Das Einzige, was die Leutchen wohl hätten unterlassen mögen, war das Geläute mit unsern elenden Glocken.

Der König reisete ganz in der Stille ab; die Königinn aber wurde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen begleitet. Für eine Stadt, die weit mehr, als irgend eine andere in den Staaten unsers Königs, durch den Krieg litt, haben wir gethan, was irgend unsere Kräfte erlaubten — vielleicht ein bischen mehr. Denn neben bedeutendem Reichthum herrscht hier bittere Dürftigkeit; und wie überall so auch hier, wissen die Reichen schon Mittel, in allen Dingen die größere Last auf die Dürftigen zu wälzen. Wie dem sey, und so herzlich feind ich dem Courmachen bin, so wünschte ich doch, unsere Königinn käme noch einmal nach Itzehoe, so stünde ich gern wieder einige Stunden auf meinen Beinen wie eine Gans.

Beyläufig gesagt, ich habe in meinem langen Leben sehr viel hübsches in der Art gesehen, aber so äußerst geschmackvoll sah ich nie ein Gebäude erleuchtet, als das Haus,

in dem das Fräulein von Blome, eine der Conventualinnen des hiesigen Klosters, wohnt. Diese edle, einfache Eleganz stellte alles andere, selbst die prächtige Ehrenpforte in den Schatten. Auch hatten beyde Majestäten dieses Haus bemerkt und sich erkundigt, wer es bewohne. (J., 31. August 1817.)

Hier hatten wir vor einigen Jahren das traurige Spectakel, daß ein Mörder öffentlich todt gemacht wurde. Sein abgehackter Kopf ist vor der Stadt auf einen hohen Pfahl genagelt, um den Vorüberreisenden Tugend zu predigen. Das ist nun wohl recht gut und löblich, aber man sieht doch nicht, daß dergleichen schröckliche Prediger eben mehr bewürken als die in der Tonne. Der Mensch ging sehr gefaßt zum Tode, entkleidete sich selbst, litt nicht, daß er gebunden würde, legte mit der größten Gelassenheit beyde Hände auf den Rücken und seinen Hals auf den Block, und in dem Augenblicke fiel das schröckliche Beil nieder. Dies ist, seit ich hier wohne, der siebente, der von Gerichtswegen todtgemacht wird. Wie viele von den Ärzten abgethan sind, weiß ich nicht; es mag aber wohl in die Tausende laufen. Denken Sie nur! wir haben in dieser kleinen Bicoque 4, sage: vier Doctoren der Arzney und den Regimentschirurgus, der zur Praxis befugt ist! (7. Januar 1819.)

„— — In unserm Lande ist der Unterhalt der Gefangenen sehr kostspielig (wenn ich nicht sehr irre, so werden dem Gefangenwärter täglich für Speisung und Aufsicht 2 ß a Person gezahlt), und diese Kosten, wie überhaupt die Kosten jedes Criminal Processes fallen nicht wie in, ich glaube, allen andern polizirten Ländern, dem Fiscus, sondern den ohnehin schon stark belasteten Commünen anheim. Erklären Sie sich daraus, wie es zugehe, daß die Gutsbesitzer und Unterobrigkeiten so gern durch die Finger sehen, so lange es möglich ist — d. h. gemeiniglich: so lange kein bestimmter Kläger auftritt, oder keine Anzeige gemacht wird, von welcher schlechterdings Notiz genommen werden muß; man läßt Diebe und Mörder lieber laufen, um — die Commüne nicht zu belasten. Vorzüglich ist das der Fall in des hiesigen Klosters Jurisdiction. Ich habe, während ich in Itzehoe bin, unter mehreren kleineren Fällen besonders zwey Mordthaten belebt, wo jedermann den Mörder mit dem Finger bezeichnen könnte, nach denen aber weder Hund noch Hahn krähete; beyde waren im Klösterlichen 1) dem Hause gegenüber, in welchem Ihr Herr Sohn vor. Jahr logirte, führt ein Gang zwischen deu Gütern hindurch nach dem Brook; an der Ecke desselben lag in der Regel ein großer Haufe Dünger und Kehricht. Aus diesem Haufen zerrten die Hunde ein neugebohrenes Kind hervor. Es war nur eine einzige Person, auf die ein äußerst starker, nahe an völlige Gewißheit grenzender Verdacht fallen konnte: aber — man wollte keine Kosten auf die Commüne bringen! 2) In dem kaum eine Viertelstunde von der Stadt belegenen Klosterdorf Sude stand eine Kathe auf einem Hofe, die seit Menschengedenken die Schinderkathe hieß, weil der Schinderknecht, wenn er, wie gewöhnlich, verheyrathet war, sie bewohnte. Diese Kathe warf einmal, als sie ledig stand, ein Sturm über den Haufen; der Besitzer des Hofes wollte sie nicht wieder aufbauen, sondern den Platz anderweitig benutzen. Wie er den Fleck aufräumt und die Lehmdiele aufgebrochen wurde, fand man den Leichnam eines Mannes, der noch so gut erhalten war, daß man seine Statur und die Farbe seiner Kleidung, besonders des feinen grüntuchenen Rockes sehr bestimmt unterscheiden konnte. Ich erfuhr das noch an dem Findungstage und bat die sel. Gräfin v. B., in deren Haus der damalige jetzt auch schon verstorbene Verbitter (diesen Titel führt unter allen holsteinischen Prälaten einzig der Prälat des adlichen Klosters zu Itzehoe) Graf v. B. täglich kam, Se. Excellenz zu fragen, ob er von diesem Vorfall keine Notiz nehmen werde? Antwort: Mir ist nichts gemeldet. — Ein paar Tage nachher war ich bey dem Verbitter zu Tische. Ich nahm Gelegenheit, ihn nach der Tafel unter vier Augen auf dieses Capitel zu bringen, und erhielt dieselbe Antwort. Ich machte ihn aufmerksam auf den Umstand, daß vor einigen Monaten in mehreren Zeitungen dringend um Nachrichten von einem Secretair, der in Geschäften verreiset sey und von dem man von Hamburg aus die letzten Nachrichten erhalten habe, gebeten wurde. Ich bemerkte ihm, daß die Beschreibung dieses Mannes und seiner Kleidung nicht nur vollkommen auf den Ermordeten passe, sondern daß das Avertissement grade in den Zeitpunkt falle, in welchem der Schinderknecht sich von hier entfernt habe, und äußerte, daß mich bedünke, bey dergleichen notorischen Fällen bedürfe es keiner Anzeige, die müßten auf das erste leiseste Gerücht hin ex officio untersucht werden. Antwort: „Freylich wohl, aber, lieber Doctor, bedenken Sie die großen Kosten, die das auf die Commüne bringt!" Ich zuckte die Achseln. (16. Sept. 1819.)

— — Ich erinnere mich eines Falles in den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthalts, der viele Leute in Verlegenheit setzte: Ostern fiel, wie in diesem Jahre, spät in den April, mithin kam auch der für die Itzehoischen Hausväter bitterböse Sonntag Lätare (von Lätare bis Judica fegt hier der Jahrmarkt die Beutel) erst, gerade wie heuer, mit dem Anfange Aprils; der Jahrmarkt war am Sonntag Lätare, Abends um 6 Uhr gebührend eingeläutet, die rothe Fahne vom Thurm der Nicolai-Kirche ausgesteckt, die hölzerne Handelsstadt war auf dem Markte und in den Gassen erbauet, die Grundvesten der Tanzböden erbebten unter den bleyernen Füßen der schmiegsamen Jungfrauen, die fremden Handelsherren waren alle hier, am Montage bemüheten sich die Butenminschen (wie man's in Hamburg nennt) in unsere Stadt und mancher Einwohner aus seinem Hause, und siehe! alle Buden und Laden derer Fremden, deren Waaren zu Wasser kommen, waren verschlossen, und wahrlich nicht um der Diebe willen! Die Schiffe waren alle bey Wewelsfleth eingefroren, was auf deutsch eingefroren heißt! und es erfoderte, theils wegen der Zoll-Schwürigkeiten, theils weil es schwer hielt, bey einem so außerordentlichen Vorfall und für mehrere Schiffsladungen Fracht genugsames Fuhrwerk aufzutreiben, mehrere Tage (und schwere Kosten), die Waaren herbeyzuschaffen, so daß manche Buden am Mittwoch noch nicht offen standen. (J., d. 5. März 1821.)

Ich kann nicht umhin, Ihnen einen Beweis zu geben, daß ich nicht Unrecht habe, die Königliche Stadt Itzehoe für das holsteinische Abdera zu erklären. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Ihnen vor Monaten von dem in einem zum militairischen Magazin vermietheten Hause angelegten Feuer schrieb. Der Vorfall machte viel Aufsehens, denn erst vor wenigen Jahren brannte ein ähnliches sehr bedeutendes Magazin bis auf den Grund ab; also nahm denn dieses Mal der Wohlweise Magistrat, der aus anderthalb Juristen und drey Gewürzkrämern besteht, die Sache ad animum; und was that er? — Sie, mein theuerster Freund, oder ich würden den Schaden in der Wurzel angegriffen, und nicht nur das hier sehr elend bestellte Nachtwächterwesen ein für allemal besser organisiert haben, auch hätten wir gewiß es dabey nicht bewenden lassen, sondern wir hätten mit Ernst eine Gassenerleuchtung erzwungen. Nicht so der Magistrat! Dieser verordnete, daß die Nachtwächter, statt wie bisher von 11 bis 3 Uhr, künftig bis 4 Uhr rufen, und daß jede Nacht sechs erbgesessene Bürger von 10 Uhr Abends bis an den Morgen in eigener Person die Stadt durchpatrouilliren sollten, so wie die Reihe sie träfe. So etwas ist in Schilda und Schöppenstedt nie geschehen. Dies unter uns. — — (J., d. 13. April 1821.)

Seitdem der Bach, der unter meines Nachbars Hause und durch meinen Garten gieng, durch eine extra weise Polizeyverfügung zugedämmt wurde, ist mein vorher sehr trocknes Haus so feucht geworden, daß nichts zu conserviren ist. Die schönste gebleichte Wäsche ist binnen 4 Wochen quittengelb, alles Eisengeräthe rostet; Stiefel, die ich nur in 8 Tagen nicht anzog, sind weiß beschimmelt, und ich kann kaum mein Federmesser bergen. (J., 7. Mai 1821.)

Dem Himmel sei Dank, daß auf mich durchaus der Verdacht nicht fallen kann, Verfasser der Jobsiade zu seyn! Unsere Weisen würden mich handhaben wie der Türke den Griechen! Alle die Neuigkeiten aus Schildburg, welche die Wittwe Jobs im 2. Bande ihrem Sohne mittheilt, — wenigstens die wichtigsten, würden für eine blutige Satyre auf das holsteinische Abdera gelten. (J., 12. Nov. 1821.)

— — Allerdings hat es auf den ganzen Handel Einfluß, wenn der Bauer nichts absetzt; aber dieser Mangel an Absatz ist nur momentan und drückt weder den vermögenden, noch den ganz armen Bauern, sondern nur den Mittelstand, der aus der Hand in den Mund arbeitet. Der kleine Bauer hat wenig oder gar kein Korn zum Verkauf übrig und der bemittelte kann aufspeichern. Wie ich nach Itzehoe kam (i. J. 1772), wußte man seit vielen Jahren von keiner Theuerung. Das 8pfündige Roggenbrodt galt $2^1/_2$, 3 und wenn's hoch kam 4 ß, das Pfund Butter des Sommers 4, des Winters 3 ß, Rindfleisch $1^1/_2$ ß, Schweinefleisch 2 ß nnd wenn man 10 ℔ kaufte $1^3/_4$ ß, eine Henne 4 ß, der beste Rohmkäse 4 ß, Eyer 6 bis für 1 ß usw., und der Bauer war wohlhabend, denn er lebte und kleidete sich einfach, und seine Abgaben waren mäßig. Jetzt gehen die Bäuerinnen wie die Städterinnen, alles trinkt Kaffee und — was das Grundübel ist: der Bauer wird von den beynahe unerschwinglichen Abgaben erdrückt. Für das, was er jetzt contribuiren muß, konnte er vor 50 Jahren so ein Wesen wie das seinige beynahe pachten. (J., d. 11. Febr. 1822.)

— — In der Nacht vom 9. zum 10., zwey Stunden nach Mitternacht hatten wir hier ein böses Hagelwetter mit schweren Wetterschlägen und dem fürchterlichsten Sturme. Das ist das 2. Mal, daß ich am 10. März ein Donnerwetter erlebe; das erste kam Hamburg theuer zu stehen: es kostete ihm die Michaelis-Kirche. Es war nur ein einziger Schlag, bey hellem Himmel. Ich war 7 Jahr alt, und es ist mir noch so gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. (J., 25. März 1822.)

Unsere Stadt hat durch die Überschwemmung sehr wenig gelitten. In der Neustadt freylich waren alle Keller voll, zum Theil auch die Zimmer in nicht aufgetreppten Häusern: aber das ist hier auch wohl ohne so außerordentlich hohe Fluthen der Fall, denn die Neustadt ist eine Insel, die bloß durch eine Brücke mit der Altstadt zusammenhängt, die auf dem rechten Ufer des Stromes liegt und von dieser Brücke an immer bergan geht. Durch 2 andere Brücken ist die Neustadt mit dem vesten Lande des linken Ufers verbunden. Über alle diese Brücken strömte nun freylich das Wasser mit Ungestüm, mithin auch einige Klafter hinauf in die breite Straße, that aber keinen nennenswerthen Schaden, denn daß es vor dem Hause der Frau Kammerherrin von Schilden etliche Pflastersteine aufwühlte oder in den an der Stör gelegenen Gärten Unfug trieb, das ist dünkt mich nicht des Erwähnens werth. Auch die nächsten Umgebungen unserer Stadt haben nicht gelitten; die Stördeiche haben sich vortrefflich gehalten bis hinunter an die Elbe; so auch die Elbdeiche, die zwar hie und da ein wenig beschädigt, aber nirgends dem ungestümen Elemente gewichen sind. Wollte Gott, ich könnte eben das von den Stördeichen oberhalb Itzehoe sagen! Anderthalb Meilen über Itzehoe hat in der Herrschaft Breitenburg der Deich am linken Störufer einen schröcklichen Grundbruch erlitten, so daß das schöne Dorf Breitenberg noch jetzt unter Wasser steht und unter Wasser bleiben muß, bis uns Gott einen tüchtigen Ostwind beschert. Das Elend ist unbeschreiblich und der Verlust des Dorfes und meines guten ehrwürdigen Grafen nicht zu berechnen. — —

Was mein Versaufen anlangt, so bitt ich Dero gar freundlichst ganz außer Unruh zu seyn. Ich wohne zwar knapp 60 bis 80 Schritt vom Strome, aberst das geht von mir zu ihm Bergdahl, so daß diese Fluth, obschonst sie höger seyn thät als die von 1792, nicht bis auf den halben Weg von den Vorsetzen zu mir kam; überdies steht meine Burg noch fast ein paar Fuß höher als die Straße und ist nicht kellerhohl. (J., 29. Nov. 1824.)

— — Meine Burg kann von keiner Überschwemmung erreicht werden, und von allen den heftigen Stürmen, die ich seit 53 Jahren hier erlebte, hat mir noch keiner einen einzigen Ziegel vom Dache gebracht. Überhaupt haben die letzten beyden Stürme sich hier gar nicht mit den Dächern amüsiert. In der Neustadt aber hat der letzte vielen Unfug angerichtet; ein Haus ist ganz zerstört und mehrere sind sehr beschädigt.

Glückstadt ist durch einen großen Grönlandsfahrer vom Untergange gerettet; Wind und Wasser trieben ihn mit solcher Gewalt gegen den sogenannten Rethhügel, nahm etliche kleine Häuser und eine Ecke des Zuchthauses mit, und verschaffte dadurch dem Wasser, welches die Stadt überschwemmte, einen schnellen und starken Abfluß. Leyder sind viele Menschen dabey ums Leben gekommen. Hier, nahe an der Stadt ist der Stördeich gebrochen. In Wewelsfleth ebenfalls. Das hat auch mehreren Menschen das Leben gekostet. In Glückstadt vermißt man noch 24 Personen. (J., 10. Febr. 1825.)

Der 28. Januar ist bekanntlich der Geburtstag unseres Herzogs, des Königs von Dännemark, also auch für Itzehoe ein sehr solenner Tag; und wir haben so gut eine recht hübsche grüne Garde, als andere Städte. Diese Garde begeht denn nun ebenfalls den lieben Tag sehr feyerlich mit einem großen Mittagsschmause und einem Ball, und zu diesem Feste war ich denn schon ein paar Wochen vorher eingeladen, hatte mir aber die Ehre verbeten, weil mein hohes Alter an sich schon eine hinlängliche Entschuldigung ist. Am Stichtage aber, da ich, um Ihnen ein langes Opiat senden zu können, schon am Vormittag am Schreibtische saß, erschien eine förmliche Deputation in der Person des Premierlieutenants, der mich auf Befehl seines Chefs und des Corps so lange exterte, bis er meinen allergnädigsten Assent herauspreßte. So war nun keine Zeit zu verlieren; der geheime Bartrath mußte requirirt werden; ich hatte eine weitläuftige Toilette zu machen, andere Höschen, andere Stiefel, andere Wäsche und meine besten Fäden anzuziehen, nachdem ich mich vorher recht schmuck frisirt hatte, und so langte ich endlich spät genug an, und fand eine ganz komplete Pfingstepistel vor, durch die ich mich noch bey weitem nicht durchkomplimentirt hatte, als schon zur

Tafel geblasen wurde. Jetzt am Tische konnte ich die Gesellschaft besser übersehen als in den vollgedrängten Entreezimmern. Da waren viele Officiere vom Leibregiment Dragoner, von dem hier der Stab und die beyden ersten Eskadrons in Garnison stehen, der Oberstlieutenant, ein Rittmeister, und mehrere Lieutenants; der Justizrath und Bürgermeister Röttger, der in Itzehoe residirende Gräflich Breitenburgische Oberinspector, der Regimentschirurgus, ein Prediger und sonst noch verschiedene Honoratiares (doch Gott Lob keine Advocaten!) Die Garde ist ebenfalls sehr gemischt, reiche Negotianten und Handwerker. So unwillig ich hingegangen war, so vergnügt gieng ich Abends um 12 Uhr nach Hause. Was mir den Tag froh machte, war das anständigste Benehmen eines jeden. Denken Sie sich eine zahlreiche Versammlung, die vom Kammerherrn bis zum Schornsteinfeger herunter aus allen möglichen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, eine beynahe dreystündige Session bey Tische, wo die schwersten Weine wie Wasser getrunken werden, und dennoch keine ungezogene Miene vorfällt? Ist das nicht ein guter Grund meines Frohseyns?

Freylich, Itzeho wetteifert mit Abdera, und so fiel auch ein derber Abderitismus vor. Den will ich Ihnen ein ander Mal, aber im engsten Vertrauen erzählen. — —

(J., 17. Febr. 1825.) Ihr eigenster Müller.



Nordstrand.

Ich ruhte auf des Deiches grünen Matten
und blickte weltverloren auf das Meer.
Es lagen nebelgrau vor mir die Watten,
ein schriller Mövenschrei scholl zu mir her.
Nachsinnend dachte ich vergang'ner Zeiten.
Wo ruhlos jetzt die blanke Welle schäumt,
da hat auch einst in alten, fernen Tagen
Manch' Menschen Herz von Liebesglück geträumt.

Doch als im friedlichen Gefilde riefen
die Kirchenglocken zu dem Gotteswort,
da türmte sich die Wolke, und die Fluten,
sie rissen Menschenglück und Frieden fort.
Ich lausch', o Meer, dem Murmeln deiner Wellen,
so friedlich liegt vor mir dein großes Bild.
Gefühllos gleitet deine glatte Woge
hin über Trümmer, Kirchen — Grabgefild.

Langensalza. Ernst von Oldenburg.



Bericht über die Generalversammlung des Vereins Jordsand auf Jordsand,

sowie eine im Anschluß daran unternommene Fahrt nach den Halligen.

Von Dr. **Dietrich** in Hamburg.

I.

Als ich am Abend des 5. Juni gegen 10 Uhr in Hoyer ankam, sah das Wetter für die für den folgenden Tag beabsichtigte Fahrt nach Jordsand und Ellenbogen wenig versprechend aus: der Himmel wie ein Sack, und dazu schnob ein Wind durch die Gassen des Städtchens und rüttelte an allen Fenstern und Türen, daß man sich in den November versetzt glauben konnte. Doch wir hofften trotzdem das Beste, und in der Tat: am nächsten Morgen lugte ab und zu die Sonne durch die Wolken und auch der Wind schien bedeutend nachgelassen zu haben. So machten wir uns denn nach Hoyerschleuse auf, wohin ich einen mit Motor versehenen Kutter bestellt hatte. Aber als wir auf den hohen Seedeich stiegen, in dessen Schutz wir uns so lange befunden hatten, merkten wir, daß der Wind immer noch recht heftig wehte, so daß es uns als Landratten nicht ganz unbedenklich erschien, bei solchem Wetter hinauszufahren. Zudem überraschte uns unser Schiffer mit der Unglücksbotschaft, daß ihm gestern beim Einlaufen in den kleinen Hafen von Hoyerschleuse der Sturm den Topp abgebrochen und auf das Verdeck geschleudert habe. Der Schaden müsse erst einigermaßen repariert werden, ehe an die Fahrt gedacht werden könne. Da seine Äußerungen über das Wetter auch nicht sehr verheißungsvoll klangen, waren wir fast schon der Absicht, die Fahrt aufzugeben, entschlossen uns aber, erst die Beendigung der Reparatur abzuwarten und dann einen endgültigen Beschluß zu fassen. Vielleicht ließ der Wind inzwischen nach, denn der Himmel klärte sich im Westen sichtlich auf. Diese Wartezeit wurde zu einem

Spaziergange auf den Außendeichswiesen benutzt, die bei der letzten Flut bis an den Fuß des Deiches hin unter Wasser gestanden hatten, so daß die Gelege der dort nistenden Vögel sämtlich zerstört worden waren. Rotschenkel und Austernfischer umgaukelten uns mit lautem Geschrei, Möwen und Seeschwalben segelten leichten Fluges durch die Luft, und auf den ruhigeren Buchten schwammen paarweise zahlreiche Brandenten, die in ihrem schönen bunten Gefieder mich noch bei jedem Besuch der Nordsee-Inseln von neuem erfreut haben. Als wir zu unserm Kutter zurückkehrten, war der Schaden repariert, und das Wetter sah bedeutend günstiger aus. Da ich auf mein Nachfragen bei einigen mir von früher bekannten Seeleuten, ob es rätlich sei, bei dem Winde hinauszufahren, günstigen Bescheid erhielt, so traten wir unsere Reise an, die, schon was die Seefahrt allein anbetrifft, allen Teilnehmern, im ganzen 9 Personen, in schönster Erinnerung stehen wird. In Anbetracht der herrschenden Wind- und Flutverhältnisse machte sich eine kleine Änderung unseres ursprünglichen Planes nötig, indem wir zuerst den Ellenbogen und dann Jordsand besuchen mußten.

Wir landeten nahe der Ostspitze des Ellenbogens, wo am Strande einige Zwergseeschwalben nisten. Es gelang uns, in dem Dünenterrain zwischen der Ostspitze und dem Ostleuchtturm einige belegte Nester der Sturmmöwe zu finden; auch wurde die Trauerbachstelze dort beobachtet. Nach einem kurzen, der Erfrischung gewidmeten Aufenthalt in dem Hause des Leuchtturmwärters setzten wir unsern Weg fort. Einzelne Eiderenten saßen noch fest auf den Eiern; andere Nester zeigten uns, daß die Ente mit den glücklich erbrüteten Jungen das Nest verlassen und das Wasser aufgesucht habe. Doch fehlte es auch nicht an ausgeplünderten Nestern, die nur die zerhackten und ihres Inhalts beraubten Eierschalen enthielten. Dies kann nur von den Silbermöwen geschehen sein; wenigstens wüßte ich dort keinen Feind, dem ich derartige Räubereien zuschreiben könnte. Die Nester dieser, nach meiner Erfahrung hier nur den Eiderenten gefährlichen Räuber fanden wir wie sonst meist am Abhange der Dünenkuppen, teils leer, teils mit 1—3 Eiern belegt. Auf einer Dünenkuppe Umschau haltend, weideten wir uns oft an dem schönen Anblick, den die grauweißen Dünen, belebt von zahlreichen Silbermöwen und einzelnen Sturmmöwen, uns darboten. Dazu denke man sich rechts und links das aufgeregte, brausende Meer, dessen schaumgekrönte Wogen unablässig in langen Zügen gegen den flachen, weißen Strand anlaufen. Aus der Ferne grüßen rechts die weißen Sande, die der Insel Röm vorgelagert sind, mit ihrer furchtbaren Brandung und dahinter die Gebäude des Seebades Lakolk zu uns herüber, während zur Linken jenseits des Königshafens sich die Dünen von List bis zum fernen Horizont hinziehen. Aber der schönste Moment, den wir alle mit Spannung erwarteten, sollte noch kommen. Wir waren dem Westleuchtturm schon ziemlich nahe, als ich den ersten Schrei einer Kaspischen Seeschwalbe vernahm, aber bald gesellten sich dieser zahlreiche andere zu, und ihr Geschrei wurde immer aufgeregter, je mehr wir uns ihrem Brutplatz näherten. Ich habe den Anblick, den die schönen Vögel mit dem auffallend großen, roten Schnabel hierbei gewähren, wie sie sich im Fluge zurückwerfen, den Hals aufblähen, die Federn daran sträuben und dann den rauhen, krächzenden Schrei ausstoßen, schon des öfteren geschildert und will deshalb nicht näher darauf eingehen. Die Brutkolonie befand sich wieder, mehrere Gruppen bildend, auf dem flachen, sandigen Vorstrande und bestand aus 8 belegten Nestern, von denen mehrere nur 1, einige 2 Eier und 3 Nester 3 Eier enthielten. Mehrere am vorhergehenden Nachmittage durch den Sturm mit Sand überwehte Nester hatte der Leuchtturmwärter, der während des Unwetters sorgfältig auf die Kolonie achtgegeben hatte, wieder freigelegt und so gerettet. Wie gut Herr Otto, der Feuerwärter des Westleuchtturms, mit den Nestern Bescheid wußte, zeigte uns der Umstand, daß er ein Nest mit 2 Eiern, das noch in der Nacht wieder völlig verweht worden war und nun vermißt wurde, in kurzer Zeit aus dem Sande wieder ans Tageslicht brachte. Nur ein Nest mit 3 Eiern war trotz allen Suchens nicht mehr aufzufinden. Da mehrere Nester erst mit einem Ei belegt waren, vermutete ich, daß einige Paare wohl noch nicht mit dem Brüten begonnen hätten. Herr Otto schreibt mir nun unter dem 3. Juli, daß die Kolonie es im ganzen auf 9 Gelege gebracht habe, so daß gegen das Vorjahr leider ein betrübender Rückgang zu konstatieren ist.

Nun wandten wir uns nach dem südlichen Strande des Ellenbogens, der sich längs des Königshafens hinzieht. Eine weite graue Sandfläche dehnte sich jetzt bei Ebbe vor uns aus, nur in der Ferne vor dem Dörfchen List verriet ein eigenartiges Glitzern und Leuchten das Vorhandensein von Wasser, das dort in einer tieferen Rinne selbst bei niedrigster Ebbe nicht ganz abläuft. Die Kolonien der Küstenseeschwalbe, unter denen freilich auch viele Flußseeschwalben nisten, und der Zwergseeschwalben waren recht gut besetzt. Auch eine Menge Austernfischer und einzelne See- und Halsbandregenpfeifer nisten dort mit den ersteren vergesellschaftet. Die Zwergseeschwalben beschränken sich auf das Kiesgeröll und den Sandstrand, die anderen aber finden sich

sowohl auf den kurzrasigen Wiesen, wie auch auf den flachen, aber meist mit hohem Strandhafer und Dünengras bestandenen Dünen, ja, auch auf dem sandigen und kiesigen Vorstrande. Ich hebe gegenüber anderen Beobachtungen hervor, daß sich auf dem Kiesgeröll und den Sandflächen verschiedentlich Nester der Zwergseeschwalbe, der Küstenseeschwalbe und des Austernfischers dicht beisammen fanden. In früheren Jahren brütete die Hauptmasse der Küsten- und Flußseeschwalben auf den Wiesen, die sich zwischen dem eigentlichen Dünenterrain des Ellenbogens und der flachen, am Wattstrande sich hinziehenden Düne ausbreiten. Diesen alten Platz hatten nur vereinzelte Paare festgehalten, die Hauptkolonie hatte sich auf der flachen Düne zwischen den Büscheln von Strandgräsern angesiedelt, wo weder der heftige Sturm der letzten Tage noch die hohe Flut ihnen etwas hatte anhaben können. Dagegen war unter den Nestern, die auf dem Vorstrande standen, viel Unheil angerichtet. So fand ich gleich an der ersten Stelle, wo ich den Strand betrat, von den Wellen zusammengetrieben, 3 Eier des Halsbandregenpfeifers und 4 Eier der Küstenseeschwalbe, später an anderen Stellen noch zahlreiche einzelne Eier der Küsten- und der Zwergseeschwalbe.

Was nun das Gesamtresultat der diesjährigen Bruten auf dem Ellenbogen anbetrifft, so ist dies bei den Zwerg- und Küstenseeschwalben (bezw. Flußseeschwalben) und den Austerfischern durchaus befriedigend; auch die Silbermöwen sind in ihrem Bestande wenigstens nicht zurückgegangen. Dies scheint mir dagegen bei den Sturmmöwen und leider auch bei der Kaspischen Seeschwalbe der Fall zu sein. Die Eiderenten haben recht zahlreiche Bruten aufgebracht, so daß ihre schon früher festgestellte Zunahme auf Sylt wohl noch weiter anhalten wird.

Nun ging die Fahrt nach Jordsand hinüber, das wir in etwa einer Stunde erreichten. Das Anlandgehen ist dort freilich immer mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, zumal wenn das Wasser so bewegt ist. Wir bestiegen zunächst eine Jolle, die uns von dem vor Anker gegangenen Kutter noch ein gut Stück näher an die Insel brachte, und mußten dann, mit unsern Stiefeln und Strümpfen behängt, erst durch das kalte Wasser und dann über das trocken liegende Watt zur Insel hinüber waten, was natürlich zu manchen für die anderen ergötzlichen Zwischenfällen Veranlassung gab. Ich war unter den letzten, die dem Inselchen zustrebten, und freute mich der Scene, die sich jetzt vor mir abspielte. Dem ersten Trupp nämlich, der schon ganz nahe der Insel war, kam der Wärter eilends aus seiner Hütte entgegen und erklärte ganz entschieden, daß das Betreten Jordsands während der Brutzeit verboten sei, und er es nicht gestatten werde, daß sie sich noch weiter der Insel näherten. Darob im ersten Augenblick große Bestürzung, doch der Hinweis, daß es sich um Mitglieder des Vereins Jordsand handle und der dem Wärter ja persönlich bekannte Vorsitzende des Vereins gleich zur Stelle sein werde, genügte, um den energisch abweisenden Wärter in einen freundlichen und auskunftsbereiten Führer zu verwandeln. Hoffentlich zeigt er in anderen Fällen sich ebenso energisch und — was nicht minder wichtig ist — auch unbestechlich. Einer von den Herren unserer Gesellschaft, der, des Dänischen mächtig, sich mit dem Wärter mehrfach in dessen Muttersprache unterhielt, — wenn er auch das Deutsche versteht, so ist es doch ziemlich umständlich, sich mit ihm zu unterhalten, — erzählte mir, leider erst auf der Rückfahrt, er habe vom Wärter gehört, daß im vorigen Jahre, in den letzten Tagen des Juli ein Kutter mit 3 Herren bei Jordsand gelandet sei und daß diese, mit Gewehren bewaffnet, dort offenbar in der früher gewohnten Weise eine Schießerei zu veranstalten beabsichtigt hätten. Als er ihnen entgegen gegangen sei und das Betreten der Insel verboten hätte, hätten sie sich gefügt, wobei einer der Herren die Äußerung getan hätte: „Ach, sind Sie noch hier? Ich dachte, Sie wären schon weg!" Aus diesem Grunde haben wir beschlossen, da die Kasse des Vereins es gestattet, für diesen Sommer den Wärter bis zum 15. August auf Jordsand zu belassen, also bis zu einem Termin, wo die Jungen voraussichtlich sämtlich flügge und die Vögel nicht mehr an die Insel gebunden sind, sondern sich schon über die ganze Gegend zerstreut haben. Sonst könnten 2—3 solcher Schießer an einem Tage die Erfolge einer Brutsaison in Frage stellen.

Der Wärter gab mir auf Befragen die Zahl der augenblicklich belegten Nester an, und wir machten uns daran, diese Angaben zu prüfen, indem wir eine Kette bildeten und den Rand der Insel, wo sich die meisten Nester befinden, möglichst genau absuchten. Jeder, der ein Nest erblickte, zeigte darauf und zählte so laut, daß jeder in unserer Kette es verstehen konnte, weiter. Angenehm war diese Arbeit gerade nicht, denn in dem hohen Dünengrase waren wir bald bis über die Kniee völlig durchnäßt, aber wir hatten doch Freude daran, denn stellenweise standen die Nester sehr dicht, einer überholte den andern im Zählen, und manche Zahl wurde gleichzeitig von 2, 3 oder auch 4 Personen zugleich gerufen. Ich behielt den Wärter an meiner Seite, um ihn beim Zählen zu kontrollieren — ein argwöhnischer Mensch könnte glauben, daß er absichtlich hohe Zahlen angibt, um uns in unseren Bestrebungen zu ermuntern und sich den

bequemen Wärterposten zu sichern — und war erstaunt, mit welcher Sicherheit er überall die Nester fand, so daß ich den Eindruck bekam, er kenne jedes einzelne Nest nach Standort und Eierzahl. Ich erinnere mich z. B. des Falles, daß er behauptete: „Hier muß noch ein Nest sein!" oder: „Hier stehen 7 Nester zusammen!" und dergl. mehr, und es zeigte sich jedesmal, daß er recht hatte. So suchten wir den ganzen Rand der Insel ab und dann noch einige Plätze der inneren Wiese und kamen dabei auf die Zahl 380, während er 420 angegeben hatte. Wer aber selbst dabei mitgesucht hat, weiß, wie leicht in dem hohen Grase ein Nest übersehen werden kann; zudem waren wir recht schnell vorwärts gegangen und hatteu einen großen Teil der inneren Wiese überhaupt nicht abgesucht, so daß weder bei mir noch den anderen Herren ein Zweifel bestand, daß die uns angegebene Zahl den tatsächlichen Verhältnissen entsprach.

Außer diesen der Küsten- und Flußseeschwalbe gehörigen Nestern fanden wir oder zeigte uns der Wärter mehrere Nester des Austernfischers, der Zwergseeschwalbe, der beiden Regenpfeifer (Char. hiaticula und alexandrinus) und des Rotschenkels.

Auf der Rückfahrt von Jordsand nach Hoyerschleuse wurde die Generalversammlung abgehalten, in der folgende Gegenstände zur Besprechung bezw. Beschlußfassung kamen:

1. Bericht über den Mitgliederbestand und die Bemühungen neue Mitglieder zu gewinnen. Zur Zeit gehören dem Verein 36 Mitglieder an.

2. Darlegung der Kassenverhältnisse: nach Abzug des Wärterlohnes wird ein Bestand von etwa 420 *M* bleiben.

Einnahme.	*M*
Überschuß von 1907	98,45
Einmalige Spenden	85,30
Eintrittsgeld u. Beiträge für 1908 .	650,—
	833,75
Ausstehende Beiträge	50,—
	883,75

Ausgaben.	*M*
Portovorschuß an den Vorsitzenden und Kassierer	24,—
An Pastor Jahn (Ornithol. Monatsschrift d. Deutsch. Vereins z. Schutze d. Vogelwelt) f. 1907 (lt. Statut)	20,—
Desgl. für 1908	37,—
Mitgliedskarten, Druck der Statuten, Briefpapier	23,10
Annoncen betr. Verbot, Jordsand zu betreten	3,85
Wärterlohn f. 20. V. bis 15. VIII. 1908	355,50
	463,45
Saldo . . .	420,30
	883,75

3. Bericht über die Tätigkeit des Vereins und die bisherigen Erfolge. Diese lassen sich am besten erkennen, wenn man die Anzahl der Nester auf Jordsand in den letzten Brutperioden nebeneinander stellt.

	früher	1907	1908
Sterna macrura und hirundo	120—150	500—550	700 [1])
Haematropus ostrilegus	7—8	12	10 [1])
Char. alex. u. tiat.	2—3	10	12 [1])
Totanus calidris	2—3	2	4 [1])
Sterna minuta	—	25	30 [1])
Lerchen	zahlreich	zahlreich	zahlreich

4. Herr Paulsen-Flensburg schlägt vor, noch mehr als bisher in der Presse auf die durch die sinnlose Eierräuberei und Schießerei herbeigeführte Verminderung unserer Seevögel hinzuweisen und dadurch dem Verein neue Gönner und Mitglieder zu gewinnen. [2])

Mitteilungen.

1. Berichtigung. In einem Sonderdruck des Aufsatzes: „Eine Heimatbibliothek für S. M. S. Schleswig-Holstein („Heimat" 1908, S. 237), der mir eben wieder in die Hände fällt, wird angeführt, ich hätte als Widmung in mein Buch „Schwarzbrotesser" die Worte eingetragen: „Hurrah, Grotmoder kann swümmen!" Das ist ein Irrtum, von dem ich nicht weiß,

[1]) Nach dem Bericht des Wärters vom 18. August 1908.

[2]) Es ist Aussicht vorhanden, daß mit Unterstützung des Staates in dem Dünenterrain der Insel Trieschen eine zweite Vogelfreistätte begründet wird. Der Landrat des Kreises Süderdithmarschen, mit dem der Vorsitzende mehrfach in dieser Angelegenheit korrespondiert hat, hat sich in diesem Sinne mit einer Eingabe an die Regierung gewandt. Die Antwort steht noch aus, doch steht man dort unseren Bestrebungen sehr sympathisch gegenüber.

wie er entstanden ist, den ich aber sehr gern berichtigt sähe. Ich weiß nicht, ob jemand seine Heimat als Großmutter bezeichnen würde; ich habe sie mir immer als Mutter vorgestellt und deshalb geschrieben: „Hurrah! Uns' Moder kann swümmen!" Das Wort geht zurück auf eine Äußerung, die in Hamburg gäng und gäbe ist: „Hurrah! Min Moder kann swümmen!"

Hamburg. Iven Kruse.

2. Glambek. In Betreff der im Jahrgang 1908, S. 261 u. S. 283 f. der „Heimat" gegebenen Nachrichten über Schloß Glambek möchte ich noch die zahlreichen Seeräubereien erwähnen, die von dem festen Hause aus im Fehmarnsund und in der Umgebung unternommen worden sind. So klagen die Stralsunder 1342, daß Hennekinus Hummersbüttel und Witte Marquardus in Glambeke et alii capitanei ihnen Waren und Schiffe geraubt, und unter den zahlreichen Klagen der Lübecker nenne ich die von 1361 gegen Thidericus Hoeken und Heyno Breyde, officiales in Glambeke (Lübecker Urkundenbuch). Auch auf ein Rittergeschlecht des Namens Glambek ist wohl hinzuweisen, das vom 14. Jahrhundert an in Jütland und Dänemark blühte, wenn sich auch der Zusammenhang zwischen Schloß und Geschlecht nicht nachweisen läßt. Die „Glambeker" gehören nach ihrem Wappen zur Geschlechtsgruppe der Sehestedt, Schinkel usw., auf deren Zusammenhang mit Fehmarn und ihre Räubereien im Fehmarnsund ich an anderer Stelle hingewiesen habe (Zeitschrift für schlesw.-holst.-lauenb. Gesch., Bd. 36, S. 34. 41. 47. 56. 57). Woldemar Frhr. Weber von Rosenkrantz.

3. Anfrage. Wenn der Plöner See zugefroren ist, dann bilden sich unter mehr oder weniger Getöse Sprünge in der Eisdecke. Davon heißt es: „De See smiet Hartbossen." Was heißt dies etymologisch? Erklärung erwünscht in der „Heimat."

Plön. B. Hasemann.

4. De Königin kümmt op 't Arwstroh, d. h. 'sie kommt in die Wochen'. Hängt dieser im 3. Bändchen meiner Märchen (S. 42) vorkommende Ausdruck, den ich bis dahin noch nicht gehört hatte, mit 'Erbe' oder mit 'Erbse' zusammen? In dem Wortregister habe ich ihn mit 'Erbe' in Verbindung gebracht (sie bekommt einen Erben). Und zwar erstens, weil ich für Erbsenstroh' nur die Form 'Arfenstroh' kannte, und außerdem in der Erwägung, daß die Königin, wenn sie überhaupt auf Erbsenstroh schlafe, dies doch auch unter gewöhnlichen Umständen tue, nicht bloß 'in andern Umständen'. Nun bin ich aber nach einer Unterredung mit Herrn Lehrer Voß in Burg a. F. und nach der mir durch Herrn Pastor Rulffs leider zu spät übermittelten Aussage des Erzählers, des Arbeiters Johann Klüver in Altenkrempe, und eines andern Altenkremper Erzählers, des Arbeiters Wilh. Harms, dem ich u. a. die Geschichte von der 'klugen Bauerntochter' verdanke, an der Richtigkeit meiner Erklärung irre geworden und bin geneigt, 'Arwstroh' einfach als Erbsenstroh' zu fassen. Dafür spricht, daß man früher als Bettstroh allgemein Erbsenstroh verwandt hat — warum wohl? — und daß die alten Leute nicht 'Arfenstroh' gesagt haben, sondern Arfstroh'. Diese kürzere Form ist auf Fehmarn noch jetzt die gebräuchliche: Ar-stroh' oder 'Art-stroh' (aus mnd. arvet-stroh). Der Sinn ist also einfach: 'Se kümmt to Bett'. Die Erwägung, daß sie ja auch unter gewöhnlichen Umständen zu Bett komme, ist bedeutungslos. Wenn ich sage: 'Du siehst so elend aus, du solltest zu Bett gehen', so liegt mir doch der Gedanke, daß der Angeredete ja jeden Abend zu Bett geht, ganz fern. Es wäre mir lieb, wenn die Leser, die den Ausdruck: 'Se kümmt op 't Arfstroh' kennen, mir ihre Ansicht mitteilen möchten. Ich würde dann diese Mitteilungen mal zusammenstellen.

Oldenburg i. Gr. Prof. Wisser.

5. Aus dem Bericht über die Tätigkeit des „Quickborn, Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur" in Hamburg. Der „Quickborn" veranstaltete in der Zeit vom 1. Januar 1907 bis 30. September 1908 24 Mitgliederversammlungen, die sich durchweg eines regen Besuches erfreuten. Mit welchem Interesse die Versammlungsteilnehmer den an diesen Abenden gehaltenen Vorträgen folgten, ergibt sich aus den sich ihnen häufig anschließenden lebhaften und anregenden Erörterungen, an denen sich in der Regel eine verhältnismäßig große Anzahl der Zuhörer beteiligte. Ein Bild des reichen, vielseitigen Inhalts der Versammlungen wird am besten das Verzeichnis der Redner und der von ihnen behandelten Themata geben: Erwin Boehden: Joachim Mähl und Felix Stillfried; derselbe: Joh. Hinr. Fehrs; derselbe: Alwine Wuthenow; Robert Eckmann: Sprache und Sitte in Sachsen um 800 n. Chr.; Joh. Hinr. Fehrs: Vorlesung aus eigenen Dichtungen; Dr. Ernst Finder: Französisches im Hamburger Platt; derselbe: Das Eindringen des Hochdeutschen in Hamburg; Frau Auguste Friedrichs: Vorlesung aus ihrer Erzählung „Gesche Ivers"; Ed. L. Lorenz-Meyer: Uns' Huus; Carl Munzel: Fremdwörter und seltene Ausdrücke im ostfriesischen Platt; derselbe: Vorlesung aus eigenen Dichtungen; Rektor Heinr. Ohrt: Niederdeutsche Flur-

namen; derselbe: Alte Hamburger Sprichwörter; derselbe: Ein plattdeutsches Verkaufsdokument aus dem Jahre 1464; Wilhelm Poeck: Vorlesung plattdeutscher Märchen (nach Andersen); derselbe: „De Putt in Schören" (nach Kleist); derselbe: „Marialene" (nach Hebbel); derselbe: Adolf Stuhlmann; Dr. Kurt Swet: Plattdeutsch im Auslande; Dr. Fr. Reimers: Hamburgische Hegungsformeln; Dr. Rud. Werner: Die Mundart im modernen deutschen Drama; Hinrich Wriede: Die Grammatik des Finkenwärder Platt, Finkenwärder Erzählungen von Gorch Fock und Harm Riegen; Paul Wriede: Fritz Stavenhagens Leben; derselbe: Vorlesung aus Brinckmanns Werken. — Als ein kostspieliges Unternehmen, zugleich aber als ein vorzügliches Werbemittel für die Vereinigung und ihre Bestrebungen erwies sich die Herausgabe der „Mitteilungen aus dem Quickborn." Es konnten bis jetzt 4 Hefte dieser Zeitschrift erscheinen, die — nach ihrem Hauptinhalt — Klaus Groth, Luise Reuter, J. H. Fehrs und Adolf Stuhlmann gewidmet waren und auch deren Bildnisse brachten. Außer selbständigen Aufsätzen brachte jedes Heft der „Mitteilungen" eine Rundschau, Theater- und Bücherbesprechungen und Vereinsmitteilungen. Von den Mitarbeitern seien hier nur die Verfasser der Hauptartikel genannt: Prof. Ad. Bartels, Pastor Chr. Boeck, Erwiu Boehden, Joh. Hinr. Fehrs, Prof. Dr. Karl Th. Gaedertz, Justizrat Timm Kröger, Prof. Herm. Krumm, Wilhelm Poeck, Schulrat a. D. Prof. Dr. Ad. Stuhlmann, Oberlehrer F. Wippermann. Die Redaktion der „Mitteilungen" besorgte Paul Wriede. — Im letzten halben Jahre stand der „Quickborn" im Zeichen zweier Geburtsjubiläen. Joh. Hinr. Fehrs und Prof. Dr. Ad. Stuhlmann, die beide in der Berichtszeit zu Ehrenmitgliedern der Vereinigung ernannt worden waren, vollendeten das 70. Lebensjahr, Fehrs am 10. April, Stuhlmann am 3. August. Die Verdienste der beiden Jubilare um unsere Sprache und ihre Literatur sind durch Vorträge und durch die „Mitteilungen" eingehend gewürdigt worden. — Endlich muß noch verzeichnet werden, daß sich die Mitglieder des „Quickborn" sehr lebhaft an einer durch den Schleswig-Holsteinischen Provinzial-Verband plattdeutscher Vereine ins Werk gesetzten „Fehrs-Ehrung" beteiligten, die den Ankauf und die Verbreitung Fehrsscher Bücher zum Zweck hatte. E.

6. Hausmarken und Runen. In unserer Monatsschrift vom Januar 1904, April und Dezember 1908 finden sich interessante Aufsätze über Haus- und Erbmarken, Handzeichen usw. Es fiel mir auf, daß nirgends dabei erwähnt wurde, daß viele dieser Marken aus Runen bestehen; die Namen oder Anfangsbuchstaben der Personennamen sind auch oft in eine Figur oder Form zusammengezogen, bilden Runenkryptogramme oder Kinderreime. Es wäre sehr dankenswert, falls von einem Fachmanne, einem Runologen, diese uralten, vielleicht tausendjährigen Runenzeichen in der „Heimat" einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung und Besprechung gewürdigt würden.

Kiel. Fred. Emil Hansen.

7. Stiefmutter Schlangenköchin. In dem im Auftrage des Kaisers herausgegebenen „Liederbuch für Männerchor" findet sich im 2. Band Nr. 563 ein „Volkslied vom Rhein," betitelt: „Großmutter Schlangenköchin." Es lautet, wie folgt:

1. Maria, wo bist du zu Gaste gewesen?
ihr Heiligen, helft, ihr Heiligen, helft,
Maria, mein einziges Kind?
„Ich bin bei der alten Großmutter gewesen"
ihr Heiligen, helft, ihr Heiligen, helft!
Wie weh, o Mutter, wie weh!

Anm.: Auch zu den folgenden Strophen tritt „ihr Heiligen, helft" usw. immer als Refrain hinzu.

2. Was hat sie dir denn zu essen gegeben?
Ihr Heiligen — — —
„Sie hat mir gebackene Fischlein gegeben,"
Ihr Heiligen — — —

3. Wo ist dann das Übrige vom Fischlein hinkommen?
„Sie hat's ihrem schwarzbraunen Hündlein gegeben."

4. Wo ist denn das schwarzbraune Hündlein hinkommen?
„Es ist in tausend Stücke zersprungen."

5. Maria, wo soll ich dein Bettlein hinmachen?
Du sollst mir's auf den Kirchhof machen!

Als ich das Lied zum ersten Mal las, wurden sofort alte Erinnerungen in mir wach, Erinnerungen an ein altes Volkslied, dem ich in Dämmerstunden zu Füßen meiner Mutter gelauscht hatte. Ich habe es neu erkundet und erfahren, daß sie es von ihrer Großmutter lernte. Es lautet:

Stiefmutter Schlangenköchin.

Wo bist du denn gewesen, Herztöchterlein?
War wohl in der Nähschule, Stiefmutter mein.
Was gab es da zu essen, Herztöchterlein?
Grüne Aal und Pfeffer usw.

Wo blieben denn die Knochen —
Ich gab sie einem Hunde —
Was ist denn mit dem Hund geworden —
Er starb in einer Stunde —

Was wünschest du denn deiner Schwester —
Wohl all' meine schönen Kleider —
Was wünschest du denn deinem Vater —
Einen gold'nen Stuhl im Himmel —
Was soll denn um ihn schweben —
Wohl lauter schöne Engel —
Was wünschest du denn deiner Stiefmutter —
Einen hölzernen Stuhl in der Hölle —
Was soll denn um sie schweben —
Wohl lauter Feu'r und Flammen —
Was wünschest du denn dir selber —
Daß ich bald sterben möge —
Was soll denn auf dein'm Denkmal steh'n —
Hier ruht des Königs Tochter —

Ein Vergleich zeigt die auffallende Ähnlichkeit beider Lieder. Das eine, ein Lied vom Rhein, das andere, ein Volkslied, das meine Mutter in Flensburg lernte, und das, soviel ich hörte, noch heute im Norden unserer Provinz von den Mädchen im Reigen gesungen wird. Sicher ein interessantes Beispiel dafür, wie alte Volksliederstoffe in der verschiedenartigsten Weise überliefert werden, indem die Eigenart des Volkscharakters in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes ihnen das Gepräge gibt.

Neumünster. Berth. Reichel.

8. Schnecken und Muscheln, gesammelt am Südufer der Königsau. In den „Annales d. l. Soc. Royale Zool. et Malacol. de Belgique" (Bd. XLII, S. 45) veröffentlicht Herr **Hans Schlesch** (Kopenhagen) einen Bericht über Land- und Süßwassermollusken, die nördlich vom Dorfe Rödding am südlichen Ufer der Königsau, also im nördlichsten Grenzgebiet unserer Provinz, gesammelt worden sind. Für die Laubschnecke, Helix cantiana Mont., wird Rödding darin als der z. Z. bekannte nördlichste Fundort bezeichnet. Außer der typischen Helix cantiana erhielt Herr H. Schlesch in einer Sendung am 12. Februar 1907 aus dem erwähnten Gebiet auch 8 Exemplare einer neuen Form, die er als Helix cantiana var. röddingensis Schlesch bezeichnet unter Angabe folgender Merkmale:

Gehäuse weiß mit rötlicher Mündung; Gewinde sehr erhaben; Umgänge 6—7, sehr rasch zunehmend, rundlich, über den letzten Umgang läuft ein weißliches Band, das etwas mehr als die Hälfte des ganzen Gehäuses ausmacht; Naht tief; Mündung schief; Mundsaum scharf, innen mit einer schmalen weißen Lippe belegt, die in gleicher Stärke die ganze Mündung entlang läuft; Spindelrand verlängert, stark überschlagen, den Nabel etwas verdeckeud; Nabel sehr eng, fast stichförmig. Gehäuse dünnschalig, durchscheinend, sehr unregelmäßig gestreift, wenig glänzend. Durchmesser 12 mm, Höhe 7,5 mm.

Auch neben der sehr häufig am Ufer der Königsau vorkommenden Zwerghornschnecke, Carychium minimum Müller, wurden auf einer feuchten Wiese an der Königsau nördlich von Rödding 18 Exemplare einer verwandten Art gefunden, die mit dem Namen Carychium sexdentatum Schlesch, sechszähnige Hornschnecke, belegt worden ist. Diese neue Art ist der dreizähnigen Hornschnecke, Carychium tridentatum Risso, sehr ähnlich, läßt sich jedoch leicht von ihr unterscheiden durch das mehr verlängerte Gehäuse, durch die größere Zahl der Windungen und durch die doppelte Anzahl der Zähne. Ihre Merkmale sind:

Gehäuse: länglich, glatt, durchscheinend, von weißlicher Glasfarbe; Gewinde sehr verlängert, Wirbel spitz; Windungen 7—8; Mündung schiefeiförmig, zugespitzt; Mundsaum verdickt. — Länge 4 mm, Durchmesser $1^1/_4$ mm.

Das Verzeichnis der in der Umgebuug von Rödding beobachteten und gesammelten Schnecken weist ausschließlich der Varietäten 96, das der Muscheln 21 Nummern auf. Es lautet:

I. Gastropoden: 1. Limax laevis Müller, 2. L. agrestis L., 3. L. maximus var. cinereo-niger Wolf, 4. L. variegatus Drap., 5. L. arborum Bouch-Cantr., 6. Vitrina pellucida Müll., 7. Hyalina glabra Studer, 8. H. cellaria Müll., 9. H. Draparnaldi Beck, 10. H. alliaria Müll., 11. H. fulva Müll., 12. Zonitoides nitida Müll., 13. Z. excavata Beau, 14. Patula rotundata Müll., 15. P. pygmaea, 16. Helix aculeata Müll., 17. H lamellata Jeffr., 18. H. pulchella Müll., 19. H. costata Müll., 20. H. bidens Chemnitz, 21. H. rubiginosa L., 22. H. hispida L., — var. albina, — var. septentrionalis Cless., — var. concinna Jeffr., 23. H. cantiana Mont., — var röddingensis Schlesch, 24. H. strigella Drap., 25. H. fruticum Müll., 26. H. lapicida L., — var. albina Menke, — var. scalaris Schlesch, — grossulariae Voith, 27. H. arbustorum L., — var. flavescens Moq.-Tand., 28. H. caperata Mont., 29. H. hortensis Müll., 30. H. nemoralis L., — var. marginata West, — var. sinistrorsa L., 31. H. pomatia L., 32. Napaeus obscurus Müll., 33. Zua lubrica Müll, — var. columna Cless., — var. Pfeifferi Weinland, 34. Caecilianella acicula Müll., 35. Pupa muscorum L., — var. edentula Slavik, — var. bigranata Rossm., — var. pratensis Cless., — var. elongata Cless., 36. P. cylindracea Da Costa, 37. P. minutissima Hartm., 38. P. costulata Nilss., 39. P. edentula Drap., 40. P. ? anglica Jeffr., 41. P. antivertigo Drap., 42. P. laevigata Kokeil, 43. P. pygmaea Drap., 44. P. substriata Jeffr., 46. P. pusilla Müll., 47. P. angustior Jeffr., 48. Clausilia biplicata Mont., — var. albina West., 49. C. dubia Drap., 50. C. bidentata Ström, — var. septentrionalis A. Schm., 51. C. pumila Ziegler., — var. sejuncta A. Schmidt, 52. C. parvula Stud., 53. C. plicatula Drap., 54. C. laminata Mont., 55. Succinea putris L., — var. albina L., — var. olivula Baud., 56. C. Pfeifferi Rossm., — var. recta Band., 57. S. elegans Risso, 58. S. oblonga Drap., — var. albina Hazay, — var. impura West, 59. Carychium minimum Müll., 60. C. sexdentatum Schlesch., 61. Limnaea stagnalis L., — var. scalaris Hazay, — var. arenaria Colbeau, 62. L. ovata Drap., 63. L. peregra Müll., 64. L palustris Müll., — var. corvus Gmel., — var. turricula Held., — var. fusca C. Pfr., — var. septentrionalis Cless., 65. L. glabra Müll., — var. subulata Kicky, 66. L. truncatula Müll., — var. oblonga Puton, — var. ventricosa, 67. Amphipeplea glutinosa Müll., 68. Physa fontinalis L., — var. bulla Müll., 69. Ph. hypnorum L., 70. Planorbis corneus L., — var. albina, — var. similis Bielz., 71. P. marginatus Drap., var. atticus Bourguignat, 72. P. complanatus L., 73. P. carinatus Müll., — var. dubius Hartm., 74. P. vortex L., — var. compressa Michaud, 75. P. vorticulus Troschel, 76. P. rotundatus Poiret, 77. P. spirorbis L., 78. P. contortus L., — var. dispar West, 79. P. albus Müll., 80. P. limophilus West, 81. P. glaber Jeffr., 82. P. crista L., — var. spinulosus Cless., — var. nautileus L., — var. cristatus Drap.,

83. P. riparius West., 84. P. Clessini West., 85. P. nitida Müll., 86. Ancylus fluviatilis Müll., — var. gibbosus Bourg., 87. Cyclostoma elegans Müll., 88. Valvata piscinalis Müll., — var. dilatata Sell., 89. V. depressa C. Pf., 90. V. macrostoma Steenbuch, 91. V. cristata Müll., 92 V. contecta Moq.-Tand., — var. lacustris Beck, 93. Bythinia tentaculata L., — var. producta Locard, 94. B. ventricosa Gray, 95. Neritina fluviatilis L.

II. **Muscheln:** 1. Anodonta cygnea L., 2. A. cellensis Schweter, 3. A. piscinalis Niess., 4. A. anatina Cless., 5. Unio pictorum L., 6. U. tumides Philipps, 7. U. batavus Lam., 9. Sphaerium rivicola Norm., 10. S. corneum L., — var. nudeus Studer, — var. firmum Cless., 11. Calyculina lacustris Müll., — var. Steini A. Schm., 12. C. Ryckbolti Norm., — var. danica Cless., 13. Pisidium amnicum Müll., 14. P. supinum A. Schm., 15. P. henslowianum Shepp., 16. P. fossarium Cless., 17. P. pallidum Jeffr., 18. P. obtusale C. Pf., — var. personatum Malm., — var. fragile Cless., 19. P. pusillum Gmel., 20. P. milium Cless., — var. normandianum Dup., 21. P. Scholtzi Cless.

Kiel. F. Lorentzen.

9. Selbstmörderlos vor 200 Jahren. Gewiß ist auch in unsern Tagen die Inhumanität solchen Personen gegenüber, die sich selbst den Lebensfaden zerschneiden, nicht ganz ausgestorben, im Vergleich aber zu der Härte und Unmenschlichkeit, mit der unsere Voreltern mit Selbstmörderleichen umgingen, verhält sie sich wie der Tag zur Nacht. Zwei Fälle aus dem hiesigen Kirchspiel, die uns beide von Magister Georg Andersen (war hier Pastor von 1674—1725) mitgeteilt werden, mögen das dartun. Andersen schreibt im Totenregister wörtlich so: „In diesem Monath (Juni 1684) hat Jürgen Sivertzen in Groß-Quern, ein Bohlsmann, ein Reicher Mann, sich selbst in seiner Scheune an einem Seelreep, gebunden an ein Sparr, erhenket. Den 9. Juny Nachmittags von einer Bettlerin auf dem Kirchhoff eingescharret. Er kam aus der Scheune durch ein Wand. Ward auf ein Schlitten gebunden und also hingeschleppet über die Mauren des Kirchhofs. Liegt Süd und Nord Ost an der Mauren. Es war Elend anzusehen. G. S. D. S. G." Der zweite Fall ereignete sich 35 Jahre später, April 1719. Andersen schreibt: „Den 2., als am Sontag Palmarum hat August Jacobsen, da man aus der Kirchen war gekommen, sich selbst erhenket. Auf Nübel in die pferdestall. Er hatte im Stall ein pferde Zaum genommen und darin sich erwürget. Hing mit Hutt, Hanschen (?) und voller Kleydung. Sein leben und wandel war Gottloß. Den 4. April des Nachmittags hat der Schinderknecht ihn loßgemacht, durch ein Wand aus über den Graben durchs Waßer geschleppet, auf seinen Karren gebunden und also unter den Galgen in Brarup (d. i. Munkbrarup) niedergegraben." — So der Magister. Die beiden Aufzeichnungen, so kurz und knapp sie gehalten sind, geben ein getreues Spiegelbild der Volksanschauung über den Selbstmord vor 200 Jahren. Beachtenswert ist die Scheu der Alten vor der Berührung des Selbstmörders und damit zusammenhängend die Wegschaffung der Leiche durch Bettler oder Schinderknecht; ebenso das ehrlose Begräbnis unter dem Galgen, an der Kirchhofsmauer. Auch die Furcht des Volks vor dem Umgehen des Selbstmördergeistes verdient hervorgehoben zu werden. Auf keinen Fall durfte die Leiche die gewöhnlichen Ein- und Ausgänge passieren, nur durch die Wand, über die Mauer, durch das Wasser (die Nübler Bauernstelle war, und ist teilweise auch noch heute, von einem sog. Hausgraben umgeben) durfte sie ihren Weg nehmen, da konnte der ruhelose Geist nicht wiederkehren. Man sieht, das Mittelalter ragt auch noch *ein gut Stück in die neue Zeit hinein.*

Quern. E. Schnack.

10. Untergang der Weide mit dem Vogelbeerbaum. Um ein Naturdenkmal ärmer geworden ist das nördliche Angeln. Die in Jahrgang 1903, Heft 6 erwähnte Weide mit dem Vogelbeerbaum (Abbild. s. Heft 10) ist nicht mehr vorhanden, sie ist das Opfer einer der Stürme im Frühjahr 1908 geworden. Wundern muß man sich, wie der alte Stamm noch so lange allen Witterungseinflüssen hat standhalten können, denn er war durch und durch hohl und hielt sozusagen nur noch in der Rinde zusammen. Trotzdem schlug der Baum nach Weidenart jedes Jahr immer wieder von neuem aus. — Im „Forstbotanischen Merkbuch" wird das merkwürdige Paar auf Seite 76 erwähnt.

Quern. E. Schnack.

Bücherschau.

1. Wat Grotmoder vertellt, zweite Folge (Bd. III). Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Preis kart. 0,80 *M.* — Nachdem in den Jahren 1904 u. 1905 zwei Bändchen der ostholsteinischen Volksmärchen erschienen sind, ist jetzt das 3. Bändchen herausgegeben worden. Die Märchen sind gesammelt von Prof. **Wilhelm Wisser** und ausgewählt von den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften zu Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein. Inhalt: De twölf Swön. De klok Jung. Ein Vogel hat mich ernähret. Dör Mesterbitt un Bar'nbitt. Kiwitt-Vadder. Bi de Meerfru. Undank ist der Welt Lohn. De Prinzessin mit de lang Nes'.

De ol Mann, de wedder na Schol geiht. Luuktus. De oln Spinn'frun's und de lütt Schümkell. De dre Balsam'n. Gron lern. De Jung und de Hexenmeister. Lögenhafti to vertelln —, und ein Wörterverzeichnis. — Die 15 Geschichten zeigen wieder das meisterhafte Erzählertalent Wissers, und sie bieten inhaltlich so viel Neues, daß diejenigen, die unsere Märchen lieben, auch an dieser Sammlung große Freude haben werden.

Eckmann.

2. **„Haus und Heimat,"** Gedichte von **Bertha Lüdemann.** Verlag von Lipsius und Tischer, Kiel 1908. Preis 2 *M*. — Die Dichterin ist den Lesern der „Heimat" nicht mehr fremd; mehrere ihrer stimmungsvollen Lieder sind im Laufe der letzten Jahre hier veröffentlicht worden, in Nr. 9 des Jahrgangs 1908 als letztes: „Ruhe am Herbstabend." Die Lieder waren einer Gedichtsammlung „Aus der Stille" entnommen, die vor einigen Jahren privatim erschienen ist. Auf vielfachen Wunsch hat nun Fräulein Lüdemann, ermutigt durch so manche günstige Kritik, eine Sammlung von 140 Gedichten, unter welchen sich auch die schönsten der ersten Ausgabe befinden, herausgegeben. Naturlieder, Gedichte reflektierenden Inhalts und solche, die von bestimmten Persönlichkeiten handeln, folgen in bunter Reihe aufeinander. Die Stimmungs- wie die Gedankenlyrik zeugt wie von einem offenen Blick für die Schönheit der Natur, so von einem innigen Empfinden mit den Menschen um sie her, an deren Geschicken und an deren Streben die Dichterin den innigsten Anteil nimmt, — und da sie für ihr Empfinden einen klangvollen dichterischen Ausdruck findet, so wohnt auch ihren Liedern die Kraft inne, in andern ähnliche Empfindungen wachzurufen. Soll ich einige besonders schöne Perlen herausheben, so nenne ich außer den bereits hier veröffentlichten Liedern: Das Glück, Die Quelle, Christine, Mädchens Klage, Sonne hinter Schatten, Alterskraft und Altersstille. Letzteres Gedicht scheint dem Andenken des edlen Vaters, des vor 20 Jahren in Kiel verstorbenen Professors der Theologie und Kirchenrats Lüdemann, der in der Provinz eine seltene Verehrung genoß, gewidmet zu sein; folgende schönen Verse kommen darin vor:

Gesegnet sei der Lebensabend,
Der stille Abstieg von der Bahn,
Da läßt man fallen alles Bangen,
Fühlt sich befreit von allem Wahn. —

Gelassen gehn die Augensterne,
Weit überschauen sie den Plan,
Sie blicken nur in lichte Ferne,
Wo Erd' und Himmel leis sich nahn. —

Alles in allem: Ein reiches, edles, gereiftes Frauenleben ist es, das uns überall entgegentritt, ein Leben, dem die trüben Stunden nicht gefehlt haben, das sich aber glücklich geführt weiß und sich zu einer erfreulichen Lebensklarheit durchgerungen hat. Wird auch hier und da ein schwermütiger Ton angeschlagen, so ist es doch im ganzen eine freudige Lebensbejahung, ein gesunder Optimismus, der aus den Dichtungen zu uns spricht. Für die Form ist meist die klangvolle vierzeilige Strophe gewählt; doch tritt auch ein anderer Strophenbau, vereinzelt auch Prosalyrik auf. Die Sprache ist edel, poetisch schön und durchweg fließend. — Ich kann die reiche Sammlung, die von dem Verleger sehr fein und stilvoll ausgestattet ist und sich als Geschenkbuch vorzüglich eignet, allen Freunden lyrischer Poesie nur empfehlen.

Kiel. G. Stoltenberg.

3. **Pastor Dr. Christian Stubbe, Der Kampf gegen den Alkoholismus in Mecklenburg.** Mäßigkeitsverlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Berlin W. 15, 1908. 61 S. gr. 8°. — Das unter obigem Titel erschienene Heft, ein Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift „Der Alkoholismus," ist eine Fortsetzung der s. Z. angezeigten Broschüre desselben Verfassers, die sich mit dem Kampf gegen den Alkoholismus in unserer Heimatprovinz beschäftigt. Weil der Verfasser unser Landsmann ist, möge auch diese neue Arbeit hier erwähnt werden. Als „Zeugnisse der Väter" werden Predigten und andere Veröffentlichungen älterer mecklenburgischer Prediger charakterisiert und auszugsweise zitiert. Dann folgt eine Geschichte der älteren Mäßigkeitsbewegung in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die sich vor allem gegen den Branntwein richtete. Wenn auch manches Erfreuliche berichtet werden kann, so zeigt es sich doch, daß Mecklenburg in dieser Arbeit hinter anderen deutschen Landesteilen zurückgeblieben ist. Der Schlußabschnitt „Einiges aus der neuen Zeit" bietet, wenn auch hier zitiert werden muß: „In Mecklenburg arbeitet es sich noch immer schwer!" doch manche Anzeichen der Besserung. Die ganze Schrift bietet viel wertvolles Material sowohl für den Kampf wider den Alkohol, als auch für Kulturforschung und Volkskunde. L.

4. **Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Obst- und Gartenbau.** Vereinsblatt des schleswig-holsteinischen Vereins für Obst- und Gartenbau. Herausgegeben vom Vorstande. Kiel (1901—1906.) Aus dem Inhalte dieser Monatsschrift sei hier aufgeführt: **1901.** E. Lesser, Baumschulen in Halstenbek und Rellingen. **1902.** Bayer, Charakter und Entwicklung der Flora Schleswig-Holsteins. **1904.** Dr. G. Rörig, Der Maulwurf.

A. Meltz, Ein Besuch in Itzehoe. Dr. W. Seelig, Zwei Förderer der Bodenkultur in Schleswig-Holstein: I. Christian Cajus Laurenz Hirschfeld; II. August Christian Heinrich Niemann. **1905.** Vorfeier des 50jährigen Bestehens des Gartenbau-Vereins in Schleswig-Holstein zu Kiel am 11. November 1905 (Kähler, Übersicht über die Vereinstätigkeit). Alb. Lensch, Von den Einwirkungen des Windes und Wassers auf den Obstbau an der Nordseeküste unseres Landes. **1906.** Der Humus. R. Harder, Die gärtnerische Anlage der Friedhöfe. Landesökonomierat Hölck, Die öffentlichen Gartenanlagen in Schleswig-Holstein. A. Meltz, Zum 50jährigen Jubiläum des Gartenbau-Vereins in Schleswig-Holstein zu Kiel, früher Schleswig-Holsteinischer Gartenbau-Verein. (Tätigkeitsbericht.) F. Lorentzen.

5. **Aus der kirchlichen Chronik Altrahlstedts,** zusammengestellt und bearbeitet von Propst **Chalybaeus** in Altrahlstedt. Auf Grund der Akten wird berichtet über die Zeit vor 1600, dann über das 17., 18. und 19. Jahrhundert. Der Inhalt ist vorwiegend von Interesse für die Angehörigen der Gemeinde, deren aufmerksamer Beachtung das Büchlein empfohlen werden darf. Einige Sätze von allgemeinerem Interesse hebe ich heraus. Um 1250 entstanden in Stormarn 3 Parochien mit den Kapellen, aus welchen dann weitere Kirchspiele erwuchsen: 1. Siek mit Lütjensee, Trittau, Steinbek, Rahlstedt, 2. Bergstedt mit Woldenhorn (Ahrensburg), 3. Bargteheide mit Sülfeld. Die Kirche in Altrahlstedt soll aus einer schon im 12. Jahrhundert vorhandenen Kapelle entstanden sein; 1248 wird sie als bestehend erwähnt. Im dreißigjährigen Kriege hatte Rahlstedt viel unter den Kriegsnöten zu leiden. Noch mehr aber litt die Gemeinde in den Kriegen, welche in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts zwischen Dänemark und Schweden geführt wurden. Bei Meiendorf schlug Karl Gustav von Schweden das dänische Heer 1657. 1659 heißt es in der Kirchenrechnung, es sei wegen des betrübten Krieges nichts eingenommen und ausgegeben. Die Accidentien betrugen 1642 „für offenbare Buße ½—3 Taler, Beichte ½—2 Schilling, Kranke, darumb Pastor einen guten Weg gehen muß, 3—4 Schilling, Tote begraben 4 Schilling, Leichenpredigt höchstens 1 Taler; Copulieren ½—1 Taler, Kirchgängerinnen kommen mit 2 Frauen, jene gaben 2 Schillinge, diese ¼—½ Schilling." 1642 hatte man außer zu Raleffstedt keine Schulmeister, 1693 wird geklagt, daß es mit den Schulen übel bestellt sei, außer der Kirchspielsschule gab es nur eine Schule zu Stapelfeld. Auch in die Schrecken des nordischen Krieges wurde die Gemeinde hineingezogen; 1713 wurde Meiendorf von den Russen geplündert, von 1711—1722 wurde wegen des Krieges keine Kirchenrechnung abgelegt. Am 6. Dezember 1813 fand ein Gefecht zwischen dänischen Dragonern und Russen auf der Landstraße zwischen Braak und Stapelfeld statt. Das schwerste Jahr für die Gemeinde war das Jahr 1814; wie in ganz Holstein 18 139 Sterbefälle 13 366 Geburten gegenüberstanden, so hier 189 gegen 62. Die Einquartierung für Altrahlstedt im Jahre 1814 wurde berechnet auf 458 Offiziere, 21 333 Gemeine, 2545 Pferde. Es waren nicht nur Lebensmittel aller Art erpreßt, sondern auch Häuser, Gärten und Felder verwüstet worden. Eckmann.

6. **Die Zeitschrift für wissenschaftliche Insektenbiologie,** welche mit Beihülfe hoher Ministerien und unter Mitwirkung hervorragender Entomologen herausgegeben wird, erscheint mit reicher Illustration monatlich und behandelt in den größeren und kleineren Originalmitteilungen, in den auf den bezüglichen Gebieten der Biologie Erschöpfendes bietenden Literatur-Referaten und in den die gesamte Entomologie vollständig berücksichtigenden Literaturberichten das ganze Wissensgebiet der Insektenbiologie in weitestem Sinne; außer einem 12 Seiten umfassenden Umschlagteil. Man verlange ein Ansichtexemplar von **Dr. Chr. Schröder,** Berlin W. 30.

7. **Hanns Koch: Aus alten Sylter Tagen.** Zeitgeschichtliche Streifzüge. Verlag von Gebr. Paetel in Berlin. Preis 2 *M.* — In klarer und übersichtlicher Weise, in Form eines Gesprächs auf einer Wanderung durch die Insel Sylt, berichtet der Verfasser, was ihm die Aufzeichnungen des alten Hinrich Reinert Hinrichs (1777—1826) über Sitten und Gebräuche vergangener Tage erzählen. Er schildert die Einführung des Christentums auf Sylt, ein altes Dinggericht, den St. Petritag, Sylt im Zeichen der Seefahrt, das Postwesen einst und jetzt, alte Jugendspiele, die ehemalige Größe und allmähliche Abnahme der Insel, alte Häuser und Einrichtungen im 17. Jahrhundert, die Taufe, die Nationaktracht im 17. Jahrhundert, ein und anderes von Hochzeit und den auf Sylt üblichen Hochzeitsbräuchen, Häuserbau nebst Hauseinrichtung im 18. Jahrhundert, das Leichenwesen auf Sylt, die Nationaltracht im 18. Jahrhundert, Kirche und Schule. Eine große Stoffmenge und doch auf verhältnismäßig geringen Raum zusammengetragen. Jeder, der Sylt kennt oder kennen lernen will, jeder der am Leben und Treiben unserer Vorfahren Freude hat, wird das Buch mit Genuß und Gewinn lesen und es als wertvolle Ergänzung neben die Schriften des Chronisten Hansen stellen. W. Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 3. März 1909.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3100. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

An die **Einzahlung der Jahresbeiträge für 1909** sei hierdurch erinnert.

Dringend werden die Mitglieder gebeten:

1. ihre den Adressen vorgedruckten **Mitgliedsnummern** anzugeben;
2. dem Porto auch das **Postbestellgeld** hinzuzufügen.

Vereinsgabe 1909.

Unter Hinweis auf die Mitteilung und Abbildung in Heft 1, S. 26, bieten wir unsern Mitgliedern als Vereinsgabe für das kommende Jahr ein historisches Bild an, die Heliogravüre nach dem Gemälde von

Georg Bleibtreu, Die Schlacht bei Bau — Preis **3,20 M.**; einschl. Porto u. Verp. **3,85 M.**

Kartongröße 85 × 66 cm, Bildfläche 52 × 39 cm, Ladenpreis **15 M.**

Jedem Mitgliede steht zunächst der Bezug eines Exemplares zu. Bisher sind bereits **85** Exemplare versandt worden. Wir möchten empfehlen, diese unsere Vereinsgabe als Wandschmuck besonders auch für Schulen und Büros, Gasthäuser, Klubzimmer und Vereinsräume zu beziehen. Bestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolf-Str. 56,** zu richten.

Kiel, den 27. Februar 1909. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Adressenänderungen,

besonders auch solche, die sich erst auf April und später beziehen, bitten wir tunlichst sofort der unterzeichneten Expedition mit Rücksicht auf den demnächst beginnenden Druck des ersten Nachtrags einzusenden. **Der Expedient:**

Kiel-Hassee, Hamb. Chaussee 86. Barfod.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

89. Argelander, Carl, Buchdruckereibes., Meldorf 90. Bartels, K, Stadtsekretariats-Assistent, Kiel. 91. Burmester, Johs., Landmann, Kellinghusen 92. Burmester, Claus, Postgehilfe, Kellinghusen. 93. Christensen, Ober-Postassistent, Kiel, Gerhardstr. 21. 94 Frl Dalldorf, Emilie. Altona Friedenseiche 1. 95. Prof. Doormann, Oberlehrer, Kiel, Holtenauer Str 178[1]. 96 Erichsen, Bankvorsteher, Scherrebek. 97 Friederichsen, Seminarist, Hadersleben. 98. Gnekow, Postassistent, Kiel, Schaßstr. 15. 99. Frl Anna Gosch, Lehrerin, Kiel. 100. Frau Toni Harten-Hoencke, Kiel, Adolfstr 54 101 Frl Albertine Heidebruch, Altona, Blücherstr. 34. 102. Herrmann, J. C., Buchdruckerei, Leck („Lecker Anzeiger“). 103. Horn,

Lehrer, Schinkel b. Gettorf. 104. Janke, Kaufmann, Itzehoe, Gr. Paaschburg 42. 105. Jochims, Johs., Kaufmann, Blankenese. 106. Frl. Helene Jensen, Handarbeitslehrerin, Kiel, Dammstr. 42. 107 Johannsen, Fr, Kaufmann, Kiel, Klinke 26. 108. Kräft, Martin, Lehrer, Einj. Freiw., Kiel 109. Krohn, Postgehilfe, Kiel, Kronshagener Weg 46. 110 Kruse, Heinr., Postassistent, Kiel. 111. Kyhl, H. A, Buchdruckerei, Flensburg. 112. Langhans, Seminarist, Ratzeburg. 113 Laß, Herm., Kiel, Wiker Str. 46. 114. Möller, Emil, Leipzig-Reudnitz, Bergstr. 6. 115. Jul. Müllers Sanatorium, Ütersen. 116. Nickelsen, Kaufmann, Kiel, Brüne 64/66. 117. Nicolaisen, Christian, Postassistent, Geestemünde. 118. Peters, Amtsvorsteher, Sterrebek. 119. Petersen, Johs., Schulamtskandidat, Dünnewitt b. Guderup (Alsen). 120. Pohlmann, Gust., Sekretär, Kiel, Chemnitzstr. 91 121—128. Präparandenanstalt zu Kiel: Dormann, Först, Hagemann, Jönk, Kampen, Klindt, Lafrenz, Rewe. 129. Rehder, M., Lehrer a. D., Lüthorst b Markoldendorf. 130. Frau Baronin v. Rosenkrantz, Rosenkrantz b. Gettorf. 131. Schoppmeier, Carl, Hotelbes., Kiel (Muhls Hotel) 132. Schröder, Glasermeister, Plön. 133. Schwien, Jul., Bankbeamter, Kiel, Wilhelmsplatz 5. 134. Frau Sönksen, M., Kiel, Möllingstr. 2. 135. Thode, Hans, Kronshagen b. Kiel. 136. Turnerschaft „Gut-Heil," Kiel. 137. Professor Dr. Woisin, Oberlehrer, Kiel, Holtenauer Str. 180 138. Wulf, Wilh., Zimmermeister, Kiel, Prinz Heinrichstr. 94.

Zur Nachricht:

1. Folgende Jahrgänge können unter Nachnahmesendung zu den beigefügten Preisen abgegeben werden: 1896 (1,20 M, enthaltend die Kirchspielschronik von Weddingstedt), 1899 (2 M), 1901—1903, 1905, 1906 u. 1908 (à 2,50 M).

2. Die Vorarbeiten für einen gedeihlichen Verlauf unserer diesjährigen **Generalversammlung** zu **Sonderburg** (Montag bis Mittwoch der Pfingstwoche) sind aufgenommen worden. Es hat sich auf Anregung des Bürgermeisters Dr. Petersen ein Ortsausschuß zusammengeschlossen, der u. a. aus folgenden Herren besteht: Stadtrat Johannsen (Beisitzer des Bürgermeisters), Oberlehrer Dr. Fürsen, Dr. med. Krey, Oberzahlmeister Rohde und Dr. med. Wullenweber. Der zuletzt genannte Herr ist Vorsitzender und besorgt alle laufenden Geschäfte; er wird auch geneigt sein, unsern Mitgliedern auf alle die Generalversammlung betreffenden Fragen Auskunft zu geben. U. a. ist für den Mittwoch ein Dampferausflug durch den Alsensund nach Augustenburg geplant. Möchte es an zahlreicher Beteiligung an allen Veranstaltungen nicht fehlen! — Anmeldungen von Vorträgen, Mitteilungen usw., Anträge auf Satzungsänderungen nimmt der Unterzeichnete entgegen.

Kiel-Hassee, am 24. Februar 1909. **Der Schriftführer:**
Hamburger Chaussee 86. H. Barfod.

Bücherschau.

Die Freundin des Herrn Doktor Luther von **Johannes Dose.** Verlag der Anstalt Bethel bei Bielefeld. 1908. 351 S. 4,80 M geb. — Dose behandelt in seinem neuesten Roman die Geschichte des Bauernkrieges, die er in einziger Weise beleuchtet. Er führt uns gleich mitten hinein in die unruhigen Zeiten und zeigt uns an dem Hofe des Herrn v. Hund die ganz menschenunwürdige, furchtbare Lage der Bauern, die nur Pflichten und keine Rechte, die sozusagen nur für ihren Herrn zu schaffen haben, sonst aber sehen können, wie sie ihren Unterhalt finden, wie sie ihren eigenen Besitz erhalten und vermehren. Kommen dann noch Mißwachs und ein Regensommer hinzu, so mögen sie am Hungertuche nagen und froh sein, daß sie ihre Zunge im Zaum zu halten wissen; denn was ihrer wartet, wenn sie einmal die Zähne zeigen und ihr Recht zu *wahren suchen, ist ihnen ganz genau bekannt, und gewisse* Orte auf dem Gutshofe meiden sie wie das Feuer. Dazu haben sie unter sich Leute genug, die ihnen täglich und stündlich in ihrer Jammergestalt predigen, wohin Unbotmäßigkeit, Trotz und Aufsässigkeit führen. Wie es aber auf dem geschilderten Hofe Brauch ist, so findet man es überall wieder, und die wilde Jagd der Herren zertritt in ruchloser Weise auch noch das Wenige, das den Bauern gewachsen ist. So muß man sich nicht wundern, wenn auch bessere Charaktere von der allgemeinen Unzufriedenheit ergriffen werden und sich denen anschließen, die längst gern eine Gelegenheit gesucht hätten, das verhaßte Joch zu sprengen. Erst sind es kleinere Rotten, die auf eigene Faust kämpfen und Rache nehmen. Dann schließen sie sich zusammen und finden in Thomas Münzer ihr geistliches Oberhaupt und in dem Erstgeborenen jenes Herrn v. Hund ihren Feldhauptmann, der allerdings allen Ausschreitungen mit Entschiedenheit entgegenzutreten sucht, aber in den allgemeinen Strudel hineingezogen wird, eine Zeitlang noch an der Oberfläche sich zu halten vermag, dann aber, nachdem die Sache der Bauern in jenem „großen Bauernstechen zu Frankenhausen" endgültig zu Grabe getragen ist, in der allgemeinen Verwirrung verschwindet und endlich an Dr. Luther, den er auf der Wartbnrg kennen gelernt hat, einen solchen Fürsprecher findet, daß er sein Haupt wieder erheben und ein stilles Glück mit der Freundin des Dr. Luther begründen kann. Luther, der uns außerordentlich nahe gerückt wird in seinem Leben auf der Wartburg und gegen Ende als Familienvater und Berater in geistlichen Nöten, bleibt der geistige Mittelpunkt des Ganzen, und so gestaltet sich der Roman zu einer Luthergeschichte im großen Stil, wie das Doses „Held von Worms und Wittenberg" erwarten ließ. Der Aufbau ist straff, die Handlung spannend und so fein begründet, daß sich ein Glied folgerichtig dem anderen anreiht und so ein ganzer, gewaltiger Eindruck erzielt wird.

Itzehoe, Ernst Kammerhoff.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 3. März 1909.

Kleinbürger- und Fischerhäuser im Schleswigschen.

Vom Geh. Baurat **K. Mühlke** in Berlin, früher in Schleswig.

II.

Von den schleswigschen Städten nördlich der Schlei hat Tondern, die zweitälteste Stadt des Herzogtums, auch am meisten ihr altertümliches Gepräge bewahrt. Vor dem Ausbau der großen Seedeiche am Wattenmeere drang die Flut die Wiedau hinauf bis zur Stadt, und noch heute führt diese in der Würdigung des einstigen regen Handels und der Seeschiffahrt ein segelndes Schiff im Wappen. Eine zweite Blüte erfuhr die Gemeinde durch die Spitzenklöppelei und den Handel mit Spitzen, welche noch im Anfange des 19. Jahrhunderts einen großen Umfang behaupteten. Die meisten der jetzt erhaltenen alten Wohnhäuser entstammen dieser zweiten Zeit, also dem 17. und 18. Jahrhundert. Eine Darstellung Tonderns aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ist in Brauns Städtebuch erhalten. An der vom Ostertor zum Westertor führenden, die Stadt durchquerenden Hauptstraße sind hier ausnahmslos Giebelhäuser zur Darstellung gebracht. Die jetzt in einigen Nebenstraßen vorhandenen kleinen Reihenhäuser scheinen so-



Abb. 12. Kleines Giebelhaus in Tondern.
Hierzu Grundriß Abb. 14.

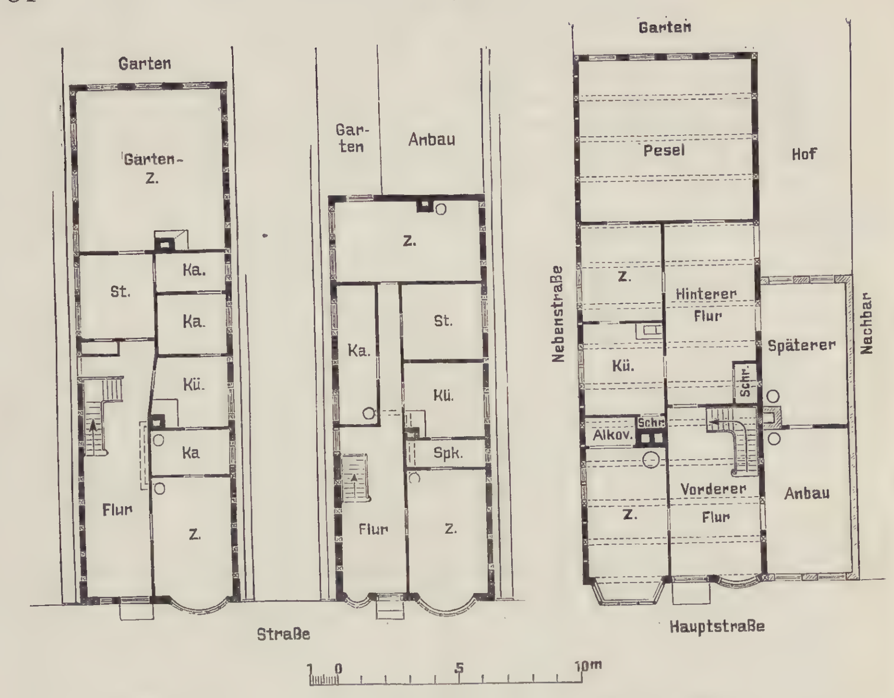


Abb. 13. Abb. 14.
Giebelhäuser in Tondern.

Abb. 15. Altes Giebelhaus in Tondern (jetzt abgebrochen).

mit später entstanden zu sein, nachdem die alten, hier anfangs weniger bebauten Hofraithen für kleinere Leute weiter aufgeteilt wurden. Namentlich das Aussehen der Bebauung in der Schloßstraße gleicht hier mit den vielen kleinen Erkern und den Schleppdächern über diesen der beschriebenen Bauweise am Süderholm von Schleswig.

In der Hauptstraße von Tondern sind jedenfalls die alten Grundstücksbreiten erhalten geblieben, soweit jetzt noch eine Bebauung mit Giebelhäusern vorhanden ist. Beispiele solcher Giebelhäuser sind in den Abb. 12, 13 u. 14 dargestellt. Die Baustellen sind rund 7 m, die Häuser etwa 6,3 m breit. Das entspricht genau der Breite des in Abb. 5 wiedergegebenen Hauses am Dehnthof in Kappeln. Nur nach der Tiefe pflegt der Baugrund mehr ausgenutzt zu sein, wobei namentlich der hinteren Stube, welche die ganze Hausbreite einnimmt und durch eine Tür mit dem Hausgarten verbunden wird, eine größere und reichere Ausbildung zuteil wird. Auch die Zahl der nur vom Traufgang beleuchteten Schlafkammern wächst. Beide Giebelwände, namentlich die der Straße zugekehrten, werden massiv gemauert. Die breiten Fenster mit ihren flachen oder scheitrecht gewölbten Sturzen verraten den Einfluß der friesischen und vielleicht holländischen Bauart. Das in Abb. 15 dargestellte Giebelhaus, an der Ecke einer Querstraße der Hauptstraße, zeigte ein sehr altertümliches Gepräge. Die größere Breite des Baues und der zunächst freigebliebene, später durch einen Anbau besetzte seitliche Hofraum ließen auf einen wohlhabenden Erbauer schließen. Die hintere Gartenstube, der Pesel, hatte fast saalartige Abmessungen erfahren, ebenso waren die Flure recht geräumig angelegt. Das große Alter des Baues wurde durch die Konstruktion der Balkenlage, welche versenkt angelegt ist, bewiesen. Die Balken griffen mit einem langen Zapfen,

der am Ende verkeilt ist, durch die Stiele. Leider mußte der 13 Fach tiefe Bau in den letzten Jahren dem Neubau eines Sparkassengebäudes weichen.

Fast die ganzen Straßenfluchten der älteren Gebäude mit Ausnahme der Haustüren werden von zierlichen Erkerbauten eingenommen, welche rechteckig oder mit schrägen Seitenwänden, oder als Ausschnitt eines Kreises in die Straße vorspringen. Es sind alle möglichen Stilarten an den Einzelformen dieser Erker vertreten, wie auch die Abbildungen erkennen lassen: die Regencezeit, das Rokoko, der Biedermeierstil und schließlich die hellenische und italienische Renaissance. Vielfach läßt eine durchgehende Fuge zwischen Erker und Frontwand darauf schließen, daß die Erker nicht zum Gefüge des ursprünglichen Baues gehören, sondern nachträglich vorgebaut sind. Jedenfalls geben sie den Straßen von Tondern das Gepräge. Man möchte die Stadt als eine Stadt der Erker bezeichnen.



Abb. 16. Haus Todsen in Tondern.

Auch in Tondern hat sich die in Deutschland allgemeine Wandlung vollzogen, daß bei größerem Wohlstande die Giebelhäuser sich reckten und mehrstöckig erbaut wurden. Daneben entstanden Hausbauten von geringerer Tiefe, bei welchen unter Zusammenlegung mehrerer Grundstücksbreiten das Satteldach parallel zur Straße angelegt wurde. In Abb. 16 u. 17 sind derartige Häuser zur Darstellung gebracht. Die Mauern steigen ohne Unterbrechung durch einen Gesimsvorsprung vom Keller bis zum Dache empor. Die vielfach rundbogig überwölbte Haustür liegt genau in der Hausmitte, welche oben noch durch einen barock abgedeckten Giebel betont wird. Das Dach ist entweder als gerades Satteldach oder mit Kehlgebälk gebrochen durchgebildet. Die Fenster sind, für das nordische Klima passend, außerordentlich breit und hoch angelegt und mit scheitrechten Bogen abgedeckt. Verzierte Maueranker und die bisweilen ausnehmend reiche Durchbildung der Haustür bilden den einzigen Schmuck der Hausfront, deren glattes Aussehen durch das nach außen Aufschlagen der Fenster noch erhöht wird. Dabei ist auf eine behäbige Durchbildung der Innenräume Bedacht genommen, wie die heute noch vielfach erhaltenen, anf das zierlichste stuckierten Decken erkennen lassen.

Die glatte Ziegelverblendung der Mauern, die Anlage des kleinen Giebels inmitten der Front über dem Hauseingange und der scheitrechte Abschluß der breiten Fenster lassen auch hier auf Einflüsse der friesischen Bauart in den benachbarten Landgebieten schließen. Eine noch auffallendere Vermengung von

dörflicher und städtischer Bauart kann man in dem nahe gelegenen Flecken Mögeltondern, und zwar in der Schloßstraße daselbst beobachten. Die einstöckigen Häuser, der dörflichen Gewohnheit entsprechend mit Reeth gedeckt, kehren ihre Langseite der Straße zu. Über der rundbogig überwölbten Eingangstür ist der friesische Giebel angelegt, und dem einen Zimmer an der Straße neben dem Giebel ist nach städtischer Sitte ein Erker vorgebaut, dessen Abdeckung durch Herunterschleppen des Reethdaches erfolgt.

Von den mannigfachen reizvollen Türlösungen Tondernscher Häuser seien hier drei Beispiele wiedergegeben. In Abb. 20 ist die einflüglige Haustür eines Kleinbürgers dargestellt. Das mit Maßwerk und Sternen geschmückte Oberlicht ist entsprechend den nach außen schlagenden Fenstern an der Außenfläche des Rahmens angeschlagen, während der nach innen schlagende eigentliche Türflügel um die Rahmenbreite zurückliegt. Diese in Schleswig-Holstein allgemein übliche Einrichtung entspricht genau dem Wesen und Zwecke beider Bauteile. Die in Abb. 19 wiedergegebene Tür hat zwei ungleich breite Flügel. Der schmale feste Flügel ist glatt wie der Rahmen des beweglichen Flügels ausgebildet. Die Tür des Hauses Todsen (Abb. 18) zeigt eine der reichsten Durchbildungen aus der Rokokozeit. Die Hausteingewände mit den Pilastern und der Kartusche in dem geschwungenen Oberfelde, das Losholz, das Maßwerk des Oberlichtes und die Rahmen der Füllungen, alles wird vom zartesten Rokokoschmuck überzogen, der sich aber völlig den Grundlinien des Architekturstückes unterordnet. Mit besonderer Liebe ist die Laterne, welche den Mittelteil das Oberlichtes füllt, ausgebildet. Diese Anlage, welche zugleich den Flur und die Stufen vor der Tür erhellen soll, entspricht einer vielfach in Schleswig-Holstein und Norddeutschland vorkommenden alten Sitte.



Abb. 17. Straße in Tondern.

Leider fallen trotz der mäßigen Entwicklung der Stadt Tondern die alten Bauten allmählich dem Drange nach der Änderung der inneren Einrichtung der Wohnhäuser, Anlage von Läden u. dergl. zum Opfer, ohne daß das an die Stelle des Alten gesetzte in künstlerischer Hinsicht jenem auch nur ent-

fernt an Wert nahekommt. Wenn irgendwo, so war hier das Anschließen an das Alte und das Weiterspinnen der Ausbildung der alten Bauformen angebracht. Letztere bildeten das Ergebnis der besonderen Bedingungen des Klimas, der zur Verfügung stehenden Baustoffe und der örtlichen Lebensgewohnheiten. Im übrigen entspricht auch ein schlichtes Emporwachsen des äußeren Baues, die Beschränkung des Zierates auf den Eingang und einige Hauptinnenräume dem neuzeitlichen Empfinden. Es lag somit tatsächlich kein Bedürfnis vor, neuere Bauten, wie dies leider bis vor kurzem sogar bei öffentlichen Gebäuden, die vorbildlich wirken sollen und dies auch tun, zutraf, im Kleide der italienischen Renaissance oder auch im gotisierenden Backsteinbau der norddeutschen Tiefebene aufzuführen. Gerade die öffentlichen Bauten hätten den einfachen Mann dahin belehren sollen, daß in den alten nordfriesischen Bauten ein großer Wert steckt, den zu schützen, zu erhalten und weiter auszumünzen wohl am Platze wäre.[1])



Abb. 18. Rokokotür des Hauses Todsen in Tondern.

Mögen diese Zeilen mit dazu beitragen, den verloren gegangenen Faden der guten alten Überlieferung wieder aufzunehmen und weiterzuspinnen.

Berlin. K. Mühlke.

---

[1]) Glücklicherweise ist inzwischen der Neubau eines Kreishauses in Tondern nach den Entwürfen der Architekten Dinklage und Paulus in Berlin zur Ausführung gelangt, in dessen Bauformen eine Weiterbildung der alten Tondernschen Baukunst als Grundlage des architektonischen Schaffens dient.



Nächste Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung im März 1848.

Nach dänischen und deutschen Quellen von Professor **Hansen** in Flensburg.

Von dänischer Seite wird noch immer in Abrede gestellt, daß in Kopenhagen 1848 eine Revolution stattgefunden habe; sei doch alles in Ruhe und Ordnung verlaufen, ohne daß auch nur ein Tropfen Blutes vergossen worden sei. Wie könne da von einer Revolution die Rede sein! Ich meine aber doch, daß überall da eine Revolution ist, wo infolge eines innerstaatlichen Gewaltaktes ein bestehendes Regime einem neuen weichen muß. Sonst dürfte man auch nicht von einer dänischen Revolution des Jahres 1660 oder von einer englischen „glorious revolution" des Jahres 1688 reden, was doch allgemein geschieht. Daß nun ein solcher Gewaltakt im März 1848 in Kopenhagen, wenn auch fast ohne erheblichere Straßenskandale, stattgefunden hat, werde ich im weiteren Verlaufe meiner Darstellung zeigen.

Die dänische wie die gleichzeitige schleswig-holsteinische Märzbewegung waren seit Uwe Lornsens Auftreten 1830 und dem Zusammentreten der Ständeversammlungen 1836 vorbereitet durch die liberalen, mehr aber noch durch die nationalen Strebungen und die damit verbundenen Erörterungen über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogtums Schleswig. Den nächsten Anlaß dazu gab jedoch die französische Februar-Revolution. Dementsprechend betrachten wir zunächst

I. den Zustand in der dänischen Gesamtmonarchie kurz vor dem März 1848.

König Christian VIII. war, trotz seiner liberalen norwegischen Vergangenheit von 1814, als Beherrscher der dänischen Monarchie zuerst durchaus nicht geneigt, auf seine absolute Gewalt zu verzichten, glaubte aber endlich, dem anhaltenden Drängen der dänischen Liberalen nach einer wirklichen Verfassung, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, nachgeben zu müssen, jedoch nicht im Sinne der eigentlich nationalen Partei der Eiderdänen.

Er beabsichtigte vielmehr, eine Verfassung für die Gesamtmonarchie, also mit Einschluß Holsteins, zu geben. Das, meinte er, sei das beste Mittel gegen den schleswig-holsteinischen Separatismus; da würden die nationalen Gegensätze sich ausgleichen können. Sein Hauptratgeber dabei war der Präsident der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei, der holsteinische Graf Karl Moltke, ein Mann ohne stärkeres Nationalgefühl, starrer Absolutist, unter Christian VIII. ganz Königsdiener, später bei dem unfähigen Nachfolger Königsleiter, bis die Revolution ihn beseitigte. Dieser schlug nun dem Könige zunächst die Einberufung von Vertrauensmännern vor, und zwar von 26 aus dem Königreich und 26 aus den beiden Herzogtümern. Als „erfahrene Männer" sollten sie über einen Verfassungsentwurf beraten, welchen der Rentekammer-Deputierte Bang, ein Däne von ruhiger, mehr konservativer Art, am 2. Weihnachtstage 1847 einreichte, über den aber im Staatsrate nicht verhandelt worden ist, da der König schon am 6. Januar erkrankte und am 20. desselben Monats starb.



Abb. 19. Zweiflüglige Tür mit einem schmalen Flügel. Aus Tondern.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII., 39 Jahre

alt, zweimal geschieden, damals schon in den Banden von Luise Rasmussen, die später als Gräfin Danner seine Gemahlin wurde, liebte es, in der Gesellschaft dieser gemeinen (und nicht einmal hübschen) Person und ihres früheren Liebhabers Berling die Annehmlichkeiten seiner neuen Stellung zu genießen, wünschte aber, die Regierungssorgen und -mühen andern zu überlassen. Von einem wirklichen Herrscherwillen konnte hier nicht die Rede sein; dieser unfähige Mann mußte das Werkzeug eines anderer werden. Aber wessen? welcher Partei? „Ich würde," hatte er seinem Vater einmal gesagt, „dem Volke lieber zehn als eine Verfassung geben"; auch hatte er sich gelegentlich im Sinne der Eiderdänen geäußert. Deshalb hofften sowohl diese als auch die eigentlichen Demokraten, daß nun ihre Zeit gekommen sei. Doch zunächst kam es anders:



Abb. 20. Einflüglige Tür mit Oberlicht. Aus Tondern.

Am Abend des 20. Januar wurde mit der Botschaft vom Tode Christians VIII. dem Sohne eine Art politischen Testaments überbracht, das der Vater 11 Tage vorher abgefaßt hatte. Es lautete so:

„Da es in Gottes Hand steht, ob ich mich von dieser Krankheit erholen werde, so empfehle ich dem Kronprinzen, bei seiner Thronbesteigung dem dänischen Volke und den Herzogtümern eine gemeinsame konstitutionelle Verfassung zu versprechen, welche er sich weiter vorbehält, diesen seinen Erblanden zu geben. Ich empfehle dem Kronprinzen, sich von vaterländisch (natürlich im gesamtstaatlichen Sinne zu verstehen. H.) gesinnten Männern beraten zu lassen; von den Herzogtümern nenne ich den Geheimen Staatsminister Criminil und Grafen Karl Moltke."

Der vom Tode des Vaters erschütterte und vom Gefühle der neuen Verantwortung und seiner eigenen Unzulänglichkeit überwältigte neue König fand in dieser Weisung seines erfahrenen Vorgängers eine wahre Erlösung. Sofort ernannte er Karl Moltke, der jedoch daneben Präsident der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei blieb, zum Geheimen Staatsminister und nahm ihn in den Staatsrat auf; denn diesen behielt er bei: die Ratgeber des Vaters sollten auch die seinigen sein. Hier nahm er freilich den Vorsitz ein, entschied aber immer nach Stimmenmehrheit. Schon von demselben 20. Januar ist ein „Offener Brief" datiert, mit allgemein gehaltenen Versprechungen vom Könige erlassen, um einer schon damals gefürchteten Revolution vorzubeugen. In Opposition zu Karl Moltke trat ziemlich regelmäßig im Staatsrate ein anderes neu aufgenommenes Mitglied, der mit dem Könige von dessen früheren Aufenthalte in Odense her befreundete Stiftsamtmann von Fühnen von Bardenfleth; allein Moltke gab seine bedeutendere Geschäftskunde und der Umstand stets das Übergewicht, daß er den Grafen Heinrich Reventlow-Criminil und den bedeutenden Juristen Örsted auf seiner Seite hatte, einen Dänen der alten Schule, der durch Milde gegen die Schleswig-Holsteiner die Gesamtstaatsidee durchgeführt wissen wollte. Da der dänische Absolutist Stemann krank darniederlag, so hatte in Fragen, wo es sich um die Herzogtümer handelte, Bardenfleth höchstens den

Grafen Wilhelm Moltke auf seiner Seite, eine mehr weiche, fügsame Natur, der allerdings später in einem kritischen Augenblicke durch seine Stellung an der Spitze der konservativen dänischen Großgrundbesitzer eine ganz gewaltige Bedeutung erhielt. Zunächst dringt aber Karl Moltke durch, oder, wie Orla Lehmann sich nachher ausdrückte, es herrschte noch Christian VIII. aus dem Orkus, und es erfolgte

die Kundgebung vom 28. Januar 1848.

In dieser kündigt der König an, daß er

1. beabsichtige, gemeinsame Stände für das Königreich und die Herzogtümer mit beschließender Mitwirkung bei Veränderungen im Steuerwesen und der Finanzverwaltung, sowie beim Erlasse von Gesetzen über gemeinsame Angelegenheiten usw. einzuführen,
2. daß diese Verfassung an der bestehenden Verbindung der Herzogtümer Schleswig und Holstein nichts ändern solle,
3. daß die Verfassungsbestimmungen vorher „erfahrenen Männern" zur Prüfung vorgelegt werden sollen;
4. folgt die Bestimmung über Wahl und Ernennung der erfahrenen Männer;
5. Ankündigung, daß diese zwei Monate nach der Wahl in Kopenhagen sich versammeln sollen.

Zugleich ging eine Kommission: Karl Moltke, Bang und Örsted, an die Ausarbeitung der Verfassung, die ein Zweikammersystem vorsah und im ganzen ziemlich liberal war. Da sie nie zur Ausführung gekommen ist, so will ich nur noch betonen, daß durch den Einfluß Karl Moltkes die Gleichberechtigung Schleswig-Holsteins mit dem Königreiche überall gesichert war: es sollten vier gemeinsame Ministerien sein, vier besondere, nämlich zwei für Dänemark, zwei für die beiden Herzogtümer zusammen. Die zukünftigen Volksvertreter sollten ebenso wie die erfahrenen Männer zur Hälfte aus beiden Teilen, Dänemark und den Herzogtümern, gewählt werden. Im Mai jedes Jahres sollten sie abwechselnd in Kopenhagen und auf Schloß Gottorp tagen. Nur in einem Punkte zeigte der König einen eigenen Willen (ebenso wie später, als er einer Teilung des Herzogtums Schleswig sich widersetzte): die von Christian VIII. verfügte Danisierung des Haderslebener Gymnasiums, welche Abgesandte von dort rückgängig zu machen baten, hielt er auch gegen Karl Moltke fest. Außerdem erreichte Bang, daß in einem Anhang zum Verfassungsgesetze bestimmt wurde, daß in den drei Städten Hadersleben, Apenrade und Sonderburg (nicht aber in Tondern) dänische Schul- und Kirchensprache in Aussicht gestellt wurde. Auch sollte Nordschleswig einen eigenen Generalsuperintendenten, ein dänisches Seminar und eine dänische Realschule haben. Man wollte der dänischen Nationalität in Nordschleswig gerecht werden und so Öl in die Wunden der Eiderdänen gießen. Dagegen wurden, wie gesagt, nach wie vor die Herzogtümer staatsrechtlich als eine von Dänemark scharf getrennte Einheit hingestellt.

II. Eindruck des Königlichen Reskripts vom 28. Januar.

1. In den Herzogtümern.

Hier war der Eindruck ein verschiedener: die beiden Extreme, sowohl die Radikalen unter Olshausen, als auch die übrigens patriotische, nicht junkerhafte Ritterschaft verhielt sich nicht völlig ablehnend. Erstere, weil nun überhaupt eine Verfassung in naher Aussicht stand, letztere unter der Führung des Grafen Reventlow-Preetz vielleicht mit einer gewissen Genugtuung darüber erfüllt, daß ihre Korporation unter den erfahrenen Männern vertreten war, und weil sie glauben

mochte, daß man mit Karl Moltke zu einem erträglichen Resultat kommen werde. Dagegen wollte die am entschiedensten national gesinnte Mitte unter Beseler von einem Gesamtstaat überall nichts wissen.

Am 17. Februar fanden sich 60 gewählte [1]) Abgeordnete beider Herzogtümer in Kiel, der geistigen Hauptstadt des Landes, zusammen. [2]) Hier sollte die Frage beantwortet werden: Wollen wir erfahrene Männer wählen oder nicht? Beseler und andere sprachen sich entschieden dagegen aus, Olshausen und Reventlow-Preetz dafür, und letztere siegten mit 39 gegen 21 Stimmen. Indessen setzten die Gegner durch, daß die Wähler dabei folgenden Vorbehalt machen sollten:

„Nicht als Abgeordneter, sondern als von Sr. Majestät zur Erwählung von Ratgebern bestimmter Wahlmann wähle ich, von der Überzeugung geleitet, daß die Erwählten der Rechte der Herzogtümer eingedenk, welchen ich durch meine Wahl nicht vergeben kann oder will, Seiner Majestät die Einführung jeder auf der Idee eines dänischen Gesamtstaates beruhenden Verfassung für die Herzogtümer als dem Rechte und den Interessen der Herzogtümer widersprechend widerraten, dagegen aber die Vorlage einer konstitutionellen Verfassung für die Herzogtümer Schleswig und Holstein untertänigst beantragen werde."

Die Hauptsache war hier, daß alle sich geeinigt hatten. Die Wahlen wurden demgemäß auch vorgenommen, und Karl Moltke, der sich mit Reventlow-Preetz verständigt zu haben scheint, als dieser in Kopenhagen die Königliche Bestätigung der ritterschaftlichen Privilegien einholte, veranlaßte, daß in beiden Herzogtümern derselbe Wahlkommissar fungierte, während in Dänemark einer die Wahl in Roeskilde, ein anderer die in Viborg leitete.

2. In Dänemark.

Nicht so schnell wie in den Herzogtümern einigten sich unter dem Eindruck des Erlasses die Hauptparteien in Dänemark, deren ebenfalls drei waren: die nationale Partei der Eiderdänen, die der Demokraten und die der Konservativen, welcher namentlich viele Beamte und Gutsbesitzer angehörten.

Das Organ der erstgenannten Partei, das Blatt „Fædrelandet," erhob ein lautes Geschrei, machte zuerst aber wenig Eindruck, bis dann der bekannte Philologe Professor Madvig in ähnlichem Sinne sich vernehmen ließ. Noch stärker aber wurde die Bewegung, als der richtige spiritus motor und rector des Eiderdänentums, der energische und schlaue Orla Lehmann, aus Pisa zurückkehrte, „von wo ihn seine schwindsüchtige aber patriotische Frau fortgetrieben hatte, damit er dem „stakkels Frederik VII." gegen die Schleswig-Holsteiner Beistand leiste. — Am 23. Februar, also sechs Tage nach der Kieler Versammlung, erließen 45 Führer der Eiderdänen, unter welchen 13 als Ständeabgeordnete bezeichnet waren, eine Erklärung, in der sie ihre Unzufriedenheit kundgaben 1. mit der Bestimmung, daß trotz der größeren Volkszahl aus Dänemark nur die gleiche Anzahl von erfahrenen Männern wie aus den Herzog-

[1]) Nur die von den drei Kategorien Städte, größere und kleinere Landbesitzer gewählten Ständeabgeordneten, nicht die vom Könige ernannten hatten einen Teil der erfahrenen Männer zu wählen. Einen andern Teil ernannte der König, einen dritten wählten die Universitäten, die Geistlichen und die schleswig-holsteinische Ritterschaft. Da letztere vier erfahrene Männer zu wählen hatte, so sollten, um die gleiche Zahl herzustellen, in Dänemark zwei Ständeabgeordnete und zwei Geistliche mehr gewählt werden, als in Schleswig-Holstein.

[2]) Es fehlten sechs entschieden dänischgesinnte Mitglieder aus Nordschleswig und die beiden Flensburger Abgeordneten, Agent Jensen und Kanzleirat Schmidt, außerdem noch vier andere Schleswiger aus zufälligen Gründen.

tümern genommen werden solle, und 2. damit, daß die Aufrechterhaltnng der Verbindung beider Herzogtümer versprochen war; 3. erklären sie sich gegen eine Gesamtstaatsverfassung, die Holstein mit einschließe, verlangen dagegen eine gemeinsame Verfassung für die Inseln, Jütland und Schleswig, welches letztere überdies einen eigenen Landtag für seine besonderen Angelegenheiten erhalten müsse (was wohl eine Konzession an den partikularistischen Standpunkt der dänischgesinnten Nordschleswiger war. H.)

Tags darauf, am 24. Februar, beschlossen 17 Ständedeputierte der Inseln, denen später auch jütische Abgeordnete beitraten, (darin den Schleswig-Holsteinern folgend) nur mit einem Vorbehalt zu wählen, aber mit dem, daß die Bestimmungen des Verfassungsentwurfs erst dann Gesetzeskraft erlangen sollten, wenn sie von einer wirklichen Volksrepräsentation angenommen wären. Das war natürlich die Meinung der eigentlichen demokratischen Partei.

Gegen jene 45 Eiderdänen erklärten sich dann im konservativen Sinne 16 Abgeordnete der Inseln, die der Gutsbesitzerklasse angehörten. Sie warnen vor einem vorzeitigen Bruch mit dem deutschen Elemente der Monarchie.

Als gerade jetzt die französische Revolution ausbrach und mit ihrer aufregenden Wirkung wie im größeren Teil Europas, so auch innerhalb der dänischen Monarchie die Gegensätze mächtig verschärfte, bekam die bisher verhältnismäßig langsam verlaufende Bewegung nunmehr ein so rasches Tempo, daß die Gegner in offenen Kampf gerieten, bevor die „erfahrenen Männer" zusammentreten konnten.

III. Die Vorgänge seit dem Kundwerden der französischen Revolution.

Die Welle der durch die französische Februar-Revolution erzeugten Volksaufregung mit ihren Sturmpetitionen zunächst in Süd-, dann in Norddeutschland erreichte bald auch die Herzogtümer und Dänemark. Wechselweise verschärfte nun immer mehr die Gegensätze die beiderseitige Presse durch ihre Mitteilungen über das, was im gegnerischen Lager vorging, und durch die daran geknüpften Auslassungen.

Kiel wurde zuerst von dem neuen Geist ergriffen, d. h. in einer gewissen Schicht seiner Einwohnerschaft. Ein von Olshausen aus Kleinbürgern gebildeter „Bürgerverein" beschloß am 1. März eine Adresse wegen Preß- und Versammlungsfreiheit und die Errichtung einer Bürgergarde. Auch entschloß man sich, in anderen Städten ähnliche Forderungen zu veranlassen. Die Bewegung hatte hier also zunächst mehr einen volksfreiheitlichen als einen nationalen (dänenfeindlichen) Charakter.

Anders in Kopenhagen: Hier wurde am 7. März in „Fædrelandet" eine von Etatsrat Hvidt „im Auftrage" unterschriebene Einladung zu einer am 11. im Kasino abzuhaltenden Versammlung erlassen. Es erschienen am 11. März nicht weniger als 2300 Personen. Als während der Verhandlungen Kapitän a. D. Tscherning [1]) u. a. geäußert hatte, es komme nicht darauf an, was die Schleswiger wollten oder nicht wollten, und hinzugefügt hatte, daß, wenn diese Bewohner einer dänischen Provinz sich eigenmächtig einem andern Staat anschließen wollten, es Pflicht der Regierung wäre, sie mit Waffengewalt zu unterwerfen, und als er dann gefragt hatte, ob er nicht recht habe, da erschollen laute Ja-Rufe, aber auch ein einziges „Nein." Ein Schullehrer Rasmus Sörensen, der demokratischen Partei angehörig, hatte dieses „Nein" zu sagen gewagt. Als er aber einseitig für Volksfreiheit eintrat und gegen den „Nationalitätssnak," übertäubte ihn der Lärm der eiderdänischen Versammlung. Noch ein anderer demo-

---

[1]) Der Kriegsminister im späteren Märzministerium.

kratischer Oppositionsmann trat auf, der frühere Redakteur des Witzblattes „Korsar," der damalige der Zeitschrift „Nord og Syd," der Jude Goldschmidt. Er machte zweierlei geltend: 1. daß man hier im Begriff stehe, eine auf die Gewalt der Masse gestützte Veränderung des Staatswillens zu vollziehen, und daß dies eine Revolution sei, daß aber diese Revolution ein Unrecht sei, insofern man über das Schicksal des schleswigschen Volkes entscheiden wolle, ohne nach dessen Willen oder Meinung zu fragen. Gegen diese und andere oft unterbrochenen Worte äußerte sich die tobende Indignation der Menge, und das Resultat war die fast einstimmige Annahme der Erklärung, daß eine gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig notwendig sei.

Am nächsten Tage, dem 12. März, versammelten sich im Hippodrom gegen 2000 Menschen etwas anderer Art, zumeist demokratisch gesinnte Kleinbürger. Diese unterschrieben eine Adresse an den König wegen Erweiterung des Wahlrechts. Aber auch hier erschien der unermüdliche Lehmann, um für die Eiderpolitik Stimmung zu machen. Zu dem Ende erklärte er, daß seine Partei, die nationale, ebenfalls eine demokratische sei, und es gelang ihm, oder es machte sich zum Teil wohl von selbst so, daß diese verschiedenartigen Wünsche und Stimmungen in den nächsten Tagen sich zu einer Einheit verschmolzen. Die Eiderdänen aber, als die Stürmischeren, erhielten die Führung. Das Nationale wurde Trumpf. Am 13. März erfolgte ein Aufruf der Kasinopartei, in dem es hieß, Dänemarks Existenz stehe auf dem Spiele, wenn nicht Schleswig von Holstein getrennt würde. Die inzwischen gedruckten Kasinoverhandlungen vom 11. wurden (laut „Kjøbenhavnsposten") von Jungen auf den Straßen mit dem Rufe feilgeboten: „Wer will den Krieg mit Schleswig kaufen?"

Außer der Eiderdänen- und der eigentlichen demokratischen Partei war in Kopenhagen damals noch eine dritte, aber wenig zahlreiche Partei, welche den Phönixklub bildete und verschiedene geistig bedeutende Männer in sich faßte, wie die Dänen Bang, Graf Knuth, Graf Sponneck, den schleswig-holsteinischen Etatsrat Francke u. a., außerdem auch verschiedene Gutsbesitzer. Sie bemühten sich, einen Bruch zwischen dem deutschen und dem dänischen Element der Monarchie zu verhüten, hatten aber keine Massen hinter sich und waren zu vergleichen einem Offizierkorps ohne Truppen.

Wirkung der Kopenhagener Vorgänge auf die Herzogtümer.

Selbstverständlich ist es, daß der immer drohender von Kopenhagen herüberschallende Ruf „Dänemark bis zur Eider" die Gemüter in den Herzogtümern heftig erregen mußte. In Kiel nahm am 15. der Bürgerverein eine Erklärung an, daß eine freie Verfassung mit allgemeinem Wahlrecht und Schleswigs Aufnahme in den Deutschen Bund gefordert werden müsse. Wir sehen also, daß gerade wie in Kopenhagen, auch hier die liberale und die nationale Strömung sich vereinigen; doch hatte der Kieler Bürgerverein entfernt nicht dieselbe Bedeutung für Schleswig-Holstein wie die Kasinoversammlung für das Königreich, so unruhig auch in Kiel die Stimmung des Volkes sein mochte, welche veranlaßte, daß an demselben Tage das (übrigens holstein-lauenburgische) Militär beordert wurde, wenn nötig die Waffen zu gebrauchen. Nicht die Stadt Kiel, sondern die Ständeabgeordneten beider Herzogtümer leiteten damals die Bewegung, indem sie bei der gewaltigen Erregung der Gemüter, welcher der dänischgesinnte Regierungspräsident, Kammerherr von Scheel in Schleswig, ziemlich zaghaft gegenüberstand, zur Beratung über die zum Wohle des Landes vorzunehmenden Schritte zusammentraten zur

Versammlung in Rendsburg am 18. März.

Siebzig Abgeordnete aus beiden Herzogtümern erschienen. Es hielt sich fern der Herzog von Augustenburg, und von den mehr oder weniger dänisch gesinnten 8 schleswigschen Abgeordneten kamen nur der bekannte Krüger-Beftoft und der eine Flensburger, Kanzleirat Schmidt: beide nur, um gegen die zu erwartenden Beschlüsse zu protestieren. — Trotzdem, daß selbst Olshausens Organ, das Kieler „Correspondenzblatt,“ eine größere Versammlung widerraten hatte, strömten doch Tausende nach Rendsburg, und überall sah man schwarz-rot-goldene Fahnen und Kokarden. Der Regierungspräsident von Scheel hatte eine öffentliche Versammlung der Ständemitglieder verboten, und man gehorchte. Beseler forderte das Volk auf, den Saal zu verlassen, und sagte draußen der Menge, nach Schluß der Beratungen würden die Ständemitglieder sich ins Schauspielhaus begeben und ihre Beschlüsse mitteilen, was große Unzufriedenheit bei der Menge hervorrief („Altonaer Merkur“ vom 20. März 1848). Nun begannen im Saal die Verhandlungen unter Beselers Leitung. Als Wortführer der Parteien traten auf Reventlow-Preetz und Olshausen. Letzterer sprach in höchst leidenschaftlichem Tone und ließ sich zu bedauerlichen Schmähungen der dänischen Nation hinreißen, welche, wahrscheinlich durch den anwesenden Krüger-Beftoft, später in Kopenhagen bekannt wurden und, begreiflich genug, eine furchtbare Erbitterung gegen Olshausen erregten. Reventlow-Preetz dagegen suchte zu beruhigen. Er versicherte u. a., daß Karl Moltke ein so guter Schleswig-Holsteiner sei wie nur irgend einer, und bewirkte so, daß unter drei weitergehenden Anträgen auch der abgelehnt wurde, die Entlassung Karl Moltkes als Kanzleipräsidenten, der er noch immer war, zu verlangen. Das Endresultat der Verhandlung war der Beschluß, eine Deputation nach Kopenhagen zu schicken, um dem Könige folgende fünf Wünsche des Landes vorzutragen.[1])

1. Die Vereinigung der Mitglieder beider Ständeversammlungen zu einer zum Zwecke der Beratung einer schleswig-holsteinischen Verfassung.

2. Der König wolle bei dem Deutschen Bunde die nötigen Schritte tun zur Aufnahme Schleswigs in den Bund,

4. in betreff der dringenden äußeren und inneren Gefahr auf geeignete Weise für die Einführung allgemeiner Volksbewaffnung sorgen,

4. den Landen vollständige Preßfreiheit und das Recht zur öffentlichen Versammlung geben und

5. den Regierungspräsidenten von Scheel sofort aus seinem Amte entlassen.

Besonders wichtig war es, daß man auf Reventlows Rat davon absah, sich für ein Nichtzusammentreten der „erfahrenen Männer“ zu erklären, und daß man den Sturz Karl Moltkes den dänischen Revolutionären überließ. Günstig war es ferner, daß, nachdem zu Mitgliedern der Deputation mehr links gerichtete Abgeordnete, darunter Olshausen, gewählt worden waren, die Besonneneren das Heft in Händen behielten. Beseler, Reventlow und Advokat Bargum in Kiel wurden nämlich beauftragt, wenn nötig, die Versammlung wieder zu berufen.

IV.

Über das Verhalten der Volksmenge während der Verhandlungen der Abgeordneten gibt der „Altonaer Merkur“ vom 20. März 1848 einen Bericht,

---

[1]) Ob in der Form einer Bitte oder einer Forderung, ist nicht bekannt; doch ist ersteres das Wahrscheinlichere.

dessen Zuverlässigkeit in den Einzelheiten wir nicht prüfen können.[1]) Er lautet folgendermaßen: „Inzwischen hatte der Rendsburger Bürgerverein eine Adresse entworfen, die im Schauspielhause der ab- und zuströmenden Menge wiederholt vorgelesen und von Tausenden unterschrieben wurde. Sie war an die Abgeordneten gerichtet. Scheels und Karl Moltkes Absetzung wurde gefordert. Unter den Unterzeichnern befanden sich 250 Soldaten der Rendsburger Garnison. Einer von diesen, ein Oberkonstabel vom 2. Artillerieregiment, trat vor, nachdem er die Adresse unterschrieben hatte, um laut und öffentlich zu erklären: er wisse sehr wohl, was er eben getan, er wisse zugleich, daß man ihn deshalb vielleicht zur Strafe werde ziehen wollen; er frage seine versammelten Mitbürger, ob er und seine Kameraden darauf rechnen dürften, daß man sich ihrer annehmen würde. Ein endloser Jubel folgte auf diese Worte. Zwei Bürger der Stadt begaben sich zum Kommandanten, um ihm anzuzeigen, daß Rendsburg nötigenfalls die Sache des Militärs zu der seinigen machen werde. — Die Adresse wurde in allen Exemplaren vernichtet, um eine Untersuchung unmöglich zu machen. An weiteren ähnlichen Vorgängen, an anderen übereinstimmenden Zeichen der Zeit war der Tag nicht arm." Soweit der „Altonaer Merkur." — Gewiß sind diese Vorgänge ein Beweis von dem revolutionären Geiste, der durch die mächtigen Volksbewegungen im übrigen Deutschland auch in den holsteinischen (weniger in den schleswigschen) Städten erzeugt worden war; wenn aber von dänischer Seite dies als der Ausbruch einer Revolution des Landes hingestellt wird, so ist das eine ganz falsche Auffassung. Diese Unruhen hatten einen nur lokalen Charakter und verliefen, wie die nächsten 5 Tage zeigten, völlig resultatlos. Die Abgeordneten haben in dem Bewußtsein, daß eben nur sie selbst die Repräsentanten des Landes seien, sich durch die Volksmenge nicht zur Forderung der Absetzung Karl Moltkes drängen lassen, haben sich nicht gegen das Zusammentreten der „erfahrenen Männer," wie von einer Seite beantragt wurde, erklärt. Die Versammlung ging nach Fassung der Beschlüsse auseinander und ernannte nicht, wie es in Kopenhagen behauptet wurde, schon am 18. März eine provisorische Regierung.[2]) Hätte man damals den Regierungspräsidenten Scheel verjagt, hätte man zugleich die dänischen Offiziere der Rendsburger Garnison vergewaltigt und eine neue Regierung eingesetzt, nur dann würde es richtig sein, die schleswig-holsteinische Erhebung, wie die Dänen wollen, vom 18. März statt vom 24. zu datieren, nur dann wäre diese Erhebung eine Revolution gewesen, während sie doch allenfalls nur eine Gegenrevolution gegen die Kopenhagener vom 21. März genannt werden kann.

Am 21. März fuhr das Dampfschiff mit der Deputation an Bord von Kiel nach Kopenhagen ab und beförderte zugleich einen Brief des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein (Noer) an den König. In diesem Briefe empfiehlt der Prinz dem Könige die Befriedigung von dreien der fünf Wünsche des Landes, nämlich von 1, 4 und 5. Über die Forderungen wegen Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund und der allgemeinen Volksbewaffnung schwieg er; die

[1]) Die Sache scheint im Bericht doch etwas aufgebauscht zu sein; denn ein Privatbrief aus der Stadt Schleswig weiß nach „Fædrelandet" vom 24. März nur von einigen gemeinen Soldaten, größtenteils von der Artillerie in Rendsburg, die, nachdem ihnen tüchtig zugetrunken worden sei, die angenommene Petition unterschrieben hätten.

[2]) Es war das eine Verwechselung damit, daß Beseler, Reventlow und der Kieler Advokat Bargum von der Versammlung beauftragt wurden, später, wenn nötig, die Abgeordneten zu einer neuen Versammlung zu berufen.

waren nicht nach seinem Sinne. Wegen der bedrohlichen Aufregung der Bevölkerung rät er, ein provisorisches Administrationskollegium zu ernennen, das bestehen müsse aus ihm als Statthalter und kommandierendem General (diese Posten hatte er ja einmal früher schon innegehabt), dem Grafen Reventlow, dem Advokaten Bargum in Kiel und Herrn Beseler in Schleswig. — Wäre der König beim Empfang des Briefes in der Lage gewesen, diese Ratschläge zu befolgen, dann wäre es wegen der verweigerten Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, die dann zum Schutze der Verbindung der beiden Herzogtümer gar nicht nötig war, oder gar wegen der verweigerten Volksbewaffnung zu erheblichen Unruhen schwerlich gekommen. In dieser Lage war aber der König, als die Deputation und der Brief ankamen, gar nicht mehr. Schwach, wie er war, hatte er der Revolution in Kopenhagen keinen Widerstand leisten können. — Zu diesem Hauptgegenstand unserer Betrachtung gehen wir jetzt über, indem wir besprechen:

die Adresse der Bürgerrepräsentanten vom 20./21. März.

Eine zweite große Kasinoversammlung war zuerst auf den 22. anberaumt; als aber die Nachrichten von den Rendsburger Vorgängen, und zwar mit den in solchen Fällen gewöhnlichen Übertreibungen, sowie von der demnächst zu erwartenden Ankunft der schleswig-holsteinischen Deputation am Morgen des 20. (einem Montag) Kopenhagen erreichten, traten die Einberufer in „Fædrelandets" Kontor zusammen und beschlossen, weil Gefahr im Verzuge sei, schon an demselben Abend 8 Uhr die Versammlung abzuhalten, um hier entscheidende Beschlüsse zu fassen. Eine schnelle Heranziehung der gegebenen Volksrepräsentanten, der Ständeabgeordneten, war nicht möglich. An deren Stelle mußten, meinte man, die Bürgerrepräsentanten (Stadtverordneten) Kopenhagens vorgehen, der stolzen Hauptstadt, die schon öfter für das ganze Volk eingetreten war, die 1658—59 des Schwedenkönigs Sturmangriffe tapfer abgewehrt und so Dänemark gerettet, die 1660 die Macht des Adels gebrochen hatte. Der zu den Einberufern gehörende Vorsitzende der Bürgerrepräsentanten, Etatsrat Hvidt, berief diese sofort zu einer abends 7 Uhr abzuhaltenden Versammlung, um eine Adresse an den König zu beschließen, die, von den anderen aufgefordert, sofort Orla Lehmann [1]) entwirft. Der kluge Taktiker ist sich darüber klar, daß man sich auf einen einzigen Angriffspunkt beschränken müsse, mit bezug auf welchen alle, sowohl die Eiderdänen als auch die einseitig demokratischen sog. „Hippodromedare," einig seien. Man müsse, bevor Karl Moltke der schleswig-holsteinischen Deputation vom Könige eine günstige Antwort erwirken könne, ein neues Ministerium verlangen; dann werde alles Übrige nach Wunsch gehen. Sein Adreßentwurf, der später ohne irgend eine Änderung angenommen ist, lautete so:

„Allergnädigster König!

Die Ratgeber, welche Ew. Majestät von Ihrem Vorgänger geerbt haben, besitzen nicht das Vertrauen des Volkes, ebensowenig in dem eigentlichen Dänemark wie in Schleswig und Holstein. [2]) Die von Tag zu Tage immer mehr hervortretenden traurigen Früchte ihres Regierungssystems haben jeden Glauben daran untergraben müssen, daß sie Einfluß und Kraft besitzen sollten, jetzt das Land zu erretten.

---

[1]) Dieser Sohn eines deutschen Vaters, aber einer dänischen Mutter war selbst Däne in höchster Potenz. Der seltsame Vorname Orla war, wie er mitteilt, dem Ossian entnommen.

[2]) Nur zum Teil zutreffend, überdies aus dieser Feder recht komisch anmutend.

Die Zeit der Entscheidung naht mit Riesenschritten. Der Staat wird aufgelöst werden, wenn Ew. Majestät nicht unverzüglich Ihren Thron mit Männern umgeben, welche der Größe der Aufgabe gewachsen sind und der Regierung einen energischen Willen und den Beistand der Nation verschaffen können — mit Männern, welche Dänemarks Ehre retten und des Landes Freiheit begründen können.

Wir flehen Ew. Majestät an, die Nation nicht zur Selbsthilfe der Verzweiflung [1]) zu treiben."

Sehr richtig sagt Orla Lehmann in seinem späteren Berichte (Histor. Tidskrift 1867—69), daß diese Zeilen in aller ihrer Kürze die eigentliche Grenzscheide zwischen zwei Zeitabschnitten der dänischen Geschichte sind. Sehr komisch aber wirkt das Spielen mit Worten, wodurch er den Vorwurf des Revolutionären, der in den Worten „Fortvivlelsens Selvhjælp" doch ohne Frage liegt, abzuwehren sucht. „Die Worte," meint er, „waren berechtigt unter den damaligen Verhältnissen; sie enthielten keine Drohung (?), sondern waren nur ein schlichter dänischer Ausdruck für die Volkssouveränetät, [2]) die im Jahre 1848 die allgemeine Losung war und 1849 in Dänemark im Grundgesetz ihren legitimen Ausdruck fand." Aber wenn in einer bisherigen absoluten Monarchie — eine solche war Dänemark seit der lex regia von 1665 — sich plötzlich die Volkssouveränetät durchsetzt, was ist das anderes als eine Revolution? Daran ändert auch nichts der Umstand, daß die übrigen anwesenden Leiter der Eiderdänenpartei den betreffenden Zusatz ganz natürlich fanden und allem beistimmten. Nur Professor Schouw stutzte einen Augenblick, erhob aber ebensowenig wie die andern irgend einen Einwand, und Hvidt nahm, ohne ein Wort zu ändern, den Entwurf mit.

Abends 7 Uhr fand alsdann, wie bestimmt war, die Versammlung der Bürgerrepräsentanten statt, über die einer derselben, O. Müller, in der Hist. Tidskrift von 1867—69 berichtet: „Der Vizepräsident Hansen erklärte sich in einem Antrage gegen den Schleswig-Holsteinismus und für ein neues Wahlgesetz, wollte aber nicht auf Verabschiedung des Ministeriums dringen; da erhob sich Orla Lehmann und hielt eine fast alle mit fortreißende Rede. Hansens Vorschlag wurde mit 26 gegen 4 Stimmen verworfen, und nun unterschrieben sämtliche 30 Repräsentanten die von Lehmann entworfene Adresse. Müller bemerkt dabei, man, z. B. er selbst, habe über den Ausdruck „Fortvivlelsens Selvhjælp" nicht weiter reflektiert, sondern darin nur einen Kraftausdruck gesehen. Einer habe gemeint, daß diese Selbsthilfe nur als nach außen, gegen die Schleswig-Holsteiner, gerichtet zu verstehen sei, wozu Müller bemerkt, es sei doch sonderbar gewesen, wenn die Volkspartei auf eigene Hand mit den Schleswig-Holsteinern hätte Krieg führen wollen. „An und für sich," gesteht der ehrliche Berichterstatter, „war es eine Drohung mit der Revolution." War das aber der Fall, wie komisch erscheinen da die darauf folgenden Worte Müllers: Vortrefflich habe man auf deutscher Seite verstanden, jenen Ausdruck zu exploitieren als einen Beweis von dem aufrührerischen Charakter der stattgefundenen Demonstration, und sehr schlau hätten die Schleswig-Holsteiner diese Selbsthilfe der Verzweiflung zur Devise für den Aufruhr gemacht.



De Scheper.

Günt acherd Moor op brune Heid
So eensam de ol Scheper steiht.
Bi em herum de brunen Schap,
De liggt so still as wi in Schlap.

De Häben is so glönig rot,
De Moorkuhln sind vull rodes Blot,
De Häben is vull Blot un Brand.
Vull Blot un Brand dat ganze Land.

H.

[1]) u. [2]) Der Sperrdruck ist von mir.

O Lark! sing ni so hell un schön,
Sett lewer di in't Krut to ween,
De Krieg treckt gruli dör dat Land
Un öwerall is Blot un Brand!
De Sunn sackt dal, de Scheper stöhnt,
Dor kummt wat an, de Borrn de dröhnt,
Dor kummt so'n Stücker twintig Mann,
En findliche Afdelung an.
„He, Scheper!" röppt dat ganze Kor,
„Du föhrst den Weg uns öwer't Moor!"
De Köter blafft, de Schap springt op,
De Scheper aber schütt de Kopp:
„Ick schall mi wahrn, min Vaderland,
Dat bün ick tru mit Hart un Hand.
Sökt sülbst den Weg un spart jun Schnack,
Ji kriegt dör nicks mi hier vun Plack."

Se reten em sin witten Bart,
He stöhn un sä keen Starbenswort,
Se schlogen em, dat knursch und knack,
He abers rög sick nich vun Plack,
Sin Blot dat spritz in't Krut so rot —
So schlogen se den Scheper dot. —
Utnein de Schap in alle Winn,
De Find de trock in't Moor herin.
De Nacht keem gau, dat Irrlicht dans,
De Scheper kreg keen Lorbeerkrans.
Wo bleben denn de twintig Mann?
In't Dörp keem keener vun se an.
In Sump, wo Nachts dat Irrlicht flüggt,
Wo schuerli de Sumpuhl schriggt,
Dor kannst du deep in Lummer bin'n
De Knaken vun de Mörders finn!

Neumünster. Berthold Reichel.

Bericht über die Generalversammlung des Vereins Jordsand auf Jordsand,

sowie eine im Anschluß daran unternommene Fahrt nach den Halligen.

Von Dr. **Dietrich** in Hamburg.

II.

Am nächsten Morgen verließen wir, d. h. 5 Teilnehmer der gestrigen Fahrt und 2 neu angekommene Herren, Hoyerschleuse und segelten, nachdem wir erst ein gutes Stück hinausgeschleppt waren, mit günstigem Winde südwärts den Halligen zu, wo wir manches Neue und Interessante kennen zu lernen hofften. Eben noch gelang es uns, über das von Nösse, der östlichen Spitze von Sylt, nach dem Festlande sich hinziehende Flach hinweg zu kommen. Das Wasser war nämlich schon stark im Ablaufen begriffen, und wir hätten etwa 8—9 Stunden dort still liegen müssen, wenn unser Kutter sich auf dem Sande festgerannt hätte. Nun, da wir die flachste Stelle glücklich passiert hatten, ging es mit dem nach Süden ablaufenden Wasser und bei frischem nördlichen Winde desto flotter vorwärts. Rechts leuchteten in der Sonne die hohen Dünen von Hörnum, der langgestreckten südlichen Halbinsel von Sylt, während zur Linken das Festland nur in einigen Baumgruppen und Gehöften, die auf dem Wasser zu schwimmen schienen, sichtbar war. Bald kam im Süden auch Föhr in Sicht und darüber hinweg der hohe Leuchtturm von Amrum. Plötzlich bemerkte einer von uns eine dunkle Sandbank rechts vorm Kutter; die schnell darauf gerichteten Ferngläser belehrten uns, daß dort eine größere Zahl von Seehunden in der Sonne sich ausruhte, und, wie die aus den Wellen auftauchenden glänzenden Köpfe bewiesen, immer neue Gefährten sich den ruhenden zugesellten. Um uns das Schauspiel näher anzusehen, steuerten wir geradeswegs auf die Sandbank zu, aber schon auf 300 m Entfernung kam plötzlich Leben in die ruhenden Gestalten, und in hastigem Darüber und Darunter stürzte sich die ganze Gesellschaft ins Wasser, das nun von zahlreichen auftauchenden und wieder verschwindenden Köpfen belebt war. Nach diesem Intermezzo nahmen wir unsern alten Kurs wieder auf, aber die Freude an der schönen, schnellen Fahrt dauerte nicht lange. Nordöstlich von Föhr breiten sich weite Bänke aus, und nur eine sehr schmale Fahrrinne führt über sie hinweg zu dem tiefen und breiten Fahrwasser der Norder-Aue, die sich südlich und südöstlich von Föhr hinzieht. Zwar bezeichnet ein aus 3 Balken errichtetes Seezeichen die gefährlichste Stelle, wo das Fahrwasser sehr schmal ist, aber unser Schiffer fand diesen, wie wir beim Baden und durch eine kleine Bootfahrt feststellten, ziemlich tiefen Kanal nicht, sondern setzte uns mit großer Eleganz gerade vor dem Seezeichen fest. Zunächst fanden wir die Lage weder unangenehm noch etwa gar gefährlich; einige vergnügten sich mit Baden und Wattlaufen auf dem schon trocken liegenden Teile des Flachs, andere unternahmen eine kleine Fahrt mit der Jolle. Dann wurde Kaffee gekocht und so die Wartezeit verkürzt. Aber allmählich, mit der Flut, frischte der Wind mehr und mehr auf, legte den Kutter breit und trieb ihn mit steigender Flut immer weiter auf die Bank, so daß das Steigen des Wassers uns keinen Vorteil

brachte. Dafür schlugen die Wellen immer häufiger über Bord und überschwemmten nicht nur das Verdeck, sondern auch die kleine Kajüte, in der wir eng zusammengedrängt saßen; dazu hob jede größere Welle den Kutter und ließ ihn dann wieder mit heftigem Stoße auf den Grund fallen. Wenn dieses Spiel der Wellen einige Stunden so fortgesetzt wurde, mußte der Kutter schließlich leck springen oder sogar zerbrechen. Unser Schiffer hatte das natürlich längst erkannt und bemühte sich mit seinem Matrosen, den Kutter mit Hilfe von Stangen in die tiefe Fahrrinne zu schieben. Wir halfen redlich nach unsern Kräften; jeder Zoll, um den wir vorrückten, wurde mit freudiger Genugtuung festgestellt, und schließlich, nach 2stündigem, angestrengtem Bemühen, schaukelte der Kutter frei in tiefem Wasser; die Segel wurden aufgesetzt, und weiter ging die Fahrt längs der Ostküste von Föhr. Wir passierten das saubere Seebad Wyk, umsegelten in südwestlicher Richtung die Hallig Nordmarsch-Langeneß und sahen dann Hooge vor uns, in dessen Schutz wir 9 Uhr abends vor Anker gingen. Ursprünglich hatten wir die Absicht gehabt, auf dem Kutter zu übernachten, allein bei der kalten Witterung zogen wir es vor, von Bord zu gehen und in einem Wirtshaus zu übernachten. Gleich auf der ersten Werft, die wir erreichten, befand sich eine Gastwirtschaft, in der wir freundliche Aufnahme fanden, obwohl wir die Wirtsleute aus den Betten herausklopfen mußten. In fröhlichster Stimmung, die nicht zum wenigsten durch die Aussicht auf ein warmes Bett hervorgerufen wurde, aßen wir dort zu Abend und erfrischten uns bei lustigem Gesange an einem Glase Bier oder Grog, so daß bald die ganze Einwohnerschaft der Werft, neugierig ob des ungewohnten Lebens und Treibens, vor den Fenstern der Wirtschaft versammelt war.

Nachdem wir uns am nächsten Morgen ein wenig auf Hooge selbst umgetan hatten, – wir beobachteten Austernfischer, Küstenseeschwalben und Seeregenpfeifer — bestiegen wir unsern Kutter, um nach Norderoog hinüberzufahren. Leider war der von uns benachrichtigte Besitzer von Norderoog, den wir gern als Führer bei dem Besuche der interessanten Hallig bei uns gehabt hätten, nicht erschienen, und zwar weil er, wie sich später herausstellte, zu spät benachrichtigt worden war. Schwärme von Hunderten von Austernfischern erhoben sich vor uns, als wir über das Watt uns dem kleinen Eilande näherten; zu ihnen gesellten sich zahlreiche Küstenseeschwalben, einige Zwergseeschwalben und zuletzt auch vereinzelte Brandseeschwalben, leicht am Schrei von den Küstenseeschwalben, die ihnen auch an Größe etwas nachstehen, zu unterscheiden. Hier und da trippelten, meist in Paaren zusammenhaltend, die flinken und zierlichen Regenpfeifer vor uns her, um schließlich mit melodischem Pfeifen abzufliegen, und in der Höhe zogen die großen Silbermöwen ihre stolzen Kreise.

Erwartungsvoll betrat ich das Inselchen. Sollte ich die Brandseeschwalbenkolonie so wiederfinden, wie ich sie vor 2 Jahren kennen gelernt hatte, wo sie etwa 500 bis 600 Paare umfaßte, oder war der Rückgang auf 5—6 Paare, den Herr Amtmann Behr im vergangenen Jahre konstatierte, ein dauernder, endgültiger und damit das Schicksal dieser letzten Kolonie der Brandseeschwalben auf den nordfriesischen Inseln besiegelt? Wir betraten Norderoog an der Ostseite, wo vor 2 Jahren die Kolonie sich befand, aber keine Wolke leichtbeschwingter, weißer Vögel erhob sich wie damals vor mir, die Luft mit ihrem rauhen Gekrächze erfüllend. Doch kaum waren wir einige Hundert Schritt in die Insel gegangen, da stiegen an der Nordwestecke erst einzelne, dann immer mehr Seeschwalben empor, und bald hatte ich zu meiner größten Freude dasselbe Bild vor mir wie damals. Die Hauptmasse der Vögel brütete auf der Wiese, wo das Gras völlig niedergedrückt und der Boden durch die Exkremente der Vögel weiß getüncht war. Einige kleinere Gesellschaften brüteten ganz nahe der Hauptkolonie auf dem flachen, hier nur spärlich bewachsenen Dünenzuge und sogar auch außerhalb desselben auf dem Vorstrande. Ich zählte wieder einen Teil der Nester, die in der Mehrzahl 1, doch auch nicht selten 2 Eier enthielten, und schätzte dann nach der Fläche, die von den Nestern in Anspruch genommen wurde, die Gesamtzahl der Brutvögel ab. Das Resultat war erfreulich, denn mindestens brüteten hier wieder 500—600 Paare, wahrscheinlich sogar etwas mehr, so daß ich wohl richtiger 600—700 sagen müßte. Die Eier der Brandseeschwalben gehören mit zu den schönsten, die ich kenne. In ihrer Färbung und Zeichnung zeigen sie bedeutende Verschiedenheiten: die Grundfarbe wechselt zwischen dunkelbraun, hellbraun, weiß und grünlichweiß; die Flecken, die auf den Eiern mit bräunlicher Grundfarbe oft verwischt sind und sich zwischen dunkelbraun und schwarzbraun halten, sind in Größe und Anordnung sehr verschieden. Einige Eier besitzen am stumpfen Pol einzelne sehr große Flecken, andere zeigen dort eine schwarze Kappe oder einen Kranz, andere sind von mittelgroßen, andere von kleinen Flecken ganz übersät.

Wir verweilten etwa 3 Stunden auf der Insel und beobachteten dort noch brütend:

Silbermöwen, hauptsächlich an der West- und Südseite in dem stellenweise recht hohen Dünengras.

Küstenseeschwalben, im niedrigen Gras der Wiese, sowie auf offenen Stellen der Düne und des Vorstrandes.
Zwergseeschwalben, im Sande und Kiesgeröll des Nord- und Weststrandes.
Rotschenkel, im hohen Gras der Wiese.
Austernfischer, überall mit den vorigen zusammen nistend, hauptsächlich auf der Düne.
Seeregenpfeifer, an offenen Stellen der Düne und auf dem Vorstrande.
Lerchen im Gras der Wiese.

Hierzu kommt noch die Stockente, die ich bei meinem ersten Besuch in der Nähe des Prieles brütend fand, und wahrscheinlich der Halsbandregenpfeifer, von dem verschiedene Exemplare sich auf dem Watt herumtrieben.

Als wir zu unserm Kutter zurückkehrten, erklärte der Schiffer uns, daß an eine Fahrt nach Süderoog, dessen einzige Werft wir im Süden gleichsam auf dem Wasser schwimmen sahen, bei dem konträren Winde und der schon vorgeschrittenen Ebbe nicht zu denken sei. So mußten wir, da einige Herren unbedingt im Laufe des nächsten Vormittags wieder daheim eintreffen wollten, auf einen Besuch dieser Hallig verzichten und segelten nordwärts, um auf Pellworm zu landen und von dort am nächsten Morgen nach Husum zu fahren. Aber wieder zeigte es sich, mit welcher Schwierigkeit die Schiffahrt im Wattenmeer zu kämpfen hat. Querab von Hooge blieben wir nach kurzer Zeit an der inneren Spitze einer hufeisenförmigen Sandbank wie in einer Mausefalle sitzen. Selbst ein Versuch, mit der Jolle nach Hooge zu gelangen, mißglückte; es gelang nicht, sie über die Barre zu bringen. Nach langen Beratungen beschlossen wir, über das nun gegen Pellworm, soweit das Auge reichte, trocken liegende Watt nach dieser Insel zu marschieren. Trotz einer heftigen Regenböe, die Pellworm fast ganz unsern Blicken entzog, gingen wir los, in der Hand den Kompaß; bald wurde es wieder heller, der grüne Deich war schon deutlich sichtbar, da erblickten wir vor uns eine weite Wasserfläche, die ein Weitermarschieren unmöglich machte. Also zurück zum Kutter! Der Schiffer schickte uns die Jolle entgegen und ließ uns sagen, daß wir vielleicht nach Hooge gelangen könnten, wenn wir um das südliche Ende des westlichen Schenkels der hufeisenförmigen Sandbank herumführen. Und in der Tat glückte das! Nach einer kleinen Wanderung noch durch den sehr tiefen, zähen Schlick kamen wir gegen 3 Uhr wieder auf Hooge an, zum nicht geringen Erstaunen unserer Wirtsleute und zur unwillkürlichen Freude der anwesenden Gäste, denen wir mit unseren nackten, hoch hinauf mit Schlick beschmutzten Beinen und den von Regen und Seewasser triefenden Kleidern am 2. Pfingstfeiertage ein allerdings eigenartiges Bild darboten.

Schnell war ein Ofen geheizt und mit den nassen Kleidungsstücken malerisch behängt. Wer Vorrat hatte, kleidete sich trocken an, zur Not halfen die freundlichen Wirtsleute aus. Als dann auch der innere Mensch durch Speise und Trank wieder auf das normale Niveau gebracht war, bestellten wir die Fähre, die uns gegen 5 Uhr — früher ging es wegen der Ebbe nicht — nach Pellworm hinüberbringen sollte. Die noch zur Verfügung stehende Zeit benutzte ich zu einem Besuch bei Herrn Feddersen, dem Besitzer von Norderoog. Der Weg zu ihm führte mich über mehrere Werften, — das sind die künstlichen Erdhügel, auf denen die Gehöfte liegen, — deren saubere Häuschen mit den kleinen, blumengeschmückten Fenstern und sorgfältig gehegte Gärtchen mit den kiesbestreuten Wegen einen sehr angenehmen Eindruck auf mich machten. Die flache Insel, eine weite, saftige Wiese, war förmlich in Blütenduft gehüllt; aus dem frischen Grün leuchtete hier, wie eine Insel, ein weißer Kleefleck hervor, dort standen zu Tausenden zusammengedrängt Grasnelken (Armeria maritima), dazu heller Sonnenschein und der frische Salzhauch des Meeres, das ergab ein Bild, wie man es sich kaum schöner denken kann. Die Wiese wird vielfach von fluß- und bachähnlichen Rinnen zerschnitten, die man dort Priele nennt. Sie lagen jetzt trocken und ließen den fruchtbaren, blaugrauen Schlick sehen, den das Meer bei Flut hineingetragen und dann abgelagert hat.

Der Besuch bei Herrn Feddersen war in mehrfacher Beziehung interessant. Zunächst bekam ich einen Begriff von den Unmengen von Eiern, die Norderoogs Vogelkolonien produzieren: da sah ich große flache Bütten und Körbe stehen, bis zum Rande gefüllt mit den Eiern der Silbermöwe, der Brand- und Küstenseeschwalbe und des Austernfischers. Und das war nur die Ernte der letzten 8—10 Tage. Sodann erfuhr ich, daß von den beiden Besitzern, deren einer Herr Feddersen ist, ein Verkauf der Insel geplant sei. Der mir nicht bekannte Mitbesitzer ist der Absicht, die Insel in Jagdzeitungen zum Verkauf auszubieten, in der Hoffnung, auf diese Weise einen höheren Preis zu erzielen. Herr Feddersen jedoch, der lange Jahre die Vogelkolonien bewirtschaftet hat, und der sie gern erhalten möchte, ist dem abgeneigt, an einen Jäger zu verkaufen, und sähe es am liebsten, wenn unser Verein die Insel erwerben könnte. Doch ist er dabei natürlich auch bestrebt, einen möglichst hohen Preis, nach seinen eigenen Worten: „nicht unter

12 000 *M*" für die Insel herauszuschlagen. Dieser Preis erscheint mir nicht unangemessen, denn aus den gesammelten Eiern wird nach meiner Schätzung eine jahrliche Einnahme von 400—500 *M* erzielt. Dazu kommt noch die Grasnutzung, die vielleicht 50—60 *M* jährlich abwirft. Die Insel mißt in der Länge ungefähr 800 m bei einer durchschnittlichen Breite von 250 m, umfaßt also gegen 20 ha. Im Herbst halten sich auf den Prielen der Insel und auf den umliegenden Watten Hunderte von Enten auf, die Gelegenheit zu interessanter Jagd bieten. Sehr bedauerlich wäre es, wenn diese Insel in den Besitz eines Mannes käme, der sich nicht um die Erhaltung der Vogelkolonien kümmern könnte und auch kein Interesse daran hätte, oder der gar an diesen Vögeln seine Schießkunst zu probieren für gut hielte. Sollten sich wirklich nicht einige begüterte Vogelfreunde finden, die bereit wären, einige Tausend Mark herzugeben, und so die interessanten Vogelkolonien Norderoogs, darunter die einzige Brandseeschwalben-Kolonie der nordfriesischen Inseln, vor dem Untergange zu schützen? Ich richte an alle Vogelfreunde, an alle, die je sich am Meeresstrande der schönen Vögel, ihres herrlichen Gefieders und ihres leichten, gefälligen Fluges gefreut haben, die dringende Bitte, mitzuhelfen, dieses klassische Eiland mit den letzten Resten seiner früheren großartigen Vogelkolonien, einst Naumanns Entzücken, uns zu erhalten.

Endlich erfuhr ich noch, daß im vergangenen Jahre, das überhaupt in ornithologischer Beziehung nicht besonders günstig ausgefallen zu sein scheint, in der Tat nur 5—6 Paare der Brandseeschwalbe auf Norderoog genistet haben; eine Anzahl hat auf Süderoog gebrütet, doch konnte ich nichts Genaueres darüber erfahren.

Nach diesem Besuche ließen wir uns nach Pellworm übersetzen, wo wir die Nacht zubrachten. In der Frühe des nächsten Morgens fuhren wir mit dem Dampfer nach Husum, wobei wir in der Ferne rechts Süderoog, links Nordstrand und dann Südfall zu sehen bekamen, die diesmal zu besuchen uns leider nicht vergönnt war.

Wenn uns nun auch diese Pfingstfahrt auf dem Wattenmeer manche Unbequemlichkeit und Enttäuschung brachte, wenn auch die zeitweilig ungünstige Witterung manchen Genuß trübte, es waren doch schöne Stunden, die wir, meist auf den engen Raum des Kutters beschränkt, bei harmlosem Scherz und Unterhaltung zusammen verlebten, reich an interessanten Beobachtungen und vielseitiger Anregung, so daß ich überzeugt bin, daß alle Teilnehmer dieser Fahrt noch oft und gern gedenken werden!



Schneeschaufeln.

Wie eisiger „Samum" saust der Schimmelreiter über unsere Gefilde und überzieht sie mit dem winterlichen Leichentuch und demonstriert heftig, übermütig gegen Menschenlist und -trug. Er stört und besänftigt für den Augenblick das Hasten und gebietet strengsten Hausarrest; er tausendkünstelt und zaubert die herrlichsten Formen, — von wegesperrenden Hügeln, die wie graziöse Gestalten aus blendend weißem Marmor uns anblinken, bis zu den wunderlich gestalteten Gebilden, lieblichen Statuetten, phantastischen Arabesken, — herrlichste Kunst, weil — siegende Natur. Wie ergötzend für die Schönheitsenthusiasten! Aber die Kehrseite, das praktische Pendant, ob der Menschensinn auch dem zujauchzt? Die Demonstration der Natur wird mit radikaler Gegenwirkung beantwortet, mit Vernichtung. Und was natura mit so viel Fleiß und lärmender Kraft kunstgerecht bildete und so lieblich-phantastisch nach ewigen Gesetzen als Vorbild gab, wird vernichtet, — wo es stört, vernichtet durch ein einfaches, beinahe Trivialität verratendes Instrument; mit seinem eigensten Erschaffenen zerstört der Mensch die marmornen Hindernisse und macht freie Bahn — mit einer Schaufel. So war's wenigstens früher. Heutzutage werden schneeige Massenansammlungen, welche den Verkehr in unliebsamer Weise erschweren, zum Teil mit Schneepflügen beseitigt. Ja, ehedem war's anders, und heute noch auf dem platten Lande. Man wünscht gar nicht, so schnell der Widerwärtigkeiten Herr zu werden; denn die Schneeschaufeltage sind ganz besondere im Jahre, so veritabel, daß ältere Leute nicht genug die strengen Winter früherer Zeiten rühmen können. Für die Fortschaffung des Schnees wird schon vor Eintritt des Winters gesorgt, indem die Gemeindeeingesessenen ihren Oberleiter, einen Schneevogt, wählen. Jährlich erfolgt die Wieder- oder Neuwahl. Die Gemeindeglieder selbst sind bestimmten Gruppen zugeteilt, deren jede ihren Bezirk, d. h. ihre bestimmten Wegestrecken, vom Schneevogt zugewiesen erhält. So ist alles klipp und klar und zum bedeutungsvollen Werke wohl bereit. Und nun fällt der Schnee vom Morgen bis Abend, immerfort, der Wind hebt sich brausend, treibt zusammen, des

Schneeschauflers Kennerblick prüft des Wetters Ungeduld und klopfend des Barometers Wetterzeichen; er sieht seine Meinung bestätigt. Nach Schleswig-Holsteiner Art verfügt er kurz lakonisch: „Mudder, lat de Stäweln smeern!“ Es schneit unausgesetzt, der Verkehr stockt, und jeder einzelne der Schneeschaufelhelden ist sich nun sicherlich der Würde und des Wertes seiner Person, eines echten Schneeschauflers, bewußt. Jeder harrt nur des gegebenen Winkes des Herrn Schneevogtes, und dann geht's an die Arbeit. Im Dorfkruge, morgens 8 Uhr, sammeln sich die Schaufler „von Gemeinde Gnaden,“ teilen sich in „Kolonnen,“ und die edle, dem Ganzen dienende Beschäftigung beginnt mit interkommunalem Sinne. Und die Jungen, die Neulinge bei dieser Arbeit, müssen nun versuchen, es den Alten, den Erfahrenen abzugucken; denn diese Arbeit ist kein Hin und Her ohne Regel, Wahl und Bedeutung, es geht geordnet her wie beim Schnittergeschäft, wenn mehrere Sensen zugleich arbeiten. Da fliegen die mit der Schaufel abgestochenen „Hexaeder“ hoch im Bogen, da tönen die Rufe des Vogtes, da „dampfen“ die Pfeifen der Biedermänner; obgleich der Sechzigjährige dem „Schneeschüffelbott“ (Aufgebot) nicht mehr zu folgen braucht, er kommt gern und läßt es sich schwer nehmen, dort zu fehlen, wo alter Volksbrauch und Gemeinsinn zum Ausdruck kommen. Soll ihn das Alter von diesem Vergnügen abhalten? Denn mancher derbe Volkswitz würzt die Arbeit, der Humor tut sich neckisch an den stümperhaften Neulingen gut, denen der große Wurf mit dem Hexaeder nicht immer gelingt; — endlich öffnet sich die Gasse, die Arbeit ist vollbracht, die schneeige Masse „zerstreut.“ Nach der Freilegung der Wege findet man sich am Sammelpunkte, im Kruge wieder ein; insgesamt wandert man unter fröhlichem Gespräch, indem man nicht vergißt, jene „Erstlinge“ im Handwerk des Schneeschaufelns ein wenig „aufzuziehen,“ zu „hänseln,“ — die Schaufeln auf der Schulter — diesem Ziele zu. Es ist vielleicht Mittag; da wär's zu früh, im Kruge sich gütlich zu tun; ein bescheidener Trank, und — heim zu dem gastlichen Tische der Hausfrau geht's. Es wäre ja auch höchst rücksichtslos, die gute Mutter mit ihrem Gekochten „sitzen“ zu lassen; heute gibt's derbe Hausmannskost, „de dar en bet'n bi't Liv steiht.“ Aber es war abgemacht, heute abend nach dem Kruge zu gehen. „Nee, Mudder, hüt abend must du mal alleen sin, du weetst ja, vun abend is „Hänseln,“ dar mutt ick hen, Niklaus, uns Nawer wüll ok hen!“ So wandern alle nach dem Kruge, um die Arbeit „würdig“ zu beschließen. Die Jungen müssen nun etwas ausgeben auf ihre erstmalige Betätigung und Einführung ins Gemeindeleben durch die „Alten.“ Punsch erzeugt eine fröhliche Stimmung, welche sich besonders nach dem Kartenspiel durchringt. Man fühlt: nach getaner Arbeit ist gut feiern; nach dem Feiern auch gut nach Hause gehen? Probieren!

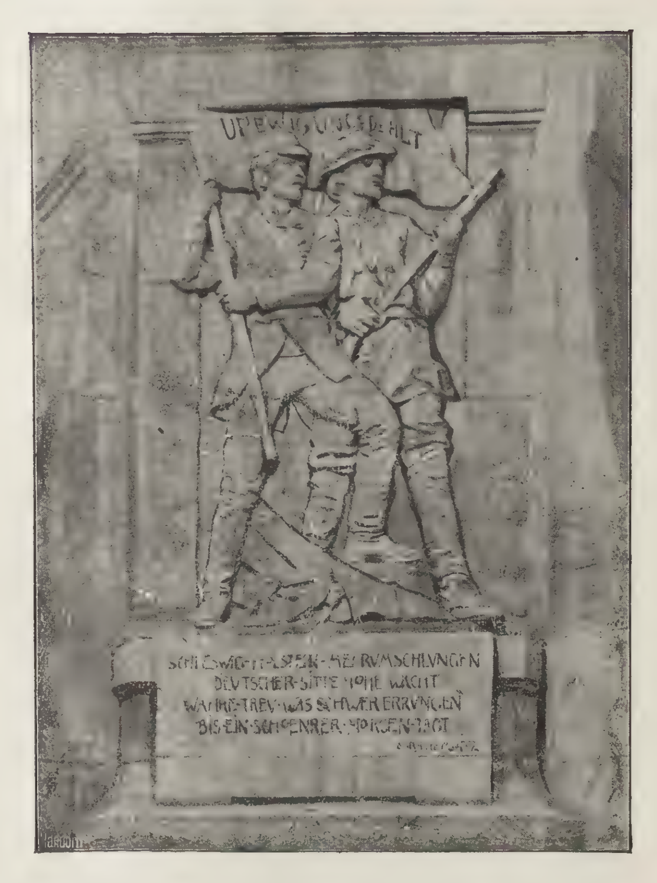
Engelsby. J. Hoeck.



Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Mitteilungen.

1. Schleswig-Holstein-Feier am Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M. Als anläßlich des 11. Deutschen Turnfestes in Frankfurt a. M. verschiedene Turner des Kieler Männerturnvereins von 1844 bei der Besichtigung der Feststadt auch an das Einheitsdenkmal kamen und hier auf der einen Seite desselben den Auszug der Kieler Turner und Studenten



Reliefbild vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

in den Kampf im Bilde und darunter die Anfangsstrophe aus dem Schleswig Holstein-Liede erblickten, da wurde in Anerkennung der großen Taten unserer Vorfahren von uns der Beschluß gefaßt, hier an dieser historischen Stätte eine würdige Feier zu veranstalten. Ungefähr 40 Turner des Kieler Männerturnvereins von 1844 versammelten sich daher am Dienstag, dem 21. Juli 1908, vormittags 11 Uhr, am Goethe = Denkmal um unsere alte Bau-Fahne, die schon die Kieler Turner und Studenten im Jahre 1848 in den Kampf begleitet hat, und in geschlossenem Zuge wurde zum Denkmal marschiert. Als wir dort anlangten, hatte sich, da die Kunde von diesem feierlichen Akt bereits in die Presse gedrungen war, eine große Volksmenge um das Denkmal gesammelt; an diesem selbst erwarteten uns Herr Bürgermeister H e d d e, ein Sohn des verstorbenen Justizrats Hedde aus Segeberg, und unser früherer Gauturnwart Ernst S t r o h m e y e r, jetzt Turninspektor (?) in Dortmund. Nachdem wir uns im Halbkreise aufgestellt, hielt letzterer folgende ergreifende Ansprache, in deren Verlaufe manchem Alten, der die bewegte Zeit, in welche Redner uns zurückversetzte, mitgemacht haben mochte, die Tränen in die Augen traten: „In diesen Tagen, wo Alldeutschlands Turner sich hier versammeln an historischer Stätte, da wird vor unserm geistigen Auge die Vergangenheit lebendig, da werden an der Stelle, wo wir jetzt stehen, die Gedanken besonders hingeführt in d i e Zeit, da edle Herzen mit heißem Bemühen sich bestrebten, zu schaffen, was wir, ihre Nachkommen, besitzen dürfen: d a s g e e i n t e d e u t s c h e R e i c h. Führte uns doch die Einleitung zum großen Feste, die Nationalfeier für unseren Altmeister, so lebendig in jene Tage zurück! — Besonders zu uns Schleswig-Holsteinern, und vor allem zu uns Mitgliedern des Kieler Männerturnvereins von 1844, spricht hier jene Zeit, wurde doch in diesem Hause [1]) die Entscheidung gefällt über das Schicksal unseres engeren Vaterlandes. Dort beschloß das Parlament, den Krieg gegen Dänemark einzustellen und die deutschen Brüder im meerumschlungenen Lande sich selber zu überlassen. Mit Wehmut und Entrüstung vernahm das deutsche Volk diese Kunde; da prägte man das Wort vom „verlassenen Bruderstamm," — und was die Parlamente verdorben, das suchte das deutsche Volk wieder gut zu machen: Tausende zogen aus Alldeutschland herbei, die Reihen der Kämpfer zu verstärken, die für deutsche Art und deutsches Wesen auf den Gefilden der Nordmark stritten. Und als die hohe Politik der Großmächte das unbesiegte Heer zwang, die Waffen niederzulegen, da fühlte das deutsche Volk die brennende Scham darüber, daß die Waffen deutscher Mächte die schleswig-holsteinischen

[1]) In der Paulskirche.

Brüder dem Feinde ausgeliefert hatten, und mit Trauer und Gram — aber mit dem Gelübde unwandelbarer Treue — verfolgte man ihr Geschick. Und wo sich deutsche Männer, wo sich deutsche Turner (ich erinnere an das Leipziger Turnfest) versammelten, da gedachte man der Brüder im Norden und gelobte immer aufs neue, ihnen die Treue zu bewahren und sie auch zu besiegeln, wenn die Zeit gekommen. — In dieser Sorge um den gefährdeten deutschen Stamm reifte der Gedanke an eine Einigung der deutschen Stämme heran. Die Zeit kam, und das deutsche Volk erfüllte seine Pflicht. Auf Schleswig-Holsteins Gefilden fand Preußen, dem es vergönnt war, beim Schmieden der deutschen Einheit die gewaltigsten Hammerschläge zu tun, seine verpfändete Ehre wieder; auf den Schlachtfeldern Schleswigs fanden Preußens König, Preußens Volk den Glauben an sich selber wieder, indem sie im Donner der Geschütze bei Düppels Schanzen, im Knattern der Gewehre und im Rauschen der Wogen am Alsensund mit Blut sühnten, was sie 13 Jahre früher am verlassenen Bruderstamme verschuldet hatten, und man darf wohl sagen, daß doch auf dem blutgedüngten Boden unserer Heimat die Saat gesät wurde, die aufgehen sollte zu so herrlicher Frucht, zu Deutschlands Einheit. Das empfand auch der Meister, der dies herrliche Denkmal schuf, und er überlieferte der Nachwelt das Gedächtnis an jene, die sich in glühender Begeisterung zuerst als Schutzwehr dem Feinde entgegengestellt haben — an die Kieler Turner und Studenten —, in diesem Bilde, das auf uns herabschaut. So haben wir uns nun versammelt, um den Gefühlen, die uns hier bewegen, Ausdruck zu verleihen. — Wir begrüßen unsere Turnbrüder aus Alldeutschland, die in so großer Zahl in gleichem Empfinden uns umgeben; wir freuen uns, daß wir hier einem Landsmanne, Bürgermeister **Hedde** aus Rödelheim, die Hand drücken können, den innige verwandtschaftliche Bande mit dem Manne verknüpfen, den wir als Gründer unseres Vereins ehren und dessen Name unter denen genannt wird, die dem nordalbingischen Stamme in jener großen Zeit die Führer waren. Wir begrüßen in unserm Landsmanne auch den Sohn eines Mannes, der in seiner warmherzigen Begeisterung noch heute in unserer Erinnerung lebt, der die Treue, die er dem Verein in seinen ersten Tagen schon erwies, bis in sein Alter bewiesen hat. Wohl uns, daß wir solche Männer zu den unsern zählen durften. Und nun, liebe Turngenossen, ehe unser „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" über diesen Platz dahinbraust, wollen wir alle, als rechte deutsche Turner, als deutsche Brüder uns vereinigen in dem Rufe: Unserm Vaterlande, dem geeinten großen — Gut Heil!" Kräftig klang unser dem geliebten Vaterlande geweihtes Gut Heil und feierlich tönte das in diesen Tagen so oft gesungene Schleswig-Holstein-Lied über den Platz. Ein Kranz in den Farben unserer engeren Heimat wurde in dankbarer Erinnerung an die Taten unserer Vorfahren von unserem ersten Turnwart am Denkmal niedergelegt, und nachdem noch Bürgermeister Hedde mit einer kurzen Ansprache die alte Bau-Fahne durch einen Lorbeerkranz geschmückt hatte, war diese weihevolle Feier beendet, und geschlossen marschierten wir zu unserm Standquartier zurück. **G. Blothenberg.**

2. Berichtigung. In der Mitteilung über Hausmarken und Runen (Februarnummer d. J., S. 48) ist bei der zweiten Korrektur nicht beachtet worden, daß für den Ausdruck Kinderreime hätte Binderunen gesetzt werden müssen. — In dem Gedicht „Nordstrand" S. 43 in Nr. 2 soll es heißen in der letzten Zeile Knochen statt Kirchen. Die Schriftl.

3. Hartbossen, Bemerkung zur Anfrage 3: Plöner See, S. 47, Nr. 2 der „Heimat." Zersprungenes Töpfergeschirr, wie Teller, Schüsseln, Kummen, fangen an zu tönen (singen), wenn heiße Flüssigkeiten hineingegossen werden. Die Hausfrau sagt dann: „De Schöttel hett 'n Hartsprung kregen," d. h. es ist ein Sprung darin, welcher das Herz der Schüssel getroffen hat, oder besser gesagt, von der Außenseite zur Innenseite durchgeht. In gleicher Weise wird ein Sprung durch die ganze Dicke der Eisdecke als „Hartbost, Herzborste" bezeichnet. In der angegebenen Form: „De See **smiet** Hartbossen," welche mir unbekannt ist, tritt das Wort **smiet** zu sehr hervor und lenkt die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Vorgange ab. — Soll das Wort **smiet** mit „wirft" übersetzt werden, so würden wir hier „smitt" sagen — daß im geologischen Sprachgebrauch das Wort „Verwerfungen" die durch Sprünge und Risse veranlaßten Verschiebungen der Erdrinde bezeichnet, könnte vielleicht zur Erklärung herangezogen werden — das „Werfen" eines Brettes (das durch ungleichmäßig eintretende Befeuchtung herbeigeführte Krummziehen eines Brettes) kann ja auch Risse und Sprünge im Holze nach sich ziehen.

Hamburg. **A. Partz.**

4. Nis Puk. Im Meggerkooge bei Hohn erzählt man sich folgendes: Vor Zeiten lebte auch im Meggerkooge ein Nis Puk. Als er sich sonnend einst in einer Bodenluke saß und den Hofhund damit neckte, daß er bald das eine, bald das andere Bein lang machte und abwechselnd dem Hunde hinhaltend ihm zurief: „biet in't linke," „biet in't rechte," beschloß der Knecht, Nis Puk ebenfalls zu necken. Er schlich sich auf den Boden,

stieß Nis hinterrücks zur Luke hinaus und rief dem Hunde zu: „Nu biet in beide Been!" Als der Knecht dann voll Schadenfreude an die Stelle kam, wohin Nis gestürzt war, fand er an seiner Stelle nur Scherben. Aber in der Nacht rächte sich Nis: er zog wie einst Prokrustes dem Knechte die Glieder lang, so daß dieser am folgenden Tage versicherte, „hei würr sin Dag nich werrer Nis necken." (Vergl. Müllenhoff S. 331.)

München. Dr. Grebe.

Bücherschau.

1. P. Junge, Die Cyperaceae Schleswig-Holsteins einschließlich des Gebiets der freien und Hansastädte Hamburg und Lübeck und des Fürstentums Lübeck. — Im Dezember vorigen Jahres ist als Beiheft des „Jahrbuches der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten XXV" der 4. Teil (erste erschienene) der „Neuen Flora von Schleswig-Holstein usw." herausgegeben. Die Ergebnisse der floristischen Erforschung unserer Provinz bis 1890 sind im 2. Teil der Prahlschen „Kritischen Flora" niedergelegt. (Der 1. Teil dieser Flora, der seit 1907 in 4. Auflage vorliegt, ist als unsere beste heimatliche „Flora" rühmlichst bekannt.) Seit 1890 ist die Erforschung unseres Florengebietes mit Erfolg weitergeführt, aber die Resultate dieser Arbeit sind teils bisher unveröffentlicht geblieben, teils in kleinen Abhandlungen verstreut. Eine einheitliche Übersicht zu geben, ist der Zweck der „Neuen Flora." — In der vorliegenden Lieferung ist die Familie Cyperaceae (Riedgräser) in so eingehender Weise behandelt, wie sie meines Wissens bisher in keinem Florenwerke bearbeitet ist. Zur sicheren Unterscheidung der Arten, Kreuzungen und Formen sind genaue Diagnosen gegeben, die sich zwar in ihrem Aufbau an die „Synopsis der Mitteleuropäischen Flora von Ascherson & Graebner" anlehnen, die aber vielfach, z. B. wegen Entdeckung neuer Formen, geändert werden mußten. Wo die Bestimmung der Arten usw. Schwierigkeit macht, sind große, deutliche, mit Hilfe von Mikroskop und Zeichenapparat hergestellte Textfiguren eingefügt, die charakteristische Merkmale der Früchte (Schläuche) und Deckblätter von Arten und Formen zeigen oder die Mittelstellung der Hybriden veranschaulichen. Jeder artenreichen Gattung ist eine Beschreibung der Verbreitung ihrer Spezies über Boden- und Pflanzenformationen unseres Gebietes vorangestellt, die beredtes Zeugnis gibt, wie innig der Verfasser mit den Verhältnissen unseres Heimatlandes vertraut ist. Alle hier ausgesprochenen Urteile entsprangen aus des Verfassers eigener Beobachtung, alles ist selbst „erarbeitet," wie denn jeder, der den Verfasser kennt, überzeugt ist, daß nichts ohne gründliche eigene Prüfung niedergeschrieben wurde. — Geschichtliche Notizen, sowie kritische Bemerkungen über Angaben anderer Floristen sind zum Vorteil der Übersichtlichkeit von den Einzelbeschreibungen getrennt und am Schluß jeder Gattung in einem besonderen Abschnitt zusammengestellt. Die zahlreichen neuen Fundortsangaben sind trotz einer Reihe von Mitarbeitern, zu denen auch Justus Schmidt zählt, der seit 30 Jahren in der Erforschung unserer Flora unermüdlich tätig ist, zum größten Teil aufs Konto des Verfassers zu setzen. Ihm auch sind in erster Linie die interessanten Ermittelungen über hybride Formen besonders der Gattung Carex, soweit es unser Gebiet betrifft, zu verdanken. Während die „Kritische Flora" 1890 nur 2 Carex-Bastarde verzeichnet, zählt die „Neue Flora" deren 25 auf mit gegen 200 Standorten. — Die Herausgabe der „Neuen Flora" ist für alle, die die Pflanzenwelt unserer Provinz interessiert, als bedeutsames Ereignis zu begrüßen. Besonders denjenigen, die einzelne Pflanzenfamilien studieren, wird sie dienen als leicht verständlicher, durchaus zuverlässiger Führer. — Der Verfasser, Paul Junge, ein junger Hamburger, ist bereits durch eine Reihe von Abhandlungen auf floristischem Gebiet bekannt geworden. Der vorliegende Teil der „Neuen Flora," 153 Seiten in Groß-Oktav, erscheint im Verlage von Lucas Gräfe & Sillem, Hamburg. Bei der vorzüglichen Ausstattung ist der Preis von 3 ℳ sehr mäßig. Schnelle Folge der Lieferungen ist in Aussicht gestellt. Für das nächste Jahr sind die „Farne usw.", in 2 Jahren die „Gräser" zu erwarten.

Kiel. Alb. Christiansen.

2. Lübeck von Otto Grautoff. In der Dezembernummer von 1908 nahm ich Gelegenheit, das eben genannte Buch zu empfehlen. Da ich nicht Historiker bin, beschränkte ich mich darauf, den Absatz über Kultur und Künste hervorzuheben, und war dabei des guten Glaubens, daß der historische Teil auf absolute Richtigkeit Anspruch erheben könne. Das scheint nach einer Auslassung eines Lübecker Historikers, Dr. Hartwig, nicht der Fall zu sein, und darum sollen seine folgenden Bemerkungen (Besprechung in den „Lübecker Blättern") den Lesern der „Heimat" nicht fremd bleiben. Dr. Hartwig schreibt u. a.: „Gr. erzählt auf S. 9, die zweite Urkunde Kaiser Friedrichs II. habe verkündet, „daß ... Lübeck immer frei sein soll, nämlich eine besondere Stadt und Ort des Reiches und zur kaiserlichen Stadt gehörig" usw. Den Sinn der durch Druck hervorgehobenen

Worte wird wohl niemand verstehen; in der Kaiserurkunde steht: ad dominium Imperiale specialiter pertinens, d. h. zur kaiserlichen Herrschaft besonders gehörig; Gr. hat diesen einfachen Satz falsch übersetzt. Dann heißt es weiter: „Der Bischof hatte kraft dieser Verfügungen in Lübeck keine Regierungsgewalt." Auch das ist verkehrt. Der Bischof hat, wie Hoffmann in seiner Geschichte Lübecks, I S. 43 richtig bemerkt, „von vornherein," d. h. von 1143, nicht erst von 1226 an, keine Regierungsgewalt in der Stadt gehabt; das Privileg von 1226 hat diesen Tatbestand nur übernommen, nicht erst geschaffen. Man sieht dem Texte Grautoffs ganz deutlich an, daß er von Hoffmann abschreibt; aber er schreibt nicht richtig ab. Das zeigt sich überall. S. 13 schreibt Grautoff: „Obwohl Lübeck erst 1359 die zur Hansa der Deutschen gehörenden Städte zu einer Tagung einlud" usw. Das heißt doch: Lübeck hat 1359 zum allerersten Male die Hansestädte zur Tagung eingeladen. Was aber steht bei Hoffmann (I S. 79)?: „Schon 1359 ladet Lübeck „die zur Hanse der Deutschen gehörenden Städte" zu einem abermaligen Tage ein." Der Sinn der Hoffmannschen Worte ist offensichtlich der: Lübeck hat sich damals bei seiner Einladung, die lange nicht die erste war, erstmalig des Namens „Hanse" bedient. Grautoff hat das nicht begriffen! S. 14 ist von der Schlacht bei Helsingborg die Rede; Hoffmann berichtet (S. 113), daß die Dänen auch mehrere Handelsschiffe verbrannten, „die dort unter dem Schutz der (hansischen) Kriegsflotte lagen," Grautoff macht daraus: „die sich im Schutze der hansischen Kriegsflotte befunden hatten." Also zur Zeit der Verbrennung nicht mehr befanden? Auch damals waren sie noch unter hansischem Schutz, wieder hat Grautoff Hoffmann sehr zu Unrecht „verbessert." Das gleiche tut er, wenn er auf derselben Seite (14) aus Johann Wittenborg einen Wittenberg macht. S. 15 ist in der ersten Reihe zu lesen, daß Kaiser Karl IV. Lübeck im Jahre 1372 einen Besuch abstattete, wenige Reihen weiter aber wird das Jahr 1375 genannt. Hier könnte ein Druckfehler vorliegen; ich begnüge mich deshalb, diesen Widerspruch anzumerken. S. 17 berichtet Gr., daß Lübeck nach 1390 eine Wasserstraße zwischen Elbe uud Trave herstellte, und fährt fort: „Der Elbe-Trave-Kanal wurde der erste Kanalbau in Nordeuropa." Den alten Stecknitzkanal, der eine Verbindung zwischen dem Möllner See und der Delvenau herstellte, einfach „Elbe-Trave-Kanal" zu nennen, ist so wenig korrekt wie nur möglich; Historiker (Grautoff tritt in seiner Abhandlung als Historiker auf) dürfen das nicht. Daß dieser Bau „die Augen ganz Europas auf sich zog," hat auch bisher niemand zu behaupten gewagt; vielleicht darf man Gr. schüchtern daran erinnern, daß es im Mittelalter weder Tageszeitungen noch Reporter gab. S. 18 wird Jordan Pleskow sehr zu Unrecht in den Adelsstand erhoben. 1427 wurde die Flotte der Hanse im Sund von den Dänen geschlagen (Hoffmann I S. 162). Gr. verkehrt diese Tatsache ins Gegenteil; nach ihm (S. 18) ist die Schlacht für die Hanse „glücklich" verlaufen. Also selbst Sieg und Niederlage verwirren sich bei ihm! S. 19 sind aus Bergenfahrern Bergfahrer gemacht; mit Berg- und Talfahrten hatten diese Leute nichts zu tun! S. 22 liest man bei Gr.: „Am 13. August desselben Jahres segelten weitere 13 Orlogschiffe und 4 Jachten aus, geführt von den Ratsherren Johann Glocken und Hermann Falcke"; richtig heißt es bei Hoffmann (II S. 11): „Aber am 3. August segelten . . . aus, geführt von den Ratsherren Joachim Gercken und Hermann Falcke." Also ein kleiner Satz mit zwei Fehlern abgeschrieben! S. 28 ist von dem „als Erziehungsanstalt für Bürgertöchter erbauten St. Annenkloster" die Rede. Gr. scheint also zu glauben, daß ein mittelalterliches Kloster eine „Erziehungsanstalt" ist."

Wilhelm Lobsien.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus dem Verlag von B. G. Teubner in Leipzig: E. Gutzeit, Die Bakterien im Kreislauf des Stoffes in der Natur und im Haushalt des Menschen. Preis 1,25 *M.* K. Arndt, Elektrochemie. Preis 1,25 *M.* K. v. Bardeleben, Die Anatomie des Menschen 4 Bändchen à 1,25 *M.* A. Schapire-Neurath, Friedrich Hebbel. Preis 1,25 *M.* Ludwig Günther, Die Mechanik des Weltalls, eine volkstümliche Darstellung der Lebensarbeit Johannes Keplers. Preis 2,50 *M.* Karl Pearson, Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene für den Staat. Preis 1 *M.* L. Plate, Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Preis 1,60 *M.* — Aus dem Verlag von Lübcke und Nöhring in Lübeck: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Band 10, Heft 1: W. Ohnesorge, Einleitung in die lübische Geschichte, Name, Lage und Alter von Alt-Lübeck und Lübeck. Preis 5 *M.* Band 11, Heft 1 u. 2: F. Praetorius, Das niedere Schulwesen Lübecks im 17. und 18. Jahrhundert. Preis 3 *M.* — Aus dem Kommissionsverlag von Gräfe und Sillem in Hamburg: P. Junge, Die Cyperaceae Schleswig-Holsteins.

E.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 4. April 1909.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3200. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

An die **Einzahlung der Jahresbeiträge für 1909,** die nach den Satzungen bis zum 1. April zu erfolgen hatte, sei hierdurch erinnert.
Dringend werden die Mitglieder gebeten:
1. ihre den Adressen vorgedruckten **Mitgliedsnummern** anzugeben;
2. dem Porto auch das **Postbestellgeld** hinzuzufügen.

Vereinsgabe 1909.

Unter Hinweis auf die Mitteilung und Abbildung in Heft 1, S. 26, bieten wir unsern Mitgliedern als Vereinsgabe für das kommende Jahr ein historisches Bild an, die Heliogravüre nach dem Gemälde von

Georg Bleibtreu, Die Schlacht bei Bau
Kartongröße 85 × 66 cm, Bildfläche 52 × 39 cm, Ladenpreis **15 M.**

Preis 3,20 M.; einschl. Porto u. Verp. **3,85 M.**

Jedem Mitgliede steht zunächst der Bezug eines Exemplares zu. Bisher sind bereits **95** Exemplare versandt worden. Wir möchten empfehlen, diese unsere Vereinsgabe als Wandschmuck besonders auch für Schulen und Büros, Gasthäuser, Klubzimmer und Vereinsräume zu beziehen. Bestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolf-Str. 56,** zu richten.

Kiel, den 26. März 1909. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

139. Bruß, Joh., Lehrer, Krummstedt b. Meldorf. 140. Clemensen, N., Papierhändler, Flensburg, Holm 39. 141. Goebel, Ferd., stud. geol. et rer. soc., Hamburg. 142. Hedde, J., Bürgermeister, Rödelheim b. Frankfurt a. M. 143. Jessen, Weimar. 144. Johannsen, Stadtrat, Sonderburg. 145. Johannsen, Cl., Oberrealschullehrer, Heide i. H. 146. Klein, Aug., Architekt, Kiel, v. d. Tannstr. 5. 147 Liepe, Ingenieur, Sonderburg. 148. Meesenburg, M., Kaufmann, Flensburg, Marienstr. 80. 149. Möller, Niemannsweg 137. 150. Plaas, Kgl. Oberförster, Süderholz b. Sonderburg. 151—154. Präparanden in Kiel: Fette, Lindemann, Staack, Wittmaack. 155. Dr. med. Reuter, prakt. Arzt, Sonderburg.

156—175. Seminaristen in Borby-Eckernförde: Andersen, Brügge, Boll, Fürstenau, Kaiser, Jebe, Matthiesen, Mester, Schaack, Sievers, Sturr, Thomsen I, Wendt; — Brix, Bracker, Holm, Hünefeldt, Petersen I, Thomsen, Woidneck. 176. Steenbock, Emil, Buchhandlungsgehilfe, Hamburg 21, Kanalstr. 24. 177. Voß, Heinr., Lehrer, Hamburg 19, Eimsb. Marktpl. 24. 178. Dr. de Vries, Sanitätsrat, Sonderburg. 179. Wehle, H. J., Eckernförde-Borby. 180. Wolansky, Bernh., Buchhalter, Berlin N.W. 5, Rathenower Str. 64.

Zur Nachricht:

1. Zum **Verkauf** stehen folgende Jahrgänge: 1896 (1,20 ℳ): die Weddingstedter Kirchspielchronik dürfte unsere dithmarsischen Landsleute ganz besonders interessieren 1899 (2 ℳ); 1901—1903, 1905, 1906 und 1908 (à 2,50 ℳ).

2. Unsere Mitglieder wollen in ihrer Werbetätigkeit nicht erlahmen. Probehefte stehen noch zur Verfügung. Wirksamer ist die Werbung von Mund zu Mund. Jedes für Agitationszwecke weitergegebene Heft wird kostenlos ersetzt.

Kiel-Hassee, Frühlingsanfang 1909. Hamburger Chaussee 86.

Der Schriftführer: H. Barfod.

Folgendes Programm ist für unsere diesjährige

Generalversammlung zu Sonderburg

von dem Ortsausschuß in Vorschlag gebracht worden:

31. Mai (Pfingstmontag):

Abends 8 Uhr: Empfangskommers im „Kurhause."

1. **Juni** (Dienstag):

In den Morgenstunden Besichtigung des Sonderburger Schlosses, der Kirche und eines Kriegsschiffes.

Vormittags 11 Uhr: Generalversammlung. An Vorträgen sind bis jetzt angemeldet:

1. „Beiträge aus Sonderburgs Vergangenheit." (Referent: Herr Oberlehrer Dr. Fürsen-Sonderburg.)
2. „Herzog Hans der Jüngere von Sonderburg." (Referent: Herr Dr. med. Wullenweber-Sonderburg.)
3. Lichtbildervorträge:
   a) „Naturdenkmalpflege mit besonderer Berücksichtigung Schleswig-Holsteins." (Referent: Herr Dr. Heering-Altona.)
   b) „Heimatschutz." (Referent: Herr Lehrer Theod. Möller-Kiel.)

3—5 Uhr: Festessen im „Kurhause."

5½ Uhr: Aufbruch nach Düppel unter kundigster Führung.

Abends Gartenkonzert im „Kurhause."

2. Juni (Mittwoch):

8 Uhr morgens Dampferfahrt nach Augustenburg. Besichtigung von Schloß und Park. Empfang im Schlosse durch ein kleines Augustenburger Ortskomitee. Imbiß.

Ortskomitee und unterzeichneter Ausschuß laden zu reger Beteiligung an diesem Pfingstausfluge nach dem schönen Alsen und Sundewitt ein. Gäste, selbstverständlich auch Damen, sind herzlich willkommen.

Das Ortskomitee besteht aus folgenden Herren: Lehrer Christiansen, Oberlehrer Dr. Fürsen, Stadtrat Johannsen, Dr. med. Krey, Gerichtssekretär Lorentzen, Oberzahlmeister Rohde, Rektor Witt und Dr. med. Wullenweber. Die beiden zuletzt genannten Herren nehmen als Schriftführer bezw. Vorsitzender des Ortsausschusses Anmeldungen, Bestellungen auf Quartiere usw. entgegen und sind neben dem unterzeichneten Schriftführer auch sonst zur Erteilung jedweder Auskunft herzlich gern bereit.

Kiel-Hassee, 20. März 1909. Hamb. Chaussee 86.

Der geschäftsführende Ausschuß. J. A.: Barfod, Schriftführer.

Mitteilung.

Schlangenköchin. Zu der Ballade von der Schlangenköchin im Februarheft der „Heimat" möchte ich folgendes bemerken: Die über ganz Deutschland und über fast ganz Europa verbreitete Ballade wurde mir vor etwa 20 Jahren von meinen Schülern mitgeteilt. Ich sandte sie später an Professor Fr. M. Böhme, der sie in seinem Werk: „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel" — Leipzig, Breitkopf u. Härtel — auf Seite 551 und 552 bringt. Die Fassung ist wesentlich dieselbe wie die in der „Heimat." — Abweichende Fassungen finden sich in dem Deutschen Liederhort von Erk und Böhme Nr. 190a—190d unter den Überschriften: Stiefmutter, die Muhme als Schlangenköchin, Großmutter als Schlangenköchin, die Liebste als Schlangenköchin. An derselben Stelle bringt Prof. Böhme auch interessante Erläuterungen und zahlreiche Literaturnachweise.

Achtrup. H. A. Carstensen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 4. April 1909.

Die Eckernförder Denkmäler.[1])

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Sechzig Jahre sind dahingegangen seit dem Gründonnerstage, dem 5. April, an dem die dänische Flotte die beiden Strandschanzen bei Eckernförde zu vernichten gedachte. Die ruhige Tapferkeit einer kleinen Besatzung, unterstützt von dem zunehmenden Ostwinde, vereitelte die feindlichen Absichten. Das



Denkmal der Süderschanze kurz nach der Sturmflut vom 13. November 1872.

stolze Linienschiff „Christian VIII." flog in die Luft, die Fregatte „Gefion" wurde genommen.

Immer geringer wird die Zahl der Mitkämpfer jener Tage. Seitdem der alte Heesch, der mit Theodor v. Preußer in der Süderschanze stand, im

---

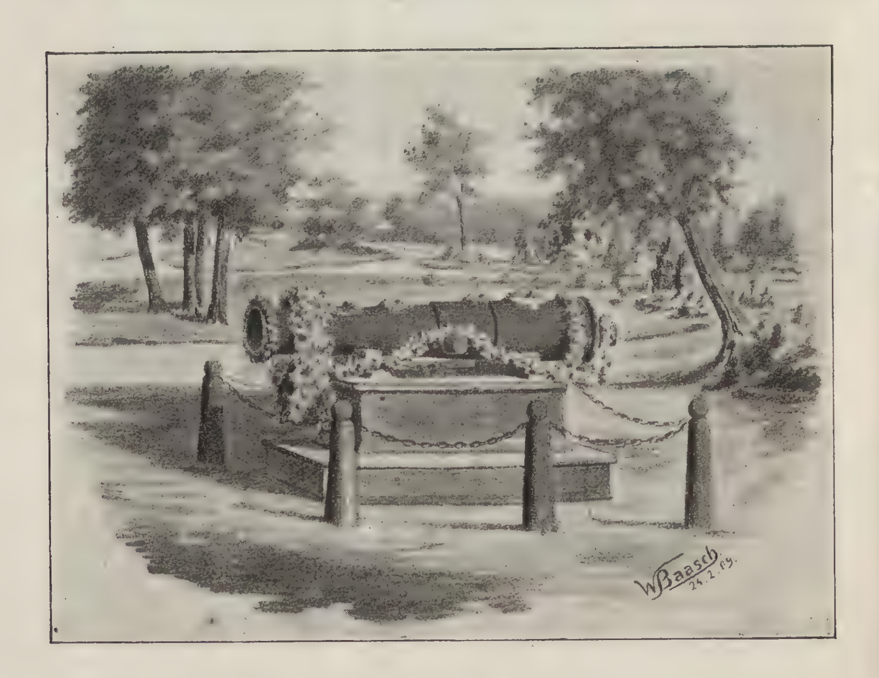
[1]) Die Zeichnungen sind von Walter Baasch in Eckernförde gemacht, die beiden ersten nach Handzeichnungen seines Großvaters kopiert.



Das nach der Sturmflut wieder errichtete Denkmal der Süderschanze.

Jahre 1904 feierlich vom Rathause aus zur Ruhe bestattet ist, lebt in Eckernförde kein Kampfgenosse vom 5. April mehr. Wohl aber wissen noch ältere Bürger von den denkwürdigen Zeiten zu erzählen, und als bleibende Erinnerung stehen die Denkmäler auf den historischen Punkten und dem Friedhof.

Auf dem Platze der Süderschanze hatte man ein prächtiges Denkmal errichtet.



Preußers Grab mit der Schiffskanone vom Linienschiff „Christian VIII."

Eine vierseitige Pyramide trug metallene Tafeln, die in goldenen Buchstaben erzählten von den Helden des Kampfes:

„Die für unsern deutschen Heerd
hier gewacht, gekämpft, gefallen,
Dank und Ruhm den Helden allen,
Preis dem Herrn, der Sieg bescheert."

Über dem Ganzen erhob sich eine von Säulen getragene Kuppel. Dieses und ein kleineres Denkmal auf der Norderschanze wurden am 10. Juli 1870 feierlich enthüllt, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, unter Regen, Blitz und Donner. Stolz war man auf diese Erinnerungszeichen, und doch kam den Kampfgenossen manch bange Sorge, denn die Kosten von 16 700 *M* waren nur zur Hälfte gedeckt. Endlich übernahm die Landeskampfgenossenschaft die Tilgung als eine Ehrenschuld, und aus allen Gegenden steuerte man erhebliche Summen als Beitrag.



Preußers Grab auf dem Friedhofe.

Kaum waren die Baukosten gedeckt, als die gewaltige Sturmflut vom 13. November 1872 hereinbrach. Den mächtigen Wogen, die eine nie gesehene Höhe erreichten, widerstand das Denkmal nicht. Mit furchtbarer Kraft hob das entfesselte Element die Kuppel ab und legte sie neben dem Bau nieder. Woran Menschenhände lange gearbeitet und was man mit Mühe und großen Kosten vollendet hatte, das zerstörten wenige Minuten.

Man hat den Oberbau nicht wieder erneuert, die Pyramide ist stehen geblieben. Den Rest eines Pfeilers findet man auf dem Friedhof auf dem Grabe eines Kampfgenossen, der sich um die Errichtung der Denkmäler besonders verdient gemacht hat.

der Dort auf dem schönen, von Linden beschatteten Ruheplatz der Toten hat junge 25jährige Kommandant der Süderschanze, Theodor v. Preußer, ein würdiges Denkmal erhalten. Voll Eifer ging er gleich nach der Übergabe der Schiffe an Bord des „Christian VIII," um zu helfen; Verwundete und Gefangene wurden eilends an Land geschafft. Viele waren bereits gerettet, als das Feuer die Pulverkammer erreichte und der junge Held ein tragisches Ende fand. — Am Ostersonntag bestattete man den tapfern Krieger zur Ruhe. Wie



Das Dänengrab.

unser Bild es uns zeigt, bezeichnete eine große Schiffskanone die Grabstätte des Kriegers, „der seinen Tod bei Rettung überwundener Feinde fand." Man gönnte dem Toten den Schmuck nicht. Nach der Schlacht von Idstedt besetzten die Dänen Eckernförde wieder, sie zerstörten das Denkmal von 1848 bei Altenhof, rissen aus der Kirchenmauer den dort eingelassenen Anker „Christian VIII.," und von dem Grabe des Mannes, der für die Feinde sein Leben gelassen hatte, *nahm man die Schiffskanone. Jahrelang bot das Grab einen betrübenden* Anblick. — Erst nach dem zweiten schleswig-holsteinischen Kriege erhielt das Denkmal wieder einen würdigen Schmuck: es ist ein dänisches Geschütz, geschenkt von einem Österreicher; in feierlichem Zuge ward die Kanone von Rendsburg überführt, und zur dauernden Erinnerung ziert sie das Grab des Kriegers.

Unweit davon ruhen die gefallenen Dänen und Deutschen neben einander. Es sind drei Deutsche: der Kanonier Ingwer Andresen von der Norderschanze, ein Infanterist Joh. Nik. Brinkmann aus Lunden und ein Soldat namens Unger vom Fürstlich Reußischen Bataillon.

Die Dänen sind in ein gemeinsames Massengrab gebettet; darüber erhebt sich eine hohe Säule von poliertem Granit, die „das Dänische Volk für treufeste Söhne setzte, welche ihr Leben fürs Vaterland hergaben." Der dänische Staat sorgt für eine gute Erhaltung des Grabes, und die hiesigen Kampfgenossen gedenken bei Schmückung der Denkmäler am 5. April auch dieses Grabes.

Nur wenige der dänischen Gefallenen sind rekognosziert und auf Marmortafeln besonders genannt, so der Premierleutnant Viggo Skibsted („Gefion"), Premierleutnant Osvald Marstrand, Oberarzt Rasmus Schmidt („Gefion") und der Seekadett Henry Braem. Am Ostersonntag wurden 42 Gefallene bestattet; das Meer gab seine Opfer nach und nach heraus, die Gesamtzahl betrug 110.

Der Kapitänleutnant Krieger ist nach der Heimat überführt, sein Kamerad Hohlenberg wohl auch. Es wäre wünschenswert, daß auch die übrigen Gefallenen, deren Namen aus den Kirchenbüchern ersichtlich sind, eine Gedenktafel bekämen. In dem Massengrab ruhen die Matrosen: Johann Feyh, Jakob Axelsen, Peder Jensen, Klaus Sörensen, Peder Nielsen, Jens Jensen, Fredr. Holletoft, Andr. Christ. Hedegaard, C. A. Ohlsen, Peder Larsen, Christian Nielsen; der Konstabler Jens Birck; die Soldaten: Jens Mellöse, Karl Dalgaard, Neßlunde, Andreas Jürgensen, Hans Gimslöv, Christian Overup, Andreas Vendebye. Außerdem sind noch von mehreren Toten im Kirchenbuch die Schiffsnummern angegeben.

Auf dem nahen Borbyer Kirchhof finden wir auch ein Grab, dessen wir gedenken wollen. Wenige wissen es zu finden; zwischen Kirche und Schule müssen wir suchen, um eine unscheinbare Steintafel zu entdecken mit der Inschrift:

W. G. A. Föh,
geb. den 20. Febr. 1820,
gest. den 5. April 1849.

Dem Andenken eines Mannes geweiht, der
seinen Tod bei Rettung von Feindesleben fand.

Es ist kein Krieger, sondern ein Fischer; er war es, der Theodor v. Preußer an Bord des brennenden Linienschiffes brachte. Eifrig half er beim Landen der dänischen Mannschaften. Die plötzliche Flutwelle, die der furchtbaren Explosion folgte, brachte das Boot zum Sinken, und Föh verschwand in den Fluten. Für die Feinde opferte er sein Leben, und deswegen gebührt es uns, am 5. April auch seiner zu gedenken.



Peter Johann Willatzen,

der Dichter des Liedes „Es war auf Jütlands Auen.“

Von **M. am Ende** in Worpswede.

Dieses wehmütige Gedicht ist in Schleswig-Holstein fast so zum Volksliede geworden, daß mancher, der es singt, gar nicht mehr daran denkt, wen es zum Verfasser hat. Und das ist eigentlich das Schönste, was einem Dichter werden kann: daß seine Lieder sich so fest in die Herzen einwurzeln, daß es dem Hörer ist, als könnten sie gar nicht anders sein, daß sie ihm so zum Eigentum werden, daß er seine eigne Stimmung daraus zu hören glaubt. Peter Johann Willatzen, der das Lied in jungen Jahren gedichtet hat, erzählte gern, wie es ihn ergriffen und erfreut hatte, wie er, als junger Lehrer in Altona angestellt und sich in der großen Stadt noch fremd fühlend, auf einem Spaziergang an der Elbe plötzlich dies sein Lied von einer Gesellschaft junger Leute in einem Kahne singen hörte.

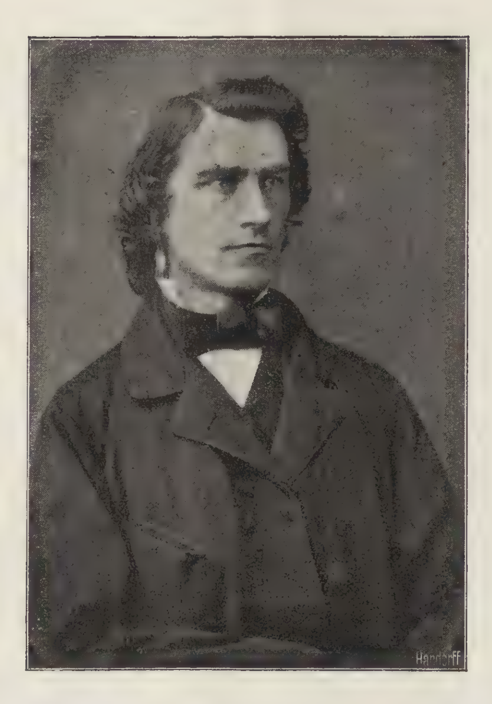
Peter Johann Willatzen wurde am 12. September 1824 als der Sohn eines Lehrers in Silberstedt in Schleswig geboren. Sein Vater wurde bald darauf nach Hadersleben an die Wilhelminenschule versetzt, und dort hat P. J. Willatzen seine ganze Jugend verlebt. Er widmete sich auch dem Lehrerberufe, besuchte das Seminar in Tondern und wurde dann auch in Hadersleben als Lehrer angestellt. Es waren damals schwere Zeiten für die Deutschgesinnten in Schleswig-Holstein. Vater und Sohn verloren ihre Stellung durch dänische Umtriebe. P. J. Willatzen machte den unglücklichen Feldzug des Jahres 1850 gegen die

Dänen als Feldküster mit. Nach dem Kriege kam er für kurze Zeit als Lehrer nach Altona und von da im Jahre 1851 nach Bremen, wo er erst an einer höheren Töchterschule als Geschichtslehrer und seit 1865 an der Hauptschule mit großer Freude und vielem Erfolge unterrichtet hat. Er war ein sehr beliebter Lehrer; seine schöne, würdige Erscheinung flößte Respekt ein, und sein freundliches Wesen gewann ihm die Herzen. Er ging so ganz in dem Gegenstande des Unterrichts auf, daß er seine Schülerinnen und Schüler oft zur Begeisterung mit fortriß; von seinen Geschichtsstunden sprechen sie jetzt noch mit Entzücken. Er hatte ja in seinen jungen Jahren schon ein Stück Weltgeschichte selbst miterlebt; aber man kann sagen, daß er jedes Kapitel der Geschichte, von dem er gerade sprach, so sehr in Gedanken mit durchlebte, daß die Gegenwart für ihn verschwand und seine Stimmung ganz dadurch beeinflußt wurde; er nahm die Weltgeschichte ganz und gar persönlich. Er war ungewöhnlich beschlagen darin; man konnte nur irgend eine Tatsache erwähnen — und sofort stand ihm das ganze Zeitbild vor Augen, und je wie es paßte, erging er sich mit Freude, Begeisterung oder grimmigem Zorn über den Gegenstand. Auch die Politik des Tages verfolgte er mit fast leidenschaftlichem Interesse; was in der Welt geschah, spiegelte sich in seiner Stimmung wieder, und er konnte sich vollständig den Tag verderben lassen z. B. durch eine Rede im Reichstage, die nicht mit seiner königstreuen Gesinnung übereinstimmte. Dafür konnte seine Freude über glückliche politische Ereignisse aber auch wieder jubelnd sein, und diese Warmherzigkeit und dies so ganz Impulsive seines Wesens hat gewiß viele erfreut, die ihn kannten. Er war ein begeisterter Deutscher, und wenn er vor 1870 die Zerrissenheit Deutschlands auch schmerzlich empfand, so ahnte und erhoffte er doch ein einiges Vaterland, wie er es in seinem Gedicht „Alsen“ zum 29. Juni 1864 ausruft:

„Hoch Deutschland, das ganze!
Euch aber im Glanze
Des Siegers zum Kranze
Den Lorbeer ums Haupt!

Mag's einst auch gelingen,
Den Feind zu bezwingen,
Der Elsaß, Lothringen
Uns schmachvoll geraubt!“

Die Dichtung war die eigentliche Welt, in der er lebte; da wohnte sein Glück, sie war seine Heimat, vor der die wirkliche Welt ihm ganz verschwinden konnte. Sie hat einen goldenen Schein auf sein Leben geworfen und ihn vor Tausenden beglückt. In seinen jungen Jahren hat er manche eigne Poesien herausgegeben, darunter viele liebliche, feinsinnige Gedichte, die vom Herzen zum Herzen sprechen. Mehrere davon sind komponiert worden und werden gern gesungen. 1855 erschien ein Bändchen Lyrik „Tagfalter,“ als erstes darin „Des Sängers Tod“; besonders innig und schön empfunden ist „An meine Mutter“ und ganz allerliebst das neckische Lied „Die Schwalbe.“ In der Sammlung „Neue Gedichte“ (1877) finden sich auch einige Übersetzungen nach nordischen Dichtern. Durch seine genaue Kenntnis der dänischen und schwedischen Sprache war P. J. Willatzen schon früh in die Poesien der Nordländer eingedrungen, die ihn in ihrer Schönheit und Kraft mächtig anzogen. Sie in möglichst getreuer und feiner Übersetzung den Deutschen zu übermitteln, ist das Hauptstreben seines Lebens gewesen; mit rastlosem Fleiß hat er daran gearbeitet und sich immer größere Aufgaben gestellt. Von den nordischen Prosawerken, die er verdeutscht hat, sind wohl die Erzählungen von Henrik Scharling am meisten bekannt geworden; wie viele haben sich an der feinen, intimen Schilderung und sonnigen Heiterkeit in „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo“ und dessen Fortsetzung „Meine Frau und ich“ ergötzt! In den „Nordischen Novellen“ hat Willatzen uns verschiedene Dichter und in deu „Norwegischen Dorfgeschichten“ die Erzählerkunst von Kristofer Jansen nahe gebracht.


Peter Johann Willatzen.

Schon 1858 hatte er ein Bändchen „Nordlandsharfe“ herausgegeben, das Übersetzungen schwedischer, finnischer und dänischer Dichter brachte. Je tiefer er in die Geisteswelt der Nordländer eindrang, um so größere Schönheiten erschlossen sich ihm. 1865 erschien ein stattlicher Band „Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger,“ und 1885 gab Willatzen nach jahrelanger, fleißiger Arbeit die gesamten poetischen Werke von Esaias Tegnér in deutscher Übersetzung heraus. Die neue, wohl um das Zehnfache vermehrte Ausgabe der „Nordlandsharfe,“ die 1889 erschien, gibt in seiner Auswahl einen guten Überblick über die reiche Poesie der Schweden, Finnländer, Norweger und Dänen. Es sind viele wahre Perlen darin, neben kraftvollen, wuchtigen Heldengedichten zarte, anmutige Lieder. Mit unendlicher Freude hat Willatzen an diesem Werk gearbeitet; er empfand so in tiefster Seele die Feinheiten des Originals, daß es ihm nie genug des Feilens an seiner Arbeit werden konnte. Nachdem er sich in der „Nordlandsharfe“ in so vieler Dichter Seele versenkt hatte, reizte es ihn, nun sein „Meisterstück im Übersetzen“ zu liefern, wie er es nannte: den als fast unübersetzbar geltenden C. M. Bellmann in deutsche Sprache zu bringen. 1892 konnte er ein Bändchen Lieder: „C. M. Bellmann, Der Weingott des Nordens“ in deutscher Übersetzung herausgeben. Wer dies Büchlein in die Hand nimmt, wird verstehen, daß es bei dem so verschiedenartigen, oft so außerordentlich schwierigen Versmaß der Gedichte aller Kunst bedurft hatte, um dem Original gerecht zu werden. — Es lag P. J. Willatzen immer sehr am Herzen, seine Werke, wenn er selbst mit ihnen zufrieden sein konnte, auch in schöner äußerer Gewandung in die Welt hinauszuschicken. Seine stattliche Bibliothek deutscher und nordischer Schriftsteller, die er sich mit der Zeit angeschafft hatte, war seine höchste Freude und wurde gepflegt und gehütet wie ein Heiligtum. —

Bis in sein hohes Alter hinein hat die Dichtkunst ihm das Leben verklärt und ihn trotz weißer Haare jung und frisch erhalten. Als er an seinem 70. Geburtstage von vielen Menschen so freundlich geehrt wurde, konnte er selbst sich gar nicht in den Gedanken hineinfinden, daß er wirklich so alt wäre, und wer seine schöne, stolz aufrechte Haltung sah, glaubte nicht, einen Siebzigjährigen vor sich zu haben. Bis in seine letzten Lebenstage war er ein Frühaufsteher; seine größte Freude waren weite Spaziergänge in der Sommermorgenfrühe. Wie häufig kam er morgens, durch schöne Natureindrücke erfrischt, in die Schule, und diese Frische beseelte dann seinen Unterricht. — Er hat die Freude gehabt, in der Kritik als berufener Übersetzer der nordischen Poesien anerkannt zu

werden. Noch im Jahre 1897 konnte er eine erwünscht gewordene, stark vermehrte 2. Auflage der „Altisländischen Volksballaden“ erscheinen lassen. Das ist seine letzte größere Arbeit gewesen. An seinem 74. Geburtstage unterrichtete er zum letzten Male in der Schule; eine Schwäche, die er aber bald zu überwinden hoffte, ließ ihn um Urlaub bitten, bis zum letzten Tage seines Lebens blieb ihm die Hoffnung, seine geliebte Schultätigkeit wieder aufnehmen zu können. Aber am 14. Dezember 1898 entschlummerte er sanft, ohne Ahnung des nahenden Todes. —

Er nannte sich oft ein Sonntagskind, wenn er dankbar und beglückt empfand, wieviel ihm durch die Gabe der Poesie verliehen war. Sie hat ihn über den Alltag hinweggehoben und sein Leben vergoldet bis zum letzten Augenblick. — Vielleicht wird das kleine anfangs genannte Lied: „Es war auf Jütlands Auen“ von all seinen Dichtungen die weiteste Verbreitung gefunden haben und alle andern überdauern, weil es, aus dem Augenblick geboren, zum Herzen sprach und spricht und so sangbar ist. Das beigegebene Bild zeigt P. J. Willatzen ungefähr um die Zeit, als er es dichtete.

Des Sängers Tod. [1])

Es war auf Jütlands Auen,
Es war am Kleinen Belt,
Da stand ein junger Krieger
Bei dunkler Nacht im Feld.
Das Auge trüb', die Wange bleich,
So sang er wehmutsvoll und weich:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!“

Bei ihren Schanzen schlummern
In Lagerhütten da
Die Söhne Schleswig-Holsteins
Um Fridericia.
Du Kriegesmann dort auf der Wacht,
Was singst du klagend leis der Nacht:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!“

„O Nacht, wie sternlos dunkel
Du ruhest um mich her,
Doch wogt in mir noch dunkler
Von Ahnungen ein Meer.
Weiß nicht, was ich so traurig bin,
Mir kommt das Wort nicht aus dem Sinn:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!“

„Ich denk' an liebe Menschen
Im heimatlichen Tal;
Mir ist, als hätt' ich alle
Geseh'n zum letzten Mal;
Mir ist, als müßt' ich sterben heut',
Und in mir tönt's wie Grabgeläut:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!“

„Und soll ich's nicht erleben,
Die Heimat frei zu sehn,
Und soll auf fremder Erde
Mein Grabeshügel stehn —“
Ein Schuß! — Er sinkt! Verhallend zieht
Hin durch die Nacht sein Schwanenlied:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!“

P. J. Willatzen.

An meine Mutter.

Dein Tag war Sturm, dein Himmel grau,
Von Wolken oft umzogen,
Die selten ohne Tränentau
Vorüber sind geflogen.
Und doch, wie gottergeben trug
Mit vielerprobtem Duldersinn
Dein Herz auf Dornenpfaden hin
Die Wunden, die das Schicksal schlug!

Wie oft bist du so grambeschwert
Hülflos allein gestanden,
Wenn alle, die dir lieb und wert,
Von dir geschieden irrten fern
Umher in fremden Landen:
Du nahmst die Zuflucht dann zum Herrn,
Dem Lenker aller Welten;
Doch wenn im brünstigen Gebet
Du, Mutter, Heil herabgefleht,
Dann war's für dich nur selten,
Weil mit der Liebe Opfermacht
Stets deiner du zuletzt gedacht.
O, dieses zu vergelten
Vermag nicht ich, die Erde nicht —
Erst in der Engel Zelten
Wirst du den Lohn empfangen einst,
Wenn du vor Gottes Angesicht
Im Kranz der Tugend dort erscheinst.

Nur was vor Augen, sieht die Welt;
Was dich bewegt im Herzensgrund:
Nie ließest du's ihr werden kund,
Nie hast du's ihr zur Schau gestellt;
Mir aber war vergönnt, zu lesen
In deinem sanften Frauenwesen
Und, wie es Wenigen beschieden,
Da zu belauschen einen Frieden,
Ein inn'res Leben, rein und reich,
Dem Duften frommer Blumen gleich.

[1]) Der Text des Liedes entspricht der ersten gedruckten Ausgabe.

Dein Tag war Sturm, dein Himmel grau
Von Wolken oft umzogen,
Die selten ohne Tränentau
Vorüber sind geflogen.
Jetzt legt ehrwürd'ger Silberschein
Gemach sich dir ums teure Haupt —
O, mög' Ersatz der Abend sein
Für das, was dir der Tag geraubt!
Ja, hoffe nur: der Herr gebeut's
Nun seiner sel'gen Diener Schar,
Dich zu befrei'n von Kampf und Kreuz.
Blick' auf, die Wolke teilt sich: Klar
Wird noch dein Himmel vor der Nacht,
Die allem hier ein Ende macht.
Vergiß den trüben Tag, der war,
Wenn bald verhallt das Sturmgebraus —
Des Herren Rat ist wunderbar,
Und herrlich führt er alles aus.

P. J. Willatzen.

Die Schwalbe.

Wohin, schelmischer, nichtsnutzer,
Allerliebster kleiner Stutzer,
Schwälbchen du mit weißer Weste,
Schwarzem Frack und roter Binde,
Wohin? Sprich, zu welchem Feste
Fliegst du denn so gar geschwinde?
Bin vom König Lenz gebeten
Mit zu seinen Krönungsfeten,
Darum hab' ich es so eilig,
Bin ich nobel, wie's gebührlich —
Etikette ist mir heilig,
Freundchen, so wie dir natürlich.
Willst du mit? Kein Wenn und Aber!
Sieh, schon sind die Kandelaber
Der Kastanien angezündet,
Und das rauschende Orchester
Den Beginn des Fests verkündet —
Willst du mit? O komm doch, Bester!
Frühling ist ein güt'ger, frommer
Herr, sowie sein Freund, der Sommer;
Doch dem Herbst schlag' ich die Schnippe.
Spricht der unwirsch! Spricht der herrisch!
Tobt um Haus und Wald und Klippe,
Ja, fürwahr, als wär' er närrisch!
Drum beim Lenz und Sommer weil' ich;
Doch zum warmen Süden eil' ich,
Zeigt der Grimme sich von ferne.
Ach, ich Schwätzer! Muß von dannen!
Falter tanzen schon und Sterne,
Scherz und Spiele schon begannen.

P. J. Willatzen.



Nächste Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung im März 1848.

Nach dänischen und deutschen Quellen von Professor **Hansen** in Flensburg.

V. Die zweite große Kasinoversammlung (20. März).

In wenigen Stunden waren die 2500 Einlaßkarten — so viele Menschen faßte der große Saal des Kasinos — vergriffen, und abends 8 Uhr war nicht nur der Saal voll besetzt, sondern es drängten sich draußen die Massen der nicht Zugelassenen. Es dauerte einige Zeit, bis der Wortführer der Bürgerrepräsentanten, Etatsrat Hvidt, erschien und den Vorsitz übernahm. Er verlas unter mächtigen Beifallsrufen die soeben von der Bürgerrepräsentation genehmigte, an den König gerichtete Adresse. Darauf wurden folgende fünf Resolutionen von Orla Lehmann vorgelegt und motiviert:

1. Eine schleswig-holsteinische Verfassung ist ein Aufgeben des Rechtes der dänischen Krone über Schleswig. Dazu ist der König von Dänemark nicht berechtigt, und das kann das dänische Volk nie dulden.

2. Das dänische Volk verspricht dem König von Dänemark seinen unbegrenzten Beistand zur Erfüllung der heiligsten seiner Regentenpflichten, die ungeschmälerte Aufrechthaltung des souveränen dänisch-schleswigschen Reiches zu verteidigen.

3. Dänemarks und Schleswigs [1]) gegenwärtige Verbindung kann nur gesichert werden durch eine für beide gemeinsame Reichsverfassung, begründet auf ein in Wahrheit volksmäßiges Wahlgesetz.

4. Schleswigs jetzige provinzielle Selbständigkeit und das gleiche Recht der

[1]) Südjütland war damals noch nicht zum täglichen Gebrauch aus der historischen Rumpelkammer hervorgeholt.

dortigen beiden Nationalitäten muß durch einen eigenen Provinziallandtag und entsprechende Einrichtungen in Verwaltung und Rechtspflege geschützt werden.

(Dies war ein Zugeständnis an den Partikularismus der dänischgesinnten Nordschleswiger, die es ablehnten, als Jüten zu gelten. H.)

5. Dänemarks Wohlfahrt verlangt, daß der König unverzüglich den Thron mit Männern umgibt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung Kraft und der Nation Zutrauen verleihen kann.

Bei seiner Motivierung der Resolutionen teilte Lehmann die übertreibenden Gerüchte mit, welche in betreff der Rendsburger Versammlung eingelaufen waren: Es habe sich in Rendsburg schon eine provisorische Regierung gebildet, man habe sich der Hauptkasse bemächtigt, das Bataillon Baudissin sei übergegangen, ein Kapitän der Besatzung sei erschossen u. a. m. Da erhob sich das Mitglied des Phönixklubs, der Schleswig-Holsteiner Etatsrat Francke von der Generalzollkammer, zu einer Rede in deutscher Sprache. („Fædrelandet" selbst kann nicht umhin, seinem mannhaften Auftreten in dieser feindlich gesinnten Versammlung Anerkennung zu zollen.) Zuerst entstand einige Unruhe; dann aber hörte man ihm ruhig zu. Francke konnte nach Kieler Briefen nachweisen, daß der Inhalt jener Gerüchte erdichtet war. Weitere an ihn vom Magister Monrad und Kapitän Tscherning gerichtete Fragen beantwortete er (nach „Fædrelandet") bereitwillig und, um besser verstanden zu werden, in recht gutem Dänisch. — An dieser Stelle sei noch nachgeholt, daß nach Droysens und Samwers Mitteilung, die wohl auf Francke als Quelle zurückzuführen ist, Orla Lehmann bei der Motivierung seiner Resolutionen auch noch gesagt haben soll, der König sei seiner Aufgabe nicht gewachsen; er werde sich nicht scheuen, ihm das ins Gesicht zu sagen. Diese Worte fehlen allerdings in der Rede, wie sie fast 20 Jahre später Lehmann selbst nach Aufzeichnungen seines Sekretärs veröffentlicht hat, welche derselbe ihm einige Tage, nachdem sie gehalten worden war, eingeliefert haben soll. Wir haben da also ein Non liquet.

Es wurden in der Versammlung dann auch einige vermittelnde Vorschläge Einzelner gemacht, man möge ein oder das andere Mitglied des Ministeriums, z. B. Bardenfleth, beibehalten. — Schließlich wurden die fünf Resolutionen „einstimmig" (manche nicht ganz Einverstandene scheinen geschwiegen zu haben) angenommen, mit Ausnahme der Resolutionen 2 und 5, wo eine einzige Stimme verneinte. Ebenso fand der Vorschlag des „Fædrelandet"-Redakteurs Ploug Annahme, sich am andern Morgen 11 Uhr auf Gammeltorv zu versammeln, um die Bürgerrepräsentanten auf ihrem Zuge nach dem Schlosse Christiansborg zu begleiten. Als die Menge das Kasino verließ, führte gerade Karl Moltke sein Weg durch sie hindurch. Bang hatte ihn gewarnt, aber der Ritter ohne Furcht ließ sich nicht schrecken, und die ihm so feindlich gesinnten Scharen hielten sich im Zaume und ließen den Wagen ruhig passieren. Ebenso gereichte es, um das vorwegzunehmen, der Kopenhagener Studentenschaft zur Ehre, daß sie in einer Versammlung am andern Morgen erklärte, die am nächsten Tage von Kiel zu erwartende Deputation stehe unter dem Schutze der dänischen Nationalehre, und die Studenten würden auf jede Weise dem entgegenwirken, daß durch die Unbesonnenheit irgend welcher Einzelnen ihren Mitgliedern die geringste Beleidigung zugefügt werde.

Sturz des gesamtstaatlichen Ministeriums.

Natürlich war die Kunde von dem, was man am 21. zu erwarten hatte, schon am Abend des 20. nach dem Königlichen Schlosse gedrungen und blieb nicht ohne Wirkung. Zuerst freilich, bei einer Beratung, die der König mit

dem zum Privatsekretär ernannten Berling hielt, schien er doch nicht geneigt, seine Minister zu entlassen, sondern machte mehrere Entwürfe zu einer Antwort, welche den Bürgerrepräsentanten gegeben werden sollten und nur ganz allgemein gehaltene Versicherungen seiner guten dänischen Gesinnung enthielten. Im Laufe des Abends jedoch kam als Dritter der Minister von Bardenfleth hinzu, und jetzt scheint man darüber einig geworden zu sein, daß die Minister Örstedt, Criminil und Karl Moltke verabschiedet werden sollten. Bardenfleth war nun auf die schiefe Ebene gekommen; er sandte zu Monrad, den er allein unter den Eiderdänen als neuen Minister für möglich hielt, und als das der Oberpräsident (Oberbürgermeister) von Kopenhagen, Lange, erfuhr, der am Abend durch jenen Herrn Müller von dem Beschluß der Repräsentanten unterrichtet, erschrocken ausgerufen hatte: „Det er jo Rebellion!" segelte er sofort mit dem neuen Winde und veranlaßte den Anschluß des Magistrats an die Bürgerrepräsentation.

Bardenfleth sprach nun brieflich dem Könige den Wunsch aus, daß möglichst bald der geheime Staatsrat (d. i. das Ministerium) berufen werden und er selbst Gelegenheit finden möge, vorher mit dem Könige zu sprechen. In dieser Unterredung, die denn auch stattfand, wurde die Regierungsänderung beschlossen. Als am 21., vormittags 10½ Uhr, die Minister versammelt waren, sprach zuerst der König sein Bedauern aus über das gegen die Politik der Regierung herrschende Mißtrauen und erteilte dann Bardenfleth das Wort. Dieser meinte, daß man die Kundgebung vom 28. Januar, die u. a. versprochen hatte, daß an der bestehenden Verbindung der Herzogtümer Schleswig und Holstein durch die neue Verfassung nichts geändert werden solle, annullieren und versuchen müßte, Schleswig näher an Dänemark zu knüpfen. Als er darauf die anderen Minister fragte, ob sie zu derselben Ansicht gekommen seien und ob sie glaubten, das Zutrauen des Volkes zur Durchführung gewinnen zu können, erwiderte Karl Moltke, er halte eine Systemänderung nicht für notwendig (er hätte auch, wenn der König fest geblieben, sicherlich den Mut gehabt, dem Sturme zu trotzen), aber er beuge sich dem Willen des Monarchen und bitte um seinen Abschied. Seinem Beispiele folgten nicht nur seine Gesinnungsgenossen Criminil und Örstedt, sondern auch Graf Wilhelm Moltke, empört über die Art und Weise, wie Bardenfleth hinter dem Rücken seiner Kollegen vorgegangen war, verließ mit ihnen vereint den Staatsrat.

VI. Die Bürgerrepräsentanten vor dem Könige.

Als die abgegangenen Minister das Schloß verließen, begegnete ihnen der Zug der Bürgerrepräsentanten, die um 11 Uhr auf dem Gammeltorv sich versammelt, und denen sich der Magistrat, mit dem inzwischen über die „Rebellion" beruhigten Oberpräsidenten Lange an der Spitze, angeschlossen hatte. Der Zug wuchs durch immer neuen Anschluß, und bald waren es 10 15 000 Menschen. Beifallsrufe ertönten nach „Fædrelandets" Bericht, „deren Accent zeigte, daß es Ernst war." (Aber keine Revolution? H.) Thorsöe bemerkt in seinem vortrefflichen Buche „Frederik VII. Regierung" dazu noch folgendes: „Überall, wo der Zug sich zeigte, wurde er von Fenstern und Dächern mit begeisterten Zurufen begrüßt, die durch nationale Lieder unterbrochen wurden. Der ganze Aufzug bot ein imponierendes Schauspiel, das keinen Augenblick durch Bruch der Ordnung verdunkelt wurde; es war der Gedanke der Volkssouveränetät, der gleichsam unbewußt im Volke wirkte und es vorwärts trieb." (Wie konnte hier, muß man doch fragen, in dem absoluten Staatswesen sich ohne weiteres eine Volkssouveränetät geltend machen, wenn nicht auf dem Wege der Revolution? H.) Daß der auf den König geübte Druck in so gar

nicht tumultuarischer Weise geschah, verdient Bewunderung, ändert aber nichts an dem revolutionären Charakter des Vorganges. (In dem Glacéhandschuh steckte eine kräftige Faust. H.) Endlich erreichte man das Schloß; die Menge bedeckte den Schloßplatz, denn vergebens hatte des Königs Onkel, der Thronfolger Prinz Ferdinand, vorgeschlagen, die dahin führenden Brücken zu sperren; der Oberpräsident Lange führte die Bürgerrepräsentanten bei dem Könige ein, an dessen Seite als einziger Minister Bardenfleth stand. Alsdann bat der Vorsitzende der Bürgerrepräsentanten, Etatsrat Hvidt, nach ein paar einleitenden Worten um die Erlaubnis, die oben schon mitgeteilte Adresse verlesen zu dürfen, was denn auch geschah. Als Hvidt geendet hatte mit „Fortvivlelsens Selvhjælp," antwortete (nach „Fædrelandet") Se. Majestät „mit einer Stimme und einer Haltung, wie der eines Mannes, der einen festen Entschluß gefaßt hat" (des Königs Schauspielertalent bei solchen Fällen lernen wir kennen aus dem bekannten Buche von Holtens), ungefähr folgendes:

„Es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß ich schon mit dem, worum Sie mich bitten, Ihnen zuvorgekommen bin. Das alte Ministerium ist aufgelöst. Sie haben heute mir ihre Vollmachten zurückgegeben. Wenn Sie, meine Herren, dasselbe Vertrauen zu Ihrem Könige haben, wie ich es zu meinem Volke habe, so will ich Ihnen ein treuer Leiter zu Ehre und Freiheit sein."

Die Worte des Königs wurden von seiten der Kommunalverwaltung mit einem „Es lebe der König!" beantwortet, welches wiederholt wurde von vielen tausend Stimmen sowohl auf dem Schloßplatze als vor dem Rathause, wohin die Volksmassen der Kommunalverwaltung folgten, als Etatsrat Hvidt an beiden Stellen ausrief:

„Das Ministerium ist aufgelöst! Es lebe der König!" —

„Also ist es vollkommen klar," sagen die Dänen, „daß der König ganz unabhängig von dem Vorgehen der Bürgerrepräsentanten und der sie begleitenden Bürgerschaft [1]) Kopenhagens schon vorher, aus eigener freier Willensentschließung, das bisherige Ministerium entlassen hat." Aber wenn sie das sagen, so ist das, wie aus der vorhergehenden Darstellung sich ergibt, doch eitel Spiegelfechterei. Wir haben ja gesehen, daß der vorher gefaßte Entschluß der Bürgerrepräsentanten und der Beschluß der Kasinoversammlung, sie zu begleiten, dem Könige schon an demselben Abend zur Kunde gekommen waren und ihn nach Beratung mit Bardenfleth zu dem Entschluß gebracht hatten, den besonders mißliebigen Teil des Ministeriums zu entlassen, dem ja denn auch noch Graf Wilhelm Moltke gefolgt war. Kurz gesagt: die Drohung mit „Fortvivlelsens Selvhjælp" trat ja nicht erst bei der Verlesung der Adresse, sondern schon am Abend vorher an den König heran und übte ihre Wirkung. **Der König war in Wirklichkeit der revolutionären Volksmacht gewichen.**

Vergebliche Versuche Bardenfleths, ein neues Ministerium zu bilden.

Bardenfleth, der ja den Eiderdänen den Weg gebahnt, hatte nun die Aufgabe, ein neues Ministerium zu bilden. Er dachte an ein gemischtes und ließ sowohl Monrad [2]) und Hvidt als auch zwei Mitglieder des Phönixklubs, den Dänen Grafen Sponneck und den Schleswig-Holsteiner Francke, beide bisher in der Generalzollkammer und dem Kommerzkollegium, aufs Schloß rufen. Sponneck nahm das Finanzministerium an, Francke aber, dem das Präsidium der schleswig-

[1]) Denn diese war es, nicht, wie von Schleswig-Holsteinern irrtümlich so oft gesagt wird, der Kopenhagener Pöbel.
[2]) Den späteren Bischof.

holsteinischen Kanzlei mit der seltsamen Andeutung, daß sein Geschäftskreis auf Holstein und Lauenburg eingeschränkt werden dürfte, angeboten wurde, lehnte ab, war indessen erbötig, den ferneren Verhandlungen beizuwohnen. — Inzwischen wuchs bei dem Ausstehen der Entscheidung in der Stadt die Aufregung. In einer abends 7 Uhr in Bardenfleths Wohnung stattfindenden zweiten Konferenz verlangte Francke, daß die Herzogtümer gehört würden, und daß man zu dem Ende die Einberufung der „erfahrenen Männer" beschleunigen sollte. Er riet, wo möglich, eine Reise des Königs nach den Herzogtümern an und empfahl, der Deputation zu antworten, daß die Verbindung der Herzogtümer aufrecht erhalten und die Vorlage der Verfassung für die Gesamtmonarchie unter seinem Vorsitz und unter Hinzuziehung von Männern wie Reventlow-Preetz, Beseler und Graf Joseph Reventlow-Criminil (dem entschieden schleswig-holsteinisch gesinnten Bruder des verabschiedeten Ministers) revidiert werden solle. Als andererseits Monrad die Eidergrenze forderte, wurde es klar, daß beide nicht zusammengehen konnten, worauf Monrad sich entfernte. Bardenfleth war verzweifelt. „Francke," rief er aus, „in welche schlimme Lage haben Sie mich gebracht!" Darauf suchte er den Grafen Wilhelm Moltke auf, den er in einer Gesellschaft fand; aber dieser, der ihm die gespielte Intrigue nicht vergessen hatte, wies ihn mit Unwillen ab. Um 10 Uhr abends fuhren Bardenfleth und Francke nach Christiansborg, wo auch Hvidt und Monrad erschienen. Man verhandelte weiter; es wurde Mitternacht, Sponneck, Monrad und dann auch Francke wurden ins Kabinett des Königs gerufen. Dieser redete ihn in deutscher Sprache überaus freundlich an und schloß mit den Worten: „Sie dürfen mich nicht verlassen!" Es war ja nämlich durchaus notwendig, in der neuen Regierung wenigstens durch ein Mitglied die Herzogtümer vertreten zu sehen. Francke griff darauf die Anwesenden an, worauf eine scharfe Erwiderung Monrads folgte. Der König suchte sie zu beruhigen. Nun machte Bardenfleth den Vorschlag, Francke möge wenigstens interimistisch eintreten. „Das werden Sie mir nicht abschlagen!" bat der König. Francke erklärte es für unmöglich. „Ew. Majestät," so berichtet er weiter gesagt zu haben, „werfen die Kriegsfackel in die noch ruhigen Herzogtümer. Das einzige Mittel, Land und Thron zu retten, ist das, die Personalunion mit allen ihren Konsequenzen anzuerkennen." Nach einer kurzen Unterbrechung durch die Nachricht von den Berliner Kämpfen am 18. fragte der König Francke nochmals, ob er eintreten wolle. „Ich kann nicht," war die Antwort. „Sie sind verabschiedet," sagte der König; aber als Francke ging, eilte er ihm durchs Zimmer nach, ergriff seine Hand und sagte: „Aber in Gnaden, nicht in Ungnaden!" Als darauf Etatsrat Bang erschienen war und betonte, daß man durchaus jemand aus den Herzogtümern haben müsse, wurde gegen 3 Uhr nachts zum schleswig-holsteinischen Kanzleideputierten Etatsrat Rathgen und zu Baron Karl Plessen [1]) von der Rentekammer geschickt. Bei den weiteren Verhandlungen der konservativen Herren Bang, Sponneck, Rathgen hielten sich Hvidt und Monrad zurück. Bei einer Äußerung soll dann Monrad gesagt haben: „Das ist gleich, dann erheben wir die Standarte der Republik!" Wenn ich mich recht erinnere, stellte in einer späteren Erklärung Monrad in Abrede, diese Worte, für die wohl Rathgen der Gewährsmann sein wird (wir finden sie in dem Buche von Droysen und Samwer), gesagt zu haben. Es steht da Behauptung gegen Behauptung. Monrad kann vergessen haben, was er in der Aufregung damals gesagt, Rathgen kann ja auch ihn

[1]) Es war das der spätere Führer der holsteinischen Opposition während der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre, Scheel-Plessen, nach 1867 der erste preußische Oberpräsident von Schleswig-Holstein.

mit einer anderen Person verwechselt haben. Aber was konnten jene Worte „Fortvivlelsens Selvhjælp" anders bedeuten als die Drohung mit eventueller Proklamierung der Republik! — — Da Rathgen ebenfalls an der Verbindung der Herzogtümer festhielt, mußte er gleichfalls ablehnen. Bardenfleth war am Ende: Ein Ministerium zum Sturze bringen, das hatte er können, nicht aber ein neues zustande bringen. Der König ging schlafen. Nach einigen Stunden, um 6 Uhr, meldete man ihm, daß alles aufgegeben sei und man wohl zum alten System zurückkehren müsse. Hierauf antwortete der König, daß er in diesem Falle lieber die Krone niederlegen, als seine Truppen gegen das Volk gebrauchen wolle, dessen Erhebung man alsdann voraussehen müsse. Die konservativen einstweiligen Ratgeber wie Bang u. a. drehten und wendeten sich. Die Thronentsagung des Königs wollte man verhindern, aber auch die Herrschaft der Eiderdänen, welche doch die richtige Konsequenz des bereits Geschehenen war. Wo war ein Ausweg?

Bangs Versuch, eine vorläufige Regierung zustande zu bringen.

Bang schlug nun vor, eine vorläufige Dreimänner-Regierung einzusetzen, die aus ihm selbst, Bardenfleth und (als schleswig-holsteinisches Mitglied) Baron Karl Plessen von der Rentekammer bestehen solle. Letzterer war Holsteiner, aber auch, ich weiß nicht, ob damals schon, Besitzer oder nur voraussichtlicher Erbe großer seeländischer Güter.) Zur Bedingung seiner Beteiligung machte aber Bang die Zustimmung Monrads und seiner eiderdänischen Genossen,[1]) die dieser einzuholen sich beeilte. Ein saurer Apfel war es, der ihnen zum Einbeißen vorgehalten wurde. Orla Lehmann weigerte sich entschieden: Was solle daraus werden! Die drei Männer, von denen nicht einmal Bardenfleth entschieden zu ihnen gehöre, müßten dann doch den schleswig-holsteinischen Deputierten die Antwort erteilen. Was würde das wohl für eine Antwort werden! Die andern Volksführer jedoch scheuten davor zurück, von der verschämten Revolution zur unverschämten fortzuschreiten, die ihnen sonst nur übrig blieb. Sie unterschrieben ein Blatt, das die Erklärung der Zweckmäßigkeit einer solchen Dreimänner-Regierung enthielt. Zuletzt, um keine Spaltung in seiner Partei eintreten zu lassen, unterschrieb auch Lehmann, wie er sagte, „als Monrads und Schouws Sklave."

VII. Zustandekommen des neuen Ministeriums.

Welche Gründe Monrad, Schouw und die anderen Volksführer gegen Lehmanns anfängliche Ablehnung der vorläufigen Dreimänner-Regierung geltend gemacht haben mögen, ist mir nicht bekannt. Es dürften vielleicht der damaligen Lage entsprechend folgende gewesen sein: „Unsere Drohung mit der Selbsthilfe der Verzweiflung hat allerdings den Sturz des allgemein verhaßten Ministeriums Karl Moltke bewirkt; da konnten wir die ganze Hauptstadt ins Feld führen, und der König mußte nachgeben. Verhindern wir jetzt aber durch Verweigerung unserer Zustimmung das Zustandekommen der Dreimänner-Regierung, die ein noch unbeschriebenes Blatt ist, dann wird ein schlimmes Odium auf uns fallen; wir stehen da als die Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, die gierig nach Ministerportefeuilles die Hände ausstrecken. Warten wir ruhig ab, bis sich die Dreimänner festgefahren haben in dem doch ganz aussichtslosen Bemühen, zwischen Schleswig-Holstein und Kopenhagen eine Einigung herzustellen. Derselbe Bang,

[1]) Wir sehen also, wie mit den Volksführern als einer Art von legitimen Machthabern („Volkssouveränetät") unterhandelt wird.

der jetzt seinen Eintritt in die Regierung von unserer Zustimmung abhängig macht, wird uns sicherlich zu Rate ziehen, ehe er es wagt, der schleswig-holsteinischen Deputation eine Antwort zu geben. Wir geben also noch nicht das Heft aus den Händen, und wenn die Gefahr droht, daß unsere fünf Kasino-beschlüsse mißachtet werden, dann erst ist der Augenblick gekommen, wo wir zum zweiten Male die Hauptstadt ein ernstes Wort mit dem Könige reden lassen müssen. Natürlich wollen wir keine Republik; die königliche Null hinter unsere Zahl gesetzt verzehnfacht ja unsere Macht. Allein es ist sehr zweckdienlich, wenn der König glaubt, wir scheuten unter gewissen Umständen vor seiner Absetzung nicht zurück. Er wird sich auch ein zweites Mal fügen. Also nur ruhig eine kleine Weile abwarten; die nahe Zukunft gehört uns!" So oder ähnlich, ich sage nicht haben, sondern können die Volksführer der damaligen Lage entsprechend gedacht und gesprochen haben. Orla Lehmann aber sollte gar bald von dem auf ihm lastenden Alp befreit werden; denn es traten inzwischen Begebenheiten ein, welche die Dreimänner-Regierung gar nicht ins Leben treten, sondern nach heftigem Hin- und Herschwanken des Königs sehr schnell ein Ministerium zustande kommen ließen, in dem die Kasinomänner die treibende Kraft wurden. Soeben nämlich war von Kiel her das Dampfschiff „Skirner" angekommen, das außer den fünf schleswig-holsteinischen Ständedeputierten auch den oben erwähnten Brief des Prinzen von Noer[1]) an den König mitbrachte, welcher Ratschläge enthielt, um eine in den Herzogtümern drohende Erhebung zu verhüten. Um diesen Ratschlägen mehr Gewicht zu verleihen, hatte der Prinz bei der Schilderung der Lage vielleicht ein wenig stark aufgetragen, z. B. wenn er sagt: „Die persönliche Sicherheit der dänischen Offiziere darf ich nicht einmal garantieren." Ist doch diesen (was freilich mit Sicherheit nicht vorausgesehen werden konnte) später bei der wirklichen Erhebung kein Haar gekrümmt worden. Beim Lesen des Briefes nun geriet der König ganz außer sich, nicht vor Zorn, wie manche Dänen wollen, sondern vor Bestürzung. „Da ist der Aufruhr schon ausgebrochen!" rief er. Baron Plessen, welcher darauf den Brief las, wurde freilich blaß, wagte dann aber die richtige Bemerkung, der Brief lasse doch auch die Deutung zu, daß der Aufruhr noch nicht ausgebrochen sei. Der König scheint nun sich um einen Schritt den Schleswig-Holsteinern haben nähern zu wollen; denn welchen andern Sinn konnte es haben, wenn er nach den unklaren Worten: „Nun will ich mich selbst an die Spitze des Volkes stellen," hinzufügte: „Mit den Ministern, die ich mir selbst wähle," und dann außer Bardenfleth nicht nur Wilhelm Moltke, sondern sogar Karl Moltke nannte, der den Kasinomännern so ganz besonders verhaßt war. Darauf forderte der König Bang auf, seine Meinung zu sagen, und dieser stellte ihm nun vor, daß jetzt von jener vorläufigen Dreimänner-Regierung allerdings nicht mehr die Rede sein könne, daß jedoch bei der infolge der neuen Nachrichten gesteigerten Erregung des Volkes eine Regierung, in der Karl Moltke und keiner der Eiderdänen säße, unmöglich sei. Beharre der König bei diesem Entschluß, dann würde voraussichtlich in der nächsten Nacht das Schloß gestürmt werden. Der König geriet in Wut und rief: „Noch bin ich König, noch will ich selbst meine Minister wählen!" Bang erlaubte sich darauf zu erwidern, der König habe ihn ja um seine Meinung befragt, und er könne nur raten, beide Teile, die alten Minister und die Volksmänner, kommen zu lassen, um deren Ansichten zu erfahren. Bardenfleth stimmte ihm

---

[1]) Der Brief ist als Anlage S. 399 mitgeteilt in den Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein auf Noer aus den Jahren 1848—50. Zürich 1861.

bei, konnte aber nicht unterlassen, auf das Bedenkliche hinzuweisen, dem demokratischen Prinzip soweit nachzugeben. Zwei Männer noch hatte der König zur Beratung herangezogen, seinen Geheimsekretär Tillisch[1]) und seinen früheren Hofchef General Oxholm. Letzterer sagte militärisch kurz und bestimmt: „Ew. Majestät, es ist notwendig, die Volksleiter (Bang schreibt[2]) „die Skandinavier") kommen zu lassen." Der König hatte sich inzwischen niedergesetzt und den Einzelnen aufmerksam zugehört. „Ist es Ew. Majestät Befehl, daß ich sie holen soll?" suppeditierte Bang. Auf ein „Ja" des Königs eilte jener zur Tür, aber der König rief ihm die nun recht überflüssigen Worte nach: „Ruhe will ich haben, bis zum Letzten, das sage ich Ihnen!" — Bang traf die Führer der Eiderdänen in Schouws Wohnung, als gerade andere Volksmänner, die durch die neuesten Nachrichten erbittert waren, hereinkamen, von denen einer Bang unterbrach mit den Worten: „Bisher haben Sie gesprochen, nun sollen Sie sehen, daß auch wir andern ein Wort mitsprechen wollen!" Bang konnte ja die Leute beruhigen durch Mitteilung über die neueste Wendung, und die fünf Kasinomänner Monrad, Hvidt, Tscherning, Lehmann und Prof. Clausen gingen aufs Schloß. — Inzwischen hatte Oxholm den König vermocht, ihn zu Wilhelm Moltke, und Tillisch, ihn zu Karl Moltke zu schicken. Ersterer lag noch im Bett, erschien aber bald und erklärte, nach zwei Stunden im Schloß sein zu wollen, aber er wünsche, dort die nationalen Führer zu treffen. Er dachte also an ein Koalitionsministerium. Karl Moltke erschien auch bald, erklärte aber, nachdem Criminil den Eintritt ins neue Ministerium abgelehnt hatte, sich auf nichts einlassen zu können. Alles hing nun vom Grafen Wilhelm Moltke ab, und dieser hatte sehr bald die Ministerliste fertig: Er selbst wurde Premierminister und behielt die Finanzen, der gemäßigte Bluhme wurde Handels-, Monrad Kultus-, Kapitän a. D. Tscherning, der sich im voraus völlige Unabhängigkeit vom Könige ausbedang, Kriegsminister, Graf Knuth bekam die auswärtigen Angelegenheiten. Für den letzten Posten hatte W. Moltke anfangs den General Oxholm ausersehen; da erhob Orla Lehmann Einspruch. Moltke geht zum Könige hinein und kommt bald zurück mit dem Angebot des Postens an Lehmann. Dieser sah, wie er sagt, die Notwendigkeit ein, die Konsequenzen von dem, was er getan hatte, zu tragen. Während aber W. Moltke nun mit den andern verhandelte, überlegte er sich schnell die Sache und schlug dann das Mitglied des Phönixklubs, den zur Stunde noch abwesenden Grafen Knuth, vor, worauf Moltke freudig einging. Der schlaue Lehmann sah natürlich in diesem mehr konservativen Träger eines adeligen Namens ein passendes Aushängeschild den auswärtigen Höfen, namentlich dem Kaiser von Rußland gegenüber. Er bekennt, selbst lieber draußenvor geblieben zu sein, um besser „wirken," d. h. natürlich nötigenfalls terrorisieren zu können; aber er wurde, ebenso wie Hvidt, genötigt, Minister ohne Portefeuille zu werden. Ihr Einfluß wurde ihnen gesichert durch die hohe Gunst, in der sie bei der Einwohnerschaft Kopenhagens standen, und ihre Beziehungen zum eiderdänischen Blatte „Fædrelandet," das durch seinen nationalen Fanatismus damals und später eine dominierende Stellung einnahm.[3]) Nun war noch das Justizministerium zu besetzen. Gegen Bardenfleth war W. Moltke noch höchst erbittert; aber Barden-

---

[1]) Das spätere Mitglied der Schleswigschen Landesverwaltung 1849—50.

[2]) In einem Briefe, den wir in der Hist. Tidskrift von 1867 finden.

[3]) Konnte doch diese Zeitung, wie schon früher einmal in der „Flensb. Nordd. Ztg." berichtet worden ist, im April ungestraft sich erfrechen, dem Könige, falls er Schleswig ohne Schwertstreich zu räumen befehlen würde, den Tod auf dem Schafott anzudrohen. („Fædrelandet" vom 19. April 1848, Spalte 831.)

fleth war des Königs Freund, und auf dessen Wunsch machte er ihn zum Justizminister. Endlich war es doch klar, daß wenigstens ein aus den Herzogtümern stammender Minister da sein müsse, und diesen Posten übernahm der vorher genannte, hervorragend kluge und gewandte Karl Plessen, ließ aber bald merken, daß er ihn wahrscheinlich nicht lange behalten werde.

Es waren also vier eiderdänische Minister: Lehmann, Hvidt, Monrad und Tscherning, und vier mehr konservative: W. Moltke, Bluhme, Graf Knuth und Plessen, während Bardenfleth zwischen beiden in der Mitte stand. Ein richtiges Koalitionsministerium, in dem aber die Entscheidung bei den energischeren und von den erregten Volksmassen getragenen Eiderdänen lag. Der König erklärte darauf, als die neuen Minister ihm vorgestellt waren, die unumschränkte Monarchie für aufgelöst und sich selbst als konstitutionellen König. Den Staatsrat, d. i. das Ministerium, sehe er als verantwortlich an und wolle in der Regel nicht den Vorsitz führen, sondern in den Sitzungen nur erscheinen, wenn der Ministerpräsident ihn einlüde.

So hatte Graf Wilhelm Moltke die Gegensätze in der dänischen Nation geeinigt und den Staat aus der Anarchie gerettet. Mit Unrecht tadelt ihn, will mir scheinen, das Buch von Droysen und Samwer wegen eines Bruches mit seiner Vergangenheit. Umstände verändern eine Sache: „right or wrong, my country," mochte er denken; war er doch Däne und nicht Schleswig-Holsteiner. In ähnlicher Weise wurde ja auch bald darauf Reventlow-Preetz veranlaßt, mit seinem Antipoden Olshausen zusammenzuwirken. Das Nationale war entscheidend.

VIII. Die schleswig-holsteinische Deputation und die Bevölkerung von Kopenhagen am 22. März (Mittwoch).

Ungefähr 8 Uhr morgens waren, wie schon bemerkt, die fünf schleswig-holsteinischen Deputierten in Kopenhagen angekommen. Es waren der Eisenbahndirektor Th. Olshausen, Obergerichtsadvokat Claussen, Obergerichtsadvokat Dr. Gülich, Kammerherr von Neergaard und Etatsrat Engel. Zunächst kamen sie ins Hotel d'Angleterre, wo ein Onkel von Orla Lehmanns Frau, der Konsul Hage, sie aufsuchte. Die fast 24stündige Regierungslosigkeit hatte inzwischen auf die Volksmenge ihren weiteren revolutionierenden Einfluß geübt, und bald erschienen vier Männer als „Deputation des Volkes," deren Wortführer, der Präsident der „Hippodromedare," Fourniersschneider Frederiksen, erklärte, das Volk habe die Deputation in Verdacht, daß sie, ohne Audienz beim Könige erhalten zu haben, wieder abreisen wolle. (Das wäre allerdings nach dem Eintritt der Revolution vielleicht das Korrekteste gewesen.) Man antwortete ihm, daß man ja gerade deswegen hergekommen sei, bei dem Könige Audienz zu bekommen. Frederiksen entgegnete: „Das Volk muß dafür eine Gewähr haben," worauf Konsul Hage erklärte, sie in sein Haus aufnehmen zu wollen. Das „Volk" erklärte sich damit zufrieden, und je zwei Dänen führten einen Deputierten am Arm durch die Volksmenge sicher hindurch. Nach „Droysen und Samwer" (die dänischen Rezensenten des Buches stellen es nicht in Abrede) teilte ihnen Konsul Hage in seinem Hause mit, daß er sich mit seinem Kopfe für ihr Bleiben in der Stadt verbürgt habe. Sie waren also Gefangene und gaben das verlangte Ehrenwort, in den nächsten 24 Stunden keinen Fluchtversuch machen zu wollen, und einer von ihnen dankte ironisch für die „Humanität," welche man ihnen in der Gefangenschaft erweise. Als es zu Tische ging, erschien wie von ungefähr der Minister Orla Lehmann. Er habe nicht gewußt, wo er speisen sollte (seine Frau war ja in Italien), und er habe ge-

dacht, daß er bei Onkel Hage eine Suppe mitessen könne; aber es sei ihm nicht eingefallen, daß er hier so angenehme Gesellschaft finden würde. Claussen und Olshausen begrüßte er als frühere liberale Gesinnungsgenossen, und in der weiteren Unterhaltung wurde die Frage einer möglichen Teilung Schleswigs [1]) berührt. Endlich veranlaßte Lehmann die Deputierten, seinen deutschen Verwandten Kammerrat Lesser abzusenden, um in den Herzogtümern zu beruhigen. Er erhielt vom Minister einen Geleitschein und von den Deputierten einen offenen Brief des Inhalts: „Die Hoffnung auf eine zufriedenstellende Ausgleichung ist unsererseits noch nicht aufgegeben; es ist unerläßlich, daß inzwischen jede Gewaltmaßregel vermieden werde.“ —

Nachdem inzwischen die Aufnahme der Volksmänner in das neue Ministerium bekannt geworden war, strömte eine jubelnde Volksmenge von 15—20000 Menschen (nach O. Müller) nach dem Schloßplatze und brachte dem König ein Hoch. Dann ging's unter dem Gesang patriotischer Lieder durch die Straßen nach den Häusern verschiedener Minister, um auch diese hochleben zu lassen, zerlumptes Gesindel (nach Droysen und Samwer), so unglaublich es klingt, mit Offizieren Arm in Arm, was in den späteren dänischen Berichten weder erzählt noch in Abrede gestellt wird. Das Schiff „Kopenhagen,“ das immer am Mittwoch nach Kiel abzugehen pflegte, wollte das Volk an der Abfahrt hindern, damit die Kunde von der Kopenhagener Umwälzung nicht zu bald dorthin gelangte. Doch war die Regierung diesem Bemühen schon mit dem Verbot der Abfahrt zuvorgekommen.

Audienz der Deputation beim Könige am 23. März (Donnerstag).

Plessen als Minister der Herzogtümer, der zugleich jetzt Präsident der schleswig-holsteinischen Kanzlei war, hatte in erster Linie die Aufgabe, über eine der Deputation vom Könige zu erteilende Antwort Vorschläge zu machen. Er bewog die Räte der Kanzlei, die schon ihre Abschiedsgesuche geschrieben hatten, diese vorläufig noch nicht einzureichen. Dann wandte er sich an Francke, der, wie Plessen selbst, so wenig Hoffnung auf Erfolg sie haben mochten, doch sich später wollte sagen können, daß er bis zum letzten Augenblick einen Bruch zwischen dem Königreich und den Herzogtümern zu verhindern sich bemüht habe. Nun hatte Plessen, ohne seine dänischen Kollegen zu fragen, entschieden, daß Scheel als Regierungspräsident in Schleswig *entlassen* werden solle, und *an dessen Stelle* wollte er Francke bringen. Dieser stellte u. a. als Bedingung, daß er als Regierungskommissar nach Kiel geschickt werde, um eine *vereinigte Ständeversammlung beider Herzogtümer* zu berufen. Die Bitte um Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund dagegen solle man ablehnen. Darin stimmte er ja mit dem Prinzen von Noer und manchen andern deutschen Schleswigern überein, die den Boden des historischen Rechts ohne Not nicht verlassen wollten.

Gegen 11 Uhr vormittags fuhren am 23. März die Deputierten in drei Wagen (in jedem ein Däne zum Schutze) nach dem Schlosse, nur hier und da etwas angeschrien. Im Schlosse herrschte die größte Verwirrung; die Deputierten mußten warten. — Plessen war mit seinen Räten in der Kanzlei darüber einig geworden, daß der König in der Audienz vorläufig nur eine beruhigende, allgemein gehaltene Antwort geben, und daß nach der Erwähnung von Scheels

---

[1]) Kommandeur Steen Bille erzählt, daß später auf dem Dampfschiff Olshausen auf einer Karte eine Linie von Flensburg nach Tondern gezogen und gesagt habe: „Auf dieser Basis ließe sich unterhandeln.“

Entlassung die Deputierten auf eine spätere, im Staatsrat erst festzustellende Antwort vertröstet werden sollten. Er erschien im Vorzimmer mit Francke. Letzterer wurde zuerst vor den König gerufen, welcher ihm klagte, daß er in drei Nächten nicht geschlafen habe, ihm dann aber dankte für seinen Entschluß, an Scheels Stelle treten zu wollen. „Ich habe keine Verantwortung mehr!" fügte er sehr charakteristisch hinzu. Alsdann führte Plessen als Minister für die Herzogtümer die Deputation ein. Kammerherr von Neergaard hielt die Anrede. Der König antwortete im mildesten Tone und mit freundlicher Miene und vergaß in seiner sichtlichen Befangenheit fast, Scheels Entlassung zu erwähnen. Darauf verlas Plessen die oben erwähnte vorläufige Antwort. Neergaard aber erlaubte sich, noch folgende Anrede an den König zu richten:

„Ew. Majestät, ich kann Ihnen die heilige Versicherung geben und glaube, daß alle meine Kollegen sie bestätigen werden, daß ich bis jetzt noch kein Wort in den Herzogtümern vernommen habe, welches die Ihnen von Gott anvertrauten Rechte verletzt; aber, Ew. Majestät, das ganze Land gleicht einem Haufen Zunder: ein Funke, und es steht in Flammen. Was dann geschieht, wer kann es berechnen? Gott gebe, daß Ew. Majestät noch die Mittel finden mögen, Ruhe und Frieden zu erhalten."

Der König war sichtlich bewegt, schüttelte bei den letzten Worten den Kopf und entließ die Deputation mit einem freundlichen „Leben Sie wohl, meine Herren!"

In einer halben Stunde, versprach Plessen, sollten sie die schließliche Antwort erhalten, die sie im Schlosse erwarten wollten. Plessen begab sich mit Francke in den Staatsrat, in dem sie sieben [1]) dänische Minister vorfanden. Plessen hielt in dänischer Sprache einen Vortrag über die zu gebende Antwort. Lehmann verlangte, daß der neue Regierungspräsident Francke das Zimmer verlasse, was dann auch nach Aufforderung des Konseilspräsidenten Wilhelm Moltke geschah. Nach einer Stunde wurde die Deputation heimgeschickt; die Antwort, hieß es, könne sich bis zum Abend verzögern. Die Rückfahrt der fünf Deputierten war (nach O. Müller) gefährlich. Nur den äußersten Anstrengungen der Polizei und der Studenten, die ihr gegebenes Wort voll einlösten, gelang es, das Umstürzen der Wagen zu verhindern; bis an das Haus des Konsuls Hage, ja, bis an die Treppe bildeten die Studenten Spalier.

IX. Die Antwort und ihre Folgen.

Inzwischen entwarf Plessen mit dem neuen Regierungspräsidenten der Herzogtümer Francke und den vier Räten der Kanzlei eine Antwort an die Deputation, die zum Teil zustimmte, über die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund aber die Entscheidung aussetzte. Die Ständeversammlungen sollten für diesmal vereinigt werden. Plessen äußerte freilich seinen Zweifel, daß diese Antwort im Staatsrat werde gebilligt werden, einen Zweifel, der am Abend als berechtigt sich erwies. Orla Lehmann berichtet in seinen hinterlassenen Schriften, die Minister seien, was begreiflich ist, sehr abgespannt gewesen, und er habe besonders aufpassen müssen, daß alles „Bedenkliche" in der Antwort geändert werde. Das sei dann geschehen, ohne daß Plessen widersprochen habe; [2]) es sei aber dann ein wunderliches Werk im geschraubtesten Kanzleistil zustande gekommen.

Am Morgen des 24. März (Freitag) erklärte Konsul Hage den Deputierten, er könne sie nicht mehr schützen; sie möchten auf Umwegen sich einzeln in das Königliche Schloß begeben. Als sie Uhr 9 dort ankamen, teilte ihnen Minister

[1]) Graf Knuth, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, fehlte noch.
[2]) Was hätte auch ein Widerspruch des Einen nützen können!

Monrad folgendes mit: Es enthalte die neueste Nummer des Haderslebener Blattes „Dannevirke“[1]) die Schmähworte, mit denen in Rendsburg Olshausen das dänische Volk bedacht haben solle, und die Folge sei eine solche Erregung des Volkes, daß die Deputation auch im Schlosse nicht mehr sicher sei. Zuerst wurde Olshausen fortgebracht; Uhr 11 führte man dann, während die Menge durch Militärmusik anderswohin gelockt war, die vier andern durch eine Hintertür und schaffte sie durch eine Droschke nach dem Hafen, wo sie an Bord eines Dampfschiffes stiegen. Dahin sollte ihnen die Antwort des Königs folgen. Plessen, der die abgeänderte Antwort in Reinschrift aufs Schloß bringen sollte, war wohl mit den Räten der schleswig-holsteinischen Kanzlei darin einig geworden, daß sie diese Antwort nicht vertreten könnten. Er benachrichtigte den Premierminister davon, daß er zurücktrete, und die Antwort blieb ebenfalls aus. Eine solche mußte jedoch endlich einmal den Deputierten gegeben werden, und hier war es wiederum Lehmann, der die Entscheidung herbeiführte. Er verfaßte schnell, wie es in „Danmarks Rigets Historie“ heißt, „die klare, wohl formulierte, aber aufreizende Antwort, die von dänischer Seite den Faden der Unterhandlung durchschnitt“; die andern Minister, die sämtlich Dänen waren, stimmten zu, und der König — unterschrieb.

Der König erklärte hier, daß er Holstein eine eigene freie Verfassung geben und es an einem freien deutschen Verfassungsleben teilnehmen lassen wolle, daß er aber in bezug auf Schleswig weder das Recht, noch die Macht noch den Willen habe, es dem deutschen Bunde einzuverleiben, daß er dagegen dessen unzertrennliche Verbindung mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle, daneben aber entschlossen sei, Schleswigs Selbständigkeit durch ausgedehnte provinzielle Institutionen, namentlich einen eigenen Landtag und besondere Verwaltung kräftig zu schirmen.

Diese Antwort wurde später von manchen Dänen gemißbilligt, und so auch von den beiden dänischgesinnten Nordschleswigern Laurids Skau und Blauenfeld im Herbste 1848, als nach dem Malmöer Waffenstillstand die beiden Herzogtümer ungetrennt geblieben waren. Ersterer sagt in einer Schrift, die er im Oktober 1848 herausgab: „Die Antwort war ehrlich, aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht besonders klug; man gab den Aufrührern (d. h. natürlich den Schleswig-Holsteinern) ein Agitationsmittel in die Hände, wodurch sie allein ihre bestimmte Haltung gewannen, und öffnete zugleich den Weg für Deutschlands Intervention. Die Antwort hätte in bezug auf die Forderung der Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund lauten müssen, daß, wie früher schon erklärt, auf diese Bitte nicht einzugehen sei; die Antwort hätte rein negativ, nicht positiv lauten müssen. Ähnlich äußerte sich Blauenfeld: „Es war kein Beweis von diplomatischem Talent. Das neue Ministerium warf vierzig Millionen Deutschen den Fehdehandschuh vor die Füße. Man gab damit dem Feinde die Waffen in die Hand, indem man eine Verbindung vernichtete, welche Christian VIII. durch zwei feierliche Erklärungen 1846 und Friedrich VII. acht Tage nach seiner Thronbesteigung als bestehend erklärt hatte.

Uhr 12 wurde des „Königs“ (eigentlich ja Orla Lehmanns[2]) Antwort und

[1]) Höchst wahrscheinlich auf Mitteilungen Krüger-Beftofts zurückgehend, der ja an der Rendsburger Versammlung teilgenommen hatte.

[2]) Der König war nach der Meinung seines Adjutanten von Holten (Erindringer S. 137) gemütskrank (sindssyg) mit vielen lichten — bisweilen genialen — Augenblicken. Bekanntlich glaubte er später steif und fest, daß er in der Idstedter Schlacht verwundet worden sei und zwar, wie er nach glaubwürdiger Mitteilung jemandem gesagt hat, seinen einen Arm verloren habe.

des Königs Gruß an die Einwohner Kopenhagens in den Straßen durch Anschlag bekannt gemacht. Sämtliche Mitglieder der schleswig-holsteinischen Kanzlei, mit ihnen Baron Plessen, schrieben sofort Entlassungsgesuche. Die meisten Beamten aus den Herzogtümern flohen teils auf dem Landwege, teils auf dem Dampfschiff „Skirner," als dieses endlich abging, teils aus Furcht, sonst zurückgehalten zu werden, über Schweden nach der Heimat.

Orla Lehmann erschien inzwischen bei den Deputierten auf dem Kriegsschiffe „Hekla." „Fünf Untertanen Sr. Majestät," sagte er, nachdem er einen Anflug von Verlegenheit überwunden zu haben schien, „haben derselben einen Antrag gemacht; hier ist nun die Antwort." Sie enthielt die Inkorporation Schleswigs. „Ist das alles?" fragte Olshausen; „geht denn kein Regierungsbevollmächtigter mit?" fragte Neergaard. Lehmann erwiderte, er habe keinen Auftrag, darauf zu antworten, und mit einem trockenen „ich empfehle mich Ihnen" ging er fort. Durch nebliges Wetter aufgehalten, erreichte „Hekla" Kiel erst am Morgen des 26., und hier fanden die Deputierten bereits eine völlig veränderte Lage der Dinge. In den Zunder, von dem Neergaard vor dem Könige gesprochen hatte und welcher in Kiel besonders reichlich aufgehäuft war, fiel, nachdem schon am Morgen des 23. das Ausbleiben des fälligen Kopenhagener Dampfschiffes Verdacht erregt hatte, der zündende Funke mit der Nachricht, welche Beseler am Nachmittage von Schleswig nach Kiel brachte, daß nach Kopenhagener Briefen vom 21. das bisherige Ministerium infolge einer großen Volksdemonstration entlassen sei, und daß man demnächst ein eiderdänisches Ministerium zu erwarten habe. Jetzt war Gefahr im Verzuge. Einerseits drohte die einseitige Erhebung der revolutionslustigen Freiheitsmänner, zunächst in Kiel, aber auch in andern Städten und damit eine Spaltung innerhalb der Bevölkerung des Landes; außerdem aber mußte man befürchten, daß die neue Regierung eiligst über Eckernförde dänisches Militär nach Rendsburg schicken werde. Da einigten sich die konservativen Führer, der Prinz von Noer und Reventlow-Preetz nebst dem die Mitte haltenden Beseler mit den Kieler Freiheitsmännern in der Nacht vom 23. zum 24. März über die Bildung einer provisorischen Regierung, welche erklärte, daß der Wille des Landesherrn nicht mehr frei sei. (Daß diese Behauptung dem wirklichen Sachverhalt entsprach und durch die im Namen des Königs gegebene Antwort, die einen Bruch seines am 28. Januar gegebenen Versprechens enthielt, nachträglich gerechtfertigt wurde, glaube ich durch die vorliegende Darstellung der Kopenhagener Vorgänge bewiesen zu haben.) Der König wurde so vorläufig als politischer Faktor ausgeschaltet. Gegen Orla Lehmann und seine Gefolgschaft, das heißt gegen das dänische Volk, setzte man sich zur Wehr.



Frühling.

Das Haupt gestützt mit beiden Händen,
Sinnst trauernd du im Kämmerlein,
Und draußen knospet's aller Enden
Im gold'nen Frühlingssonnenschein.
Was du auch Schweres hast zu tragen:
In jedes Leid, in jede Qual
Dringt in des neuen Lenzes Tagen
Ein neuer Hoffnungssonnenstrahl.

Es klopft der Lenz an alle Türen,
An alle Herzen pocht er auch,
Und die sich ihm erschließen, spüren
Im tiefsten Innern seinen Hauch.
Drum folge mir durch Flur und Auen,
Den Fluß entlang durch Feld und Wald,
Da sollst des Frühlings Reich du schauen
Und deines Leids vergessen bald.

Schau um dich, laß dein Aug' sich laben
Am jungen Klee, am Saatengrün;
Wie Baum und Strauch schon Knospen haben,
Die bald zu voller Pracht erblüh'n.
Wohin du schaust, ringsum im Kreise,
So weit dein Blick nur reichen kann,
Bricht nach des Winters Schnee und Eise
Ein neues, frohes Leben an.
Im Wiesengrund zu deinen Füßen,
Da sprießen Blümlein, gelb und blau,
Die Primel und das Veilchen grüßen
Dich blinkend in des Morgens Tau;
Und unter goldig grünen Kronen
Der Buche blühen, zart und weiß,
Viel tausend keusche Anemonen,
Gelbfeigwurz und Blauehrenpreis.
Vom Ackerfeld am Waldessaume
Schwingt trillernd sich die Lerch' empor,
Aufsteigend in des Himmels Raume
Jauchzt sie ein Lied im höhern Chor.
Sie singt in schmetternden Akkorden:
„Vorüber ist des Winters Nacht;
Sieh, es ist alles neu geworden!
Preist mit mir Gottes Güt' und Macht!" —
Jetzt aus des Tempels Vorhof treten
Wir in den Dom des Waldes ein;
Hier stimmt dich alles nur zum Beten,
Hier kannst du nicht mehr traurig sein.
Horch, welch ein Singen und ein Klingen!
Welch süß Geflüster hier und dort!
Hast du mit einem Leid zu ringen,
Hier küßt der Lenz es lächelnd fort.

Oldesloe. Johannes Suck.

Bunte Zementdächer.

Für die gute Wirkung eines Baues ist kaum etwas von größerer Bedeutung als die Form und Farbe seines Daches; sie sind von größter Wichtigkeit sowohl für die Wirkung des Baues für sich als auch im Ortsbild und in der Landschaft. Ist nicht das hohe, steile stolze Retdach des norddeutschen Bauernhauses charakteristisch und wesentlich für seine ganze Erscheinung und ein wesentlicher Teil auch unserer Landschaft? Beruht nicht auf dem einheitlichen Dächermeer, aus dem sich die Kupferdächer und Turmhelme der Kirchen wie Smaragde erheben, die Schönheit unserer alten Seestädte, wie Lübeck, Wismar, Stralsund, Danzig? Und durch nichts ist andererseits in den letzten Jahrzehnten so manches schöne Stadtbild und so manche herrliche Landschaft so arg verunstaltet wie durch die Verkehrtheit und Häßlichkeit der Dächer. Überall, wo eine moderne große Kastenscheune mit flachem, schwarzen Pappdach sich breit macht, oder ein altes Bauernhaus sein bemoostes trauliches Retdach mit blinkendem verzinkten Eisenblech vertauscht hat, ist die Schönheit der Dorfstraße, der Landschaft völlig zerstört.

Am meisten Unheil richten aber wohl die bunten Zementplatten-Dächer an, eine moderne Erfindung, die es dem Erbauer gestattet, mächtige gelbe, weiße, rote und schwarze Zacken und Schachbrettmuster auf sein Dach zu zaubern und womöglich noch riesengroß seinen Namenszug in das Dach einzudecken. Auch die Vorfahren dieser Bauherren liebten es, ihren Namen an dem Hause, das sie sich errichteten, anzubringen. Sie schrieben ihn aber zierlich und bescheiden auf den großen Balken über dem Eingangstor oder benutzten die Splinte der Anker, um ihr Monogramm am Hause anzubringen. Jetzt aber im Zeitalter des Verkehrs und der Reklame müssen die Namen groß wie auf einem Plakatgiebel über das ganze Dach reichen, so daß auch der Reisende in der Eisenbahn sie Kilometer weit lesen kann.

Höchst erfreulicher Weise haben im vergangenen Jahre verschiedene Behörden energische Schritte getan, diesem Unfug zu steuern. Im August hat der Minister der öffentlichen Arbeiten in Preußen alle Regierungspräsidenten darauf hingewiesen, daß diese Dächer auf grund des § 1 des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften usw. baupolizeilich verboten werden können. Nach der Ansicht des Ministers fallen die bunten Zementdächer also unter den Begriff einer gröblichen Verunstaltung. Im September v. Js. hat auch das Staatsministerium in Weimar einen ähnlichen Erlaß an die Bezirksdirektoren gerichtet,

und Sachsen-Meiningen und Anhalt sind diesem Beispiel gefolgt. In vielen einzelnen Kreisen haben die Landräte die bunten Zementdächer schon vollständig verboten, so in unserer Provinz der Landrat in Meldorf für den Kreis Süderdithmarschen. Diese Maßnahmen der Behörden zum Schutze der Heimat sind auf das freudigste zu begrüßen, und es ist nur zu wünschen, daß sie streng durchgeführt werden und noch recht viele Nachfolger finden.

Es ist kaum zu begreifen und wohl nur der Überredungskunst der Reisenden zuzuschreiben, wie solche minderwertige und häßliche Fabrikate sich an die Stelle unserer guten alten Dachpfannen drängen können. Wohl so lange wie an den Küsten der Nord- und Ostsee Ziegel gebrannt werden, sind hier für das Dach die S förmigen Pfannen gefertigt und haben von Holland bis in die deutsch-russischen Provinzen vom Anfang des Mittelalters bis in unsere Zeit sich trefflich bewährt. In Wahrheit gibt es auch heute für das feuchte Küstenklima keine bessere steinerne Dachbedeckung als das Pfannendach, ein Dach, das aus lautee kleinen Rinnen besteht, die den Regen schnellstens ableiten und die infolgr ihrer großen gewellten Oberfläche leicht wieder austrocknen. Das Pfannendach ist in dieser Beziehung auch dem in der Mark und in Süddeutschland heimischen Biberschwanzdach entschieden überlegen. Eine Zeitlang glaubte man wohl im modernen Falzziegel ein noch besseres Deckungsmaterial gefunden zu haben, als es die Pfannen sind. Aber auch das hat sich als trügerisch erwiesen, denn die Falze der Ziegel springen, wenn das Dach sich bei Sturm oder durch das Austrocknen der Dachstuhlhölzer bewegt, leicht ab. Die Ausbesserungen sind schwierig und kostspielig, weil die Falze nicht mehr ineinander passen, wenn die Ziegel sich verschoben haben.

In den Städten steht die Pfanne endlich wieder in so hoher Achtung, daß man sie für die monumentalsten Gebäude für gut genug hält, sind doch z. B. das neue Theater und das Polizeipräsidium in Kiel mit ihnen eingedeckt, aber auf dem Lande scheint man sich ihrer häufig noch zu schämen. Wenn nicht bunte Zementplatten, wählt man vielfach wenigstens glasierte Falzziegel. Durch sein kräftiges, klares Gefüge gehört das Pfannendach in der Tat auch zu den schönsten Dächern; es wird wohl nur durch das Mönch- und Nonnendach an Schönheit übertroffen. An Billigkeit ist es allen anderen überlegen. Selbst das schäbige Pappdach ist, wenigstens wenn man die Unterhaltungskosten berücksichtigt, auf die Dauer nicht billiger.

Für das Bauernhaus gäbe es allerdings im Retdach wohl noch ein praktischeres und schöneres Deckungsmaterial, als es die Pfanne ist, wenn die weiche Bedachung nicht feuergefährlich wäre und so hohe Brandprämien mit sich brächte. Hoffen wir, daß die vielfachen Anstrengungen, Ret unverbrennlich und dadurch das schöne, warme weiche Dach wieder lebensfähig zu machen, Erfolg haben. Mit großer Spannung sieht man in den Kreisen des Heimatschutzbundes den Brandversuchen entgegen, die dankenswerter Weise der Verein Baupflege Kreis Tondern in diesem Frühjahr mit einem feuersicheren imprägnierten Retdach anstellen wird. Wenn kein Retdach möglich ist, so ist aber auch für das Bauernhaus das beste das alte rote Pfannendach.

Schlesw.-Holst. Verein für Heimatschutz.

Zur Palmenzeit.

So hielten sie's vor langen Jahren,
wenn neu der Frühling kehrte ein:
Da zogen aus die frommen Scharen
und brachen Zweige sich im Hain.

Im Kirchlein beim Gesang von Psalmen
weiht' segnend sie dann Priestermund;
so wurden Weidenzweige „Palmen,"
und wer sie heimtrug, ward gesund.

Noch heute zieht's hinaus in Haufen,
wenn wieder der Palmsonntag naht:
Hei, wie sie hurtig alle laufen,
die Leutlein aus der großen Stadt!
Und wo sich nur die „Kätzchen" zeigen,
da sammelt's sich am selben Ort
und bricht sich — Armevoll von Zweigen
und — wirft sie hinterher doch fort!

Ja, wollten sie ihr Stübchen schmücken,
ein krankes Kind vielleicht erfreu'n:
Gar gerne möchten sie da pflücken
ein Reislein wohl am Wegesrain.
Nun sind die Sträucher hier verschändet,
die Knospen liegen dort im Staub,
und was sonst Segen hätt' gespendet,
ward nutzlos blinder Gier zum Raub!

Kahl steht die Weide nun und trauert,
da man ihr antat solches Leid:
Hätt's doch nur kurze Zeit gedauert,
so prangte sie im Festeskleid!
Da wär' das Bienlein froh gekommen,
das längst nach süßer Kost begehrt',
und freundlich wär' es aufgenommen,
und gerne wäre ihm gewährt!

Laßt drum die Zweige ungebrochen,
ihr lieben Städter allzumal:
Geht ihr dann in den Osterwochen
im Sonnenschein durch unser Tal,
hört freudiges Gesumm' ihr klingen —
entnehmt den Dank für euch daraus;
vielleicht wird's Bienlein gar noch bringen
heilsamen Honig euch ins Haus!

G. Schröder, Neumühlen-Dietrichsdorf.

Mitteilung.

Herzog Friedrich von Norburg und der Pastor von Schwenstrup. In Heft 5 der „Heimat" vom Jahre 1906 behandelt Herr Chr. Tränckner in dichterischer Form einen Streit, der sich um das Jahr 1606 zwischen Herzog Hans dem Jüngeren von Schleswig-Holstein und einem Pastor von Lysabbel auf Alsen abgespielt, und in dessen Verlaufe der Pastor seinen Landesherrn vom Pferde gerissen haben soll. Das Gedicht ist angeregt durch eine Mitteilung, die seinerzeit die Sonderburger Zeitung gebracht hat. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit möchte ich einige Unrichtigkeiten richtig stellen, die jene Zeitungsnotiz enthalten hat. Zunächst ist bei dem Vorgange nicht Herzog Hans beteiligt, sondern sein 1581 geborener siebenter Sohn Herzog Friedrich, der nach dem Tode seines Bruders Johann Adolf Herr im Amte Norburg auf Alsen wurde. Auch ist der andere Teil nicht ein Prediger von Lysabbel, sondern Pastor Carsten Jenssen, seinerzeit in Schwenstrup auf Alsen. Pontoppidan schildert in seiner Kirchen-Historie des Reiches Dänemark (IV. Teil, I. Band S. 275) den Vorfall, der sich im Jahre 1637 zutrug, folgendermaßen: Herzog Friedrich hatte der Dorfschaft Schwenstrup nebst Eingepfarrten ansagen lassen, die gesamte junge Mannschaft solle zur Klopfjagd zur Stelle sein, und zwar am ersten Mittwoch des Februar, an welchem Tage nach dem Kirchengesetz ein Bettag gehalten werden sollte. Da nun Alsen in kirchlichen Sachen nicht den fürstlichen Häusern Alsens, sondern der Krone unterstellt war und zum Bistum Odense gehörte, so wollte der Pastor nicht, daß seine Pfarrkinder den Gottesdienst versäumten, um dem Gebote des Herzogs nachzukommen, erklärte auch, die Sache auf sich nehmen zu wollen, falls Schwierigkeiten entstehen sollten. Der Herzog kam nun zur Jagd, fand aber die bestellten Treiber nicht vor, und auf seine Frage antwortete man ihm, der Pastor habe das Kirchengehen befohlen, wie Seine Durchlaucht die Jagd. Auf diesen Bescheid hin reitet der Herzog zornig auf den Pfarrhof, wo er den verwegenen Mann trifft und mit Schlägen strafen will. Er findet aber entschlossenen Widerstand: denn der Pastor faßt den Herzog beim Barte und gibt ihm sogar eine Maulschelle. Auf die Beschwerde des Herzogs hin wurde nun zwar der tapfere Prediger seines Amtes entsetzt, aber nach kurzer Zeit gab ihm der König eine weit bessere Pfarre, nämlich das Diakonat an der Kirche zu St. Canuti zu Odense. Bei dieser wohlwollenden Auffassung der Sache durch den König wirkte mit, daß dieser, wie Pontoppidan bemerkt, „gedachten Prinzen als seinen Vetter für denjenigen erkannte, der durch einen sehr unordentlichen Lebenswandel sich selber um den seiner hohen Geburt sonst schuldigen Respekt gebracht hatte." Der unerschrockene Seelsorger lebte in Odense noch bis 1670. Übrigens liegt ein Zeugnis dafür vor, daß Prinz Friedrich schon früher durch seine gewalttätige Art zu Klagen Anlaß gab. Die Bürgerschaft Plöns beschwerte sich nämlich 1608 bei seinem Vater, Herzog Hans zu Sonderburg, darüber, daß Prinz Friedrich einem Plöner Bürger, namens Gabriel Wolf, die Fenster eingeschlagen habe, weil dieser ihm eine schuldige Hausmiete nicht habe zahlen wollen.[1] Herzog Friedrich starb 1658 zu Norburg und hinterließ sein kleines Fürstentum seinen sechs, aus zwei Ehen hervorgegangenen Kindern zerrüttet und mit Schulden belastet; er wurde in der Kirche zu Eken beigesetzt.

Sonderburg. Dr. Wullenweber.

[1]) Kinder, Urkundenbuch zur Chronik der Stadt Plön. Plön 1890.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 5. Mai 1909.

Fritz Stavenhagen.

Von Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg-Großborstel.

Es sprach die Not: Ich quäle dich.
Es sprach der Mut: Ich stähle dich.
Es sprach der Sieg: Ruhm winkt und Licht.
Es sprach der Tod: Ich will es nicht.
O Tod, das hast du schlecht gemacht,
so schöne Kraft für nichts eracht,
viel' Kräuter stehen hundertweis',
was rauftest du dies Edelreis?
Spricht der Tod:
Fühl' nicht wie ihr, bin hart und schneid'
all' Kraut und Gras ohn' Lust und Leid
und schon' auch nicht der Blumen. Hüt'
dein Röslein du, so lang es blüht.

In diesen aus warmem Herzen geborenen Versen klagt Gustav Falke das mitleidslose Schicksal an, das am 9. Mai 1906 dem Leben eines Dichters ein Ziel setzte, der nach arbeits- und entbehrungsreicher Jugend, nach Jahren harten Ringens um den Lebensunterhalt eine Reihe von Dichtungen geschaffen hatte, die ihm in der deutschen Literatur nicht nur einen ehrenvollen Platz, sondern eine hervorragende Stellung von besonderer Eigenart sicherten. Denn das niederdeutsche Drama, das Stavenhagen schuf, war gewissermaßen der Anfang eines neuen Literaturzweiges: er hatte darin keinen Vorgänger, der auf wirkliche Bedeutung Anspruch erheben darf. Mit festen und sicheren Schritten strebte er dem Ziele, das ihm vorschwebte, zu. Endlich schien er die Anerkennung finden zu sollen, die ihm gebührte, endlich schienen sich auch seine äußeren Lebensverhältnisse zu bessern — da riß sein Lebensfaden jäh ab.

Fritz Stavenhagen war am 18. September 1876 in Hamburg geboren. Seine Eltern stammten aus einem mecklenburgischen Dorfe unfern dem Reuter-Städtchen Stavenhagen, von dem die alte Bauernfamilie seines Vaters den Namen führt. Dieser ging, da er als jüngerer Sohn dem Erstgeborenen das väterliche Gut lassen mußte, nach Hamburg und wurde hier Kutscher. Fritz Stavenhagen war das siebente seiner dreizehn Kinder. Es ging knapp genug bei den Eltern her, und früh lernten die Kinder den Zwang der Arbeit kennen; was Willem in der „Mudder Mews" von den 24 „quutschenatten" Stiefeln erzählt, die er jeden Morgen vor Tagesgrauen in einem Pensionat putzen mußte, hat Stavenhagen seinem eigenem Leben entnommen.

Die Mutter erzählte dem Knaben in der Schummerstunde Geschichten aus ihrer Heimat und Kindheit und sang ihm wohl mit halbgeschlossenen Augen plattdeutsche Lieder und Reimereien vor; manche davon sind in Stavenhagens Dramen übergegangen. In des Knaben Herz senkte sie tief die Sehnsucht nach dem ländlichen Leben und der Heimat der Eltern; es ist bezeichnend, daß er seine Mecklenburger Dramen in den fünfziger und siebziger Jahren spielen läßt, also etwa in der Jugendzeit der Eltern, während seine Hamburger Dramen in

der Gegenwart spielen. Auch daß er in seinen Dichtungen weder Mecklenburger noch Hamburger Platt schrieb, mag darauf zurückzuführen sein, daß er beides — das Mecklenburger von den Eltern, das Hamburger von seiner Umgebung — nebeneinander hörte. So wollte er absichtlich keinen der unzähligen plattdeutschen Dialekte schreiben, sondern gewissermaßen eine Art Mittelplatt, das jedem Niederdeutschen verständlich ist und das er dann mit den Eigentümlichkeiten seiner besonderen Mundart ausschmücken mag.

Fritz Stavenhagen wollte gern Lehrer werden; aber die Mittel fehlten. So wurde er zu einem Drogisten auf Finkenwärder in die Lehre getan. Bald aber rang seine dichterische Begabung nach Ausdruck. Ganze Nächte saß er mit heißem Kopfe und fiebernden Pulsen über Reklam-Bändchen und allen möglichen Büchern, die er irgendwo erlangen konnte; namentlich Shakespeare hatte es ihm angetan. Nicht lange, so versuchte er sich auch selbst in dichterischer Gestaltung: er schrieb auf braunem Tütenpapier einen Fünfakter „Der Verfluchte" — dann entwarf er den Plan zu einem Drama „Prinz Heinrich" — dann wieder begann er die Ausführung eines modernen Schauspiels „Steininger." Als es ihm gelungen war, einige Skizzen bei Tageszeitungen unterzubringen, faßte er den Plan, sich möglichst ganz der Literatur zu widmen, und setzte ihn mit eiserner Entschlossenheit und Zähigkeit durch. Monatelang hat er täglich nur von Brot und einem einzigen Ei gelebt. Aber so erreichte er es, daß er den größten Teil seiner Zeit für seine Weiterbildung und für seine dramatischen Schöpfungen verwenden konnte, während er nur wenig Zeit aufzuwenden brauchte, um dies oder jenes für Zeitungen zu schreiben. 1900 vollendete er seinen Einakter „Der Lotse" und das fünfaktige Volksstück „Jürgen Piepers."

Zwei Jahre darauf setzte ihm Otto Brahm, damals Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, dem Stavenhagen die beiden ersten Akte des „Dütschen Michel" vorgelegt hatte, ein Monatsgehalt aus, von dem Stavenhagen nun endlich, zuerst noch unverheiratet, bald aber mit Familie, einigermaßen leben konnte. Jahrelang war er umhergezogen: von Hamburg nach Berlin, nach Emden, nach München, nach Mecklenburg und zwischendurch immer wieder nach Hamburg. 1904 endlich ging er — nunmehr mit Frau und Kind — nach Großborstel und arbeitete mit Feuereifer an der Vollendung seiner Entwürfe: der „Mudder Mews," die er im Herbst 1904 fertigstellte und gleichzeitig mit einem Bande Erzählungen („Grau und Golden") herausgab, des „Dütschen Michel," der kurz danach fertig wurde, des „Rugen Hoff," der im Sommer 1905 in Druck ging. „Der Lotse" wurde hier und da vorgelesen, „Jürgen Piepers wurde am 23. Februar 1905 im Hamburger Thalia-Theater aufgeführt, die „Mudder Mews" erlebte am 10. Dezember 1905 im Hamburger Stadttheater ihre Erstaufführung, der „Ruge Hoff" wurde im März 1906 im Hamburger Carl Schultze-Theater gegeben — schon zwei Monate später aber ruhte der Dichter, der seinen Geist am selben Tage aushauchte wie Schiller (101 Jahre vorher), unter dem Rasen. Er hinterließ eine Witwe mit zwei Kindern, für die die kurz darauf begründete Stavenhagen-Stiftung zu sorgen sucht. Neben dem schon genannten Direktor Brahm haben sich zu Lebzeiten Stavenhagens besonders verdient um ihn gemacht die Herren Dr. L. Jacobowski-Berlin, Prof. Weltrich-München und Direktor Alfred Lichtwark-Hamburg.

Erst nach Stavenhagens Tode begannen seine Stücke die Bühne langsam zu erobern. Es war nicht nur Mangel an Beachtung seiner Dichtungen, was die Theaterleitungen bis dahin von der Aufführung zurückgehalten hatte, sondern mehr noch der Umstand, daß es fast keine Schauspieler gibt, die des Plattdeutschen

mächtig sind. Österreichische und bayrische Mundart, seit Gerhart Hauptmann auch die schlesische, können sie alle sprechen. Das Plattdeutsche aber, das sich doch mit seinen volltönenden, markigen Worten in viel höherem Maße zur Bühnensprache eignet, ist an den deutschen Theatern als Stiefkind behandelt worden, weil es eben bislang plattdeutsche Bühnenwerke von Bedeutung nicht gab. —



Stavenhagen wurzelte mit seinem ganzen Wesen tief im niederdeutschen Bauernstand. Schon sein Äußeres war dafür bezeichnend: die breitschultrige Gestalt, der schwer dahinwandelnde Gang, die bedächtige Sprache, das zurückhaltende, zunächst schwer zugängliche Wesen. Der sinnende und verträumte Ausdruck seiner Augen zeigte, daß man einem Dichter gegenüber saß. Seines Wertes war er sich ohne falsche Bescheidenheit, aber auch ohne Anmaßung voll bewußt. So scharf er jedoch einer Nichtachtung seiner Rechte oder einer Verkennung seiner Bedeutung entgegentrat, eine so liebenswürdige Gesinnung zeigte er seinen näheren Bekannten.

Daß er auch die Reden seiner hochdeutsch sprechenden Personen zunächst in seinem geliebten Platt zu Papier brachte, um sie erst dann ins Hochdeutsche zu übersetzen, zeigt schlagend, wie innig er mit niederdeutschem Wesen verbunden war. So sind denn auch seine Bauern meisterhafte, unübertrefflich dichterische Figuren. Eine Fülle urwüchsiger Gestalten quillt uns aus seinen Werken entgegen, nicht eine wie die andere gezeichnet, sondern Typen und Charaktere der verschiedensten Art: der Starrkopf und der Nachgiebige, der fröhliche Säufer und der Spieler, der Lustigmacher, der Übelnehmende, der Streber von skrupellosem Ehrgeiz — und ebenso eine Reihe grundverschiedener Frauencharaktere, von dem zartfühlenden Mädchen bis zur trunksüchtigen, scheinheiligen Landstreicherin. Und dennoch wirken diese lebenswahren, prachtvollen Bauerngestalten bei all ihrer individuellen Bestimmtheit nicht wie Einzelmenschen, sondern wie ein Volk im Volke.

Mit dieser Kunst der Charakterschilderung verband Stavenhagen sicheren Blick für das bühnentechnisch Wirksame und für die künstlerischen Ansprüche, die wir an das Drama stellen müssen. In seinen Stücken findet man kaum eine Stelle, die sich nicht den Gesetzen der Bühne fügte: die Motivierung der

Auftritte, die Fortführung der Handlung, das Ineinandergreifen der Scenen, der Aufbau des Ganzen, namentlich aber die Gestaltung der Massenscenen — alles ist so bühnengerecht, wie man es bei jungen Dramatikern sonst kaum findet.

Insbesondere Stavenhagens Massenscenen sind unbestritten die Schöpfungen einer vollendeten Kunst. Kein neuerer Dichter — außer etwa Gerhart Hauptmann in den „Webern" — hat die Masse mit so sicherem Griff auf die Bühne gestellt wie Stavenhagen. Da ist nichts Gewolltes, nichts Unmögliches, nichts Zurechtgebogenes — alles entwickelt sich folgerichtig aus der Lage und den Charakteren der einzelnen Personen. Und diese Massenscenen sind mit einem solchen Blick für das Bühnenwirksame entworfen, die Bewegungen und der Zusammenprall der Massen mit so verblüffender Sicherheit gehandhabt, daß man die allerersten Vorbilder der Weltliteratur nennen muß, wenn man Vergleiche heranziehen will. Wirklich hat man denn Stavenhagens Dichterkunst in dieser Beziehung mit der eines Anzengruber, eines Holberg, ja, mit derjenigen Shakespeares auf eine Stufe gestellt.

Über die einzelnen Dramen Stavenhagens Näheres zu sagen, ist hier nicht der Ort. Das ist Aufgabe der Literaturgeschichte. Nur ein kurzer Blick sei noch auf seine Erzählungen geworfen, die ebenfalls viele der Vorzüge erkennen lassen, die in seinen Dramen zutage treten. Die frische Natürlichkeit, mit der Stavenhagen erzählt, die leicht vorwärts schreitende Handlung, die treffsichere Charakterisierungskunst, mit der er etwa den Droschkenkutscher in „Krischan Kattun" schildert, der geschulte künstlerische Blick, den er hier ebenfalls bekundet, geben auch diesen Prosastücken, obwohl er sie großenteils nur als „Skizzen" bezeichnet hat, Anspruch auf literarische Bedeutung. —

Das Geschick Stavenhagens hat der deutschen Literaturgeschichte einen neuen Fall des typischen deutschen Dichterschicksals hinzugefügt. Nach einer Jugend voller Druck und Dürftigkeit, nach Jahren harter und angestrengter Arbeit um das tägliche Brot schenkt er dem deutschen Volke eine Reihe vielversprechender Werke, von denen einige schon als in sich vollendet gelten können; dennoch findet er, da er die Afterkunst einer persönlichen Reklame nicht kennt und nicht kennen will, nur lauen Beifall. Als sich ihm aber endlich die Zukunft erhellt, erliegt der durch jahrelange Unterernährung geschwächte Körper den Anstrengungen einer Operation, und das Leben eines Mannes, der eine der führenden Stellungen der Literatur einzunehmen bestimmt schien, wird durch einen frühzeitigen Tod abgeschnitten. Nun erst erkennt die Öffentlichkeit mit reuevollem Schrecken, daß hier ein Dichter geschieden ist, dem sie bei seinen Lebzeiten nicht die Beachtung geschenkt hat, die ihm gebührte. Nun erheben auch gewichtige Stimmen mit Ernst und Nachdruck die Forderung, daß man an dem Toten wieder gutmachen solle, was man an dem Lebenden versäumt hat: durch Verbreitung seiner geistigen und durch Fürsorge für seine leiblichen Kinder.

Aus dem Polackenkriege von 1658/59.

Nach dem Tagebuche [1] eines polnischen Edelmannes.

Von Dr. **A. Gloy.**

Aus der Zeit des sogenannten Polackenkrieges, wie unsere eingeborenen Chronisten diese auf der zimbrischen Halbinsel spielende Periode des ersten nordischen oder schwedisch-polnischen Krieges zu bezeichnen pflegen, sind uns durch Olearius und andere Chronisten (vgl. auch Müllenhoff) eine

[1] Denkwürdigkeiten des Johann Chrysostomus Passek, aus den Regierungsjahren der Könige Johann Casimir, Michael Korybut und Johann IV. vom Jahre 1656—1688; herausgegeben vom Grafen Eduard Raczynski.

Anzahl mehr oder weniger grausiger Geschichten überliefert, die ein recht grelles Schlaglicht auf die Zuchtlosigkeit dieser halbbarbarischen Polenhorden werfen. Überall, wohin sie kamen, raubten, mordeten, brannten und sengten sie. Sie nahmen dem Bauern die letzte Kuh und das letzte Pferd; kein weibliches Wesen war vor ihnen sicher. In den Dörfern, wo die Polen in Quartier lagen, verschwanden Frauen und Mädchen oft mehrere Tage lang, um dann nach dem Abzuge des Gesindels in einem erbarmungswürdigen Zustande wiederaufgefunden zu werden. Prediger, welche ihrem wüsten Treiben zu steuern suchten, wurden erschlagen. Selbst die Toten waren den rohen Gesellen nicht heilig. Denn sie erbrachen gelegentlich gar die Kirchen und rissen den in den Grabkammern beigesetzten Leichen das Hemd vom Leibe, zu eigenem Gebrauch.

Indessen würde eine ausschließlich aus solchen Einzelheiten zusammengesetzte Schilderung wie jedes schwarz in schwarz gemalte Bild schon insofern nicht objektiv richtig sein können, weil sie die minder dunklen, ja, mitunter geradezu heiteren Seiten der Ereignisse gänzlich außer acht läßt. Als Ergänzung nach dieser heiteren Seite ist das Tagebuch eines polnischen Edelmannes, welcher diesen Feldzug mitgemacht hat, von Wert für uns. Wohl merkt man deutlich, wie dieser Johann Chrysostomus Passek ganz offenkundige Übergriffe seiner Landsleute auf eine recht naive Weise zu beschönigen oder zu verdecken sucht. Gleichwohl macht diese Naivität und Unverfrorenheit, dieser teils freiwillige, teils unfreiwillige Humor, mit dem unser Gewährsmann erzählt, dem Leser viel Vergnügen. Von einem ganz besonderen Interesse aber sind für uns die Schilderungen von Land und Leuten in der polnischen Auffassung. Einigen Proben aus diesem Tagebuche möge zur Orientierung eine kurze Übersicht über den Verlauf des schwedisch-polnischen Krieges voraufgehen.

König Karl X. Gustav von Schweden, Gustav Adolfs Nachfolger, hatte, um Livland und Kurland zu erwerben, aus geringfügigem Anlaß den König Johann Casimir von Polen angegriffen und im Bunde mit dem großen Kurfürsten den glänzenden Sieg bei Warschau 1656 errungen. Gleichwohl war er bei der numerischen Überlegenheit der Gegner und der Unzuverlässigkeit seines widerwillig gepreßten Bundesgenossen sehr bald in eine bedrängte Lage geraten und hatte es daher mit Freuden begrüßt, als auch Dänemark ihm den Krieg erklärte. Denn nun konnte er mit Anstand aus Polen und Ostpreußen weichen, um seinen Marsch nach der zimbrischen Halbinsel zu richten. In Eilmärschen erreichten seine erprobten Veteranen den neuen Kriegsschauplatz, schlugen die Dänen, wo sie sie antrafen, und waren in kurzem Herren der ganzen Halbinsel wie auch der Inseln Alsen und Fühnen. Unterdessen bildete sich im Rücken der Schweden eine Koalition zwischen dem Kaiser, Polen und dem großen Kurfürsten. Unter seinem Oberbefehl sammelten sich 12 000 Mann kaiserliche und 16 000 Mann brandenburgische Truppen und rückten den siegreichen Schweden nach. Ein polnisches Kontingent wurde noch erwartet. Hier setzt die Erzählung unseres Gewährsmannes ein.

Nachdem das ursprünglich 6000 Mann starke Korps des Wojwoden Czarniezky bei Meseritz (in der Nähe von Landsberg an der Warthe) angelangt war, stellte es sich heraus, daß schon etwa 1000 aus Furcht vor den Gefahren dieses „überseeischen Feldzuges" desertiert waren, und zwar sowohl Edle als Gemeine. Die übrigen aber folgten ihrem bewährten Führer wohlgemut in das ferne Land (Nordschleswig und Jütland), um daselbst, in dem vermeintlichen Schweden, Rache zu nehmen für die Unbill, welche die nordischen Krieger ihrem Heimatlande zugefügt. Bei ihrem Durchmarsche durch die brandenburgischen Lande waren die Polen höchlichst verwundert, überall Nachtquartier und Pro-

viant wohl vorbereitet zu finden. So geordnete Zustände war man in dem Lande der polnischen Wirtschaft eben nicht gewohnt.

„Dafür nahmen wir," fährt der Verfasser fort, „auch die deutsche Sitte an, daß bei dem Durchmarsch durch Städte die Offiziere mit blankem Säbel vor den Fahnen reiten, während die Edlen ihre Pistolen und die Knechte ihre Gewehre in die Höhe halten. Wer etwas verbrochen hatte, wurde nicht mehr geköpft oder erschossen, sondern, wenn er auf der Tat ertappt worden, mit den Füßen an ein Pferd gebunden und mehrmals durch das Lager geschleift. Diese Strafe schien anfänglich nicht so hart zu sein, aber die Schmerzen sind furchtbar; denn nicht allein das Kleid, sondern auch das Fleisch wird heruntergerissen, so daß nur die nackten Knochen bleiben." (Wahrlich, doch schon ein bedeutender „Fortschritt" in der Humanität!)

Gegen Ende des Jahres 1658 rückten die Polen in Schleswig-Holstein ein, etwas später als die Brandenburger und die Kaiserlichen, und bewegten sich in Eilmärschen auf der großen Heerstraße über Neumünster und Rendsburg nordwärts. Nachdem Czarniezky vor Gottorp mit dem Kommandanten dieser neutralen herzoglichen Feste einige Artigkeiten ausgetauscht hatte, ward der Marsch fortgesetzt und Winterquartier in Nordschleswig und im südlichen Jütland bezogen. Der Führer des Korps erwählte sich Hadersleben zum Aufenthalt, woselbst ein königliches Regiment und eine Abteilung Dragoner stehen blieben. Die übrigen Regimenter wurden in Kolding, Horsens und den umliegenden Marktflecken verteilt.

„Unser Feldherr wollte nämlich," so sagt unser Gewährsmann, „den Winter hindurch dem Feinde so nahe als möglich stehen, um mehr schwedisches als dänisches Brot zu verzehren. Auch suchten unsere Streifzügler die dortigen Dörfer den ganzen Winter hindurch heim, um für die Leiden Polens Rache zu nehmen." (Da das nur in Jütland und Nordschleswig geschehen sein kann — denn Schweden haben die Polen nicht einmal von weitem zu sehen bekommen —, so fragt es sich, ob der Erzähler ein so miserabler Geograph ist oder ob er absichtlich schwindelt, um die Untaten seiner Landsleute im Lande der verbündeten Dänen vor dem heimischen Lesepublikum zu verschleiern.) „Es wäre viel davon zu schreiben," fährt er fort, „was sie dort angestiftet haben, indem sie sich der schwedischen Räubereien in unserm Lande erinnerten. Die Streifzügler versahen uns mit reichem Vorrat. Ein fetter Stier war für einen harten Taler und zwei dänische Mark zu haben. Auch gab es viel frischen Met, denn dort werden die Bienen in großer Menge und in geräumigen Gärten gezogen, wo sie nicht in hohlen Bäumen, sondern in Strohkörben sitzen. Wir hatten auch Überfluß an verschiedenen Fischen, an Brot und schlechtem Wein. Dagegen war der Met gut. Holz gibt es dort wenig; es wird ausgestochene und getrocknete Erde gebrannt (also Torf und wohl auch die in Nordschleswig „Flauer" genannten Heideplacken), deren Kohle der des Holzes ähnlich ist und nicht schöner sein kann. Hirsche, Rehe und Hasen waren häufig und garnicht scheu, weil sie nicht jeder jagen [1]) darf und weil es dort keine Wölfe gibt. Deshalb kann man dem Wilde gut beikommen und es schießen. Einst sahen wir eine Herde Hirsche im freien Felde — denn diese Tiere kamen wie das Vieh in die Nähe der Dörfer —, wir umstellten sie von der Seite des Feldes, stürmten zu Pferde mit Geschrei auf sie los und trieben sie in die Torfgruben. Diese waren breit und tief, viele Hirsche stürzten hinein und wurden dann heraufgeholt und getötet. Ich sagte, daß dort so wenige Wölfe zu treffen wären. Es gibt nämlich ein Gesetz [2]) des Inhalts, daß, sobald ein Wolf sich irgendwo zeigt, alle Einwohner der Städte und Dörfer das Tier so lange verfolgen müssen, bis sie es entweder durch Hunger töten oder es ertränken oder fangen. Dann ziehen sie den Wolf nicht ab, sondern hängen ihn, so wie er ist, an einer starken eisernen Kette an einen hohen Galgen oder Baum, an dem er solange schwebt, bis die Knochen abfallen. Daher können die Wölfe sich dort nicht vermehren, ja, nicht einmal ein Nachtlager halten. Auch haben sie nur über die schmale Landenge zwischen den Meeren Zutritt zu dem Rotwild. Einen anderen Weg gibt es für sie nicht, denn von der einen Seite umspült dieses Land das baltische Meer,

---

[1]) Es bestanden in Dänemark sehr strenge Jagdgesetze. Ein leibeigener Bauer durfte, damit dem Wild nichts geschehe, einen Hofhund nur unter der Bedingung halten, daß er ihn durch Abhauen eines Fußes zum schnellen Laufen unfähig machte!

[2]) Nach dem 30jährigen Kriege haben zuweilen noch sog. „Klappjagden" auf Wölfe auch in den Herzogtümern stattgefunden.

von der andern der Ozean; und sie könnten zur See nur dann hinkommen, wenn sie in Danzig bei dem Herrn Bürgermeister ein Schiff für gute Bezahlung mieteten. Daher also findet man dort soviel Wild. Nur Rebhühner gibt es nicht, weil sie sehr einfältig sind, vor jeder Kleinigkeit erschrecken und im Meer ertrinken."

Nach dieser ganz unheimlichen Jagdgeschichte, die er sich hat aufbinden lassen, wendet sich der Erzähler der Schilderung der Bewohner Jütlands zu. Den Polen interessiert dabei natürlich in erster Linie das weibliche Geschlecht.

„Das Volk ist wohlgestaltet; die Weiber sind schön, doch übermäßig blond. Sie kleiden sich geschmackvoll, tragen aber hölzerne Schuhe (die wohlbekannten Træsko) sowohl auf dem Lande, als auch in den Städten und machen auf dem Steinpflaster ein so großes Geklapper, daß man einen kaum sprechen hören kann. Frauen des höheren Standes tragen Schuhe wie die Polinnen. In ihren Neigungen sind sie nicht so gemäßigt wie unsere Frauen. Denn obgleich sie im Anfang ungewöhnlich schamhaft erscheinen, so verlieben sie sich doch nach einer einzigen Zusammenkunft und einer kurzen Unterhaltung so übermäßig und leidenschaftlich, daß sie ihre Gefühle nicht verbergen können und die Eltern sowie eine reiche Aussteuer im Stich lassen und mit dem Geliebten bis ans äußerste Ende der Welt zu ziehen imstande sind.

Die Schlaflager sind wie Wandschränke eingerichtet, doch werden auch viele Betten gebraucht. Ein jeder schläft nackt, wie ihn seine Mutter geboren hat, und niemand hält es für eine Schande, wenn sich einer vor dem andern auskleidet oder anzieht. Sogar auf den Gast ward keine Rücksicht genommen, bei Licht ein Kleidungsstück nach dem andern abgelegt, sogar das Hemd heruntergezogen und an den Nagel gehängt. Dann wird die Thür zugeschlossen, das Licht ausgelöscht und zu Bett gegangen. Als wir diese Unart tadelten, weil das bei uns nicht einmal die Frau vor dem Manne tun würde, erwiderten sie: ihnen wäre eine solche Scham unbekannt, und sie hätten sich der von Gott geschaffenen Gliedmaßen nicht zu schämen. Das Schlafen ohne Hemd sei auch darum gut, weil dieses wie die übrigen Kleider am Tage genug dienen und darum wenigstens in der Nacht geschont werden müsse. Wozu man auch Flöhe und anderes Ungeziefer mit auf das Lager nehmen, sich stechen und im Schlafe beunruhigen lassen sollte. Ungeachtet das unseren Burschen zu mancherlei Mutwillen Veranlassung gab, änderten sie es dennoch nicht.

Ihre Lebensart ist sehr wunderlich. Sie speisen selten warm, sondern kochen verschiedene Gerichte auf einmal für die ganze Woche und genießen sie kalt und stückweise. Das geschieht häufig sogar beim Dreschen. Dort muß das die Frau so gut wie der Mann. Kaum ist ein Bund ausgedroschen, so setzen sich alle auf das Stroh nieder, langen Brot und Butter hervor, schmieren es und essen, dann stehen sie wieder auf und arbeiten. Eine solche Mahlzeit wiederholen sie mehrere Male. Wenn sie einen Stier, ein Schöps oder ein Schwein schlachten, so lassen sie keinen Tropfen Blut auf die Erde fallen, sondern zapfen es in ein Gefäß, vermischen es mit Heide- oder Gerstengrütze, füllen die Därme des geschlachteten Tieres mit dem Brei und kochen sie in einem Kessel. Darauf werden diese Würste um den Kopf des Tieres wie ein Kranz gewunden, bei jeder Mahlzeit auf einer großen Schüssel auf die Tafel gestellt und als eine große Leckerei verzehrt. Man bereitet dies sogar in adeligen Häusern. Auch ich wurde damit bis zum Ekel bewirtet, bis ich erklärte, daß es die Polen nicht essen dürften, weil es ein Fressen für die Hunde sei, mit denen sie nichts gemein haben wollten.

In den Häusern gibt es keine Öfen, außer bei den Reichen, weil der König von ihnen eine große Abgabe — man sagte mir: von jedem jährlich hundert harte Taler — erhebt. Dafür sind die Kamine breit; (vielleicht hat der Verfasser die Herde im Wohnende der Bauernhäuser im Auge, wenn er nicht an adelige Häuser denkt). An diesen stehen so viele Stühle, als Personen im Hause sind, und so erwärmen sich alle. Auch steht zuweilen zur besseren Erwärmung des Zimmers eine Pfanne[1]) mit Kohlen, die angefacht und geschürt werden und Wärme verbreiten.

Die Kirchen sind hier sehr schön. Früher wurde in ihnen katholischer Gottesdienst gehalten. Sie sind schöner als die unserer polnischen Calvinisten und mit Altären und Bildern verziert. Wir wohnten den Predigten bei, weil die Geistlichen sich dazu eigens lateinisch vorbereiteten und uns auf ihre „praedicta" — so nennen sie die Predigten (dän. en Prædiken) — einluden. Sie redeten mit so vieler Behutsamkeit, daß man kein einziges Wort wider den Glauben vernahm. Mancher hätte behauptet, ein römischer Priester rede. Auch rühmten sie sich dessen und sagten: „Wir glauben, was Ihr glaubt; ohne Grund nennt Ihr uns Abtrünnige." Dennoch war unser Priester Pietrarsky

---

[1]) sog. Feuerkieken; man kannte also die Beilegeröfen noch nicht.

wegen dieses Kirchenbesuches aufgebracht über uns. Einige gingen deshalb noch häufiger hin, andere mehr, um schöne Mädchen und Volksgewohnheiten als den Gottesdienst zu sehen. Die Deutschen bedecken das Gesicht mit dem Hut, die Frauen mit dem Schleier, dann bücken sie sich und stecken den Kopf unter die Bank. Unterdessen stahlen ihnen unsere Burschen Bücher, Tücher und andere Kleinigkeiten. Einmal bemerkte das der Prediger und lachte so sehr, daß er die Rede vor Lachen nicht beendigen konnte; auch wir mußten lachen, als wir es sahen. Die Lutheraner wunderten sich, daß wir und der Prediger lachten. Endlich führte dieser ein Gleichnis von einem Soldaten an, welcher einen Einsiedler bat, daß dieser für ihn beten möchte, und als der zum Gebet niederkniete, das Schaf stahl, welches er in seinem Reisebündel trug. Am Ende dieses Gleichnisses rief er aus: „O, Andacht über Andacht! Einer betet, der andere stiehlt!" Seit dieser Zeit versteckten die Frauen, wenn sie sich verhüllen sollten, zuvor die Bücher und Tücher, nicht ohne zu lachen, wenn eine die andere ansah. Als ich sie fragte, warum sie den Kopf bedeckten und das Gesicht verhüllten, was weder Christus noch die Apostel getan, konnte mir das keine sagen. Einer der Männer aber erwiderte: weil die Juden (d. h. die Knechte des Hohenpriesters) das Angesicht des Herrn verhüllten und sich prophezeihen ließen (vgl. Math. 26). Darauf antwortete ich: „Wollt Ihr darin das Andenken an Christi Leiden gehörig beobachten, so muß auch jemand bei der Verhüllung des Gesichtes Euch mit der Faust in den Nacken schlagen, weil es dort ebenso geschah." Doch fand das keinen Beifall.

Bald hörte der Kurfürst von Brandenburg von dieser Andacht und sagte zum Starosten von Kaniow, als der bei ihm war: „Bei Gott, warne den Herrn General, daß er den Polen den Besuch der Kirchen verbiete, weil sonst viele zur lutherischen Religion übergehen dürften; denn sie beten so inbrünstig, daß ihre Andacht sogar die Tücher der dänischen Jungfrauen verzehrt." Der Woiwode lachte sehr über diese Warnung.

Der erwähnte Kurfürst Friedrich Wilhelm zeigte sich sehr freundlich gegen uns und nahm jede Gelegenheit wahr, sich bei uns beliebt zu machen. Er bewirtete uns auf polnische Art und in polnischer Tracht. Wenn unsere Truppen vorbeirückten, wobei gewöhnlich einer den andern bewillkommnet, trat er vor sein Zelt, oder wenn es in der Stadt war, vor sein Haus und behielt den Hut solange ab, bis alle vorbeimarschiert waren. Wahrscheinlich glaubte er, nach dem Tode Kasimirs auf den polnischen Thron berufen zu werden. Vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht der (brandenburgische) Gesandte zur Zeit der Wahl alles verdorben hätte, als er einem (polnischen) Senator auf die Worte: „Wenn Dein Fürst den Luther [1]) fahren läßt, so kann er unser König werden," erwiderte: „Das wird er für kein Kaisertum tun!"

Nachdem Passek sich noch über das Verhältnis Czarniezkys zum Kurfürsten und über die Vorzüge der brandenburgischen Truppen vor den Kaiserlichen geäußert, bringt er noch einige charakteristische Züge aus dem polnischen Lagerleben.

„Es war wunderbar," meint er, „daß sie (d. h. die dänische Bevölkerung) in einem fruchtbaren Lande, wo wir mit allem versehen waren, nach einem einwöchigen Verweilen an einem Orte ihre Weiber zu uns um Almosen schickten. Da kam manch anmutiges junges Frauenzimmer, das aber so mager war, als hätte es die härteste Belagerung überstanden, zu unseren Feldhütten und sagte: „Herr Pole, gib mir ein Stück Brot, ich will Dir Deine Hemden dafür nähen." Wer solch Elend sah, mußte etwas geben, und brauchte jemand Hemden, so nähte sie das Weib während einer oder zweier Wochen. Leinwand war auch nicht schwer zu erhalten, weil die Streifzügler sehr viel herbeischleppten. Aber außer einer Trompeterfrau konnte bei uns niemand nähen; deshalb waren uns die Preußen so willkommen. Wenn der Mann zu lange auf die Rückkehr seiner Frau warten mußte, so suchte er sie von Zelt zu Zelt, nahm sie mit sich, wenn er sie gefunden, und dankte für ihre Beköstigung (sic!) Hatte eine die Hemden noch nicht beendigt, so gab man dem Manne einige trockene Brotstücke, wofür er sein Weib zurückließ und es nur zuweilen besuchte. Manches Frauenzimmer sah nach zwei Wochen bereits so wohl aus, daß es der Mann kaum wiedererkannte."

Daß unser polnischer Erzähler in dieser äußerlich harmlosen Darstellung auch die oben angeführten, von deutschen Chronisten erwähnten Gewalttätigkeiten stillschweigend mit einbegreift, liest man zwischen den Zeilen heraus. Olearius z. B. berichtet, daß die nach ihren verschwundenen Weibern forschenden Männer

[1]) Daß sich der Kurfürst selbst so geäußert, bezeugt übrigens auch sein großer Geschichtsschreiber Samuel von Pufendorf.

mit Schlägen davongejagt worden seien. Andererseits aber braucht man wohl daran nicht zu zweifeln, daß in dem Winter von 1658/59 die von den Polen belegten Distrikte so furchtbar ausgeraubt worden sind, daß die Einwohner tatsächlich Gefahr liefen zu verhungern, wenn sie nicht in den polnischen Lagern ein wenig von den ihnen geraubten Vorräten wieder erbettelten. Die Klagen über die Zuchtlosigkeit dieser polnischen Banden fanden ihren Weg natürlich auch in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der verbündeten Armee, des Großen Kurfürsten, der den polnischen General Czarnietzky darob zur Rede stellte. Darüber kam es zwischen beiden schließlich zum vollständigen Bruch.

Den Beschluß dieser Auszüge aus dem Tagebuche des J. Chr. Passek möge die Schilderung einer polnischen Waffentat bilden, und zwar die Erstürmung des Schlosses Kolding.

Es war am Christabend des Jahres 1658, als sich ein Regiment polnischer Infanterie, vier Schwadronen und 300 aus den Reihen der Türken übergetretene Janitscharen zum Angriff in Bewegung setzten. Die Mannschaften der ersten Sturmkolonne waren mit Äxten, deren man 500 aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht hatte, um Bresche hauen zu können, und jeder außerdem mit einem Bund Stroh als Schild gegen die Kugeln versehen. Wie unser Gewährsmann berichtet, hat diese Schutzmaßregel in der Tat ihren Zweck erfüllt, indem die Kugeln (der damals noch sehr unvollkommenen Schußwaffen) oft nur bis zur Mitte des Bündels eingedrungen seien. Nachdem die begleitenden Geistlichen die Leute zu tapferem Kampfe angefeuert hatten — einer von ihnen kam, wie berichtet wird, vor lauter Rührseligkeit nicht zum Schluß mit seiner Rede und erregte Gelächter —, stürmten die Polen, fast lauter abgesessene Reiter, mit dem wilden Rufe: „Hu, hu, hu!", welchem sie dem von den Feldgeistlichen anbefohlenen „Jesus Maria" offenbar den Vorzug gaben, gegen die Mauern und die Pallisaden des Schloßhofes. Unter einem in die Mauer eingelassenen starken, eisernen Gitter hindurch gelang es einigen Polen, von dem Feuer der Ihrigen gedeckt, einzeln hindurchzukriechen. Doch wäre bei diesem Manöver der Erste, welcher das Wagnis versuchte, beinahe auseinandergerissen worden. Denn drüben packte ihn alsbald ein Schwede beim Schopf, von hinten zerrten ihn die Seinen an den Beinen zurück, und dies ging so eine Zeitlang hin und her, bis die Schweden durch Flintenschüsse vertrieben wurden. Bei dem Schein brennender Strohbündel und unter rauschender Musik ward jetzt der Schloßplatz auf dieser Seite erstürmt. Andere Abteilungen drangen in das Schloß selbst, wo die Schweden, gegen 100 an der Zahl, samt und sonders niedergemacht wurden. Pardon ward, da die Verteidiger vor dem Sturm die Übergabe abgelehnt hatten, nicht mehr gegeben. „Ein junger Bursche," so erzählt unser Gewährsmann, „schleppte einen fetten Offizier herbei; da rief ich: „Überlaß ihn mir, ich mache ihn nieder!" Aber jener bat: „Zuerst möchte ich ihn ausziehen, sonst werden die schönen Kleider blutig." Unterdessen kam Adamowsky, ein Edler des Krontruchseß Lesczynski, herbei und sagte: „Herr Bruder, sein Hals ist zu dick für Deine Hand; ich will ihn töten." Während wir noch stritten, wer ihn niedermachen solle, drangen die Unsrigen in ein Gewölbe, wo Pulverfässer standen. Nachdem sie alles andere fortgetragen, griffen sie auch nach dem Pulver und schütteten es in Mützen, Tücher und was jeder bei sich hatte. Ein heilloser Dragoner kam mit einer brennenden Lunte, um Pulver zu holen — da fällt ein Funke und zündet. Allmächtiger Gott, wie kracht alles, wie bersten die Mauern, wie fliegen Marmor- und Alabasterstücke! An der äußersten Ecke des Schlosses stand dicht am Meere ein Turm,[1]) welcher oben flach, mit Zinn gedeckt und mit Rinnen von vergoldetem Messing zum Abfluß des Wassers versehen war. Auf den Ecken standen Bildsäulen,[1]) gleichfalls

[1]) Dieser Turm war zu König Christians IV. Zeiten in der Nordwestecke des Schlosses erbaut worden. Er war 76 Fuß hoch und 24 Fuß breit und hieß „Kæmpetaarnen" (d. i. der Riesenturm). An seinen vier Ecken standen oben vier 7 Fuß hohe Statuen aus Sandstein: Hannibal, Scipio, Herakles und Hektor darstellend. Der oben flache Turm war mit Bleiplatten belegt und hatte ein Geländer. Da sich unter diesem „Kæmpetaarn" die Schloßkapelle befand, so ist es wohl möglich, daß die von Passek so bewunderte weibliche Statue durch die Explosion aus eben dieser Kapelle herausgeschleudert worden ist. Wahrscheinlich aber handelt es sich um die Statue der Diana vom Schloßbrunnen; vgl. J. Traps Topographie von Dänemark. Es sei hierzu noch bemerkt, daß der eine der beiden in Krusenrott bei Kiel im Garten liegenden Sandsteinköpfe, die im Volksmunde als die Häupter der hier hingerichteten Räuber Kruse und

von stark vergoldetem Messing; andere waren von weißem Marmor und gerade so, als ob sie lebten. Weil ich dergleichen noch nicht gesehen hatte, so betrachtete ich sie nach der Zerstörung. Eine, welche durch die Gewalt des Pulvers auf unsere Seite geschleudert worden war, sah einem lebenden Weibe so ähnlich, daß wir sie mit Bewunderung betrachteten und zu einander sagten: „Seht, dort liegt die Frau des Kommandanten; so weit hat die Macht des Pulvers sie geschleudert!" Die Bildsäule lag mit ausgebreiteten Armen, einem schöngestalteten Menschen so ähnlich, daß man sich erst vor ihr überzeugte, wenn man durch Berührung die Härte des Steines fühlte.

Auf diesem so reizend belegenen Turme oder Balkone vergnügten sich die Könige, hielten Abendmahlzeiten, ließen Tänze und andere Lustbarkeiten aufführen. Von dort kann man alle Provinzen des Königreiches sowie einen Teil von Schweden [1]) sehen. Der Befehlshaber war mit seinen Begleitern auf diesen Turm geflohen und bat von dort um sein Leben, welches ihm auch geschenkt worden wäre, hätte nicht das Pulver alle in die Luft geschleudert. Es zersprengte alle Stockwerke und schleuderte die Menschen, welche sich in dem Rauche wälzten, so hoch gegen die Wolken, daß man sie aus den Augen verlor und erst, nachdem die Kraft des Pulvers nachgelassen, wieder sehen konnte, wie sie zurückkehrten und wie die Frösche in die See [2]) stürzten. Die Unglücklichen wollten vor den Polen in den Himmel fliehen, wurden aber nicht eingelassen. Der heilige Petrus schloß das Tor und sprach: „Habt Ihr Schufte nicht behauptet, daß die Gnade der Heiligen zu nichts tauge und ihre Fürsprache bei Gott unnütz sei? Ihr wolltet in den Kirchen zu Krakau Pferde füttern und quältet die Jesuiten, bis die armen Seelen Euch wie den Heiden ein Lösegeld zahlten — — —!"

In ähnlicher Weise läßt der Verfasser den heiligen Petrus noch etwa eine halbe Seite lang weiter salbadern. Wie furchtbar muß doch der Haß der Polen gegen die Sieger von Warschau gewesen sein, gegen diese Evangelischen, die sich herausgenommen hatten, den geheiligten Boden Polens zu betreten! Man erkennt auch unschwer, daß dieser Haß durch eine fanatische Priesterschaft noch weiter geschürt worden ist. Darauf deutet die Erwähnung der Jesuiten. Daß die gottlosen Gegner auf eine so furchtbare Weise umkommen, sieht unser Erzähler offenbar als eine gerechte Strafe des Himmels an. Ja, noch mehr! An einer früheren Stelle berichtet er anscheinend mit einer gewissen Genugtuung, daß polnische Bauern im Jahre 1656 den auf dem Schlachtfelde tot oder auch nur verwundet aufgefundenen Schweden den Leib aufgeschlitzt hätten, um nach verschlucktem Golde zu suchen. Wenn sie in den herausgerissenen Eingeweiden der unglücklichen Opfer dann nichts fanden, hätten sie sie mit den Worten liegen lassen: „Troll Dich nach Hause, spitzbübischer Lumpenkerl! Ich schenke Dir das Leben, weil Du keine Beute hast!"

Zeugen dieser erschütternden Katastrophe am Weihnachtsmorgen 1658 waren König Friedrich III. von Dänemark und Karl X. Gustav von Schweden selbst, und man mag es wohl mitempfinden, mit welchen Gefühlen der dänische König dieses herrliche Schloß seiner Väter in Flammen hat aufgehen sehen. Auch die brandenburgischen und die kaiserlichen Truppen haben die Explosion von ferne mit angesehen; sie glaubten indessen, daß die Polen die Geburt des Heilandes durch ein Feuerwerk hätten feiern wollen. Ein feierliches, auf dem Rückmarsch in die Quartiere im Walde abgehaltenes Meßopfer beschloß diesen für die Polen denkwürdigsten Tag des ganzen Krieges. Sie hatten es übrigens nur mit ein paar hundert Gegnern zu tun gehabt; eine allzu große Heldentat war es also nicht gewesen, mochte auch der Kurfürst anerkennend hervorheben, daß der Sturm ohne jegliche Artillerie stattgefunden habe. Auch an der Seeexpedition gegen Fühnen 1659 haben die Polen einen hervorragenden Anteil

---

Rott gelten, die Inschrift: Hannibal Carthaginiensis trägt, während der andere offenbar einen Römer (also wohl Scipio) darstellt. Diese Köpfe stammen vielleicht von dem ehemaligen Jagdhause „Petersburg" des Herzogs Karl Friedrich von Gottorp.

[1]) Offenbar hält P. Fühnen oder Seeland für Schweden.

[2]) Der unterhalb des Schloßhügels gelegene Weiher.

nicht genommen. Vor allem waren es hier die brandenburgischen Pikeniere, die durch ihren unwiderstehlichen Frontangriff die Waffenstreckung von 6000 Mann schwedischer Kerntruppen erzwangen. Überhaupt haben die 5000 Polen auf den siegreichen Ausgang dieses Krieges für die Verbündeten keinen nachweislichen Einfluß ausgeübt, sondern nur unsägliches Elend in den von ihnen heimgesuchten Gegenden hinterlassen.



Vormärzliches Schulleben in einem holsteinischen Dorfe.

Erzählung von **J. Fr. Dücker** in Altona.

Der alte Kelting, der Lehrer des Dorfes, kniete vor der Bundeslade, wie seine Schüler und Schülerinnen den großen hölzernen Kasten nannten, der links am Eingange stand. Diese Bundeslade war ein sehr wichtiges Möbel in seinem Klassenzimmer. Es enthielt zwar nicht die Gesetztafeln, wie man vermuten könnte, sondern allerlei, was zu seinem Schulbetrieb gehörte, wie das Küchengerät zur Ausstattung einer Küche, und zum Teil auch jetzt noch nicht entbehrt werden kann, obgleich es mit der Ausbildung der Kinder kaum etwas zu tun hat: Protokolle und Tabellen, Schilder und Stäbe, Tafeln und Merkbücher, mit einem Wort das Handwerksgerät für die Gesellen und den Meister; denn die Schule von dazumal mußte die sog. „Wechselseitige Schuleinrichtung" haben, die von der dänischen Regierung aus Kopenhagen nach Eckernförde verpflanzt und allmählich über beide Herzogtümer verbreitet worden war.

Die „Wechselseitige Schuleinrichtung" war keine dänische Erfindung. Dr. Bell, ein Geistlicher, hatte in Vorderindien aus der Not eine Tugend gemacht. Bei dem großen Mangel an Lehrkräften hatte er in einer Waisenschule, die von der „Ostindischen Handelsgesellschaft" gestiftet wurde, Kinder durch Kinder unterrichten lassen. Sein junger Landsmann Lancaster wandte dasselbe Mittel in London an und konnte nun eine große Zahl von Schülern viel billiger als seine Kollegen unterrichten. Er schrieb dann ein kleines Buch: „Ein Lehrer unter tausend Kindern," und so wurde die Sache bekannt. Die dänische Regierung führte die „Wechselseitige Schuleinrichtung," wie sie das Helfersystem nannte, über die Nordsee und verlangte, daß jeder Volksschullehrer in Dänemark und den Herzogtümern sie kennen sollte. Die Lehrerseminare mußten die Anleitung dazu in den Lehrplan aufnehmen.

Kelting hatte diese Schuleinrichtung nicht aus eigener Anschauung, sondern aus Büchern kennen gelernt und manches davongenommen, manches hinzugelegt. Er wußte sie aber geschickt zu gebrauchen, besser als die Normalschule des Pflegehauses in Eckernförde, die als Musterschule nach diesem System an den Unteroffizierkindern zu arbeiten und dorthin kommandierte ältere Lehrer anzuleiten hatte. Er verstand seine Sache meisterhaft und war mit Leib und Seele dabei; seine 120 Kinder waren immer in Tätigkeit, wie die Räder in einer großen Maschine. Er war aber auch morgens schon lange vor Schulanfang in seiner Werkstatt, und zwei oder drei seiner Adjutanten, der größern Schüler, waren bei ihm; Mädchen ließ er nicht zu. „Paulus hat an Timotheus geschrieben," sagte er: „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre." Mit Hilfe seiner Adjutanten wurde das Uhrwerk aufgezogen und nachher überwacht und in Ordnung gehalten.

Er kniete also an diesem Montagmorgen vor der Bundeslade und studierte und notierte in seinen Merkbüchern. Sein erster Adjutant Peter Winter, von

dem seine Mitschüler behaupteten, er habe vor lauter Klugheit nicht wachsen können, stand neben ihm und trat zur Seite, als sein Meister sich erhob. Peter wußte, daß Kelting nun die große Tafel, die über der Bundeslade hing, in Arbeit nehmen wollte.

Peters Nummer, die Nr. 120, wurde links oben in die Ecke gesetzt; denn Peter sollte in dieser Woche Oberaufseher sein. Als solcher hatte er in der ganzen Klasse über Ordnung und Ruhe zu wachen und zwar in der Abteilung, in welcher der Lehrer nicht eben unmittelbar unterrichtete, — beim Lesen, Rechnen und Schreiben. Jede dieser Künste hatte auf der großen Tafel für die Unterklasse ihre senkrechte Kolonne, und jede Kolonne hatte fünf Abteilungen, die durch wagerechte Striche von einander getrennt wurden. Unter Peters Nummer standen in senkrechter Kolonne die Nummern der fünfzehn Untergehilfen in fünf Quadraten; denn jeder Untergehilfe hatte immer nur eine Fertigkeit zu überwachen: eine Schreibrotte, eine Leserotte oder eine Rechenrotte. In den drei rechts nebenliegenden Rechtecken standen die Nummern der Schüler und Schülerinnen, die der Unterweisung des Untergehilfen anvertraut waren, — im Rechnen, Lesen, Schreiben. Die nötigen Anweisungen in einer Rotte mußten leise gegeben werden.

Jetzt nahm der Meister das große Protokoll her, in welchem die Kinder nach ihren Nummern verzeichnet waren, und Peter mußte an der Tafel die Nummern der Gehilfen ablesen. Kelting übersetzte jede Nummer ins Deutsche, d. h. er sagte den Namen der Gehilfen. Ebenso wurden die Nummern der Rotten im Rechnen, Lesen und Schreiben übersetzt.

Als sie mit dieser Übersetzung fertig waren, sagte Kelting: „Wir bekommen heute oder morgen noch einen Schüler zu, einen großen, stattlichen Burschen; aber unsere Schuleinrichtung kennt er noch nicht. Er soll auch sonst noch sehr zurück sein. Du kannst dich seiner nur recht freundlich annehmen.“

„Woher kommt er denn, Herr Kelting?“ fragte Peter.

„Aus Lehmfeld,“ antwortete Kelting, „wo sein Vater Bauervogt ist.“

„Paul Kloock?“ fragte Peter; „den kenne ich gut.“

„Woher kennst du ihn?“

„Ich habe Sonntags mit ihm gespielt, morgens vor der Kirchzeit.“

„Was spieltet ihr denn?“

„Wir spielten um Marmel.“

„Du auch, Peter?“ Kelting sah seinen Adjutanten verwundert und, wie es Peter schien, mit verweisenden Blicken an. „Ich denke, dazu hat dein Vater kein Geld.“

Peter errötete und schwieg.

„Wieviel könnte dabei an einem Morgen verloren werden?“ forschte der Meister.

Peter besann sich, als wenn er den Gewinn zusammenrechnete. Paul Kloock hatte am letzten Sonntag zwanzig Schilling verloren; das war ein großer, aber auch ein ungewöhnlicher Verlust; den durfte er nicht nennen. „Vier Schilling,“ sagte er endlich kleinlaut.

„Peter,“ sagte Kelting, „bist du von Sinnen? Dafür muß ja ein Knabe beim Senfgäten den ganzen Tag für einen Marschbauern arbeiten, und soviel Geld wolltest du an einem Sonntagmorgen vor der Kirchzeit verlieren? Ich muß mit deinem Vater sprechen. — Hatte Paul Kloock viel Geld in der Tasche?“ fragte er, „mehr als vier Schilling?“

„Ich glaube wohl,“ sagte Peter; „ich weiß aber nicht, wieviel Geld er in der Tasche hatte.“

„Verlor er denn oder gewann er?“

„Er hatte verloren, als das Spiel aufhörte."

„Was sagte er dazu?"

Er lachte und sagte: „Das tut nichts."

Da ging die Tür nach der Diele auf, durch welche gewöhnlich der Lehrer einzutreten pflegte. Diesmal trat aber seine Frau ein, die einen großen, hübschen Knaben vor sich herschob; ihre Tochter folgte.

Frau Kelting war mindestens zehn Jahre jünger als ihr Mann, rund und gesund; ein Paar helle Augen glänzten in dem frischen Gesicht. „Ich bringe Besuch," sagte sie und lachte schelmisch.

Der hübsche Knabe, den sie hineinlotste, wurde über und über rot, als er die vielen Kinder sah, die sich allmählich eingefunden hatten. Seines Anzuges brauchte er sich eben nicht zu schämen. Er trug eine dunkelgraue Tuchjacke, eine bunte Weste und hellgraue Beinkleider. Kein Kind in der ganzen Schule konnte sich mit ihm messen. Man sah es ihm an: er mußte eines reichen Mannes Sohn sein.

Kelting verließ die Bundeslade, trat zu dem Gaste, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Morgen, Paul. Sei uns willkommen! Du siehst hier meine Werkstatt, deine Mitschüler und Mitschülerinnen." Dann sah der Meister seine Herde an und setzte hinzu: „Nicht wahr, ihr werdet unsern Gast aus Lehmfeld freundlich aufnehmen? Paul Kloock ist sein Name."

„Ja gewiß!" rief einer der Knaben, der vielleicht auch schon an einem Sonntagmorgen seine Bekanntschaft gemacht hatte.

„Die Nummer 19 ist frei geworden," fuhr der Lehrer fort, „weil Peter Kruse mit seinem Vater nach Hamburg gezogen ist; das kann seine Nummer werden." Dann bemerkte er, daß die Mädchen die Köpfe zusammensteckten und dabei alle nach dem Ankömmling schielten. Da rief er laut: „Zur Nummer!" und Frau Kelting zog sich zurück.

Da löste sich auf einmal die ganze Schule auf. Alle Kinder traten an die Wand, jegliches unter seine Nummer. Als Paul Kloock sah, daß auch seine Nachbarin, des Lehrers Tochter, ihre Nummer aufsuchte, sah er den Lehrer fragend an.

„Suche dir auch deine Nummer," sagte dieser.

„Wo ist sie?" fragte Paul.

„Du sollst sie suchen; sie steht oben am Gesimse."

Paul wanderte mit seinen Augen um das obere Gesims und entdeckte seine Nummer. „Da ist sie!" rief er plötzlich und eilte nach der Wand. Kelting betrat das Katheder.

„Auf den Bankplatz!" rief er laut und blickte scharf umher. Die Kinder schritten langsam an ihren Sitzplatz. Nur Paul blieb stehen; er hatte ja noch keinen.

„Soll Paul sich zu mir setzen?" fragte Peter Winter.

„Nein," sagte der Lehrer, „er soll auf der zweiten Bank sitzen, wo Peter Kruse gesessen hat. Er muß sich aber Mühe geben, wenn er den Platz behalten will."

Johann Helmers, dessen Nachbar Peter Kruse gewesen war, stand auf. „Hier, Paul," rief er vergnügt. „Tritt näher, wir wollen gute Nachbarschaft halten." „Tut das," sagte Kelting; „aber geplaudert wird hier nicht."

Paul ging nach seinem Platz, sah sich um und bemerkte, daß Amalie Kelting dicht hinter ihm saß. Er lächelte ihr zu, daß seine schönen, weißen Zähne für die ganze Mädchenbank sichtbar wurden. Kelting bemerkte, daß sein neuer Schüler Eindruck machte auf seine Nachbarschaft. Um diesen sofort zu verwischen, wie eine Kreidezeichnung auf seiner Wandtafel, rief er laut: „Eins!" und alle Kinder erhoben sich mit einem Ruck. Nur Paul folgte langsam, über-

ragte aber dann auch seine ganze Umgebung, Knaben und Mädchen, was wieder Eindruck machte. „Zwei!" kommandierte Kelting. Alle Kinder setzten sich lautlos nieder.

„Beten!" rief der Lehrer. Alle Kinder erhoben sich von neuem. „Vater unser!" fing der Lehrer an, und alle Kinder sprachen es ihm nach, alle mit gedämpfter Stimme, bis an das Amen, aber mit Ausdruck und Wärme. Paul schwieg nach einem schwachen Versuch; er wußte seinen Baßton den feinen Kinderstimmen nicht anzupassen.

„Zwei!" kommandierte Kelting, und die Kinder setzten sich.

„Unterklasse, Tafeln her! Schreiben! Die Kinder der Unterklasse nahmen fast geräuschlos ihre Tafeln.

„Obergehilfe und Untergehilfen für Schreiben, an eure Plätze!" Die Gehilfen nahmen ihre Plätze ein und verteilten Schreibvorlagen.

„Anfangen!" kommandierte Kelting, und die Unterklasse begann mit dem Schreiben.

Dann richtete er seine Augen auf die Kinder der Oberklasse und musterte sie einige Sekunden. Alle setzten sich gerade auf und falteten die Hände über der schrägen Tischplatte. Da fing er mit gedämpfter Stimme an zu erzählen und erzählte ohne Unterbrechung die lange Geschichte von Tobias. Selbst die Unterklasse schien bei ihrer Schreibübung auf seinen Vortrag zu horchen. Als er mit seiner Geschichte zu Ende war, zog er einen Zettel aus einem Buch, das vor ihm auf dem Pult lag, und gab den Kindern zehn Aufgaben. Je ein Knabe und ein Mädchen hatten immer, zwei Nachbarn nie dieselbe Aufgabe zu lösen. Acht von den besten Schülern und Schülerinnen hatten je eine Person aus der Geschichte zu behandeln: die Könige, den alten Tobias, Hanna, den jungen Tobias, Raguel, Sara, Gabel, den Engel, die übrigen aber Abschnitte aus der Erzählung wiederzugeben: die Erblindung, den Fischfang.

Dann trat Kelting vom Katheder herunter, und Peter Winter nahm diesen Platz ein; auch er hatte, wie ebenfalls die übrigen fünf Gehilfen, eine der gestellten Aufgaben zu lösen. Der Lehrer durchschritt währenddessen die Unterklasse, um Nachschau zu halten. Er sah die Werke der Kleinen an, lobte hier und tadelte dort und rief, als er bei der Bundeslade angekommen war: „Tafeln reinigen!" Die Kinder taten also, und die Gehilfen setzten sich an ihren Klassenplatz und machten sich an die Arbeit.

„Tafeln weg!" Die Kinder legten die Tafeln unter die Tischplatte und ihre kleinen Hände auf dieselbe und blickten mit Spannung auf ihren Lehrer. Kelting entrollte ein Bild, auf welchem ein Pferd mit einem Füllen abgebildet war, und machte es zum Gegenstand der Besprechung. Er sprach wenig, zeigte viel und verbesserte oft. Vom Bilde zur Wirklichkeit übergehend, brachte er die Kleinen dazu, aus ihren häuslichen Verhältnissen heraus zu sprechen.

„Wir haben kein Pferd," sagte Anna Off.

„Unser Pferd ist groß," rief Klaus Bohn.

„Und rund," fügte sein Nachbar hinzu.

„Jakob," sagte Kelting, „das ist kein Satz."

„Das Pferd ist rund," sagte Jakob Schwark.

„Wirklich, Jakob?"

„Sein Rumpf ist rund," verbesserte der Gefragte.

„Wie ein Spielball, Jakob?"

„Wie eine Walze," antwortete Jakob.

„Wiederhole nun deinen ganzen Satz!"

„Sein Rumpf ist rund wie eine Walze."

So ging die Besprechung und die Berichtigung weiter, bis der Lehrer nach der Uhr sah und die Kinder auf eine Viertelstunde hinausschickte.

Draußen sammelten sich die Knaben um Paul Kloock. Er war der größte und stärkste unter ihnen, das konnte jeder sehen.

„Herr Kelting sieht unsere schriftlichen Arbeiten an," sagte Peter Winter zu ihm; „hast du viel aufgeschrieben?"

„Er hat mir den Engel gegeben," sagte Paul. „Ich wußte zuerst gar nichts damit aufzustellen. Unser Lehrer in Lehmfeld sagte: Es gibt keine Engel."

„Keine Engel?" sagte Johann Helmers. „Der Engel Raphael hat doch den jungen Tobias begleitet."

„Der Engel Gabriel hat auch Maria besucht," setzte Hans von Holdt hinzu.

„Der Engel Michael hat den Drachen besiegt," sagte Peter Winter.

„Der alte Hansen hat aber gesagt: Es gibt keine Engel," sagte Paul.

„Glaubst du denn mehr an den alten Hansen als an die Bibel?" fragte Peter.

„Nein," sagte Paul verlegen und kleinlaut.

„Das wollt' ich nur meinen," sagte Peter Winter; „was glaubst du denn?"

„Das weiß ich nicht," sagte Paul; „da hab' ich noch gar nicht an gedacht."

Da erschien Kelting in der Tür und klatschte, und alle Kinder eilten zurück in das Schulzimmer.

Die Schularbeit begann in der alten Weise. Die Unterklasse mußte unter der Aufsicht des Obergehilfen und unter der Leitung der Unterhelfer lesen auf den Tabellen, die an der Wand hingen, und im Landeskatechismus, aber sehr, sehr leise. Denn der Lehrer hatte drei Tafeln auf sein Katheder gelegt und besprach jetzt die Fehler, die bei den Arbeiten gemacht waren. Auch Paul Kloocks Arbeit war darunter, die letzte.

„Deine Arbeit will ich vorlesen, Paul," sagte der Lehrer, als er deren Fehler besprochen hatte. Er las:

„Der Engel Gabriel war ein junger Gesell. Er hatte sich angezogen und war bereit zu wandern. Er ging mit dem jungen Tobias und zeigte ihm den rechten Weg. Als sie an das Wasser Tigris kamen, wuschen sie die Füße und fingen einen Fisch. Der Fisch zappelte vor ihren Füßen. Da sprach Raphael: „Haue den Fisch von einander. Wenn du das Herz auf glühende Kohlen legst, so vertreibt der Rauch allerlei Gespenster von Mann und Frau. Die Galle ist gut für die Augen."

Die Kinder lächelten. Der Lehrer sagte: „Ich wünsche, daß eure Augen ohne Fischgalle gesund bleiben," und schloß die Nachschau mit dem Kommando: Eins! und die Kinder standen auf.

„Vater unser!" fing der Lehrer an, und die Kinder beteten mit ihm wie am Morgen; auf seinen Wink ging die Oberabteilung bankweise hinaus.

Dann ging der Lehrer noch zu der Unterabteilung, zu den Lesern und ließ sich in allen fünf Rotten diejenigen nennen, welche nach Ansicht der Untergehilfen ihr Pensum gut bewältigt hatten. Er prüfte sie, und wenn sich die Meinung des Gehilfen bestätigte, so wurden sie im Merkbuch angezeichnet und nach der Bundeslade beordert. Dort wurden sie noch einmal geprüft, und dann wurden ihre Nummern an der großen Tafel in dem einen Rechteck gelöscht und in dem andern angeschrieben. So enthielt die große Tafel über der Bundeslade ein genaues Verzeichnis der nach ihrem Standpunkt geordneten Kinder in der Unterklasse, — für den, der die Nummern in Namen übersetzen konnte.

Jetzt wurde auch die Unterklasse mit Gebet entlassen. Der Schulbetrieb des Vormittags war beendet.

Gehilfen. 120		Schüler und Schülerinnen in den Abteilungen für Rechnen	Lesen	Schreiben
Rechnen	44	1. 3. 5. 4. 12. 14	5. 12. 14. 9. 13. 17	3. 4. 5. 6. 1. 12
Lesen	35			
Schreiben	22			
Rechnen	19	6. 17. 28. 9. 13. 15	3. 4. 15. 11. 1. 28	9. 13. 17. 14. 15. 28
Lesen	24			
Schreiben	25			
Rechnen	32	8. 29. 18. 7. 16. 10	6. 7. 16. 10. 30. 29	2. 29. 30. 16. 10. 7
Lesen	46			
Schreiben	76			
Rechnen	37	20. 41. 2. 11. 23. 21	8. 42. 2. 20. 21. 41	18. 21. 20. 41. 11. 8
Lesen	64			
Schreiben	85			
Rechnen	33	30. 26. 40. 27. 38. 25	23. 27. 26. 38. 40. 18	42. 40. 38. 27. 26. 23
Lesen	67			
Schreiben	79			



Düsternbrook.

Kumm mit int Düsternbrooker Holt;
Dar lacht dat Vörjahrsgrön!
Dat is vun Dag en Märkenwohld
mit sölwern Stämm un Low as Gold,
kumm mit, dat muß du sehn!

„De annern strömt na'n Haven hin"—
„Lat doch de annern ström'n!
In't Jungholt speelt de Morgensünn,
süh her! Wa wullt du Schöners fin'n?
Kannst gar ni Schöners dröm'n!

Un nu kam hier man mal langup,
wa di hier wunnern warst:
Een achter'n annern, Kupp an Kupp,
de Bargen all in Wannerschupp,
brunhaarig as de Harst!

Un ün're Böm verstickt de Weg
sik lis un leggt sin' Arm
so lurig um'e brune Höch! —
Wa still dat is! — De Stadt so neeg
un gar keen Lüd un Larm.

So mennig Sünndagmorgen gah
ick hier in'n Still'n to Kark,
dat Og na bab'n, de Böken na,
un jümmer weller segg ick: Ja,
sowat is Herrgottswark!

Sühst du? De Wind! He rögt de Ris.
Hör, wa he Orgel speelt!
Keen Meister, de em öwer is:
He kann so lud, he kann so lis
un keen Register fehlt.

Un nu de Bokfink! Hörst du em?
De Drossel fallt em bi. —
Wa schall'k so schön de Wör hernehm,
ju Low to sing'n, ji lewen Böm,
ji lewen Bargen ji!

Uns Düsternbrooker Holt: wa schön,
wa eenzig up un dal!
Ick gröt ni blots din Vörjahrsgrön,
min Og, dat will di jümmers sehn,
di makt keen Harst mi kahl!"

Kiel. H. Dreyer.



Ein Ausflug nach dem Ilexhain bei Lägerdorf.

Von Dr. P. Hanssen in Lägerdorf.

Man sollte annehmen, daß in unserer schnellebenden, industriereichen Zeit es kaum noch vorkommen könnte, daß es Örtlichkeiten in unserer Nähe gäbe, die von der Kultur so wenig berührt sind, daß sie fast vergessen erscheinen, die kaum eines Menschen Fuß betritt, es sei denn der des Naturfreundes, der sich einmal nach solchen Orten hinverirrt. Zu einem solchen ver-

gessenen, verlassenen Orte soll heute unser Weg führen. Wir verlassen in Itzehoe die Bahn und begeben uns auf den herrlichen Weg, der von da nach Lägerdorf führt. Hochragende Buchen stehen zu beiden Seiten des Weges, ab und zu ist rechts ein Blick frei nach der üppigen Störmarsch. Wir gehen vorbei an der Stelle, wo einst die Wallenstein-Eiche gestanden hat. Leider ist sie selber einem Sturm zum Opfer gefallen; ein großer Findling bezeichnet die Stelle, wo sie gestanden hat. Dann führt unser Weg an dem herrlich gelegenen Schloß Breitenburg vorüber, das einst von Wallenstein belagert wurde. Von da an verlassen wir die Chaussee und folgen einer Nebenstraße, die den Schiffahrtskanal überschreitet und dann in den Wald einbiegt. Gleich hinter dem malerisch gelegenen Wirtshause „Lehmkuhl" betreten wir den Wald und sehen dort zwei herrliche Bäume, oder vielmehr vier, denn es sind je zwei Doppelbäume, eine Buche und eine Eiche und zwei Buchen, beide zu Doppelbäumen vereinigt. Die Eiche hat die Buche eng umfaßt, ihre Rinde legt sich fest an die der Buche an, so daß bis auf 4 m Höhe beide wie ein Baum erscheinen, wenn nicht der Unterschied der Rinde wäre: die rissige der Eiche und die glatte, nur durch ihre Moosbekleidung rauhe der Buche. Dann streben beide Stämme steil empor, die Eiche bis hoch an den Stamm hinauf ohne Zweige, die Buche sich in 6 m Höhe in vier steil emporstrebende Äste teilend. Beide Bäume zusammen haben in Manneshöhe gegen 6 m Umfang. Der Kronenumfang der Bäume ist nur ein geringer, da gleich daneben die beiden anderen Doppelbäume sich finden, die ihnen in der Luft den Platz nehmen. Die Kronen dieser beiden Buchen entfalten sich um so üppiger, ihre Äste gehen tief herab, so daß sie einen Kreis von fast 100 m Umfang beschatten. Die größeren Wurzeln liegen teilweise frei, zum Ausruhen einladend. Auf der Westseite sind beide Bäume dicht mit Moos bewachsen, der übrige Teil der Rinde ist auffallend glatt. Nur unten sind die Stämme eine Strecke mit einander verwachsen, dann streben sie frei empor, so weit, daß sie durch ein festes eisernes Band zusammengehalten werden müssen, damit sie nicht beide hinstürzen. Wir erheben uns wieder und genießen noch eine Zeitlang den kühlen Waldesschatten, dann betreten wir den lebhaften Fabrikort Lägerdorf. Vorbei an rauchenden Fabrikschloten und Schlämmerei-Anlagen der Zementfabriken schlagen wir am Ende des Dorfes einen Feldweg ein, auf welchem wir an einer Kreideschlämmerei vorbei nach einer Viertelstunde an eine Koppel gelangen; zwei Eichen bilden gewissermaßen einen



Der Ilexhain bei Lägerdorf.

Torweg am Eingang derselben. Am andern Ende der Koppel gelangen wir an ein Heck; jetzt sehen wir schon einige Ilexstämme, man ahnt aber noch nichts von der Fülle derselben, die uns erwartet. Kaum sind wir um die erste Gruppe herumgegangen, so öffnet sich eine freie Wiesenfläche, dicht mit mehr oder minder großen Ilexgruppen bestanden. Nach der Au hin (der Gosau, die einst wohl ein größerer Fluß war und die alte sagenhafte Wellna umspülte) fallen die Gruppen ab, immer kleiner und spärlicher werdend. Am Ostende der Koppel steht eine Reihe von Stämmen, die an einem Uferrande sich hinziehen, deren Wurzeln teilweise freiliegen. Gehen wir weiter, so kommen wir an eine tiefe Moorkuhle mit tiefschwarz gefärbtem Wasser. Gehen wir zurück und treten in die Mitte der Gruppen ein, so kommen wir uns vor wie in einer anderen Welt, so fremdartig mutet das sich uns jetzt bietende Bild an: Man steht umgeben von lauter immergrünen Bäumen, deren blankes Laub in der Sonne glänzt. Oben am Stamme sind die Blätter ungezackt, während unten die Bäume mit dicht gezackten spitzigen Blättern bedeckt sind. Die einzelnen Bäume laufen nach oben hin schlank zu, während sie nach unten sich immer mehr verbreiternd sich fest an die Erde anschmiegen. Einzelne Gruppen sind von einem dichten Rankwerk von Brombeeren umsponnen, andere von Jelängerjelieber, aus wieder anderen ragen hohe Vogelbeerbäume heraus, die im Herbst dicht mit roten Beeren besät sind, die herrlich abstechen von dem dunkelgrünen Laub der Ilexbäume. Im Herbst sind die Bäume auch dicht belebt von zahlreichen Staren, die Vogelbeeren und die Beeren der Ilexbäume naschen. Zu jeder Jahreszeit wechselt das Bild: im Frühling sticht das neue hellgrüne Laub herrlich von dem dunkelgrünen Winterlaub ab, im Sommer bedecken die unscheinbaren und doch so lieblich zarten Blüten dicht das Gebüsch, zahlreiche Bienen naschen daran; im Winter, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, sehen nur einzelne Blätter, die dann viel dunkler gefärbt sind, oder die schönen roten Beeren aus der Schneedecke heraus; dann ist es auf dem Fuchsberg noch einsamer als sonst. Der Name Fuchsberg besteht allerdings mit Recht, denn mancher Knochen oder Haut- und Federreste von Tieren legen Zeugnis davon ab, daß auch im Winter Meister Reineke nicht Hunger leidet. Fuchsberg wird der Ort mit Recht genannt, wie wir sehen, im Volksmunde aber sagt man „de Maasen" oder „Preestermaasen;" weil die Wiese der Kirche in Münsterdorf gehört, kann man ihre Geschichte ziemlich weit zurück verfolgen. So findet sie sich schon in einem Missale von 1681 erwähnt, das von Detlev Rantzau unterzeichnet ist. Es heißt da: „An Ländereyen so zur Pastorey gehören zwey Wischen zu Dögelingen, wovon die eine in der Masing, die andere nahe bey Joachimi Davors Wische gelegen, welche itzo Hans Lafrenz geheuret und giebet dem Pastori jährlich davor auf Martini 24 Mark." Noch verschiedentlich findet man die Wiese in späteren Zeiten unter dem Namen Mase erwähnt, auch wird berichtet, daß sich ein kleines Gehölz dort befunden habe, „so der Herrschaft (in Breitenburg) zuständig." Ich denke mir die weitere Entwickelung nun so: Das Gehölz ist mit der Zeit abgeholzt worden (Eichen sollen es gewesen sein), und zwar ist es im Jahre 1875 geschehen, als ein Pastor Nissen in Münsterdorf war. Dann haben die Ilexbäume, die vorher Unterholz waren, Luft bekommen und sind im Laufe der Jahre zu der jetzigen prächtigen Entwickelung gelangt. Was die Bedeutung des Wortes Maase anbetrifft, so ist am wahrscheinlichsten, daß es „Wiese" bedeutet, wie es jetzt noch eine Wiese ist. So haben wir einen Blick in die Vergangenheit dieses merkwürdigen Ortes getan; die Kirchglocke des nahen Neuenbrook gemahnt uns daran, daß es schon spät geworden ist, denn Nebel legt sich auf die nahe Gosau, und nicht lange dauert es, dann stehen wir selber

mitten im Nebel drin. Wir werfen noch einen Blick zurück auf die Ilexgruppen, die in unserer Nähe liegen; das Vieh sucht sie sich für die Nacht als Schlupfwinkel auf und findet vollkommen Schutz, denn nur eine schmale Öffnung führt in höhlenartigen Baumgruppen hinein; sonst sind sie an allen Seiten fest geschlossen und bieten sicheren Schutz gegen Regen und Sturm. Der Abend senkt sich auf die Felder herab, wir wenden uns zum Gehen; wir haben einen der merkwürdigsten Orte unserer Heimat kennen gelernt, der noch dazu den Vorteil hat, daß er so entlegen ist, daß nichts seine beschauliche Ruhe stört. In unserer Heimat finden wir einen solchen Bestand an Ilex nicht wieder; wir müßten schon eine weite Reise machen, wollten wir einen ähnlich großen Bestand an Ilex aufsuchen; in der Nähe von Bremen gibt es einen Ilexhain, bei dem Dorfe Buchholz. Die Schönheit unseres Ilexhaines haben wir heute aus eigener Anschauung kennen gelernt; möge er noch lange in seiner eigentümlichen Schönheit und besonders seiner Weltabgeschiedenheit erhalten bleiben. Läge er dem allgemeinen Verkehr näher, so würde er viel von seiner Eigentümlichkeit einbüßen, und vielleicht wäre er dann schon lange der Abholzung verfallen.



As min Hartleevste sößtich weer.

As min Hartleevste dörtich wer,
Dunn wer s' mal jung un fin,
Un nu s' all twemal dörtich kreg,
Mütt s' dat nich dubbelt sin?
Se harr mi lev vör dörtich Johr,
Meent ji, dat dat so blev?

O ne, dat is hel anners worrn,
Nu hett s' mi dubbelt lev.
Ward een sik wunnern, wenn ik segg:
Wo wer dat eenmal schön,
Künn ik noch anner dörtich Johr
Ehr in de Ogen sehn!

Lübeck. C. Schumann.

Der Schwarzstorch.

Zu den Zugvögeln, welche nur noch selten unsere Wälder beleben, gehört der Schwarzstorch, auch Waldstorch genannt (Ciconia nigra). In früheren Jahren war er hier viel häufiger, und überall in größeren zusammenhängenden Waldungen hat der Schwarzstorch gebrütet. Der Rückgang wird wohl seinen Hauptgrund darin haben, daß die Kultur stetig fortschreitet, Sümpfe trockengelegt werden und immer mehr Land urbar gemacht wird. Dadurch werden dem Schwarzstorch seine Lebensbedingungen entzogen. Auch durch den neuerzeits mehr hervortretenden Ausstopfungssport wird die Existenz des seltenen Vogels mehr und mehr gefährdet. Ich bin auch schon öfter von Präparatoren gebeten, gegen hohe Vergütung einen Storch abzugeben; aber mir sind meine Störche viel zu lieb, als daß ich einen um schnöden Mammon abgeben könnte.

Das Gefieder des Kopfes, Halses und der ganzen Oberseite ist schwarz, prachtvoll kupfer- oder goldgrün und purpurfarben schimmernd. Die Unterseite ist von der Brust an weiß. Der Schnabel ist blutrot, der Fuß hoch karminrot. Der Schwarzstorch ist ebenso groß wie der weiße Storch; er unterscheidet sich von letzterem dadurch, daß er stets Waldungen bewohnt und überhaupt belebte Gegenden meidet. Er kommt im Frühjahr gewöhnlich auch vor seinem weißen Vetter und geht im Herbst einige Tage früher fort. Gleich nach der Ankunft wird das alte Nest, welches sich in einer großen, langschäftigen Buche befindet, wieder bezogen und etwas ausgebessert. Der Horst ist ein großer, plumper, dem des Hausstorches gleichender Bau, welcher in der Gabelung dicker Äste angelegt wird. Daumenstarke Reiser und Stäbe, Äste, Dornen, Erdklumpen und Rasenstücke bilden die Grundlage, feinerer Reisig, Rohrhalme und Schilfblätter eine zweite Schicht, dürre Grasbüschel und Federn die eigentliche Nestmulde. Alle Baustoffe werden von beiden Gatten im Schnabel herbeigetragen. Ende April wird zur Brut geschritten, und lösen Männchen und Weibchen sich gegenseitig ab. Im Juni kann man die jungen Störche am Horst beobachten und zu gleicher Zeit auch feststellen, was der Storch alles vertilgt. Seine Nahrung besteht aus Lurchen, Kerbtieren, Regenwürmern, Fröschen, Mäusen, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, Kreuzottern, Fischen und Maulwürfen. Leider heißt er eben gesetzte Junghasen, junge Vögel und Eier von

Bodenbrütern, wenn er sie zufällig findet, auch mitgehen. Diese kleinen Übergriffe muß man ihm nicht nachtragen, da der Nutzen bei weitem größer ist als der Schaden, den er macht. Sind die Jungen flügge, so folgen sie den Alten auf Jagd. Sie sind bräunlich schwarzgrün und fast glanzlos. In der ersten Zeit kehren sie abends zum Horst zurück, später übernachten sie in den Kronen der Bäume auf weit hervorragenden, meist dürren Ästen. Ende August geht der Schwarzstorch fort, und schweren Herzens lasse ich ihn ziehen.

Der Schwarzstorch bewohnt Mittel-, Süd- und seltener Nordeuropa, viele Länder Asiens und im Winter Afrika. In Ungarn sollen noch mehrere Kolonien sich befinden, aber in unserer Heimat ist er selten, und nur noch einzelne Paare brüten im königlichen Gehege Linnetschau, im königlichen Gehege Dravit und in den großen Waldungen des Grafen von Brockenhuus-Schack zu Gramm. Meines Wissens findet man den Schwarzstorch außer diesen drei Paaren im Kreise Hadersleben nicht mehr vertreten. Hier in Linnetschau haben früher regelmäßig drei Paare gebrütet; die verfallenen Horste in den alten Buchen sind noch sichtbar. Hier wird der seltene Vogel mit allen Kräften geschützt, jede Störung vermieden und alle Menschen werden während der Brütezeit aus dem Revierteil ferngehalten. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn der stolze Vogel auf einem dürren Ast in der Baumkrone sitzt, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sein Gefieder treffen und dieses in allen Farben glänzt, oder wenn er hoch oben in der Luft Kreise zieht, ohne die Flügel zu bewegen.

Der Schwarzstorch ist im Fliegen viel gewandter als sein weißer Vetter, und ohne Schwierigkeiten versteht er es, sich durch Äste und Zweige zu winden. Er ist sehr scheu Menschen gegenüber, und ist es fast unmöglich, ganz nahe an den Horst heranzukommen, ohne daß er abstreicht; aber er scheint den gefährlichen Menschen von dem ungefährlichen unterscheiden zu können. Wenigstens ist mir öfter aufgefallen, daß ich viel näher an den Storch herankomme als andere Personen.

Linnetschau. J. Ehlert.



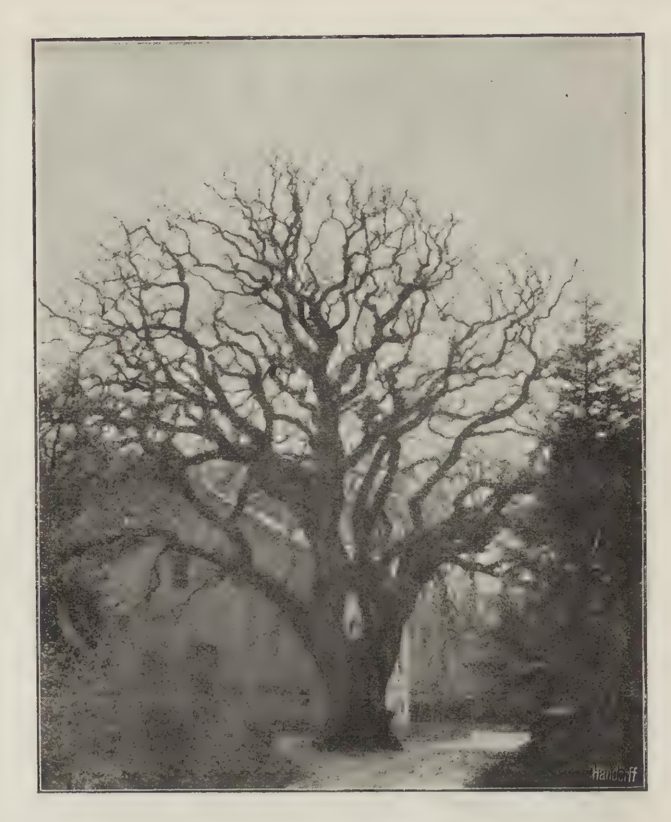
Mitteilungen.

1. De Wiepeldorn. Die „kleinen Leute," Landinsten und Handwerker, in der Gegend von Warder haben auf den umliegenden Gütern vertragsmäßig das Recht der freien Weide für ihre Kuh, welche ihr ganzer Stolz ist und ihren höchsten Reichtum ausmacht. Der Morgen, an welchem im Frühling das kostbare Tier den schützenden Stall daheim verlassen muß und den mannigfachen Gefahren der Freiheit auf dem Hofkamp entgegengeht, ist daher auch für dessen Eigner von der größten Wichtigkeit. Vater „bleibt" für den Vormittag „ein," um höchst eigenhändig den blank gestriegelten nützlichen Wiederkäuer, der losgelassen in selbstvergessener Erinnerung an die goldenen Kälbertage die wunderlichsten und gefährlichsten Sprünge machen würde, hinauszuziehen. Mutter aber besinnt sich auf allerlei, was da gut ist gegen das Gestoßenwerden, gegen das „Pochschlucken" usw., und wendet dementsprechend die verschiedensten Einreibungen und sonstigen Hausmittelchen an. Ein Übel nun, von dem das Vieh namentlich in der ersten Zeit des Weideganges befallen werden könnte, ist „de Wiep," eine entzündliche Anschwellung der Füße oberhalb der Klauen, welche den Kühen mit der Sicherheit des Auftretens die Lust am Fortgrasen benimmt, infolgedessen der Milchertrag sich bedeutend verringert. Diese Krankheit zu verhüten, gibt es aber ein altbewährtes, unfehlbares Mittel, das weiß Mutter. Sie hat sich denn auch fürsorglich lange Ruten vom „Wiepeldorn" (der wilden Rose) besorgt, die legt sie kreuzweise draußen vor die Schwelle des Kuhstalls; die Kuh tritt beim Auszug darüber hinweg und ist nun für diesen Sommer gefeit gegen „de Wiep." — Vielleicht möchte der geneigte Leser noch gern erfahren, was man zu tun hat, wenn versäumt war, obiges Vorbeugungsmittel rechtzeitig anzuwenden, und „de Wiep" nun wirklich sich einstellt. Dann sticht man eben da, wo der kranke Fuß auftritt, ein Stück Rasen aus und fügt es umgekehrt, die Grasnarbe nach unten, wieder in den Boden. Das hilft augenblicklich!

Neumühlen-Dietrichsdorf. Schröder.

2. Hartbossen. Auf die Vorfrage des Herrn Hasemann in der „Heimat" 1909 Nr. 2 ist folgende Erklärung wohl die richtige: „Hartbossen" oder „Drögräten" nennt das Volk die trockenen, oftmals auch nässenden oder blutenden, mitunter recht schmerzhaften Sprünge in den harten Schwielen der Haut der Hände und Finger, welche im Winter einzutreten und mit Schusterpech ausgefüllt unter diesem Schorfe meistens rasch zu heilen pflegen. Wenn die Volksphantasie diese Bezeichnung für ein pathologisches

Verhalten der menschlichen Haut auf die gesprungene Eisfläche des Plöner Sees überträgt, so hat sie wegen des ähnlichen Aussehens beider Zustände ein gewisses Recht dazu. Dr. Kroß.
Horst (Holstein).



Alte Eiche bei der Oberförsterei im Kreise Sonderburg.

3. Hartbossen (vgl. „Heimat" 1909, S. 47 u. 74). Hartbossen nennt man die Risse in den Händen (und Fersen), die infolge von Sprödigkeit und Härte der Haut entstehen. Hartbossen bekommt auch das Marschland, wenn es in trockenen Sommern Spalten und Risse erhält. Hartbossen heißen auch hier die Sprünge im Eis und im Geschirr. Keineswegs aber hängt das Wort mit Hart = Herz zusammen, sondern mit dem Adjektiv hart; denn jedenfalls meint das Volk mit Hartbossen (Hartsprung) harte Stellen, die da bersten. In meinen Literaturbelegen finde ich das Wort nur einmal: hartborste, eine Borste, die nicht ganz durchläuft, z. B. im Geschirr, im Eise. (Niederd. Jahrb. XXIII, S. 144. H. Carstens.
Dahrenwurth b. Lunden.

4. Bemerkenswerte Bäume Alsens. Wenn sich auch der einstige Waldreichtum Alsens in den letzten Jahrhunderten ganz erheblich vermindert hat, so liegen doch auch heute noch über die Insel zerstreut zahlreiche Bauernhölzungen und längs der Ostküste am Belte wie auch längs der Südküste ziehen sich langgestreckte Waldungen hin, die unsere Landschaft mit zu der schönsten in der ganzen Provinz machen, und immer wieder entzückt den Naturfreund der Park des Schlosses zu Augustenburg mit seinen geraden Alleen und seinen herrlichen Bäumen. Schon in einer früheren Nummer der „Heimat" (2. Jahrgang S. 163) sind „die Waldriesen Augustenburgs" geschildert, von denen ja leider die berühmte Esche im Dezember 1891 vom Sturme umgerissen wurde. Aber noch stehen die drei alten „Schwur-Eichen,"[1]) von denen die Überlieferung folgendes berichtet: Herzog Ernst Günther, der Erbauer des Schlosses Augustenburg, hatte 1675 auf Veranlassung der Königin Sophie Amalie seine älteste Tochter, Luise Charlotte, nach Dänemark reisen lassen, da ihre Vermählung mit dem am dänischen Hofe allmächtigen Minister Griffenfeldt geplant war. In Korsör traf die Prinzessin den Minister; dieser brach aber rücksichtslos die Verhandlungen ab, um einer Prinzessin von Tarent seine Hand anzubieten. Selbstverständlich erbitterte diese Kränkung den Herzog tief, und man sagt, daß unter den drei Eichen Ernst Günther mit seinem Vetter Johann Adolf, dem Herzog zu Plön, der bei früherer Gelegenheit gleichfalls von Griffenfeldts Übermut verletzt war, und den Grafen von Ahlefeldt und Gyldenlöve eine Besprechung hatte, die zum Sturze des Kanzlers im Jahre 1676 führte. Leider sind die

[1]) Diese wie die folgenden Bäume sind auch erwähnt im Forstbotanischen Merkbuche. IV. Provinz Schleswig-Holstein.

drei Eichen anbrüchig und kränklich. In voller Kraft und Schönheit zeigt sich aber die viel besuchte und viel bewunderte „Königsbuche“; sie ist die allerschönste unter den vielen schönen Buchen des Parks. Ihr prachtvoller, säulenartiger Schaft mißt bis zur ersten Verzweigung 12 m, sein Umfang 3,40 m. Konkurrenz ist dieser Prachtbuche auf Alsen nur erwachsen im Süderholz bei Sonderburg. Dort findet sich nicht weit von der Oberförsterei auch eine „Königsbuche,“ die „trotz“ ihres Alters von etwa 200 Jahren noch kerngesund ist. Sie ist stärker als die Augustenburger „Königsbuche“ — sie mißt nämlich 4,10 m an Stammesumfang —, ist aber nicht von so ideal regelmäßigem Wuchse wie jene. Ein anderer interessanter Baum im Süderholz ist die „Kronenbuche,“ die nur gut 2 m über dem Boden schon ihre zahlreichen starken Äste auszusenden beginnt, die weit ausgreifend eine volle Krone bilden. Die Dicke des Stammes — er hat 5,50 m an Umfang — spricht für das hohe Alter des Baumes. Unmittelbar bei der Oberförsterei, gleichsam ihr Wächter, steht reckenhaft und knorrig, in strotzender Kraft eine berühmte Eiche, die schönste Eiche Alsens. Der prachtvolle Baum, von dem die Abbildung ein getreues Bild gibt, ist nach sachverständigem Urteile 300—330 Jahre alt. An ihren Ästen zeigt sie noch Spuren des Brandes, dem in den siebziger Jahren die alte Oberförsterei infolge Blitzschlages zum Opfer fiel, die mit ihrem Strohdache zum Teil unter den Ästen der Eiche stand. Sie hat einen Stammumfang von 5,90 m, einen Kronendurchmesser von 25 m. An einen alten hübschen Brauch erinnert die „Brautallee“ im Süderholz, ein mit etwa 30 schönen alten Eichen besetzter Weg, der nach Huholt führt. Diese Allee soll ihre Entstehung der alten Verordnung verdanken, daß jeder Bräutigam in den Holzdörfern vor seiner Verbindung eine Anzahl von Eichen oder Buchen zu pflanzen hatte (vergl. „Heimat“ 1897 und 1906). Die Allee wird auch „Herzog Hans-Allee“ genannt; doch erscheint dieser Name nicht zutreffend, da einerseits die Bäume nur etwa 150 Jahre alt sind, ihr Alter also nicht bis in die Regierungszeit des Herzogs Hans von Sonderburg, der schon 1622 starb, zurückreicht, andererseits auch die Holzordnung, die jenes Gebot enthält, erst vom 27. April 1737 stammt. Die ihr vorangehenden Forstgesetze sprechen nicht von dieser Verpflichtung der Bräutigame.



Haus in Heiligenhafen.

Übrigens sind auch noch in der Norderharde Alsens „Brautbäume“ erhalten, und zwar im Norderholz eine Anzahl von in Reihen gepflanzten Buchen. Noch andere interessante Bäume hat das landschaftlich so wunderschön gelegene Norderholz aufzuweisen, vor allem zwei alte Bergrüstern in der Nähe der Revierförsterei, deren stärkste einen Stammumfang von 6 m hat. Wenn hier von bemerkenswerten Bäumen die Rede ist, so kann ich es mir nicht versagen, noch eine Gruppe von Tannen zu erwähnen, die nicht genannt werden sollen wegen des hohen Alters oder der Schönheit der einzelnen Exemplare, sondern wegen der Besonderheit ihres Standortes und weger des Eindrucks, den sie eben von dort aus in ihrer Gesamtheit machen; ich meine die Tannengruppe, die sich auf einem Hünengrabe erhebt in der Nähe der Oberförsterei auf fiskalischem Boden. Diese dunkle und ernste Gruppe inmitten der fruchtbaren Landschaft macht ein Bild aus von solcher Schönheit, daß man es nicht leicht vergißt, und immer wieder kehrt das schweifende Auge zurück zu dieser so schön gezierten Erinnerungsstätte unserer Vorzeit.

Dr. Wullenweber, Sonderburg.



Ofenfüllung im Eutiner Museum.

Bücherschau.

1. **Zopf und Empire an der Wasserkante.** Herausgegeben von Architekt Karl Zetzsche in Berlin. 40 Tafeln in Lichtdruck mit reich illustriertem Text. Preis in Mappe 24 ℳ. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. — Das genannte Werk enthält rund 120 photographische Aufnahmen alter bürgerlicher Baukunst um die Wende des 18. Jahrhunderts aus den kleinen Städten Schleswig-Holsteins sowie des benachbarten Dänemarks, darunter auch solche aus der dänischen Hauptstadt Kopenhagen. Alle diese Werke atmen den Geist einer schlichten bürgerlichen Kunst. Ein vorzügliches Verständnis für reizvolle Verhältnisse ist gepaart mit einem tüchtigen handwerklichen Können. Jedes Haus, jedes Möbel, jede Tür läßt ihren Zweck und die schlichte bürgerliche Stellung des Erbauers erkennen. Die volkstümliche Erscheinung tritt durch die maßvolle Ausnutzung der Obergeschosse und die Rücksicht auf Nebel und den vielfachen Mangel an Sonnenlicht in der Atmosphäre jedermann vor Augen. Von der Westküste sind die Städte Wilster, Tönning, Friedrichstadt, Husum, Tondern, Mögeltondern und Ripen; von der Küste der Ostsee die kleinen Städte Ostholsteins, wie Eutin, Plön, Neustadt und Heiligenhafen berücksichtigt. Die Lande Schleswigs östlich des Mittelrückens sind durch Schleswig, Arnis, Flensburg, Sonderburg und Hadersleben vertreten. Seitens des Verfassers wird angenommen, daß die Kunst von Kopenhagen einen erheblichen Einfluß auf die kleinen Städte Schleswig-Holsteins ausgeübt habe. Mancherlei Vergleiche sind als für diese Annahme sprechend angeführt. Es mag auch natürlich sein, daß die Stadt, welcher der Maler Carstens seine Ausbildung verdankt, und in der Meister Thorwaldsen so lange gewirkt hat, auch einigen Einfluß auf das Land ausgeübt



Schlößchen Liselund auf Möen. Rückseite.

hat. Immerhin dürfen die Beziehungen zur Stadt Hamburg und deren Baumeister, namentlich zu Sonnin, dessen Tätigkeit in Kiel, Ütersen und Wilster ja klar zu Tage liegt, nicht unterschätzt werden. Namentlich die Herstellung von Hausteinquadern und Hausteingliedern aus gebackenen Ziegelsteinen mutet so echt hamburgisch an, daß eher eine Wanderung der Kunstformen von Süden nach Norden als zutreffender angenommen werden kann. Die handwerkliche Kunst feiert in der Durchbildung reizvoller Haustüren, deren Durchgucke und Oberlichte ihre Triumphe. Auch hier sind es gerade die einfachsten Kleinstädte, welche die köstlichen Beispiele derartiger Werke aufweisen. Von den Innenräumen sind vor allem die des Schlößchens Liselund auf Möen als ein Juwel einer prächtigen Raumkunst zu bezeichnen. K. Mühlke.

2. **Georg Asmussen, Wegsucher.** Dresden, Georg Reißner. 1909. — Von Georg Asmussen ist wiederum ein Roman erschienen, der es verdient, in der „Heimat" besprochen zu werden. Auch diesmal führt der Verfasser uns Bilder aus unserem Lande vor: aus Angeln, seiner Heimat, und aus Schleswig, der Stadt, in der er, wie ich denke, die Domschule besucht hat. Er kennt gleicherweise Innen- und Umwelt des Landvolks wie das Gebaren der Kleinstadtleute und weiß beider Eigenart mit scharfem Blick aufzufassen und mit herzlicher Liebe zu schildern. So wunderlich seine Personen auch manchmal aussehen, wie der tiftelnde Erfinder Hans Klabüsterer, der grübelnde Einsiedler Jan Harder, — der Dichter weiß sie uns doch glaubhaft zu machen, und wer unser Volk kennt, der weiß auch, daß solche Gestalten noch heute auf schleswig-holsteinischer Erde wandeln, nicht gerade oft auf den großen Heerstraßen, aber in einsamen Reddern, auf der Heide und am Moor. Die Leute aus höheren Ständen, die handelnd und urteilend in das Geschick des Helden eingreifen, sind mir nicht so lebendig geworden. — Zuletzt werden wir in die Großstadt Hamburg geführt, wo der Held sein zerbrochenes Lebensschiff neu zimmert, und hier erleben wir die Cholerazeit mit; auch dieses Kapitel zeugt von des Dichters Kraft und Kunst. Daß der alt' böse Feind, der Alkohol, ein paarmal ein Menschenschicksal zum schlimmen wendet, wird niemand wundern, der den Verfasser und — jenen Feind kennt, mag er nun Mock oder Bier genannt werden; aber was davon gesagt wird, ist dem Leben abgelauscht, wirkt durchaus nicht tendenziös, sondern paßt genau in den Rahmen des ganzen Romans. Ich wünsche dem Buche viele Leser. Lund.

3. **Chronik des Kirchspiels Sörup.** Im Auftrage des Söruper landwirtschaftlichen Kasinos gesammelt und bearbeitet von **J. C. Friedrichsen,** Lehrer em. in Schwensby. Druck der A. G. Landpost, Süderbrarup. 1907. — Auf dieses vor reichlich Jahresfrist erschienene Werk möge auch an dieser Stelle einmal hingewiesen werden. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält Mitteilungen aus der Heimatkunde sowie kulturgeschichtliche Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart unter besonderer Rücksicht auf das Kirchspiel Sörup; der zweite behandelt das Kirchspiel im allgemeinen, während endlich der dritte die Familienchronik des Kirchspiels bringt. Es ist eine reiche Fülle volkswirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Materials, das der Verfasser unter Benutzung der Königlichen Staatsarchive zu Schleswig und Kopenhagen, der alten Schuld- und Pfandprotokolle des vormaligen Amtes Flensburg und der freundlichst zur Verfügung gestellten Familiendokumente mit großem Fleiß zusammengetragen hat. Soll ich aus der Menge des Gebotenen ein paar Kapitel herausgreifen? Ich nenne nur: Die Wallensteiner auf Südensee; die häuslichen Fest- und Feiertage; ein landwirtschaftlicher Betrieb vor 184 Jahren; die Viehhaltung früher und jetzt; der Zehntenstreit zwischen Pastor Ohrt und der Gemeinde; Kirchen- und Schulverhältnisse während der Dänenzeit; Jakob Iversen usw. Auf die vorreformatorische Zeit ist nur im allgemeinen und in aller Kürze eingegangen, ebenso auf die Urzeit. Leider erfährt man fast nichts darüber, welchen Anteil Sörup an der Vorgeschichte unseres Landes hat. Es ist das ja freilich nicht allzuviel, aber vielleicht doch mehr, als man gemeiniglich annimmt. Auch die Flur- und Ortsnamen hätten jedenfalls noch mancherlei Ausbeute geliefert. Den breitesten Raum, mehr als die Hälfte des Buches, nimmt die Familienchronik ein. Sie hat naturgemäß das meiste Interesse für den Eingesessenen, doch auch mancher, der außerhalb der Kirchspielsgrenzen wohnt, wird gern einmal darin blättern. Manch altes Bauerngeschlecht lernt man da kennen, und mehr als eins hat drei, vier und vielleicht noch mehr Jahrhunderte an der Scholle gehaftet. Ich nenne nur die Jordt in Barg, die mindestens seit 1499 hier vorkommen, die Wree in Südensee (1594), die Michelsen in Staffel (1673). Doch ich muß wohl abbrechen und möchte zum Schluß nur den Wunsch noch hinzufügen, daß im Interesse der Heimatkunde den bisher erschienenen Chroniken der Landschaft (Grundhof, Satrup, Sörup) recht bald weitere sich hinzugesellen möchten.

Quern. E. Schnack.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

Topographie des Herzogtums Holstein, einschließlich Kreis Herzogtum Lauenburg, Fürstentum Lübeck, Enklaven (8) der freien und Hansestadt Lübeck, Enklaven (4) der freien und Hansestadt Hamburg, von **Henning Oldekop.** 1. und 2. Band. Kiel: Lipsius & Tischer, 1908.[1]) — Was im Jahrgang 1907 unserer „Heimat" (S. XLVI) im allgemeinen über Anlage und Inhalt des Bandes Schleswig gesagt und anerkennend hervorgehoben werden konnte, bleibt bestehen. Hier möchte ich noch im besonderen meine Freude darüber zum Ausdruck bringen, daß die Topographie Holsteins in zwei voluminösen Bänden so schnell folgen konnte: dem regen Eifer der vielen Mitarbeiter, dem Bienenfleiße des Verfassers und der Leistungsfähigkeit des Druckers gereicht das schnelle Erstehen und Beschließen zur Ehre. Und diese Schnellarbeit war unerläßlich: topographische Verhältnisse ändern sich heutzutage im Handumdrehen. Soweit ich unterrichtet bin, hat die Oldekopsche Topographie einem gewiß kompetenten Beurteiler wissenschaftlich nicht genügt. Aber im praktischen Leben hat sie ihre Brauchbarkeit erwiesen und wird sie auch fürderhin betätigen. Das Landwirtschaftliche hatte der Verfasser im Band Schleswig behandelt; an seine Stelle tritt im vorliegenden Teil eine dem Jahresbericht der Landwirtschaftskammer entnommene Übersicht der Meliorations-Unternehmungen in Holstein. Einen schätzenswerten Beitrag lieferte Stadtrat Dr. L. Boysen-Kiel: „Handel, Verkehr und Industrie der Provinz Schleswig-Holstein." — Möchte die Topographie des Herrn Landschaftsrats Oldekop in unsern Landen weite Verbreitung finden! Das Bildnis Hermann Biernatzkis, des Mitarbeiters an der Schröderschen Topographie, ziert den ersten Band. Das kompendiöse Werk ist aus der Buchdruckerei von A. F. Jensen-Kiel, in der auch unsere „Heimat" allmonatlich ersteht, hervorgegangen. Druck, Papier und äußere Ausstattung sind in jeder Hinsicht solide.

Barfod.

---

[1]) Schleswig und Holstein zusammen (3 Bände) 30 M, Holstein allein (2 Bände) 24 resp. 18 M, Schleswig allein 12 M.

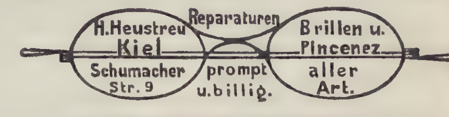




Max Riemer, Hoflieferant
Fernsprecher 377. **Kiel,** Holstenstraße 43.
Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.
Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.
Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
══ sauber, geschmackvoll und preiswert. ══

Einbanddecken zur „Heimat," für Einzel-Jahrgänge à **75** ₰, für Doppel-Jahrgänge à **80** ₰ inkl. Porto. Versand nur geg. Nachnahme od. Voreinsend. d. Betrages

Briefl. Unterr. i. Stenogr. (**Stolze-Schrey**). 1908 über 300 Pers., darunter Schüler aller Schularten, briefl. ausgeb. Man verl. Prospekt. „Lehrer-Abt." d. St.-Bundes f. Schl.-Holst. (St.-Schrey). Vors.: Lehrer **Hell** in Kiel, Goethestr. 29.

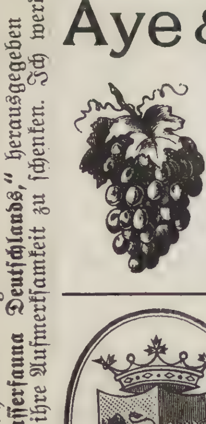


Neu! Andalusischer **Neu!**
Orangenblüten-
Honig!!
übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt.
Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.—; 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

Porzellan-Etiketten
für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

L. Handorff, Kiel
Graphische Kunstanstalt
mit neuesten Setz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:
Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**
Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
120 Angestellte.

Aye & Haacke
Altona, Königstr. 261
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.



Zur **Einrahmung von Bildern,** besonders der Vereinsgabe 1908:
Buchenwald in Holstein,
und der Vereinsgabe **1909:**
Schlacht bei Bau,
empfiehlt sich den hiesigen und auswärtigen Vereinsmitgliedern
W. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),
Fernruf 2901. **Kiel,** Holstenstr. 75.

Historische Landeshalle
für
Schleswig-Holstein
Kiel, Fleethörn 50.
Eintritt frei. { **Sonntags** 11—1 Uhr. **Mittwochs** 2—4 Uhr.



Carl Harms,
Hamburg — Eilbek
Spirituosen-, Wein-Großhandlung
Weinstube.
Inhaber seit 1869.
Alleiniger Fabrikant des „Marketender 70/71"
Haupt-Niederlage des Scotch Whisky,
Spezialität von Wright—Glasgow.

☛ Namentlich die Sammler und Naturfreunde unter unsern Mitgliedern, insbesondere auch die Lehrer und Lehrerkollegien in Land und Stadt werden gebeten, dem dieser Nummer beigegebenen Prospekt betreffend „**Die Süßwasserfauna Deutschlands**," herausgegeben von Prof. Dr. Brauer (Berlin) im Verlage des Herrn **Gustav Fischer** in Jena, ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Ich werde in einem Referat auf diese Exkursionsfauna zurückkommen. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 6. Juni 1909.

Meerbilder.

Nach dem Sturm.

Vorbei der Sturm! Wie langsam pulst mein Blut —
Im Nebel hebt und senkt sich schwer der Flut
Graublanke Brust — wie müd' —! Die Welt wird alt —
O Sonne, einen Strahl! Und schick' ihn bald!

Sonnenstille.

Ein sonnenstiller Tag am weiten Meer,
Ein sanftes Atmen, Feierglanz umher,
Ein leises Lied, wo sonst die Brandung schäumt —
Du selten Glück, dem rauhen Strand beschieden,
Nichts wiegt die Seele so in Götterfrieden,
Als wenn des Sturmes Liebling lächelnd träumt
Am stillen Sonnentag — das weite Meer —

Toni Harten-Hoencke.

Das Wappen von Schleswig-Holstein.

Von **Ad. M. Hildebrandt** in Berlin.

Über das Schleswig-Holsteinische Wappen sind zahlreiche Werke und Abhandlungen geschrieben; nichtsdestoweniger finden sich noch immer vielfach irrige Anschauungen darüber, so daß es nicht unangebracht sein dürfte, an dieser Stelle einige kurze Mitteilungen zur Geschichte des Wappens zu geben.

Der erste Graf von Holstein, Adolf I., Herr von Schauenburg † 1131, führte noch kein Wappen, da es zu seiner Zeit überhaupt Wappen noch nicht gab. Erst auf dem Siegel seines Enkels, des Grafen Adolf III. und dessen Sohnes Adolf IV. erscheint als Schildfigur ein Löwe (von etwa 1180—1239) — angeblich aber unverbürgt blau in silbernem Felde. Schon Adolfs IV. Söhne, Johann I. und Gerhard I., führten den Löwen nicht mehr, sondern nahmen — aus welchem Grunde, ist nicht bekannt — die unter dem volkstümlichen Namen „Nesselblatt" bekannte Figur in ihren Schild auf, die bis auf den heutigen Tag das — allerdings mehrfach veränderte — Wappenbild Holsteins geblieben ist.

Wie die noch vorhandenen Siegel der genannten Grafen und ihrer nächsten Nachkommen deutlich beweisen, war die Schildfigur nichts anderes als ein Schildbeschlag: der aus Holz gefertigte, mit einer silbernen Platte überzogene Schild war ringsherum mit einem roten, nach innen ausgezackten Lederrand eingefaßt. Auf den Siegeln ist deutlich zu erkennen, daß der Zackenrand er-

haben auf dem etwas vertieften Schild aufliegt. (Fig. 1.) Eigentlich ist also der Rand das Wappenbild, nicht die innere Schildfläche; letztere erschien aber in späterer Zeit als die Hauptsache, und ihre Ähnlichkeit mit einem Nesselblatt veranlaßte ihre Bezeichnung als solches bereits in ziemlich früher Zeit. Schon in dem altniederländischen Wappenkodex von Gelre — um 1350 — wird das Wappen des Grafen Gerhard von Holstein als »eyn wit netelen blat« bezeichnet. Die äußere Form der Figur hat im Laufe der Jahrhunderte manche, an sich unwesentliche Veränderungen erfahren. Die Spitzen, anfänglich nur kurz, wurden oft sehr lang dargestellt, die Ecken breit, fast zwiebelartig, (Fig. 2.) schließlich in Form von Nägeln mit eckigen Köpfen (Fig. 3—5), was zu der Sage Veranlassung gab, ein Graf von Holstein habe aus dem Kreuzzuge die drei Nägel vom Kreuze Christi mitgebracht und in seinen Schild gesetzt. Auch als wirkliches „Blatt" wurde die Schildfigur schon im 15. Jahrhundert dargestellt (Fig. 5, 6), auch mit Kleeblättern statt der Nägel (Fig. 7). Arg mißhandelt wurde das ehrwürdige Nesselblatt in den letzten Jahrhunderten, indem unverständige Zeichner es in drei Teile zerschnitten und diese nebst den drei „Nägeln" um einen weißrot geteilten Mittelschild herumstellten! (Fig. 8.) In dieser unhistorischen und unkünstlerischen Form ist das Wappenbild leider auch in das amtlich verliehene Provinzialwappen von Schleswig-Holstein aufgenommen!

Das zu dem Holsteinischen Schilde gehörende Helmkleinod wurde anfangs von den verschiedenen Linien des Hauses Holstein verschieden geführt. Die Kieler Linie führte drei oder vier Fähnchen, auf denen sich das Nesselblatt wiederholt; die Linie zu Itzehoe einen oben mit Pfaufedern, an der Seite mit Fähnchen besteckten Spitzhut, ebenso die Rendsburger Linie. Daneben kommen auf den Siegeln des 14. Jahrhunderts noch mehrfache Varianten vor, z. B. zwei Stierhörner, von denen das eine mit Pfauenfedern, das andere mit den Fähnlein außen besteckt ist. Später blieben dauernd sieben rote, je mit dem Nesselblatt belegte Fähnchen an goldenen, fächerförmig aus einem Herzogshut hervorgehend, das Holsteinische Helmzeichen.

Die Vereinigung des Holsteinischen Wappens mit dem Schleswigschen erfolgte unter Graf Gerhard VI., welcher 1392 zuerst den gevierten Schild führte: Feld 1 und 4 zwei (blaue) gekrönte Leoparden in Gold wegen Schleswig, Feld und 2 und 3 das Holsteinische Nesselblatt. Für Schleswig kam dann auch ein zweiter Helm hinzu: drei Pfauwedel an langen, verzierten goldenen Schäften.

Nach dem Erlöschen des alten Hauses Holstein, unter der Herrschaft des Hauses Oldenburg, wurden die Wappenbilder beider Häuser vereinigt und zwar in folgender Weise: Christian VIII., Graf von Oldenburg (als König von Dänemark Christian I.), erster Herzog von Schleswig-Holstein aus dem oldenburgischen Hause, behielt den von Schleswig und Holstein gevierten Schild bei, belegte ihn jedoch in der Mitte mit dem Oldenburgischen Hauswappen: zwei rote Balken in Gold. Dieser gevierte Schild wurde dem durch ein Danebrogkreuz gevierten Rückschilde aufgelegt, welches die Wappenbilder von Dänemark, Schweden, Norwegen und Wenden zeigt (1461). Ein Siegel von 1455 zeigt nur einen von Norwegen, Schleswig, Holstein und Stormarn gevierten Schild, belegt mit dem Herzschild Oldenburg. (Fig. 10.) Anfangs des 17. Jahrhunderts wurde dann das Wappen vergrößert: Der gevierte Hauptschild zeigt in Feld 1 einen gekrönten, goldenen, mit allen vier Pranken den gekrümmten goldenen Stiel einer silbernen Axt haltenden Löwen in Rot (Norwegen), in Feld 2: zwei übereinander schreitende, rot bewehrte blaue Löwen in Gold (Schleswig), 3: das (zerschnittene) silberne Nesselblatt in Rot (Holstein), 4: silberner, golden be-

wehrter Schwan, mit einer goldenen Krone um den Hals, in Rot (Stormarn). Zwischen Feld 3 und 4 ist eine rote Spitze eingeschoben, in welcher ein golden geharnischter, schwertschwingender Ritter auf silbernem (bisweilen mit blauer Satteldecke versehenen) galoppierenden Roß erscheint (Dithmarschen).

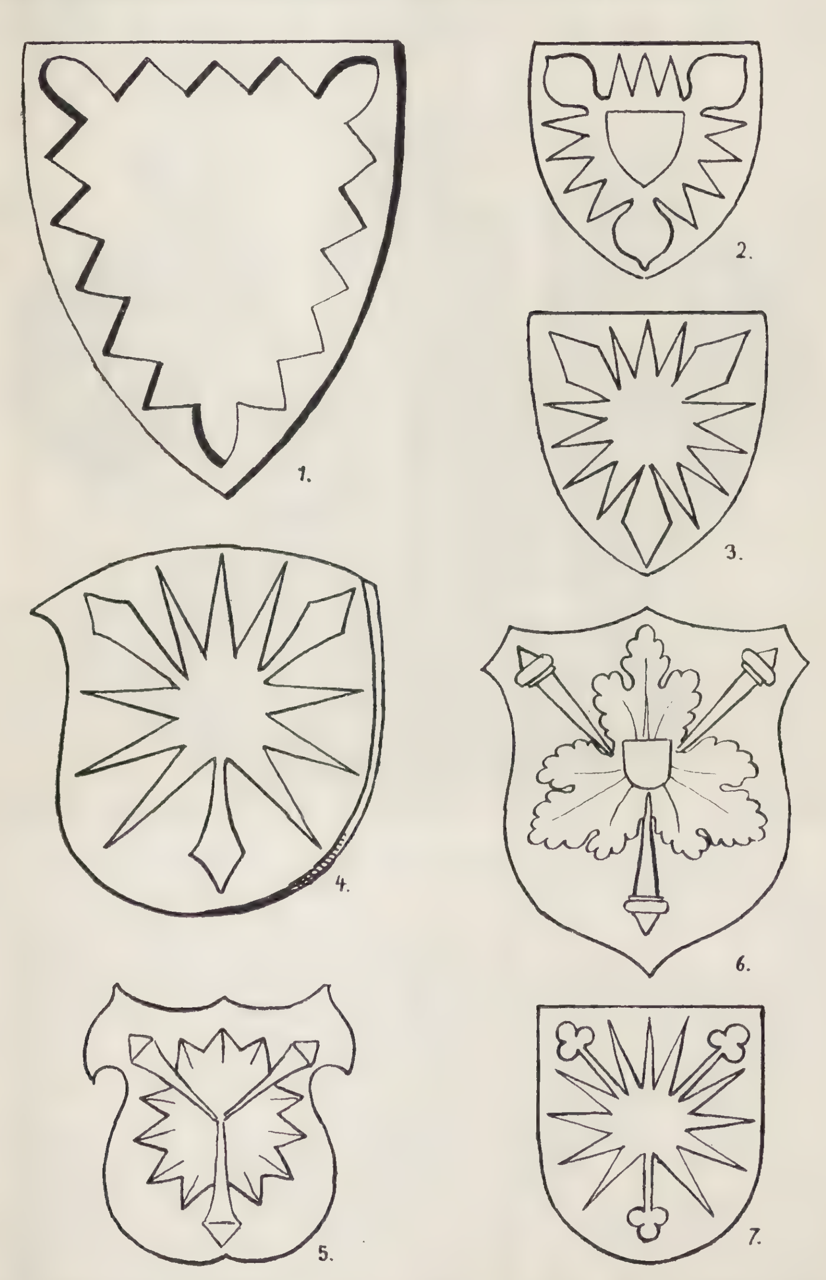


Fig. 1: Johann I. und Gerhard I. Fig. 2: Adolf VIII. 1362. Fig. 3: Wappenbuch von den Ersten. Fig. 4: Sachsenchronik 1492. Fig. 5: Holzschnitzerei, 15. Jahrhundert. Fig. 6: König Christian II. Fig. 7: König Johann 1481.



Fig. 11: Das herzogliche Wappen seit dem 17. Jahrhundert.

Auf der Mitte des Schildes liegt ein gevierter Mittelschild; das 1. und 4. Feld zeigt in Gold zwei rote Balken (Oldenburg), das 2. und 3. in Blau ein an den Armen ausgerundetes, unten zugespitztes goldenes Kreuz (Delmenhorst).

Der Schild trägt drei, mit Herzogskronen (dreiblättrige, goldene Krone mit roten Mützen) gekrönte Helme: 1) Schleswig (siehe oben), 2) der Norwegische Löwe wie im Schilde, 3) Holstein (siehe oben). Die Helmdecken sind zu 1 blau=golden, zu 2 rot=golden, zu 3 rot=silbern (Fig. 11).

So ist das Herzoglich Schleswig=Holsteinische Wappen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, abgesehen von kleinen unwesentlichen Abweichungen, bis heute von allen Linien des Herzoglichen Hauses gleichmäßig geführt worden.

Ihre Majestät Auguste Viktoria, deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, führt ihr Stammwappen in vereinfachter, heraldisch schöner Form: ein gevierter Schild zeigt in Feld 1 und 4 das „Nesselblatt" nach altem guten Muster, in Feld 2 und 3 die Schleswiger Löwen; ein aufgelegter Herzschild enthält die oldenburgischen roten Balken in Gold (Fig. 12).

Dieses vereinfachten Wappens bedient sich auch der Bruder Ihrer Majestät, Se. Hoheit Herzog Ernst Günther; alle übrigen Mitglieder des Herzoglichen Hauses bedienen sich des oben beschriebenen vielfeldrigen Wappens.

Durch Allerh. Kabinettsordre vom 28. September 1891 wurde der Provinz Schleswig-Holstein ein Wappen verliehen, welches von den Provinzial-Behörden in drei verschiedenen Abstufungen zu führen ist.

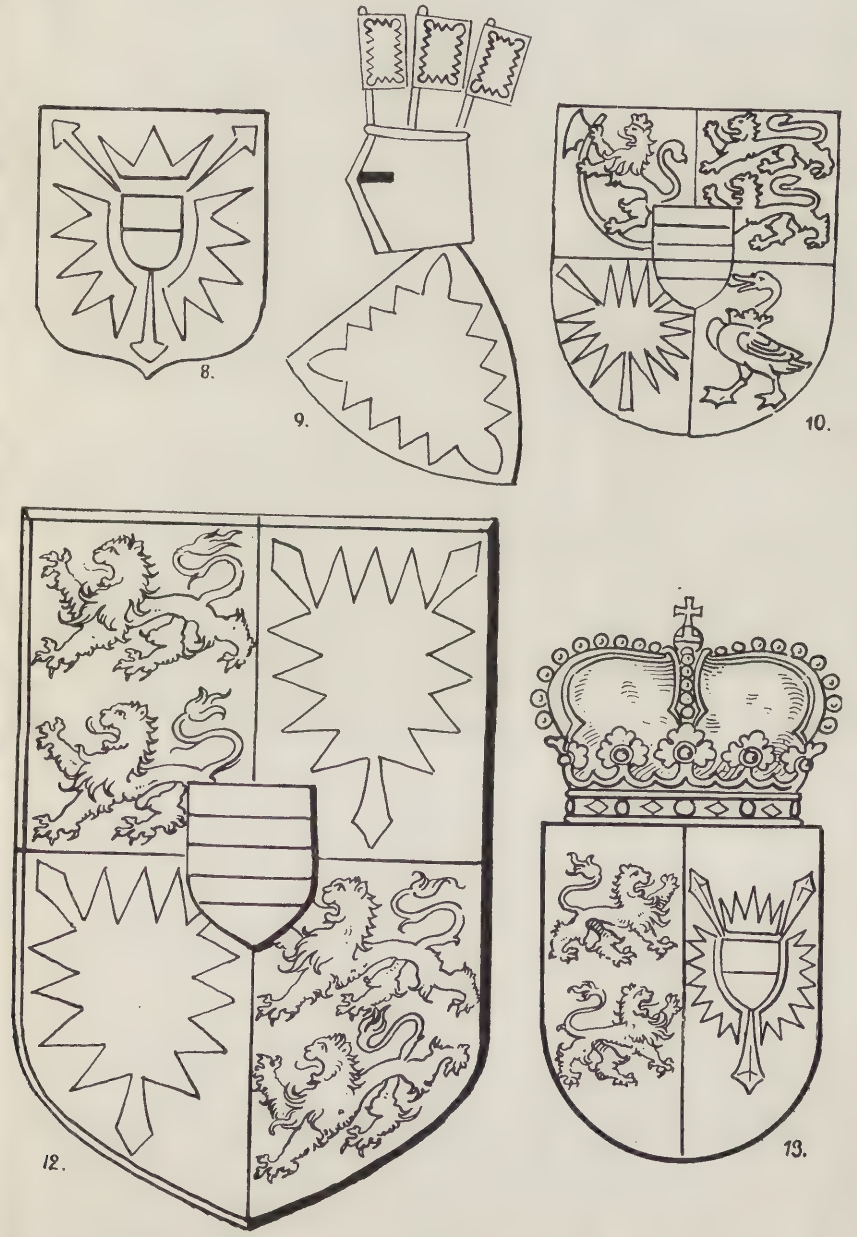


Fig. 8: 18.—19. Jahrhundert. Fig. 9: Adolf V. 1273. Fig. 10: Christian I. 1455.
Fig. 12: Wappen Ihrer Majestät der Kaiserin, als Prinzessin von Schleswig-Holstein.
Fig. 13: Mittleres Wappen der Provinz Schleswig-Holstein.

1. Das größere Wappen zeigt einen gespaltenen Schild; vorn in Gold zwei blaue, nach innen gewandte, rot bewehrte Löwen in Gold, hinten in Rot ein von Silber über Rot geteiltes, an den Ecken mit je einem silbernen Nagel bestecktes und von drei silbernen Nesselblattstückchen begleitetes Schildchen. (Also leider die verballhornte, unrichtige Form des Holsteinischen Wappenbildes!) Auf dem Schilde ruht ein gekrönter Spangenhelm, mit rechts blaugoldener, links rot-silberner Decke; aus der Krone erheben sich die drei Pfauenwedel an goldenen Stäben des Schleswigschen Wappens zwischen je zwei nach außen wehenden roten, das zerschnittene Nesselblatt zeigenden Fähnchen an goldenen Stangen. Den Schild hält rechts ein um Kopf und Hüften grün bekränzter wilder Mann, welcher in der linken eine goldene Standarte trägt, deren silbernes goldbefranstes Fahnentuch den einwärts blickenden Preußischen Adler zeigt. An der Fahnenspitze sind schwarz-weiße Schnüre befestigt. Links hält den Schild ein Ritter in silberner Rüstung mit goldenen Einfassungen, auf dem geschlossenen Helm vier Straußfedern: blau-gelb-rot-weiß, um die Brust eine schwarz-weiße Schärpe, an braunem Ledergurt ein Schwert in schwarzer, golden beschlagener Scheide tragend. In der Rechten hält der Ritter eine goldene Lanze mit goldenen Schnüren, deren golden befranstes Fahnentuch dasselbe Bild zeigt wie der Schild, jedoch sehen die Löwen hier nicht gegen das Nesselblatt, sondern gegen die Stange. Schild und Schildhalter stehen auf grünem Boden.

2. Mittleres Wappen: Der unter 1 beschriebene Schild, nur bedeckt mit einer sogenannten Herzogskrone. (Goldener, fünfblättriger Kronenreifen, drei perlenbesetzte Bügel, oben mit Reichsapfel, purpurnes Sammetfutter.) (Fig. 13.)

3. Kleines Wappen: Der Preußische Adler, auf der Brust den unter 1 beschriebenen Schild tragend.

Literatur:

M. Gritzner, Das Wappen der Herzöge von Schleswig-Holstein. Berlin, 1888.
J. Siebmachers Großes und allgemeines Wappenbuch, Band I. 1. II., die deutschen Souveräne und Lande, bearbeitet von G. A. Seyler. Nürnberg 1907.
Milde, Siegel der Holstein-Schauenburger Grafen, Lübeck 1871.
H. v. Weissenbach, Das Wappen der Grafen von Schauenburg und Holstein. Schleswig 1877.
C. Fhr. v. Mirbach, Das Wappen J. M. der deutschen Kaiserin und Königin von Preußen Auguste Viktoria, Prinzessin zu Schleswig-Holstein. Görlitz 1890.



Der Große Kurfürst in Schleswig-Holstein.

Von **A. Schöppa** in Lübeck.

I.



Noch wütete in deutschen Landen der dreißigjährige Krieg. Da mußte nach dem Ableben des Kurfürsten Georg Wilhelm dessen Sohn Friedrich Wilhelm im Jahre 1640 die Mark Brandenburg, die im Kriege bis aufs Mark ausgesogen worden war, als eine traurige Erbschaft übernehmen. Die Gewerbe lagen schwer danieder; die Ortschaften waren zerstört und verödet; in Pommern und der Lausitz saßen die Schweden, Kleve und Mark hielten die Holländer besetzt, das noch leistungsfähige Preußen gehörte den Hohenzollern nur als Lehen. Die brandenburgischen Truppen waren

dem Kurfürsten und zugleich dem Kaiser durch den Eid auf die Fahne verpflichtet, die auf der einen Seite das brandenburgische, auf der andern das kaiserliche Wappen trug.

Der neue Kurfürst wurde als der Retter des Staates begrüßt. Aber noch waren ihm die tatbereiten Hände gebunden. Er äußert sich selbst darüber: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen." So blieb es zunächst bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens. Doch auch dieser setzte den Kurfürsten noch nicht sogleich in den Vollbesitz seiner alten sowie der ihm zuerkannten neuen Länder, die als Brücken zwischen den alten lagen und mit der besseren Abrundung des Staates eine einheitlichere Regierung ermöglichten. Da galt es, mit klugem Blick die politischen Verhältnisse zu überwachen, mit Bedachtsamkeit oder auch mit Verwegenheit in dieselben einzugreifen, um dem daniederliegenden Lande zur Wiedergeburt zu verhelfen. Und das tat der junge Kurfürst. Denn heiliger Ernst war es ihm, nicht seine, sondern seines Volkes Sache zu führen. Immer neue Wege entdeckte er, seine fürstliche Macht von hemmenden Schranken zu befreien und den Wohlstand des Landes zu mehren, und wie einem Künstler die Aufgabe bei ihrer Lösung sich entwickelt, so erweiterte sich auch ihm seine Mission, indem er sich in sie vertiefte.

Vor allem kam es darauf an, die rechte Stellung zu Schweden und Frankreich zu gewinnen, weil sie als Garanten des Westfälischen Friedens mit Schlauheit und Macht unablässig bemüht waren, diesen Vorzug zu gunsten ihrer eigenen Länder auszubeuten. Daß und wie solches seitens Schwedens geschah, gab die Veranlassung zu dem Feldzuge des Großen Kurfürsten nach Schleswig-Holstein.

Schweden war damals im Besitz wichtiger Nebenländer rund um die Ostsee und infolge der Kraftentfaltung Gustav II. Adolf die erste Macht des Nordens. Im Westfälischen Frieden erwarb es die deutschen Herzogtümer Bremen, Verden, Vorpommern mit Rügen, einen Teil von Hinterpommern, die Stadt Wismar sowie die deutsche Reichsstandschaft. 1654 dankte die Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, in launenhaftem Überdruß der Herrschaft zu gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen von Zweibrücken, ab, der nun als Karl X. Gustav den schwedischen Thron bestieg. Ausgerüstet mit hohen Geistesgaben und einem energischen, feurigen Charakter, „auf andere einen unwiderstehlichen Zauber ausübend durch seine Kraft und Wildheit wie durch den Strahl seines Auges und die Beredsamkeit seiner Worte," aufgewachsen im Feldlager unter den Fahnen der großen schwedischen Helden, getrieben von weitgreifenden, ehrgeizigen Absichten, nahm er den Plan Gustav Adolfs in bezug auf die Gründung eines großen evangelischen, die Ostsee umspannenden Nordreichs, das der katholischen habsburgischen Macht das Gleichgewicht halten könne, freilich wohl mehr aus politischen als religiösen Motiven, wieder auf und fand einen ersten Anlaß zur Verwirklichung desselben in dem Umstande, daß Johann Kasimir, König von Polen, als Sohn des aus dem Hause Wasa stammenden Königs Sigismund, — der aus ehrgeizigem Drange nach dem polnischen Königsthron den angestammten schwedischen Thron verloren und vergebens die Waffen gegen Karl IX. und seinen tapfern Sohn Gustav II. Adolf versucht hatte, — jetzt glaubte, das Recht seines Vaters geltend machen und Karl X. Gustav die Anerkennung versagen zu müssen. Aber dieser sowohl wie die Söhne der schwedischen Helden, welche im 30jährigen Krieg ihre Stirn mit Ruhm umkränzt hatten, brannten schon, im Kampfe gegen die ihnen lange verhaßten Polen neue Lorbeeren zu erringen, und so begann denn der Krieg mit dem schwachen,

wankelmütigen, aber von seiner klugen und ruhmsüchtigen Gemahlin Luise von Gonzaga gelenkten und getriebenen König Johann Kasimir. Die Schweden fielen in Livland und Polen ein, besetzten Warschau und nötigten Johann Kasimir zur Flucht.

Zwischen den beiden kriegführenden Mächten saß Friedrich Wilhelm als Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen. An eine Neutralität konnte seinerseits nicht gedacht werden. Zwar hielt er sich noch von allen Kriegshändeln fern, rüstete aber im geheimen und schloß mit Holland und den königlich westpreußischen Ständen ein Schutz- und Trutzbündnis, dabei die Dinge in Polen aufmerksam verfolgend, um seine von beiden kriegführenden Mächten begehrte Hilfe derjenigen zu gewähren, die ihm die meisten Vorteile bieten würde. Der geringe Widerstand, den Karl Gustav in Polen fand, und sein sieghaftes Vorgehen führten zu der Forderung Schwedens an Brandenburg, die ostpreußischen Häfen Pillau und Memel zu öffnen sowie ein Hilfsheer bereit zu stellen, wofür statt der polnischen die schwedische Lehnshoheit in Preußen zugestanden werden sollte. Diese im Vertrage zu Königsberg am 17. Januar 1656 erfolgte Abmachung bedeutete für den Kurfürsten eine Verletzung seiner Lehnpflicht gegen Polen und eine Verschlimmerung seiner Lage und ist auch nur unter Berücksichtigung der Notlage des Kurfürsten sowie seiner Hoffnung auf baldige Befreiung von der drückenden Fessel zu verstehen.

Inzwischen hatten sich die Polen in begeistertem Freiheitskampf erhoben und ihre Hauptstadt Warschau zurückerobert. Sie standen nun 40 000 Mann stark unter Johann Kasimir in verschanzter Stellung, des Angriffs des schwedisch-brandenburgischen Heeres gewärtig. Um den Kurfürsten gefügiger zu machen, wurde ihm im Marienburger Vertrage vom 25. Juni 1656 ein bedeutender Anteil an dem zu erobernden polnischen Gebiet zugesichert, und nun schlugen die verbündeten Heere in der dreitägigen Schlacht bei Warschau am 28. bis 30. Juli 1656 in heißem Ringen die heldenmütig kämpfenden Polen. In dieser denkwürdigen Schlacht bekundete Friedrich Wilhelm zum erstenmal sein Feldherrntalent. Seine klugen Maßnahmen, seine Besonnenheit und persönliche Tapferkeit hatten die Entscheidung herbeigeführt und ihm das Recht erworben, in die politische Gemeinschaft der großen europäischen Mächte einzutreten. Sein nächster Erfolg war jedoch die — wegen der Unsicherheit der von Schweden erworbenen Machtbefugnisse in Polen allerdings etwas problematische — Zusicherung der Souveränität in Preußen in dem Vertrage zu Labiau am 10. November 1656.

Nur kurze Zeit durften die Sieger von Warschau ihrer Errungenschaft froh sein. Denn von neuem erhob sich das polnische Volk, und Johann Kasimir, von der höchsten Begeisterung desselben getragen, zog siegreich wieder in Warschau ein. Polnische Truppen eroberten Kalisch, beunruhigten und überwältigten die Schweden in allen ihren Stellungen, und als die Lithauer unter Gonsiewski in Preußen eindrangen und bei Lyk eine schwedisch-brandenburgische Heeresabteilung von 10 000 Mann schlugen, als auch Österreich, Rußland, Dänemark und Holland eine Koalition gegen das ihnen zu mächtig erscheinende Schweden bildeten, da bekam Karl Gustav einen überaus schweren Stand.

Friedrich Wilhelm, der ohnehin nur der Not gehorchend sich mit dem Schwedenkönig verbündet hatte, konnte die Verpflichtungen, die er im Marienburger Vertrage auf sich genommen hatte, als gelöst ansehen, und auch der Labiauer Vertrag machte ihn noch mehr von Karl Gustav unabhängig. Wenn er deshalb der Waffengenossenschaft mit Schweden eine nunmehr abwartende Politik vorzog, ja, sehr bald die Neigung zeigte, sich wieder seinem alten Lehnsherrn, dem König von Polen, zu nähern, so setzte er zwar dadurch Karl

Gustav in peinliche Verlegenheit, handelte aber durchaus im Sinne seiner sich selbst gesteckten Regierungsaufgaben zum Wohle seiner Länder.

In diesem Augenblick geschah im Norden Deutschlands ein Unerwartetes. Friedrich III., der König von Dänemark, konnte die für sein Land so harten Demütigungen des Brömsebroer Friedens von 1645, der dem schwedisch-dänischen Kriege von 1643—45 ein Ende machte, nicht verschmerzen, und da er von Karl Gustav, der rücksichtslos sein Ziel verfolgte, auch für sich das Schlimmste erwarten konnte, so erklärte er nach der Kunde von den Schwierigkeiten, in die der Schwedenkönig in Polen geraten war, diesem am 1. Juni 1657 den Krieg und ließ seinen Reichsmarschall Andreas Bilde das schwedische Herzogtum Bremen besetzen. Dieser Koup kam indessen Karl Gustav durchaus nicht ungelegen, vielmehr ermöglichte er es ihm, sich aus der für ihn höchst bedenklichen Lage in Polen ohne Daransetzung seiner Feldherrnehre zu befreien.

In fliegender Eile zog er mit seinem Heere durch Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Lauenburg nach Holstein, stand am 23. Juni in der Nähe von Altona und Ottensen und schlug hier ein Lager auf. Er verfügte nur über etwa 12000 Mann, „ein schwarzes und schmutziges Volk, aber wohlgeübt und bewährt, und die Kriegsgewohnheit und Zuversicht des Sieges belebten es und vervielfältigten seine Kräfte." Während dann ein Teil des Heeres über die Elbe zog und das Bremische Gebiet zurückeroberte, ging ein anderer nach dem Norden. Ein Bericht [1]) über diesen Zug sagt: „Nachdem der König von Schweden aufgebrochen, haben sie alles, was vorgefunden, angezündet und abgebrannt. So das alte Schauenburger Schloß in Pinneberg, die Ritterhäuser in Haselau und Haseldorf, das adlige Jungfrauenkloster in Ütersen, Ütersen selbst und auch Elmshorn. In Elmshorn mußte am 5. August die schöne Kirche mit ihrer hohen Spitze, neuen Orgel und kostbarem alabasternen Altar ganz jämmerlich dem feuerspeienden Vulkano geopfert werden. Darauf gab dieser König der Stadt Itzehoe die visite, und weil selbige nicht alsofort nach Belieben Tür und Tor wollte öffnen, hat er den 7. August den roten Hahn überhinfliegen lassen und also diese Stadt elendiglich in Rauch und Schmauch gen Himmel geschicket." Die befestigten Städte Glückstadt und Krempe sowie die Wilster Marsch blieben verschont. Die aus dem Bremischen Gebiet über die Elbe zurückgeschobene dänische Armee unter Bilde wurde gewaltsam nach Jütland gedrängt und retirierte bis Friedrichsodde (Fridericia), das dann am 24. Oktober 1657 von dem schwedischen General Wrangel gestürmt und eingenommen wurde. Bilde ward gefangen genommen und starb an den erhaltenen Wunden.

Karl Gustav war währenddessen über Kiel und die Fähre bei Lübeck nach Wismar gegangen, um die Bewegung der Polen und Österreicher besser zu überwachen und seiner Flotte näher zu sein. Am 9. Januar 1658 sehen wir ihn wieder in Kiel, wo in einem Kriegsrat der Übergang nach Fünen beschlossen wurde, nachdem Alsen bereits im Dezember 1657 besetzt worden war. Am 22. Januar besuchte er seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich auf Gottorp bei Schleswig, und traf am 29. Januar zu Schlitten bei seiner in Heils, der Insel Brandsö gegenüber, marschbereit stehenden Armee ein. Die Landung auf Fünen mittels herbeigeschaffter Schiffe wurde durch den Winter vereitelt. Dieser aber schuf dafür einen in der Kriegsgeschichte bis dahin unbekannten Weg. Im Januar setzte bei heftigem Nordost ein ungewöhnlich starker Frost ein, der über die Belte eine dicke Eisschicht legte, eine Brücke, die, wie Karl

[1]) Vergl. D. Detleffen, Geschichte der holst. Elbmarschen: „Herzhorner Chronik."

Gustav sagte, die Natur selbst ihm gebaut habe. In tollem Wagemut und mit bewundernswerter Kühnheit befahl der König trotz Abratens seiner Heerführer den Übergang auf dem Eise. Das Heer bestand aus 9000 Mann zu Pferde und 3000 Mann zu Fuß. Der König führte den linken, Wrangel den rechten Flügel; in lang ausgezogenen Linien ging es über den zwei Meilen breiten Belt dahin. Zwei Regimenter waren in Gefahr einzubrechen; zwei Kompagnien des Waldeckschen Regiments versanken tatsächlich, auch des Königs Karosse und der Wagen des französischen Gesandten Terlon verschwanden in der Tiefe. Auf Fünen werden die zur Verteidigung aufgestellten Dänen umzingelt und müssen sich ergeben. Der körperlich schwerfällige König wirft sich in einen mit Stroh gefüllten Schlitten, den er im Siegesübermut seinen Triumpfwagen nennt, und führt das Heer, dessen Weg Gewaltsamkeiten und Plünderungen bezeichnen, nach Odense. Der 31. Januar ist ein Sonntag; der Bischof von Odense an der Spitze der Geistlichkeit, Bürgermeister und Rat der Stadt müssen den Sieger vor den Toren bewillkommnen. Bald ist ganz Fünen in den Händen der Schweden. Den Übergang nach Seeland aber läßt der Große Belt wegen gefährlicher Strömungen und des dadurch unsicheren Eises nicht zu, und so wird, teilweise des Nachts, der Weg über die kleinen Inseln Langeland, Laaland und Falster gemacht. Terlon berichtet, es sei etwas Schauderhaftes gewesen, in dunkler Nacht über das Eis zu marschieren, das der Huf der Pferde schmelzen gemacht habe, so daß die Truppen im Wasser wateten und jeden Augenblick mit Versinken bedroht waren. Einen seltsamen Eindruck gewährte es, als in der Nacht zum 8. Februar der Bürgermeister des befestigten Nakskov auf Laaland bei Laternenschein dem Könige den Schlüssel zur Stadt überreichte. Am 9. Februar rückte die Infanterie und Artillerie unter Wrangel auf Falster nach, und noch an diesem Tage überschritt Karl Gustav an der Spitze von 200 finländischen Reitern den letzten Meeresarm und setzte den Fuß auf Seeland. Als ihm bald 5000 Mann Krieger folgten, bemächtigte sich der Inselbewohner über das Unvörhergesehene, Unerhörte Staunen und Schrecken. Alles flüchtete in das feste Kopenhagen und lähmte die in der dortigen Bürger- und Studentenschaft auflodernde Begeisterung für die Verteidigung. Schon am 18. Februar wurde in Tostrup bei Roskilde ein Präliminarfrieden unterzeichnet, der am 26. Februar in Roskilde die Bestätigung fand. Dieser Frieden zu Roskilde schloß alle fremden feindlichen Kriegsschiffe von der Ostsee aus und befreite die Untertanen Schwedens von dem drückenden Sundzoll; Dänemark trat an Schweden die nach dem Brömsebroer Frieden ihm noch verbliebenen Provinzen auf der skandinavischen Halbinsel ab und verzichtete auf Rügen. Dem Herzog von Gottorp wurde ein Kriegsschadenersatz nach besonderen, noch festzusetzenden Vereinbarungen zugesichert. Hebt der Roskilder Frieden Schweden auf den Gipfel seiner Macht, indem er ihm auf der skandinavischen Halbinsel die geographische Abrundung und zur See freiere Bewegung gab, so bedeutete er für Dänemark einen entschiedenen, nie wieder ausgeglichenen Niedergang. Nicht nur, daß es die schönen Gebiete jenseit des Sundes, die ihm als das alte Heimatland des dänischen Volksstammes besonders wertvoll waren, verlor,[1]) — es erlitt auch durch den an den Roskilder Frieden sich anschließenden Vergleich von Kopenhagen am 2. Mai 1658 eine erhebliche Einbuße an seiner staatsrechtlichen Stellung auf der zimbrischen Halbinsel, indem es dem Herzog von Gottorp die Souveränität im Herzogtum Schleswig zugestehen und die Hälfte des Schleswiger Domkapitulats sowie das Bistumgut Amt Schwabstedt abtreten mußte.

[1]) E. Michelsen, Mitteilungen des Nordfriesischen Vereins, Jahrgang 1905/6.

Wie sah es während dieser Vorgänge auf dem Festlande aus? Schon beim Beginn [1]) seines Zuges gegen Dänemark hatte Karl Gustav nicht ohne Sorge auf das gesehen, was in seinem Rücken drohte. Die westpreußischen Festungen waren schwach besetzt, Vorpommern konnten die Polen unbehindert durchheeren, die wenigen in Holstein liegenden Truppen konnten leicht überwältigt werden, und eine etwaige Verbindung der holländischen mit der dänischen Flotte verschloß ihm auch das Meer. Mit besonderer Beunruhigung jedoch verfolgte er das Verhalten Friedrich Wilhelms. Nicht ohne Grund! Schon wenige Tage nach dem Labiauer Vertrage hatte der Kurfürst versucht, sich seinem alten Lehnsherrn, dem Polenkönige, wieder zu nähern. Natürlich wurde er zunächst mit Mißtrauen behandelt und abgewiesen. Aber weil Dänemark, um sich durch einen Anschluß Friedrich Wilhelms an seine Sache aus der großen Bedrängnis zu befreien, sowie die Generalstaaten aus Interesse für das Inselreich eine Aussöhnung zwischen Polen und Brandenburg wünschten, weil die polnische Königin in dem Kurfürsten einen besonders geeigneten Verbündeten für Polen erkannte und deswegen durch die Kurfürstinwitwe Beziehungen zu ihm suchte und fand, weil endlich auch die Kurfürstin Luise Henriette von jeher sittliche Bedenken gegen den Krieg mit dem Lehnsherrn gehabt hatte und als Holländerin zu einer antischwedischen Politik neigte, so arbeitete man von allen Seiten an dem Zustandekommen einer Übereinkunft zwischen den beiden Mächten. Doch erst die großen Erfolge des Schwedenkönigs in Dänemark führten dieselbe wirklich herbei und zwar in dem am 29. September 1657 zwischen Polen und Brandenburg abgeschlossenen Vertrage zu Wehlau, nach welchem Friedrich Wilhelm alle Eroberungen in Polen zurückgab, sich zu einem ewigen Bündnis mit Polen und im Kriegsfall zur Stellung eines Hilfsheeres verpflichtete, dafür aber Preußen erblich als souveränes Herzogtum erhielt.

So mit Polen vereinigt und hinsichtlich seiner dem Polenreich benachbarten Ländergebiete beruhigt, konnte der Kurfürst nunmehr an die Verwirklichung seines Wunsches denken, dem dänischen Könige Hilfe zu leisten. Hierzu fühlte er sich als deutscher Fürst verpflichtet, weil ja Dänemark durch den Besitz altdeutscher Länder deutschen Beistand verlangen konnte, zudem aber die glänzenden Fortschritte der Schweden in Jütland und auf den Inseln die Vermutung nahe legten, daß, wenn Karl Gustav mit Dänemark fertig war, er mit dem Kurfürsten abrechnen werde. Alle seine Räte und Generale waren voll Eifer und Hoffnung; man hielt den Moment gekommen, Schwedens Willkürherrschaft zu dämpfen, vor allen Derfflinger, „dessen Geist die andern dominierte." Dazu war der dänische Gesandte Detlev von Ahlefeldt in Berlin, das zum erstenmal einen diplomatischen Kongreß in seinen Mauern sah, eifrig bemüht, eine Allianz zwischen Brandenburg, Österreich, Polen und Holland zur Hilfe Dänemarks zustande zu bringen, und, begünstigt von der Kurfürstin und dem Freiherrn von Schwerin, dem gewandtesten Ratgeber des Kurfürsten, sowie von der Königin von Polen, erfolgte tatsächlich am 5. Februar 1658 ein Abschluß des Vertragswerkes. Zu einer Ausführung desselben aber konnte es nicht sogleich kommen, weil zu derselben Zeit der Friede zu Roskilde abgeschlossen wurde.

Der Wechsel in seinen Beziehungen ist dem Kurfürsten als eine Politik der Treulosigkeit schwer angerechnet worden. Dagegen [2]) ist gesagt worden, daß er nichts Besseres oder Schlechteres tat als alle Fürsten seiner Zeit. Wie man sich auf den Schlachtfeldern zu vernichten suchte, so trachtete man in den Kabi-

---

[1]) Vergl. J. G. Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, Teil III.
[2]) Vergl. Georg Hiltl, Der Große Kurfürst.

netten und bei den diplomatischen Verhandlungen nach gegenseitiger Schädigung. Denn die diplomatische Kunst lief darauf hinaus, Treulosigkeit gegen Treulosigkeit, Hinterlist gegen Hinterlist zu setzen. Solche Erwägungen aber genügen doch nicht zu einer rechten Würdigung der kurfürstlichen Politik. „Indem[1]) nämlich der Große Kurfürst sein Verhalten aus den großen Motiven der allgemeinen Politik bestimmte, indem er in ihr eine Stellung nahm, die sofort die schwerste Gefahr, die Rache Schwedens, über ihn bringen mußte, indem er es auf sich nahm, diesen Kampf zu bestehen, trat er weit über den Bereich der deutschen Territorialpolitik hinaus. Er tat es in dem Bewußtsein des Zusammenhanges, welchen der Kampf, dem er entgegenging, mit dem Wohl und Wehe des gesamten deutschen Wesens habe. Er ergriff ein großes deutsches Interesse, indem er sein eigenes vertrat. Dies ist der Punkt, welcher die große Wendung bezeichnet, die das Jahr 1658 bringen sollte."

Der Friede zu Roskilde hatte den nordischen Krieg zunächst zum Stillstand gebracht. Aber trotz desselben erfolgte der Abmarsch der schwedischen Truppen nur sehr langsam, so daß die dänischen wie schleswig-holsteinischen Gebiete unter den Kriegslasten unsagbar schwer zu tragen hatten. In Schleswig-Holstein waren es seit Beginn des Krieges vornehmlich die dem dänischen Könige gehörenden Landstriche, die staffelweise von Norden nach Süden mit denen des Herzogs von Gottorp abwechselten. Königlich waren z. B. die Ämter Hadersleben, Flensburg, Rendsburg u. s. f., herzoglich die dazwischen liegenden Ämter Apenrade, Tondern, Schleswig-Gottorp, Eckernförde u. s. f. Letztere also litten als Gebiete des Herzogs, Karl Gustavs Schwiegervater, weniger.

Am 5. Juni 1658 schiffte sich Karl Gustav mit seiner Gemahlin in Gotenburg an Bord seines Orlogschiffes „Amaranthe" ein, landete am 16. Juni in Flensburg, bezog hier das Schloß und empfing von allen Seiten Gesandte und Unterhändler wie im eignen Lande. Inzwischen hatte der schwedische Gesandte dem brandenburgischen in Frankfurt a. M. mitgeteilt, daß sein König den Hafen von Pillau sowie Hinterpommern und die Neumark zu einem „Paß nach Polen" geöffnet haben wolle, ein Begehren, das einem casus belli gleichkam. Auch ließen Karl Gustavs „formidabeln Rüstungen" das Schlimmste fürchten. Niemand zweifelte, daß sie gegen Brandenburg gerichtet seien. Denn der Kurfürst galt als der eigentliche Feind Schwedens, auf ihn wandte sich der ganze Zorn des Königs. „Er ist zu mächtig, seinem Ehrgeiz muß eine Schranke gesetzt werden!" sagte er zu Terlon. Schon im Mai war die Nachricht nach Berlin gekommen, daß die Schweden in drei Zügen in die Mark einfallen würden; „es geschehe durch Güte oder Gewalt, der König wolle sich Brandenburgs versichern." In Eile wurde Berlin durch 4000 Arbeiter mit Wällen und Bastionen versehen. Österreich und Polen erklärten sich bereit, Brandenburg, das ihren Ländern wie ein schützender Wall vorgelagert war, zu Hilfe zu kommen.

Karl Gustav führte währenddessen seine Truppen von Seeland nach Kiel, ließ aus Schweden neue Regimenter in Wismar landen, 8000 Mann zur See nach Preußen befördern und seine in Elbing stehengen Truppen ins herzogliche Preußen streifen. So mit furchtbarstem Angriff drohend, gab er den Impuls dazu, daß das lange vorbereitete Bündnis zwischen Brandenburg, dem Kaiser, Polen, Holland und Dänemark in Kraft trat. Nun aber bemühte er sich, die Verbündeten wieder zu trennen, indem er den Niederländern Befreiung vom Sundzoll versprach, den Kurfürsten auf das gemeinsame Religionsinteresse hin-

---

[1]) Vergl. J. G. Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, Band III.

wies und zwischen diesem und dem Kaiser Mißtrauen zu erwecken suchte. Und als dies alles vergeblich war, stellte er dem Kurfürsten das Ansinnen, Hinterpommern gegen das königliche Preußen auszutauschen, auf die Souveränität in Preußen zu verzichten, die alte Verbindung mit ihm wieder herzustellen, brandenburgisches Fußvolk an Schweden zu überlassen, die Festungen Driesen und Peitz schwedischen Besatzungen einzuräumen, wodurch Brandenburg aufs tiefste gedemütigt worden wäre. Völlige Unterwerfung oder Krieg, das war die Alternative, vor die der Kurfürst gestellt wurde. Trotz solcher Forderungen ließ der König den Wunsch aussprechen, mit Bevollmächtigten des Kurfürsten die Differenzen begleichen zu können. Am 30. Juni 1658 trafen denn auch die kurfürstlichen Gesandten Schwerin und Weimann in Flensburg ein, wurden aber nicht empfangen, bevor sie eine Vollmacht zur völligen Herstellung der alten Allianz vorlegten. Da ihre Anweisung dahin ging, eine bestimmte, sicherstellende Antwort von dem Könige zu erlangen und sich nicht durch Winkelzüge hinhalten zu lassen, so erklärten sie ihr Bedauern, daß ihre Sendung nutzlos geworden sei. Schroff abgewiesen, reisten sie am 4. Juli unverrichteter Sache und gedemütigt wieder ab und erfuhren bei ihrer Ankunft in Berlin, daß der schwedische Resident Wolfsberg auf des Königs Befehl Berlin bereits verlassen habe. Der Kurfürst faßte den seinen Gesandten angetanen Schimpf als eine persönliche Beleidigung auf, — der Bruch war vollständig. Dem französischen Gesandten sagte er, „es bleibe ihm nichts übrig, als Satisfaktion mit dem Degen in der Hand zu suchen." In Verfolg dieser Ansicht erneute er die Einberufungen, beschleunigte seine Rüstungen und versicherte sich von neuem des Beistandes der Verbündeten.

Zur Blütezeit.

Sieh nun mein Dorf in lichter Pracht
Des Frühlingsschmuckes prangen,
Ein sanfter Regen hat's gemacht,
Daß bald sie aufgegangen!
Wie sprießt hervor das zarte Grün,
Da kaum die Saat wir streuten,
Ein jedes Keimlein will nun kühn
Im Sonnenschein sich spreiten.
Mit Blüten schmückt sich jedes Reis
Schier an den Büschen allen;
Den Obstbaum deckt ein schimmernd Weiß,
Als wär' drauf Schnee gefallen.
Da öffnet sich das Auge weit,
Die Herrlichkeit zu fassen; —
Und sprichst du mir von jener Zeit,
Da sie auch muß erblassen:
Mag sein, daß Blüt' um Blüte sinkt,
Zur Frucht nicht wird gedeihen:
Ich will, so lang' der Frühling winkt,
Mich seiner Pracht erfreuen!

G. Schröder.

Segen- und Heilsprüche aus Lübeck und Umgegend.

Von **Colmar Schumann** in Lübeck.

I.

Die Sammlung von Heilsprüchen und -handlungen, die ich hier veröffentliche, stammt aus der Stadt Lübeck und ihrem Landgebiete, einiges aus dem nahen Dorfe Bardorwiek im Fürstentum Ratzeburg. Sie ist umfangreicher geworden, als bei der bekannten Schwierigkeit, von den „Wissenden" hierüber etwas zu erfahren, zu erwarten stand. Das meiste verdanke ich unsern Haupt- und Bezirksschullehrern, namentlich den Herren W. Bangert und J. Maaß, denen ich mich für ihre eifrige Mitarbeit zu aufrichtigem Danke

verpflichtet fühle. Meine allgemeine Kenntnis dieser Dinge beruht zumeist auf Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Manches, was ich bringe, fehlt dort, manches erscheint in anderer Gestalt, wie denn, soweit ich sehe, fast alles mehr oder weniger von dem abweicht, was mir hierorts in den letzten sieben Jahren vorgekommen ist. Ich bin zwar in unserer Zeit der vollen Freizügigkeit nicht imstande, zu beurteilen, wieviel des Gebotenen bei uns heimisch und tatsächlich im Schwange ist; doch da alles für die Volkskunde und -kenntnis brauchbar, habe ich nichts ausgeschieden und zurückgewiesen. Den Freunden unserer „Heimat" hoffe ich Willkommenes und Passendes zu liefern, und ich würde mich freuen, wenn, wie schon in älteren Jahrgängen begonnen, ergänzende Berichte und sachliche Erklärungen und Besserungen erfolgten, vor allem, wenn hierdurch Sinn und Verständnis für diese eigenartige Seite unseres Volkstums entwickelt und gekräftigt würde.

Das Besprechen oder Stillen von Krankheiten und Schäden aller denkbaren Art, hier gewöhnlich raden un böten (hochd. büßen = bessern) genannt, ist ein wesentlicher und wichtiger Zweig desjenigen Aberglaubens, der da wähnt, der Mensch könne durch geheime altüberlieferte Wissenschaft den natürlichen Gang der ihn betreffenden Dinge und Zustände in einer für ihn günstigen Richtung beeinflussen, sozusagen zaubern. Er hat, wie jeder Aberglaube, seine stärksten Wurzeln im altgermanischen Natur- und Götterglauben. Von der christlichen Kirche als sündlich und gottlos verdammt, hat er sich trotz aller Fortschritte der Bildung und Aufklärung in breiten Schichten der Bevölkerung erhalten und segelt nach äußerlicher Ausmerzung seiner heidnischen Bestandteile unter christlicher Flagge durch die Jahrhunderte ungestört weiter. Einiges, wie z. B. der Name Maria, versetzt uns noch in die vorreformatorische Zeit. Sehr vieles hat auf der langen Reise Schaden gelitten, ist durch Mißverständnis verdreht und zu barem Unsinn geworden, was sich mitunter durch Vergleichung verschiedener Fassungen desselben Spruches leicht feststellen läßt. Doch gibt es daneben Fälle, wo der Unsinn Absicht ist: man will damit eine stärkere Wirkung erzielen, denn dazu erscheint alles Verkehrte tauglicher. Die Verderbnisse weisen eine große Ähnlichkeit mit denen der Volks- und Kinderreime auf, die ja im wesentlichen auf die gleiche Quelle, den germanischen Gottesdienst, zurückgehen. Sie ist indes noch schlimmer, weil die Überlieferung oft schriftlich, durch Ab- oder Nachschreiben Ungebildeter, erfolgt und immer bloß von einem als ehrwürdiges Geheimnis im strengsten Stillschweigen einem zweiten vererbt oder anvertraut werden darf. Da sind Versehen und Irrtümer unausbleiblich. Wie leicht werden ferner Verse ähnlichen Inhalts von dem Stiller verwechselt und vermischt! Oder aber ein Leiden will nicht gleich weichen, dann wird ein anderer, vermeintlich kräftigerer Segen versucht; er erhält dadurch eine neue Bedeutung, und das zieht notgedrungen eine gewisse Wortänderung nach sich. Zu all dem tritt noch der allmähliche Übergang aus der niederdeutschen Form in die hochdeutsche hinzu, die sich in verschiedenen Stufen zeigt. Einige Sprüche sind gänzlich übersetzt, andere sind buntscheckig; der Kern wird meist zuletzt betroffen. Endlich gehen auch Versmaß und Endreim, der seinerzeit den alten Stabreim abgelöst hat, in die Brüche und machen der Prosa Platz; doch geschieht es verhältnismäßig erst selten.

Die Ausübung des Stillens liegt von alters her vorzugsweise bei den Frauen. Sie standen nach der Schätzung unserer Altvorderen in ihrem Wesen und Walten der Gottheit näher und galten somit als heiliger und heilkundiger. Wie sie ihr eigentliches Berufsfeld im Hause fanden, so lag ihnen auch das friedliche Amt der Krankenpflege und des Heilens in erster Linie ob. So ent-

stand der Name und der Stand der „weisen Frauen," der noch heute besteht und tätig ist. Da nach altem Brauche die Kunst abwechselnd von einem Manne auf eine Frau und umgekehrt übertragen werden soll, um den Zauber nicht zu schwächen, finden sich natürlich auch heilende Männer; allein sie treten weniger hervor und berühren sich eher mit den sog. Wunderdoktoren, als welche von je her Schäfer und Schinder (Henker) am berühmtesten sind. Alle, ob Weib, ob Mann, lehnen es entrüstet ab, wenn man ihr Treiben gottlos oder zauberisch nennt; sie handeln guten Glaubens im Namen und Auftrage Gottes, wie sie beim Segnen ausdrücklich betonen und durch die regelmäßige Anrufung der heiligen Dreieinigkeit bezeugen. Dürfen sie doch auch für ihren Dienst keinen Lohn fordern, sondern müssen ihn um Gottes willen leisten und mit freiwilliger Dankbarkeit zufrieden sein. Ich habe vor etlichen Jahren den Fall erlebt, daß eine ehrliche alte Frau in heller Verzweiflung zu mir kam und mich um Hülfe bat gegen das unberechtigte Vorgehen ihres Geistlichen, der sie seinen Betkindern als Hexe hinstelle und dadurch ihren guten Leumund und ihre Seelenruhe schädige. Sie sei eine fromme und gläubige Frau. Was sie an den Kranken tue, sei keine Sünde, sondern vielmehr Gutes. Wieviele Kranke habe der Herr Jesus geheilt, der ja noch immer ebenso gut als einst bei den Aposteln mit und bei uns sei. Beim Segnen denke sie nur immer: ob kurz du oder lange betest, und ob du fremde Worte redest, nur immer sei dein Herz dabei! Und dann beherzige sie den Spruch, welchen unser Herr Jesus selbst gesagt habe: Die Zeichen werden sein: die an mich glauben, wenn sie die Hände auf den Kranken legen werden, so wird es besser mit ihm werden; doch nur der felsenfeste Glaube hilft. So meine gute Alte, die mit ihren eigenen Ansichten und Worten leidlich zu beruhigen mir schließlich gelang. Wie sie denken alle solche „Volkszauberer." Sie üben ihr Amt in Treue und Glauben und zweifeln nicht im geringsten an der Wirkung. Wenn diese ausbleibt, dann ist irgend ein persönliches (Unglaube) oder sachliches Geheimnis im Spiele, wohl gar eine feindliche Gegenhandlung (Besprechung = Behexung). Zur Beruhigung des Leidenden wird dem Heilspruch gern die Zeile vorgesetzt: Helpt dat nich, so schad't dat nich! wie mir's mehrfach überliefert ist.

Die Sprüche an sich scheiden sich in zwei Hauptgruppen: die der einen enthalten eine kurze Erzählung, die der anderen einen Befehl, manchmal als Abschluß eines Gespräches. Die Erzählung berichtet von einem Vorgange, der dem bezweckten Verschwinden des Leidens entspricht, und zwar vorwiegend auf biblischem und kirchlichem Gebiete, z. B. aus Jesus Wanderungen mit seinen Jüngern; gern wird auch die Heilung als Rechtsstreit dargestellt, in dem das Gute über das Böse siegt. Der Befehl dagegen gebietet, in Anlehnung an Christus' Behandlung der Besessenen, dem Übel, welches als selbständiges, leibhaftes Wesen, Geist oder Tier, gedacht wird, von dem Kranken zu weichen. Die Krankheiten treten sogar in starker Vervielfältigung auf. Wir hören von 77 oder 99 Gichten, Fiebern u. a. m. Diese Zahlen sind, wie 3, 7, 9, zaubermächtig. Daher z. B. die oft wiederkehrenden 3 Rosen, 3 Furchen, 3 Farben, 3 Jungfrauen; in 3 Zügen läßt oft die Erzählung den erhofften Abschluß erfolgen. Nur wenige Segen bestehen aus dunklen Zauberformeln, die nicht aus dem alten Volksglauben herrühren, sondern aus der magischen Kunst des Mittelalters, aber mit benutzt werden, besonders zur Abwehr von Gefahren. Die richtigen Heilsegen haben wir als das Mittel zu betrachten, welches gleichsam die geheimnisvolle, Natur und Menschenwelt durchziehende Kraft bewegt, sich in derselben Weise bei der Entfernung des Übels zu betätigen, wie sie es bei dem erzählten Begebnis getan hat. Solche Gleichheit ist die geistige Sym-

pathie (Mitleiden); sie ist jedoch nur wirksam im Bunde mit der tätigen Sympathie, der wirklichen Heilverrichtung.

Diese verbindet, soweit irgend möglich, den leidenden Körperteil mit einem Gegenstande, der die Krankheit auf sich übernimmt. Sie ist sehr mannigfaltig und richtet sich nach den jeweiligen Umständen. Man streicht mit den mittleren drei Fingern kreuzweise über die betroffene Stelle, haucht oder bläst darüber, denn der menschliche Leib, insbesondere das Blut und der Atem besitzen geheime Kräfte. Man streift ein Leiden ab, wenn man den Kranken durch eine enge Öffnung zieht. Man wirft etwas davon oder einen Lappen, mit dem darüber gewischt ist, oder auch ein Abbild, z. B. einen Knoten, in fließendes Wasser, vergräbt oder versteckt es an einem dem belebenden Lichte unzugänglichen Orte. Man überträgt es durch Berührung oder sinnbildliche Handlung auf ein anderes Wesen, auf Menschen, Tiere und Pflanzen, am liebsten auf solche, die mit dem alten Himmelsgott in Zusammenhang stehen, wie Eiche, Holunder, Apfel- und Birnbaum; auch die Weide ist durch die Verwendung ihrer Blütenzweige zu Kätzchenpalmen mit dem Palmsonntag und der heiligen Zeit des Leidens Christi in enge Berührung gesetzt und so heilkräftig geworden. Bei all diesen Bäumen und beim Monde kann man das Übel „abbeten." Ferner gibt man es einem Toten mit ins Grab, gewöhnlich durch Bestreichen mit seiner Hand, oder aber läßt ein kleineres Tier (Maulwurf, Frosch) langsam sterben in dem Wahne, daß die Krankheit gleicherweise vergehen werde. Ja, sogar aufessen kann man sie: man schreibt den Heilspruch auf Butterbrot oder auf einen zu verschluckenden Zettel. Wird ein Spruchzettel am Halse oder in der Tasche oder in den Kleidern eingenäht getragen, so schützt er als Amulet vor vielerlei Gefahren, selbst vor Behexung und gewaltsamem Tode, z. B. im Kriege. Überall ist der Sinn und Glaube, daß der Kranke frei werde, indem sein Leiden gleichzeitig mit dem Sympathiegegenstande verderbe oder von dessen größerer Lebenskraft überwunden oder unschädlich gemacht werde. Damit aber die wirkenden Kräfte ihre volle Macht entfalten können, muß man die geeigneten Zeiten und Orte wissen und beobachten. Sehr günstig sind heilige Tage, zumal die mit altgermanischen Feiern zusammenhängenden: die Weihnachtszeit oder die Zwölften, darin am meisten die Sylvesternacht, die Scheide zwischen altem und neuem Jahre, sodann das Osterfest, die Walpurgis- und die Johannisnacht. Dunkle und dämmerige Stunden und Orte taugen besser als helle, weil es sich um geheime Vorgänge handelt. Abnehmender Mond ist gut, wenn etwas schwinden, zunehmender, wenn etwas gedeihen soll. Alles, was einstmals unter dem Schutze des volkstümlichsten Gottes, Donar, stand, besonders Haus und Hof, Schwelle und Herd, sodann Kirchen und Kirchhöfe und was mit ihnen zu tun hat, spielen eine bedeutsame Rolle. Als äußerst zauberkräftige Dinge galten u. a. Brot und Mehl, Erbsachen (z. B. Erbschlüssel, Erbring), Wasser und Erde.

Levensau.

Von **Woldemar Frhrn. Weber von Rosenkrantz.**

Während die Eider sonst die Grenzscheide zwischen Schleswig und Holstein bildet, blieb zwischen Flemhuder See und Kieler Hafen ein Streifen Landes frei, der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zweimal entscheidende Veränderungen durch menschliches Eingreifen erfahren hat und nun wieder erfahren wird.

Mit dem Namen des Hofes **Levensau**, der der Kanalverbreiterung zum Opfer fallen wird, geht auch die Erinnerung an einen kleinen Grenzfluß verloren, nach welchem der Hof genannt wurde, und der schon dem Eiderkanal weichen mußte.

Die bei Warleberg entspringende, 10 km lange „leuoldesowe," 1364 „levesouwe," ward 1225 zur Grenze bestimmt.[1]) Die Landstraße von Kiel nach dem Dänischenwohld führte über die Aue, die man an vielen Stellen leicht durchwaten konnte (1692).[2]) Hier haben sich in alter Zeit, am häufigsten im 15. Jahrhundert, die Landstände beider Herzogtümer unter freiem Himmel versammelt, bis man die Landtage in die Städte verlegte.[3])

Neben dem Namen des Flusses findet sich derjenige eines bewohnten Ortes nirgends, und es ist anzunehmen, daß der Boden, der 1692 als „morastig" bezeichnet wird, erst durch den Bau des Eiderkanals ertragsfähig wurde. Damals ist der nunmehr verschwindende Hof Levensau erbaut.

Bei den sich teils widersprechenden Angaben ist es schwer, sich ein Bild davon zu machen, wie der Landstreifen zwischen See und Hafen in alter Zeit und vor Erbauung des Eiderkanals aussah. Danckwerth sagt in seiner Landesbeschreibnng: „Das Land Holstein . . . . . hat die Eyder und Levensow als Grentze sampt einem alten Wall und Graben von dem Flemhuder See an biß an des Flüßleins Levensow Uhrsprung."[4]) Diese Angabe ist durch die Schrödersche auch in die neu herausgegebene Schleswigsche Topographie geraten, und der Grenzgraben hat auch bestanden, doch kein Wall; Kuß hat nachgewiesen, daß sich hier keine Befestigung befand.[5]) Ähnliche Widersprüche finden sich auch in betreff der Furten. Nach den Topographien befand sich der Hauptübergang in den Dänischenwohld bei Holtenau, während tatsächlich der nach Eckernförde führende alte „Herweg" (die „via regia") viel höher, bei Suchsdorf, über die Aue führte.[6])

Als Versammlungsort der Landstände nennt Schröder Suchsdorf auf dem holsteinischen Ufer.[7]) Ein Herr Scheel macht in den Provinzialberichten über die Levensau folgende Angaben: Im Jahr 1692 hatte die Aue bereits eine ungleiche Tiefe von 8—10 Fuß Wasser, und konnte kaum die kleinen Jachten, Kreuzsegel genannt, tragen, ausgenommen wenn sie durch hohes Seewasser bei östlichen und nordöstlichen Winden gleich hoch bis an die Knooper Mühle anschwoll, wo das Wasser auf einmal einen Abfall von 10 Fuß hatte, und die niedrigen und mohrigten Gegenden, die den ganzen Lauf der Aue umgränzen, überschwemmte.[8])

Der Hof Levensau brannte am 13. Dezember 1882 bis auf das Wohnhaus nieder und wurde wieder aufgeführt. Die durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals verkleinerten dazu gehörigen Ländereien betragen etwa 132 ha.

---

[1]) Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 38: Vergl. in der Abhandlung Dohms über holsteinische Ortsnamen S. 162 Zeile 6 v. o.

[2]) Provinzialberichte 1795, Heft 4 S. 46.

[3]) Die alten Landtage der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Jpsen, Kiel 1852. S. 24.

[4]) Danckwerth, Landesbeschreibung S. 183.

[5]) Der Irrtum ist in den Chroniken auf eine Verwechslung mit dem Danewerk zurückzuführen, auch hatte „Landwehr" die Bedeutung „Grenze." (Neues Staatsbürgerliches Magazin Bd. 2 S. 554 ff.) Siehe dazu noch Danckwerth S. 169: „und ist aus dem Flemhuder See ein alter Graben geführt in die Levensau, welche die Landscheide macht zwischen Schleswig und Holstein."

[6]) Danckwerth, Karte zwischen S. 156 und 157.

[7]) 1269 kommt schon ein Marquard von Suchsdorf in dem Kieler Stadtbuch vor.

[8]) Provinzialberichte 1795, Heft 4, S. 46.

Zum Schluß muß ich noch der landschaftlichen Schönheit dieses Landstreifens gedenken, die sich an der ganzen Kanalstrecke entlang in wechselnden Bildern geltend machte und den Kanalbauten zum Opfer fiel und jetzt wieder fällt. Natürlich trauert das Herz des Naturfreundes besonders über den Verlust des Flemhuder Sees, der nunmehr ganz zugeworfen werden soll. Um den Eindruck der Schönheit jener Gegend sich anschaulich zu machen, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, da die gewaltigen Trocken- und Naß-Baggermaschinen hier noch nicht ihre erdumwälzende Tätigkeit begonnen hatten. Zu diesem Zweck darf ich wohl einige Zeilen aus dem Tagebuch einer auf dem nahegelegenen Gute Rosenkrantz wohnenden Dame aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts anführen. „Die Lage des Gutes," schreibt sie, „ist, wenn auch nicht so großartig wie die der Ostseegüter, doch eine außerordentlich liebliche. Ein gewisser Zauber, der von jedem empfunden wird, umgibt das Ganze. Der friedliche Kanal fließt mit seinen vielen Krümmungen, grünen Ufern, von hohen Eichen und Buchen und rauschendem Schilf begrenzt, unmittelbar am Garten vorüber. Wie gerne blickte man an Sommerabenden von einer durch Bäume und Buschwerk halbversteckten Hügelbank aus auf die ruhige Wasserfläche, in der sich der glühende Abendhimmel wiederspiegelte — drüben die Ziegelei von Eichbäumen umgeben — hin und wieder zog ein Schiff vorbei — oft mit malerisch roten Segeln, von Pferden oder Matrosen gezogen. Ab und zu ertönte der Ruf: „Holöver!" und rief einen Kahn zur Überfahrt ans diesseitige Ufer. Vielleicht 1000 Schritte entfernt liegt der Flemhuder See mit waldigen Ufern und kleinen Schilfinseln. Eine Kirche, von alten Erlen umgeben, spiegelt sich in dem klaren Wasser. Zahlreiche wilde Enten, Möven, Kiebitze und andere Wasservögel beleben die Gegend, langhalsige, hochbeinige Reiher stehen am Ufer und spähen nach Beute. Denn mancher Hecht und Barsch tummelt sich in den Fluten. Über dem ganzen Bilde liegt eine wundervolle Ruhe, und der Fremde vermag den Blick von der in ihren einfachen Linien so reizvollen Landschaft kaum loszureißen."

Perrn.

Perrt Di mal Ener ut Verseh'n
So'n beten unsanft op de Tehn,
Un hett denn soveel Plie un Schick
In'n Brägen, un entschülligt sick,
Denn denk': Na, da' 's ja nu passeert,
Ick perr am Enn' ok mal verkehrt! —

Doch perrt Di Ener op de Tehn
Un seggt keen Wort, un grient sik een,
As wenn he Di ok perren wull, —
Mensch, denn warr splitterhageldull
Un perr em wedder, awer 'wiß
Dor, wo sien beste Liekdorn is.

Julius Wichmann.

De Röwerhauptmann mit de grön'n Hoor.

Ostholsteinisches Volksmärchen.

Nacherzählt von **Julius Wichmann** in Hamburg.[1])

Dor weer mal 'n Mann, de harr dree Döchder; twee dorvun weern verheirat', de drütt' awer noch nich. Do frög ehr Vadder ehr mal, wat se sick nich ok verheirat'n wull. Do sä' se: nee, se wull blots en hem mit gröne Hoor. Dat hör 'n Röwerhauptmann. Do köm he bi un farw sien Hoor mit

[1]) Alle Freunde der plattdeutschen Muse erhalten auf Wunsch unentgeltlich von Emil Richters Verlag in Hamburg, Gr. Theaterstr. 9: Wichmanns ausgewählte Dichtungen nebst Porträt und Biographie.

Grassaft, un do güng' he hen na ehr un frög ehr, wat se sien Fru warrn wull. Do sä' se: Ja, sä' se, mit gröne Hoor harr se grad' al ümmer en hem wullt. Do frög he ehr, wat se em nich mal besöken wull, he weer 'n grot'n Koopmann un wahn mirrn in't Holt un harr 'n ganzen Barg Kommis. Do sä' se: Na ja, denn wull se em mal besöken. Un as se do hengüng', do müß sie örst 'n ganzes Enn' dörch't Holt lopen, un do seeg se sien Hus dor ligg'n. As se de Port apen maken döh, do köm dor 'n ganze Schow Hunn' op ehr dal; de dod'n ehr awer nix, se güng'n blots een bi een achter'n anner an, un as se bi de Husdör weern, do kehr'n se weller üm. Do köm se toörst nah 'n Stuw herinner, dor hüng' luter fein Tüg in: Mantels un Öwertreckers un Röck un Büxen — —. „Junge, Junge," sä' se, „dat is awer 'n grot'n Koopmann! De hett je wol 'n Barg Snieders un Neihdeerns sitten." Do köm se na 'n Stuw herinner, de stünn bab'n vull Glaskastens, de weern all vull Gold- un Sülwersaaken. In en'n weern luter golden Uhr'n, un in 'n annern luter golden Käden, un in 'n drütten luter golden Armbänner, un denn köm en mit luter golden Ohrbummels — —. „Junge, Junge," sä' se, „dat is awer 'n groten Koopmann! He hett ok je wol 'n Barg Goldsmäd' sitten." — Do köm se na 'n Stuw herinner, dor stünn luter Bütten un Balj'n, de weern all proppenvull Minschenfleesch. In een weern luter Arms, un in de anner luter Been, un in de anner luter Fööt, un in de anner luter Hänn'. Se meen je awer, dat weer inpäkelt Swienfleesch. „Junge, Junge," sä' se, „dat is awer 'n groten Koopmann! He hett je wol ok 'n ganzen Barg Slachters!" Do köm se na 'n Stuw herinner, dor häng 'n Vagel an de Wand, de sä': Zurück, zurück, du junge Braut, bist in ein Mörderhaus gerat'n! „Wat seggst du dor?" frög se, „dat hew ick nich verstahn, dat muß du noch mal segg'n." Do sä' de Vagel dat noch mal: Zurück, zurück, du junge Braut, bist in ein Mörderhaus gerat'n! „Dat hew ik noch nich verstahn," sä se, „dat muß du noch mal segg'n." Do sä' de Vagel dat noch mal: Zurück, zurück, du junge Braut, bist in ein Mörderhaus gerat'n!

„Och wat," sä' se, „du tühnst je!" un do güng' se wieder. Do köm se na de Köök herinner, dor weer 'n ol Fru, de kaak Middag. Do frög se ehr, wat ehr Brüdigam nich to Hus weer? Dat weer je wol 'n groten Koopmann un harr je wol 'n Barg Kommis? — „Och du leewer Gott!" sä de ol Fru, „dat is 'n Röwerhauptmann, un sien Kommis, dat sünd luter Röwers." „Oha," sä' se, „denn will ick man maken, dat ick weller wegkam'!" Jer, sä' de Fru, dat kunn se nich; herin kunn wol jeder kam', awer herut nich: De Slödel harr de Röwerhauptmann ümmer in de Tasch. Do bä' se de ol Fru vun Himmel bet to Eer, se schull ehr doch rerrn; se wull ehr ok all'ns un all'ns to Gefall'n don. Do sä' de Fru: Jer, denn schull se sick man örst mal in de Spieskamer verstäken; se schull awer jo un jo ganz still wäs'n, sünst maken se ehr all beid' dot. Do sä' se, se wull ok ganz still wäs'n un wull sick nich rippen un rögen. Do wohr dat nich lang', do köm'n de Röwers to Hus, un jeder harr 'n fein Dam' op 'n Nacken, de harrn se sick röwert. Do frög de Röwerhauptmann, wat dat Äten ferdig weer. Do sä' de ol Fru: Ja, dat stünn al lang' op 'n Disch, se schull'n man gau heringahn, sünst wörr dat ganz kold. Do güng'n se all hen un eten wat. Blots een weer dor, de sä', he wull sien Dam' man örst gau dotmaken; se harr so 'n fein'n Ring op 'n Finger. Do sä' de ol Fru: Och wat, sä' se, dat kunn he je naaßen don, he schull nu man maken, dat he 'rinner köm, sünst kreeg he nix af: se harr man so wie so 'n bäten knapp kaakt. Do sä' he, denn wull he ehr awer wenigstens örst de Finger afhau'n, un do hau he ehr de Finger af, wo de Ring op sitten dö, un do güng' he ok hen un eet wat.

Do, nah 'n Tiedlang, do köm de Fru un sä', nu weer dat Tied, nu müß se utneih'n: de Röwers harrn sick all henleggt ton slapen. Denn müß se awer öwer all de Röwers wegperrn, un wenn se bi den Röwerhauptmann köm, denn müß se em de Slöd'l ut de Tasch nehm'n, sünst kunn se je nich heruterkam'. Se schull sick awer jo un jo vörsehn, dat se keen anstöten dö, sünst maken se ehr all beid' dot. Do sä' se: Ja, se wull sick wol in acht nehm'n. Un as se do na de Stuw herinnerköm, wo de Röwers legen, do legen se dor all un slöpen. Do perr se ganz sarchen öwer ehr weg, un as se bi de Röwerhauptmann köm, do nehm se em de Slöd'l ut de Tasch, un do kunn se je heruter kam'. Un as se do ut de Husdör köm, do köm'n all de Hunn weller op ehr dal. Do smeet se ehr gau 'n Stück Brot hen, un do nei se ut, all wat se kunn, in een Gang' to Hus an.

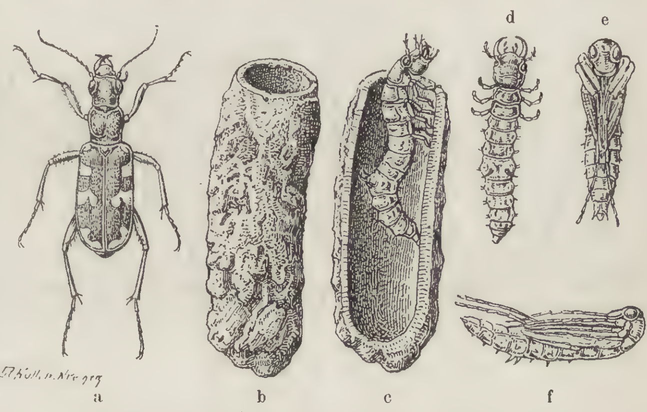
Do köm de Röwerhauptmann mal un frög ehr, worüm as se em denn gornich mal besöken döh? Se wull em je doch ümmer mal besöken. Do sä' se: Jer, sä' se, se harr man noch gor keen Tied hatt: Vörig Woch harrn se wuschen, un düsse Woch harrn se dat hild mit 'n Backen; Sünndag weer ehr Geburtsdag, denn schull he ok man 'n bäten henkam', un denn schull he sien Kommis man mitbring'n. Do sä' he: Na ja, denn wull he mit sien Kommis langkam'. Un as he do mit all sien Röwers köm, do stünn' buten 'n ganzen Barg Lüd', un jeder harr wat in de Hand: de een harr 'n Döschflögel, un de anner 'n Fork, un de anner 'n Gaffel, un de anner 'n Leh,[1]) un so harrn se alltosam' wat. Un as se do herinköm'n na de Stuw, do setten se dor all dal un eeten wat, un de Röwerhauptmann seet bi sien Brut. As se nu wat äten harrn, do sä' de Brut, se harr vun nacht so 'n drullig'n Drom hatt, wat se den mal vertelln schull? Do sä'n de Lüd', ja, dat schull se man mal vertelln, un de Röwerhauptmann sä' ok, dat schull se man mal vertelln. Do sä' se: „Mi dröm vun nacht, ick wull mien Brüdigam besöken. Do müß ick örst 'n ganz Enn' dörch 'n Holt lopen, un do köm ick nah 'n Stuw herinner, dor weer 'n ganzen Barg fein Tüg in: fein Röck, un Mantels, un Öwertreckers —". Do rutsch de Röwerhauptmann up sien Stohl hen un her, un de Röwers rutschen ok all op ehr Stöhl hen un her; un de Röwerhauptmann sä': „Traum is 'n Traum; Schaum is 'n Schaum." — „Un do," sä' de Brut, „do köm ick nah 'n Stuw herinner, de stünn baben vull Glaskastens, de weer'n all vull Gold un Sülvertüg. In de een weern luter Käden, un in de anner luter Broschen, un in de anner luter Armbänner — —". Do rutsch de Röwerhauptmann weller op sien Stohl hen un her un sä' weller: „Traum is 'n Traum, Schaum is 'n Schaum." — „Un do," sä' de Brut, „do köm ick nah 'n Stuw herinner, dor weern luter Bütten un Baljen in, de weern alltosam' baben vull Fleesch — —". Do stünn de Röwerhauptmann gau op un sä', se harrn nu keen Tied mehr, se müssen nu na Hus: se harren noch 'n ganzen Barg to dohn. Do fülln se all öwer de Röwers her un maken ehr alltosam' dot; blots de Röwerhauptmann un de, welken de Dam' de Finger afhaut harr, de wörrn mit veer ganz mager Ossen vuneenräten.

Bilder aus dem Käferleben.[2])

I. Sandlaufkäfer (Cicindela hybrida L.) Glühend heiß brennt, trotzdem wir noch im Frühsommer sind, die Sonne auf den sandigen Waldweg. Das Insektenleben steht noch nicht auf seiner vollen Höhe. Aber schon macht es sich bemerkbr in glänzenden

[1]) Sense.
[2]) Dem gleichnamigen Buche, Band 2 der Serie A der Sammlung „Naturwissenschaftlicher Wegweiser" mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Strecker & Schröder in Stuttgart entnommen.

Vorläufern. Leuchtend blitzt es zu unseren Füßen auf, fliegt in gerader Richtung ein Stück vor uns, um sich wieder niederzulassen und rasch ein paar Schritte auf dem Boden hinzueilen und wieder aufzufliegen. Es ist ein Sandlaufkäfer der Gattung Cicindela, für den die Abwechselung zwischen kurzem Flug und kurzem raschen Lauf geradezu charakteristisch ist. Es wird uns nicht leicht, das Tier zu fangen, welches, wenn dies geglückt ist, sich mit seinen nadelscharfen, weit aufgesperrten Kiefern zu verteidigen sucht. Die Böschung des sandigen Weges ist die Geburtsstätte des Käfers, und vielleicht finden wir, wenn wir hier nachgraben, noch die eine oder andere Puppe, im Hochsommer aber die Larven. Das merkwürdige Geschöpf will gesucht sein, denn es lebt in Röhren von mehreren Zentimetern Länge im sandigen Boden. Unsere Abbildung zeigt uns eine Art der genannten Gattung mit Larve und Puppe, sowie der Röhre der Larve; bis zum Eingange der Röhre sich vorschiebend, lauert die Larve hier auf Beute. Zwei Haken am gekrümmten Rücken bieten ihr die Möglichkeit, sich in der fast senkrechten Röhre festzuhalten. Glaubt sie sich gefährdet, so läßt sie los und fährt blitzgeschwind die Röhre hinab. Scheint die Gefahr vorüber, so muß sie wieder die Höhe hinaufklettern, wie der Schornsteinfeger im Kamin, wobei ihr jedenfalls die Rückenhaken gute Dienste leisten. Die Larve des Sandlaufkäfers ist, wie das erwachsene Tier, ein Raubtier; allerlei kleineres Getier, welches an ihrem Schlupfwinkel vorbeipassiert, fällt ihr zur Beute.



Sandlaufkäfer (Cicindela hybrida L.);
[a Käfer, b Larvenröhre, c Durchschnitt der Larvenröhre mit Larve, d Larve, e Puppe von unten, f von der Seite.

Gedenkfeier des Kampfes bei Eckernförde am 5. April 1849.

Als man im Vorjahre zur Erinnerung an die vor 60 Jahren erfolgte Erhebung Schleswig-Holsteins überall in Stadt und Land unserer meerumschlungenen Heimat von patriotischer Begeisterung und Heimatliebe getragene Feste feierte, da war es für Eckernförde beschlossene Sache, im Jahre 1909 eine Hauptfeier zur 60jährigen Wiederkehr seines Ruhmestages zu veranstalten. Und wie freundlich hatte sich das stets gastliche Städtchen wieder diesmal herausgeputzt, als es galt, den Gästen, vor allem den alten Kampfgenossen von 1848/51 am 5. April ein freundliches Willkommen zu bieten. Schlanke Tannen vor den Häusern reihten sich zu langen Alleen, und ihr Grün kündete symbolisch treues Gedenken an der Väter Tat. Bunte Wimpel und Guirlanden verwandelten die Straßen in eine via triumphalis, und die alten blau-weiß-roten Fahnen grüßten neben den schwarz-weiß-roten von den Giebeln herab. Hier zeigte eine Buchhandlung in ihrer Auslage eine Anzahl historischer Bilder von Scenen aus dem Kampfe der kleinen Schanzen mit den zu ihrem Verderben entsandten und doch zu ihrem Ruhm erschienenen dänischen Orlogschiffen, dort ein Schaufenster eine Anzahl volkstümlicher Erinnerungen aus der bunt bewegten Zeit: Witzblätter und Satiren und Neuruppiner Bilderbogen mit Darstellungen der Kämpfe, dazwischen Wappen, Waffen und Uniformen. An anderer Stelle bildete eine Nachbildung des Denkmals der Nordschanze, dessen Bild hier zur Ergänzung des Erinnerungsaufsatzes: „Die Eckernförder Denkmäler“ im April-Hefte der „Heimat“ eine Stätte finden soll, eine sinnvolle Dekoration, während wieder ein anderes Fenster Trophäen aus dem Kampfe selbst aufwies: ein Stück des Ankertaues von „Christian VIII.“ und eine Anzahl aus dem Holze des Schiffes gearbeiteter Gebrauchs- und Erinnerungsgegenstände, wie in einem anderen Laden eine Gedenktafel mit den Namen der Besatzungen der beiden Schanzen lorbeergeschmückt zur Schau gestellt war. Das



Denkmal der Norderschanze bei Eckernförde.
Nach einer Photographie von Haltermann in Eckernförde.

Fest verschönte prächtiger Frühlingssonnenschein, und die frische Ostbrise, die von der Förde herüberstrich, erinnerte an die verbündete Naturgewalt, die vor 60 Jahren den Sieg erringen half. Die Morgen- und besonders die Mittagszüge führten die Deputationen verschiedener Kampfgenossenvereine der Provinz herbei, und Krieger- und Militärverein des Festortes geleiteten mit klingendem Spiel die Ankommenden nach dem alten Rathause, das ja derzeit ein Zeuge patriotischen Mannesmutes und größter Opferfreudigkeit der Eckernförder Einwohnerschaft gewesen war. Auf dem Rathausmarkte ordnete sich gegen 3 Uhr der Festzug, der zwar mit dem historisch und künstlerisch so wirkungsvoll ausgestatteten, prunkvollen Festzuge vor 10 Jahren nicht zu vergleichen war, immerhin aber Zeugnis ablegte von der Festbegeisterung, die die ganze Bevölkerung des Ortes erfüllte. Bürgermeister Heldman, dem die Mitglieder des Magistrats und des Stadtverordnetenkollegiums sich anschlossen, führte den Zug; in langer Reihe folgten in geschmückten Wagen die alten Kämpfer aus Schleswig-Holsteins großer Zeit, unter denen freilich mehrere sich noch rüstig genug fühlten, in Schritt und Tritt mit flatternder Fahne den Kameraden voranzuziehen. Die militärischen Vereine, die Königliche Baugewerkschule, Post, Gesangverein, Bürgerschützengilde, Feuerwehr, mehrere Innungen und Vereine reihten sich zu langem Zuge, in welchem besonders ein Festwagen des Eckernförder Männerturnvereins sich prächtig ausnahm. Hinaus ging's nach dem mit Flaggen und Guirlanden würdig geschmückten Denkmal der Südschanze. Nach dem Vortrage des Uhlandschen Liedes „Dir möcht' ich diese Lieder weihen" vom Eckernförder Gesangverein nahm Bürgermeister Heldman das Wort zu folgender Ansprache:

„Die für unsern deutschen Herd hier gewacht, gekämpft, gefallen, Dank und Ruhm den Helden allen, Preis dem Herrn, der Sieg beschert!"

Das ist der Spruch an dem Denkmal, an dem wir uns hier versammelt haben, um die 60jährige Wiederkehr des Seegefechtes von Eckernförde zu feiern, das ist auch der Leitspruch, der uns eine Richtschnur für die ganze heutige Feier sein soll!

Preis dem Herrn, der Sieg beschert! Ohne seine Hülfe ist all unser Tun umsonst, ohne seine Hülfe wäre auch der herrliche Erfolg des 5. April 1849 nicht zu verzeichnen gewesen. Bange Sorge mag auf manchem Gemüt gelastet haben, als das stolze Geschwader Dänemarks unter Paludans Leitung seinen Kurs in die Förde einschlug, als später bekannt wurde, welche Drohung der Admiral der friedlichen Bürgerschaft gegenüber hatte laut werden lassen. Die Treue, mit der Eckernfördes Bürger an der Sache Schleswig-Holsteins hingen, ließ sie allerdings nicht im Zweifel darüber, welche Antwort sie auf die allem Völkerrechte hohnsprechende Drohung erteilen sollten, aber wenn nicht Wunder geschahen, wenn nicht Gottes Hülfe mit den schwachen und doch so tapferen Besatzungen der beiden Schanzen war, dann konnte gar leicht Verderben unserer Stadt und ihren Bewohnern drohen Aber der allmächtige Lenker der Geschicke ließ sie nicht im Stich, er ließ nicht zu Schanden werden, was im Vertrauen auf ihn begonnen war, er verlieh den schleswig-holsteinischen Waffen einen Sieg, wie er herrlicher nicht gedacht werden kann. Darum gilt es auch heute: Preis dem Herrn, der Sieg beschert!

Dann aber: „Dank und Ruhm den Helden allen!" Jungmann und Preußer! Untrennbar sind diese beiden Namen mit der Geschichte unserer Stadt verknüpft. Voll Begeisterung waren sie beide herbeigeeilt, als Schleswig-Holstein seine Söhne und alle deutschen Brüder zum Schutze seiner Rechte aufrief, sie hatten beide unserer Heimat ihre Dienste und die Fähigkeiten zur Verfügung gestellt, die sie zum Teil in fernen Landen sich erworben, und

sie standen nun da als Führer der schwachen Besatzungen der beiden Schanzen, ihren Untergebenen ein Muster von Heldenmut und Tapferkeit. Und diese Untergebenen! Wie ein Mann standen sie zusammen gegen den Feind, der in erdrückender Zahl heranrückte, bereit zu bluten für ihre hohe Sache, zu sterben für die Freiheit unserer Heimat. Und nächst der Hülfe, die der allmächtige Gott verlieh, verdanken wir den ruhmreichen Ausgang des 5 April 1849 der Ausdauer, der Tapferkeit jener an Zahl schwachen Scharen, die hier auf der Südschanze und dort drüben auf der Nordschanze kämpften. Ihnen ist es zu danken, daß nach Stunden heißen Ringens der stolze und scheinbar unbezwingbare Danebrog vor der geschmähten schwarz-rot-goldenen Flagge sich senkte! Als dann nach der Übergabe „Christians VIII." das Feuer sein Zerstörungswerk begann, da war es der edle Held Theodor von Preußer, der zur Rettung überwundener Feinde herbeieilte, bis die Explosion seiner Tätigkeit ein Ende setzte und ihn, der glücklich und unverletzt dem Gefecht entgangen, noch nachträglich den Opfern des 5. April hinzugesellte.

Wenn wir der Kämpfer in den Schanzen gedenken, so darf Eckernförde, so darf Schleswig-Holstein auch der deutschen Brüder nicht vergessen, die fremder Herren Truppen angehörend, teils hier bereit standen, den Schleswig-Holsteinern im Falle eines ungünstigen Ausganges zur Seite zu stehen, teils auch wie die nassauischen Batterien tätig in das Gefecht mit eingriffen Und daß der heutige Tag auch im übrigen Vaterlande nicht vergessen ist, das zeigt uns dieser Kranz, den ich im Auftrage des Feldartillerie-Regiments Oranien in Mainz, der Truppe, welche aus der nassauischen Artillerie-Abteilung hervorgegangen ist, am Süderdenkmal niederlege.

Uns aber, dem jüngeren Geschlecht, soll diese einfache Feier stets ein Ansporn sein, den Streitern des 5. April 1849 nachzustreben in der Erfüllung der Pflicht dem Vaterlande und der Heimat gegenüber, auf daß auch wir, wenn wir dermaleinst zum Schutze unserer Freiheit und unserer Ehre aufgeboten werden sollten, ihnen nicht nachstehen, auf daß auch unser die Nachwelt dankend und rühmend gedenkt!

Im Namen des Feldartillerie-Regiments Oranien legte der Festredner dann einen prächtigen Kranz am Denkmal nieder, und die Menge sang begeistert das Schleswig-Holstein-Lied. Vom Hafen grüßten als beredte Zeugen von Deutschlands Macht und Größe zwei neue Kriegsschiffe, das Linienschiff „Lothringen" und das Spezialschiff „Vulkan," herüber, vor denen gerade auch der Danebrog, diesmal ein Zeichen des friedlichen Verkehrs und Einvernehmens der Nachbarvölker, auf einem einlaufenden Frachtdampfer sich zeigte. Vom Denkmal bewegte sich der Zug nach der Stadt zurück und von dort auf den Friedhof hinaus, um an den geschmückten Grabstätten, wo Freund und Feind ruhen, der ihrem Vaterlande treuen Toten zu gedenken.

Um 5 Uhr vereinigte sich eine stattliche Tafelrunde, in deren Mitte die alten Veteranen als Ehrengäste ihren Platz fanden, zum Festessen in Drowatzkys Hotel. Bürgermeister Heldman eröffnete mit einem Kaisertoast und der Begrüßung der auswärtigen Gäste die Reihe der zahlreichen Reden, die Kunde gaben von der bei alt und jung in diesem Kreise herrschenden Begeisterung. Mit Freuden wurde die Mitteilung aufgenommen, daß die Eckernförder Stadtvertretung jedem bedürftigen alten Veteranen einen Ehrensold bewilligt habe. Eine Anzahl Begrüßungstelegramme legten Zeugnis davon ab, daß man auch in der Ferne des festlichen Tages gedachte. Als nach dem Mahl die Festversammlung sich nach „Stadt Hamburg" zum Kommerse begab, waren dort bereits die Festräume dicht gedrängt besetzt. Der Kommers nahm unter der Leitung von Bürgermeister Heldman einen schönen Verlauf. Rede und Gesang wechselten in langer Reihe, und die dazwischen gestellten lebenden Bilder aus der vergangenen Zeit, von Rektor Maak durch anschauliche Erklärung verbunden und jedermanns Verständnis nahe gebracht, bildeten eine erfreuliche Ausgestaltung des festlichen Abends. Drei Mitkämpfer aus der Eckernförder Schlacht, schon beim Festmahle besonders gefeiert, saßen an der Ehrentafel, an der auch eine Vertretung des Offizierkorps der beiden vor Eckernförde liegenden Kriegsschiffe freudig bewillkommnet war. Als kurz vor Mitternacht der Kommers seinen Abschluß fand, war das Ende einer in engerem Rahmen gehaltenen, jedoch wohlgelungenen Feier gekommen, die eine wohlverdiente Ehrung der alten Veteranen bedeutete, zugleich aber auch bei der jüngeren Generation den Sinn für die früheren Geschicke unserer meerumschlungenen Heimat von neuem fruchtbringend belebte.

Unter den Festgrüßen aus der Ferne erregte besonderen Beifall einer, den der älteste Kampfgenossenverein in Hamburg „vom Grabe des Majors Jungmann aus" gesandt hatte. Über die von diesem Verein veranstaltete Erinnerungsfeier ging mir von befreundeter Seite folgender Bericht aus dem „Hamburger Fremdenblatt" vom 6. April zu, der auch hier eine Stätte finden mag:

„Eine Erinnerungsfeier an den Sieg bei Eckernförde am 5. April 1849.

Auf dem St. Jacobi-Friedhofe an der Wandsbecker Chaussee sieht man an dem Hauptwege, etwa 50 Schritte hinter der Kapelle, auf einem Sandsteinsockel in sitzender Stellung die lebensgroße Figur eines Artillerie-Offiziers mit entblößtem Degen neben einem Kanonenlauf und einigen Kanonenkugeln. Es ist der Major Eduard Julius Jungmann von der Schleswig-Holsteinischen Artillerie, geboren am 3. April 1815, gestorben am 25. März 1862, der Sieger in der Schlacht von Eckernförde am 5. April 1849, der unter diesem Steine ruht und dem der Hamburger Bildhauer Engelbart Peiffer das stimmungsvolle Grabmonument geschaffen hat. Ein Bronzekranz mit der Inschrift „Zur 25jährigen Gedächtnisfeier am 5. April 1874" kündet, daß 25 Jahre nach der siegreichen Schlacht dankbare Männer an diesem Grabe sich zu einer Erinnerungsfeier versammelt haben. Auch vor zehn Jahren, der 50jährigen Wiederkehr des Tages von Eckernförde, ehrten die alten schleswig-holsteinischen Kampfgenossen ihren Helden Jungmann an seiner letzten



Major Jungmann.

Ruhestätte. Am gestrigen Tage, der 60jährigen Wiederkehr der Heldentaten von Eckernförde, erschienen wieder Mitglieder des Vereins schleswig-holsteinischer Kampfgenossen von 1848—1851 zu Hamburg zu einer würdigen Gedächtnisfeier mit ihrer Fahne an dem Denkmale. Den Kämpfern für Schleswig-Holsteins Freiheit hatten sich pietätvoll der Kampfgenossenverein „Combattant" von 1870—71 von Eilbek und Umgegend und der Verein geborener Schleswig-Holsteiner „Up ewig ungedeelt" zu Hamburg mit ihren Fahnen angeschlossen. Auch der Verein der Offiziere, Ärzte und Beamten der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee von 1848—51" war durch eine Abordnung vertreten und ließ einen Kranz mit der Inschrift: „Dem Sieger bei Eckernförde am 5. April 1849" an dem Grabe niederlegen.

Nachdem jeder Verein einen Lorbeerkranz mit Schleifen in schleswig-holsteinischen Farben und den Helden ehrenden Inschriften niedergelegt hatte, hielt Herr Prof. Bahnson folgende Ansprache:

„Wir stehen hier am Grabe eines Helden. Solche Worte sprach Prof. Aegidi an dieser selben Stelle vor nahezu einem halben Jahrhundert, als wir die irdischen Überreste des Majors Jungmann der Erde übergaben, und ich weiß zum Andenken an die Heldentat unseres Kameraden kein besseres Wort zu prägen. Ja, Kameraden, unser Jungmann war ein wahrer Held. Bei den Kämpfen der Jahre 1848—51, an denen wir teilnahmen, sind manche Heldentaten verrichtet, aber keine übertrifft die Verteidigung der beiden Batterien von je vier (?) Kanonen gegen die gewaltige Übermacht von hunderten von Kanonen der feindlichen Kriegsschiffe, die unsern Jungmann und seine braven Mitkämpfer mit einem wahren Kugelregen überschütteten; aber Jungmann hielt sich nicht nur, nein, er zwang den Feind zur Ergebung Es ist dies eines von den seltenen Ereignissen der Kriegsgeschichte, bei denen eine große Übermacht durch eine der Zahl nach weit schwächere Macht bis zur Vernichtung überwunden wurde. Mir persönlich ist der Tag in lebhafter Erinnerung, da das Ba'aillon, zu dem ich gehörte, das vierte Jägerkorps, an demselben Tage, dem 5. April 1849, seine Feuertaufe im Sundewitt empfing. Am folgenden Tage kam der kommandierende General v. Bonin an unser Bataillon heran, lobte unsere tapfere Haltung und teilte uns das Ergebnis von Eckernförde mit. Wir jubelten, wie ganz Schleswig-Holstein damals jubelte. — Darum feiern wir mit Recht den Tag, an dem dies vor 60 Jahren geschah, und feiern ihn am Grabe unseres verewigten Kameraden, der das meiste zu dem glücklichen Verlaufe beigetragen hat."

Mit entblößten Häuptern hatten die Versammelten diese Worte angehört, und in ernsten Gedanken an längst verschwundene Tage verließen die alten weißhaarigen Krieger die Stätte des Friedens.

Kiel. F. Lorentzen.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Schleswig-Holsteinischer Landesverein
für Heimatschutz.

An die Bauherren und Baugewerksmeister der Landorte!

Das Bauen auf dem Lande.

Haltet fest an der alten Bauweise.

In Deutschland hat jeder Volksstamm im Lauf der Jahrhunderte eine seinem Charakter und seinen Sitten und Gewohnheiten entsprechende Bauweise ausgebildet. Diese Bauweisen zeigen noch in den einzelnen Landschaften örtliche Verschiedenheiten infolge der Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Bedürfnisse, des Klimas und der Baustoffe, die die Gegenden boten. Die alte Bauweise einer Landschaft ist nichts willkürlich Erfundenes, sondern der Erfolg einer über viele Jahrhunderte sich erstreckenden Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren.

Besonders reich an solchen scharf ausgeprägten Bauweisen ist Schleswig-Holstein. Nordschleswig, Angeln, Nordfriesland, Eiderstedt, Dithmarschen, die Elbmarschen, Mittel-Holstein, das Amt Bordesholm, die Probstei, Ostholstein, Lauenburg, sie alle haben ihr ihnen eigentümliches Bauernhaus und auch besondere Bauformen. Die alte Bauweise ist ein Erbstück, ein Schatz und ein Schmuck unserer Heimat, den die Fremden bewundern, und der sie ins Land zieht, ein Schatz, der aber heute schwer bedroht wird. Laßt ihn euch nicht entreißen, „Schleswig-Holsteiner, holt fast".

Zu allererst richtet sich diese Mahnung an die Herren Baugewerksmeister auf dem Lande. Erforschen Sie fleißig die guten, noch so zahlreichen alten Bauten Ihres Kreises. Je mehr Sie sich abwenden von diesen schönen Vorbildern der alten Zeit, desto weniger werden Sie selbst und die, für die Sie bauen, auf die Dauer Freude an Ihren Werken finden. Nur was von heimatlicher Art ist, erwärmt uns Schleswig-Holsteinern das Herz; umgeben uns Gebäude, die überall auf der Erde ebensogut stehen könnten, wie bei uns zu Lande, so können wir uns nicht wohl fühlen. Neue Anforderungen verlangen zwar neue Formen, aber sie zwingen noch lange nicht, dem Heimatlichen den Rücken zu kehren und die Brücke zur alten Bauweise abzubrechen. Soviel nur möglich, muß das gute Alte erhalten bleiben.

Im folgenden haben wir einige Regeln zusammengestellt, deren Befolgung uns für das gestellte Ziel am wichtigsten erscheint.

Vermeidet großstädtische Bauweisen.

Ein Haus soll auf dem Lande höchstens zwei Stockwerke haben. Man baue in die Breite, nicht in die Höhe. Die vielstöckigen Häuser der großen Städte sind dort ein notwendiges Übel, wo der Grund und Boden teuer ist, aber in den Dörfern und kleinen Ortschaften haben sie keinen vernünftigen Grund und sind ebenso unbequem wie häßlich. Ein einzelner hochstöckiger Bau kann das schöne Bild einer ganzen Straße schänden, ja den Anblick der ganzen Ortschaft verderben, wenn er mit kahlen Brandmauern über die alten schlichten Nachbarhäuser protzig in den Himmel ragt. Wo hochstöckige Häuser gebaut werden, steigen bekanntlich auch die Mieten.

Gerne wohnt niemand in solchen Kasernen. Wer auf dem Lande einen alten Stamm von Arbeitern erhalten will, wird darum für so wie bisher einstöckige Wohnungen errichten. Nur dann ist es auch möglich, daß der Arbeiter etwas Land selbst bewirtschaftet.

Form des Hauses.

Die Form des Hauses sei einfach und klar. Die alten Bauten, die uns so sehr ansprechen, zeigen im Grundriß gewöhnlich ein schlichtes Rechteck ohne viel Vor- und Rücksprünge und sind mit einem gleichwinkligen Satteldach überdeckt, das entweder hohe Giebel oder steile Walme abschließen. Reichere, gegliederte Baumassen bildeten früher seltene Ausnahmen und erfreuten dann allerdings wohl durch ihren launigen, malerischen Aufbau. Werden sie aber, wie heute die Regel, verlieren sie allen Reiz. Wenn verwickelte Bauten wie in modernen Villenstraßen nebeneinander in großer Masse auftreten, wirken sie geradezu unangenehm. Man lebt von Brot, aber nicht von Zuckerkuchen.

Giebelhäuser.

In den meisten Ortschaften Schleswig-Holsteins stehen die Häuser mit dem Giebel nach der Straße, deren Bild dadurch außerordentlich gewinnt. An dieser Sitte ist festzuhalten. Es werden auf diese Weise häßliche kahle Seitengiebel vermieden. Im Dachgeschoß lassen sich noch viele behagliche Räume unterbringen, ohne daß man zu dem bei dem Stadthaus üblichen teuren und unschönen Kniestock greift.

Dachform.

Ein hohes steiles Dach ist das Wahrzeichen des deutschen Hauses und trägt nicht am wenigsten zu seiner eigentümlichen Schönheit bei. Schon beim Grundriß ist darauf möglichst Rücksicht zu nehmen, daß sich eine möglichst einfache klare Dachausmittelung ergibt. Bezüglich der Giebel, Walme und der Uhlenlöcher mit ihrem Zierat halte man sich streng an die alten Vorbilder, da gerade diese Formen echte Wahrzeichen für die einzelnen Landschaften sind.

Dachdeckung. Reetdächer.

Selbst wenn man die Feuergefährlichkeit und die Höhe der Brandkassen-Prämien berücksichtigt, ist für viele Zwecke ein Reetdach allen andern vorzuziehen. Im Winter warm, im Sommer kühl, luftig und doch dicht ist es für Ställe und Scheunen und auch für Wohnhäuser an sich ein unübertreffliches Dach, zumal wenn das Reet auf eigenem Grund und Boden des Bauherrn wächst oder sonst in der Nähe billig zu haben ist.

Bei der Eindeckung des Firstes halte man an dem Brauch der Landschaft fest; so befestige man in Schleswig den First nach wie vor mit Seegras und Hängehölzern und in Friesland mit Heidesoden und Pflöcken.

Pfannen. Will man aber kein Reetdach, deckt man am besten mit roten Pfannen, die auch von altersher bei uns heimisch und bewährt sind. Das aus lauter kleinen Rinnen bestehende Dach führt das Wasser schnellstens ab, trocknet infolge seiner gewellten Oberfläche leicht aus, ist also für ein feuchtes windiges Seeklima besonders geeignet. Es ist außerdem in der Anschaffung und Unterhaltung billig.

Zementplatten und Falzziegel. Dächer aus bunten Zementplatten sind so häßlich, daß sie neuerdings schon baupolizeilich verboten werden. Aber auch Falzziegeldächer sind ihrer unruhigen Oberfläche wegen unschön. Besonders unvorteilhaft wirken glasierte Falzziegel, da sie im Laufe der Zeit nicht nachdunkeln und in der Landschaft infolgedessen immer einen aufdringlichen Farbenfleck bilden. Falzziegeldächer lassen sich zudem schwer dicht halten. Musterungen machen Falzziegel- wie Zementplattendächer nur noch häßlicher.

Pappdächer. Unbedingt zu vermeiden sind auch Pappdächer. Sie stellen sich auf die Dauer kaum billiger als Pfannendächer, müssen alle paar Jahre frisch geteert werden und machen trotzdem immer den Eindruck eines vergänglichen Notbehelfes. Neben hochgiebligen alten Bauernhäusern und Scheunen, deren mächtiges Strohdach wie ein warmer großer Mantel das Haus schirmt, sehen die mit flachen Pappdächern gedeckten Häuser besonders kümmerlich aus. Dennoch haben die schwarzen, toten, flachen Dächer sich wie eine Krankheit im ganzen Lande verbreitet, sie sind geradezu für die Landschaft die schwarzen Blattern geworden.

Scheunendächer. Bekanntlich hat man besonders Scheunen in neuerer Zeit oft mit Pappe eingedeckt, um einen verhältnismäßig niedrigen Raum zu haben, der mit wenigen Arbeitskräften zu füllen ist.

Das flache Pappdach einer modernen Scheune kann aber leicht durch die Anwendung eines mit Pfannen gedeckten Mansardendaches umgangen werden, das einen ebenso bequem zu füllenden Raum bildet und keineswegs teurer kommt. Wenn in einer Scheune ein Maschinenablader eingebaut werden soll, tritt von selbst das steile hohe Satteldach wieder in seine Rechte.

Metalldächer. Ein recht häßliches und unpraktisches Deckungsmaterial ist auch Zink- und Eisenblech. Diese Metalldächer sind im Sommer außerordentlich warm, im Winter sehr kalt, außerdem teuer und durchaus nicht so dauerhaft, wie man vielfach meint.

Schindeln. Dagegen empfiehlt es sich, wie viele alte gut erhaltene Kirchtürme im Lande lehren, zur Bekleidung und Deckung von turmartigen Dachaufbauten, Gartenhäuschen usw. mehr als es zur Zeit üblich ist, auch wieder Schindeln zu verwenden.

Schiefer. Schiefer gehört in unserer Provinz nicht auf das platte Land. Auch in den Städten sollte man für die Dächer nicht ein Material aus England oder von der Mosel holen, wenn vor den Toren der Stadt gute rote Pfannen gebrannt werden. Man glaube nicht, daß eine Gebäudegruppe, eine Straße, eine Ortschaft um so schöner ist, je bunter die Dächer sind. Im Gegenteil, ein guter Einklang erzielt sich nur, wenn alle Dächer in gleichem Stoff und von gleicher Farbe sind. Was für eine Gebäudegruppe gilt, gilt in noch höherem Grade natürlich für

das einzelne Haus. Deckt man die Teile ein und desselben Gebäudes mit verschiedenen Materialien, nimmt man ihm alle Ruhe und macht es häßlich.

Dachgauben. Schmale hohe Dachgauben sind unschön. Man mache sie niedrig und breit und gebe ihnen die gleiche Deckung wie dem Dach. Etwaige Profile und Verkleidungen sind zierlich auszubilden.

Schornsteine. Die Schornsteine sind möglichst bis zum First zu ziehen. Bei der Ausbildung der Köpfe richte man sich nach alten Vorbildern.

Traufe. Verwerflich sind weitüberstehende Dächer mit freien sichtbaren Sparren und einer einfachen Schalung. Diese Art der Traufenbildung ist im Gebirge, im Schwarzwald und der Schweiz, zu Hause. Aber in Schleswig-Holstein ein störender Fremdling. Man studiere die einheimischen Gesimse, die schlicht aus Backsteinen gefügt sind, aus einem einfachen Windbrett bestehen oder auch aus einer kastenartigen Umkleidung der Balken und Sparren. Mit vorgehängter Rinne schützen sie das Haus gut, ohne dem Wind eine große Angriffsfläche darzubieten, und wirken schön und traulich. Die undeutsche aufgesetzte Rinne, die Dach und Gesims hart erscheinen lassen, sollten auch in den Städten vermieden werden. Im Fürstentum Lübeck, im Oldenburgischen, auch im übrigen Ostholstein und in Dänisch-Wohld ist noch eine andere Art der Traufenbildung bodenständig. Die Dachbalken sind in diesen Gegenden häufig weit vorgekragt, einfach profiliert und mit Bohlen abgedeckt. Häuser mit solchen überstehenden Dächern wirken außerordentlich schön und sollten in ihrer Heimat nachgeahmt werden.

Fachwerkbau. Gesunder, kräftiger Fachwerkbau ist auf dem Lande etwas sehr Schönes und Erstrebenswertes, doch hüte man sich, ihn kleinlich oder spielerig zu behandeln. Die Hölzer des Fachwerks dürfen nicht zu geringe Maße haben und müssen mit der Ausmauerung bündig liegen. Man glaube nicht, einem Hause, das in der Hauptsache in Rohbau ausgeführt oder verputzt ist, dadurch einen ländlichen Charakter und eine besondere Zierde zu geben, daß man willkürlich einen Erker oder Dachaufbau im Fachwerk ansetzt. Das Holz eines Fachwerks streiche man in alter Weise, wie es in der Gegend üblich war, mit Erdfarben grau, grün, rotbraun oder schwarz.

Verbretterungen. In manchen Teilen Schleswig-Holsteins, so im Amt Bordesholm, in Nordschleswig, war es üblich, das obere Dreieck der Fachwerkgiebel zu verbreitern. Diese gewöhnlich kräftig grün gestrichenen Verschalungen bilden einen guten Gegensatz zu dem ausgemauerten Fachwerk und empfehlen sich auch für Neubauten.

Ziegelrohbau. Verblender wirken schon in den Städten nicht schön, noch weniger auf dem Lande; sie sind viel zu geleckt. Die süßlichen gleichmäßigen Farben, die glatten Oberflächen, der langweilige Kopfverband sind charakterlos. Das schönste Material für Ziegelrohbau bilden Handstrichsteine. Damit die Flächen nicht zu düster erscheinen, dürfen die Fugen aber nicht mit Zementmörtel verstrichen werden, der immer eine dunkle Färbung annimmt. Am meisten empfiehlt sich für den Fugenputz Muschelkalkmörtel. Bei kleinen Häusern können nach alter Weise

auch die Ziegelflächen mit Englischrot übertüncht werden, worauf dann die Fugen mit feinen weißen Linien wieder aufzumalen sind.

Putzbau. Ein guter Rohbau wird in den Dörfern einem Putzbau meist vorzuziehen sein, da er sich in der Regel der Umgebung besser anpaßt. Immerhin sind von alters her nette freundliche Putzhäuser in ganz Schleswig-Holstein verbreitet, in manchen Teilen, so auf Alsen und in Schleswig, sogar vorherrschend. In kleinen Städten findet man viel dünn überschlemmte Rohbauten weiß oder in hellen gelblichen, grünlichen oder bläulichen Tönen, die außerordentlich freundlich wirken. Diese Technik, die bei Neubauten kaum noch angewandt wird, sollte, da sie sehr billig zu einem guten Ziel führt, aber überall wieder aufgenommen werden. Auch in den gleichen Tönen mit Ölfarbe gestrichene Rohbauten machen sich nett. Zum Verputzen verwende man einfachen Kellenbewurf oder glatt geriebenen Putz. Spritzbewurf und Kammputz passen nicht aufs Land.

Putzbau mit Ziegeleinfassungen. Putzbau in Verbindung mit Ziegeleinfassungen ist eine häßliche moderne Erfindung, die in den Städten eine Zeitlang viel Unheil angerichtet hat und nicht auf das Land verpflanzt werden sollte.

Sockel. Den schönsten Sockel bilden gespaltene Felsen. Sehr wirkungsvoll ist auch ein einfacher schwarzer Teeranstrich. Ein Sockel ist überhaupt nicht unbedingt erforderlich.

Vorgeklebte Fassaden. Welche Bauart man auch für die Vorderseite eines freistehenden Hauses wählt, man führe sie jedenfalls auf allen Seiten des Hauses gleichmäßig durch. Wird die Vorderseite, die sogenannte Fassade, mit einem besseren Material bekleidet als die Seitenwände und die Rückwand, sieht die Fassade vorgeklebt aus, und das Haus wirkt nicht mehr als einheitlicher Baukörper. Dasselbe gilt für die Brandmauern eines eingebauten Hauses, soweit sie sich frei über die Nachbardächer erheben. Auch sie sind, wenn sie nicht etwa mit dem Deckmaterial des Daches behängt werden, im selben Material wie die Fassade auszuführen.

Zierat. Jedes Bauwerk auf dem Lande, ob Rohbau oder Putzbau, sei einfach und schlicht. Mit Gesimsen sei man sparsam. Besonderer Zierat ist unnötig und meist kein wirklicher Schmuck. Zementornamente machen eine Fassade nur geschmacklos. Diesen kläglichen Ersatz für Werkstein überlasse man getrost den Städtern. Bei Fachwerkbau und Rohbauten kann man unter Umständen nach alten Vorbildern Ziegelmuster anbringen, neben der Tür vielleicht einen Donnerbesen. Auf den friesischen Inseln bieten die dort heimischen weiß, schwarz und grün bemalten Ziegelbögen einen nachahmenswerten Schmuck. Wirkungsvoll und vorbildlich ist auch die in der ganzen Provinz mehr oder weniger verbreitete Sitte, die Anker als Jahreszahlen und Buchstaben zierlich auszugestalten. Auch eine schmucke Wetterfahne kann nicht schaden. Im übrigen beschränke man eine etwaige reichere Ausbildung auf den Hauseingang. Ein Haus wird auch ohne alle Ornamente einen freundlichen Eindruck machen, wenn nur die Fenster an der richtigen Stelle sitzen und eine gute Form haben.

Fenster. Man bringe nicht mehr Fenster an, als nötig, und lege sie so, wie sie für die Räume, die hinter ihnen liegen, am zweckmäßigsten sind,

also nicht unbedingt regelmäßig von außen gesehen. Breite Fenster wirken gemütlicher als schmale und hohe. Die Scheiben seien nicht zu groß und über das ganze Fenster gleichmäßig. Unten große Scheiben, im Oberlicht kleine Scheiben zu machen, ist eine städtische Schrulle, die man auf dem Lande nicht nachmachen sollte. Vor allem behalte man die alte Konstruktion der Zargenfenster bei. Die flach, fast in der Fassade bündig liegenden Zargenfenster sind für ganz Schleswig-Holstein bezeichnend, sie geben den Häusern im Lande den eigentümlichen, nordischen Zug. Tiefe Fensternischen mit breiten Bänken wären für das regnerische, windige Klima des meerumschlungenen Landes sehr unvorteilhaft gewesen. Mit Recht hat man deshalb von alters her die Fenster möglichst weit nach außen gerückt, um so die ganze Maueröffnung in den Schutz des Fensters zu bringen. Mit Rücksicht auf die starken Winde schlagen die Fenster am besten nach außen auf. Die modernen Verbesserungen an den sonst gebräuchlichen Fensterkonstruktionen, wie Kneiffalz, Überfälzung, doppelter Anschlag, Fitschen lassen sich auch auf Zargenfenster übertragen. Will man auf einen Anschlag nicht verzichten, kann man ihn auch beim Zargenfenster vorsehen, indem man ihn nach außen legt. Die Fenster überdecke man nach außen mit einem scheitrechten, innen mit einem gewölbten Bogen. Damit das Sprossenwerk sich von den Scheiben klar abhebt, empfiehlt es sich, die Fenster entweder ganz weiß zu streichen oder doch jedenfalls die Flügel. Die Zarge kann grau, grün oder braun abgesetzt werden. Durch die Zargenfenster gewinnt man im Innern der Häuser breite Fensterbänke zum Aufstellen von Topfblumen, die ja bei unseren starken Winden hinter dem Glas in der Regel viel besser gedeihen als außen vor den Fenstern.

Fensterläden.

Fensterläden zieren das ländliche Haus in hohem Maße. Man streiche sie kräftig grün oder dunkelbraun, bei Rohbauten auch wohl grau.

Haustür.

Es war eine gute alte deutsche Sitte, die Haustür auch bei den einfachsten Häusern mit besonderer Liebe zu behandeln, ihr etwas Persönliches zu geben. So schlicht eine Fassade sein mochte, an der Tür verzichtete man nicht auf etwas Schnitzwerk und gab ihr einen schönen Messingbeschlag, der sich von dem kräftigen farbigen Anstrich wirkungsvoll abhob.

Gar zierlich und mit unerschöpflicher Mannigfaltigkeit in der Führung der Sprossen wurde das Oberlicht ausgebildet, häufig mit der Jahreszahl, dem Namenszug oder dem gewerblichen Wahrzeichen des Erbauers ausgestattet. Diese Sitte mache man wieder lebendig. Gute alte Vorbilder sind noch überall vorhanden. Eine schmucke Tür läßt dem Eintretenden das ganze Haus reich erscheinen. Man hüte sich aber dann, nach moderner städtischer Art in die Türe selbst große Fenster einzusetzen. Solches ist unschön, weil dadurch ein Hauptzweck der Tür, das Innere des Hauses vor Unberufenen sicher zu schützen, hinfällig wird.

Zimmerhöhe.

Die Zimmer werden heutzutage meist zu hoch gemacht. Niedrige Räume wirken besonders wohnlich und gemütlich. Die geringsten Höhen, die die Bauordnungen zulassen, reichen völlig aus.

Latten-spaliere

Die Hauswände können vorteilhaft durch Lattenspaliere und Schlingpflanzen belebt werden. An geeigneten Stellen biete man noch Gelegenheit, blühende Gewächse an Fenstern und Balkonen aufzustellen.

Blumen-gitter und Geländer.

Blumengitter und Geländer mache man nicht aus dünnen Eisenstäben, die schon aus geringer Entfernung kaum recht sichtbar sind, sondern verwende dafür Holz und streiche dies in einem freundlichen hellen Ton.

Baumpflanzungen.

In die Umgebung pflanze man schöne Bäume, Linden, Ahorn, Eichen, Ulmen, hochragende Pappeln. Einen prächtigen Schmuck, für ein Landhaus bietet eine Reihe streng gezogener und beschnittener Linden vor der Front.

Gärten.

Gärten sind künstliche Anlagen und nicht Natur. Man ahme deshalb bei der Führung der Wege und der Form der Rasen und Beete auch nicht im Kleinen eine Landschaft nach. Die alten Bauerngärten mit geraden Wegen und regelmäßigen Beeten, deren bunte Blumenfülle Buchsbaumstreifen umschließen, sind in ihrer Art vorzüglich und noch heute vorbildlich.

Gartenhäuser.

Gartenhäuser stelle man nicht aus Laubsägewerk und mit nach allen Seiten offenen Wänden her, sondern gebe ihnen eine ruhige, geschlossene Form, sodaß man auch bei Wind und Regen in ihnen Schutz findet. Auch solche Bauten decke man nicht mit Pappe, sondern mit Reet, Schindeln oder Ziegeln ein.

Einfriedigungen.

Die schönste Einfriedigung auf dem Lande ist eine gut gehaltene lebende Hecke, gegebenenfalls in Verbindung mit einer hinterfüllten Felsenmauer. Wo eine solche Umwehrung nicht erreichbar ist, wähle man auf keinen Fall Gitter aus Eisenstäben oder Drahtgeflecht. Nur zu viele schöne Dorfstraßen sind schon durch solche fabrikmäßig hergestellte Marktware verdorben. Spinnwebenartige Geflechte passen weder in ein Straßenbild noch in eine Landschaft. Unvergleichlich besser als alle eisernen Gitter wirkt ein Holzstaket. Ein weißer Lattenzaun mit grünen Köpfen oder umgekehrt, ein kräftig grüner mit weißen Köpfen, wird noch am ehesten eine Hecke ersetzen. Auch schlichte Mauern, nur nicht solche aus Beton, fügen sich gut in ein Dorfbild ein. Innerhalb der Gehöfte sind Flechtzäune am Platze. Auch Hecktore mache man nicht aus Eisen sondern behalte dafür die alten trefflich erdachten Holzkonstruktionen bei.

Felsen-mauer.

Werden Felsenmauern ausgefugt, muß der Fugenputz unbedingt mit den Steinen bündig liegen. Scharfkantige, vorspringende Fugen sind sehr häßlich. In dieser Weise ausgefugte Mauern sehen aus, als wenn dicke Raupen auf ihnen herumkröchen.

Erhaltung alter Baudenkmäler.

Haben wir bisher von Neubauten gesprochen, so mögen uns zum Schluß noch einige Worte über die Erhaltung des guten Alten gestattet sein.

Das gute Alte wird leider häufig zu wenig geachtet; ihm sollte überall die größte Fürsorge zu teil werden. Es festzuhalten ist nicht nur seiner Schönheit halber geboten, sondern auch vorteilhaft, denn der Fremde sucht mit Vorliebe solche Orte auf, die sich noch ihr eigentüm-

liches Gepräge bewahrt haben, die noch im glücklichen Besitz einer Anzahl eigenartiger alter Bauten sind. Aber auch aus Ehrfurcht gegen die Vorfahren müßte man ihre Erbstücke schützen.

Sollte an alten Gebäuden etwas ungesund sein, so läßt sich das durch geeignete Maßnahmen beseitigen.

Tragen Sie deshalb, soweit es in Ihrer Macht steht, dazu bei, daß bemerkenswerte Bauten, auch Grabsteine, Brunnen, Wegsteine und Bäume erhalten bleiben, kurz gesagt, alle die Dinge, an die die ältesten Ortsbewohner von Jugend auf gewöhnt sind, und an die sich alte Überlieferungen knüpfen.

Müssen alte Denkmäler in Stand gesetzt oder verändert werden, so scheue man doch nicht die kleine Mühe, sachverständigen Rat einzuholen, damit das an ihnen gerettet wird, was ihr eigentliches Wesen und ihre Hauptzierde ausmacht.

Anerbieten des Vereins zu Rat und Auskunft.

Nehmen Sie unsere Wünsche wohlwollend auf. Folgen Sie unseren Ratschlägen, so werden Sie dem Lande seine Eigenart erhalten helfen und etwas schaffen, das jeden, den Landbewohner sowohl wie den Städter, mit Freude und Wohlbehagen erfüllt.

Wenn Sie in einzelnen Fällen Rat und Auskunft bedürfen, wenden Sie sich vertrauensvoll an den Schleswig-Holsteinischen Landesverein für Heimatschutz. Seine Mitglieder wird es freuen, wenn Sie dazu beitragen können, daß dem Lande die heimatlichen Bauweisen erhalten bleiben. Diese Aufgabe ist eine hohe, aber recht schwierige. Nur durch gemeinsames Streben kann sie gelöst werden.

Der Vorstand des Schleswig-Holsteinischen Landesvereins für Heimatschutz.

v. Hedemann-Heespen,
Gutsbesitzer auf Deutsch-Nienhof bei Westensee.

C. Meyer, Stadtbauinspektor.

Dr. **Ahlmann,** Bankier.

Dr. **Brandt,** Direktor des Thaulow-Museums.

Theede, Architekt (B. D. A.).

Handorff, Kiel.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 7. Juli 1909.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3200. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Mitteilungen.

1. **Rohweder-Hain.** Eine ganz besonders sinnige Ehrung des um unsere heimische Vogelkunde verdienten, am 29. Dezember 1905 in Husum verstorbenen Rohweder beabsichtigt der Husumer Tierschutzverein. Dieser wird zum Gedächtnis seines langjährigen Vorsitzenden einen Rohweder-Hain anlegen, eine umfangreiche, dichte Hecke stacheliger Gewächse, in welcher Vögel ungestört nisten können. Für diesen Zweck stellte ein Mitglied eine bei den Mildstedter Tannen belegene Landfläche unentgeltlich zur Verfügung; der Verein hat zunächst 100 M bewilligt und hofft, daß diese Summe durch Schenkungen von Freunden und Verehrern des Heimgegangenen sich bald vermehren wird. Unmittelbar neben dem Vogelhain soll ein riesiger Findling, geschmückt mit einem Reliefbildnis Rohweders, errichtet werden. Die erste Anregung zu diesem Plane gab Heinrich Barfod 1906 in Glückstadt auf der 16. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde. — Die Anpflanzungen werden schon in diesem Frühjahr vorgenommen werden.

L. Andresen, Kiel-Gaarden.

2. **„Nu bünn ick weller Jochn Moll."** Diesen Ausdruck hört man auf der Insel Fehmarn noch vereinzelt. Fühlt sich jemand nach längerem Kränkeln wieder kräftig, so sagt er: Nu bünn ick weller Jochn Moll; d. i. so viel als: Nun bin ich wieder „zur

Stelle" oder „zur Arbeit bereit." Der Ausdruck ist auf folgende Weise zu erklären: Jochn Moll (Joachim Moll) war ein Fehmeraner von außergewöhnlicher Körperstärke. Er erhielt noch im 4. Lebensjahre die Mutterbrust und konnte im Alter sagen, daß er niemals krank gewesen war. Sein Name hat sich bis heute im Volksmunde erhalten und stellt das Sinnbild alles Starken und Kräftigen dar. (Nach der Erzählung eines alten Eingesessenen.)

Landkirchen auf Fehmarn. Peter Wiepert jun.

Bücherschau.

Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor. 1908. Niedersachsen-Verlag, Bremen. — Je ernster das Leben sich in unseren Tagen gestaltet, desto mehr sehnt man sich nach Gelegenheit zu fröhlichem Lachen. Darum erscheinen jahraus jahrein so viele Witzblätter, echte und unechte, so viele Schriften, die sich als humoristische bezeichnen, und nach solcher Lektüre wird von alt und jung am meisten gefragt. Glücklicherweise haben wir in unserm deutschen Schrifttum manchen Namen, bei dessen Klange ein Lächeln der Erinnerung an frohe Stunden die Lippen kräuselt. Aber die tiefste Fülle echten, gesunden, wenn auch oft derben Humors finden wir im Munde unseres Volkes, vor allem im Sprachschatz der Leute in unsern Dörfern und auf den adeligen Gütern. Wer das Glück gehabt hat, auf dem Lande aufzuwachsen, unter einer alteingesessenen Bevölkerung, in einer volkstümlich empfindenden Familie, der ist eigentlich für seine Lebenszeit nach dieser Richtung hin ziemlich versorgt. Wenn ihm dann noch ein Buch in die Hand fällt, wie das von Paul Orlamünder, in dem sich an das Altbekannte so viel Neues reiht, dann wird ihm seine Jugend lebendig, und unser Volk steht wieder vor ihm, wie es vor fünfzig Jahren war und in abgelegenen Gegenden hoffentlich heute noch sein wird. Schade, daß der Sammler selber soviel dazwischenredet: die Überleitungen von einem Scherzwort zum andern müssen bei der großen Zahl der Zitate schließlich monoton werden. Der Sammlerfleiß des Herausgebers ist sehr anerkennenswert, und die Einleitungen zu den 22 Abschnitten orientieren gut. Man kann nur wünschen, daß das Buch fleißig gekauft, gelesen und dann von den Lesern aus der eigenen Erinnerung ergänzt werde. Denn wenn auch erstaunlich viel gesammelt worden ist, so ist doch sicher der Schatz noch lange nicht völlig gehoben. Lund.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

P. Trautmann, Kiels Ratsverfassung und Ratswirtschaft vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn der Selbstverwaltung. — Chalybaeus, Beiträge zur Chronik Altrahlstedts, Fortsetzung. Verlag von G. Lübsen in Altrahlstedt. — B. Schmid, Biologisches Praktikum für höhere Schulen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 2 *M.* — Wünsche-Schorler, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 2,60 *M.* — P. Dohm, Holsteinische Ortsnamen, Separatabdruck aus Band 38 der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte. — G. Theilmann, Hunnblomen un Maljen, plattdütsche Gedichte. Verlag: Schulzesche Hofbuchhandlung in Oldenburg i. Gr. Preis 1,50 *M.* — K. Scheibe, Die Marktkirche zu Hannover, ihre Beschreibung und Geschichte. Verlag von Ad. Sponholtz in Hannover. — P. Junge, Flora von Hamburg-Altona-Harburg und Umgegend. Verlag von Lucas Gräfe u. Sillem in Hamburg. Preis 4 *M.* — Aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig ferner folgende Bändchen aus „Natur und Geisteswelt": W. May, Korallen und andere gesteinsbildende Tiere; C. Keller, Die Stammesgeschichte unserer Haustiere; K. Schwarze, Herbert Spencer, Schumburg, Die Geschlechtskrankheiten; R. Goldschmidt, Die Fortpflanzung der Tiere; J. Scheiner, Der Bau des Weltalls; B. Peter, Die Planeten. Preis jedes Bändchens gebunden 1,25 *M.* — P. Volkmann, Die materialistische Epoche des 19. Jahrhunderts und die phänomenologisch-monistische Bewegung der Gegenwart. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 1 *M.* — H. Grabke, De Kohjungs von Fockbeck. (Selbstverlag des Verfassers.) — „Naturwissenschaftlicher Wegweiser," Serie A, Bd. 4: Otto Feucht, Die Bäume und Sträucher unserer Wälder," Preis geb. 1,40 *M*; Serie B, Bd. 2: Georg Buschan, Menschenkunde. Preis geb. 2,80 *M.* Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. Eckmann.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 7. Juli 1909.

Zu Fräul. Professor Dr. Mestorfs Abschied vom Museum für vaterländische Altertümer.

In neuer Wissenschaft sich mühten ernste Männer
Und gruben aus in unserm Heimatland
Die Zeugnisse von einer unerzählten Zeit.
Ein uralt Leben stieg aus Moor und Sand.
Da trat mit leichten Schritten eine Frau hinzu.
Sie hob behutsam mit gefeiter Hand
Flintäxte, Bernsteinperlen, Bronzen, Gold,
Geräte viel, ja, Linnen und gewebtes Band.
Und jedes Stückchen dieser tausend Dinge
Erzählt ein wenig und verschweigt so viel,
Sie horcht mit Inbrunst dem Geraune,
Erlauscht, errät Zusammenhang und Ziel.
Vor uns glänzt auf das Gold der Märchenzeit,
Wenn sie den Schmuck aus altem Grabe hob
Und uns erzählt, wie unsre Heimatsage,
Ein altes Lied den alten Ort umwob.
Sie ordnet sinn- und anmutvoll die Schätze,
Baut auf für uns. Erstaunt wir sehn
Ein neu Kapitel unserer Geschichte,
Die Kindheit Schleswig-Holsteins vor uns stehn.
Durch Dich die Heimat reicher ist geworden,
Du webtest neue Borten ihrem Kleide ein.
Du tatest viel für uns. Es wird Dein Name,
Johanna Mestorf, unvergeßbar sein.

Altona. A. Heidebruch.



Die St. Petri-Kirche in Flensburg.

Von **J. Brüning** in Flensburg.

Der jahrzehntelange Tiefstand unserer gesamten künstlerischen Kultur, welcher der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so verhängnisvoll werden sollte, ist leider auch an unserem durch seine Schönheit einst so berühmten Flensburg nicht spurlos vorübergegangen. Ganze Stadtteile fielen dem bodenlosen Ungeschmack jener Zeit zum Opfer, und wer Flensburg heute sieht, wird es kaum verstehen, daß diese durch ihre reizende natürliche Lage ausgezeichnete Stadt einst das Entzücken der Touristen bilden konnte. Was aber an dem Flensburger Stadtbilde verdorben wurde, ist natürlich von heute auf morgen

kaum wieder gut zu machen, und es dürften jedenfalls Jahrhunderte darüber hingehen, bis die Bausünden unserer Väter ganz ausgemerzt sein werden. Ein Trost aber ist es wenigstens, daß wir in Sachen des Geschmackes überhaupt erst einmal wieder vorwärts kommen, und daß der gewaltige Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes auch in Flensburg nicht ohne heilsame Folgen für die Behandlung öffentlicher Baufragen geblieben ist. Und in der Tat machte sich gerade in den letzten Jahren ein besonders lebhaftes Interesse für kommunale Bauprobleme bei uns bemerkbar, ja, der Kampf um das Für und Wider öffentlicher Baufragen nahm sogar gelegentlich Formen an, die besser einen etwas weniger leidenschaftlichen Charakter hätten haben können, so freudig es auch zu begrüßen ist, daß sich aus der Lebhaftigkeit, mit der Bausachen hier debattiert wurden, zeigte, wie sehr man heute gewillt ist, künstlerische Fragen ernst zu nehmen.



Auch die St. Petri-Kirche, von der in diesem Aufsatz eingehend berichtet werden soll, hat ihre Vorgeschichte. Hier war es vor allem die Lage des Bauplatzes, welche zu den leidenschaftlichsten Kämpfen führte. Jahrelang wogte der Streit zwischen der Gemeinde einerseits und dem Kirchenvorstand resp. den Fachleuten andererseits hin und her, um endlich, nachdem alle maßgebenden Instanzen wiederholt angerufen waren, mit dem Sieg des Kirchenkollegiums zu gunsten des jetzigen Bauplatzes zu enden. Und das war gut; denn eine schönere Lage, als wie die der St. Petri-Kirche, genau in der Verlängerung der Mittelaxe der Neustadt, ist schwerlich denkbar. Nirgendwo anders konnte die reizende Silhouette dieser Kirche sich so wirksam dem umgebenden Häuserbild einfügen und nirgendwo anders auch konnte sie in gleichem Maße als Mittelpunkt der Neustädter Gemeinde erscheinen, als wie sie es jetzt tut. Diese Mission aber erfüllt sie um so ehrenvoller, als sie wie wohl kein zweiter moderner öffentlicher Bau Flensburgs ihren Meister lobt und die Zeit, welcher sie ihrer Entstehung nach angehört. Ja, die St. Petri-Kirche ist bei aller Bescheidenheit ein Kunstwerk. Warum? Das möge hier gezeigt werden.

Wie in allen anderen Zweigen der Kunst, so bildet auch in der Architektur der Begriff der künstlerischen Einheitlichkeit den fundamentalen Ausgangspunkt alles Schaffens, soweit es auf ernste künstlerische Bewertung Anspruch erhebt, und darum kann auch nur dasjenige Bauwerk als künstlerische Schöpfung angesprochen werden, das unter genauester Anpassung an seinen Zweck äußerlich

das scheint, was es innerlich ist, d. h. in seinem Äußeren nach Grundriß, Aufriß und Detailbehandlung das zum Ausdruck bringt, was es seinem Zweck und seiner allgemein künstlerischen Tendenz nach im Innern darstellt. Die Konsequenzen aus diesem theoretischen Satz für einen Kirchenbau, wie sie die St. Petri-Kirche an der Bauer Landstraße werden sollte, ergaben sich von selbst. Aufgabe der Architekten war es hier, auf verhältnismäßig kleiner Baufläche und ansteigendem Gelände eine Kirche zu bauen, die nicht etwa ein Gotteshaus schlechthin sein sollte, sondern ein aus dem Boden der Heimat erwachsenes, den vorhandenen Mitteln entsprechendes schlicht bürgerliches und vor allen Dingen protestantisches Gotteshaus. In welchem Maße das aber den Erbauern der St. Petri-Kirche, den Architekten Jürgensen und Bachmann (zwei Schleswig-Holsteinern), gelungen ist, ergibt die Betrachtung der Baueinzelheiten ohne weiteres. — Ihren Ausgangspunkt fand die Arbeit der Baumeister naturgemäß in dem eigentlichen Kirchenraum, einer kreuzschiffigen Hallenanlage, deren innere Disposition nach außen hin schon durch das mächtige, steil ansteigende schwarze Pfannenkreuzdach deutlich zum Ausdruck gebracht wird. Den Lichtzugang erhält der Hauptraum zur Hauptsache durch eine architektonisch wundervoll gegliederte, einheitlich geschlossene Fensterkonstruktion in gotischen Linien, während die unter den Emporen belegenen, naturgemäß vom direkten Oberlicht etwas abgeschnittenen Raumpartien ihre eigene Lichtzufuhr durch eine Reihe einfacher vierkantiger Fenster erhalten. Die Kirchendiele liegt in gleicher Ebene mit der Höhe des Gelände-Steigungswinkels; und da sich der Hauptraum durch die ganze Länge des Baues bis zur vorderen Frontmauer der Turmanlage hindurchzieht, so ergab sich als natürliche Konsequenz im Parterre des Turmes ein größerer, nebenbei ungewöhnlich interessant gegliederter Raum, der als Konfirmanden- resp. Gemeindesaal dienen wird. Im übrigen ist die mit dem Hauptbau organisch innig verbundene Turmanlage ganz und gar der Ausdruck des Zweckes, dem sie in ihren verschiedenen Absätzen zu dienen hat. In der unteren Hälfte, die dazu bestimmt ist, außer einem Teil des Hauptraums die Orgel samt dem Raum für das Windgebläse aufzunehmen, ist der Turm noch breit und massig, und der Umstand, daß er kraft seiner besonderen Bestimmung hier gewissermaßen noch unmittelbar zum Apparat des Gottesdienstes gehört, ist äußerlich durch einen schmalen seitlichen Dachansatz angedeutet, der den Turm bis etwa zur Mitte seiner Gesamthöhe als direkt der Hauptanlage zugehörig erscheinen läßt. Erst von dem soeben erwähnten Dachansatz an verjüngt sich der Turm etwas mit Rücksicht darauf, daß er in seinem oberen Teil zur Hauptsache nur noch zur Aufnahme der weniger Raum beanspruchenden Glockenstube sowie als Träger der Turmspitze zu dienen hat. Die Glockenstube liegt nicht höher, als wie das nach den Maßverhältnissen des umgebenden Häuserviertels aus akustischen Gründen erforderlich war; da aber die Rotationskraft der schwingenden Glocken eine besonders starke Verankerung nötig macht, so ist auch in der Architektur der oberen Turmpartie eine möglichste Stabilität des Mauerwerks zum Ausdruck gebracht und zwar einmal durch die besonders massive Konstruktion der Turmecken, zum andern aber durch die kraftvollen Details der Steinverbände an den Turmwänden unterhalb der Schallöcher. Den Turmabschluß bildet ein schlankes Kupferdach, welches einen ebenfalls mit Kupfer gedeckten, in seinem unteren Teil durchbrochenen Dachreiter trägt, der wieder genau so hoch ist, daß er, zum Unterbau harmonisch proportioniert, seiner Zweckbestimmung als äußeres Wahrzeichen der Kirche und Richtungs- und Sammelpunkt der Gemeinde durchaus entspricht. Der ganze Turm zeichnet sich nicht nur durch die wundervolle Proportion der mit größter Feinheit

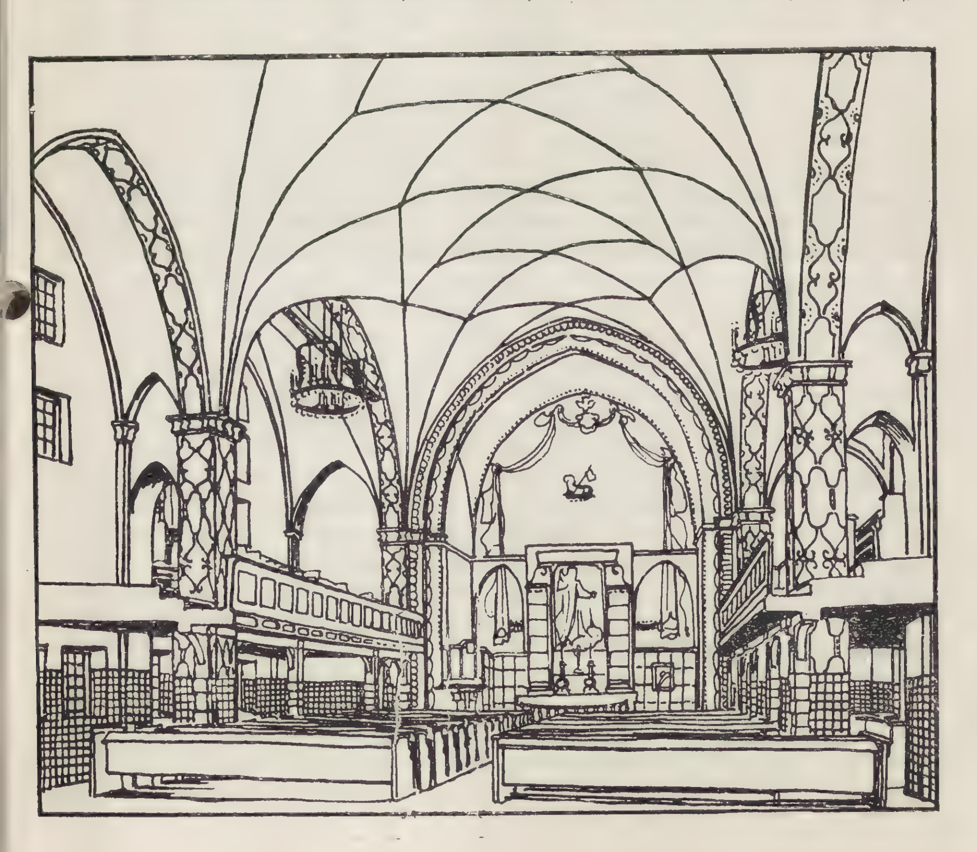
gegeneinander abgewogenen Einzelheiten, sondern nicht minder durch die absolute Eigenart der Silhouette des Aufrisses und die schon erwähnte harmonische Eingliederung in die Hauptmasse des Kirchenschiffs aus. Dem letztgenannten sehr wichtigen Moment ist namentlich auch die Freitreppenanlage an der Südostecke, zu der das ansteigende Gelände nötigte, bedeutungsvoll gewesen, und die Art, wie speziell dieses Teilproblem gelöst wurde, beweist vielleicht am überzeugendsten die hervorragenden künstlerischen Qualitäten der Architekten Jürgensen und Bachmann. Nun wird man ja freilich sagen können, daß aber diese Detailaufgabe auch besonders dankbar war. Kann sein! Sicher aber ist, daß nur ein wirklich Berufener auf den Gedanken kommen konnte, diese Aufgabe so groß und kraftvoll, so ungemein schlicht und sachlich dabei doch so unendlich reizvoll zu lösen, wie das den Herren Jürgensen und Bachmann gelungen ist. In der Tat bildet diese Freitreppenanlage mit dem von einem markigen, in Granit gehauenen Petruskopf gekrönten Hauptportal zusammen den Glanzpunkt im Gesamtbild der neuen Kirche und ein wahres Juwel kirchlicher Detailkunst überhaupt. Hier zeigt sich einmal mit überzeugender Kraft der klingende Wert des alten Satzes: In der Beschränkung zeigt sich der Meister! Nirgends ein Zuviel uud nirgends zu wenig, eine künstlerische Tugend, die übrigens einen der wesentlichsten Züge im Charakteristikum dieses ganzen Kirchenbaues überhaupt ausmacht. Von der sinngemäßen Verwendung der weißgefugten Backsteinverbände, welche die großen Massen der Mauerflächen überall harmonisch gliedern, bis zu dem achteckigen Erkervorbau an der Hauptfront und den überall ihrem jeweiligen Zweck angepaßten Fensterformen vereinigt sich in diesem Bau in bewunderungswürdigem Maße ruhige Schönheit mit denkbar größter Sachlichkeit, welch letztere den Bau dermaßen beherrscht, daß man fast glauben könnte, eine andere gleich zweckmäßige und dabei ebenso schöne Lösung sei überhaupt undenkbar. — Aber könnte nicht doch der Sachlichkeit vielleicht auch etwas zu viel getan worden sein auf Kosten des *kirchlichen* Charakters dieses Bauwerks? Keineswegs! Im Gegenteil: gerade weil in jedem Detail die schlichteste Sachlichkeit das führende Wort hatte, mußte der Bau mit Naturnotwendigkeit nicht nur *kirchlich* werden, sondern speziell auch *protestantisch* im besten Sinne des Wortes, und sich somit zu einem sicheren Beweis für die gegenwärtig noch vielfach angefochtene Tatsache gestalten, daß stimmungsvolle und sachlich würdige Kirchenbau-Lösungen allerdings sehr wohl möglich sind auch auf der Basis jener modernen Generalforderung der Zweckmäßigkeit, die für die erfreuliche Entwicklung des Profanbaues in den letzten Jahrzehnten die eigentliche treibende Kraft bildete.

Nachdem wir so den *Außenbau* der St. Petri-Kirche auf seinen künstlerischen Wert geprüft, bliebe noch die Frage zu beantworten, inwieweit das Innere der Kirche nach seinen räumlichen Dispositionen wie nach der Art seiner künstlerischen Ausstattung dem entspricht, was der Außenbau in seiner klaren, markanten Gliederung so ausdrucksvoll ankündigt. Um die Antwort auf diese Frage gleich vorweg kurz zu geben, darf ohne Bedenken gesagt werden: Allerdings ist es den Architekten gelungen und zwar, soweit das eigentlich Wesentliche in Frage kommt, in kaum zu übertreffender Weise, jenes Leitprinzip der künstlerischen Einheit in dem Verhältnis von Außen- und Innenbau bis in die letzten Konsequenzen nicht nur schön, sondern auch zweckmäßig durchzuführen und einen Kirchenbau aus einem Guß zu schaffen, der in echt modernem Geiste als ehrenvolles Denkmal späteren Generationen Zeugnis ablegen wird von dem künstlerischen Wesen des gegenwärtigen Geschlechts.

Läßt man das Innere der St. Petri-Kirche auf sich wirken, dann fällt

zunächst das eine auf: wie außerordentlich ökonomisch und praktisch die Geländeverhältnisse ausgenutzt wurden, um auf der immerhin beschränkten Baufläche von 500 qm, die vorweg allgemein als unmöglich klein angesehen wurde, nicht nur Platz zu gewinnen für den 415 qm umfassenden Hauptraum, in dem bequem 700 Sitzplätze untergebracht werden konnten, sondern auch für eine 40 qm große Vorhalle, geräumige Windfänge, breite Treppenanlagen, die Sakristei und einen umfangreichen, durch seine interessante Gliederung auffallend schönen Konfirmanden- resp. Gemeindesaal (im Parterre), der kleineren Nebenräume garnicht zu gedenken. Kann schon hieraus gefolgert werden, wie sehr die Herren Jürgensen und Bachmann darauf bedacht waren, der praktischen Bestimmung der Kirche in ihren Einzelheiten nach Möglichkeit gerecht zu werden, so ergibt sich aus der Art, wie alle diese den verschiedensten Zwecken dienen, die Räume nach Einbau und Gliederung dem Bauganzen eingefügt und im Außenbau zum Ausdruck gebracht wurden, wie sehr sich in diesen beiden ausgezeichneten Architekten praktischer Sinn mit künstlerischem Empfinden auf das glücklichste vereinigten.

Von bestimmendem Wert für die Beurteilung der künstlerischen Gesamtleistung des Neustädter Kirchenprojekts ist natürlich in erster Linie der für den eigentlichen Gottesdienst bestimmte Raum. Läßt man diesen Raum künstlerisch auf sich wirken, dann muß man ohne weiteres empfinden, daß die Architekten hier, wie in der ganzen Kirche überhaupt, vor allem darauf bedacht waren, den Raum zunächst und im besonderen als Architektur, d. h. als Raumarchitekur wirken zu lassen, und was daher als Schmuck verwandt wurde, das mußte



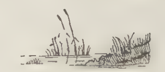
mehr oder weniger zurücktreten und sich in den bescheidensten Grenzen halten zu gunsten jener ruhigen, großen räumlichen Gesamtwirkung, welche dem Hauptraum der St. Petri-Kirche seine eigentümlichste Note gibt und wohl auch das Geheimnis der ernsten, erhabenen und echt kirchlichen Stimmung umschließt, die wir hier als wahrhaft künstlerisch im besten Sinne empfinden dürfen. In der Tat ist man überrascht, wenn man hört, daß dieser Raum, der so weit und wuchtig erscheint, bei der schon genannten verhältnismäßig geringen Abmessung der Grundfläche nur eine Scheitelhöhe von 12 m besitzt, und man fragt sich unwillkürlich, wie das möglich ist. Sehr wichtig erscheint hier neben dem ungemein glücklichen Einbau der Emporen vor allem die auffallend ruhige, schlichte, fast ganz ohne Pfeiler möglich gemachte Raumkonstruktion, die namentlich durch die mächtigen Bogenspannungen und die ihnen korrespondierenden großzügigen Fensteranlagen des Querschiffs imposant zur Höhe geführt wird und in der flachen Gewölbegliederung der Decke einen räumlich ebenso vorteilhaften wie künstlerisch ruhigen Abschluß findet. Für die vertikale Wirkung nicht minder bedeutungsvoll waren aber auch die mächtigen Bögen an den Schmalseiten des Hauptschiffs, welche die Apsis resp. die Orgelnische abschließen, und die Art, wie außerdem diese beiden gewissermaßen den aktiven Hauptinhalt des Gottesdienstes umschließenden Raumabteilungen sich vom Hauptschiff abheben und umgekehrt ihn ergänzen, gehört mit zu den besten Gedanken, welche im Hauptraum der St. Petri-Kirche Gestalt fanden.

Auf kräftigere Farbenwirkung ist in dieser Kirche fast ganz verzichtet. Vorherrschend ist ein sich dem Ton des Zementbewurfs annäherndes Weiß, das an dem Rohputz der Decke nur durch einen ganz schwachen Stich ins Bläuliche abweicht, während der Ton des Holzwerks einen gelblichen Anflug zeigt. Das Weiß beherrscht, wie gesagt, den Hauptraum vollständig, läßt Licht und Schatten und damit die räumliche Architektur klar und überzeugend hervortreten, und das Ornament ist als schmückendes Beiwerk an den Hauptlinien des Raumbildes nur soweit verwandt, als dies zur Belebung resp. Verschärfung des Gesamtbildes notwendig war. Dieses Mindestmaß an farbigem Aufwand bedeutet aber keineswegs einen Mangel an farbigem Reiz überhaupt. Dieser Gefahr sind die Architekten durch eine zweckentsprechende Ausstattung der bunten Fensterverglasungen mit feiner Berücksichtigung des farbigen Effekts erfolgreich aus dem Wege gegangen; und wenn durch die bunten Scheiben der herrlichen Fensterkonstruktionen das Sonnenlicht flutet, dann verbreitet sich über dem hellen Raum der St. Petri-Kirche ein Farbenzauber, wie er bei vorherrschenden dunklen Tönen garnicht denkbar wäre. Darf somit die farbige Behandlung des Kirchenraumes als künstlerisch gelungen in jeder Beziehung anerkannt werden, so erscheint sie nicht minder wertvoll unter Berücksichtigung des gottesdienstlichen Zweckes, dem der Raum zu dienen hat, indem alles vermieden wurde, was irgendwie das Interesse des Kirchenbesuchers ablenken konnte, zu gunsten einer konzentrierten Aufmerksamkeit gegenüber den gottesdienstlichen Handlungen, die sich in dem Raum abspielen werden. Diesem Zwecke dient es auch, wenn die Architekten dem eigentlichen Ausgangspunkt der Andacht: Altar, Kanzel und Orgel, eine trotz aller Einfachheit doch verhältnismäßig reichere Ausstattung zuteil werden ließen. Es soll hier nicht untersucht werden, ob der von zwei Engeln getragene Baldachin, der den mächtig in die Höhe strebenden Altar mit dem herrlichen Bilde Dettmanns wie ein Heiligtum umschließt, dem modernen Kirchenraum ganz stilgerecht angepaßt ist. Tatsache bleibt jedenfalls, daß die Gesamtkomposition der Altarnische ihren Zweck erfüllt, indem sie den Blick des Kirchenbesuchers mit zwingender Macht auf den Altar

als den gottesdienstlichen Mittelpunkt der Kirche richtet und diesen gewissermaßen als das Allerheiligste empfinden läßt. Auch die schlichte Kanzel mit ihren fünf herrlichen, in reicher Vergoldung fernwirkenden großen Reliefsiguren von der Meisterhand Weddigs ist in diesem Sinne zu würdigen, wie endlich auch der einfache Orgelprospekt, der, über der Sängerempore gewissermaßen frei im Raum stehend, mit seinen vergoldeten, nach oben frei, d. h. ohne Schnitzerei endigenden tönenden Pfeifen wie verkörperte Musik anmutet und somit nicht als tote Dekoration, sondern als Leben spendender künstlerischer Organismus wirkt.

Damit kommen wir zum Schluß unseres Berichts. Konnten wir schon zu Anfang desselben andeuten, daß sich in der neuen St. Petri-Kirche in kaum zu übertreffender Weise das Grundprinzip der künstlerischen Einheit im Verhältnis von Außen- und Innenbau bis in die letzten Konsequenzen nicht nur schön, sondern auch zweckmäßig durchgeführt zeigt, so hoffen wir das durch die weiteren Einzelheiten dieser Betrachtung näher bewiesen zu haben. Was schon von dem Außenbau galt, das paßt auch für den Innenraum. Auch dieser gibt sich als ein kirchliches Kunstwerk, das in seiner Zweckmäßigkeit nicht nur durchaus modern, sondern in seiner schlichten Bürgerlichkeit auch wahrhaft protestantisch und kirchlich ernst anmutet.

Möge denn das schöne Gotteshaus seinem Namen Ehre machen und als ein Fels im Wandel der Jahrhunderte kommenden Geschlechtern künden, wes Geistes unsere Zeit war, da nach jahrzehntelangem Tiefstand es zu werden anfing.



Am Großen Binnensee.

Von **G. Schröder** in Neumühlen-Dietrichsdorf.

Zwischen der kleinen, aber durch das Erzeugnis ihrer Brennereien weithin berühmten Landstadt Lütjenburg und der Hohwachter Bucht liegt der „Große Binnensee,“ vormals Hertzberger Strom genannt. Ein etwa einstündiger Spaziergang führt uns von der Station Lütjenburg durch das parkartige Kossautal über Neudorf an das Ufer dieses Gewässers. In der dortigen Gegend wird es zumeist als Neverstorfer See bezeichnet; von den 500 ha seiner Fläche gehören nämlich 400 ha zum adligen Gute Waterneverstorf. Das Gut Neudorf muß sich an dem Rest genügen lassen, wie denn auch die beiderseitigen Fischer sich gemäß der Größe ihres Reviers die Ausbeute an Aalen und Barschen, Hechten und anderen schmackhaften Bewohnern der Fluten nur im Verhältnis von 4 zu 1 aneignen dürfen. Von Hasberg aus überblicken wir den See. Durch einen schmalen Streifen Strandland, die Lippe, plattdeutsch „de Liep,“ ist er vom offenen Wasser, dem „Haff,“ getrennt. Ein „Brök“ zieht sich durch diese Landenge und bildet den Abfluß des Binnensees. Außerdem finden sich auf der Lippe allerlei Wasserzüge und lagunenartige Gewässer, die wie besonders der weiter westlich liegende Kleine Binnensee in meiner Jugend gern von wilden Schwänen aufgesucht, auch wohl von ihnen als Nistplatz benutzt wurden.

Früher, vor Jahrhunderten, stand auf der Lippe ein Dorf mit mindestens drei Hufenstellen. Noch 1779 wird Lippe als Dorf bezeichnet. Der Name „Lipperkamp“ für eine Strecke des Gebiets weist noch heute auf vormaliges Pflugland hin, während die Benennungen für zwei andere Landstücke: „Peer-

wieschholt" und „Laaschholt," an vormals dort vorhandene Hölzungen erinnen. Wenn übrigens der Name Lippe, wie die gedachte plattdeutsche, also ursprünglichere Aussprache vermuten läßt, mit dem slavischen Worte lipa (Linde) in Zusammenhang steht, so hätten wir hier am Gestade der Ostsee einen Lindenort gehabt, der mit Leipzig, der freundlichen Lindenstadt, nicht nur hinsichtlich des Namens, sondern auch als Schlachtort in Wettbewerb getreten ist. Aber indes die „große Seestadt" an der Pleiße mehr und mehr aufblühte und sich zur Großstadt auswuchs, ist leider hier bei uns ein sehr bedauerlicher Rückgang eingetreten. Die Ostsee hat eben seit Alters gierig an dem flachen Küstensaum genagt; eine Tonne Landes nach der andern ward von den Wellen verschlungen. Die Waldungen verschwanden, und Ende der sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts fand sich auf der Nehrung außer einigen Katen nur noch eine kleine Bauerstelle mit etwa 15 ha Land. Diese Stelle führte insbesondere den Namen „Liep" fort. Eine einzelne Kate am Südende des Kleinen Sees erhielt im Volksmunde die besonders bei den winterlichen Nordoststürmen sehr zutreffende Bezeichnung Sibirien.

Im Sommer wurde das für Fremde schwer zugängliche Gebiet der Lippe mit seinen von Gräben und Lachen durchzogenen Salzwiesen teils zur Heugewinnung, vorwiegend als Weide für die Kühe der Behrensdorfer bezw. Neudorfer Insten benutzt, da die häufigen Überschwemmungen keinen anderen Gebrauch zuließen. Mehr oder minder wohlgenährte Rinder, mehr oder weniger schlanke Melkerinnen brachten dann Leben in die Einsamkeit. Außerdem war und ist die Lippe besonders zur schönen Jahreszeit der Tummelplatz der verschiedensten Sumpf- und Schwimmvögel, die dort ein nicht gerade ruhiges und stilles, aber jedenfalls einträgliches, nährsames Gewerbe betreiben.

In der großen Sturmflut am 12. und 13. November 1872 sandte das Haff seine schäumenden Wogen verheerend auch über diese Landstrecke, und wenngleich hier nicht wie in dem nahen Hohwacht blühendes Menschenleben ein jähes Ende fand, so war doch schwerer Verlust an Gebäuden und Hausrat, an Vieh und Vorräten zu beklagen. Vor allem wurde durch die empörten Wellen großes Unheil am Grund und Boden angerichtet, breite Stücke wurden ab- und tiefe Löcher hineingerissen und andererseits weite Strecken Wiesengrundes unter Tang und Sand begraben. Die von Haus und Hof vertriebenen Bewohner fanden zunächst Aufnahme bei von der Flut verschonten Nachbarn. Bald kamen von allen Seiten Gaben an Kleidung, Naturalien und an barem Gelde, so daß der ärgsten Not gewehrt werden konnte.

Im nächsten Frühling wurden die verwüsteten Heimstätten dann wieder aufgebaut und bezogen, die versandeten Wiesenflächen, so gut es ging, hier und da freigelegt, und als dann nun der dürftige Graswuchs sich neu einstellte, wurde die Lippe wie vordem mit Jungvieh oder Instenkühen betrieben. Inzwischen war auch all das wilde Geflügel: Kiebitz und Regenpfeifer, Strandläufer und Wildente und was sonst watet, gründelt und taucht, zurückgekehrt und hatte in den neugebildeten Wasserlöchern und Prielen seine altgewohnte Beschäftigung mit regem Eifer wieder aufgenommen.

Dann aber wurde die Idylle auf dieser weltfremden Nehrung wiederum gestört. Zuerst erschienen einzelne Leute mit Meßkette und Latte, mit Dreibein und Wage; danach aber kamen ganze Scharen von Männern, teils ganz oder halbwegs bekannte Gesichter aufweisend und in heimischen Lauten redend, teils aber wildfremde Gestalten, oft abenteuerlichen Aussehens mit einem Zungenschlag, wie man ihn hierorts nie vernommen. Ob ihres selbstherrlichen Wesens wurden diese fragwürdigen Herrschaften von den Einheimischen kurzweg als

„Monarchen" bezeichnet; die etwas längere Benennung „Grandmonarchen" wies auf das Material hin, mit dem sie vorwiegend zu scharwerken hatten. Es galt nämlich, dem raubgierigen Meere einen festen Damm entgegenzusetzen, damit es nicht durch erneute Überschwemmungen immer wieder das Neverstorfer Gut zu einer Brutstätte der kindermordenden Diphtheritis mache, damit es auch nicht endlich die ganze Lippe fortreiße und den Binnensee samt dem Kossautal wieder zu dem werden lasse, was er vordem gewesen, zu einer offenen Bucht der Ostsee. Da war es für eine Weile vorbei mit dem beschaulichen Stillleben auf der Lippe, und statt des behaglichen Pustens wiederkäuender Rinder und des melodischen Getütes und Gepiepses wohlig wühlender Wasservögel hörte man das Knarren der Karren, das Poltern abstürzender Erdmassen, je und dann einen anfeuernden Ruf des Pottmeisters und am Abend von der Baracke her bisweilen einen — harmonischen Gesang aus rauhen Männerkehlen. Ja, diese Kehlen! Rauh waren sie und blieben sie trotz des vielen Spülens. Übrigens spülten die Monarchen nicht so sehr mit Wasser: Trinkwasser ist in diesem Küstenstrich knapp und das wenige teilweise auch noch brackig. Sie hielten sich an anderes Getränk. Wurde nicht gerade durch diese fremden Arbeiter erst der Flaschenbierhandel und damit der allgemeine Konsum des sogen. bayrischen Bieres in jener Gegend eingeführt; und haben nicht diese Monarchen, da ihnen im Neverstorfer Gute kein Kümmel verzapft werden durfte, sich zum nächsten Krüger im Nachbargut einen Pfad gesucht, der noch lange nachher der „Köhmstieg" hieß? Die erbeingeborenen Insassen von Waterneverstorf waren nämlich durchweg nüchterne Leute, vielleicht von Natur aus, vielleicht auch infolge der ihnen seitens der hochgräflichen Gutsherrschaft zuteil gewordenen Erziehung und der liebevollen Fürsorge, welche weise die Gelegenheit zu offenbarer Völlerei zu beschränken wußte. Familienfeste, als da sind Kindelbeer und Swienskööst, Hochzeiten und Beerdigungen vermochten daher wohl das Verlangen nach geistigen Genüssen annähernd zu befriedigen, indem bei diesen Anlässen ein Rumglas fleißig umging, aus dem jeder der Teilnehmer sich mit dem Teelöffel eins oder einige der alkoholdurchtränkten Zuckerstücke herausfischte. Einmal habe ich diese Löffelei mitgemacht, doch nimmer tat ich's wieder! Außerdem gab es ein Nationalfest, wenn ich so sagen darf, das war die hochberühmte Behrensdorfer Gilde, die denn auch von den Einheimischen mit größter Hingabe und Ausdauer genossen, von uns Nachbarn aus dem anderen Gut gern besucht und sogar von den Städtern mit ihrer Gegenwart beehrt wurde. So feine Fische, wie die dem Binnensee entstammenden, frisch geräucherten Speckaale auf der Gilde, waren sonst nirgendwo zu finden; und die Meiereimädchen vom Gut in ihren kurzärmeligen Jacken und eigengemachten sturen Röcken und mit den fliegenden Bändern an den Dreistückmützen waren als Tänzerinnen auch nicht zu verachten, zumal beim Zweitritt, wenn man sang: „Lusti sünd de Neversdörper, Neversdörper, Neversdörper, lusti sünd de Neversdörper, Neversdörper Lüd. Und wenn se nich so lusti wärn, 'keen schull denn all dat Geld vertehrn? Lusti sünd de Neversdörper, Neversdörper Lüd!" Kein Wunder, wenn von dieser Lustigkeit selbst die Herren Monarchen hingerissen wurden, so daß sie herablassend sich den Mädchen zu nähern versuchten, natürlich ohne Erfolg.

Allmählich wurde dann der Deich fertig, 1878 war der Bau vollendet; er vermag nun die Lippe vor weiterem Abbröckeln und das Hinterland vor ferneren Überschwemmungen zu schützen. Eine eingebaute Schleuse reguliert den Wasserstand des Binnensees, und vermutlich wird dieser, dem außer der Kossau noch einige kleinere Auen zufließen, mit der Zeit ganz ausgesüßt und zu einem richtigen Landsee. Endlich mag er versumpfen und schließlich bis auf einige

Rinnsale zuwachsen. Dann wird eben eintreten, was vor Hunderten von Jahren mit seiner südlichen Ausbuchtung, die sich bis nahe an Lütjenburg erstreckte, geschah. Nach Jansens „Die Bedingtheit des Verkehrs und der Ansiedlungen der Menschen usw." wird nämlich ebenso wie Kiel, Eckernförde, Schleswig, Flensburg usw. auch Lütjenburg als Ort an der Spitze eines Meerbusens entstanden sein. Die Burg Liutcha war dann der Brückenkopf beim Übergang über die Kossau nahe ihrer damaligen Mündung.

Die Wiesenfläche auf beiden Seiten der Kossau vom Großen Binnensee aufwärts bis zur Niedermühle nahe bei Lütjenburg, landschaftlich eine der schönsten Partien des mit Naturreizen so gesegneten Ostholsteins, läßt ihren Ursprung deutlich aus der Beschaffenheit des Untergrundes erkennen: es ist angeschwemmtes und aufgewachsenes Land. Noch jetzt ist nämlich die ganze Wiesenstrecke bei feuchter Witterung schlecht zu befahren, indem die Pferde leicht einsinken. Wollte man die Kossau nicht auf dieser Strecke alljährlich vom wuchernden Pflanzenwuchs reinigen, so würde bei ihrem äußerst geringen Gefälle bald ihr Lauf verstopft sein, und die über ihre Ufer tretende Au die saftigen Wiesen in saures Sumpfland zurückwandeln. Wenn der Niedermüller seinen Mühlenteich nur etwas rasch abläßt, so vermag die Kossau in ihrem trägen Lauf das Wasser nicht schnell genug abzutragen, und der zunächst liegende obere Teil der Wiesenfläche wird überströmt. Vor der Anlage des Deiches mit der Schleuse wurde bei hohem Wasserstande der Ostsee und des Neverstorfer Sees das ganze Wiesental unter Wasser gesetzt, so daß dann das überschwemmte Gebiet mit dem Binnensee zusammen die Umrisse des früheren Meerbusens erkennen ließ. In dieser langgestreckten Gestalt ähnelte das bezeichnete Gebiet tatsächlich einem Strom; die alte Bezeichnung des Sees als „Strom" erschien dann vollauf verständlich und gerechtfertigt, wie ja auch die Schlei als Strom aufgeführt wurde. (Im Kieler Hafen liegen doch auch die Kriegsschiffe „auf dem Strom.")

Ist die Mündung unsers Stroms ursprünglich wie die des Kieler Hafens trichterartig gewesen? Hat sich dann die Lippe als Barre davor gelagert? Wenn dem so ist, so wird vermutlich zu verschiedenen Zeiten an mindestens drei verschiedenen Stellen ein Durchbruch und Abfluß der Wassermassen, welche aus dem Inlande kamen, erfolgt sein. So erkläre ich es mir, wenn zwei Angaben über die Mündung sich finden, die sich mit ihrer jetzigen Lage nicht wohl vereinigen lassen. Eine Mündung soll nämlich zwischen dem jetzigen Dorfe Behrensdorf und dem früheren Dorfe Lippe sich befunden haben; diese westliche möchte ich für die älteste halten. Dann zeigt die Mejersche Karte in Kaspar Danckwerths Chronik eine breite Verbindung zwischen Binnensee und Ostsee im östlichen Winkel des Sees, unweit von Hasberg, früher Hertzberg; auf diese Mündung deutet ja auch der Name „Hertzberger Strom" als Benennung des Binnensees hin. Der jetzige Ausfluß des Sees durchbricht die Lippenehrung etwa zur Mitte zwischen den vorbezeichneten Mündungen; ob die in dortiger Gegend gebräuchliche Bezeichnung „Brök" noch auf einen im Verlaufe der letzten Jahrhunderte (1694? 1836?) erfolgten Durchbruch zu beziehen ist, und ob etwa mit diesem Ereignis eine Senkung des Seespiegels und also eine Trockenlegung von vormaligem Seegrund verbunden gewesen ist, darüber wage ich nicht zu befinden.

Ich möchte nun wieder auf die um 1651 noch vorhandene, auf Mejers Karte eingetragene östliche Mündung zurückkommen. Seit jenem Jahre hat sich teils infolge der häufigen Überflutungen, teils auch durch die inzwischen vorgenommene Bedeichung das Aussehen des dortigen Gebietes natürlich sehr ver-

ändert. In meiner Jugend aber wurde eine auf diesem Teile der Nehrung belegene Kate noch als „Stromkate" bezeichnet. Neben diesem Hause zog sich zwischen den Salzwiesen und dem höher gelegenen festen Lande ein schmaler Sumpf, der „Strom," ein ziemliches Ende entlang. Von dieser morastigen Strecke wurde gesagt, daß sie vormals ein offener Strom gewesen sei und den Schiffen als Landungsstelle und als Überwinterungsort gedient habe, während jetzt die Hohwachter Schiffe auf der ungeschützten flachen Reede ankern müssen. Der Verlauf dieses „Stromes" ist jetzt nicht mehr genau zu verfolgen, ich möchte aber annehmen, daß er die ehemalige östliche Mündung, den „Hertzberger Strom" im engern Sinne, darstellt.

Das in der Nähe dieses Stromes belegene Dorf Hasberg hat seinen Namen nach unserm augenblicklichen Standort, dem vorgebirgsartig in den Binnensee vorspringenden, vom See aus recht bedeutend erscheinenden Hügel, der im Laufe der Zeiten als Haßberg, Hertzberg, Hertesberg oder Hartesberg angesprochen, auch wohl Hartesberch und Hertesberch geschrieben wurde. Die Deutung Hertas Berg — der Binnensee ein Hertasee — ist schon versucht worden, dürfte aber nicht zutreffen; es wird sich wie bei der Kieler Haßstraße wohl im ersten Teil des Namens um hart = hert = Hirsch handeln. Danach wäre der Hasberg ein „Hirschberg," wenn nicht etwa ein „Waldberg" (hart althochd. = Wald) daraus zu machen sein sollte. Besagter Hügel fällt nach Westen und Norden, also dem Binnensee zu steil ab, während er nach Süden und Osten sich allmählich abdacht. Auf seiner Höhe steht ein Pavillon mit Säulenumgang, im Orte „Tempel" genannt. Spazierwege führen vom Dorfe hinauf. Man hat von hier eine entzückende Aussicht, namentlich landeinwärts hinein ins Kossautal mit seinen Tempelchen und dem Hofe Neudorf inmitten von Hölzungen und Baumgruppen, sodann auf die „Alte Burg" an der Kossaumündung, und nun über den Binnensee hinweg auf Waterneverstorf mit dem weißschimmernden Herrenhause und auf die Hügelketten und Waldungen der Herrschaft Hessenstein. Zur Rechten aber blinkt hinter der Lippe das blaue Meer. Unvergeßlich bleibt mir eine Gewitternacht zu Anfang September 1871, die ich dort oben auf dem Hasberg mit meinem Lehrer verbrachte: flammende Blitze ringsum, ihr Widerschein im Spiegel des Sees und des Haffs, und landeinwärts am Horizont der Feuerschein von einer Anzahl brennender Häuser.

Anfangs der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts wies das kleine Dorf ein „Logierhaus" auf, welches im Sommer gern von Badegästen bezogen wurde. Auch im Schulhause, dessen lauschiger Garten sich in Terrassen an den Berg anlehnt, fanden einige erholungsbedürftige Sommerfrischler Aufnahme. Die Badestelle befand sich etwa eine Viertelstunde vom Dorfe am Strande der offenen Ostsee. Der Weg dahin war schattig und führte zum Teil durch Wald. Das Bad galt für recht kräftig; doch ging der Besuch immer mehr zurück. Als ich vor einigen Sommern nach längerer Zwischenzeit wieder einmal die Rundtour um den Binnensee machte und die altvertrauten Stätten aufsuchte, fand ich den Tempel halb zerfallen und vom Logierhause keine Spur mehr. Die Badegäste haben sich verzogen wie vordem die Seeraben, die in den nordöstlich von Hasberg gelegenen Hölzungen Buchholz und Krüzkamp früher in ungeheurer Zahl nisteten und danach um 1810 von Obrigkeit wegen verfolgt und vertrieben wurden. Doch kann Hohwacht, in einer kleinen halben Stunde von Hasberg zu erreichen, immer noch als Badeort gelten, sonderlich für beschauliche Leute; als Ladeplatz hat es wohl nicht viel mehr zu bedeuten.

Diese Gegend südlich und östlich vom Großen Binnensee war aller Wahrscheinlichkeit nach der Schauplatz einer Schlacht, die von dem in der zweiten

Hälfte des 12. Jahrhunderts lebenden dänischen Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus anschaulich genug geschildert wird. Diese Schlacht wurde in dem Kriege zwischen dem Dänenkönig Niels und dem Wendenkönig (Bodrizenfürsten) Heinrich ausgefochten. Heinrich war der Sohn der Sigrid, einer Schwester des Niels. Weil dieser Dänenkönig seinem Neffen die Erbgüter seiner Mutter vorenthielt, verwüstete Heinrich das Gebiet seines Onkels zwischen Schlei und Eider. Um Rache zu nehmen, landete Niels am 7. August 1113 ein Heer in der Nähe von Liutcha, also jedenfalls am innersten Winkel der Hohwachter Bucht. (Vergl. „Heimat," Jahrgang 1894 Nr. 3—4.) Eine schonensche Flotte sollte den Dänen zur Hülfe kommen, und Elif, der Statthalter von Schleswig, hatte Auftrag, dem Dänenkönige Reiterei zuzuführen. Elif aber kam nicht, denn er war vom Wendenkönig Heinrich bestochen, und die schonenschen Schiffe wurden durch einen Sturm aufgehalten. So waren die Dänen namentlich durch Elifs Ausbleiben von vornherein im Nachteil. Sobald das dänische Fußvolk gelandet war, umschwärmten es die wendischen Reiter; sie griffen es unaufhörlich an, bald auf dieser, bald auf jener Seite, und nötigten es, die Ebene zu verlassen und sich auf einen nahen Berg zu retten. — Dieser Berg wird schon der Hasberg gewesen sein, da er in dem in Betracht kommenden Gebiete der einzige Hügel ist, welcher geeignet erscheint, ein Heer Fußvolk gegen Reiterangriffe zu schützen. — Am folgenden Tage gingen die Dänen wieder vor und wagten eine Schlacht gegen die Wenden. Sie wurden jedoch zurückgeworfen, und als der Abend anbrach, lagerten die Reste des geschlagenen Heeres wieder auf dem Gipfel des Berges, von welchem sie am Morgen herabgestiegen waren. Die Dänen waren erschöpft, viele verwundet, so auch Knud mit dem späteren Beinamen Laward; es fehlte an Speise und Trank, und die schonensche Flotte war immer noch nicht in Sicht, von der schleswigschen Reiterei ganz zu geschweigen. Bei Menschen war in dem feindlichen Wagerlande keine Rettung. Da versammelten sich in der ersten Frühe des nächsten Tages (9. August), der Vigilie des heiligen Laurentius, die Führer des Dänenheeres und gelobten, diesen Tag alljährlich durch strenges Fasten gleich dem Karfreitag zu feiern, wenn sie mit göttlicher Hülfe dieser bittern Not entrinnen möchten. Und siehe, die ersehnten Schiffe nahten und vermochten, den Dänen in etwas den Rückzug zu decken, als diese nun in kleine Haufen geteilt im Morgengrauen den Berg verließen. Aber die wendischen Reiter hatten das feste Land besetzt und drängten die Feinde gegen ein sumpfiges Wasser, welches sie nicht umgehen konnten. Die Dänen suchten hindurch zu waten, aber die meisten von ihnen blieben stecken und wurden getötet; die übrigen retteten sich in wilder Flucht auf ihre Schiffe. — Wie aus der vorhergehenden Beschreibung der Örtlichkeit ersichtlich, wird Niels seine Mannen bei der Stromkate aus- und wieder eingeschifft haben, während die schonensche Flotte in den Binnensee, den Hertzberger Strom, hineingesegelt gewesen sein muß.

Nach dieser Rund- und Rückschau vom Gipfel des Hasberges verlassen wir die aussichts- und erinnerungsreiche Stätte, um noch einige des Ansehens und Verweilens werte Punkte am Binnensee aufzusuchen. In etwa einer Viertelstunde erreichen wir von Hasberg am Seegestade zurückschreitend wieder das Südende des Binnensees. Hier zweigt von der öffentlichen Straße ein Privatweg ab, der uns über den Wiesengrund an die Kossaubrücke führt. Die Brücke ist aber durch ein verschlossenes Tor versperrt und mit spitzigen Nägeln ringsum wohl verwahrt. Hinüberklettern wie in den Jungsjahren wäre ein mißliches Unternehmen. Doch ein kleiner Flachskopf bringt den Schlüssel; gern zahlen wir unsern Obolos und treten dann nach kurzer Wanderung durch die jenseitige Wiese ein in den ragenden Waldesdom der „Alten Burg," die wir schon

vom Hasberg mit Entzücken betrachteten. Wieder ist es, wie bei so vielen ostholsteinischen Seen, ein halbinselartig vorspringender Hügel, der auf seinem Rücken die herrlichste Buchenwaldung trägt. Mancher Adler ist hier auf der „Adlerbuche" vom tötlichen Blei ereilt. Ob die Alte Burg schon ihren Maler gefunden hat, weiß ich nicht; mich dünkt, sie verdiente es. Das Volk erzählt sich, daß dort vor Alters Klaus Störtebeker gehaust habe; es weiß auch von unterirdischen Gängen zu berichten. Wiederum wird auch gesagt, daß dort der alte Adelssitz sich befunden habe, als der jetzige Gutshof Neverstorf noch ein Dorf war. Auf die Anlage eines Ringwalles weisen noch unverkennbare Spuren hin; von Ziegeltrümmern aber habe ich nichts gespürt. Als ich zuletzt vor einigen Jahren die Alte Burg aufsuchte, war die Kuppe mit Laubgewinde umkränzt; es war dort im Angesicht des Binnensees und des offenen Meeres kurz vordem ein Missionsfest abgehalten worden. Sonst betritt selten ein fremder Gast diese Stätte. Der erlaubte Weg zieht sich seitlich von der Höhe entlang. Er führt uns, nachdem die Waldung durchschritten ist, eine Strecke durch Niederung und dann bald hinauf zu den Höhen von Stöfs. Nahe vor dem Hofe bezeichnet eine Baumgruppe im Wegeswinkel eine Stätte der Erinnerung. Hier genoß König Wilhelm bei seiner erstmaligen Anwesenheit in unserm Lande am 14. Septembar 1868 den wunderbaren Ausblick über Felder und Wälder, über den blinkenden Spiegel des Großen Binnensees und über den grünen Saum der Lippe hinweg auf das weite blaue Meer. Auch wir erfreuen uns lange der herrlichen Aussicht. Schöneres als diesen Anblick kann uns der See in seiner Umgebung nicht mehr bieten, wie denn überhaupt die Lage von Stöfs unvergleichlich schön erscheint, besonders dem Binnenländer, der wie im Jahre 1864 die hundert Sachsen, von hier zum ersten Male das „Große Wasser" schaut.

Wir verzichten also auf einen Gang längs der mehr denn hundertjährigen Obstbaumallee nach dem auf einem niedrigen Vorsprunge am See gelegenen Haupthofe Waterneverstorf. Hier könnte ich sonst noch erzählen von dem großen Uhu, der auf dem geräumigen Hofplatze in seinem Käfig hockte, von den einst (lebend?) an die Scheunentore genagelten weitklafternden Raubvögeln und von der Hundemeute, die paarweise zusammengekoppelt unter Hörnerschall und Peitschenknall zur Herbsteszeit auch durch unser Dorf spazieren geführt wurde. Ferner könnte ich noch sagen von den Komtessen, den blonden Grafentöchtern, denen wir Jungs verwundert nachschauten, wenn sie als die einzigen Reiterinnen weit und breit im langen Reitkleide an uns vorübersausten, oder von dem Gutsherrn selbst, dem vornehm ernst blickenden Aristokraten mit dem drohenden Schnurrbart. Ja, der Herr Graf war ein gar gestrenger Herr und pflegte, so ging die Rede, namentlich Jagd- und Waldfrevel scharf zu ahnden. Wir schlichen daher auch stets behutsam auf Umwegen zum Himbeerpflücken in seine Hölzungen, wagten auch nie, dort einander zuzurufen oder nach Knabenart zu pfeifen und dadurch etwa das in großen Rudeln vorhandene Rotwild, „den Grafen sien Schaap," aufzuscheuchen. In späteren Jahren hörte ich allerdings, der so gefürchtete Graf Konrad sei seinen Gutsleuten wahrhaft ein Vater gewesen.

Beim Deichkamp aber, einer Häusergruppe am westlichen Ende des Großen Binnensees, könnte ich berichten von einer andern Respektsperson, einem frühern Bewohner des größten dieser Häuser, der als strammer Unteroffizier von 1848 damals seinen spätern Pastor und Schulinspektor gehörig kommandiert und weidlich gepiesackt haben soll, und der als trefflicher Redner den Prinzen Friedrich Karl mit einer kernigen Ansprache begrüßte, als dieser bald nach dem großen Kriege zur Erntezeit 1871 an einem eigens für ihn gebauten Stege bei Todendorf gelandet war. Auch Behrensdorf grüßt herüber. Ob dort

wohl noch der Tannenwedel in den Gräben wuchert und im Schulgarten die Rosen üppig prangen wie einst? Dann folgen Einzelgehöfte, dann kommt wieder die Lippe. Wir haben unsern Rundgang um den See — mit dem Auge — vollendet und schreiten nunmehr über den Hofplatz des Meierhofes Stöfs in der Richtung nach Panker zu weiter.

Bald umfängt uns wieder Waldesschatten. In wenigen Minuten gelangen wir hier im „Dohl" an zwei Grabstätten, eine ältere und eine aus jüngster Zeit. Erstere gleicht einem Hünengrabe, soll vordem auch eins gewesen sein. Auf dem Hügel erschaut man zwischen den hohen Bäumen ein schlichtes Kreuz von Eisen. Das nach Osten offene Gewölbe im Innern des Grabes birgt, wie ein Blick durch die Gittertür erkennen läßt, eine Anzahl von Särgen. Hier schlummert neben seinem ihm vorangegangenen Sohne auch Graf Konrad



von Holstein, der langjährige Reichstagsabgeordnete. Er war der letzte Holstein-Waterneverstorf; Erbe des Gutes wurde sein Schwiegersohn, Graf Waldersee. Dessen Onkel, der Feldmarschall Waldersee, hat vor einigen Jahren, wie er sich's von seinem Neffen erbeten hatte, an der Seite des alten Grabhügels im Angesicht des Meeres seine letzte Ruhestätte gefunden. Bald nachdem ist ihm dort ein Grabmal errichtet worden.

Noch einmal eröffnet sich uns hier ein wunderbarer Ausblick über See und Meer, vielleicht gar bis zu den dänischen Inseln. Dann nehmen wir Abschied auch von dieser Stätte, um über Stöfs zurück und nun auf einem wenig begangenen Pfade durch eine prächtige Waldung, den Etz, uns dem Ausgangspunkt unserer heutigen Wanderung, der guten alten Stadt Lütjenburg, zu nähern.

Vom Bismarckturm dort auf dem Godenberge schauen wir dann vielleicht zuletzt von ferne den Großen Binnensee.

Goldregen.

Steh' hier unter goldenem Regen,
Schöner Baum der Frühlingszeit,
Träuf' auf mich den Blütensegen,
Reich' mir deine Maienzeit.
Lang und fließend deine Trauben,
Hängen tief im Blütenflor,
In das Goldgelb deiner Lauben
Blick' ich lauschend still empor.
Blumen reicht dein Zweig hernieder,
Holde Blüten sanft geneigt,
Und ich jauchz' dem Frühling wieder,
Der so lachend sich uns reicht.

Kiel. Bertha Lüdemann.



Bilder aus dem Käferleben.

Von Dr. **Kurt Lampert.**

II. Glühwürmchen. In lauer Sommernacht verstreut im Moosboden des Waldes leuchtende Punkte, die mit phosphorischem Strahl ihre nächste Umgebung erhellen; in der Luft Dutzende und Hunderte von schwebenden Funken — es ist ein Bild, das nie seinen Zauber verliert, mag man es auch noch so oft gesehen hoben; ein Bild, das von je berechtigte Aufmerksamkeit erregt hat. Die größten Dichter aller Nationen hat dieser Sommernachtsspuk in seinen Bann gezogen. Gehen wir den leuchtenden Pünktchen nach, haschen wir eine der Lichtelfen, die vor uns gaukeln. Was halten wir in der Hand? Ein dunkles, flachgedrücktes Geschöpf, welches uns sofort an eine Käferlarve erinnert, oder einen graubraunen Käfer von etwa 1 cm Länge, welcher uns durch seine weichen Flügeldecken auffällt und dadurch seine Zugehörigkeit zu der Familie der Weichflügler ausweist. Der Kopf ist völlig unter dem Halsschilde versteckt. — Haben wir unter den in der Luft umherfliegenden Tierchen das kleine Johanniswürmchen (Lampyris splendidula L.) gefangen, so erkennen wir dies an zwei glasartigen, durchsichtigen Flecken des Halsschildes; das Weibchen entbehrt der Flugfähigkeit, es mangeln ihm die Flügel, aber es besitzt wenigstens noch als schwache Andeutung der Flügeldecken zwei kleine Schuppen; seine Farbe ist weißgelb. Bei dem etwas größeren Glühwürmchen, Leuchtkäfer (Lampyris noctiluca L.), das wir in unserer Abbildung sehen, fehlen dem Männchen die fensterartigen Flecken, und das etwas dunklere Weibchen entbehrt auch der geringsten Andeutung der Flügeldecken, hierdurch einen völlig larvenähnlichen Charakter gewinnend. Die Leuchtorgane liegen bekanntlich in Gestalt gelber Flecken an den beiden vorletzten Hinterleibsringen und strahlen einen phosphorischen Glanz aus, ein Ideallicht, welches leuchtet, ohne zu wärmen, und nicht im Sturm erlischt. Die nähere Untersuchung dieses Lichtes mag im Zusammenhange mit den in den letzten Jahren entdeckten merkwürdigen Strahlen, wie Röntgen- und Becquerelstrahlen, noch manche Überraschung bringen. Durch den japanischen Gelehrten Muraoko wissen



Großes Glühwürmchen (Lampyris noctiluca); a Männchen, b Weibchen, c Larve.

wir, daß das Licht der Glühwürmchen Metalle, Holz und andere Körper zu durchdringen vermag. Gleich den Becquerelstrahlen wird es reflektiert, eine Eigenschaft, die den Röntgenstrahlen abgeht. Was hat dieser geheimnisvolle Glanz, der von diesen unscheinbaren Geschöpfen ausgeht, für eine Bedeutung? Wir gehen wohl sicher in der Annahme, daß er auf das engste zusammenhängt mit dem auch für das unscheinbarste Insekt den Kulminationspunkt des Daseins bildenden Vorgange der Vereinigung der Geschlechter; es sind die Hochzeitsfackeln, die weithin leuchtenden Liebessignale, die im Moose glühen und in der Luft einen phantastischen Tanz aufführen. Ein Einwand gegen diese Auffassung könnte freilich darin gefunden werden, daß auch die Larven die Leuchtfähigkeit besitzen; jedoch ist dies in weit geringerem Maße der Fall als bei dem entwickelten Insekt. Die Ähnlichkeit der Larve mit dem Weibchen haben wir bereits hervorgehoben, allein gerade die geringere Leuchtkraft ist ein gutes Unterscheidungsmerkmal zusammen mit dem größeren Halsschilde des Weibchens. Die flachgedrückte Larve ist oben dunkel, an den Hinterwinkeln der Körpersegmente aber heller, so daß sie seitlich gefleckt erscheint. Eine eigenartige Einrichtung besitzt sie am letzten Hinterleibsring in Form eines ausstülpbaren Pinsels, der aus einem Doppelringe von Knorpelstrahlen besteht; mit demselben fährt sie am ganzen Körper umher, sich augenscheinlich reinigend, und es ist wohl die Annahme richtig, daß diese Einrichtung um so nötiger ist, als sich die Larven von lebenden Schnecken ernähren und auf diese Weise mit dem Schleim der Schnecken und mit anhaftenden Erdteilchen ganz besonders besudelt werden, ein Bild, das freilich schlecht passen will zu dem poetischen Glänzen und Funkeln der Tierchen.



Segen- und Heilsprüche aus Lübeck und Umgegend.

Von **Colmar Schumann** in Lübeck.

II.

Die Mehrzahl der Heilsprüche und -vorschriften betrifft wie überhaupt so auch in meiner Sammlung minder die schweren Krankheiten als die kleinen Plagen, wie Warzen, Zahnschmerzen, Blutungen, Rose und andere Hautentzündungen und -fehler. Leider kann ich nicht immer beide Teile geben, bald fehlt der Segen, bald der Brauch; dieser ist jedoch meist unschwer zu erraten.

Allgemeine Regeln für das Stillen sind:

1. Es muß heimlich vorgenommen und nichts darf verraten werden.
2. Niemand darf dabei sprechen, und der Spruch muß geflüstert werden.
3. Der Kranke muß festen Glauben haben wie der Stiller.
4. Dieser darf keinen Lohn heischen.
5. Er muß jedesmal zum Schlusse die Dreieinigkeit anrufen mit den Worten: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. (Schriftlich durch die bekannten drei Kreuze bezeichnet.)

Ratsam ist es, das Ganze dreimal hintereinander zu üben, in schwierigen Fällen aber dasselbe Verfahren zu passenden Zeiten noch zweimal zu wiederholen.

Segen und Heilmittel.

A. Gegen äußere Leiden.

I. Gegen Blutungen, Wunden.

1. Man legt die drei mittleren Finger der linken Hand auf die Stelle und spricht dreimal leise:

Selig ist der Tag,
Selig ist die Stunde,
Selig ist die Wunde,
Selig, was ich sag':
Du sollst nicht bluten,
Du sollst nicht ächzen,
Du sollst nicht zehren! †††

Etwas anders: Wie selig ist der Tag usw. Z. 5: Du sollst nicht bluten noch schwären, nicht wehe tun noch zehren.

2. Uns' Herr Christus und Petrus güngen tosamen in'n Brak (auch Brok),
Je wider in'n Brak, je stiller dat Blod.

Gebrochenes, umgepflügtes Land ist besonders kräftig. Die Änderung: Petrus und Christus gingen übers Meer, je schneller sie gingen, desto eh'r stand das Blut — ist viel jünger.

3. Es stunden drei Rosen in Gottes Garten.
Die eine heißt: Gottes Güte,
Die andre heißt: Gottes Geblüte,
Die dritte heißt: Gottes Wille.
Ich gebiete dir, Blut, steh' stille!
So auch bei Wuttke a. a. O. (Aufl. 3) § 230. Daraus verkürzt: Groß ist G. Güte, groß ist G. Geblüte. Ich gebiete dir im Namen Jesu stille zu stehn.

4. Blod, stah still!
Dat is Marias Will,
Dat is Marias Ehr:
Stah still un blöd nich mehr!
Z. 2 u. 3 auch: In Marien Will, in M. Ehr.

5. Es kamen drei schwangere Frauen,
Die wollten das Blut beschauen.
Die erste sprach: Es ist nicht gut,
Die zweite sprach: Es kann nicht gehn,
Die dritte sprach: Es muß doch stehn
Und muß durch alle Adern gehn.
Schwangere und überhaupt verheiratete Frauen (Ehmanns Fru) verrichten mehr.

6. Blut, steh' in deinen Wunden
Wie bei unserm Herrn Jesus in seinen letzten Stunden!

7. Steh', Blut, wie der Baum im Jordan!
Besser in „Heimat" 1894, S. 45:
Blod, stah as dat Water vun'n Jordan!

8. In Josephs Garten da blühn drei Blumen.
Die eine blüht weiß, die andre rot,
Hiermit still' ich alles Blut.

9. Blut, ich stille dich.
Du bist in voller Fahrt wie das Meer.
Der Wind wird stille, und das Blut wird alle. Damit ist alles beruhigt.
Ein aufgelöster und verderbter Spruch. Er wird geflüstert, während man auf einen aus der Lade genommenen Feuerstein drei Blutstropfen fallen läßt. Feuersteine waren dem Feuergotte Donar heilig.

10. Aus einem eben gelegten Hühnerei läßt man etwas Eiweiß heraustropfen und ersetzt dieses durch einige Tropfen frischen Blutes. Dann stellt man das Ei aufrecht in heiße Asche, rührt in ihm, bis es gerinnt, und bringt es an einen mäßig warmen Ort. Wie der Inhalt des Eies gerinnt, steht auch das Blut still.

11. Gegen Nasenbluten insbesondere läßt man drei Tropfen auf heißes Eisen fallen, am besten auf ein Hufeisen, ebenfalls Donar heilig, oder man drückt ein Geldstück auf den Kopf oder nimmt drei Steine auf, entläßt auf jeden einen Tropfen und legt sie wieder an ihren Platz. So wird das Blut sinnbildlich in die Erde begraben und beseitigt. Wenn das rechte Nasenloch blutet, bindet man ein Band fest um die Nägel des kleinen Fingers der linken Hand und umgekehrt. Wie das Blut im Finger stockt, so geschieht es in der Nase. Alles Verkehrte verstärkt die Wirkung.

II. Gegen Brand.

Unter Brand oder Feuer werden allerlei Entzündungen begriffen; auch Brandwunden werden in derselben Weise behandelt, nämlich mit Blasen, Hauchen und Streichen.

1a. Ik gah öber Sand un Land.
Dor begegn' mi en dodig Manneshand.
Ik nehm de dodig Manneshand
Un still dormit dat Für un Brand.
(Auch: Ik güng mal .... un fünn ....)

1b. Ik güng mal öbern Knabensand (?),
Dor fünn ik 'n dode Manneshand;
Mit düsse dode Manneshand
Still ik lopende Für un Brand.

2. Der Herr Jesus ging über Land
Und fand einen Toten im Sand.
Damit still' ich den Brand.

3. Unser Herr Christus ging über Land
Und hatte einen Brand in seiner Hand.
Brand, brenn net (?), gähr net, schwär net!

4. Ich faß dir an die Hand,
Geh' mit dir über Land.
Damit still' ich den Brand.

5. Ich still' den Brand
In Donars (?) Hand.

6. Mit Fürmanns (?) Hand
Still ich Für un Brand.
Donars und Fürmanns irrig statt Dodmanns.

7. Heet is de Hand,
Kold is de Menschenhand.
Dormit still ik den Brand.

8a. Hog is de Heben,
Rod is de Krevt (oder: Blank is de Degen),
Kold is Dodmanns Hand,
Dormit still ik Hitt un Brand.

8b. Wie rot ist de Heben (od.: der Himmel),
Wie kalt der Nebel,
Wie eiskalt die Totenhand!
Damit still' ich diesen Brand!

8c. Höger as de Heben,
Wieder as de Sweben (?),
Köller as en Dodenhand,
Dormit bespreckt (!) ik Mal un Brand.
Dieser beliebte Vers ist mir noch in manchen andern Fassungen zugegangen; die meisten Verschiedenheiten in Z. 2, z. B.: Wie stark ist die Kraft! — Sid is de Kreftscha — Deep is dat Meer — Deep sünd de Gräber u. a. m. Himmel, Krebs und Totenhand sind alte Zaubermittel. Der Kern aller dieser Sprüche ist die Beseitigung der Hitze durch die kalte Leichenhand und die Mitnahme des Übels ins Grab. Gegensätze werden mit Vorliebe betont als wirksam; so auch in 9. Vgl. „Heimat" 1894, S. 46.

9. Ist kein Lofgold,
Ist kein Feingold,

Ist kein Feuerbrand,
Ist kein roter Brand.

10. Der Brand und die Spule
Gingen auf die Schule.
Der Brand verschwind't,
Die Schule gewinnt.

Vergl. z. Erklärung unten VI. Fingergeschwür.

Einen verbrannten Finger legt man hinter ein Ohr und betet so den Spruch.

III. Gegen Rose.

Man unterscheidet Bläderros' mit Hautblasen, die „abblättern," Fürros' mit Rotlauf, Flechtenros', Lopenros' (Wanderrose), die sich meist vom Kopfe aus über den ganzen Leib verbreitet, und Ritenros' und Splitenros' je nach der Art der Schmerzen, u. a. m., im ganzen, wie es heißt, 99.

1. Rose, Rose, weiche,
Flieh' auf eine Leiche
Und laß die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Also Übertragung auf einen Toten durch Überstreichen mit dessen Hand.

2a. Rose, ich rate dich,
Mit Christus' Hand verjag' ich dich,
Des Sohnes Leib und Blut fahr' über dich!

2b. Rose, ich verbinde dich,
Rose, mit unsern Herrn Christus seiner Hand stille ich dich,
Rose, der heilige Geist fahr' über dich!

3. Diese Rose sticht nicht,
Diese Rose fällt ab,
Und diese vergeht,
Und damit still' ich das Blut.

4. Alle Glocken klingen,
Alle Menschenkinder singen,
Alle Evangelien werden gelesen.
Rose, du bist gewesen!

Hier soll die Gleichheit der kirchlichen Handlung nützen. Ähnlich Wuttke a. a. O. § 232, aber Schluß: du sollst verwesen!

5. Ik still de Ros'
Un de ritende Ros',
De Bläderros',
De lopende Ros'
Un de Fürros',
Ik still de 99 Art Ros'.

6. Mutter Maria sitt an'n Strand
Un hett dree Döker in de Hand,
Een wringt se, een wascht se
.... un de Blätterros' in Ruh.

7a. Die Jungfrau Maria ging über plögt Land,
Drei Rosen trägt sie in ihrer Hand;
Die eine erkor sie,
Die andre verlor sie,
Die dritte verschwand.
So mög' auch diese Rose verschwinden!

7b. Jesus zog zu Wasser und Land,
Er hatte drei Rosen in seiner Hand;
Die eine verflog,
Die andre verflog,
Die dritte verschwand.
Rose, du sollst und mußt verschwinden!

7c. Die Mutter Maria zog nach Ägyptenland,
Drei Rosen hatt' sie in ihrer Hand;
Die erste verschwand,
Die zweite verschwand,
Die dritte verlor sie aus ihrer Hand.

7d. Jungfrau Maria ging von dat plögt Land,
Twee Rosen harr se in ihrer Hand;
Die eine gewann,
Die andre verschwand.
So soll diese Rose auch verschwinden!

7e. Da kam eine Jungfrau aus Engelland,
Sieben Rosen trägt sie in ihrer Hand;
Die Jungfrau gewann,
Die Rose verschwand.

In Engelland (=Himmel) und der Zahl 7 haben wir altheidnische Nachklänge.

7f. Es ritten drei Jungfern über die Brück';
Die eine war weiß,
Die andre war gelb,
Die dritte war fleißig.
Rose, steh'!

7g. Petrus ging wohl in den Garten
Und pflückte für (?) die Rosen alle.

Bei einem Rosenbusch abzubeten, wie wohl auch 3.

8. Rose, du sollst nicht brennen,
Du sollst nicht stechen,
Du sollst nicht reißen,
So wahr als Christus im Jordan getauft ist.

9. De Ros', de ritt,
De Ros', de splitt.
Se sall nich riten,
Se sall nich spliten,
Se sall vergahn,
As de Dau an den Grashalm vergeiht.

10. Du hildes Ding,
Du weißes Ding,
Du rotes Ding,
Wo willst du hin?
„Wohl in die Stadt."
Was willst du da?
„Hauen, stechen, schneiden."
Das sollst du nicht!

Verbot in lebendigem Gespräch, die Krankheit als Dämon betrachtet. Hildes Ding s. v. a. Hillding, heil'ges Ding, euphemistischer Name, von der Blume Rose genommen, die Maria heilig war. S. 11.

11. Wie hoch ist der Himmel,
Wie rot ist der Krebs,
Wie kalt ist die Totenhand?
Damit still' ich den Hilldung (?) und Brand.

Vergl. oben II 8 (Brand).

12. Christus Wunden Blut
Ist vor die Rose gut.

Spruch 12 od. 13 schreibt der Stiller mit dem Finger auf die Rose, dann vergeht sie.

14. Von 9—8—7—6—5—4—3—2—1,
Da klei ik an'n harten Steen.

Abzählen und noch dazu in verkehrter Folge hilft oftmals. Die Handlung ist mir nicht recht klar.

Mitteilungen.

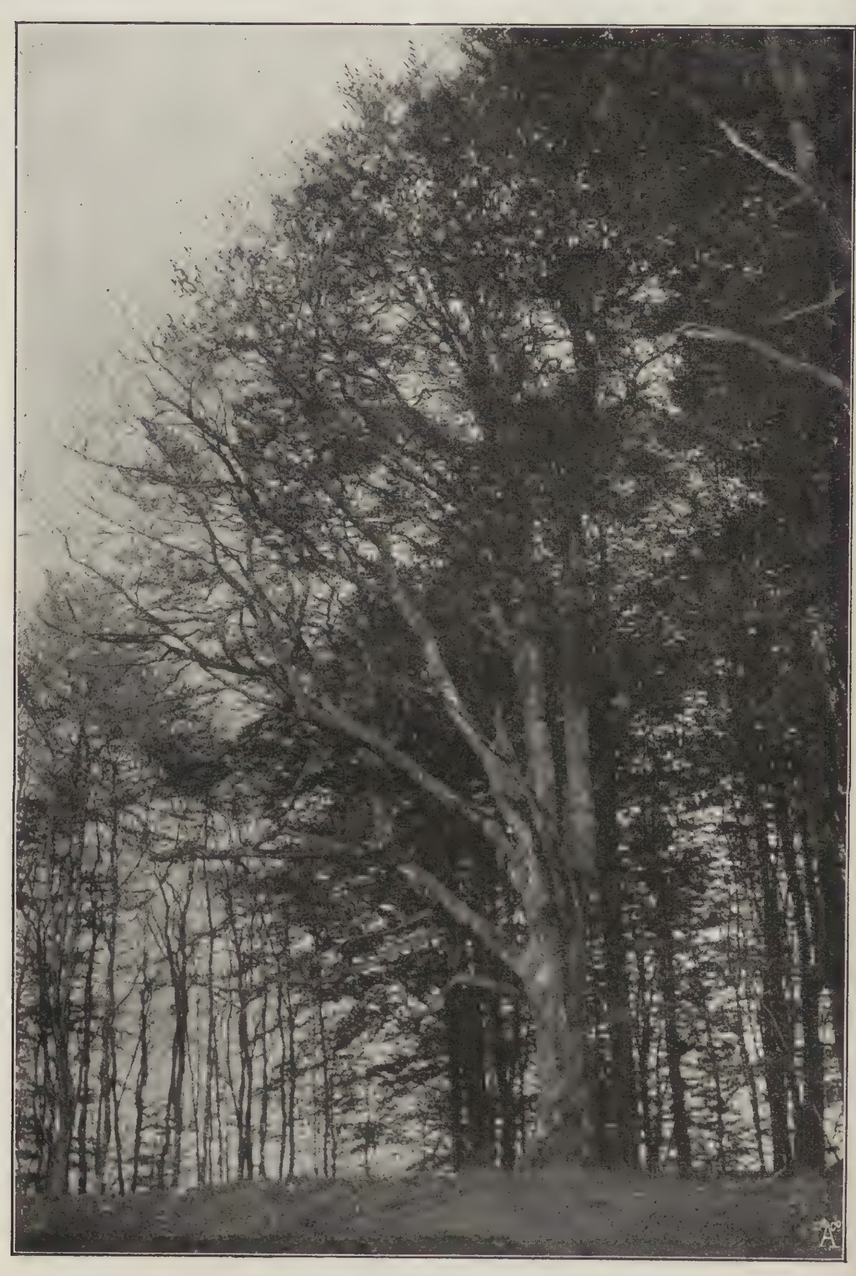
1. Einzelbäume in der Gartenkunst. (Mit 2 Abbildungen.) Bis ins 18. Jahrhundert beherrschte bei uns den Geschmack durchweg der sogenannte französische Garten; die berühmten Anlagen von Jersbek waren nach seinem Vorbild geschaffen. Dann aber trat, von englischen Künstlern eingeleitet, der völlige Umschwung ein, der den architektonischen Garten mit seinen hohen beschnittenen Hecken, seiner vollkommenen Übersichtlichkeit von einem oder von wenigen bestimmten Punkten aus und mit seiner Armut an Ideen und Mustern langweilig fand und als unnatürlich verwarf. Unverständig genug verwarf ihn die neue englische Gartenkunst so völlig und auch da, wo er — in die Nähe des Hauses — offenbar hingehörte, so restlos, daß nur ein günstiger Zufall uns ganz vereinzelt Reste jener Schöpfungen aufbewahrt hat, die über elende Bruchstücke oder Andeutungen der Vergangenheit hinausgehen. Zu den Denkmälern jener Vergangenheit in Holstein gehören die schönen Anlagen auf Johannisdorf bei Lübeck.

Es siegte also der englische Garten; er schloß sich eng an die „natürliche" Landschaft an, ja, er wollte selbst nur deren anmutige und gepflegte Wiedergabe, ihre möglichst vollkommene Täuschung sein. Seine Schöpfer bewohnten den lieblichen Süden Englands, der in jeder Hinsicht unserer holsteinischen Landschaft ähnlich, ein Hauptmotiv seiner Schönheit in den überall auf den Feldern zerstreuten Einzelbäumen fand. Wer kennte sie nicht bei uns, die malerischen Feldeichen, die auf Altenhof, Rehmten, Güldenstein und zahlreichen anderen Gütern die großen Hofkoppeln schmücken; wer freute sich nicht an den Ellernhorsten um Wasser- und Grandkuhlen herum, an den einzelnen Eschen, die aus dem Unterholz der Knicks weithin das Feld überschatten, den uralten Riesenbuchen, die um sich herum eine breite Blöße in der jungen Hölzung geschaffen haben? Solche Motive fand die englische Gartenkunst in ihrer Landschaft vor; der französische Garten kannte weder die eigentümliche Schönheit unserer Waldbäume als Solitaires, noch benutzte er sie; im englischen Garten wurde sie eines der notwendigsten Schönheitsmittel. Aber bald entdeckte man, daß auch dieses Motiv totgeritten werden, sich erschöpfen, langweilig werden kann, und mit unermüdlicher Erfindungskunst versuchte man, es durch den Reiz des Überraschenden zu beleben. Statt unserer Eichen, Buchen, Eschen wählte man Hölzer, die, ihrem Wuchse nach geeignet, als Einzelbäume zu wirken, das Gartenbild auch dadurch fesselnd machten, daß sie Fremdlinge oder gar Seltenheiten waren. Diese Neigung unterstützte die Wirkung der französischen Gartenzeit, die in der Nähe des Hauses mit dem natürlichen Baumbestande mehr oder minder unbarmherzig aufgeräumt hatte. Ehe aber neue Eichen, Buchen oder Eschen zu mehrhundertjährigen Zierden aufwuchsen, war es leichter, Nadelbäume oder Exoten anzupflanzen, deren Wuchs schon in jüngeren Jahren hinreichte, eindrucksvolle Einzelbilder zu geben. Meistens waren es die entfernteren Teile der Parks, in denen die Prachtstücke unserer einheimischen Flora dem „englischen" Gartenkünstler zugute kamen, wo er sie noch unverletzt für seine Zwecke vorfand. Und auch bei ihnen bevorzugte der überraschungs- und abwechselungsdurstige „natürliche" Garten neben den wirkungsvollen Erscheinungen alter Riesenbäume gerne verbildete urwaldatmende Formen, wie zusammengewachsene Eichen und Buchen, und ähnliche, die man lange über das Alter hinaus stehen ließ, wo beide verschwisterte Teile lebensfähig waren. Ausgehöhlte blätterlose Eichenstämme, der grünenden Buche fest angelagert, längst vermorschte Kirschbäume, hochgehalten von den erstickenden Klammern eines üppig wuchernden Epheu, wurden immer mehr zu gesuchten Bestandteilen des „natürlichen" Gartens, wovon die Abbildungen einige Proben geben, entlehnt dem Garten zu Deutsch-Nienhof bei Westensee, veröffentlicht zuerst in meiner Geschichte von Deutsch-Nienhof und Pohlsee (Schleswig 1906). P. v. Hedemann-Heespen.

2. Keimkraft des Nesselsamens. Im Winter 1906/07 begann ich damit, die Teiche dieses selben Gartens durch Trockenbaggerung im Handbetrieb von der teilweise meterhohen Mudde zu befreien. Im Sommer 1908 fand sich die ausgeräumte, auf weiten Rasenflächen mehrere Fuß hoch aufgetürmte Morasterde plötzlich mit Millionen von Nesseln (Urtica dioica) bedeckt, die noch im ersten Sommer sich auf dem günstigen Standort zu 5—7 Fuß hohen Pflanzen von etwa 2 cm Durchmesser entwickelten. Im Sommer vorher war nichts davon zu spüren gewesen. Auch waren nicht die ganzen Flächen mit Nesseln bedeckt, sondern nur diejenigen Massen, die aus einem bestimmten großen Teiche ausgeräumt waren, den um 1830 der hannoversche Hofgärtner Schauenburg, der Künstler von Herrenhausen, an Stelle eines langen Weichholzbruches in einer natürlichen Schlucht hatte anlegen lassen. Mir scheint also alles dafür zu sprechen, daß sich der Same der Nesseln aus jener Zeit 8 Jahrzehnte keimfähig im Schlamme des Teichgrundes erhalten hat. P. v. Hedemann-Heespen.

3. Der Königshügel bei Bornhöved in Gefahr. Der Sage nach soll von dem sogenannten Königshügel aus der König Waldemar von Dänemark die für Schleswig-

Holstein so wichtige Schlacht bei Bornhöved geleitet haben. Die meisten Fremden, die den Ort besuchen, wünschen den Königshügel zu sehen. Man hat von demselben eine vorzügliche Aussicht über das Gelände, auf dem sich vermutlich die Schlacht abgespielt hat. Der Hügel wird jetzt von dem Eigentümer, einem Landmann, abgefahren. So wird bald ein uraltes Erinnerungszeichen an die Bornhöveder Schlacht verloren sein. Die Gemeindevertretung und der Verschönerungsverein haben verschiedentlich versucht, den Hügel zu gutem Preise zu kaufen; doch der Besitzer will sein Eigentum nicht her=



Die große Buche im Tiergarten von Deutsch=Nienhof.

geben. Sollte es nicht möglich sein, daß von berufener Seite Mittel gefunden würden, damit der Hügel erhalten bliebe? Die Schriftleitung.

4. Langer Winter — unfruchtbare Wasservögel. In diesem Jahre wird viel darüber geklagt, daß Gänse- und Enteneier unbefruchtet geblieben wären. Behauptet wird, der lange Winter habe daran schuld; bis in den April dauerte es, bis Teiche und kleine Seen durchgetaut und die Wasservögel sich in ihr Element begeben konnten.

P. v. Hedemann-Heespen.



Die große Eibe im Garten von Deutsch-Nienhof.

5. Die Ortsnamen Bossee und Bollenhusen (Schierensee). In meiner Geschichte von Deutsch-Nienhof und Pohlsee habe ich I, 65 Anm. 1 die verschiedenen Erklärungen wiedergegeben, die der Ortsname Bossee bei Westensee gefunden hat, und auch eine Schreibweise des 16. Jahrhunderts: Botse erwähnt. Keine jener Erklärungen befriedigte ganz. Es scheint nun eine bessere zu geben. In Wilh. Leverkus' Urkundenbuch des Bistums Lübeck Bd. I (Oldenburg 1856) findet sich in den Urkunden Nr. 632 und 646 S. 803 und 824 an der ersten Stelle: „Insuper illa ligna quae nuncupantur botze," an der zweiten: „mit holte sunderliken gheheten botze vnde anderem holte." Der Zusammenhang ergibt beidemal, daß kein Flurname vorliegt, sondern daß botze ein Appellativum ist; Leverkus stellt das Wort daher auch in das Sachregister. Es handelt sich also um eine bestimmte Art Holz, vielleicht mit Bezug auf die technische Verwendung etwa im Baugewerbe. Man ist versucht, an die Boos, den Stallraum der Kuhställe, zu denken. Jedenfalls scheint es mir, daß der Ortsname Bossee wohl aus seiner Belegenheit inmitten Holzes von bestimmter Bestandsart erklärt werden könnte. In ähnlicher Art sind Namen vielfach gebildet worden.

Für Bollenhusen ist ebenda I. 19 eine Erklärung versucht worden. Vielleicht gibt es eine bessere, wenn man an die plattdeutsche Redensart „holl und boll" d. i. ganz und gar zuschande anknüpft und also in Bollenhusen eine ganz und gar zerstörte Niederlassung vermutet. Paul v. Hedemann-Heespen.

Bücherschau.

1. Wilhelm Ohnesorge, Einleitung in die lübische Geschichte. Teil I: Name, Lage und Alter von Altlübeck und Lübeck. (Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Band 10, Heft 1. Lübeck 1908.) 254 S. 8°.[1] — Während wir durch Ausbeutung der lange verborgenen Naturkräfte ungeahnte Fortschritte in der Kultur gemacht haben und vielleicht noch weittragendere zu erwarten haben, gehen wir auch mehr als je zuvor zurück in die ältesten Zeiten der menschlichen Bildung durch die Ausgrabung alter Ruinenstätten und die Untersuchung prähistorischer Funde. Uralte hervorragende Kultur haben wir in Nordalbingien nicht gehabt, deren Reste im Boden schlummern; doch gibt es manche Stellen, wo der Spaten Aufschlüsse über Bau- und Lebensweise früherer Bewohner und ihre Nationalität bringen kann. Die zahlreichen Ringwälle harren meist noch der Erforschung; besonders merkwürdig sind zwei Punkte, die ehemals besiedelt waren, aber ihre Bewohner und zum Teil auch den Namen an eine benachbarte Besiedlung abgetreten haben: die Oldenburg bei Schleswig und Altlübeck, deren Reste in den letzten Jahren mit Eifer untersucht sind. Über die Oldenburg, ihre Gleichsetzung mit Heithaby, sind die Meinungen bis jetzt noch nicht geklärt; Altlübeck ist endgültig festgelegt, und daran hat der Verfasser des vorliegenden Buches wesentlichen Anteil. Seinen Bemühungen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß neue Ausgrabungen stattgefunden; er gibt auch durch eine eingehende, bis ins Einzelne gründliche Prüfung aller in Betracht kommenden Quellen den Beweis, daß Altlübeck dort gelegen hat, wo der Spaten eine alte Besiedlung nachgewiesen hat, in dem Winkel zwischen der Trave und der Schwartaumündung. Es wird vielen Lesern der „Heimat" nicht leicht sein, sich durch die reichhaltige Schrift des Verfassers hindurchzuarbeiten; ich will daher einen kurzen Auszug über die Ergebnisse seiner Forschung zusammenstellen, ohne auf die zahlreichen Einzelfragen einzugehen. Urkundliche Nachrichten über Altlübeck und die Gründung des jetzigen Lübeck gibt es nicht; wir sind auf die Chronisten angewiesen, und daher behandelt Ohnesorge zuerst deren Angaben über den Namen Lübeck. Die älteste, für die erste Geschichte Neulübecks zeitgenössische Quelle ist der nach 1170 verstorbene Pfarrer Helmold von Bosau in seiner Slawenchronik. Bis in das achte Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts als zuverlässige Quelle angesehen, wurde er dann von Professor Schirren in Kiel einer außerordentlich scharfen Kritik ausgesetzt, seine Glaubwürdigkeit angefochten und ihm absichtliche Fälschung zugeschrieben. Das schroffe Urteil Schirrens hat bald Widerspruch gefunden, und mit der Mehrzahl der Forscher weist Ohnesorge überzeugend nach, daß Helmold gegenüber alle andern Quellennachrichten nur als sekundäre Zeugnisse in Betracht kommen, und daß

[1]) Die Mitglieder des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde zahlen einen Jahresbeitrag von 3 ℳ. Außerhalb Lübecks wohnende Personen, die nicht Mitglieder der Gesellschaft sind, können als außerordentliche Mitglieder aufgenommen werden. Die außerordentlichen Mitglieder zahlen einen Beitrag von 4 ℳ. Alle Mitglieder des Vereins erhalten die Vereinszeitschrift unentgeltlich und kostenfrei. Beitrittserklärungen sind an den Verein (Königstraße 5) oder an den Vorsitzenden (zur Zeit Dr. Chr. Reuter, Königstraße 34) zu richten. Die Schriftleitung.

an seiner Wahrheitsliebe nicht zu zweifeln ist; Kritik muß natürlich auch an ihm geübt werden. Im 16. und 17. Jahrhundert, als die historische Kritik noch in den Windeln lag, hat man über den Namen Lübeck und sein Alter die törichtsten Fabeleien vorgebracht, indem man teils von den klassischen Geographen genannte Orte mit Lübeck gleich setzte, teils aus dem Worte „Lübeck" die unglaublichsten Schlüsse zog. Ich erwähne nur: Angulus laudis sei der alte Name gewesen, da Lubeca = Lob-Ecke. Aus den friesischen „Geschichtsschreibern" derselben Zeit, z. B. aus unserm Landsmann Peter Sax († 1662), lassen sich dergleichen tolle Erklärungen heimischer Ortsnamen und damit zusammenhangende Fabeleien in Menge nachweisen. Ohnesorges Prüfung ergibt: Lubeke und Bucu waren Namen zweier verschiedener Orte, jenes lag nördlich, dieses südlich von der Trave; nach der Zerstörung Lubekes im Jahre 1138 wurde der Name Lubeke 1143 auf das ebenfalls verfallene Bucu übertragen, das heutige Lübeck, das damals neu gegründet wurde. — Der zweite Abschnitt behandelt die Lage von Altlübeck. Man hat es an der Travemündung, zwischen Trems und der Vorstadt St. Lorenz, an der Stätte von Kaltenhof an der Schwartau, in Schwartau, im Risebusch und an der Schwartaumündung gesucht. Sorgfältige Abwägung der Quellen ergibt, daß nur die Stelle an der Mündung der Schwartau Altlübeck sein kann. Schwierigkeit macht dabei nur, daß Helmold von einer Kirche spricht, die auf einem Hügel gegenüber der Stadt lag. Ohnesorge nimmt deshalb an, daß außer der Kirche, deren Reste in Altlübeck gefunden sind, noch eine zweite, und zwar für die deutschen Handelsleute, die außerhalb der wendischen Stadt Altlübeck wohnten, auf der Südseite der Trave, auf der jetzigen Teerhalbinsel gestanden hat. Nachgrabungen haben dort noch nicht stattgefunden, die Bestätigung der Vermutung ist also noch abzuwarten. Altlübeck war um 1100 Hauptstadt des Slawenreichs unter König Heinrich, dessen Königstitel nicht zu bezweifeln ist; es umfaßte einen Ringwall mit Räumlichkeiten für den Fürsten und die Besatzung, eine Kirche aus Steinen, einen Hafen westlich davon, indem die schmale Landzunge durch einen Durchstich zu einer Insel gemacht war, eine Ansiedlung (oppidum) von Slawen westlich anschließend, endlich eine Niederlassung deutscher Kaufleute, nach Ohnesorges Ansicht südlich von der Trave. — Im dritten Teil erörtert der Verfasser die Gründung von Altlübeck. Nachrichten über dessen Existenz vor 1044 sind nicht vorhanden; die bei Ausgrabungen gemachten Kleinfunde haben kein Beweisstück für ein höheres Alter der Niederlassung ergeben; die älteste Kulturschicht enthält die Spuren eines wendischen Fischerdorfes. Als Ausgangspunkt der wendischen „Stadt" findet Ohnesorge den Kampf des Norweger- und Dänenkönigs Magnus auf der Hlyrskogsheide (bei Lürschau in der Nähe von Schleswig) am 28. September 1043; von dieser Schlacht unterscheidet er den Kampf an der Scotborgora, nimmt also zwei Schlachten an. Hier bin ich nicht ganz überzeugt; die Angaben der Quellen sind allerdings derartig, daß ein ganz unanfechtbares Resultat schwerlich zu erzielen ist. Nach dieser Schlacht, wohl nicht lange nachher, legte der Wendenfürst Gottschalk eine Grenzfeste seines bis an die Trave reichenden Wagrerlandes gegen die südlich von dem Flusse wohnenden Polaben unter Fürst Ratibor an und zwar das alte Lübeck an der Schwartaumündung. Unter König Heinrich wurde es seine Residenz, etwa 1090, dann Sitz seines Sohnes Zwentepolch und des Obotritenfürsten Pribislaw, zeitweilig auch des Königs Knud Laward. 1138 überfiel der Gegner des Pribislaw, sein Verwandter Race, den Ort von der See aus und zerstörte ihn (Helmold I, 55). — Der letzte Abschnitt ist noch ein Bruchstück, da der Druck vor der Tagung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (im September 1908 in Lübeck) abgeschlossen werden mußte. Er betrifft das Alter von Bucu, der ersten Niederlassung auf der Stelle des heutigen Lübeck. Zur Zeit Adams von Bremen hat Bucu noch nicht existiert, jedenfalls keine Bedeutung gehabt; erwähnt wird es von Adam nicht. Aus Helmold wissen wir, daß der Wendenfürst Cruto dort einen befestigten Platz angelegt hat; da Cruto nach dem Tode Gottschalks (1066) ein großes Wendenreich schuf, das sich zeitweise von Rügen bis Schleswig und über ganz Holstein ausdehnte, so fällt die Gründung Bucus als eines befestigten Platzes nach 1066 und vor Crutos Tod 1093. — Die Schrift Ohnesorges berührt außer dem hier angeführten Hauptinhalt noch manches andere Wissenswerte, den Kulturzustand der Slawen, die Anlage ihrer Burgen usw., so daß auch die nicht mit der Spezialforschung sich beschäftigenden Leser ihr manche Frucht entnehmen können. Die Anregung zu einer Ausgrabung anderer Burgwälle fällt hoffentlich auf fruchtbaren Boden. — Beigegeben sind dem Heft eine historisch-physikalische Karte der Umgebung von Altlübeck und Lübeck, ein Lageplan der Ausgrabungen, ein Grundriß des Ringwalls, Profile der Ausgrabungsschnitte und 21 Lichtdrucktafeln der Ausgrabungen von 1906, ferner eine geologische Karte von Altlübeck von P. Friedrich nebst Erläuterungen von demselben und ein Bericht über die Ausgrabungen von 1906 von Professor Dr. K. Freund.

Oldesloe. R. Hansen.

2. **Das feuersichere Strohdach** von **Hans am Ende**, Worpswede. Protokoll der Brandprobe in Worpswede und Beschreibung der Herstellung des Daches. Preis 1 ℳ. Zu beziehen vom Verschönerungsverein Worpswede. — Von verschiedenen Seiten wird neuerdings zu Felde gezogen gegen die jetzt häufig unsere Orts- und Landschaftsbilder verunstaltenden bunten Zementdächer und andere unschöne Dacheindeckungen wie das Papp- und Zinkdach. Immer wieder betonte man der Häßlichkeit und Unzweckmäßigkeit dieser Dächer gegenüber die große Schönheit und den praktischen Wert des alten Pfannen- und besonders des Strohdaches, ohne zu einem wirklich sichtlichen Erfolg in diesem Kampfe zu kommen. Jetzt endlich wird das günstige Resultat bekannter, das ein Mecklenburger Landmann bei seinen Versuchen, Stroh unverbrennbar und daher zum Dachdecken wieder nutzbar zu machen, erzielt hat. Der bekannte Worpsweder Landschaftsmaler Hans am Ende berichtet darüber in einem Heftchen, das außer dem nach einer Brandprobe in Worpswede aufgenommenen Protokoll die genaue Beschreibung der Herstellung eines derartigen brandsicheren Daches enthält. Was der Verfasser einleitend über die Bedeutung des Strohdaches und im allgemeinen über den Ausfall der Brandprobe sagt, möge hier Platz finden: „Der Zweck des feuersicheren Strohdaches ist, die Vorzüge des bisherigen Strohdaches zu erhalten, seine Nachteile zu vermeiden und sie durch weitere Vorteile zu ersetzen. Als Vorzüge des Strohdaches im allgemeinen sind bekannt seine praktische Verwendbarkeit und seine schöne Wirkung im Landschaftsbild. Es hält das Haus im Sommer kühl, im Winter warm, ist stets trocken, gut ventilierend, weil sehr porös, und daher für Vieh und Feldfrüchte von hygienisch höchster Bedeutung; es ist vom Landwirt aus eigenem Material, daher sehr billig, herstellbar und leicht zu reparieren. So ist das Strohdach die anerkannt beste Bedachung, die der Landwirt über seine Schätze, über Vieh und Feldfrüchte, Korn- und Heuböden breiten kann. Die Schönheit seiner Erscheinung in der Landschaft, mit der sich keine andere Bedachung messen kann, das Behagliche, Anheimelnde, Naturgemäße seiner Wirkung ist so schlagend, daß darüber wohl nur eine Meinung herrscht. Alle diese Vorzüge bleiben dem feuersicheren, oder wie wir es nach seinem Erfinder nennen wollen, dem Gernentzdach, durchaus eigen, besonders auch eine ausgezeichnete Porosität. Der einzige wesentliche Nachteil, den das bisher gebräuchliche, also nicht das Gernentzdach, anderen, den harten Bedachungen gegenüber aufwies, war seine Feuergefährlichkeit, insbesondere auch die bei Bränden gefürchtete Entwicklung von Flugfeuer, welche es den Behörden erschwerte, die gewünschte Erhaltung der Strohdächer durchzusetzen, und welche die Versicherungsprämien unverhältnismäßig in die Höhe trieb. Geringere Nachteile des bisherigen Strohdaches waren die Möglichkeit der Zerstörung durch nistende Stare, durch Mäuse, Ratten und den Iltis, sowie durch allmähliches Faulwerden sehr alter Dächer. Alle diese Nachteile sind durch das Gernentzdach durchaus beseitigt. Das Gernentzdach ist in sich so hart, daß es selbst mit Gewalt kaum zu durchstoßen ist; die genannten Tiere bleiben von selbst weg. — Um das neue Dach zu prüfen, wurde am 14. Juni 1908 in Worpswede eine Brandprobe vorgenommen; dabei wurde die Feuersicherheit desselben von maßgebenden Behörden in einer Weise festgestellt, die wohl jeden Zweifel ausschließt. Das Dach war weder mit Petroleumbränden von außen, noch durch ganz bedeutendes Feuer von innen in Brand zu stecken. Wären nicht schließlich die Balken, Sparren und Latten, durch das von unten wütende Feuer verzehrt, in sich zusammengefallen, so wäre das Strohdach wohl überhaupt unverbrannt oben geblieben. Da diese Sparren — welche nur in der Stärke der Sparren eines kleinen Schuppens, nicht etwa in der eines normalen Bauernhauses aufgebracht waren — erst nach 15½ Minuten zusammenbrachen, so hätte selbst aus diesem Schuppen alles Vieh und sonstige Wertvolle gerettet werden können, geschweige denn aus einem Hause mit normaler Sparrenstärke. Als ganz besonders wesentlich wurde von anwesenden Versicherungsbeamten festgestellt, daß sich absolut kein Flugfeuer entwickelte, daß keine Teile des Daches, wie etwa zersprungene Ziegel, herunterfielen, sondern daß das Dach als Ganzes seinen Zusammenhang bewahrte. Zwei in Mecklenburg vorher vorgenommene Brandproben hatten dasselbe, protokollarisch festgelegte Ergebnis gehabt." Im Anschluß hieran sei mitgeteilt, daß auch in unserer Heimatprovinz nach einer Mitteilung des Architekten Voß in Kiel der Verein „Baupflege im Kreise Tondern" eine Brandprobe vornehmen wird, um festzustellen, ob auch für das bei uns heimische Retdach die mit dem Gernentz-Strohdach gemachten günstigen Erfahrungen zutreffen. Wenn das der Fall wäre, dürfte auch bei uns berechtigte Hoffnung zu hegen sein, daß wie in Hannover und Mecklenburg auch in Schleswig-Holstein das alte „Stroh"-Dach wieder zu Ehren käme.

G. K.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Mitteilung.

Zwei Literaturbelege zu dem Ausdruck „Hartboſſen." 1. Fritz Reuter: Feſtungstid, 17. Kapitel: „..... ja, ſäd hei, un wenn Einer nu Pott un Stülp, de nich tauſam paßten, mit Gewalt tauſamen bringen wull, denn gung dat ahn Sprüngen un Hartboſten nich af." Dazu die Fußnote: Hartboß = Sprung, Riß von ſtarker Kälte, Hartborſten, Riſſe. — 2. Klaus Groth: Min Jungensparadies, S. 36: „Do keem en fürchterligen Knall, ... Ik ſprung verfehrt inne Höch. Awer Anna fat mi ruhi mit er warme Hand an un ſä, dat weer en Hartboß, dat keem vun't ſtarke Freern." Dazu die Fußnote: Hartboß = Sprung, Riß von ſtarker Kälte.

Achtrup. H. A. Carſtenſen.



Max Riemer, Hoflieferant

Fernsprecher 377. **Kiel,** Holstenstraße 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten, **Adreßmappen, Photographie-Album usw.**

═══ sauber, geschmackvoll und preiswert. ═══

Einbanddecken zur „Heimat,“ für Einzel-Jahrgänge à **75** ₰, für Doppel-Jahrgänge à **80** ₰ inkl. Porto. Versand nur geg. Nachnahme od. Voreinsend. d. Betrages

---

Das Tierleben des deutschen Waldes So heißt der Titel eines neuen, reich illustrierten Buches von Professor Dr. K. Eckstein (136 Seiten, 4 Tafeln, 40 Textbilder). Es lehrt das Beobachten im Walde, Lebensgewohnheiten, Lautäußerungen der Tiere usw. Für jeden Naturfreund. Bequemes Taschenformat. Gegen Einsendung von nur M 1.50 erfolgt Frankozusendung eines geb. Expl. vom Verlag Strecker & Schröder in Stuttgart K. 10. Umsonst und portofrei sendet die Firma auf Verlangen ihren illustrierten Prospekt über „Naturwissenschaftliche Wegweiser.“

Zur **Einrahmung von Bildern,** besonders der Vereinsgabe 1908:

Buchenwald in Holstein,

und der Vereinsgabe **1909:**

Schlacht bei Bau,

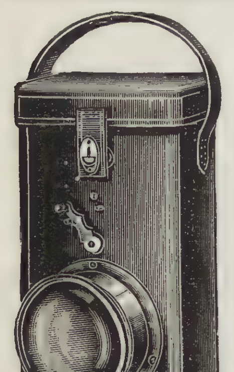
empfiehlt sich den **hiesigen** und **auswärtigen Vereinsmitgliedern**

W. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),

Fernruf 2901. **Kiel,** Holstenstr. 75.

„Ferabin“-Handlampen

mit Trockenbatterien D. R. P. u. D. R. G. M.



Handlampe I

57

Brennstunden

Handlampe II

17

Brennstunden

ununterbrochen

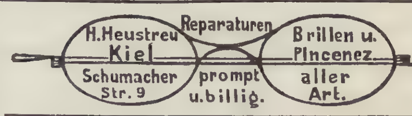
laut Prüfungsschein des Physikalischen Staatslaboratoriums in Hamburg.

Prospekte franko.

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente

Hamburg 36, Neuerwall 36.



Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an

Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling, Vegesack.

Aye & Haacke



Altona, Königstr. 261

Weinhandlung,

empfehlen ihre gutgepflegten

Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.

Rum, Cognac, Whisky.

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Setz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.

120 Angestellte.

Technikum Eutin.

Direktor: Großherzogl. Baurat **Klücher.**

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.

Specialkurse zur Verkürzung des Studiums.

Prospekt frei.

Spezial-Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften. **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(11)

Ad. Zwickert,

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Schriftführer und Expedient: H. Barfod, Kiel-Hassee, Hamb. Chaussee 86.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 8. August 1909.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3200. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

† Fräulein Professor Dr. Johanna Mestorf †

ist am 20. Juli, morgens 3¾ Uhr, zu Kiel gestorben. Die Reihe der Ehrenmitglieder unseres Vereins lichtet sich schnell; zuletzt hat uns der Tod in jedem Jahre eines entrissen. Ein Gedanke kann uns trösten: Unsere Ehrenmitglieder wurden zumeist am späten Lebensabend abberufen. So auch Fräulein Mestorf, die langjährige verdienstvolle Leiterin des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel. Vor drei Monaten konnte die Heimgegangene ihr 80. Lebensjahr vollenden. Unsere Generalversammlung in Sonderburg nahm Veranlassung, ihr ein Begrüßungstelegramm zu übermitteln mit dem Wunsche nach einem noch recht langen und gesegneten Lebensabend in wohlverdienter Ruhe. Die Vorsehung hat es anders gewollt. So nehmen wir hier Abschied von einer Persönlichkeit, die durchdrungen war von einer unerschütterlichen Liebe zu ihrer und unserer meerumschlungenen Heimat. Aus dieser Liebe zur Scholle sprudelte jener unversiegbare Quell einer zähen Forscherarbeit, der wir es zu danken haben, daß gerade in den letzten Jahren die Fackel wissenschaftlicher Erkenntnis auch in das Dunkel vorgeschichtlicher Zeit Schleswig-Holsteins hineingeleuchtet hat. Und ihren Widerschein zeigt unser Museum. Ich selbst war Zeuge, wie vor einigen Jahren Geheimrat Virchow (Berlin) bei einem Frühstücksmahle, das die Stadt Kiel den Teilnehmern am Lübecker Anthropologen-Kongreß im „Seegarten" gab, gerade darin den besonderen Vorzug des hiesigen, von einer Dame geleiteten Museums sah, daß Frl. Mestorf es verstanden habe, in der Weise einer tüchtigen Hausfrau jedes, auch das unscheinbarste Ding in den Schränken dekorativ zur Geltung zu bringen. Möchte unser ehrwürdiges Museum noch lange dies Siegel Mestorfscher Eigenart bewahren, bis dermaleinst ein neues Heim den vielen Schätzen sich öffnen wird! Aber auch dann werden sie auch noch erzählen von der Lebensarbeit einer gelehrten Dame, die in ihrem Forscherberufe dennoch Zeit fand und Freude daran hatte, weitere Kreise an den als gesichert geltenden Ergebnissen ihrer Wissenschaft teilnehmen zu lassen. In diesem Sinne war Frl. Mestorf eine treue Mitarbeiterin auch unserer Monatsschrift „Die Heimat," die nunmehr ihre Spalten öffnen wird, um die Person und Wirksamkeit ihrer Freundin unserm Leserkreise recht klar vor Augen zu führen.

Der geschäftsführende Ausschuß:
J. A.: Barfod.

Vereinsgabe 1909.

Heliogravüre nach dem Gemälde von

Georg Bleibtreu, Die Schlacht bei Bau — Preis **3,20 M.**; einschl. Porto u. Verp. **3,85 M.**

Kartongröße 85 × 66 cm, Bildfläche 52 × 39 cm, Ladenpreis **15 M.**

Näheres s. Heft 1—4 der „Heimat" 1909. — Abbildung Heft 1, S. 26.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

303. Bremer, Seminarist, Ratzeburg. 304. Brodersen, Johs., Meiereiverwalter, Tandslet. 305. Fitschen, F., Lehrer, Kiel, Gutenbergstr. 20. 306. Dr. Heinsen, Hamburg, Unterselkerstr. 18. 307. Hoi, Jurgen, Postgehilfe, Tandslet. 308. Jessen, Jes, Verbandsrevisor, Kiel, Ringstr. 99. 309. Krag, Kaufmann, Hamburg, Eppendorfer Weg 59 310. Meewes, Henning, Lehrer, Kiel, Holtenauer Str. 198. 311. Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg 312. Petersen, Lehrer, Schwenstrup, Alsen. 313. Rochau, Johs., Maschinenbauer, Kiel, Hasselmannstr. 12. 314 Schröder, stud. med., Freiburg i. Br. 315. Selk, H., Apotheker, Hamburg, Heinrich Hertz-Str. 73. 316. Sieke, C, Rendsburg, Nienstadtstr. 317. Dr. Wolff, Kgl. Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Hildegardstr. 21. 318. Wommelsdorff, Freienberg pr. Sehestedt.

Zur Nachricht:

Um den Tauschverkehr unter unsern Mitgliedern zu fördern, haben wir für die Zukunft auf dem Umschlag des Monatshefts „Die Heimat" eine besondere Abteilung geschaffen: **„Angebote"** und **„Gesuche."** Wir berechnen die zweispaltige Nonpareille-Zeile mit 10 Pf. (Siehe das Beispiel auf dem Umschlage) Die Offerten müssen bis zum 20. eines jeden Monats bei dem Unterzeichneten eingelaufen sein, wenn die Aufnahme für die nächste Nummer erfolgen soll.

Kiel-Hassee, 20. Juli 1909. Hamburger Chaussee 86.

Der Schriftführer: H. Barfod.

Mitteilungen.

Feier der Sonn- und Festtage 1736. Extrakt aus der gemeinschaftlichen Polizeiordnung vom 27. September 1736, betreffend die Feier der Sonn- und Festtage. Anfänglich, nachdem die Furcht Gottes die eigentliche und gewisse Promission und Verheißung dieses zeitigen und auch des künftigen ewigen Lebens mit sich führet, dagegen aber der Verachtung Gottes und dessen allein seligmachenden Wortes alles landverderbliche Unheil und Übel gleichsam auf dem Fuße nachfolget: so wollen Wir Unsere Unterthanen, sammt und sonders, landesväterlich moniret und bei willkürlicher Strafe geboten haben, daß sie vor allen Dingen sich die wahre Gottesfurcht angelegen sein lassen, dieselbe wohl zu Herzen fassen, und zu deren Bezeugung des Sonntags, an Fest-, Bet- und anderen Tagen, wann geprediget wird, frühe und zu rechter Zeit, zu Singung der Psalmen, andächtiger Anhörung und Aufmerkung der Predigten, mit Frauen, Kindern und Gesinde zur Kirche einstellen, auch nicht stracks nach gehaltener Predigt aus der Kirche verlaufen, sondern der Endigung der Litanei, auch Verrichtung des Gottesdienstes und Absprechung des Segens (es sei denn, daß solch Ausgehen aus der Kirche aus erheblicher Ursache geschieht), abwarten, den gütigen Gott um Abwendung dero in der Nachbarschaft und ganzem Römischen Reich leider mehr dann zu viel grassirenden schweren Landstrafen mit inbrünstigem Gebet unnachläßig anrufen, die Sacramente oft gebrauchen und auf den Sonntag und Festtagen keine Handarbeit oder sonst etwas an Pflügen, Holzhauen, Holz-, Korn- und Heufahren, Dreschen und dergleichen verrichten oder verrichten lassen, sich auch desselben an den Bettagen, Vormittags bis die Predigt geendigt, gänzlich enthalten; wie dann auch in Städten, Flecken, Dörfern und allen Oertern in Unseren Fürstenthümern die Anstellung der Jahrmärkte auf den Sonntag, Fest-, Bettagen und in der stillen Woche, bei Confiscation der Güter, so zum Markt gebracht, hiemit allerdings interdicirt und verboten und sowohl an den Bettagen, als Sonn- und Festtagen, von Morgen bis Mittag in den Städten die Thore, auf dem Lande aber die Kirchdörfer mit Schlagbäumen versperrt bleiben, und außer den Fremden und von abgelegenen Oertern Durchreisenden, niemand mit Wagen oder Pferden aus- oder (es sei denn, daß er zur Kirche fähret) eingelassen und dazu diejenigen, welche ausgelassen, deshalb des worthaltenden Bürgermeisters Schein vorzeigen sollen, bei Strafe 10 Rthlr. Und soll auf den Sonntagen, desgleichen Fest- und Bettagen, unter den Predigten, alles Schenken an Wein, Bier, Branntwein und anderen Getränken (außerhalb Kranker) Aufhalt- und Setzen der Gäste, Verkaufung einiger Waren, Verbleibung auf den Kirchhöfen und Märkten, gänzlich und bei Strafe 5 Rthlr., sowohl von dem Wirth als einem jeden Uebertretenden, zu erlegen, oder da solche nicht alsofort aufzubringen, unnachlässigem Gefängniß, verboten sein; gestalt, damit es um so viel besser in Erfahrung zu bringen, in den Städten die Rathsdiener bei verlust ihres Dienstes, auf den Dörfern abwandern, welche von Unseren Amtleuten, Stallern und Landvögten deshalb zu bestellen, fleißige Nachforschung thun, und für ihre Ankündigung von jeden 5 Rthlrn. 1 Rthlr. zu genießen haben.

Mitgeteilt von E. Walther in Rausdorf bei Trittau.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 8. August 1909.

Wenn de Lee geit.

Nu geit de Lee wull dörch de Wisch
Und bitt mit scharpen Tähn;
Und mag dat noch so jung und frisch
Und noch so smuck dar we'n:
De stolzen Meddeln rank und slank,
De Blomen witt und bunt, —
Dat scharpe Isen haut dar mank,
Und allens liggt an'n Grund!

Nahst geit de Lee wull öwer't Feld
Und söcht de gele Ahr.
Wull hett de sick all sülben mellt,
Se hängt so deep und swar:
Doch is dat Korn uck riep to'n Snitt,
Dat Tied to Aarn dat ward —
Wenn sick de blanke Lee rinbitt,
Fallt uns dat swar upp't Hart!

So geit de Dod uck öwer't Land,
Is hier mal, denn mal dar;
De kohle Lee in knökern Hand
Dröppt Blom und riepe Ahr:
Und sleit he so een lüttes Kind,
Denn pleggt wie wull to ween'n —
Doch nimmt he uns een ohlen Fründ,
Seggt still wi: Werrer Een!

So güng he nu durch unse Reeg
Und dröp mit scharpe Lee
Een wieder weg, een in de Reeg,
Doch vun uns Besten twee:*)
Se hebbt sick tru und redli mögt
Und scharwarkt männi Dag —
Se hebbt een egen Feld uck plögt,
Een jeden upp sin Flach!

Se greepen, as uns Land ehr röp,
Na'n Säbel, na de Büß;
Se höllen, bet de Dod ehr dröp,
Den ohlen Mot noch wiß:
Und deckt ehr nu de swarte Eer,
Vergeten künnt wie s' nie, —
Doch jedereen denkt still: Wonehr
Kümmt nu de Reeg an mi?

G. Schröder in Neumühlen-Dietrichsdorf.



Der Große Kurfürst in Schleswig-Holstein.

Von **A. Schöppa** in Lübeck.

II.

Man erwartete nunmehr allgemein einen Angriff Karl Gustavs gegen Brandenburg und Polen und zwar um so sicherer, als bekannt wurde, daß die noch in Jütland stehenden schwedischen Regimenter die Ordre bekommen hätten, sich aus Anlaß der seitens Brandenburgs, Polens und Österreichs stattfindenden Bewegungen marschbereit zu halten. Karl Gustav suchte jedoch die Welt über seine wirklichen Absichten zu täuschen. Denn nicht Brandenburg, sondern Dänemark galten zunächst seine Rüstungen. Aber niemand, besonders Dänemark nicht, ahnte etwas davon, ja, dieses blieb bis zum letzten Augenblick in der Zuversicht des Friedens. Die schwedischen Offiziere in Holstein unterhielten mit

*) Jochen Mähl-Segeberg und A. D. Doormann-Kiel.

den dänischen in Rendsburg und Glückstadt nach wie vor kameradschaftlichen Verkehr. Dem Vertrage von Roskilde gemäß wurde das meiste dänische Fußvolk den Schweden überwiesen und z. T. in die östlichen deutschen Gebiete Schwedens gesandt. Unter dem Vorwande, es gehe nach Preußen, wurden fast alle schwedischen Truppen auf 11 Kriegs- und 50 Transportschiffen in Kiel eingeschifft. Am 15. August 1658 ging Karl Gustav selbst an Bord. Dem Pfalzgrafen von Sulzbach befahl er, die dänischen Truppen in Holstein zu überfallen und sich der Festungen, namentlich Rendsburgs auf alle Fälle zu bemächtigen. Noch im Moment der Einschiffung des Königs selbst wußte in seiner Umgebung niemand, wohin die Flotte gehen werde. Sie steuerte nordwärts, und zum Erstaunen der Welt landete Karl Gustav, den Frieden von Roskilde unter dem Vorwande, daß über die Feststellung und Ausführung einiger Punkte des Friedens immer noch Differenzen schwebten, treulos brechend, am 17. August 1658 bei Korsör und stand am 21. August vor Kopenhagen. Den dänischen Gesandten erklärte er unumwunden, er wolle dem dänischen Reiche ein Ende machen, und man erzählte sich, wie er bereits erwogen habe, Dänemark als schwedische Provinz einzurichten und, die schwedische Krone auf dem Haupte, die dänische auf dem Tische vor sich, die Huldigung der neuen Untertanen entgegenzunehmen. Aber statt seine Hauptmacht vor Kopenhagen zu entfalten, ging er zuerst, dem Rate seiner Generale folgend, nach Kronenburg, um sich den Sund zu sichern. Die 21tägige Belagerung war jedoch erfolglos, und nun versuchte er, Kopenhagen zu Fall zu bringen.

Während so Karl Gustav den Frieden brach und stark gerüstet auf Seeland erschien, ein Teil seines Heeres aber unter dem Pfalzgrafen von Sulzbach die zimbrische Halbinsel in Schrecken und Not setzte, waren die Alliierten im Unklaren, was geschehen werde. Da kam endlich am 24. August aus Hamburg die zuverlässige Meldung, daß die Schweden am 19. August das um Glückstadt friedlich in Quartieren liegende dänische Regiment überfallen und niedergemacht, die Steinburger Schanze bei Krempe genommen und Rendsburg zu beschießen begonnen hätten. Dieser Kunde folgte am 26. August der Hilferuf der schleswig-holsteinischen Regierung [1]) mit der Adresse an den niedersächsischen Kreis, die Kurfürsten, den Kaiser und das Reich.

Schon bei der ersten Nachricht war es dem Kurfürsten gewiß, daß die Zeit zum Handeln gekommen sei, daß man „nicht stille sitzen, sondern den Schweden eine empfindliche Diversion machen oder sie in Holstein selbst angreifen müsse." Er entschied sich für letzteres, weil so den Schweden die Verbindung mit dem niedersächsischen Kreise und ein weites, reiches Gebiet entrissen wurde. Dazu erklärte der holländische Gesandte in Berlin mit Bestimmtheit, daß die holländische Flotte in die Ostsee eindringen werde. So sollte dem Schwedenkönig ein weiteres Vorgehen abgeschnitten und die Defensive aufgedrungen werden. Noch im August forderte der Kurfürst die österreichischen und polnischen Heerführer Montecuculi und Czarnecki zu „einer guten Cavalkade" nach Holstein auf. Er erhielt die sofortige Bereiterklärung hierzu und aus Warschau die Meldung: „Die Freude, die ihre Majestäten und der ganze Hof über des Kurfürsten Resolution empfinden, ist fast nicht zu beschreiben."

Über den Aufbruch des Kurfürsten berichtet das „Diarium bei dem Zuge" folgendes: „S. Ch. Durchlaucht sind am 7. September früh um 8 Uhr von Berlin aufgebrochen, aber nicht weiter als nach Oranienburg gegangen. Es ist

---

[1]) Die Regierung bildeten die königlich dänischen, zu der holsteinischen Regierung bestallten Landräte, Kanzler und Räte.

mit ihm der holländische Gesandte Isebrant gegangen. Von der Armee sind gewesen der Feldmarschall Freiherr von Sparr, der Herr Generalfeldzeugmeister Dörffling, Fürst Johann Georg zu Anhalt als General bei der Kavallerie, Generalmajor von der Goltz bei der Kavallerie und dann die Obersten." Der Zug ging über Oranienburg, Beetz, Ruppin, Wittstock, Kloster Stepnitz, Parchim, Neustadt, Wittenburg, Dorf Manhagen, Trittau, Tremsbüttel, Todenfelde, Neumünster, Bordesholm, Rendsburg, Friedrichsberg b. Gottorp, Langstedt, Ahrenviöl nach Husum. Schnell genug, schon am 17. September waren die Reiterregimenter der drei Armeen auf dem Rendezvous bei Wittstock. Die Haltung und Ausrüstung der Mannschaften wurde überall beifällig anerkannt; einen besonders stattlichen Eindruck machten die blau uniformierten Brandenburger und die rot gekleideten Österreicher. Nur die Polen erschienen noch ziemlich in dem primitiven Zustande einer Nation von Reitern und Edelleuten; die Gemeinen hatten wenig Bedürfnisse, lebten tagelang von Branntwein und Tabak und schliefen auf dem Erdboden; doch bewunderte man auch bei ihnen die aus den Türkenkriegen kommenden Veteranen. Die mecklenburgischen Herzöge begrüßten die „Reichsarmee" und den Kurfürsten, der sie führte, als Retter und Befreier; der Herzog von Sachsen-Lauenburg empfahl ihm sein Ländchen; der Fürstbischof von Lübeck sandte aus Eutin die besten Versicherungen; in Wittenburg erschienen Lübecksche und Hamburgische Gesandten, als Herr D. Marin Böckel, Herr Heinrich Kerkring und dann Herr D. Broderus Pauli und Herr Peter Röver, die bei dem Kurfürsten Audienz hatten, „dem sie ihre gute Intention dieses Zuges vorgestellet, und seind sie dabei ersucht worden, guten Vorschub zu Conservation der Armee zu tun, worüber auch durch den Freiherrn von Suerin und Herrn von Somnitz Konferenz mit ihnen gehalten worden, da sie dann sich erboten, ihren Prinzipalen alles wohl zu recommendiren, zweifelten auch nicht, dieselben würden ihr Möglichstes tun." [1])

Die verbündete Macht bestand aus 14000 Brandenburgern, 13000 Kaiserlichen und 5000 Polen; ein Nachzug wurde noch erwartet. Die Brandenburger verfügten über 40 Geschütze, die Österreicher über 44, die Polen über 24. Der Kurfürst ließ einen Teil der Streitmacht zwischen Ratzeburg und Mölln auf Oldesloe marschieren; er selbst rückte mit den anderen Völkern gegen Hamburg vor. Am 23. September wurde die holsteinische Grenze überschritten. In diesen Tagen ließ der Kurfürst anstelle eines Kriegsmanifestes die Staatsschrift „An den ehrlichen Deutschen" veröffentlichen. [2]) Diese hochbedeutsame Schrift legt die ganze Schmach und Gefahr dar, die dem Reiche von Schweden drohte. Sie trägt an der Spitze folgenden Inhaltsvermerk: „Chur-Brandenburgischer An die Königliche Majestät von Schweden abgelassener Gesandtschaft Verrichtung, Woraus zu ersehen, wie wunderlich man dieselbe getractiret und abgewiesen, weil sie vom Friede sprechen, und Seine Churfürstl. Durchl. mit Schweden gegen Polen und dero gealliirte sich in die vorige Kriegshändel nicht wieder einlassen wollen. Zu Hamburg im Jahre 1658." Aus dem Inhalt seien einige Stellen hier angeführt: „Ehrlicher Deutscher! Dein edles Vaterland war leider bey den letzten Kriegen, unter dem Vorwandt der Religion und Freyheit gar zu jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermassen außgesogen, daß von einem so herrlichen corpore schier nichts übrig verblieben, als das blosse Sceleton: Weme noch einig teutsch Blut umb sein Hertze warm ist, muß darüber weinen und seufzen! Weme sein Vaterland lieb ist, muß die unglückliche

---

[1]) Vergl. Kriegsbericht Ernst Albrechts von Eberstein, S. 93.
[2]) Vergl. Theatrum europaeum, Band 8, Seite 819.

Zeiten beklagen: Wir haben unser Gut, wir haben unser Blut, wir haben unser Ehre und Namen dahin gegeben, und nichts damit außgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten, und fremde Nationes berühmet, und deß uhralten hohen Namens fast verlustig, und diejenige, so wir vorhin kaum kenneten, damit herrlich gemachet. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anders als fremder Nation Gefangene? Was ist Deine Freyheit und Religion mehr, als daß andere damit spielen? Summa, alles verlohr sich mit dem trefflichen Pommern, mit andern so statlichen Ländern! Nun der Allerhöchste erbarmte sich unsers Jammers einiger masse, und gab zu Münster endlich seinem Volke einen Friede, einen Friede, da ihm alles, was lebendigen Athem hatte, für dankete, und müssen wir bekennen, alles fieng an wieder zu blühen, alles nahm zu, Mannschaft und Viehe" u. s. f. Der Aufruf bespricht dann das Vorgehen Karl Gustavs gegen Polen, das Verhältnis des Kurfürsten zu den beiden kriegführenden Parteien, die Behandlung der brandenburgischen Gesandten in Flensburg und schließt mit folgenden Sätzen: „Wenn nun darauß Sonnen hell herfür leuchtet, daß man an Seite Sr. Churfürstl. Durchl. im Anfang, Mitten und Ende, nur Friede gesuchet, und von Gelübden und Bündnissen nicht abstehen, an der Schwedischen Seite aber vom Friede nicht hören, und Se. Churfürstl. Durchl. nur in die alte weitläufftige Händel einflechten wollen, so gedenke ein ietweder, der nur kein Schwedisch Brodt essen wil, was er an einer Seite, bey dem allgerechten Gott zu verbitten, umb mit Ihme und seinen Geboten kein gespötte zu treiben: An der anderen Seite aber, was er für die Ehre des Teutschen Stammes zu tun habe, um sich gegen sein eigen Blut, und sein für alle Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreiffen. Mir, du ehrlicher Deutscher, sind diese Dinge wolbekand und habe ich sie dir dahero wollen communiciren, damit man dich mit andern Berichten, nicht länger äffen, und ohne Grund der Warheit ewig blind herumb leiten möge! Adieu! Gedenke, daß du ein Teutscher bist!"

So wurde durch den Kurfürsten der begonnene Feldzug vor dem deutschen Volke ins rechte Licht gestellt, nämlich als eine deutsche Sache im vollsten Sinne des Wortes, wenngleich er zunächst und im besondern für Brandenburg unternommen wurde. Galt es doch einen Kampf der Befreiung von fremdem Joche, von einer Macht, die den Vorzug der deutschen Reichsständigkeit nur dazu zu benutzen schien, „des Reiches Recht und Frieden desto frecher zu verletzen und desto schimpflicher zu knechten." Leider fanden so mannhafte Worte im Reiche wenig Beachtung, ja, es bildete sich gerade jetzt auf Betreiben Frankreichs ein Bund der rheinischen Fürsten, der sich mit Frankreich und Schweden zu gegenseitiger Defension verpflichtete, so daß er die Kraft Deutschlands völlig lähmte und namentlich Frankreich weitreichende Einflüsse in Deutschland sicherte. Und doch kann behauptet werden, daß seit jener Kundgebung und dem damit verbundenen tatkräftigen Handeln des Kurfürsten die Zukunft des deutschen Volkes abhängig gewesen ist von den Erfolgen brandenburgisch-preußischer Waffen.

Der weite Kriegsschauplatz bietet nun folgendes Momentbild: Karl Gustav steht mit seiner Hauptmacht auf Seeland, — die dänischen Truppen halten die festen Plätze der Halbinsel besetzt, — der Pfalzgraf von Sulzbach zieht die auf der Halbinsel zerstreuten schwedischen Regimenter zusammen, hebt die Belagerung Rendsburgs auf und beeilt sich, noch möglichst viel Kontributionen und Rekruten aus dem Lande zu pressen, — dänische und holländische Kriegsschiffe liegen in der Elbmündung, besetzen Glückstadt und versperren den Schweden den Weg ins Bremische Gebiet, — der Herzog Friedrich von Gottorp hat sich

mit seiner Familie schon am 14. September in der Festung Tönning in Sicherheit gebracht, — im Süden Holsteins stehen die verbündeten Hilfsmächte unter des Kurfürsten Befehl. Dieses Bild sollte sich jedoch sehr bald verändern; denn es galt, dem in Ketten des Krieges gebunden liegenden Dänemark schnellste Hilfe zu bringen.

Anfangs glaubte der Pfalzgraf von Sulzbach es mit den Alliierten aufnehmen zu können. Aber schon das erste Zusammentreffen mit der Vorhut der letzteren bei Neumünster fiel unglücklich für die Schweden aus, und so beschränkte er sich darauf, den Alliierten nur noch den Aufenthalt unmöglich zu machen, indem er die Ortschaften, wie Segeberg, Pinneberg, Ütersen, die adligen Güter in der Kremper- und Wilstermarsch abbrennen und Süderdithmarschen unter Wasser setzen ließ. Danach aber hielt er es für geraten, sich nach Unterbringung seiner Bagage und Hinterlassung eines Regiments in Tönning nach dem Kleinen Belt in die Festung Friedrichsodde zurückzuziehen. Hier ließ er das Land zehn Meilen im Umkreise verwüsten und hielt sich nun stark genug, gestützt auf die Festung und 19 schwedische Regimenter, die auf Fünen standen, die Alliierten zu erwarten.

Es fällt hier die damals übliche Kriegsführung besonders deutlich in die Augen. Droysen in seiner Geschichte der Preußischen Politik charakterisiert dieselbe folgendermaßen: „Die Kriegsführung dieser Zeit hat ihre besondere Art. Sie ist eine Verbindung des Festungskrieges, den die Oranier im Kampfe für die Unabhängigkeit der Niederlande bis zur Meisterschaft entwickelt hatten, und jener Form, die dem langen deutschen Kriege seinen furchtbar verheerenden Charakter gegeben hatte, man könnte sagen, des Okkupationskrieges. Denn er war darauf gewandt, des Gegners Land zu besetzen, so gründlich als möglich auszubeuten und auszusaugen, mit diesen Mitteln die eigne Macht zu nähren und zu mehren, den ausgematteten Gegner zu erdrücken. Das militärische Genie Gustav Adolfs hatte ein neues Moment hinzugefügt, das dann die Banner, Bernhard von Weimar, Torstenson entwickelten: das der kühnen, strategisch entscheidenden Bewegungen, der niederschmetternden Plötzlichkeit. Das Geheimnis der schwedischen Siege lag in dem, was Friedrich der Große einmal „das stolze Vorrecht der Initiative" genannt hat. Immer dem Gegner um allen Vorteil des Angriffs voraus, hatte die schwedische Armee mit der stolzen Zuversicht des Sieges zugleich das große Reizmittel reicher Beute in dem Lande des überrannten Gegners." Diese Art der Kriegsführung hatte Karl Gustav bis zur höchsten Virtuosität ausgebildet, doch war in dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm ein Feldherrntalent herangereift, das dem des Schwedenkönigs vollständig gewachsen war, wie dies der ganze Feldzug im einzelnen bestätigt.

Da die Schweden sich nach Jütland zurückgezogen hatten, so trafen die Verbündeten zunächst auf geringen Widerstand. Sie hielten sich mit der Belagerung der kleinen Festungen nicht auf, folgten vielmehr den Schweden auf dem Fuße nach und besetzten so in kurzer Zeit das ganze Land bis hinauf nach Horsens. Erwähnt sei hier noch ein Ereignis, das unter Umständen auf den Zug und das Handeln des Kurfürsten von besonderem Einfluß hätte werden können. Nach Professor Schmoller — Märkische Forschungen Band 20 — wurde dem Kurfürsten nämlich schon beim Beginn des Feldzuges von dem früheren holländischen Admiral, derzeitigem brandenburgischen Domänenpächter in Lenzen Gysel van Lier eine Denkschrift überreicht, worin dieser als gewiß mitteilt, daß die holländische Regierung nach dem Besitz von Glückstadt trachte und auch das Auge auf das Herzogtum Bremen gerichtet habe, wodurch es Meister der wichtigsten Handelslinien im Deutschen Reiche werden würde. Der

Kurfürst möge selber Glückstadt besetzen, sich vom Kaiser zum Reichsadmiral ernennen lassen und so der von den Hansastädten ausgehenden Piraterei steuern und den Seehandel wieder zu heben versuchen. Gewiß waren dies dem Kurfürsten sympathische und mit seinen Plänen übereinstimmende Anregungen; aber wir erfahren nicht, ob er die Absicht hatte, auf dieselben einzugehen. Sicher ist nur, daß er bei seiner Ankunft in Holstein die holländischen Kriegsschiffe bei Glückstadt bereits vorfand, und daß dieser wichtige Platz beim Friedensschluß wieder an Dänemark zurückfiel.

Schon am 2. Oktober 1658 verlegte der Kurfürst sein Hauptquartier nach Husum. Er selbst wohnte im dortigen Schloß. Tönning wurde des Herzogs wegen verschont, der gleich bei der Ankunft des Kurfürsten in Husum durch eine Gesandtschaft seine friedliche Gesinnung versichern und um Anerkennung seiner Neutralität bitten ließ. Diese wurde ihm denn auch unter der Bedingung zugebilligt, daß er sein Land bis auf Tönning den Alliierten einräumte, die Stapelholmer Schanze innerhalb 14 Tagen demoliert und die Neutralität und die Neutralität genau innegehalten würde, was allerdings nicht ganz einfach war, weil der Dänenkönig des Herzogs Lehnsherr, der Schwedenkönig aber sein Schwiegersohn war. Dem Herzog wurde dafür die Souveränität über Schleswig bei dem demnächstigen Friedensschluß gewährleistet.

Des Herzogs Friedrich Verhalten in dem ganzen Kriege wird von den Geschichtsschreibern verschieden beurteilt. Holberg in seiner Geschichte Dänemarks behauptet, der Herzog habe zuwider seiner Lehns- und Unionspflicht völlig schwedische Partei genommen, und Hoyer zitiert den Ausspruch Terlons: „Herzog Friedrich ist ein genauer Alliierter Schwedens.“ Christianis Geschichte der Herzogtümer Schleswig-Holstein unter dem Oldenburgischen Hause aber nimmt ihn durchaus in Schutz, und bei genauem Vergleich der Berichte gewinnt man die Überzeugung, daß der schon bejahrte, den Wissenschaften geneigte, dem Kriege abholde Herzog sich während des ganzen Krieges in aller Hinsicht vorsichtig und klug benommen hat.

Über den Husumer Aufenthalt des Kurfürsten berichtet Laß in den Husumer Nachrichten von 1089—1700, daß zu dieser Zeit starke Kontributionen ausgeschrieben wurden, wobei die Stadt allein durch Frondienste bei der Eiderstedter Deichsetzung, Brandschatzung, Kornlieferung, Einquartierung der brandenburgischen Garde und des Kurfürstlichen Hofstaates mit 20--30000 Reichstalern beteiligt war. Die Prediger und Schulkollegen wurden mit einer „Protektion“ begnadigt. „Am 16. Oktober sind Se. Kurf. Durchlaucht nach dem nahen Friedrichstadt geritten und haben selbigen Ort besehen, auch zu Mittag dort gespeiset und die Prediger, Schul- und andere geistliche Bediente allda und ihre Güter mit einem Schutzbrief oder Salvagardia versehen.“

Bei der Schwierigkeit der Aufrechthaltung militärischer Disziplin zu jener Zeit waren solche Schutzbriefe für die Beteiligten von großem Wert. Sie wurden von den Feldherrn, z. B. schon von Wallenstein für die schleswig-holsteinische Ritterschaft, von Gallas für die Stadt Plön u. s. f. ausgestellt und den Heeren unter Ausblasen und Trommelschlag mit dem Befehl bekannt gegeben, „daß die salvaguirten Orte von allen Armeen bei Leib- und Lebensstrafe respektiert und die Salvaguardierten keineswegs violiert werden sollten.“

Der Friedrichstädter Schutzbrief ist noch erhalten und galt für die Prediger und Lehrer der evangelischen, remonstrantischen und wohl auch der mennonitischen Gemeinde sowie für den Priester oder pater missionarius der Katholiken nebst deren Küstern. Er ist vom Kurfürsten eigenhändig unterzeichnet, wurde am 13. 8bris 1658 ausgefertigt und hat folgenden Wortlaut:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, Markgraff zu Brandenburg, des Heiligen Röm. Reichs Ertz Kämmerer und Churfürst, zu Magdeburg, in Preußen, zu Gülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien, zu Crossen und Jägerndorff Hertzog, Burggraff zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt und Minden, Graff zu Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein 2c.

Fügen hiemit der außwertigen bestallten Kriegsbedienten vom höchsten bis zum niedrigsten, auch sonsten jedermänniglichen Standes erfordern nach gebührend, insonderheit aber allen und jeden unsern hohen und niedern Kriegs-Officiren, samt unserer gemeinen Soldateska zu Roß und Fuß in Gnaden zu wissen, daß Wir aus beweglichen Vrsachen die dem Ministerio zu Fridrichstadt zugehörende Güther wie auch die Prediger, Schul und andere geistliche bediente alda mit allen An- und Zubehörungen, Einwohnern, Unterthanenen, Gesinde, Pferden, Rind-, Schaff-, Fehder- und anderm Vieh, wie auch Mobilien und Fahrniß nichts überall, wie es Namen haben und hierzu gehörig seyn mag, außgeschlossen, in Vnsern sonderbare Protektion und Schutz auffgenommen und darüber diese Vnsere Salvaguarde erteilt haben.

Thun auch solches hiermit, und nehmen besagte Prediger und geistliche bediente mit Ihren Güthern in Vnsern Schutz und Schirm, dergestalt, daß Wir nicht allein die Außwertigen gebührlich ersuchen und anlangen, sondern auch allen und jeden Vnsern hohen- und niedern Kriegs-Officirern, sampt Vnserer gemeinen Soldateska zu Roß und Fuß gnädigst und ernstlich, und bei Vermeidung Unserer Ungnade, auch nach befindung Leib und Lebensstraffe befehlen, daß sie ingesampt und ein jeder insonderheit berürte geistliche Güthere und alle derselben pertinentien mit keiner Einquartierung, Nachtlagern, selbst angemaßter Contribution, weniger Raub, Plünderung, Brandschatzung, Verderbung der Landfrüchte, Abnehmung groß und kleinern Viehs, Geld-Exactionen, und andern Kriegs-Pressuren, wie die immer Namen haben mögen, belegen, beschweren, und incommodiren, sondern vielmehr für diesen obbemelten und anderen dergleichen Ungelegenheiten schützen, verteidigen, und in allem diese unsere Salvaguarde gebührend und gehorsamst respektiren wollen und sollen. Welches Wir umb die Außwertigen in dergleichen und anderen Fällen zu erwiedern erbötig: Die Uns angehörige aber haben sich hiernach gehorsamst zu achten und für Schaden, Ungelegenheit, und unausbleiblicher ernster Bestraffung zu hüten.

Zu Urkund haben Wir diese Salvaguarde mit Unsern eigenen Händen unterschrieben, und mit Unserm Churfürstlichen Insigel bedrucken lassen, So geschehen in unserm Hauptquartier Husum den 13. 8bris 1658

(Wachssiegel)

gez. Friedrich Wilhelm.

Des Kurfürsten Fürsorge für Friedrichstadt ist wohl aus dem Umstande zu erklären, daß die Stadt vor erst 40 Jahren von Niederländern gegründet worden war, die als Remonstranten infolge der Dortrechter Synode die Heimat verlassen mußten und hier von dem Herzog Friedrich III. eine Heimstätte angewiesen erhielten, der Kurfürst aber, der ja seine militärische und volkswirtschaftliche Ausbildung in Holland genossen hatte und selbst der reformierten Kirche angehörte, dieser Stadt sein besonderes Interesse entgegenbringen mußte, und zwar um so mehr, als der damalige Bürgermeister van Ruytenbek sein Studienfreund und wohl angesehen bei ihm war. [1])

Zu derselben Zeit sind nach dem Bericht des Stadtschreibers von Schleswig sowie des in Gottorp lebenden Schriftstellers und Reisenden Olearius [2]) die Husaren und Tartaren unter Czarnecki vor Gottorp erschienen. Der Feldherr hielt auf dem Damm vor dem Schlosse auf weißem Pferde in einem schwarzsamtnen Rock eine halbe Stunde still und ließ die „Schallmeien und Spiele" zu Ehren der Festung hören, wogegen der Kommandant die ganze Garnison mit ihren Fahnen auf den Wall stellte und zur Danksagung drei Stück lösen ließ, die Czarnecki mit Abnehmen der Mütze und Neigung der Lanzen, die seine Husaren führten, höflich annahm. Diese Szene wiederholte sich, als der General

---

[1]) P. Keck, Friedrichstädter Kirchenchronik.

[2]) Prof. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig. — Christiani, Geschichte usw.

bis zur Mitte des Dammes geritten war. Bei seiner Ankunft auf dem Hesterberg ließ der Kommandant vier halbe Karthaunen losbrennen und auf fürstlichen Befehl den General mit zwei schönen Pferden und einem Ohm Wein beschenken, wohingegen der General zwei Paters und einen Sekretär zurückschickte, sich durch dieselben für solche Ehre zu bedanken und seiner bei Sr. Fürstl. Durchlaucht im besten zu gedenken bitten ließ. Solcher Höflichkeitsaustausch hinderte jedoch die wackern Polen nicht an einer dreiwöchentlichen gründlichen Ausplünderung der Bewohner. Sie beraubten und verwüsteten die Häuser, stachen die fürstlichen Fischteiche durch, nahmen Pferde und Kühe, schändeten Weiber jung und alt, ergriffen die an ihren Quartieren vorbeigehenden Mädchen und behielten sie bei sich. Am 27. Oktober erschienen dann auch noch kaiserliche und brandenburgische Truppen und vollendeten die Verwüstung des Amtes Gottorp. In dem Bericht des Rates der Stadt an den Herzog heißt es: „Mit was Winseln und Wehklagen die Gelder sind erpreßt und zusammengebracht, solches ist dem lieben Gott bekannt, welcher das anmaßliche Seufzen der armen, aufs rote Blut ausgemergelten Leute in dem Himmel zweifellos wird notabeniert haben."

Am 22. Oktober rückten drei kaiserliche und brandenburgische Dragoner-Regimenter in Flensburg [1]) ein. Die Dragoner bildeten damals noch eine von der Kavallerie verschiedene Truppengattung, die im Gefecht je nach den Umständen bald zu Pferde, bald zu Fuß gebraucht und deshalb immer neben Kavallerie und Infanterie genannt wurde. Am 27. traf der Kurfürst von Husum über Wamdrup in Flensburg ein. Die Truppen wurden fast mit Gewalt einquartiert, was die Bürgerschaft sehr erregte. Doch beruhigte der Kurfürst sie in etwas durch die Erneuerung des bereits von Karl Gustav den Kirchen, Schulen, Hospitälern und Armenhäusern in und um Flensburg gewährten Schutzbriefes. Der Kurfürst war vermutlich von seiner Gemahlin Luise Henriette begleitet, und die kurfürstliche Bagage erforderte ein großes Aufgebot an Wagen und Pferden. Es gehörte damals zu fürstlichen Zügen eine möglichst pomphafte Entfaltung, und es berührt eigenartig, wenn berichtet wird, daß zur kurfürstlichen Bagage auch ein „Tigertier" gehörte, für dessen Verpflegung während des Winters 1658/59 der Bürger Claus Reimer eine Rechnung über 207 Gulden 14 Schillinge ausstellte.

Der Kurfürst verhandelte mit dem dänischen Gesandten über die näheren Bedingungen des Allianzvertrages, hielt auch unter Zuziehung des dänischen Feldmarschalls Ernst Albrecht von Eberstein einen Kriegsrat ab, in dem man sich gegen eine Zersplitterung des Heeres aussprach, Kopenhagen die Zusendung von 1000 Mann Fußvolk zusicherte und die Eroberung Alsens in ernstliche Erwägung nahm.

Karl Gustav hatte währenddessen vergebliche Anstrengungen zur Eroberung Kopenhagens gemacht. Denn diese Stadt wurde unter persönlicher Mitwirkung des Königs Friedrich III. durch die aufopfernde Beteiligung der Bürger und Studenten aufs tapferste verteidigt. Dazu kam noch, daß die holländische Flotte von 35 Orlogschiffen unter Jakob van Wassenaar Herrn von Opdam bei scharfem Ostwind am 8. November in rascher Fahrt und fast unbeschädigt durch das Doppelfeuer von Kronenburg und Helsingborg in den Sund einlief, der blockierten Stadt mit Hilfe von Transportschiffen Lebensmittel, Brennmaterial und Geldmittel überbrachte, sich nach kurzem Seegefecht mit den dänischen Schiffen ver-

---

[1]) Vergl. A. Wolff, Flensburg in den Kriegsjahren 1657—60; Zeitschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenburg. Gesch., Band 20.

band und so den Alliierten die See sicherte. Unter diesen Umständen gab Karl Gustav die Belagerung Kopenhagens auf und verschanzte sich landeinwärts auf einem Landrücken. So festgelegt wäre seine Lage verzweifelt gewesen, wenn die Holländer ihren Erfolg mehr ausgenutzt hätten. Aber sie überließen dem Könige die See südlich von Seeland und stellten dem Kurfürsten nicht die zu einem Übergange nach Fünen und Seeland nötigen Kriegsschiffe.

Das Heimat-Museum auf Föhr.

Von **H. Hinrichsen** in Flensburg.

Die Abgeschlossenheit der „Nordfriesischen Inseln" in früheren Zeiten hat dazu geführt, daß die Bewohner derselben sich in bezug auf Kleidung, Lebensweise, Sitten und Gebräuche eine besondere Stellung erwarben. Davon zeugen noch heute die Trachten sowie die vorhandenen Schätze eigenartiger Gebrauchs- und Ziergegenstände aus vergangenen Tagen. Daß diese hier in so überreichem Maße angetroffen werden, dürfte vielleicht darauf zurückzuführen sein, daß die Vorfahren durch ihren seemännischen Beruf, vor allem durch den Walfischfang, einen bedeutenden Wohlstand erzielten. Leider drohte in den letzten Jahrzehnten die Gefahr, daß diese Zeugen friesischer Art und friesischen Fleißes von den Inseln verschwinden würden, da ein Stück nach dem andern altväterlichen Hausrats von auswärtigen Händlern für die großen Museen aufgekauft wurde und somit den heimatlichen Boden verlassen mußte. Glücklicher-



weise ist es in dieser Beziehung jetzt besser geworden. Auf Föhr gründeten Dr. med. Haeberlin und R. Friede im Jahre 1902 einen Verein (kultur-historisch-naturwissenschaftlich), der sich die Aufgabe stellte, die noch übrig gebliebenen „Reste einer Volkskunst von starker Eigenart" vor dem Verschwinden zu retten. Man kaufte, soweit es die Mittel erlaubten, die Gegenstände auf oder nahm wertvolle Stücke, welche die Besitzer nicht preisgeben wollten, in treue Obhut. Zur Unterbringung der bescheidenen Sammlung kaufte der Verein ein Häuschen am Sandwall in Wyk. Die günstige Lage des jungen Friesenmuseums trug nicht wenig dazu bei, daß die Sammlung sich eines regen Besuches seitens der Kurgäste erfreuen durfte. In ein neues Stadium der Entwicklung trat das Museum im Jahre 1906. Die oben genannten Herren erwarben mit einigen weiteren Freunden der Sache für eigene Rechnung die reichhaltige prähistorische und naturkundliche Sammlung des Lehrers Philippsen in Ütersum auf Föhr. Infolge dieser unvorhergesehenen Erweiterung der Sammlung mußte ein Neubau ins Auge gefaßt werden, was jedoch mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten verbunden war. Dank der Bemühungen des Vereinsvorstandes, dessen Mitglieder in selbstloser Weise weder Opfer an Zeit noch Geld gescheut haben, sind dieselben jedoch überwunden worden. Nachdem seitens der Provinzialverwaltung und der Staatsregierung Beihilfen zugesichert waren, schritt man zu einem Neubau, der am 4. April v. J. gerichtet wurde. Bereits am 12. Juli konnte das neue Gebäude eingeweiht und die Sammlung der Öffentlichkeit übergeben werden.

Das Museumsgebäude steht auf einem der höchsten Punkte des Geestrückens, der sich durch den ganzen südlichen Teil der Insel hinzieht, am sog. Galgenberg, in unmittelbarer Nähe des Fleckens Wyk. Von hier aus hat man einen herrlichen Überblick über die ganze Insel, das Wattenmeer und die benachbarten Inseln und Halligen. Dieser Platz ist in erster Linie aus dem Grunde gewählt worden, weil man sich hier auf historischem Boden, der alten Richtstätte für Osterland-Föhr, befindet. Wie zahlreiche Urnenfunde in dieser Gegend beweisen, haben unsere Altvordern an der Stätte, wo man jetzt ihre Aschenreste ausstellt und die von ihnen gefertigten Gebrauchsgegenstände bewundert, ihre Wohnplätze gehabt. Der Stil des vom Architekten Bomhoff in Hamburg (früher Sylt) errichteten Gebäudes ist an denjenigen des friesischen Bauernhauses angelehnt, was man deutlich erkennt an dem tief nach der Erde sich senkenden Strohdach wie auch an den breiten und niedrigen Fenstern. Vor dem Hause sind Einfassung und Wälle eines Ziehbrunnens und daneben ein auf den Inseln häufig anzutreffender Wasserbehälter aus Stein, der zum Tränken des Viehs Verwendung findet, angebracht. Solche als „Nooste," bezw. „Nost," bezeichneten Tränktröge sind Steinsärge, die im 12. und 13. Jahrhundert zahlreich vom Unterrhein nach Nordfriesland eingeführt wurden. Rechts von der Haustür ist in der Mauer eine massige Frauen-(Gallion-)Figur, wie sie die größten Segelschiffe (Gallionen) des Mittelalters zierten, angebracht.

In dem Museum befinden sich außer der Wärterwohnung drei große Sammlungszimmer, und zwar je eins für die archäologische, naturwissenschaftliche und die volkskundliche Abteilung. Erstere ist gewonnen aus den Hünengräbern, Urnenfeldern und anderen vorgeschichtlichen Stätten bei Wyk, Nieblum, Goting, Utersum und Dunsum. Wir sehen in dieser prähistorischen Sammlung Teile von den aus Lehm gebauten Böden vorgeschichtlicher Erdwohnungen sowie zwischen diesen Hüttenresten gefundene Muschelhaufen, hauptsächlich Miesmuscheln enthaltend, die als Überreste von den Mahlzeiten unserer Vorfahren erkannt worden sind. Auch die primitivsten Geräte, Mahl- und Schlagsteine,





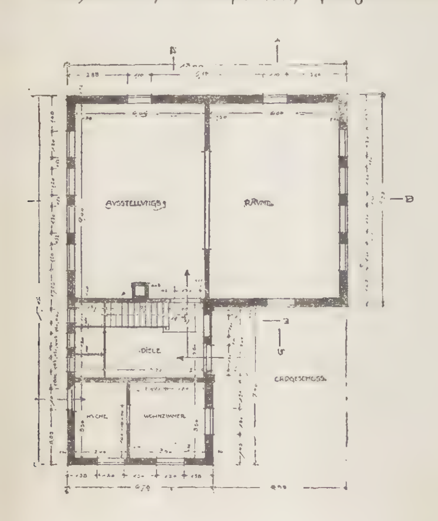


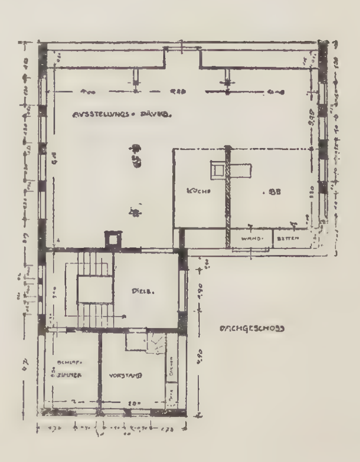




deutlich erkennbar an den abgenutzten Mahl- und Klopfflächen, fehlen nicht. Von besonderem Interesse sind auch die Funde aus dem bekannten Kjökkenmödding (Abfallhaufen) bei Groß-Dunsum, der wahrscheinlich aus der Periode zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit stammt. In demselben sind außer verschiedenen Muschelschalen (Herz-, Auster-, Tell- und Miesmuschel) und Schneckengehäusen noch Knochen von Hunden, Wildschweinen, Schnepfen gefunden worden. Beim Durchgraben dieser Fundstätte sind auch keimfähige Samen vom Rübenkohl (Brassica rapa), einer degenerierten Kulturpflanze, an die Oberfläche gekommen. — An sicher datierbaren Funden führt uns die Sammlung vor

a. aus der zweiten neolithischen Periode (3. Jahrtausend v. Chr.): geschliffene Nadeln, Pfeilspitzen, Äxte, Meißel, Lanzenspitzen;
b. aus der Bronzezeit (1500—500 v. Chr.): Armringe, Schwerter, Dolche, Messer usw.;
c. aus der Eisenzeit (500 v. Chr. bis 1000 n. Chr.): Spinnwirtel, Scheren, Schwerter, Glasperlen, Pinzetten in großer Zahl.





Aus allen Perioden sind Urnen in Menge vorhanden, sorgfältig nach Alter und Fundstätte geordnet. Endlich weist diese Abteilung Fundstücke aus dem versunkenen Walde bei Goting (im Wattenmeer) auf, und zwar Holzteile von Eichen, Birken, Erlen, Weiden, Eschen, Fichten und Haselsträuchern, die teilweise von Bohrmuscheln mit zahlreichen Gängen durchzogen sind.

Der zweite Saal im Erdgeschoß enthält eine kleine paläontologische (Versteinerungen und Bodenarten) und eine außerordentlich reichhaltige naturkundliche Sammlung. Letztere entwirft uns ein Bild von der gesamten Tierwelt der Insel und des Wattenmeeres. Besonders die in großer Fülle vorhandenen Präparate von Meertieren in ausgesuchten Exemplaren vermögen das Auge des Beschauers lange zu fesseln. An Zeichnungen werden zudem Bau und Entwicklung der interessantesten Tiere veranschaulicht.

Den breitesten Raum nimmt endlich die Abteilung für Volkskunde ein. Sie gliedert sich in folgende Gruppen:

1. Geschichtliches und Politisches: Bilder und Ansichten von Wyk aus verschiedenen Zeiten seines 300jährigen Bestehens. Recht zahlreich sind solche aus der Periode, in der König Christian VIII. von Dänemark dort alljährlich während der Sommermonate zur Kur weilte (1842—48). Ferner werden uns die verschiedenen Waffen, die auf der Insel in Gebrauch gewesen sind, vorgeführt. Auch finden wir einige Exemplare des berühmt gewordenen Steuerzettels für Wyk mit dem 5. Quartal aus dem Jahre 1884/85. (Weil man mit dem in 4 Quartalen erhobenen Steuerbetrage nicht ausgekommen war, wurde die Vierteljahrssumme noch einmal als 5. Quartal einkassiert.)

2. Nautisches: Oktanten, Jakobsstäbe (Instrumente zur Breitenbestimmung) und anderes Navigationsmaterial, Schiffsuhren, ein kunstvoll gearbeitetes Schiff in einer Flasche, Harpune vom Walfischfang u. a.

3. Beleuchtungs- und Erwärmungsgegenstände: Lampen und Leuchter aus den verschiedenen Zeitepochen, Lichtgußformen, sog. Feuerkiken aus Messing zum Fußwärmen, ein Komfort, d. i. ein Messinggefäß zum Aufstellen der Tee- oder Kaffeekanne, das während der Mahlzeit mit glühender Asche auf dem Tisch stand (vereinzelt noch im Gebrauch), Feuerfässer (friesisch: Jåltest),[1] worin sich ebenfalls Glutasche befand, die zum Anzünden der Pfeife diente, Bettwärmer aus Messing u. v. a. Ferner ist in dieser Gruppe das Feuerungsmaterial aus Dünger (Didden, Scholen usw.), wie es noch heute auf den Halligen hergestellt und verwendet wird, früher aber auch auf Föhr gebraucht wurde, aufgestellt;

4. Hausbau: Baumaterial (rheinischer Tuff, Backsteine, Zieranker, Walfischknochen), Geräte zum Dachdecken und zum Schneiden der dünnen Soden (Grasnarbe) zum Zudecken der First, eine Sonnenuhr usw.;

5. Landwirtschaft: Alte Pflüge, Saatkörbe, Kornbehälter, Geräte zum Tüdern der Schafe, Springstöcke;

6. Haushaltungsgegenstände in großer Fülle, z. B. Schränke, Tische, Stühle, Standuhren, Handmühle (friesisch: Quern), Sanduhren, Malsteine;

7. Schmiedewerkstelle, d. h. Gegenstände, die zur Herstellung der silbernen Knöpfe an der Nationaltracht der Frauen gebraucht wurden.

8. Über den Hausfleiß der Vorfahren geben folgende Geräte Aufschluß: zahlreiche aus Eichenholz gefertigte, sauber geschnitzte Mangelbretter und dazu gehörige Walzen, auf die das Leinenzeug gewickelt wurde. (Die Seefahrer schnitzten solche in ihren Mußestunden auf der Reise, häufig dienten sie als Geschenk des Bräutigams an die Braut); Gnidelsteine (friesisch: Glittstiåne)[1])

[1]) Das å in Jåltest usw. ist nur ganz schwach vernehmbar.



aus Glas, die zurzeit noch in vielen Häusern als Stopfsteine Verwendung finden, während sie früher zum Glätten der über das Gnidelbrett gespannten und mit Wachs bestrichenen Wäsche dienten; **Webebretter** zum Weben von Bändern, Hosenträgern usw., ferner Wollkratzer (friesisch: Kuårde), Flachskratzer, Garnwickelmaschinen, Spinnräder, Teile eines alten Webstuhls, Litzhölzer zur Herstellung von Stoßlitzen, Nadelbüchsen, Nähkasten u. a. m.

9. **Kleidung**: historische Frauentrachten (ein Brautanzug um 1750 und ein Anzug um 1750), verschiedene Trachtenstücke, als Hals- und Kopftücher, Lätze, Schürzen, Silberknöpfe und Spangen, Trauertücher (friesisch: Soreg-Kap) und Hauben (friesisch: Huww). Letztere werden nur von den verheirateten Frauen getragen, und zwar auf der vom Kopftuch freigelassenen Haarflechte.

In der Mitte des Saales ist das Modell eines friesischen Hauses aus dem Jahre 1620 (ältestes Haus auf Föhr) aufgestellt.

Den Abschluß der Sammlung bilden eine friesische Stube und eine Küche mit vollem Inventar. Erstere ist besonders originell und wirkungsvoll ausgestattet. Die Ofenwand ist mit den typischen Kacheln ausgelegt. Auf dem Beileger, der bekanntlich von der Küche aus mit Torf oder getrocknetem Viehdünger geheizt wird, sehen wir den nur noch vereinzelt vorkommenden Stulp, eine aus Messing gearbeitete Kappe zum Warmhalten der Speisen und Getränke. Auf der einen Seite eines Ofens steht eine alte Wanduhr, auf der anderen ein Lehnstuhl, dessen Zweck ein davorstehendes Spinnrad erkennen läßt. In der Peselwand befinden sich die beiden Türen eines Wandbettes, die wie

Schranktüren vollkommen geschlossen werden können, sowie ein kleiner Wandschrank mit Tassen, Näpfen usw. Vor dem Pfeiler zwischen den Fenstern steht der Klapptisch, die charakteristische inselfriesische Tischform, auf dem sich ein aufgeschlagenes Andachtsbuch, eine alte Brille und ein Körbchen (Garnbehälter) befinden. Es fehlen auch nicht der sogenannte „Feuerkiker," das Eckbord mit der Tabaksdose, das Bord mit kostbaren Porzellansachen über den Alkoventüren sowie der kunstvoll gearbeitete Messing-Bettwärmer.

In der Küche interessiert besonders der Herd mit dem darunter aufgemauerten Backofen, wie er auf den Halligen in jedem Hause, aber auch auf Föhr nicht selten zu finden ist. Über dem Feuerloch, dem mittels eines aus Federn hergestellten Fächers (friesisch: Weiher) Luft zugeführt wird, ruht auf einem eisernen Dreifuß der irdene Grapen. Dieser kann auch an einer verstellbaren, mit Zacken versehenen Eisenstange (friesisch: Snök, bezw. Snuk) angebracht werden.



An der Wand hängen ein Behälter mit selbstgemachten Schwefelhölzern, Feuerzange, der „Besenier" (eine aus Holz gemachte Küchenhandwage) u. v. a.

Obwohl in den vorstehenden Ausführungen nur einiges Wesentliche und Charakteristische berücksichtigt werden konnte, dürfte doch zur Genüge gezeigt worden sein, daß durch eine außerordentlich rege Sammeltätigkeit in kurzer Zeit sehr viel wertvolles Material herbeigeschafft worden ist. Besonders eigenartig wirkt die Sammlung aber dadurch, daß sie nur Heimatliches in einem heimatlichen Gebäude bietet. Ohne Frage ist in dem Heimat-Museum ein Werk geschaffen, das der Insel Föhr zur Zierde, den ehemaligen Bewohnern derselben zum Andenken, der jetzigen Generation zur Ehre gereicht.



Zur Geschichte der Meteorologie in der Provinz Schleswig-Holstein.

Von **Jochimsen** in Neumünster.

I.

In unserem meerumschlungenen Lande war von jeher ein starkes Interesse für Wind und Wetter. Besonders läßt sich dies von den Küsten sagen, deren Bevölkerung bekanntlich zu einem großen Teil auf das Meer angewiesen ist.

Meteorologische Beobachtungen auf wissenschaftlicher Grundlage traten bereits vor reichlich 100 Jahren in die Erscheinung. An der Kieler Universität stellte der Professor C. H. Pfaff schon im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts regelmäßige Beobachtungen an. Leider sind die aus jener Zeit stammenden Aufzeichnungen ohne Frage nicht genau und außerdem, abgesehen vom ersten Dezennium, sehr lückenhaft, so daß sie der Wissenschaft von geringem Werte sind. Von den von Pfaff gewonnenen Ergebnissen ist dementsprechend sehr wenig veröffentlicht worden. Von besonderem Werte ist heute noch seine Abhandlung über den heißen Sommer 1811, die einige Bemerkungen über frühere heiße Sommer enthält.

Von weit größerer Bedeutung als die Aufzeichnungen des Prof. Pfaff sind diejenigen von dem Physikus Dr. Neuber in Apenrade. Sie umfassen den langen Zeitraum von 1812 bis 1845 mit Ausnahme der ersten Monate des Jahres 1821. Die älteren Jahrgänge von 1812 bis 1820 sind bedauerlicherweise zum größten Teil verloren gegangen, und nur die Mittelwerte liegen vor. Dahingegen sind die Originalbeobachtungen von 1821 an, dank den Bestrebungen des Prof. Dr. G. Karsten in Kiel, noch erhalten und Eigentum des Physikalischen Instituts zu Kiel geworden. Die Jahrgänge von 1821 bis 1836 sind sehr umfangreich. Neuber unternahm in dieser Zeit täglich nicht weniger als zehn Beobachtungen und zwar größtenteils in den ungeraden Stunden von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr abends und außerdem noch um 12 Uhr mittags. Einigemale finden sich auch die geraden Stunden von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts, so daß die Zahl der Beobachtungen auf 19 steigt. Zur Hauptsache wurden Temperatur und Druck der Luft notiert. Um bei der Bestimmung der Wärmeverhältnisse möglichst sicher zu gehen, stellte Neuber zwei Thermometer auf und zwar eins an der Süd- und eins an der Nordseite seines Hauses. Ersteres war selbstverständlich gegen die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt. Welche Bedeutung den Neuberschen Aufzeichnungen beizulegen ist, dürfte daraus hervorgehen, daß der berühmte Gelehrte Prof. Dr. Buys-Ballot

in Utrecht die Originalmanuskripte der Apenrader Beobachtungen sehr eingehend bearbeitete. Die späteren Jahrgänge, 1837 bis 1845, sind allerdings nicht so umfangreich wie die vorhergehenden, da sie nur vier tägliche Beobachtungen enthalten, sind aber trotzdem noch heute ebenso wie jene für die Geschichte der Wetterkunde für die Provinz Schleswig-Holstein von hervorragender Bedeutung. Den Bemühungen des Prof. Dr. G. Karsten in Kiel ist es zu verdanken, daß die Apenrader Mittelwerte pro 1821—1845 in seinen „Beiträgen zur Landeskunde Schleswig-Holsteins, 2. Reihe physikalischen Inhalts, Heft 1, 1869 und Heft 2, 1872" im Druck erschienen sind. Mit dem Ableben des Physikus Dr. Neuber fand sich leider keine Person, welche die Beobachtungen fortsetzte, und erst im Mai 1869 erfolgte die Neueinrichtung dieser meteorologischen Station, die — jedenfalls infolge der Begründung der Vollstation Flensburg, welcher Ort bekanntlich nur drei Meilen weiter südlich liegt, — Mitte der achtziger Jahre in eine Regenstation umgewandelt wurde.

Den äußerst sorgfältigen Temperaturmessungen des Dr. Neuber schlossen sich im Zeitraum 1823—1838 seine Beobachtungen und Messungen des Niederschlags an. Der Regenmesser stand auf einer Wiese, von Gebäuden und Bäumen entfernt. Da er hier nicht den nötigen Schutz gegen lebhafte Winde hatte, sind die Werte, wie auch neuere Untersuchungen des Meteorologischen Instituts zu Berlin ergeben haben, zu klein ausgefallen; hierzu kam der Umstand, daß nicht täglich gemessen wurde, so daß die Neuberschen Aufzeichnungen über den Niederschlag nicht im entferntesten den Wert haben, der denjenigen seiner Wärmemessungen beizumessen ist.

Um die Bestrebungen des Physikus Dr. Neuber auch auf diesem Gebiete ins rechte Licht zu stellen, erwähnen wir vergleichsweise, daß in Süddeutschland die ersten Regenmessungen schon 1715 zu Ulm von Professor David Algöwer und in Norddeutschland zwei bis drei Jahre später zu Breslau, Ohlau und Koburg auf Anregung seitens des Breslauer Arztes Johann Kanold ausgeführt wurden. In Paris hatte man schon 1668, in Townley in England 1667 (in London 1662?), in Pisa 1707, in der Schweiz in Zürich 1708 mit Niederschlagsmessungen den Anfang gemacht. Unter den Ländern, welche die Regenhöhe zu bestimmen gesucht haben, steht Deutschland hiernach an fünfter Stelle.

Vor 1820 wurden in vielen deutschen Städten, jedoch meist nur einige Jahre, Niederschläge gemessen, nämlich in Berlin (1728—1739), Wittenberg, Danzig, Greifswald, Meißen, Mülhausen i. E., Metz, Karlsruhe, Erfurt, Hagenau, Mannheim, Göttingen, Straßburg i. E., Pfeddersheim, Trier, Stuttgart, Tübingen, Bayreuth, Heidelberg, Koblenz, Königsberg i. Pr., Tilsit, Münster i. W., Hofwil und Altdorf bei Nürnberg. Im Jahrzehnt 1821—1830 trat Apenrade und damit Schleswig-Holstein in die Reihe. Während der Süden unseres weiten Vaterlandes um diese Zeit schon eine stattliche Anzahl Stationen aufzuweisen hatte, trat unsere Provinz also recht spät den Bestrebungen auf diesem Gebiete der Wetterkunde bei.

Während die Vollstation Apenrade in der Neuzeit in eine Regenstation umgewandelt worden ist, kann die zu Meldorf bestehende Station zweiter Ordnung in diesem Jahre auf eine 75jährige Tätigkeit zurückblicken. Sie ist mithin die älteste in Schleswig-Holstein und eine der ältesten unseres deutschen Vaterlandes. Eingerichtet wurde sie im Jahre 1831 von dem dort amtierenden Physikus Dr. Michaelsen, der bis 1863 mit der größten Sorgfalt regelmäßige Beobachtungen der verschiedenen Witterungselemente vornahm und diese beständig in sein ärztliches Journal eintrug. Seine Aufzeichnungen, die teilweise im Druck erschienen sind, bieten auch heute noch ein sehr wertvolles Material,

da er besondere Erscheinungen, wie z. B. einzelne auffallende Stürme, Gewitter, Nordlicht, starken Nebel usw. aufs sorgfältigste notiert hat. Nachdem die Station infolge Ablebens des Dr. Michaelsen zwei Jahre geruht hatte, nahm der Lehrer Dr. Buttel die Beobachtungen im September 1865 wieder auf. Als dieser am Ende desselben Jahres eine Anstellung als Seminarlehrer in Segeberg fand, setzte der Gymnasiallehrer Dr. Grühn die von Dr. Buttel aufgenommenen Beobachtungen fort. Im Jahre 1869 wurde die Station Meldorf dem Königlich Preußischen Meteorologischen Institut zu Berlin unterstellt, dem Dr. Grühn bis zu seinem Tode im Jahre 1904 gedient hat. Als einen eigentümlichen Zufall muß man es bezeichnen, daß Dr. Buttel, der seit 1866 die von ihm in Segeberg begründete meteorologische Vollstation leitete, in demselben Jahre mit Tode abging. Beiden Beobachtern, welche mit seltenem Interesse ihre Pflichten im Dienste der Meteorologie zu erfüllen gesucht hatten und fast vier Jahrzehnte lang auf diesem Gebiete tätig gewesen waren, widmete die Zentrale in Berlin in dem Jahresbericht pro 1904 einen ehrenden Nachruf. Einige Monate nach dem Tode des Dr. Grühn wurde die Station Meldorf dem Lehrer Schuldt übertragen, unter dessen Leitung sie heute noch weiterbesteht.

Von besonderem Wert für die Witterungskunde Schleswig-Holsteins ist auch die Station Lübeck geworden, wo seit 1840 beobachtet worden ist. Sie schloß sich seit 1859 der Kieler Zentrale an. Neben den Messungen des Luftdrucks und der Wärme fanden hier auch solche des Niederschlags statt. Leider sind die Aufzeichnungen für den Zeitraum 1840 bis 1885 wenig brauchbar. Die eingehenden Untersuchungen des Meteorologischen Instituts zu Berlin haben ergeben, daß die Regenmengen vor 1866 entschieden zu klein, späterhin aber vielfach zu hoch erscheinen.

Außerdem wurden in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch von vielen Privaten sowohl in den Herzogtümern Schleswig und Holstein als in den freien Hansastädten Hamburg und Lübeck meteorologische Aufzeichnungen vorgenommen, die meistens verloren gegangen sind, und soweit sie in Tages- und Wochenblättern erschienen sind, jedoch nur geringen Wert haben, teils weil die Instrumente mangelhaft waren, teils weil die Beobachtungszeiten nicht genau inne gehalten wurden.

Der eigentliche Begründer der genauen und möglichst eingehenden Untersuchung der klimatologischen Verhältnisse unserer Provinz ist Professor Gustav Karsten zu Kiel, der im Jahre 1847 an der dortigen Universität Anstellung fand. Was Pfaff in Kiel, Neuber in Apenrade und Michaelsen in Meldorf angebahnt hatten, suchte Karsten mit zähem Fleiß weiter auszubauen, zu vervollkommnen und zu verwerten. Erst vom Jahre 1849 an gelang es ihm, nachdem ein Verbleiben der Instrumente in denselben Lokalitäten gesichert war, regelmäßige Boobachtungen des Luftdrucks, der Temperatur, des Niederschlags, der Luftfeuchtigkeit usw. vorzunehmen. Sein ferneres Bestreben war darauf gerichtet, an anderen Orten der Herzogtümer Schleswig und Holstein Beobachter zu gewinnen, die mit ihm zusammen und unter seiner Führung arbeiteten. Karsten wollte sich auf diese Weise ein vollständiges Bild von den klimatischen Verhältnissen unseres Landes verschaffen. Da einerseits die Anschaffung guter, zuverlässiger Instrumente Schwierigkeiten veranlaßte — die Kosten mußten aus den Mitteln des Physikalischen Instituts der Kieler Universität bestritten werden — und andererseits den Beobachtern eine Entschädigung nicht geboten werden konnte, sondern das rein wissenschaftliche Interesse sie veranlassen mußte, sich der andauernden und mühsamen Arbeit zu unterziehen, ging die Schaffung eines meteorologischen Stationsnetzes nur langsam von statten.

Segen- und Heilsprüche aus Lübeck und Umgegend.

Von **Colmar Schumann** in Lübeck.

III.

IV. Gegen Geschwulst.

1. Es gingen drei reine Jungfraun,
Die wollten Geschwulst und Krankheit beschaun.
Die eine sprach: „Es beißt."
Die andre sprach: „Es ist nicht wahr."
Die dritte sprach: „Es ist dann nicht."
So komme unser Herr Jesus Christ!
Die Sympathie liegt in der Gewißheit beider Umstände.

2. Schwulst, ik rad di:
De Schoh, de jagt di.
Lettst du dat Swill'n nich,
Lat ik dat Still'n nich.
Das Übel als elbisches Wesen bedroht, das man durch eigenartige Stellung der Schuhe verjagen kann.

3. Wenn man bei abnehmendem Monde vor Sonnenaufgang eine braune Schnecke zerdrückt, den Saft auf die Geschwulst reibt, dann die Schnecke hinter sich wirft und dazu dreimal die Dreifaltigkeit anruft, vertrocknet Geschwulst wie Schnecke. Bei Wuttke 487 ähnlich gegen Warzen.

V. Gegen Schweinsbeulen.

1. Man trete vor den Schornstein und drücke die Beulen dreimal überkreuz. Der heidnische Zauber des Schornsteins mit dem christlichen Kreuze zu doppelter Wirkung verbunden.
2. Man schmiere Eiter auf einen alten Leinwandlappen und vergrabe diesen unter einem jungen (also recht lebenskräftigen) Apfelbaume. Ebenfalls Doppelwirkung des Vergehens und des Übernehmens.
3. Statt den Lappen zu vergraben, wirft man ihn in fließendes Wasser und schwemmt ihn fort und damit die Beulen.
4. Wenn man dagegen Eiter auf ein Geldstück streicht und dieses eingewickelt fortwirft, so geht das Leiden auf den über, der es aufnimmt.

VI. Gegen Fingergeschwür.

1a. De Adel un de Pohl,
De güngen tosamen to Schol.
De Pohl, de gewünn,
De Adel, de verswünn.
Statt verswünn auch verspel.
Ähnlich oben III 10 (Brand).

1b. De Spol un de Adel,
De Spol un de Adel,
De Spol un de Adel.
De Spol, de verswinnt,
Un de Adel verswinnt.

Als Entstellung anzusehen. Nur könnte Spol älter und richtiger sein. Die Spule als Teil des Frija-Maria heiligen Spinnrades paßt besser zum Rechtsgegner des Geschwürs als die Pfütze, man müßte denn schon an Mist denken, der allerdings Heilkraft besitzen soll. Unter Schol, wenn ursprünglich, hätten wir wohl eine Rechtsschule zu verstehen. Den Adel hält das Volk für einen Wurm (Wuttke 530), und so ist auch eine Vermischung mit Spolworm nicht unmöglich.

(Eine Heilbehandlung bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 437—444, aus Swinemünde: Der Kranke taucht den Finger in seinen kochenden Harn; dieser wäre freilich verwandt mit Pohl in dem oben erwähnten Sinne. Der Vers dazu lautet: Der Adel und die Fuler (?) schlugen sich beid' um die Schuler (?), Adel verschwund, Schuler gewund.)

VII. Gegen Verrenkung der Hand (Gnirrband).

1. Wagentrad, ik klag di;
De Gnirrband, de plagt mi.
Ohne Anweisung. Wagenspur mit hemmendem Bande verglichen?

2. Der Geplagte legt die verrenkte Hand auf die heilige Hausschwelle, der Stiller steht mit erhobenem Beile daneben. Wenn jener fragt: „Was haust du?" antwortet er: „Gnirrband!" und schlägt zu. In demselben Augenblick wird die Hand zurückgezogen. Geschieht es so dreimal, so entweicht das bedrohte Übel. Statt der Schwelle wird auch der Haublock benutzt, und der Stiller sagt zuerst: „Gnirrband, ik hau di!" Dann erwidert der andere: „Hau to!"

3. Der Stiller legt um die kranke Handwurzel dreimal einen Faden, haut dreimal mit dem Beile zu und zerschlägt ihn zuletzt. So wird gleichsam das Gnirrband selbst zerschnitten. Dabei sollen sinnlose Worte gesprochen werden.

4. Ik stek min Hand
Dörch't Ketelband.
Dormit still ik den Knarrbrand.
Z. 2 schlechter:
Dörch de Beierwand, Leinewand.

5. Man steckt die Hand dreimal durch das sogen. Katzenloch einer alten Tür.

In diesen Fällen wird das Band gewissermaßen in dem engen Rahmen abgestreift.

VIII. Gegen Flechten.

1. Der Stiller geht mit dem Befallenen nach Sonnenuntergang unter eine Weide (oder einen Obstbaum), die an der Scheide steht, nimmt drei geeignete Zweige und macht in jeden einen Knoten. Dann pustet er auf die Flechte und streicht kreuzweise mit den Knoten darüber. Dabei flüstert er:
   De Wichel (Wid) un de Flecht,
   De gaht (güngn) tosamen to Recht.
   De Wichel (Wid), de gewinnt (gewünn),
   Un de Flecht, de verswinnt (verswünn).
2. De Flere un de Flech,
   De wirn tosamen in Zech (?).
   De Flere harr gewunnen,
   De Flech, de wer verswunnen.
3. De Nadels un de Flechten,
   De strid sik üm den Rechten.
   De Flechten, de verswinnt,
   De Nadels, de gewinnt.
4. De Flockasch un de Flech,
   De fördern sich to Rech.
   De Flockasch kreg dat Rech,
   Un de Flech güng weg.

   Diese vier Segen bieten wieder den Rechtshandel. Der Sieger ist in 1 die Weide, in 2 der Flieder oder Holunder, in 3 die kreuzweise darüber gehaltenen Nadeln, in 4 die leicht wegzublasende Flockasche von Torf, Papier, Buchenholz u. a.; all diese nehmen die Flechte auf und mit sich.
5. Du hille Flecht, du dulle Flecht,
   De schall (!) vergahn, wie dat Water
   ünner de Sünn!

   Hier hat hille wohl den gleichen Sinn wie dulle und ist eigentlich die laufende Rose gemeint? Wie in ein Loch gegossenes Wasser vertrocknet, tut es die Flechte.
6. Beim Rosenstrauch abzubeten:
   De Flechen un Rosen sünd hier.
   De Rosen sölt bestahn,
   De Flechten sölt vergahn!

IX. Gegen Gesichtsausschlag (Grind, Barmgrund).

1. Hier hebb ik di, vertrunken Grund,
   Dormit still ik den Barmengrund.
   Z. 1 auch: Ik füll ut den verdrunken Dik.
2. In dieses Wasser hat sich versoffen so
   manche Katz und so mancher Hund,
   Damit stille ich diesen Beingrund. (!)

   Aus einem Wasser, in dem etwas Lebendes ertrunken ist — verdrunken Grund, eig. s. v. a. überflutetes Land! — wird abends heimlich etwas geholt und der Grind dreimal damit bespritzt. Das Wasser hat die Zauberkraft der Leiche angenommen und nimmt das Übel mit in die Verwesung. Man wischt auch mit einem Läppchen über die Stelle und wirft es in Flußwasser zum Fortführen.

X. Gegen Sommersprossen (Sünnplacken).

1. Wenn man sich mit dem ersten Märzschnee wäscht, gehen die Flecken fort, wie der Schnee vor der Frühlingssonne.
2. Dieselbe Wirkung übt Wasser, welches am Ostermorgen vor Sonnenaufgang aus dem Brunnen oder Flusse geholt wird; es schützt außerdem das Jahr über vor Krankheit.
3. Man bestreicht sie mit dem Blute eines frisch geschlachteten weißen Huhns.

XI. Gegen Windpocken.

De Windpocken sünd hier,
Un ik rak se in't Für.

Bei Asche abzubeten, indem der Stiller die Pocken gleichsam auf den Herd streicht, von wo sie mit der Asche verstäuben.

XII. Gegen Warzen (und Hühneraugen).

1. Warzen werden abgebetet; man geht bei zunehmendem Monde unter das Hausdach, streicht dreimal kreuzweise über sie und spricht leise:
   a. Goden Abend, Herr Mand!
      Wat ik seh, dat gewinnt,
      Wat ik nich seh, dat verswinnt.
   b. Wat ik ankik, dat gewinnt,
      Wat ik överstrik, dat verswinnt.
   c. Mand, ik bed di an.
      Wat ik ankik, dat gewinnt,
      Wat ik anstrik, dat verswinnt.

   Wie der Mond zunimmt, sollen die Warzen abnehmen, umgekehrtes Verhältnis.
2. Man schickt sie dem Monde zu, indem man sie nach ihm hin abstreicht:
   1 2 3 4,
   All meine Warzen schenk' ich dir.

   Außerdem wirkt das Zählen an sich zaubrisch.
3. Man gibt die Warzen einem Gestorbenen mit ins Grab durch Bestreichen mit dessen Hand. (Hilft auch gegen Sommersprossen und Leberflecke.) Dazu kann man sprechen: De Wort, de geiht den Doden na.
4. Eine gestohlene Speckscheibe auflegen, hilft.
5. Ebenso mit einer Speckschwarte bestreichen und diese am Freitag mittags 12 Uhr unter den Tropfenfall eines Hauses legen. Schwarte und Warzen vergehen zugleich.
6. Mit einem alten Feudel (Scheuerlappen) bestreichen und ihn unter einem Birnbaum eingraben.
7. Alle Morgen mit frischem Fensterschweiße befeuchten (auch Sommersprossen und Leberflecke).
8. Den Saft einer schwarzen Schnecke darauf drücken und diese dann auf einen Dorn spießen. Erfolg wie bei 5, 6 und 9.

9. Petersilienpflanze zerdrücken über der Warze, den Saft aufstreichen und die Pflanze vergraben. Der Name Petrus wirkt mit.
10. Salbe aus Ohrenschmalz und Saft von brennendem Holze aufstreichen.
11. Man macht über jeder Warze einen Knoten in einen Faden und legt ihn unter einen Stein, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Dann verwesen beide Teile.
12. Hühneraugen im besondern vertreibt man, wenn man eine schwarze Schnecke dreimal kreuzweise darüber streicht und schweigend über die Achsel wirft, so daß sie stirbt.

XIII. Gegen allerlei Augenleiden: Mal upt Og.

Man versteht darunter z. B. Gerstenkorn, Entzündung der Bindehaut, Stechen im Auge, Fleck auf der Hornhaut, Röte des Weißen.

1. Mit Marias gesegneter Hand und Christi Glauben
Still ich den Star und das Mal vom Auge.
Weg, Blutmal! Weg, Todmal!
2. Mit diesem Stahl
Still' ich das Mal
Auf dem Auge.
Stahl wirkt noch stärker als bloßes Eisen.
3. Unser Herr Christus sprach:
Da stehn die drei Jungfern auf dem Berg,
Eine rückwärts,
Eine vorwärts,
Und die dritte schnitt eine Handvoll Gras.
Damit schnitt ich den Stör(?) vom Auge ab.
Gleichheit des Vorganges, wie in 4 u. 5.
4. Dor güngen dree Jumfern in't Grön.
De een pust' Gras,
De anner pust' Lof,
De drüdd' pust' di dat Mal vun't Og.
5. Einst gingen drei Jungfraun wohl über den Weg;
Die eine fegte den Sand vom Weg,
Die andre pflückte das Blatt vom Baum,
Die dritte nahm das Lid (?) vom Aug'.
Besser „Heimat" 1894 S. 45.
6. Es gingen drei Jungfern über'n Steg,
Zwei fielen rin, die dritte ging weg.
Entstellung. Vergl. unten Schlucken.
7. Pust dat Mal von't Og!
Dreimal so. Reststück.
8. Hisler Pisler,
Wenn't nich weggeiht,
Blifft't as dat is.
Nur Scherz? S. Schlußbemerkung.
9. Man vertreibt das Mal, wenn man dem Leidenden dreimal unversehens ins Auge speit. Speichel, als Teil des Leibes, ist heilkräftig, selbst gegen Behexung.
10. Ein Gerstenkorn muß man bei abnehmendem Monde mit einem wirklichen Gerstenkorn bestreichen. Dieses wirft man darauf über den Kopf, so daß die Hühner es sofort aufpicken und somit auch das Leiden in sich übernehmen.
11. Wer ein Gerstenkorn hat, sehe von einem leeren Zimmer durchs Schlüsselloch in ein anderes leeres. Es wird gewissermaßen abgestreift.

XIV. Gegen Blattern.

Blatter, vergeh' und nicht zerbrich,
Wie der Pfarrer das Evangelium spricht.
Heranziehung des Gottesdienstes wie III 4.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig folgende Bändchen der Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt" (Preis je 1,25 *M*): O. Böckel, Die deutsche Volkssage, H. Buchner, Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre, H. Kampfmeier, Die Gartenstadtbewegung, G. Fritz, Das moderne Volksbildungswesen, J. Frentzel, Ernährung und Volksnahrungsmittel, R. Vater, Dampf und Dampfmaschine, J. Rehmke, Die Seele des Menschen, A. Brenning, Innere Kolonisation, M. Fürst, Der Arzt, R. Nimführ, Die Luftschiffahrt. Ferner aus demselben Verlage: Wünsche-Abromeit, Die Pflanzen Deutschlands, Preis 5 *M*. — Dr. R. Struck in Lübeck, Übersicht der geologischen Verhältnisse Schleswig-Holsteins, Sonderausgabe aus der Festschrift zur Begrüßung des 17. deutschen Geographentages. — F. Rose, Heidschulmeister Uwe Karsten. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin. Preis 4 *M*. — Gräfin Annie Baudissin, Ein Bruder und eine Schwester. Kommissionsverlag von Ernst Ivens in Eutin. — Chr. Jensen, Bestrebungen zur Erhaltung des nordfriesischen Volkstums. Selbstverlag des Verfassers in Schleswig. — Wilhelm Schuster, Unsere einheimischen Vögel. Heimatverlag in Gera-Reuß. — Mikrokosmos, Zeitschrift für die praktische Betätigung aller Naturfreunde, herausgegeben von Dr. Adolf Reitz, Heft 9 u. 10 aus 1908, Heft 1—3 aus 1909. Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart. — C. Emeis in Flensburg, 1) Ungünstige Einflüsse von Wind und Freilage auf die Bodenkultur, 2) Betrachtungen über die Verwendbarkeit und Mischung der Holzarten in Schleswig-Holstein, 3) die Ursachen der Ortsteinbildung und ihr Einfluß auf die Landeskultur in Schleswig-Holstein, Sonderabdruck aus der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 9. September 1909.

Die rote Heide ist verblüht —.

Die rote Heide ist verblüht,
Die Stare sammeln sich zum Scheiden,
Der Regenpfeifer zog gen Süd'
Und öde liegen Feld und Weiden.
Es mauerte sich sorglich zu
Ihr Häuschen schon die Weinbergschnecke,
Die Bäume streu'n zur Winterruh'
Sich ihre bunte Blätterdecke.
Allüberall in Feld und Hag
Spürst Du den Hauch der Herbstesnähe,
Und einsam über kahlem Schlag
Streicht schweren Flugs die Nebelkrähe.

Ratzeburg. F. Reimers.



Jeremias Christensen.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

Noch einmal sei, auch in der „Heimat," erinnert an jene für uns Schleswiger Kunstfreunde so anregende Zeit des Jahres 1875, als Meister Magnussen bei uns einzog. Und von da an, daß seine Holzschnitzschule mit der großartigen Sammlung von hochinteressanten, meist mustergültigen Schnitzwerken verschiedener Kunstepochen fertig dastand, und als allmählich die weiten Ateliers sich füllten — mitunter mit etwa 30 lernbegierigen Jünglingen — bis dahin, wo leider das schöne Unternehmen einging, hörten die oft überraschenden Ereignisse nicht auf, uns Schleswiger in Anspruch zu nehmen. Daß es der ganzen Sache so wenig an Gegnern fehlte wie an Freunden und Förderern, wird noch in der Erinnerung sein. War's doch auch alles unbegreiflich, so gar kein Geschäft dabei zu machen, da Herr Magnussen sich von keinem der Schüler ein Entgelt geben ließ und zu Zeiten die Ärmsten von auswärts zum Teil noch mit des Hausherrn großer Familie zusammen beköstigt wurden. Fast alles war anders als anderswo!

An manchem schönen Erfolg aber haben wir uns freuen dürfen, an Prachtwerken der Holzplastik, die für Kirchen oder Paläste in deutschen Landen wie auch in England in Auftrag gegeben waren. Nach des Meisters Entwürfen waren dieselben von den oft so auffallend gut veranlagten Schülern ausgeführt unter Anleitung des tüchtigen Schnitzlehrers — Kock aus Kellinghusen. Selbstverständlich ging eine genügend lange Schulung im Zeichnen und Modellieren in Ton voran, unter Magnussens, des so trefflichen Künstlers, Leitung.

Gegen Ende der 70er Jahre nun fand sich unter den vielen jungen Leuten, die täglich unsern Erdbeerberg hinanstiegen, der Nordschleswiger Jeremias Christensen aus Tingleff. Da er leider jetzt durch den Tod aus seinem Kunstschaffen herausgerissen ist, was auch in der Presse von mehreren Seiten beklagt wurde, so möchte auch ich dem Landsmanne einen Nachruf widmen. War er doch „so zu sagen“ mein Mitschüler, da Herr Magnussen so liebenswürdig war, sich auch der kunsthungrigen Frauen anzunehmen, so daß wir — gleichviel ob Backfische oder angehende Matronen — in einem seiner vielen Ateliers unter seiner Anleitung nach den herrlichen Antiken, mitunter auch nach dem Leben, Stift und Pinsel führen durften.



Eine glückliche Jugend lag nicht hinter dem armen Jeremias, geb. 26. März 1859 zu Tingleff, der offenbar aus sehr drückenden Verhältnissen hervorgegangen war. Im heftigen Typhus ungenügend gepflegt — er hatte eine Stiefmutter —, mußte er fortdauernd an den Folgen leiden: ein Bein blieb steif, ein Arm fast unbrauchbar! „Tiefe Bitterkeit erfüllte ihn stets bei der Erinnerung.“ [1]) Erwachsen, sollte er für irgend ein Handwerk sich entscheiden; nirgends wollte es gehen, überall versagten die Körperkräfte, die von keinem Interesse an der stets langweilenden Arbeit unterstützt wurden. Nachdem in verschiedenen Werkstätten, beim Korbmacher usw. vergeblich ein Anlauf gemacht, stand die Gemeindeversorgung vor einem stolzen, ehrgeizigen Jüngling. Nicht wenigen, die je ihre Feder für die Tagespresse in Bewegung gesetzt, war damals das Thema „Holzschnitzschule“ ein beliebtes. Wir schrieben mit Begeisterung, ohne, was etwa zu wünschen übrig blieb, zu umgehen. So war auch nach Tingleff die Kunde von unserer wachsenden Kunstanstalt gedrungen, und eines Tages brachte der einsichtsvolle Pastor des Dorfes seinen sonst überall unbrauchbaren Schützling zu Herrn Magnussen.

Es ist eines der staunenswerten Gotteswunder — andere nennen es vermutlich „Naturwunder,“ das wir hier wieder erleben durften, wie solch ein bis dahin ganz ungebildeter, ungelenker, weil fast verkrüppelter Bauernbursche, dem jede Anregung bis dahin gefehlt, den Anfang machen durfte, in die Kunst — in eine der machtvollsten Künste, in die Bildnerei — hineinzuwachsen. Welchem Schleswig-Holsteiner fiele dabei nicht neben andern unser St. Jürgener Müllerssohn A. J. Carstens ein? Genug, unser Jeremias, der doch wohl selten genug die Bleifeder mag geführt haben, überwand im Umsehen alle

[1]) So heißt es in Aufzeichnungen des Fräulein Ingeborg Magnussen, die sie mir gütigst zur Verfügung gestellt hat.

Anfangsschwierigkeiten. Vom Zeichnen nach antiken Gestalten ging er alsbald dazu über, aus Ton selbst Gestalten zu modellieren und aus Holz sie zu schnitzen. Alles schien dem Beneidenswerten aus der bisher ungeahnten, gewiß auch ihm selbst kaum bewußten Fülle angebornen Kunstverständnisses heraus wie selbstverständlich. So durfte schon nach einem Jahre Magnussen dem ebenso Fleißigen wie Hochbegabten eine von der späteren Kaiserin Friedrich — einer Gönnerin unserer Kunstschule — gestiftete Medaille überreichen. „Es gab eine kleine Feier und festliches Abendbrot mit sämtlichen dazu geladenen Schülern. Da habe ich Christensens scheues Gesicht zum ersten Mal strahlen sehen," so sagt Frl. Magnussen. Nach drei Lehrjahren blieb Christensen noch als bezahlter Arbeiter in der Schleswiger Werkstatt, aus der nach verschiedenen Seiten hin von seinen meisterhaft, oft nach eigener Erfindung ausgeführten Schöpfungen für Kirche oder Haus hervorgingen. So besitzt die Kapelle der Diakonissenanstalt in Flensburg von ihm eine anfaßlich schöne Grablegung. Dann erinnere ich mich eines reich geschmückten Eckhängeschrankes, dessen Hauptfüllung im Relief die bekannte sinnige Geschichte von Martje Flors Gesundheit zeigt. Prächtig verwertet ist die Fülle malerischer Motive in den Kriegergestalten und Kostümen der übermütig zechenden Schweden in jenem Bauernstübchen zu Katharinenheerd, wo das zarte und doch unbewußt so sieghafte Mägdlein mit ihrem „Dat et uns wohl gah up unse ohle Dagen!" die mutwilligen Kerle zum Schweigen bringt.

In dem warm geschriebenen Nachruf, den Boy Jensen, Kiel seinem einstigen Mitschüler und Jugendfreunde widmet, ist mitgeteilt, daß er den rastlosen, damals 21jährigen Jeremias meistens abends noch in seiner Privatwohnung arbeitend gefunden habe. Mitunter traf er ihn still träumend die Naturschönheit der Schleswiger Umgebung genießend, seiner Heimat gedenkend — aber ohne politisch dänische Sympathie — dann im Vorausblick nach den Schätzen Italiens sich sehnend, mitunter auch, was mich überrascht, die Zither spielend. Alles an ihm ist dem Freunde sympathisch. Ein Einsamer blieb er aber immer. Doch welche köstlich belebte Einsamkeit! Belebt durch die Idealgestalten der hohen Kunst aller Zeiten, wie das Haus Magnussen sie in den besten Abgüssen um uns stellte, und wie sie ein strebendes Genie zum eigenen Schaffen befruchten.

Da drangen von außen her moderne hetzerische Einflüsse in die Kunstschule ein. „Auch der reizbare Christensen fiel ihnen zum Opfer." Er ging davon und zwar in die Kopenhagener Akademie, wo er höher hinaus wollte, zunächst nach dem lebenden Modell zeichnen. Aber, o weh! dem wenig imponierenden Landjüngling wurde die unterste Klasse für Gypszeichnen angewiesen. „Zähneknirschend zeichnete er." Aber, siehe da, statt seiner äußern Erscheinung imponierte seine Arbeit. Schon nach ein paar Wochen avancierte er, und bald stand ihm die ersehnte Aktklasse offen. Den Herren Professoren mußte nun unser Freund berichten, „wo er vorher studiert habe, und wo man so zeichnen lerne." Ich erinnere mich noch genau, welches Vergnügen uns Schleswiger Mitbeteiligten dieser Vorgang machte. Aber wie befremdlich, daß man in den verwandten hohen Kreisen der nachbarlichen Hauptstadt bis dahin von Magnussens energischen Strebungen gar keine Notiz genommen! Freilich, einen so rücksichtslosen Vorkämpfer für Schleswig-Holstein, wie Magnussen es war, schwieg man drüben wohl lieber tot. Christensen aber gewann jetzt im Sturm alle künstlerischen Ziele; was ihm gelang, ist wohl wenigen gelungen: die kleine, dann die große silberne, danach die kleine goldene Medaille wurden ihm zuteil. Als man beim Kampf um die große goldene Medaille dem einzigen

in Betracht kommenden Konkurrenten den Preis zugeteilt, um den Schwächeren pekuniär zu unterstützen, da fand König Christian das ungerecht, weil Christensens Leistung doch die bedeutendere sei. Unser überglücklicher junger Landsmann aber bekam vom gütigen Dänenkönig für weitere Ausbildungszwecke 3000 Kronen ausgezahlt.

Herr Magnussen aber, der so oft Gegenteiliges hatte erfahren müssen, bekam danach von München aus von seinem früheren Schüler einen dankbar anerkennenden Brief, „der ihn für viel Schweres und Bitteres entschädigte."

In Kopenhagen soll sich unser Landsmann sehr dem Studium Thorwaldsens hingegeben haben, dessen Richtung den modernen Kunstjüngern ja oft als überwundener Standpunkt gilt. Die Anmut seiner Schöpfungen, die weit abliegt von der ordinären Garstigkeit manchen jetzt erzeugten Gebildes, entsprach der feingestimmten Eigenart des schönheitsdurstigen Christensen. Von Kopenhagen aus sind in die Kirche und das Pfarrhaus zu Tingleff zwei seiner kirchlichen Arbeiten gekommen. Für die Kirche ist „Joseph im Gefängnis" der behandelte Gegenstand; dieses Relief ist in eine Wand der Kirche eingelassen.

Von der so fördersamen nordischen Hauptstadt ging's allmählich nach Rom, seit lange das Ziel der Sehnsucht dieses Kunstjüngers, wie ungezählter vor ihm. Von da zurückgekehrt, stattete er auch Schleswig, der Stätte seiner ersten Schulung, und dabei auch unserm Pfarrhaus einen Besuch ab. Anheimelnd, aber doch befremdlich war's uns, den jetzt als Künstler so fein Durchgebildeten noch immer in der Sprache seiner Kinderjahre und der Lieblingssprache Meister Magnussens, im Plattdeutsch, sich ausdrücken zu hören. Dänisch wäre dem Nordschleswiger vielleicht noch bequemer gewesen, doch verstand das hier niemand. Jenseits der Alpen war wohl Beides unverstanden, um so verständlicher dafür die Sprache der Kunst, das Fühlen und Schaffen des ewig Schönen, und darin war unser Landsmann ja jetzt Meister geworden.

Derlei kleine Überbleibsel aus der Jugend, wie die Vorliebe fürs Plattdeutsche, werden wohl abgestreift sein, da Christensen sich schließlich, der engern Heimat fern, in Berlin dauernd niederließ. In seltener Einstimmigkeit lautet über ihn das Urteil zahlreicher Kunstfreunde und Berufsgenossen, [1]) die neidlos seine ganz seltene Bescheidenheit bei bewundernswerter Schaffenskraft und Vielseitigkeit betonen. Dazu hat sich aber gesellt eine strenge Abgeschlossenheit von der Außenwelt — dem Eindruck entsprechend, den schon der Jüngling machte —, ein Innenleben in Künstleridealen und in rastlosem Schaffen.

Wie befriedigte da — aber erst vor wenig Jahren — seine Freunde die Kunde, daß der Edle nicht mehr ganz allein seinen Weg ginge, daß er eine Lebensgefährtin gefunden. Die so bald schon Verwitwete, Tochter des Rittmeisters v. Hülsen, schrieb mir kürzlich: „Wir waren seit dem 17. Juli 1905 verheiratet und führten ein überaus glückliches, ideal schönes Eheleben, bis der unerbittliche Tod ihn mir nach längerer schwerer Krankheit im Frühjahr des Jahres 1908 entriß." Dann machte die Dame dankenswert eingehende Mitteilungen aus seinem Künstlerleben. Lange war er behindert gewesen durch zu beschränkten Arbeitsraum, bis es ihm gelang, in Charlottenburg auf einem erworbenen Grundstück ein geräumiges Atelier nach eigenem Plan aufzuführen. Hier schuf er Idealgebilde trotz quälenden Herzleidens, bis kurz vor

---

[1]) Mir liegen mehrere Briefe vor, u. a. von dem gleichfalls schleswig-holsteinischen Bildhauer H. Mißfeldt in Berlin, wie von einem andern dortigen Kollegen. Mißfeldts Gattin ist die Tochter des plattdeutschen Dichters Johann Meyer.

seinem Tode. „Er war ja mit Leib und Seele Künstler und konnte ohne seine Arbeit nicht leben."

Von den zahlreichen Werken der Plastik, welche die Hand unseres genialen Landsmannes geschaffen, seien im Anschluß an die Mitteilungen seiner Gattin, an sonstige Briefe und an Zeitungsberichte nur einige genannt. Fast die einzige in Schleswig-Holstein bekannte schon ältere Schöpfung Christensens ist ja das Herzog Friedrich-Denkmal in Kiel, ihm übertragen nach einer großen Konkurrenz. Das Standbild befriedigt durch edle, vornehme Schlichtheit, wie sie unserm Herzog eigen war. Die im Halbrund das Standbild-Postament umgebende übliche Sitzbank zeigt an der Rückwand in fünf Medaillons die Doppelporträts jener Männer, welche ein von der Fremdherrschaft freies Schleswig-Holstein erstehen halfen: Dahlmann-Falk — Lornsen-Olshausen — Reventlow-Beseler — Bonin-v. d. Tann — Samwer-Francke. Wie dankenswert, daß jetzt, wo wenig Jahrzehnte ausreichen, unserm schnellebenden Geschlecht große Erlebnisse weit zu entrücken, hier noch ein Denkmal in aller Ruhe eine vernehmliche Sprache redet. Sie lautet, wenn wir, vorüberschreitend hinschauen: „Mein Recht — Eure Rettung!" Diese Inschrift hätte dem Monument gebührt! (Nr. 3 der „Heimat" im Jahre 1908.)

Eine andere Seite vom Können des Meisters zeigt eine öfter erwähnte lebensgroße Marmorgruppe im Berliner Rathaus: die jugendlich anmutige Gestalt der mythischen Spreea, den Bären, das Berliner Wappentier, tränkend. Wie wirksam muß der Gegensatz sein zwischen dem zottigen Ungeheuer und der liebreizenden Mädchenerscheinung! In einer Konkurrenz von 150 Bewerbern, ausgeschrieben von der Stadt Berlin, hat hier Christensen wiederum gesiegt. Diesem Gebilde verwandt dürfte sein: eine Diana auf der Jagd.

Eines seiner Lieblingswerke, vor Jahren begonnen, aber anfangs wegen des beschränkten Arbeitsraumes nicht ausführbar, ist — nach Frau Christensens Bericht — die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradies, „ein Werk voll feiner Empfindung." Aber ehe es dem Meister gelang, dasselbe lebensgroß in Marmor fertig zu stellen, hat der Tod seinem Schaffen ein Ende bereitet.

Außer Porträtbüsten, unter denen diejenige der Kronprinzessin Cäcilie sehr anerkannt wird, sind es zum Teil Medaillen, die ihn zuletzt noch beschäftigt haben. Als „sinnreich" wird eine solche für die Berliner Feuerwehr bezeichnet; für eine landwirtschaftliche Ausstellung wurde eine andere bestellt, einen Säemann auf dem Felde darstellend.

In dem Schreiben der Witwe des Künstlers findet — und man wird das für taktvoll halten — keinerlei Erwähnung des fatalen Mißverständnisses statt, welches schließlich Christensen von seinem ehemaligen Mitschüler Harro Magnussen schied, was vor Jahren die Presse nicht wenig beschäftigte. Die Beiden hatten gemeinsam jene eigenartig ergreifende Darstellung des „Alten Fritz," mit dem es zu Ende ging, vollendet, als ihren Anhängern die Fehde darüber bekannt wurde, wer von ihnen in der Erfindung der Meister gewesen, wem also der größere Anteil am Ruhm gebühre. Schreiberin dieses, obgleich warme Freundin des Hauses Magnussen, kann hier nicht auf die Seite dessen treten, der diesen Namen trug.

Nachzuholen wäre noch, was ich soeben über eine frühe Leistung Christensens erfuhr, ein Werk, das er schon als Gehülfe der Schleswiger Schnitzschule ausgeführt. Es befindet sich — als Geschenk der dortigen Frau Oberin — im Flensburger Diakonissenhause, den Insassen desselben seit mehr als 15 Jahren stete Freude bereitend. Ein Altaraufsatz ist's, als Relief in Eichen-

holz geschnitzt, eine Grablegung darstellend, wie sie sich auch in der Altonaer Petrikirche findet. Doch wird versichert, das Flensburger Relief übertreffe das Original an idealer Schöne, es sei „ein wertvolles Kunstwerk.“ — Aus welcher Zeit der als sehr schön geschilderte Deckel einer Bibel in Tingleff stammt, ist mir nicht bekannt. Christus, ein verirrtes Schäflein aus Dornengestrüpp befreiend, ist der dargestellte Gegenstand. — Sicher wäre noch manches künstlerische Gebilde lobend zu nennen, doch zeigt das hier Angeführte, welche vielseitige Bedeutung unser Christensen gehabt, wie er auch auf dem Gebiete ernster religiöser Kunst heimisch war.

Zu Anfang seiner künstlerischen Laufbahn sahen wir den innerlich Hochstrebenden, aber damals körperlich und nach vielen Seiten hin stark Gehemmten, unter dem sorgsamen Schutze seines Dorfpfarrers Pastor Johannsen. An ihn wendete ich mich vor etwa einem Jahre, um Näheres zu erfahren. Am 1. Februar d. J. erhielt ich darauf vom Herrn Pastor ein freundliches Schreiben, worin ich u. a. erfuhr, daß er eine Biographie seines früheren Pfarrkindes in Arbeit habe, bestimmt für das Archiv der Gemeinde Tingleff. Von Kränklichkeit des Schreibenden war allerdings die Rede; dennoch wurden weitere Kreise schmerzlich überrascht, als kürzlich plötzlich die Todesnachricht des trefflichen Geistlichen bekannt wurde.

Wie der Tod den so eifrig wie glücklich schaffenden Bildner den Meißel frühzeitig hinlegen ließ, so hat, nicht lange darnach, auch sein väterlicher Freund sein gesegnetes Wirken einstellen müssen. Ehre ihrem Andenken!

Allen, die sich für Jeremias Christensen und sein Werk interessieren, wird die Nachricht erfreulich sein, daß man im Kreise seiner Freunde und nordschleswigschen Landsleute sich dahin vereinigte, dem landsmännischen Künstler in seiner Heimat ein Denkmal zu stiften. Ein solches hat er verdient um die Kunst, der er sich so rückhaltlos hingab, und um unser Ländchen, das nicht allzureich ist an Dienern dieser Kunst.

Wird's auch nachgerade stellenweise etwas viel an ruhmredigen Denkmälern — einen ruhig berichtenden, ansprechenden Denkstein wollen wir allen gönnen, denen es vergönnt war, etwas von dauerndem Werte zu leisten.



Der Große Kurfürst in Schleswig-Holstein.

Von **A. Schöppa** in Lübeck.

III.

Desto energischer richtete der Kurfürst nun sein Augenmerk auf Alsen. Er tat es in der Hoffnung, dadurch auch die Holländer wieder zu größerer Beteiligung am Kriege anzuregen. Er hatte nach einer Rekognoszierung offenbar die hohe strategische Bedeutung der Insel erkannt. Diese Bedeutung ergibt sich aus folgendem:[1] „Entlang der Halbinsel Sundewitt, deren südöstlicher Teil, durch die Düppeler Höhen abgeschlossen, gegen einen Angriff von der Landseite her leicht in Verteidigungszustand versetzt werden kann, liegt die Insel Alsen, die wegen ihrer Fruchtbarkeit wohl geeignet ist, einer größeren Truppenzahl zum Aufenthalt zu dienen. Die Bedeutung dieser von der Natur zu einer Festung gleichsam prädestinierten Position für Deutschland besteht zwar nicht

[1]) Vergl. Dr. Paul Döring, Schulprogramm der höheren Bürgerschule in Sonderburg für das Jahr 1872/73.

darin, daß sie als Ausgangspunkt für große kriegerische Unternehmungen dienen könnte; aber um so größer ist ihre negative Wichtigkeit, daß sie nicht in feindlichen Händen sein darf, wenn nicht die militärischen Besetzungen in Jütland und Schleswig aufs äußerste gefährdet sein sollen. Es ergibt sich dies sofort aus einer Betrachtung der militärischen Verhältnisse gegen Ende des Jahres 1658. Alsen war im Herbst 1657 von den Schweden besetzt worden, und diese hatten auf der Sundewittseite dem Sonderburger Schloß gegenüber zur besseren Deckung der Einfahrt in den Alsensund eine Schanze aufgeworfen. Jetzt, am Schluß des Jahres 1658, standen auf Alsen 3 Regimenter Kavallerie und 1 Regiment Infanterie unter General Rütger-Ascheberg, der sich schon 1656 im Kriege gegen Polen ausgezeichnet hatte. Diese Streitmacht konnte von Fünen her leicht erheblich verstärkt werden und dann einen Vorstoß unternehmen, durch den der Kurfürst gezwungen worden wäre, unter Preisgebung der in Jütland befindlichen Truppen bis hinter die Eider zurückzugehen."

Der Kurfürst beschloß also die Insel zu nehmen. Er sicherte sich zu dem Ende alle nur irgendwie verfügbaren Fahrzeuge nebst Ausrüstung und Schiffern aus Flensburg und anderen an der See gelegenen Orten; auch wurden ihm fünf dänische Kriegsschiffe zur Verfügung gestellt. Am 23. November rückten die Truppen von Flensburg nach dem Alsensund ab in ein Lager bei Düppel. Der Kurfürst nahm Quartier in dem nahen Satrup beim Küster Thomas Brun. Die Flensburger „Extraordinäre Zeitung" vom gleichen Datum berichtet darüber: Heute marschiert unsere und die kaiserliche Artillerie nebst 4000 Mann von beiderseits Infanterie, 4000 Reiter und 1000 Dragoner gegen Sonderburg zu, um selbigen Ort morgen mit Ernst anzugreifen, und wird die Armee sowohl mit einigen ankommenden dänischen als auch sonst mit allerhand angeschafften Fahrzeugen übergebracht werden." In Düppel diktierte der Kurfürst die „Disposition zur Attacke auf die Insel Alsen." Dieselbe hat folgenden Wortlaut:[1])

„Übergang nach Alsen
Tippel den 2. Dezember 1658.
Disposition der Attaque auf den 4./14. Decb. 1658 auf die Insel Alsen.

1. Soll von beiden Armeen alles kommandierte Fußvolk samt Ihrer Bagage anheut alhero in das nächste Dorf kommen und morgen eine Stunde vor Tage an diesem Ufer sich befinden.

2. Soll die commandirte Cavallerie eine Stunde vor Tag gleichfalls hier sein.

3. *Sollen alle Schiffe heut in der Nacht umb 8 Uhr von ihrem itzigen Ort weg* und an dasjenige Ufer fahren, wo man übersetzen wird, welche heute noch in 2 gleiche Teile als das eine den Kaiserlichen und das andere den Chur-Brandenburgischen Völkern zukommt, geteilt werden.

4. Das große Schiff, so für die Reiterei zugerichtet worden, soll auch zur Unterbringung der Fußvölker gebraucht werden, nach welchem von beiden Teilen ein Capitän nach dem andern mit seinen Völkern hinübergehen wird.

5. Die kleinen Stückel müssen noch heut auf die Schiffe gebracht werden.

6. Die zwei großen Schiffe mit Stücken (auf deren einem der Obriste Raufft sein und bei 100 guter Musquetirer oder so viel als darin Raum und Platz haben und der Schiffscapitän od. Leutenant, damit die Botsgesellen mit verhindert werden, vor gut befinden wird, mitnehmen solle) werden vorausgefahren und so nahe als sie können an das Ufer sich legen, und selbiges mit continuirlichem Feuergeben frey halten, bis daß die andern Boote, so auf gemeldete zwei große Schiffe folgen sollen, anlanden und die darinnigen Völker aussetzen und posto fassen können.

7. Das 1 mahl werden von jeder Armee 300 Mann, zusammen 600 übersetzen, wozu die Kaiserlichen den Obristen Grafen Strozzi, einen Obristwachtmeister, 3 Hauptleute sammt zugehörigen Officirern, die Brandenburger aber einen Obristleutnant Zastrow, drei Hauptleute sammt zugehörigen Officirern geben, welche zusehen sollen, damit sie bald einige gefangen bekommen, wie auch den holländischen (?) Schiffen an die Hand

---

[1]) Zeitschrift für Preußische Geschichte, herausgegeben von Foß, 2. Jahrgang.

stehen, damit sie zur Überbringung der Schiffe alsobald auf jenem Ufer einen großen Anker einschlagen.

8. Mit der andern Fuhr gehen wiederumb 600 man über sammt dem brandenb. Obristen Gotzen und dem Kays. Obristleutenant Tessow.

9. Mit der 3. Fuhr gehen wiederumb 600 Man unter dem Churf. G. M. Goltzen.

10. Die 9. Fuhr soll mit der Generalität übersetzen.

11. Solle die erste Fuhr die spanischen Reuter sammt den Flinten auch Seylern, Zimmerleuten, Schanzzeug und Hacken entnehmen, welche auch alsobalde nachsehen sollen, damit sie sich erstlich vor des Feindes einfallenden Reutern versichern, derselben Laufgräben sich bemächtigen und mit den spanischen Reutern und Umbhawung der Bäume so lange sich verwahren und posto fassen sollen, bis die anderen hernachkommen allermaßen Ob. Strozzi die sachen am besten zu tun wissen wird.

12. Die andern Fuhren sollen entweder mit ihren untergebenen Völkern ihre bataillons formiren, die Posten verstärken und zusehen, daß sie mit ihren Posten immer weiter avanciren und einen Platz vor die Cavallerie frey lassen.

13. Bei der 3. Fuhr wird der Churb. G. M. von der Goltz zu disponiren wissen wie es die Notdurft und des Feindes contenance erfordern und zulassen wird.

14. Mit der retrogardie vom Fußvolk wird man die Regimentsstücke hinüberführen.

15. Die ganze Artillerie wird bei der Nacht von ihrem itzigen Posten unvermerkt des Feindes abgeführet, und werden dem Feind feinte zu machen ein als den andern Weg die Leute und ferner an itzigen Orten verbleiben, die Artillerie aber soll an den Ort wo man übersetzen wird, gebracht werden, damit mit derselben das Feld hin und wieder frey halten, auch wie es sich am besten schicken wird kreuzweise bestreichen können gestalt denn man auch heut noch den Obersten von der Artillerie ausführliche ordre ertheilen und den Ort eigentlich zeigen wird.

16. Der Dänische Vice-Admiral soll ein wachsames Auge auf die Schwedischen Schiffe haben, damit sie im Übersetzen uns keine Verhinderung machen.

17. Soll der Soldatesque heute noch die gebührende munition ausgetelt werden.

18. Die Wacht zu pferd, so von Anfang allhie gewesen, soll sich wieder allda setzen und die Päffe bewachen.

19. Nach dem Fußvolk gehen 700 Tragoner zu Fuß hinüber auf den übrigen Botten.

20. worauf die 80 Pferde von der kayserlich guarde folgen.

21. übersetzen von der Reuterey nämlich 200 Churf. sammt dem Obristen Joseph und einem Obristwachtmeister und 200 Kayserliche und ein Obristleutnant.

22. Hierauf folgt die übrige Reuterey esquadron Weise wie selbige der bisher observirten Ordnung einer nach dem andern gehn, jedoch daß nach den ersten 4 Squadronen Teutscher Reuter 200 Polacken übersetzen sollen,

23. für allen Dingen ist fleißig acht zu haben, damit sowohl beim Fußvolk als auch bei der Reuterey beim Ein- und Ausfahren keine confusion geschehe sonst auch alles in guter Ordnung gehalten werde und in billiger distanz verbleibe.

24. Die Völker so auf die großen Schiffe gehen, sollen anheut 2 Stund in der *Nacht bei der Mühle sich embarquiren, die kleinen Schiffe aber bleiben an dem Ort der* Überfuhr so lange ledig, bis man sie besetzen wird.

25. Die Avanturiers sollen bei den Generals-Personen verbleiben.

26. Die Losung und das Zeichen wird sein wie es J. Ch. D. geben werden.

Der 14. Dezember brach an. In aller Frühe säuberte das Feuer der Artillerie den Strand der Insel. Zwischen 7 und 8 Uhr wurden die Truppen auf 17 flachen Schiffen unter dem Schutz zweier dänischen Kriegsschiffe übergesetzt. Die Truppen verschanzten sich in den Straßen und hinter der Kirchhofsmauer. Die Schweden besetzten mit 1200 Mann das sehr feste Schloß Sonderburg, die übrigen Mannschaften gingen unter Oberst Knust in das alte Schloß Norburg. Die Truppen der Alliierten belagerten am 15. Dezember das Sonderburger Schloß und wurden von den Schweden heftig beschossen. Der General Johann Georg von Anhalt ließ den schwedischen General Ascheberg zu sich bitten, um mit ihm wegen der Übergabe des Schlosses zu verhandeln. Dieser erschien und erhielt 30 Stunden Bedenkzeit. Während dieser Frist errichteten die Alliierten auf der Sundewitt-Seite dem Schlosse gegenüber eine Batterie. Um 2 Uhr nachmittags aber gingen auch mehrere schwedische Schiffe in der Nähe des Schlosses vor Anker, und in der Nacht zum 16. Dezember beobachtete man zwischen dem Schloß und diesen Schiffen einen lebhaften Bootsverkehr.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes begann die Beschießung des Schlosses mit Granaten und Steinkugeln. Aber es erfolgte keine Erwiderung. Die Schweden hatten in der Nacht das Schloß geräumt und waren mit den Schiffen nach Fünen entkommen. Am 17. Dezember nahmen die Verbündeten das Schloß, dazu 24 Kanonen, 1200 Pferde und die ganze schwedische Bagage. Auch die nördlich von Augustenburg aufgeworfene „Schwedenschanze" wurde ohne Schwertstreich genommen, und der Oberst Knust ergab sich mit seinen in Norburg liegenden 8 Kompagnien auf Gnade und Ungnade. So befand sich die ganze Insel in den Händen der Alliierten, und obgleich der General Wrangel Befehl erhielt, sie zurückzuerobern, so wurde doch sein Angriff mit Verlust zurückgewiesen (am 10. April 1659).

Am 23. Dezember ließ der Kurfürst in Sonderburg einen Kriegsrat abhalten, in dem er durch den Freiherrn von Schwerin den Feldherrn und Truppen seinen Dank für die bezeugte „Tapferkeit und gute Conduite" aussprach und über den weiteren Verlauf des Feldzuges auf Grund der von ihm aufgestellten Punkte Verhandlungen pflog. Man beschloß, daß die Insel besetzt bleiben müsse, die Herrn „Dänemarker" den Ort Sonderburg am besten selbst besetzten, Norburg zu demolieren sei, die Armee weiter nach Jütland gehen und gegen Friedrichsodde avancieren solle, das Beziehen der Winterquartiere sich nach den örtlichen Verhältnissen und der „contenance" des Feindes zu richten habe, der Rücken durch stehende Posten in Gottorp, Rendsburg, Eutin und Oldesloe zu decken und durch Ordonnanzreiter eine Feldpost einzurichten sei, daß die Soldaten ohne Unterschied der Armeen sich nicht „schmähen, schimpfieren und verachten," vielmehr alle in brüderlicher Einigkeit und gutem Vernehmen miteinander leben sollten, auch den Offizieren ohne Unterschied der Armeen Gehorsam und Ehre zu erweisen sei.

Diesem Beschluß entsprechend zogen nun die Verbündeten weiter hinauf nach Jütland. Eine Belagerung von Friedrichsodde wurde als aussichtslos erkannt und deshalb unterlassen. Am Weihnachtstage 1658 stürmten die Polen das feste Kolding und besetzten dessen Umgegend. Die brandenburgischen Truppen bezogen zunächst Winterquartiere in und um Ripen, drangen aber dann bis Viborg ($46^1/_4$° n. Br.) vor, wohin auch der Kurfürst sein Winterquartier für den Februar verlegte. Die Kaiserlichen lagen im Haderslebener Amte. Fünen zu nehmen, war wegen Mangels an Schiffen und der in Friedrichsodde stehenden schwedischen Truppen unausführbar, und so blieb die Armee in dieser Zeit im ganzen tatenlos.

Indem aber so Holstein wie Schleswig und Jütland von dänischen, brandenburgischen, kaiserlichen und polnischen Truppen allerorten besetzt war, hatten die Bewohner durch Brandschatzungen, Kontributionen und Lieferungen außerordentlich zu leiden, wie denn überhaupt die Kriegsjahre 1657—60 den betroffenen Ländern infolge der oben gekennzeichneten Art der Kriegsführung, trotz guter Manneszucht, auf die der Kurfürst mit Strenge hielt, die allerschwersten Schädigungen zugefügt haben. Die Berichte der Chronisten und die Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern sind einig über die Größe und Tiefe des Elends, das damals über die friedlich lebenden Holsten, Friesen und Jüten gekommen ist. Zuerst zogen die Schweden sengend und plündernd durch die Gebiete, dann folgten die Truppen der Verbündeten, die in dreijährigem Aufenthalt die Halbinsel bis aufs Mark aussogen. Magister Anton Heimreich, Prediger auf der Insel Nordstrandischmoor, berichtet in seiner nordfriesischen Chronik folgendes:

In dem um Michaelis 1658 angegangenen brandenburgischen Zuge haben die Nordfresen große Beschwerung empfunden und ist dem Eiderstedtischen Lande durch schwedische

und dänische Völker große Beschwerlichkeit erwachsen. Die übrigen nordfresischen Örter hat der Kurfürst von Brandenburg Fridericus Wilhelmus zu seinem Hauptquartier erwählt und sich guten Teils zu Husum und Tondern aufgehalten. Dazu haben dero Völker das feste Land ausgeplündert und ihre Verpflegung aus demselben gehabt, welche dero Kammerrat Lazarus Kittelmann von den über Wasser liegenden Örtern eingebracht hat. Und obwohl die neuangekommenen niederländischen Participanten sonderliche Fürschreiben von hochgemeldetem Kurfürsten Frau Schwiegermutter und der Stadt Amsterdam ausgebracht, so haben sie doch gleichwohl nachgerade in die 1100 Rthl. müssen herlangen. Auch ist der Generalmajor Pfuel auf empfangene Ordre vom Obristen Dorfling mit 300 Mann auskommandierter Dragoner in Pelworm angelangt und hat daselbst nicht allein die aus fremden Örtern dahin gebrachten Fluchtgüter, sondern auch der Einwohner Güter zu plündern guten Anfang gemacht. Jedoch ist er nach angewandten großen Kosten auf andere von J. Kurf. Durchl. selbst ausgebrachten Ordre abgezogen und hat vor seinem Abzuge einen Soldaten, Marten Henne genannt, um deswillen, daß er neben anderm geübten Mutwillen eines vornehmen Mannes Tochter geschändet hatte, an der Tillie lassen arquebusiren.

In ähnlichem Sinne berichtet dann Heimreich noch über die Kriegsbeschwerden, welche die Bewohner von Fahretoft, Habel, Rieblum, Süderoog, Föhr und Risummoor haben ertragen müssen.

Wie selbst die etwas entlegene Insel Sylt zur Verpflegung der Heere herangezogen wurde, das erhellt aus einem noch erhaltenen Verzeichnis [1]) „aller Schatzungen, Maentengelder und anderer Auslagen, so die Einwohner auf Sylt an die Alliierten, als Kaiserliche, Königlich Dänemarkische und Kurf. brandenburgische Armeen haben angewandt und ausgelegt.“ Einige Angaben seien hier angeführt.

	ℛ	ß
Erstlich Brodt, Höner, Enten, Gänsen und ander victualien p. octob. Anno 1658 tho Husum in Sr. Churf. Durchl. Küche und tho de damahlige aldar in und by Husum stehenden armee gelewert an Gelde tho rekenen aner .	53	—
Schepesfracht deßweg angewendet	5	—
Brandschatzung oder Contributionsgelder von Sl. Dl. von Anhalth und den H. Felt Zeugmeister General Dörfflingh up des H. Rittmeisters Wilhelm von Lilgenouwen Befehl vermöge unterschedtliche Quittungen mit de Gelder, so gedachten H. Rittmeister iß bewilliget worden uthgelecht	2652	—
Dersülwe Rittmeister wegen 3 Monaten Octob. Novemb. und Decemb. Anno. 1658 up Rekenungh luth Quitung bekamen	1000	—
Den Regimentsquartier Meister Jacobus Grewe von Hl. General Dörfflingh wegen bemelte dre Monaten luth quitung bekamen	248	—
Harmen Ulrich in Tundern vor Hafer, Schape, Lemmer, Gänße, Höner, Enten, Duven, Behr, Botter, Fleisch und dergliken proviant so dersulve tho der Besatzungh up den Schlate vor Sildt gelewert, deßwegen bekamen luth quitung	127	40
Wegen neystfolgende Monaten Januarjo, Februarjo, Martjo, April und Majo Anno 1659 d. Hl. Keyserl. u. Jh. Fl. Dl. dem Mark Gräffen von Baden und H. General Wacht Meister Graeff von Götzen abgeferdigten, alß H. Capitain Leutenant Johann Kretzmar und H. Leutenambt Balthasar Arnold hebben bekamen luth Quitung	2600	—
Desülven noch an Wullenstrümpe u. an Geld bekamen	58	—
Ein Trometer und ein Vorihrschütz ohne Kost und Theringe bekamen an Strümpe und an Gelde.	3	40
Vor Monat Junjo, Juljo, Augusto Anno 1659 an Churf. Brandenburgische Liefregiment, Item an H. General Quasten und H. Obersten Josephen und Derosülwen Drey Regimentsquartier Meister luth quitung verlecht . . .	1605	24
Von Monat September Anno 1659 bethalt an H. General Maior Quasten Liefregiment luth quitung	266	—
Up vorbenömende 3 Regimenter (General Quasten, Oberst Canitz, Oberst Gräben) p. Monat November und December Ao. 1659 na Jnholdt des H. Amtsschriwers Quittung	1008	—
Folget Anno 1660 von Monat Januarjo und Februarjo an benannte dre Regimenter erlegt	1008	—
Für dieselben Regimenter von März bis Ende Juli.	2520	—

---

[1]) Nach einer Mitteilung des Schriftstellers Christian Jensen.

H. Oberst von D. Gräbe so up List mit ander officiren und ein gantz Dhel Deensche Buhren gewesen, hat proviant an Behr, Brodt, und ander victualien affordern laten, und ein brandenburgische Leutenambt, so mit 6 Peerde und ein Dhelß Hunde up Sildt gewesen und Nachtlager geholden, an Geld tho rekenen, belöpt sich anner . . . . 20 —

Wat anlangt öfters Höner, Enten und degliken, so die Keyserl. u. brandenb. Officirer etlich welche bekamen, iß nicht vortekent.

Item wat den Landvagede und and gude Menner, so oftmahlß am Lande gewesen und des Landes Besten gesocht, wegen ehre vehlfeldige Reisen und wat se inmiddelst tho Huß darewer versümet, kann thogelecht werden, solches ist noch nicht bereknet. Wat Schade dem Lande von diesem Krieg geleden, kann nicht alles notificiret werden, und wat ok tho der Contributiongelder hier und dar iß geleent und up Zinße genahmen worden, wert laugsam wedder inbethalet werden. Noch hierby tho erinnern, dat wegen de Brandenburgische strenge Verfolgung und dorch derosülven Dwank einmal wiehlen damahlß keine Dilation tho erholden gewesen, is up ein korte Tidt von etlich Hunder Daler Rente affgelecht . . . . 14 —

Ein anderes kürzeres Verzeichnis über Lieferungen giebt gleichzeitig Aufschluß über die Preise der Lebensmittel. So kostete 1 Pfund Brot 1 ß, 1 Gans 12 ß, 1 Huhn 6 ß, 1 Ente 6 ß, 1 Schock Eier 24 ß, 1 Tonne gutes Bier 2 ℛ, ½ Tonne Hafer mit Sack 38 ß, Branntwein mit „sampt ein Flasch" 27 ß. Dieses Verzeichnis schließt mit der Bemerkung: „Noch sin tho eftern tho Srn. Churfl. Durchl. Hofholdinge nacher Husum und sunsten an underschedtliche Officirer sowoll Keyserl. alß Churfl. vehle Tonnen ÖsterS (Austern) von hier gelewert worden."

Doch auch eines freundlichen Zuges sei gedacht: In Tondern wurde in den Kriegsjahren der Taufstein renoviert. Daran beteiligten sich auch zwei brandenburgische Offiziere mit Geldmitteln, nämlich Tobias Bolemann, über den weitere Angaben fehlen, und Johan Salomon, Jh. Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg unter dem löblichen Gröbenschen Regiment zu Roß bestallten Leutenant. 1660.[1])

Während also im Winter 1658/59 auf der Halbinsel der Krieg ruhte, unternahm Karl Gustav in der Nacht vom 10. zum 11. Februar 1659 einen Sturm auf Kopenhagen. Der erste Ansturm mißlang. Jhm folgte ein zweiter, ein dritter mit gleichem Erfolge trotz ungeheurer Anstrengungen. Karl Gustav blieb so mit dem besten Teil seines Heeres auf Seeland eingeschlossen und war angesichts der ihn umgebenden feindlichen Streitkräfte zur Untätigkeit verurteilt.

Nun aber trat ein Ereignis ein, was den kriegführenden Mächten völlig unerwartet kam. Frankreich, England und Holland vereinigten sich zum Schutze Schwedens in dem sog. Haager Konzert und verpflichteten sich am 21. Mai 1659, dem Kriege der beiden nordischen Kronen ein Ende zu machen und den Frieden im wesentlichen auf dem Grunde des Roskilder Friedens herzustellen. Dem Kurfürsten wurde die Teilnahme an dem Bündnis zugestanden, wenn er innerhalb 6 Wochen seinen Beitritt erklärte. Da das Konzert bestimmte, daß während dreier Wochen die am Kriege beteiligten Flotten untätig bleiben sollten, so bedeutete dies eine wesentliche Verschlechterung Dänemarks, und zwar um so mehr, als Karl Gustav sich entschieden weigerte, dem Haager Konzert Folge zu geben. Der Kurfürst durchschaute mit klarem Blick die Sachlage und hatte schon von Viborg aus an Dietrich von der Marwitz in Kopenhagen geschrieben, „daß alles zum Besten der Schweden abgesehen sei." Um nicht untätig zu sein, wandte er sich nun gegen Friedrichsodde. Aber die Schweden warteten den Sturm nicht ab, zerstörten, was zu zerstören war, verließen am 26. Mai die Festung und setzten nach Fünen über. So war das Festland von den Schweden gänzlich gesäubert; zu einer Verfolgung derselben fehlte jedoch nun die Unterstützung der holländischen Flotte.

Weil so dem Kurfürsten die Möglichkeit eines Vorgehens auf den Inseln

[1]) Nach einer Mitteilung des Propsten Dr. Kier in Tondern.

genommen war, machte man ihm von Wien und auch von Kopenhagen (Schreiben des Königs Friedrich III. an den Kurfürsten vom 18. Juli 1659) aus den Vorschlag, einen Angriff auf das schwedische Pommern zu unternehmen, um dadurch einerseits Dänemark zu erleichtern und andererseits den Kriegsschauplatz auf feindliches Gebiet zu verlegen. Der Kurfürst erhob dagegen ernste Bedenken und sprach sie dem Kaiser unverhohlen aus. Aber schon rückten kaiserliche Truppen von Schlesien her in Pommern ein, und auch Montecuculi erhielt Befehl, sich in Eilmärschen von Jütland aus dorthin zu begeben. Um Österreich die Besetzung des für Brandenburg so wichtigen Pommerns nicht allein zu überlassen, mußte sich der Kurfürst entschließen, diesem Schritte Österreichs zu folgen und gleichfalls nach Pommern aufzubrechen. In Jütland wurden 4000 Brandenburger unter Quast, 4 kaiserliche Regimenter und 1800 Polen zurückgelassen, um mit 3000 Dänen das Land zu behaupten. Den Oberbefehl über alle diese Truppen führte der dänische Feldmarschall Eberstein.

Der Zug nach Pommern begann von Kolding aus. In den Tagen vom 20.—24. August 1659 verweilte der Kurfürst in Gottorp, wo damals der Hof Trauer über den am 10. August erfolgten Tod des Herzogs Friedrich angelegt hatte. Er nahm hier die Sehenswürdigkeiten,[1]) die Bibliothek, die Kunstkammer, den Park und den darin aufgestellten Globus in Augenschein. Dieser berühmte Globus war nach den Angaben des Herzogs Friedrich in Kupfer ausgeführt, hatte 11 Fuß im Durchmesser, zeigte außen die Erdoberfläche, innen den Himmel mit den Sternbildern und Planeten, die in Silber figürlich dargestellt waren. Die Bewegung des Globus erfolgte durch Wasserkraft. An seiner Achse hing ein runder Tisch mit Bank für 10 Personen zur Beobachtung der Bewegung der Gestirne. Der Kurfürst bewunderte stundenlang das Kunstwerk und sprach sein Bedauern aus, einen so kunstliebenden Herrn durch Kriegsunruhen belästigen zu müssen. In der letzten Septemberwoche wurde Pommern erreicht und alsbald die Einschließung Stettins ins Werk gesetzt.

Dem König Karl Gustav kam dieser Angriff höchst überraschend, und als er erfuhr, daß die Stadt Damm östlich von Stettin aufgefordert worden sei, „sich dem Kurfürsten, ihrem natürlichen Erbherrn, zu übergeben,“ da beschuldigte er den Kurfürsten, zur Gewinnung Pommerns sich an Österreich verkauft und die Sache des Evangeliums und zugleich der deutschen Freiheit darangegeben zu haben. Trotzdem fuhr er fort, die Bedingungen des Haager Konzerts zu verwerfen. Den Teilnehmern desselben erschien es daher notwendig, ihre Forderungen unter Hochdruck zu stellen. Der holländische Admiral de Ruyter erhielt Befehl, die von den Alliierten zurückgelassenen Truppen von Kiel aus nach Fünen überzusetzen, während die dänischen Regimenter über den Belt kamen. Im ganzen wurden 10000 Mann bei Odense vereinigt. Sie rückten nach Nyborg vor, wo der Pfalzgraf mit 15 der besten schwedischen Regimenter, etwa 6000 Mann stark, stand. Hier wurde am 24. November 1659 eine der blutigsten Schlachten des Feldzuges geschlagen. Auf beiden Seiten wurde aufs hartnäckigste gekämpft. Brandenburgische Truppen allein erbeuteten 7 Standarten und 8 Fahnen. Von den Schweden blieben 2000 Mann, und fast alle Generale, Offiziere und Mannschaften gerieten in Kriegsgefangenschaft. Ein Übergang nach Seeland mußte jedoch unterbleiben, weil de Ruyter keinen Befehl hatte, die Truppen dorthin überzusetzen. Aber Karl Gustav, der die Hälfte seiner besten Truppen bei Nyborg verloren hatte, wäre auch einem energischen Angriff nicht mehr gewachsen gewesen. Er überließ den Oberbefehl

[1]) Professor Sach, Geschichte der Stadt Schleswig.

auf Seeland dem Pfalzgrafen von Sulzbach, begab sich nach Gotenburg, erkrankte hier und starb, erst 37 Jahre alt, am 23. Februar 1660.

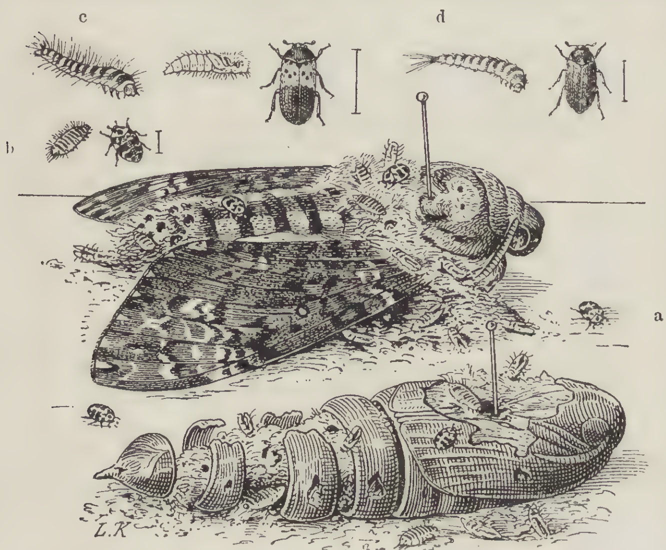
Unter seinem minderjährigen Sohne Karl XI. wurde dann schon am 3. Mai 1660 mit Polen der Friede zu Oliva und gleich darauf mit Dänemark der Friede zu Kopenhagen geschlossen. Mit reichem Gebietszuwachs ging das geschlagene Schweden aus dem Kampfe hervor, aber seine Großmachtstellung war für immer erschüttert. Der König Johann Kasimir entsagte allen Ansprüchen auf den schwedischen Thron. Dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm wurde die Souveränität über Preußen von Polen und Schweden bestätigt, sowie die Lehnsherrschaft über die Lande Lauenburg und Bütow zugesprochen. So gewann der Friede zu Oliva im Gegensatz zu jenem von Münster und Osnabrück die Bedeutung eines Anfanges der Erhebung, indem der Einfluß Schwedens in Deutschland beschränkt und der Kern jener Lande von fremder Abhängigkeit befreit wurde, die durch den deutschen Ritterorden durch geschickte Kolonisation und Heranziehung tüchtiger Ansiedler aus Sachsen und Westfalen ein deutsches Kulturgebiet geworden und als das junge, neue Deutschland gepriesen worden waren, und „damit wurde ein neues Werk begonnen und der Grundstein gelegt für ein dereinstiges nationales Deutschland." Die Jahre 1657—60 sind aber auch für den Kurfürsten selbst durch die in ihm sich vollziehende Wandlung seiner politischen Anschauungen von höchster Bedeutung gewesen.[1]) Der Sinn des jungen Fürsten war bis dahin noch darauf gerichtet gewesen, wie andere Fürsten sein Land durch kriegerische Eroberungen zu vergrößern, — oder vielleicht durch die Vermählung mit seiner Base, der Tochter Gustav Adolfs, die Krone des „Ostseereiches," das „dominium maris baltici" zu erwerben, — oder doch mit dem verwandten schwedischen Hause trotz dessen antideutschen Bestrebungen in Freudschaftsverbindung zu leben, — oder gar durch ein Bündnis mit Frankreich in feindlichem Vorgehen gegen das Haus Habsburg sich Jülich, Berg und Geldern zu sichern. Nun aber traten im Frühjahr 1657 bei dem Tode des Kaisers Ferdinand III. die deutschfeindlichen Absichten Frankreichs, die deutsche Kaiserkrone den Habsburgern zu nehmen und für die Bourbonen zu erwerben, deutlich hervor. Dazu ließ Karl Gustav im Juli desselben Jahres den Kurfürsten rücksichtslos im Stich, überfiel den König von Dänemark, entriß ihm alle seine Gebiete außer den Inseln und Jütland und brach treulos den Roskilder Frieden, machte sich dann zum Einfall in die Mark bereit und behandelte die brandenburgischen Gesandten in Flensburg schnöde und schimpflich. Das alles öffnete dem Kurfürsten die Augen für die Politik Frankreichs wie Schwedens, zugleich aber auch für seine eigentlichen Aufgaben. Er erkannte, daß er in erster Linie die Pflicht habe, das Erbe seiner Väter zu erhalten, und daß dieses Erbe seines Schutzes und seiner Fürsorge wert war, daß sein Beruf im Reich, nicht außerhalb desselben liege. So weckten die Kriegsjahre 1657—60 in ihm das Reichsbewußtsein, das ihn veranlaßte, sich mit dem Kaiser gegen die Reichsfeinde zu verbinden; sie wiesen ihn aber auch auf seine Aufgaben für die brandenburgischen Länder hin, die er dann darin erblickte, die einzelnen Territorien zu einem Ganzen zu vereinigen, den Ständen gegenüber die fürstliche Macht zu begründen und zu festigen und sie zur ausschließlichen Förderung und Hebung brandenburg-staatlicher Interessen zu benutzen. Diese Aufgabe ergriff er nun mit „der gewaltigen Macht seiner germanischen Seele" und wurde so der große Schöpfer des brandenburgisch-preußischen Staates. Das dankt ihm die Nachwelt und nennt ihn mit Stolz und Bewunderung „Friedrich Wilhelm der Große."

[1]) Vergl. M. Spahn, Der Große Kurfürst.

Bilder aus dem Käferleben.

Von Dr. **Kurt Lampert.**

III. Speckkäfer (Dermestidae). Die Familie der Speckkäfer dürfte für jeden Leser Bekannte enthalten; zählen doch einige Arten derselben zu den Hausinsekten, denen man freilich meist weniger zoologisches Interesse entgegenbringt als das vollständig gerechtfertigte Bestreben, sie mit Stumpf und Stiel, zoologisch gesprochen, mit Eiern, Larven und Puppen zu vertilgen. An trockenen Fleischwaren, geräuchertem Schinken, in unsauber gehaltenen Ecken der Speisekammer findet sich in manchen Häusern nicht selten ein kleines etwa 7 mm langes Käferchen, der Speckkäfer (Dermestes lardarius L., s. Abb. c). Die Oberseite ist dicht und fein schwarz behaart, der Anfang der Flügeldecken bräunlich mit dunkler Punktzeichnung. Nähern wir uns dem Käfer, so stellt er sich tot, ein bekannter Trick vieler Käfer, die Beine an den Leib zu ziehen und jeder Beunruhigung ein passives Verhalten entgegenzusetzen, das bei manchen Arten einen Grad des Stoizismus annimmt, sich mit der Nadel durchbohren zu lassen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Auch die Larve unserer Speckkäfer glaubt sich durch fingierten Tod vor Gefahr zu retten. Finden wir sie im Freien, so ist Aas ihr Aufenthaltsort; in menschlichen Wohnungen findet sie sich, wie der Käfer, an Fleischwaren, oft aber noch viel schädlicher auftretend. „Tote tierische Stoffe“ bezeichnet die kurze wissenschaftliche Angabe als ihre Nahrung. Unter diesen Begriff fallen aber auch Felle, Pelze und in Naturaliensammlungen ausgestopfte oder getrocknete Tiere, und so entpuppt sich unsere Speckkäferlarve im Verein mit den noch zu erwähnenden verwandten Arten, die wir auch auf unserem Bilde sehen, als ein unter Umständen sehr bedeutender Schädling. Insektensammlungen wird sie, wie auch von Heyden hervorhebt, nur schädlich, wenn die Kästen stark vernachlässigt sind, nicht gut schließen und selten nachgesehen werden. Glücklicherweise ist die Larve leicht zu erkennen. Im Gegensatze zu den allermeisten Käferlarven trägt unsere Speckkäferlarve im Verein mit ihren Verwandten einen dichten Pelz. Auf dem Bauch ist sie weiß, der Rücken ist braun mit langer, brauner Behaarung. Auf dem letzten Hinterleibsringe stehen, ein charakteristisches Zeichen, zwei kräftige Hornhaken. Hierdurch unterscheidet sie sich von der Larve des Pelzkäfers (Attagenus pellio, s. Abb. d), die im übrigen die Nahrung mit der Larve des Speckkäfers teilt. Wollsachen, Pelzwaren, Teppiche, Federn, seltener Insektensammlungen, gelegentlich aber auch Herbarien sind der bevorzugte Tummelplatz dieser Larve, und die Hausfrau, wie der Besitzer von Sammlungen, müssen die Augen offenhalten, diesem Schädling beizeiten entgegenzutreten. Der Käfer, dem seine Vorliebe für Pelzwerk auch den Namen Kürschner eingetragen hat, ist schwarz und schwarz behaart; drei Flecken an der Wurzel des Halsschildes und ein punktförmiger auf der Mitte jeder Flügeldecke tragen hellweiße Haare. Im Mai erfolgt die Fortpflanzung des Käfers; der Sommer ist die Zeit des Vernichtungswerkes der Larve, bis im Herbst die Verpuppung erfolgt. — In welch ungemeiner Häufigkeit beim Zusammentreffen bestimmter Zufälligkeiten die Pelzkäfer auftreten können, bewies mir einmal die Untersuchung eines Gebäudes, welches längere Zeit als Bettfedernfabrik gedient hatte. Unter den Brettern des Fuß-



a Museumskäfer (Anthrenus museorum) mit Larven, Insekten zerstörend; b derselbe vergrößert; c Speckkäfer (Dermestes lerdarius), Larve, Puppe und Käfer; d Pelzkäfer (Attagenus pellio), Larve und Käfer.

bodens, in dem Raume zwischen diesen und dem Blindboden fanden sich geradezu ungeheure Mengen von Larven und besonders Larvenhäuten des **Pelzkäfers** nebst einigen Exemplaren entwickelter Käfer. Die Menge der Larvenhäute wies darauf hin, daß die Infektion schon mindestens einige Jahre bestanden hatte. An den durch die Spalten zwischen den Brettern in den Zwischenraum gelangenden Federn und Federresten fanden die Larven genügende Nahrung. Die Käfer kamen zur Flugzeit zum Vorschein und trieben sich besonders bei Sonnenschein an den Fenstern der Säle herum. Daß bei dem Fabrikbetriebe selbst sich keine schädliche Wirkung der Larven bemerkbar machte, erklärt sich aus dem raschen Wechsel der Federvorräte und der fortwährenden Durchlüftung derselben, die den Larven keine Zeit ließ, sich in den Federvorräten einzunisten. — Auch noch die eine oder andere Art der gleichen Gattung treffen wir als Schädling in unseren Wohnungen an. Wir wollen hier aber nur noch hinweisen auf die Arten der Gattung Anthrenus (s. Abb. a u. b). Sie führen den unschuldigen Namen **Blütenkäfer**. Die kleinen schmucken Käfer, deren dunkle Flügeldecken mit hellen Querbinden geziert sind, tragen ihn mit Recht, denn wir finden sie auf den verschiedensten Blüten, besonders der Umbelliferen. Die Larven aber ernähren sich von Pelzwerk und toten Insekten, und letztere Geschmacksrichtung macht sie zu gefürchteten Feinden aller Sammler. Eine Art heißt direkt **Museumskäfer** (Anthrenus museorum L.), weil sie sich mit Vorliebe in Insektensammlungen findet und hier größten Schaden anzurichten vermag; in dem nächst verwandten Anthrenus verbasci L. (= varius F.) findet sie einen würdigen Genossen. Es mag ein Insektenkasten noch so gut schließen, ganz sichere Gewähr gegen die Larve des Museumskäfers vermag er nicht zu bieten. v. **Heyden** schildert uns, wie das Weibchen von A. verbasci im Mai sich gern an die Ränder von Insektenkästen setzt, den Kopf gesenkt, den Hinterleib emporgerichtet und so das Männchen erwartet. Die winzige Kleinheit der dem Ei entschlüpfenden Larve läßt sie durch die feinsten Ritzen hindurchkommen. Ist sie in einen Kasten mit Insekten eingedrungen, so bohrt sie sich in irgendein Insekt ein, dies von innen aus verzehrend. Ein kleines braunes Staubhäufchen unter dem bewohnten Insekt verrät ihre Anwesenheit, und wenn wir etwas klopfen, so bekommen wir den Missetäter bald zu Gesicht. Unsere Abb. a zeigt uns in einer genau nach der Natur gegebenen Darstellung die Verwüstung, welche die Larven des Museumskäfers anzurichten vermögen: ein Totenkopf und dessen Puppe sind den Raubinsekten hier zum Opfer gefallen. Gleich ihren Verwandten trägt auch die Anthrenus-Larve ein Haarkleid. Am Hinterende findet sich ein langer, abgestutzter Haarbüschel. Wer sich näher mit den Larven von Anthrenus abgeben will, dem wird in der mikroskopischen Betrachtung der Haare eine kleine Wunderwelt aufgehen. Schon der alte treffliche Entomologe **Degeer** hat sich mit diesen Gebilden beschäftigt, die neuerdings durch **Vogler** eine eingehende und kritische Würdigung erfahren haben. Die einen Haare sind borstig, andere sehen gegliedert aus, wieder andere haben Seitenäste, und es fehlen auch nicht solche, die am Ende verbreitert sind. Sie stehen einzeln oder in großer Zahl zusammen, und bemerkenswert ist, daß sie aufgerichtet werden können, wobei sie entweder einen Fächer bilden oder sich trichterförmig ausbreiten. **Vogler** dürfte sicher recht haben in der Annahme, daß es sich hierbei um eine Abwehr, um eine Schutzstellung gegen Feinde handelt oder auch nur gegen zudringliche Tischgenossen, die an der gleichen Beute Anteil haben wollen.



Segen- und Heilsprüche aus Lübeck und Umgegend.

Von **Colmar Schumann** in Lübeck.

IV.

B. Gegen innere Leiden.

I. Gegen allerlei „Suchten."

1. Fruchtbom, ik klag di:
   De Suchten, de plagt mi, (oder:
   De Gelsucht, Lidsucht, Gelenksucht, Bleeksucht, de plagt mi),
   Fruchtbom, ik klag di, (oder:
   De Fruchtbom gewinnt,
   De Suchten verswinnt.)
2. Fruchtbom, ik klag di:
   De Suchten, de plagt mi,
   De erste Vagel, de över min Hus flüggt,
   De nimmt de **Swindsucht** mit ünner sin Flücht.

Richtiger erhalten als 1. Man tritt an drei Abenden unter einen Obstbaum, hält einen Zweig über den Kopf und streicht die Krankheit darauf, so wird man frei von Schwindsucht.

3. Gegen die fallende Sucht (Epilepsie) bäckt man aus Mehl und Tau, der in der heiligen Johannisnacht gefallen ist, einen Kuchen und gibt dem Kranken davon zu essen. Tau als himmlisches Wasser hat besondere Kraft.
4. Gegen Gelbsucht taucht man ein Tuch in den Harn des Kranken und legt es in die Sonne. Ist es ganz gelb, so ist auch die Krankheit geheilt.
5. Ebenso, wenn man früh vor Sonnenaufgang eine Wegwarte (Cichorium Intybus) ausgräbt, ohne die Wurzel zu schädigen, in das entstandene Loch sein Wasser läßt, die Pflanze wieder einsetzt und die Erde festdrückt, so vergeht mit dem Harne die Gelbsucht.
6. Man schreibt auf einen Zettel:
   Wasser, laß dich fließen,
   Denn du wolltest mir siebenmalsiebenzigerlei büßen!
   und wirft ihn in fließendes Wasser; dann verschwimmt Gelbsucht und andere Suchten, auch Fieber.

II. Gegen Fieber.

1. Das Fieber und den Schuß
   Senk' ich in den Fluß.
   Einen Zettel mit diesem Spruche trägt der Kranke 9 Tage lang am Halse und wirft ihn dann vor der Sonne in fließendes Wasser.
2. Unser Herr Christus fuhr drei Ackerfurchen, die eine weiß, die andre schwarz, die dritte rot. So tut man die Würmer ausackern.
   Ein verderbter Segen, eigentl. gegen Würmer, die in den drei Farben genannt zu werden pflegen, vermischt mit einem andern, in dem die Ackerfurchen ihre Heilkraft äußern.
3. Wer das Fieber hat, erbitte sich drei süße Mandeln, schreibe auf die eine Aga, auf die andre Maga, auf die dritte Machala und verschlucke sie.
   Wuttke 530 berichtet ähnlich, fügt aber hinzu: man muß dann laufen, bis man schwitzt.
4. Kaltes Fieber vergeht, wenn man im Harne des Kranken Eier und Erbsen kocht — beide Donar heilig — und das Ganze vor Sonnenaufgang in einen Ameisenhaufen schüttet. So wie die Tiere davon fressen, weicht das Fieber.
   Das Mittel ähnlich bei Wuttke 494 gegen Gelbsucht und 541 gegen Wassersucht. Ameisenhaufen sind ein bekanntes Mittel, die Heilkräfte zu steigern. Sie zu zerstören, gilt als Frevel gegen die Gottheit, in deren Schutze sie stehen. Der Krankheitsstoff geht auf die heiligen Tierchen über.
5. Man wahrt sich vor (kaltem) Fieber das ganze Jahr hindurch dadurch, daß man drei Anemonen, sog. Osterblumen, ißt.

III. Gegen Gichter (Reißen, Fluß, Krampf).

Die sogen. Gichter umfassen mancherlei schmerzhafte Gebresten.

1. Die Gicht, die ich hier fühle,
   Geb' Gott, daß sie verschwinde,
   Wie der Tau aus dem Grase,
   Wie der Krewt in dem Grabe!
   Das Vergraben eines Krebses wird oft angewandt. Sein Tod bewirkt den der Gicht.
2. De Wid un de Gicht,
   De strid sik . . . . .
   De Wid, de gewinnt,
   Un de Gicht, de verswinnt.
   Z. 2 fehlt der Reim: Gericht. Er findet sich z. B. bei Kuhn und Schwartz a. a. O.: Ich beschwöre dich bei dem höchsten Gericht. Der Rechtsstreit wie oben A VIII (Flechten).
3. Fluß un Weihdag, steht an dem Ufer des Jordans, wo unser Herr Christus getauft ist!
   Verwischte Gleichheit mit dem heiligen Ereignis.
4. Dem kranken Teile abgeschröpftes Blut wird mit ebensoviel Wasser in ein Loch gegossen und ein Weidensteckling gut eingepflanzt. Alle acht Tage wird Blut des Kranken dazu gegossen. Gedeiht die lebenskräftige Weide, so nimmt sie die Gicht ganz ab.
5. Gicht, ich umstreiche dich,
   Gicht, ich umgreife dich,
   Ich gebiete dir, aus diesem Fleisch, (?)
   Behüt' dich Gott und der heil'ge Geist!
   Besonders bei Darmgicht gebraucht.
6. Peter un Pater güngen tosamen
   To Busch un to Brok.
   Christus spricht: Kehrt zurück!
   Die Glocken läuten, sie haben geklungen,
   Gesungen,
   Und die Gicht ist verschwunden.
   Recht verderbter einstiger Reimspruch beim Streichen des nackten Körperteils.
7. O du wunderschönes Licht!
   Du bist gut für Gicht und Rheumatismus.
   Das ist für die Dreieinigkeit.
   Entstellter Reimspruch an den Vollmond, bei dem zu stillen ist.
8. Gliederreißen verzieht sich, sobald man einen Maulwurf in der Hand sterben läßt.
9. Es soll dagegen ein Zettel mit folgenden unverständlichen Buchstaben helfen:
   ††† J D S S e M M D D v G D H D N N, außer N u. v. F. D J e D u M m E N W Er Dendo ihn J p T A L B E Eme Deriade Pastia F f w sii Buchsteti
   Js d d n D s d h Md t d s h k E hd B d h G G G D S. H G.
   Emegeria Pastia
   Rubit † Rubit † Rubit †.

Diesen Zettel soll der Kranke neun Tage am Halse hängen haben und dann der Strömung entgegen in fließendes Wasser werfen.

10. Gegen Krämpfe hilft Waschen mit Taufwasser, welches namentlich für viele Kinderkrankheiten gut ist.

11. Ein anderes sicher und für immer wirkendes Krampfmittel ist: Ein Augenzahn eines Schweines wird im Mörser zerstoßen. Von dem Pulver gibt man dem Leidenden, ehe der Krampf ausbricht, etwas in Wasser zu trinken.

Der Schweinezahn ist ein Abbild des Blitzes und daher dem Donnergott heilig.

12. Gegen Reißen in der Schulter, Schullerspann:
Fruchtbom, ik klag di:
Dat Schullerspann plagt mi.
De erst Vagel, de daröber flüggt,
De nimmt s' mi.

Ähnlich oben I 2 (Suchten).

IV. Gegen innerliche Schmerzen, Schrinen (Schrin, Schrein).

1. Schrin, wo wist du hen?
„Ik will na N. N."
Wat wist du dor?
„Dor will ik riten un spliten."
Dat sast du nich don: du kannst to Busch gahn, dar kannst du riten un spliten.

Gespräch wie A III 10 (Rose). Der Dämon wird in den Wald verwiesen, wie die Teufel von Jesus in die Schweineherde.

2. Schrin, Schrin!
De Ehmanns Fru beweint (?) di
dat Riten un Spliten.

3a Schrin, ich verbinde dich,
Mit Gottes Hand verjag' ich dich,
Des Sohnes Leib und Blut fahr' über dich!

3b. Schreien, ich verbinde dich
Mit unsern Herrn Christus seiner Hand.
Der heilige Geist fahr' über dich!

Dieser, in älterer und in verderbender Gestalt übliche Segen wird besonders bei Brustentzündung der Frauen benutzt.

4. Christe, durch die Wunden dein
Entreiß mich allem Unglück mein!
Fünf Wunden Gottes helfen mir
Und seine Arznei für und für.

Gegen Wundschmerz legt man eine Hand auf die Wunde und murmelt den Spruch fünfmal.

V. Gegen Magenschmerzen (Hartspann un Rewko).

1. Hartspann un Rewko, ik rad di:
All de unnütten Tieren, de plagt mi,
Das Rauch von dem Winde,
Das Eis von der Sonne,
Ich sage: Verswinde!

Vor Z. 2 u. 3 fehlt: wie. Das Leiden als Wirkung von Tieren (Würmern) gefaßt.

2a. Rewko un Hartspann, ik still di.
Wuggenstock, stah fast!
Hartspann, baßt!

2b. R. u. H., ik fah (?) di von de Ribben,
Wie Maria ... von de Krübben.
Lastock, stah fast!
Hartspann, du sast barsten.

Der Spinnwocken heilt wie oben VI 1 die Spule. Lastock meint wohl hier den Ladestock, nicht wie anderswo Liebstöckel (Levisticum). Der Sinn ist: Wie Maria das Kind aus der Krippe nahm, so nehme ich (durch Bestreichen mit dem Stocke) den Schmerz von den Rippen.

3. Hartspann un Rewko, ik jag di,
Dat is en junges Blod, dat gnagt di.

Ohne weitere Angaben mir dunkel. Ist etwa an Bestreichen mit der Hand eines toten Kindes zu denken, nach Wuttke 497? S. u. 5.

4a. Steenbom, ik klag di:
Dat Hart un Hartspann plagt mi.
De erste Vagel, de över mi flüggt,
Un de Luft, de över mi tüggt,
De nimmt dat mit sich!
So wahr mir Gott helfe!

Spruch vollständiger als I 2, 12 und der nächste.

4b. Aaftbom, ik bed di an:
Hartspann un Rewkoken plagt mi.
De erst Vagel, de doröber flüggt,
Nimmt mi H. u. R.

5. Joke, de Dodenhand is över di.
Nimm se di nich weg!
Se jökt di noch in't Bedd.

6. Hattspann, rühr di!
Rewkoken, verlür di!

7. Weich Rippen, Kugel, Herzgespann!
Meine Finger rühren jetzt dich an!

Z. 1 entstellt aus: Weich von den Rippen, Rewko u. Hartspann! S. u. 9.

8. Dat Hartspann un Rewko
Geiht vör de Ribben,
Wie de Per vör de Krübben,
De Slötel vör dat Slott.

Vör statt von. Der Stiller streicht mit einem aus dem Schlosse gezogenen Schlüssel dreimal.

9. Hattkuhl (!) un Rewspann (!) sölt sik neigen,
Wie sich Jesus geneigt hat.

10. Hattspann un Rewko, ik tred di.
Worüm triddst du mi?
Ik heww dragen
Dree Magen, dree Kragen,
Dree Leber un dree Lungen,
Dree Hatt un dree Tungen.

Treten statt streichen? Ist mir sonst nicht bekannt bei Krankheiten. Doch s. Wuttke 252.

11. 't güngen dree Jumfern na't Söken,
Se söchten dat Krud.
Dat Krud wer funn'n.

Resünn (?) wür' sung'n,
Evangeljum wür' lest.
Rewko, du müßt di geb'n.
Mischung verschiedener Segen. Resünn verstümmelt aus dree Sancte, drei Sanktus?

12. Elias stab (?), Maria band,
Unser Herr Jesu Christus rath,
Hartspann und Revkoken,
Herzkrämpfen und Magenkrämpfen
Ut dissen Minschenkörper rut.
Leider in Form und Inhalt verwildert.

VI. Gegen Kopfweh.

1. Der Stiller nimmt den Kopf des Leidenden fest in beide Hände und sagt:
Jesus, geboren zu Bethleem,
Gefangen zu Jerusalem,
Getauft im Jordan,
Das ist so gewiß, als mein Kopf stand.
2. Petrus, Paulus und Elias, das sind die drei Propheten, die predigen das Evangelien im Namen †††.

VII. Gegen Keuchhusten.

Man macht auf dem Kirchhofe eine Grube und gießt Wasser hinein. Vergeht dieses, so vergeht der Husten.
Gleiche Vorgänge. Der Spruch fehlt.

VIII. Gegen Schlucken (Hückup).

1a. Hückup,
Lop 't Stück up,
Lop lingelangs den Redder,
Kumm min Lewdag nich wedder!
1b. Hückup,
Stückup,
Stig up de Ledder,
Kumm min Lew un Dag nich wedder!
1c. Hückup un Sluckup
Güng'n na Slutup,
Steg up de Ledder
Un köm nich wedder.
2. Hückup un ik güng'n över't Steg,
Hüpup föll rin, un ik löp weg.
Alles dreimal in einem Atem sagen.

IX. Gegen Atemnot.

Eine Fuchslunge wird im Backofen gedörrt, zu Pulver gestoßen und davon alle Morgen etwas in weißem Weine eingegeben.
Fuchs und Backofen dem Donar heilig; die Lunge erklärt sich selbst.

Mitteilungen.

1. Volkskundliche Fragen. [1]) Die Zentralstelle des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuchs bittet die Leser der „Heimat" um die Beantwortung der folgenden Fragen. Antworten werden unter Beifügung der laufenden Nummer erbeten an Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstr. 52a. Portoauslagen werden auf Wunsch gern erstattet.

1. Welche Gebräuche bestehen noch heute bei der Geburt eines Kindes? Ist es noch Sitte, daß die Frauen sich im Hause der Wöchnerin versammeln, und welche Namen gibt es für diese Zusammenkünfte? Was versteht man unter „blinne Bassel"?

2. Welche Krankheit bezeichnet das Wort Hilding oder hilli Ding (= heiliges Ding)? Kommt das Wort noch in alten Sprüchen oder Beschwörungsformeln vor?

3. Wo ist eine Volksbelustigung unter dem Namen Duwengelag (= „Taubengelage") bekannt, und wie geht es dabei zu?

4. In welchen Verwendungen begegnet das Wort Möm (= „Muhme")? Was ist „Watermöm," „Blinnemöm"?

5. Wo ist das Eigenschaftswort „staffrech(t)" oder „staffrechti" noch bekannt? (z. B. dat is 'n staffrechen Kerl!). Schütze im Holst. Idiotikon 4, 182 setzt es gleichbedeutend mit stewig. Was bedeutet dies?

6. Was versteht man unter Affetteldag? Und wo ist der Ausdruck in Gebrauch?

2. Freimaureraberglauben im Volk. Im Interesse der Volkskunde erlaube ich mir eine freundliche Bitte. Seit Jahren beschäftige ich mich mit den Problemen der Volkskunde und suche die Überreste des Volksdenkens und Volksglaubens zu sammeln und zu bearbeiten; u. a. interessiert mich jetzt lebhaft das, was das Volk von den Freimaurern glaubt und sich erzählt. Wie alles Ungewohnte, Fremdartige, Geheimnisvolle, so hat auch von jeher die Freimaurerei die Aufmerksamkeit des Volkes erregt. Es sucht sich eine Erklärung für das geheimnisvolle Leben der Freimaurer in ihren Logen und schließt sich dabei natürlich an die ihm sonst geläufigen Vorstellungen an, was diesen

---

[1]) Unter dieser Überschrift veröffentlichen wir künftig in jedem Heft eine Anzahl von Fragen, deren Beantwortung bestimmt ist, Lücken im Material des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuchs auszufüllen. Das Nähere über die Ziele dieses vaterländischen Werkes finden unsere Leser in den drei Aufsätzen von O. Mensing, „Heimat" 1904, S. 149 ff.; 1906, S. 261 ff.; 1908, S. 277 ff. Auch sendet die Zentralstelle an jeden, der die Bestrebungen kennen zu lernen wünscht, gern kostenlos ihre Druckschriften.
Die Schriftleitung.

Anschauungen eine romantische Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit gibt. Es handelt sich für mich nun darum, den Zusammenhang dieses Aberglaubens mit dem übrigen Volksglauben festzustellen und seinem Wachsen und Werden nachgehen zu können — alte Ansichten über Hexenmeister, Zauberer usw. sind scheinbar auf die Freimaurer übertragen, selbst bei den Griechen und Römern finden wir ähnliche Vorstellungen. Zu diesen Feststellungen aber bedarf es möglichst vielen Materials aus allen Gegenden, weshalb ich um gefällige Mitteilungen über folgende Fragen höflichst ersuche Für gütige wertvollere Zusendungen würde ich mich gern durch Übersendung einer sich mit dem Freimaureraberglauben befassenden Arbeit erkenntlich zeigen. 1. Wie wird der Name „Loge" und „Freimaurer" gedeutet? 2. Was erzählt man sich von der Aufnahme der Fr. in den Bund? 3. Von ihren Häusern? 4. Was treiben die Fr. in ihren Versammlungen? 5. Wie begeben sie sich zu diesen? 6. Was sagt man von der Zauberkunst der Fr.? 7. Können die Fr. ihr Leben verlängern? 8. Wie schützen sie sich vor Verarmung? Woher kommt das Geld? 9. Welche Werkzeuge haben die Fr.? 10. Wie erkennen sie sich? 11. Was sagt man von dem mit dem Fr. „verkehrenden" Teufel? 12. Was weiß man von dem Tode des Fr.? 13. Was sagt man von den in der Loge vorhandenen Bildern? 14. Können die Fr. wieder von der Loge freikommen? Wie? 15. Wie schützen sich die Fr. gegen Verrat durch ihresgleichen oder durch andere? 16. Was erzählt man sich von dem Verhältnis der Fr. gegen Religion und Staat? 17. Welches sind die allgemeinen Vorurteile gegen die Fr.? 18. Haben die Anschauungen des Volkes über die Fr. zu irgendwelchen Vergehungen gegen Gesetz und gute Sitte geführt (zu Betrügereien, Ausschweifungen od. dergl.)? Wichtig sind vor allem sog. Geschichten von diesem oder jenem Fr.; das Volk schließt seine Anschauungen gern in konkreter Weise an ein angebliches Geschehnis, an einen bestimmten Namen (N. N.), an eine Person an; es erzählt, wie es diesem oder jenem Fr. ergangen ist, wie z. B. die Fr. das Auslosen machen, wie sich ein „Verräter" noch rettete, wie einer die Mutprobe nicht bestand, wie der Fr. grüßt, wie ein Fr. „bekehrt," vermittelst des Bildes in der Loge getötet, vom Teufel besucht, wie ein Verräter verfolgt wurde, wie ein Fr. sich Geld verschaffte, wie ein Fr. den Teufel überlistete, sich das Leben nahm, wie der Teufel einen Fr. holte usw. Ausdrücklich möchte ich noch darauf hinweisen, daß es mir nicht darum zu tun ist, irgendwelche Tatsächlichkeiten über die Fr. ans Licht ziehen zu wollen, es handelt sich hier nur um Darstellung des Volksglaubens und um rein volkskundliche Zwecke. Für jeden Hinweis und jede, auch die kleinste Mitteilung, Literaturverweise usw. sage ich schon im voraus meinen besten Dank. Wenn es nicht ausdrücklich anders gewünscht wird, werde ich es für eine Dankespflicht halten, die Namen meiner freundlichen Mitarbeiter bei der Veröffentlichung zu nennen.

K. Wehrhan, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76,
Mittelschullehrer, Schriftleiter d. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde.

3. **Der Kuckucksruf.** Als ich im vorigen Jahre mich eine Zeitlang in meiner Heimat — Warder bei Segeberg — aufhielt, machte ich wiederholt die Wahrnehmung, daß der Kuckucksruf ein verschiedener sein kann. Gewöhnlich ruft dieser Vogel in der kleinen Terz, verwertet also die obere Hälfte des Dur-Dreiklangs. Nicht selten hört man ihn aber auch in der großen Terz rufen, also in der oberen Hälfte des Moll-Dreiklangs bezw. in der unteren Hälfte des Dur-Dreiklangs. Die Tonhöhe konnte ich leider nicht feststellen, weil mir eine Stimmgabel nicht zur Hand war; ebensowenig konnte ich ermitteln, ob der verschiedene Ruf von demselben Vogel, oder von verschiedenen Individuen herrühre. Vor einigen Wochen las ich im „Türmer" eine Notiz, welche sich mit meiner obigen Wahrnehmung völlig deckt. — Im Laufe des letzten Juni-Monats hielt ich mich einige Tage in Ostholstein, in Malente, auf. Bei Gelegenheit eines Spazierganges in dem prächtigen Hochwald „Holm" traf von der Insel im Diecksee her der Kuckucksruf mein Ohr. Ich war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß dieser Vogel in der Quinte rief, mit einem leichten Vorschlag bei dem hohen Ton. Dieser Fall dürfte allerdings ein sehr seltener sein, und es wäre von Interesse, zu hören, ob auch anderswo diese Wahrnehmung gemacht worden ist. Ein Ruf in der Quarte [1])

[1]) Daß der Kuckucksruf auch in der Quarte beobachtet worden ist, bezeugt der Vogelkenner Wilhelm Schuster in Heidelberg in seinem in diesem Sommer erschienenen Buche „Unsere einheimischen Vögel," wo er über den Ruf des Kuckucks schreibt: „Die Tonhöhe und Tonart seines „Gesanges" ändert nach vielen Gegenden ab; ich habe darüber umfassende Untersuchungen gemacht und folgendes gefunden: Der Kuckucksruf bewegt sich meist in Terzen, ebenso in der großen wie in der kleinen Terz (e—c und e—cis), nur selten ertönt er in der Quartlage (e—h), ein Kuckucksruf in der Sekundenlage (e—d, f—e) ist ein übergeschnappter oder verunglückter Ruf. Das Vorherrschen der Kleinterz ist wohl überall Regel (bei ³/₄ aller Vögel), seltener ist die Großterz (bei ¹/₄)."

Die Schriftleitung.

erscheint mir nach diesem Vorkommnis auch nicht ausgeschlossen zu sein. Vielleicht nehmen Umwohner des Diekfees Veranlassung, im nächsten Jahre festzustellen, ob von derselben Insel oder sonst in der Umgebung des Sees wiederum der Kuckucksruf in der Quinte sich hören läßt, sei es nur von einem Vogel oder von einer ganzen Sippe.

Kiel, den 18. Juli 1909. A. Stolley.

Bücherschau.

P. Junge, Schul- und Exkursionsflora von Hamburg-Altona-Harburg und Umgegend. 286 u. XII Seiten. Hamburg, Verlag von Lucas Gräfe & Sillem. 1909. Preis in Leinw. geb. 4 M. — Es muß das Ziel jedes Pflanzenfreundes sein, zunächst die Flora seiner engeren Heimat kennen zu lernen, und der botanischen Wissenschaft geschieht durch gründliches Studium kleiner Florengebiete ein weit größerer Dienst als durch ausgedehnte oberflächliche botanische Exkursionen. Man wende nicht ein, daß dann das Arbeitsfeld zu klein werde. Auch unter den höheren Pflanzen findet der Florist soviel Stoff zur Beobachtung, daß er nicht nötig hat, umständliche Reisen zu unternehmen. Im Interesse solch exakter Forschung ist daher die Herausgabe sog. Lokalfloren zu begrüßen. Es sind nicht viele Gegenden unseres Heimatlandes, deren Flora als gründlich durchforscht bezeichnet werden kann. Eine der wenigen ist die Umgegend von Hamburg. Im Jahre 1851 erschien in der „Flora hamburgensis“ von W. Sonder eine für ihre Zeit abschließende Bearbeitung der höheren Pflanzen der Umgegend Hamburgs, die aber wegen der lateinischen Diagnosen eine allgemeine Verbreitung nicht fand. Weit verbreitet wurde dagegen die von 1867—1887 in vier Auflagen herausgegebene „Flora der Umgegend von Hamburg, Altona und Harburg“ von Laban. Die Flora dieses Gebiets hat auch in den letzten Jahrzehnten tüchtige Forscher gefunden; C. T. Timm † und Justus Schmidt sind in erster Linie zu nennen. Ihrem Verdienste ist die mir vorliegende „Flora“ unter dem obigen Titel gewidmet. Die Ergebnisse der neueren wie auch der älteren Forschungen einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, ist der Zweck derselben. Der Verfasser (s. Heft 3 d. Jahrg.: „Junge, Die Cyperaceae etc.“) ist trotz seiner Jugend ein vorzüglicher Pflanzenkenner von ungewöhnlichem Scharfblick und zählt zu den besten Kennern der Hamburger Flora. Einem solchen Führer darf man schon sich anvertrauen. Ich habe die „Flora von Hamburg usw.“ eingehend durchgesehen und benutze sie gern zum Nachschlagen; Unrichtigkeiten oder Mängel (abgesehen von kleinen Druckfehlern) sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Bei einer neuen Auflage ließe sich durch Verwendung andrer Drucktypen der Artname aus der Diagnose kräftiger hervorheben, wie sich überhaupt die Gliederung der Bestimmungstabellen im Druck wohl etwas übersichtlicher gestalten ließe.

Die „Flora von Junge“ erstreckt sich auf ein Gebiet, umschrieben von einem Kreis von 40—50 km Radius um den Mittelpunkt Hamburg, bezeichnet etwa durch die Orte Glückstadt, Wrist, Kaltenkirchen, Oldesloe, Büchen, Lauenburg, Lüneburg, Buchholz, Harsefeld und Stade. Die ersten 11 Seiten der „Flora“ enthalten einen kurzen Abriß der Morphologie, der zusammen mit den Familienbeschreibungen die Begriffe erklärt, die zum Bestimmen nötig sind. Nur in diesen Abschnitten sind Abbildungen verwendet. Wenn ich auch Abbildungen in den Artentabellen hier und da für wünschenswert halte, muß ich doch den Ausführungen in der Vorrede beipflichten, daß zahlreiche Abbildung zum „Bestimmen nach Abbildungen“ und dadurch zu oft gedankenlosem Vergleichen führen. Und in andern botanischen Werken hätten manche Abbildungen, die selbst in die neuesten Auflagen verschleppt sind, lieber ausgemerzt werden müssen, weil sie vollkommen entstellt sind.

Die Bestimmungstabellen der Gruppen und Familien geben die Gliederung des natürlichen Systems. Es besteht unverständlicherweise vielfach noch die Ansicht, daß das Linnésche System bei den Bestimmungen leichter zum Ziele führe. Bestände in der Tat dieser Vorteil, so würde Verfasser, ungeachtet der Verwirrungen, die dies System bringt, sicherlich davon Gebrauch gemacht haben. Zur Unterscheidung der Monokotyledonen und Dikotyledonen ist eine besondere leichtfaßliche Erklärung den Tabellen vorausgeschickt. Um Fehler zu vermeiden, sind Familien einer Gruppe, welche der Anfänger irrtümlich in einer andern Gruppe suchen kann, in dieser genannt. Um dem Schüler die Bestimmungsübungen zu erleichtern, sind die Diagnosen möglichst kurz gefaßt und nur die wirklich durchgreifenden Trennungsmerkmale genannt. Dem Geübteren zu dienen, der die Jungesche „Flora“ als „Exkursionsflora“ zu benutzen beabsichtigt, sind bei selteneren Pflanzen die Standorte angegeben, die Kreuzungen erwähnt und die wichtigsten Formen mit knappen Beschreibungen aufgezählt. Neben einheimischen und eingebürgerten Arten werden zahlreiche angebaute, eingeschleppte und in Gärten und Anlagen gezogene Pflanzen genannt, soweit sie häufiger auftreten.

Kiel. Alb. Christiansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 10. Oktober 1909.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3200. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Mitteilung.

Volkskundliche Fragen. Die Zentralstelle des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuchs bittet die Leser der „Heimat" um die Beantwortung der folgenden Fragen. Antworten werden unter Beifügung der laufenden Nummer erbeten an Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstr. 52a. Portoauslagen werden auf Wunsch gern erstattet.

7. Welche Bräuche bestehen (oder bestanden zu Menschengedenken) bei der Verlobung? Gibt es besondere Redensarten, in denen die Tätigkeit des Freiwerbers oder Vermittlers verspottet wird? In welcher Form wird ein Antrag verblümt abgewiesen und welche Wendungen sind dafür in Gebrauch?

8. Ist es noch Sitte, daß die unverheirateten jungen Leute des Dorfs (Knechte und Mägde) sich im Hause eines abwesenden Bauern zu allerlei Scherz und Spiel versammeln? Wie geht es dabei zu? Welche Namen haben diese Zusammenkünfte? Was bedeuten insbesondere Ausdrücke wie „Staff," „Kojarr," „Knipköß," „Klannjern," „Ribbegai"?

9. Was versteht man unter „Heu (Hau) temen"?

10. Welche Krankheiten bezeichnet man mit Hattspann (Hartspann) und Refkoken und welche Heilmittel oder Besprechungsformeln werden dagegen angewandt?

11. Kommt der früher sehr häufig gebrauchte Ausdruck „Hövetstol" (= Kapital) noch vor und in welchen Verbindungen? (etwa: he tert vun de Höfftal = lebt vom Kapital?).

12. Wo und in welchen Verbindungen wird die Form tegen für gegen gebraucht? (etwa: dat is god tegen de Hossen).

Bücherschau.

Leitfaden für den biologischen Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Von Dr. **W. Heering**, Oberlehrer an der Oberrealschule in Altona. Mit 206 Abbildungen. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1908. XI u. 319 S.; 8⁰. — Verfasser ist Mitglied unsers Vereins, hat inzwischen sein Amt als Oberlehrer aufgegeben und ist als Botaniker von Fach in den hamburgischen Staatsdienst übergetreten. In den letzten Jahren widmete er sich ganz besonders der Erhaltung der Naturdenkmäler unserer Provinz: so entstammt unser „Forstbotanisches Merkbuch" seiner Feder; als Geschäftsführer des „Schleswig-Holsteinischen Provinzialkomitees für Naturdenkmalpflege" hielt er auf unserer diesjährigen Generalversammlung zu Sonderburg einen Vortrag über den Naturdenkmalschutz. — Mit vorliegendem Werk, das in erster Linie auf die Schulpraxis gerichtet ist, rückte Verfasser als einer der ersten auf den Plan. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob es sich empfehlen dürfte, dem auf der Oberstufe unserer höheren Schulen zu neuem Leben erwachten biologischen Unterricht nun gerade den Weg zu weisen, den der „Leitfaden" dem Unterricht vorzeichnet. Aber das eine steht fest: Auswahl, Gliederung und Darbietung des Stoffes bekunden die Arbeit eines tüchtigen Schulmannes, den man ungern aus dem Schuldienst hat scheiden sehen, wie mir von verschiedenen Seiten bezeugt worden ist. In der Tat ist das Werk an mehreren Anstalten als Lernbuch eingeführt worden. — Der Leser stoße sich nicht an dem Titel „Leitfaden"; dem Buch haftet nichts Leitfadenmäßiges an, es sei denn, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, den vielumfassenden Stoff möglichst zusammenzudrängen. Das Buch ist durchaus flüssig geschrieben, gibt ein reiches Bildermaterial und dürfte darum auch über die Bedürfnisse der Schule hinausgehen. Deshalb sei es allen Naturfreunden unsers Vereins aufs wärmste empfohlen. Eine kurze Inhaltsskizze möge das Wesen dieses Buches kennzeichnen: Zellenlehre (S. 1—74). Der Einfluß der physikalisch-chemischen Bedingungen des Standorts auf den Bau der Pflanzen (S. 76 bis 100). Das Zusammenleben der Pflanzen (S. 100—117). Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren. Die Schädlinge der Pflanzen. Schutzmittel der Pflanzen gegen Tierfraß (S. 119—141). Der Aufbau der vielzelligen Tiere und ihre Lebenserscheinungen im allgemeinen (S. 142—185). Bau und Lebensweise der Tiere in ihrer Abhängigkeit von den chemisch-physikalischen Bedingungen und der übrigen Lebewelt des Aufenthaltsorts (S. 187—286). Die natürliche Verbreitung der Lebewesen (S. 219 bis 239). Der Mensch, seine Rassenmerkmale, die Entwicklung seiner Kultur und sein Eingreifen in die Verbreitung der übrigen Organismen. Der Kreislauf des Stoffes und die Kontinuität der lebendigen Substanz (S. 259—277). Die Organismen und die Außenwelt. Das Geistesleben des Menschen (S. 280—308). — Aber wohlgemerkt: Jedes dieser Kapitel zerfällt in viele Einzelabschnitte, die selbständige Überschriften tragen. Diese Einrichtung erleichtert das Studium des Werkes ungemein. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 10. Oktober 1909.

Herbstestag.

Es flutete in gold'gen Wogen
Zu mir herein der Sonnenstrahl:
Da hat's noch einmal mich gezogen
Zum stillen Fluß im Waldestal.
Ob schon der Herbst mit lichten Tönen
Das dunkle Sommerlaub dort tuscht:
Noch mag sich froh das Blättchen dehnen,
Wenn warm der Strahl hinüberhuscht.

Ein Zwitschern wie Gesang von Staren
Ertönt aus dem besonnten Ried:
Sie sammeln sich zu Wanderscharen
Und singen wie im Lenz ihr Lied.
Und will der Sommer mir entgleiten,
Ich spür's an meines Herzens Schlag:
Noch mag's im Sonnenstrahl sich weiten,
Froh singen auch am Herbstestag.

Neumühlen-Dietrichsdorf. Schröder.



Nordisches Seewesen früherer Zeiten,
unter besonderer Berücksichtigung des Vereinsgebietes.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung der „Heimat" in Sonderburg am 1. Juni 1909.

Von **Karl Radunz** in Kiel.

I.

Ein, wenn auch nur kleiner Teil der stolzen Kriegsflotte, die Deutschlands jetzige Macht zur See darstellt, grüßt heute die Besucher, welche Sonderburg und seine historisch bekannte Umgegend alljährlich aufsuchen. Die stattlichen Kriegsschiffe, welche in diesen Gewässern jahraus, jahrein ihre Übungen abhalten, um sich und ihr Personal für ihren ernsten Zweck zu schulen, erinnern daran, daß Deutschland im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Seemacht von nicht zu unterschätzender Bedeutung geworden ist. Die Erstarkung der deutschen Kriegsflotte hängt aber wiederum mit der gewaltigen Ausdehnung des deutschen Handels und Verkehrs zur See und damit der deutschen Handelsmarine zusammen, zum Schutze derer die bewehrten Schiffe auch mit berufen sind. Wie die Kriegsmarine, steht auch die deutsche Handelsmarine heute achtunggebietend unter den Marinen da. Im Jahre 1790, als der französischen Nationalversammlung der Titel einer ihr gewidmeten Schrift verlesen wurde, — „Über die Schiffahrt — von einem Deutschen" —, brach die ganze Versammlung in schallendes Gelächter aus, so komisch erschien es damals, daß ein Deutscher über Schiffahrt mitreden wollte. Die Zeiten haben sich geändert!

Ein guter Teil des heutigen Seewesens des Nordens verkörpert sich in unserer meerumschlungenen Provinz und in den Hansastädten Hamburg und

Lübeck, teils darin, daß hier Kriegs- wie Handelsmarine ihre Heimatshäfen haben, teils darin, daß eine erhebliche Anzahl der Schiffe auf den Werften dieses Gebietes entstanden und erbaut ist. Diese hervorragende Bedeutung unseres Heimatlandes mag unsere Blicke heute einmal auf die Verhältnisse lenken, wie sie sich im Laufe der Vergangenheit hier im nordischen Seewesen allgemein und in unserem engeren Gebiete im besonderen gestalteten.

Die Form eines nicht zu sehr ausgedehnten Vortrages versagt es mir dabei leider, auf alle historisch bedeutsamen Momente näher einzugehen. Was ich daher gebe, macht auf erschöpfende Behandlung des Stoffes keinen Anspruch; es stellt gewissermaßen nur eine Exkursion in die schiffahrtliche und schiffbauliche Vergangenheit dar. —

Schon die Lage unseres Landes an zwei großen Meeren, als größerer Fluß die Elbe im Süden, einige kleinere Flüsse im Lande selbst, seine vielen, schönen, zur Schiffahrt einladenden Häfen mußten früh die am Wasser lebenden Menschen locken, ihren Lebensunterhalt auf der See zu suchen. Mochten nun die Fischerei in den heimischen Gewässern oder die Schätze fremder Gestade zur Seefahrt führen, der Holzreichtum des mit Wäldern gesegneten Landes, in dem nach der Überlieferung das Eichhörnchen an manchen Stellen 7 Meilen weit über Bäume laufen konnte, bot den Bewohnern Gelegenheit genug, sich im Bau von Wasserfahrzeugen zu betätigen.

Wann und wo hier die Schiffahrt und der Schiffbau ihren Ursprung nahmen, läßt sich nicht sagen; er verliert sich in das Dunkel der ältesten Geschichte. Sicher ist nur, daß, als das Seewesen an den Gestaden des Mittelländischen Meeres bereits eine sehr hohe Blüte erreicht hatte und namentlich, nachdem der Gebrauch des Eisens im Norden bekannt geworden war, die schiffahrtlichen Leistungen hier einen Aufschwung nahmen, der die Leistungen der Völker am Mittelmeer weit zurücktreten ließ.

Das älteste Wasserfahrzeug war auch bei uns der Einbaum, wie dieser überhaupt die älteste Schiffsform der Germanen bildete und zu der Zeit, als die Römer mit ihnen in Berührung kamen, hier allgemein im Gebrauch stand. So wird berichtet, daß, als die Römer um Christi Geburt bis zur Elbmündung vorrückten, ein alter Häuptling auf einem Einbaum zu Tiberius gefahren sei und ihm gehuldigt habe.

Das Kopenhagener Nationalmuseum birgt einige Einbäume mit zugehörigen Doppelrudern, die vermutlich zum Teil aus der älteren Steinzeit stammen. Im Museum vaterländischer Altertümer in Kiel findet der Besucher einen 12 m langen Einbaum aus dem Vaaler Moor und einen solchen von 3 m Länge aus der Niederung der Wolburgsau in Holstein, während von einem dritten, in der Loiter Au in Schleswig gefundenen nur noch Reste vorhanden sind. Daß derartige Fahrzeuge auch noch in jüngerer Zeit bei uns benutzt wurden, beweist endlich ein ebenfalls in dem genannten Museum vorhandener, nur 200 Jahre alter Einbaum Ellerbeker Fischer. Auch aus anderen am Wasser gelegenen Plätzen — ich nenne nur Neustadt, Kappeln — sind derartige Fahrzeuge bekannt geworden.

Zum Bau eines Einbaums lieferte, wie schon der Name deutlich sagt, ein Baum von genügend großen Abmessungen das geeignete Material. Hohle, von Wind und Wetter gestürzte Baumstämme, die im Wasser trieben und von den Menschen als primitives Verkehrsmittel benutzt wurden, mögen denselben die Steinaxt in die Hand gedrückt und sie veranlaßt haben, sich nach diesem Vorbilde durch Fällen und Aushöhlen von Bäumen selbst derartige Fahrzeuge herzustellen. Wo die Natur im Walde das Material bot und Gewässer zur

Schiffahrt einluden, da erschien auch der Einbaum auf der Bildfläche. Freilich, hart und schwer war die Kunst dieser ersten Schiffbauer, die noch mit den einfachsten Werkzeugen ausgeübt wurde, wenngleich das Feuer ihnen hilfreich zu Gebote stand und bei dieser Kunst ausgiebige Verwendung fand. Sie gehörte jedenfalls zu den schwierigsten Aufgaben und ist eine jener Tätigkeiten gewesen, an denen sich die Ausdauer und Arbeitskraft der Menschen am meisten geschult haben.

Der für den Kahnbau ausgewählte Baum wurde, um ihn zu fällen, am Fuße durch ein starkes Feuer abgebrannt. An Ort und Stelle wurde ihm durch Behauen die Form des Kahnes gegeben, er sodann inwendig ausgebrannt oder ausgekohlt und weiter mit Meißel und Messer ausgearbeitet. Nachdem die roheste Arbeit vollendet ist, findet der Transport nach dem Strande statt, woselbst das Boot ganz vollendet wird. Schließlich füllt man dasselbe mit Wasser, läßt es mehrere Tage so stehen und gibt ihm die letzte Ausrüstung.

Derartige Einbäume konnten in recht ansehnlicher Größe hergestellt werden. So fand man in England einen Einbaum von fast 15 m Länge, in welchem 30 Personen gut Platz fanden. Für Seereisen war der einfache, flachbordige, kiellose Einbaum natürlich nicht geeignet, — eine Erfindung wie der Ausleger, durch den z. B. die Malayo-Polynesier ihre Einbäume seefähiger gemacht haben, war in Nordeuropa nicht bekannt. Der Einbaum fand ausschließlich in den Küstengewässern, auf Seen und Flüssen Verwendung, wie denn überhaupt in den ältesten Zeiten infolge des Mangels einer Steuermannskunst die Schiffahrt auf diese Gebiete beschränkt war.

Mit der Zeit und je nach der Geschicklichkeit der Erbauer erfuhr dieses älteste Wasserfahrzeug einige Verbesserungen, die es seetüchtig machen sollten. Man setzte wohl Seitenplanken auf, welche den Bootsrand bedeutend erhöhten, und benutzte den Einbaum schließlich nur als Kiel oder als untere Hälfte des Schiffes. In einer solchen Bauart, die man bei anderen Naturvölkern gefunden hat, liegt schon ein Übergang zu den ganz aus einzelnen Holzplanken zusammengesetzten Booten, wie solche in ihrer eigentlichen Form, der Bekleidung eines Bootsgerippes, auch die aus Rinden, Fellen oder Flechtwerk hergestellten Boote als Vorläufer haben.

Zur Zeit der Völkerwanderung waren die nordischen Völker bereits bedeutend über derartige primitive Schiffsformen, wie sie diese letztgenannten Fahrzeuge und die Einbäume darstellen, fortgeschritten, wenngleich diese Formen auch noch neben den verbesserten im Gebrauch standen. Für größere Fahrten dominiert jetzt das aus Holzplanken zusammengesetzte Fahrzeug.

Beweis hierfür ist das sog. Nydam-Boot, ein im Jahre 1863 im Nydam-Moor, hier am Alsensund, gefundenes, wohlerhaltenes Fahrzeug aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Es wird jetzt auf dem Boden des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel aufbewahrt und zählt zu den wertvollsten Schätzen auf diesem Gebiet. Das Schiff gehörte nebst vielen anderen Gegenständen zu jenem berühmten, reichen Moorfund, der zum Teil unter persönlicher Anwesenheit des Königs Friedrich VII. von Dänemark seinerzeit ans Tageslicht gebracht wurde. Man fand 1,25 bis 2,2 m unter der Oberfläche des Moores, außer einer Menge von Waffen und Gebrauchsgegenständen, zwei Boote. Der Krieg von 1864 unterbrach die Arbeiten, und so gelang es nach dem Kriege nur, das eine, aus Eichenholz gefertigte Fahrzeug in gut erhaltenem Zustande zu bergen. Neben diesem Originalfund besitzen sowohl das Kieler als auch das Kopenhagener Museum je ein vorzüglich gearbeitetes Modell desselben.

Das Nydam-Boot ist nur für Ruderer eingerichtet. Von Mast und Segel-

einrichtung ist keine Spur vorhanden. Zum Segeln wäre das Boot auch wenig geeignet gewesen, da seine Länge mehr als das Siebenfache der Breite beträgt. Diese Tatsache stimmt mit der Nachricht des Tacitus von den Schiffen der nordischen Völker überein, daß sie nur zum Rudern eingerichtet waren. Das Fahrzeug läuft an beiden, hochaufragenden Steven gleichmäßig spitz zu, so daß es, ohne zu wenden, vor- und rückwärts gehen konnte. Es war trotz seiner Länge (gegen 23,5 m) nicht nur auf offener See, sondern auch in schmalen Gewässern brauchbar. Die Breite des Bootes in der Mitte beträgt reichlich 3 m. Es ist klinkerweise gebaut, d. h. jede der einzelnen elf mächtigen Planken, welche Seiten und Boden bilden, greift über die nächst untere nach Art der Schuppen oder Dachziegeln etwas hinweg und ist durch große Eisennägel mit ihr verbunden. Die Fugen zwischen den Planken sind mit Wollstoff und einer zähen, klebrigen Masse verstopft. In Abständen von je 1,1 m sind die Spanten, die Rippen des Bootes angebracht, aus je einem Stück krummen Holzes geschnitzt und durch Bänder aus Bast an den Bodenplanken befestigt. Die Kielplanke ist sehr flach, damit das Boot leicht ans Land zu ziehen war. Diesem Zweck dienten vermutlich 2 größere Löcher zum Befestigen eines Taues am unteren Teil beider Steven. Das Boot hatte im ganzen 28 Ruder, von denen mehrere, verhältnismäßig kurze, neben dem Boot im Moor gefunden wurden. Die Ruderlager sind lose Holzstücke, Äste, die an die Reelingsbretter angebunden sind und beliebig gewendet werden konnten. Das Steuerruder hängt seitwärts und ist dicht an dem einen Steven angebracht. Bei der Ausgrabung fand man das Fahrzeug zerfallen, da die Eisennieten und Bänder im Laufe der Jahre sich aufgelöst hatten. Mit besonderer Sorgfalt ist es jedoch im Museum wieder zusammengesetzt worden.

Während so in diesem Nydam-Boot uns ein wertvolles Dokument der schiffbaulichen Leistungen um das 4. Jahrhundert n. Chr. überliefert worden ist, fehlen uns für unser engeres Vaterland für die folgenden Jahrhunderte derartige Zeugen.

Im 5. Jahrhundert ist die bekannte Invasion Britanniens durch die Angeln und Sachsen, die mit ihren Schiffen über die Nordsee setzten, zu verzeichnen.

Über den Ostseeverkehr etwa vom 5. bis zum Anfang des 9. Jahrhunderts ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß in der Ostsee die Skandinavier, in der Nordsee die Friesen die herrschenden Seefahrer waren. Die Stadt Schleswig bildete um die Wende des 8. zum 9. Jahrhundert einen bedeutenden Seehandelsplatz, sowohl für die Skandinavier als für die Friesen. Hier kamen dänische, norwegische, schwedische, sächsische und friesische Kaufleute zum Handel zusammen. Letztere benutzten mit ihren Schiffen die Eider, die sie dann für die letzte Strecke nach Schleswig verließen. In die Ostsee dürften die friesischen Seeleute kaum eingedrungen sein.

Um diese Zeit beginnen die gewaltigen Seefahrten der skandinavischen Stämme, die Züge der Normannen, der Wikinger, die Völkerwanderung des Nordens. Um das Jahr 790 herum zeigen sich die ersten Wikinger in den englischen und schottischen Gewässern. Fast drei Jahrhunderte hindurch bilden die kühnen Seefahrer den Schrecken, die Geißel des europäischen Kontinents. An der Küste Norwegens findet man noch heute Steinreste alter Gebäude, in denen die Schiffe und Boote der damaligen Bewohner verwahrt wurden. In den nordischen Sagas, d. h. Erzählungen, wird oft die große Geschicklichkeit dieser Seefahrer gerühmt, sich jeden Windes zu bedienen. Waren sie doch die ersten der nordischen Bewohner, die sich auf den offenen Ozean wagten.

Es würde zu weit führen, auf die Veranlassung einzugehen, die zu diesen

abenteuerlichen Seefahrten führte, welche meistens den weiten sonnigen Süden zum Ziel hatten. Es würde auch den Rahmen dieses Vortrages überschreiten, den näheren Verlauf der einzelnen Fahrten aufzurollen.

Die Wikinger brandschatzen die Küste der Ost- und Nordsee, sie fahren weiter den Rhein hinauf, überall plündernd und sengend. An den Küsten der Niederlande und Frankreichs ziehen sie dahin, die Seine hinauf und erobern dreimal Paris. England wird von ihnen überflutet. Selbst die afrikanische Küste lernt die Wucht ihrer Waffen kennen und Neapels und Siziliens blühende Lande erzittern unter dem Schritt der nordischen Mannen, durch deren unwiderstehlichen Ansturm alle gegen sie gesandten Heere zerschellen. Mit der erhofften und auch errungenen Beute beladen, kehren sie auf dem Seewege heim zum nordischen Strand.

An diesen Seefahrten beteiligten sich alle drei skandinavischen Stämme, die Norweger, Schweden und Dänen; doch steht nicht ganz fest, welcher Anteil jedem dieser Völker an den einzelnen Zügen zukommt. So wurde vor einiger Zeit im Schleswiger Dom ein Runenstein gefunden, den schwedische Seefahrer im 11. Jahrhundert einem in England gestorbenen Genossen gesetzt hatten. Bekannt dürfte auch sein, daß den nordischen Seefahrern sogar die Entdeckung Amerikas, lange vor Christoph Columbus, zugeschrieben wird.

Schwierig mag es gewesen sein, sich auf der hohen See zurechtzufinden, da Kompaß und Sextant und andere Instrumente damals noch unbekannte Dinge waren. Wie aber die Phönizier aus dem Fluge mitgenommener und auf See freigelassener Tauben die Richtung des nächstliegenden Landes erforschten, so bedienten sich die Normannen neben den Gestirnen zu solcher Ortsbestimmung des Kolkraben. So soll beispielsweise dem berühmten Flocke Vigerdarson im Jahre 868 die Beihilfe von drei Raben genügt haben, um den weiten Weg von Schweden nach Jütland zu finden.



Johann Diedrich Möller.

Von **J. M. Richter** in Segeberg.

Am 29. Oktober 1907 starb in seinem Geburtsort Wedel a. d. Elbe der Begründer des „Instituts für Mikroskopie" Johann Diedrich Möller, dessen Name durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Mikroskopie und verwandter Teile der Optik weit über die engere Heimat hinaus, in der ganzen Welt bekannt geworden ist. Damit er in seiner Heimat nicht vergessen werde, sollen ihm nachfolgende Zeilen gewidmet sein; zugleich mögen sie ein Ausdruck persönlicher Freundschaft sein, die mich mit ihm seit vielen Jahren verband.

Johann Diedrich Möller stammte aus sehr einfachen Verhältnissen, auch sein Leben beweist, daß ein starkes Talent sich durchringt und zur vollen Entfaltung drängt trotz der mannigfachsten Hemmnisse und Hindernisse. Er wurde als zweiter Sohn eines Leinwebers am 16. März 1844 in Wedel in Holstein geboren und besuchte bis zur Konfirmation die Volksschule des Orts. Der Schulbesuch wurde in den letzten Jahren aber häufig unterbrochen, da der

Knabe dem Vater beim Leinweben, wie bei der Anfertigung von Grabschriften und andern Malerarbeiten, die als Nebenerwerb ausgeübt wurden, helfen und auch durch Hülfsarbeiten bei Landleuten den Lebensunterhalt mitverdienen mußte.

Nach beendigter Schulzeit kam J. D. Möller nach Hamburg zu Herrn Laeisz, einem Bruder des Begründers der bekannten Reederei, um das Malerhandwerk zu erlernen. Er zeigte in diesem Fache gute Begabung, in der Zeichenschule der „Patriotischen Gesellschaft" wurden seine Arbeiten als die besten prämiiert. Durch Vermittelung eines Zeichenlehrers stand dem Lehrling die Bibliothek der „Patriotischen Gesellschaft" offen. Er las besonders eifrig die Bücher über optische Linsen und Instrumente. Schon während der Schulzeit hatte sich ein besonderes Interesse für optische Einrichtungen gezeigt, welches durch ein zufällig erhaltenes Buch geweckt worden war. Der Knabe versuchte auf einem ausgehöhlten Schleifstein aus rohem Glase eine Linse herzustellen.

Die damals begonnenen Versuche, die natürlich nur geringen Erfolg hatten, wurden jetzt fortgesetzt. Die aus den Werken gesammelten Kenntnisse befähigten ihn, sich eine Schleifmaschine zu bauen, auf welcher einige Linsen geschliffen wurden, welche schon die Bewunderung seiner Kollegen und seines Prinzipals fanden. Diese Arbeit wurde in den Abendstunden gemacht, auch wohl heimlich während der Arbeitszeit. Jetzt wurde versucht, mit Hilfe von Papierrohren ein Mikroskop zu bauen. Da aber für die Linsen kein optisches Glas verwendet war, konnte es keine brauchbaren Bilder liefern. Um sich optisches Glas zu verschaffen, ging der Malerlehrling zu dem bekannten Optiker Dr. Hugo Schröder. Dieser fragte den jungen Mann nach Möglichkeit aus, interessierte sich bald für ihn und erlaubte ihm, in seiner Freizeit die optische Werkstatt zu besuchen. J. D. Möller machte gerne von dieser Erlaubnis Gebrauch und war bald imstande, sich selbst ein brauchbares Mikroskop zu bauen.

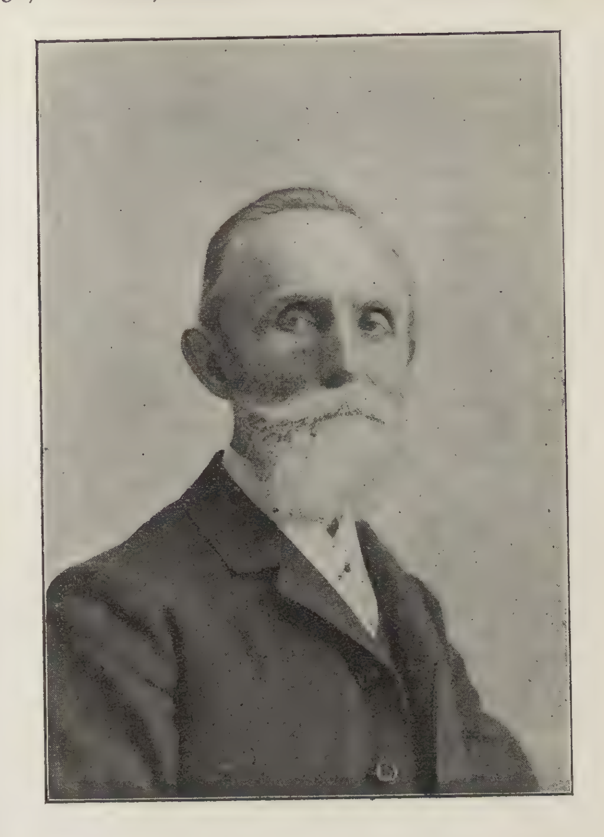
Nach beendigter Lehrzeit beabsichtigte J. D. Möller nach Paris zu gehen, um sich zum Künstler auszubilden. Inzwischen veranlaßte Dr. Schröder ihn, einige Linsenarbeiten zu übernehmen. Die Schleifarbeiten waren damals einträglich, besonders die Anfertigung von Turmalinprismen, die nur wenige gut zu schleifen verstanden. J. D. Möller stand am Wendepunkt seines Lebens. Er wurde Optiker.

Jetzt, im Jahre 1864, ging Möller wieder nach Wedel und richtete sich im Hause seiner Eltern, in einem sehr bescheidenen Stübchen eine optische Werkstatt ein. In den ersten Jahren wurden Linsen, Kalkspatarbeiten und Bilder für Laterna magica geliefert. Nach mehreren Versuchen gelang es, Kalkspat mit Hilfe von Schmirgel mit einer runden Kupferscheibe zu sägen; ähnliche Verfahren sind erst viele Jahre später in andern Werkstätten eingeführt worden. Daneben wurden mit dem angefertigten Mikroskop Untersuchungen aller Art ausgeführt und gelegentlich einige Präparate von Insekten, Holzschnitten usw. angefertigt. Da eine kleine Nachfrage nach Präparaten aller Art vorhanden war, wurden solche auch bald für den Handel hergestellt.

Das Museum „Godeffroy u. Sohn" lieferte zum großen Teil das Material für diese Präparate.

Einen bedeutsamen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Arbeiten von J. D. Möller gab das Buch von Dr. S. Rabenhorst „Süßwasser-Diatomaceen." Da Präparate von solchen in größerer Menge gewünscht wurden, wurde das Geschäft der Anfertigung von Präparaten recht lebhaft. Möllers Name wurde unter den Mikroskopikern bekannt. Mehr als Spielerei wurden Diatomaceen zu Sternchen vereinigt. Dieses aber bildete die Vorstufe für die Herstellung der allgemein bekannten Typenplatten, denen Möller seinen späteren großen Ruf

verdankt. Über die Anfänge und weitere Entwicklung lassen wir Möller selber erzählen. Er schreibt im Jahre 1890 folgendermaßen:



„Im Jahre 1867 kam ich zu dem mir befreundeten Arzt Dr. Schlüter in Pinneberg, um demselben eine von mir verfertigte Diatomaceen-Platte zu zeigen, welche eine Anzahl hübscher Formen von der Elbmündung enthielt, zu einem symmetrisch geordneten Sternchen vereinigt. Der Herr war sehr erfreut darüber, beachtete jedoch die Platte, die nach meinem Dafürhalten ein wahres Kunstwerk war, nicht in dem Grade, als ich erwartet hatte; er meinte hingegen, wenn eine Diatomaceen-Platte Wert haben solle, so müßten die einzelnen Spezies in Reihen geordnet sein, um sie leicht wieder aufzufinden und die Lage bezeichnen zu können. Er forderte mich auf, eine solche Platte zu machen. Ich wandte ein, daß es unmöglich sei, auch die kleinen Arten in Reih' und Glied zu legen, sondern nur die größeren und größten. Da dies wenig Wert haben könne, schlug ich seinen Auftrag rundweg ab. Nach und nach befreundete ich mich jedoch mit dem Gedanken und machte einen Versuch. Der Versuch gelang, wenn auch unter großen Schwierigkeiten. Ich wandte mich nun unter Einsendung der Platte an Herrn Dr. Rabenhorst mit der Bitte, die Diatomaceen bestimmen zu wollen. Dieser war über meine Arbeit voll Bewunderung und forderte mich auf, für ihn eine ähnliche, möglichst vollständige Platte anzufertigen, und stellte mir sein reichhaltiges Material zur Verfügung. Inzwischen hatte auch Herr Grunow, der bekannte Diatomaceen-Forscher, von meinen Arbeiten Kunde erhalten und forderte mich auf, für die Kaiserlich Königliche Zoologisch-Botanische Gesellschaft in Wien eine möglichst vollständige Platte zu liefern. Die Platte wurde fertig und enthielt in vier Abteilungen 24 Reihen mit 400 Diatomaceen.

Die Kunde von diesen Platten verbreitete sich sehr rasch in den interessierenden Kreisen über die ganze Erde. Aus allen Weltgegenden kamen Aufträge, die nur mit großer Anstrengung erledigt werden konnten."

Möller schreibt weiter, daß die Platten wohl immer vollkommener hergestellt wurden, in der Grundidee aber dieselben blieben. Außer dieser Platte mit 400 Exemplaren wurden eine kleinere mit 100 Arten und noch andere in vielen Exemplaren in den Handel gebracht. Manche andere wurde auf besondere Bestellung angefertigt, so im Jahre 1880 eine Platte mit 1715 Dia-

tomaceen nach Rio de Janeiro, die für den Kaiser von Brasilien als Geschenk bestimmt war. Inzwischen hatte Möller einen seiner Brüder auf das Legen der Typenplatten angelernt.

Die Mithülfe war um so notwendiger, als Möller wegen Nervenüberreizung diese Beschäftigung vorläufig ganz einstellen mußte. Als sich der Gesundheitszustand wieder hob, begann Möller mit seinen Brüdern die angesammelten wertvollen Materialien zu reinigen und zu durchsuchen, um sie für eine besonders große Typenplatte zu verwenden. Nach etwa fünfjähriger angestrengter Arbeit entstand neben vielen kleineren Platten das Wunderpräparat „Universum Diatomacearum Mœllerianum." Diese Platte enthält 4026 einzelne Formen, die auf einem Raume von 6 × 6,7 mm in 9 Abteilungen und 133 Reihen geordnet sind. Jedes Exemplar ist mit Hülfe eines Verzeichnisses leicht zu finden. Die Schwierigkeit bei der Herstellung war so groß, daß mehrfach ernstlich daran gezweifelt wurde, das Werk zu vollenden. Vierzig Tage allein dauerte das Legen der Diatomaceen, eine außerordentlich aufreibende Arbeit.

Weitere 24 Platten enthalten in Reihen angeordnet Diatomaceen der hauptsächlichsten Erden aus den verschiedenen Erdteilen und Meeren. Auf 29 Platten ist eine irreguläre Zusammenstellung. Von diesen 54 Platten sind vergrößerte photographische Aufnahmen gemacht, welche in einem Werke „Lichtdrucktafeln Möllerscher Diatomaceen-Präparate" im Jahre 1891/92 mit einem Namenverzeichnis in den Handel gebracht wurden. Der beste Teil der Sammlung, das "Universum" und die 24 Platten mit der Reihenordnung, sind vor zwei Jahren in den Besitz des Herrn Professor Henri van Heurck, Direktor des botanischen Gartens in Antwerpen, übergegangen.

Da das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stark vorhandene Interesse für Diatomaceen mit der Zeit bedeutend abgenommen hat, mußte das Möllersche Institut auch andere Geschäftszweige aufnehmen. Die Mikrophotographie wurde auf eine bedeutende Höhe gebracht. Die dazu erforderlichen Photographie-Apparate wurden in der Möllerschen Werkstatt, die sich natürlich längst nicht mehr in der bescheidenen Stube des Elternhauses, sondern in einem eigenen Hause im Rosengarten bei Wedel befand, selbst angefertigt.

Ende der neunziger Jahre wurde von Möller ein Versilberungsverfahren ausgearbeitet, das für optische Gläser in ausgedehntem Maße angewendet wird. Diese Versilberung steht sowohl in Helligkeit (96 % Reflexion) als auch Haltbarkeit unerreicht da.

Die von J. D. Möller seit dem Jahre 1869 mit seinen Erzeugnissen beschickten Ausstellungen haben ihm stets die höchsten und Ehrenpreise zuerkannt. Auf der Ausstellung in St. Louis im Jahre 1904 wurde er mit dem „Grand Prix" ausgezeichnet. In Anlaß dieser Ausstellung weilte Möller ein halbes Jahr in den Vereinigten Staaten und hat dort noch sehr wertvolles Diatomaceen-Material gesammelt, besonders im Yellowstone-Park und in Kalifornien. Diese Erden sind bereits vollständig gereinigt. Präparate hiervon sind aber bisher nicht in den Handel gebracht; es sollte erst mit der Herausgabe eines neuen Katalogs erfolgen. J. D. Möller sollte dies nicht mehr erleben. Er starb an einer Lungenentzündung, unerwartet, obgleich sein Körper durch eine schon jahrelang vorhandene Verdauungsstörung sehr geschwächt war. Bis zu den letzten Tagen seines Lebens nahm er regen Anteil an dem von ihm gegründeten Geschäfte.

Er war ein Mann von enormer Energie und Schaffenskraft, mit umfangreichem Wissen, dabei ein einfacher, biederer, liebenswürdiger Charakter mit stark ausgeprägtem Rechtsgefühl, ein echter Sohn seiner Heimat.

Das von ihm begründete Geschäft wird von seinen bisherigen Mitarbeitern, seinen beiden Söhnen und seinen Brüdern, fortgeführt.

Zur Geschichte der Meteorologie in der Provinz Schleswig-Holstein.

Von **Jochimsen** in Neumünster.

Nachdruck verboten.

II.

Die erste Schöpfung Karstens außerhalb der Stadt Kiel war die Station Neumünster, die in diesem Jahre auf eine 50jährige Tätigkeit zurückblicken kann. Sie wurde am 1. Dezember 1855 eingerichtet und hat seitdem nicht weniger als sieben Beobachter gehabt und zweimal auf längere Zeit ruhen müssen, da die Erwerbung neuer Vertreter auf erhebliche Schwierigkeiten stieß. Mit Ausnahme der Jahre 1889 bis 1904, während welcher Zeit sie in die dritte Ordnung zurückversetzt wurde, war sie eine Vollstation. Mit Rücksicht darauf, daß nach dem Ableben des Seminarlehrers Dr. Buttel in Segeberg die dortige Station zweiter Ordnung aufgehoben ist, liegt es in der Absicht der Berliner Zentrale, die Station in Neumünster dauernd zu erhalten, umsomehr als dieser Ort sich in den letzten Jahrzehnten zu einem bedeutenden Verkehrszentrum der Provinz entwickelt hat.

Im Jahre 1856, im Monat August, wurde seitens der großherzoglich-oldenburgischen Regierung in Eutin eine Station eingerichtet, die zu gleicher Zeit dem Zentral-Institut zu Berlin untergeordnet wurde und seit 1866 ihre Beobachtungsergebnisse abschriftlich an Professor Karsten einsandte.

Nachdem auch Meldorf an die Zentrale in Kiel angeschlossen worden war, gründete Karsten in den Jahren 1856 und 1857 noch Stationen zu Altona, Neustadt i. H. und Westerland auf Sylt, von denen die letztgenannte noch heute in Tätigkeit ist. Leider wurde der Wert der dort erworbenen Materialien dadurch sehr beeinträchtigt, daß in den ersten Jahrzehnten die Beobachter sehr häufig wechselten und verschiedentlich Ruhepausen eintreten mußten, von denen eine vom Dezember 1859 bis März 1866 andauerte.

Sehr wertvoll sind die Aufzeichnungen der Station Gramm in Nordschleswig geworden. Sie wurde 1855 von dem Physikus Dr. Reimers aus eigenem, wissenschaftlichem Interesse eingerichtet und seit 1866 dem Physikalischen Institut zu Kiel angeschlossen. Reimers verwaltete die Station bis zu seinem Tode im Jahre 1876. Ihm folgte als Beobachter der Handels- und Kunstgärtner Behrens bis zum Herbst 1900, und im November desselben Jahres übernahm sein Sohn, der Maschinenbauer Behrens, die Leitung der Station, so daß diese im laufenden Jahre auf eine 54jährige ununterbrochene Tätigkeit zurückblicken kann.

Während Neuber, Michaelsen und Reimers allem Anschein nach die Metereologie zu einem guten Teil in den Dienst der Medizin zu stellen suchten, wurden von anderer Seite Versuche gemacht, sie der Landwirtschaft dienstbar zu machen. So bestand zu Rödding, welcher Ort nördlich von Gramm liegt, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Ackerbauschule, an der in den Jahren 1850 bis 1863 meteorologische Beobachtungen angestellt wurden; jedoch erfolgte kein Anschluß an das Institut in Kiel, so daß die in Rödding gesammelten Materialien als verloren gelten dürfen.

Zu Woltersmühle im Fürstentum Lübeck wurden ebenfalls an einem dort bestehenden landwirtschaftlichen Institut von dem Lehrer C. Gohrbrandt seit 1857 regelmäßige Beobachtungen vorgenommen. Gohrbrandt besorgte sie teils aus eigenem Interesse, teils um sie der Landwirtschaft und überhaupt der Wissenschaft dienstbar zu machen, aus welchem Grunde er sich 1868 den

Bestrebungen Karstens anschloß. Leider erlosch auch diese Station sehr früh, nämlich bereits im Jahre 1871.

Von weit kürzerer Dauer waren die meteorologischen Aufnahmen zu Maibüllgaard auf der Insel Alsen, wo an einer dort eingerichteten Ackerbauschule seitens der Lehrer in den Jahren 1861 bis 1864 Beobachtungen vorgenommen wurden, denen ohne Frage durch die politischen Ereignisse im Jahre 1864 ein Ende gesetzt wurde.

Von längerer Lebensdauer war die Station Oldesloe. Sie wurde im Jahre 1857 von dem Physikus Dr. Ackermann eingerichtet. Er stellte regelmäßige Beobachtungen an, die er seinem jährlichen Physikatsberichte beifügte. Auf Ansuchen des Professors Karsten schloß er sich im Jahre 1868 dem Physikalischen Institut zu Kiel an. Leider vermochte Karsten nach Ackermanns Tode keinen neuen Beobachtrr zu finden, so daß die Station Oldesloe bereits 1873 aufgehoben werden mußte.

Im Juni 1863 gründete Karsten die heute noch bestehende Station Husum, die leider ebenso wie Westerland und Neumünster bis heute hin an einem häufigen Personenwechsel zu leiden gehabt hat.

Im Jahre 1865 richtete Karsten zunächst in der Stadt Flensburg eine Vollstation ein, und im Dezember desselben Jahres gelang es ihm, zu Glückstadt einen Beobachter zu finden. Am letztgenannten Orte wurden auch zweimal täglich die Wasserstände am Pegel, sowie Hochwasser und ungewöhnlich niedriges Wasser verzeichnet. Diese Pegelmessungen dürften unstreitig zu den ältesten des deutschen Küstengebiets gehören. Während die Station Glückstadt im Jahre 1891 aufgehoben werden mußte, erfreut sich diejenige zu Flensburg noch des Fortbestehens, was besonders dem kräftigen Aufblühen dieser Hafenstadt und den dort bestehenden höheren Schulen zu verdanken ist.

Im März 1866 wurde in Segeberg von dem Seminarlehrer Dr. Buttel (s. o.) eine meteorologische Vollstation eingerichtet, die mit großem Fleiß verwaltet wurde. Sie war die höchste und am kontinentalsten gelegene Station der Provinz Schleswig-Holstein und zeigte dementsprechend die größten Temperaturgegensätze. Nach dem Ableben des Dr. Buttel wurde, wie bereits erwähnt, die Station Segeberg aufgehoben und dafür die im nahen Neumünster belegene Station dritter Ordnung zu einer solchen zweiter Ordnung erhoben.

Nachdem Karsten im Oktober 1868 zu Kappeln eine meteorologische Station eingerichtet hatte, an welcher Dr. Dilling, Lehrer am Landwirtschaftlichen Institut, die regelmäßigen Beobachtungen übernahm, gelang es ihm noch im Jahre 1869, in Nordschleswig zu Tondern und Hadersleben für seine Zwecke Beobachter zu gewinnen. Diese beiden Stationen sind in den Jahren 1893 bezw. 1886 eingegangen, wohingegen sich Kappeln bis zum Jahre 1903 gehalten hat.

Infolge der veränderten politischen Verhältnisse wurden sämtliche Stationen Schleswig-Holsteins im Jahre 1869 dem Königlich Preußisch Meteorologischen Institut zu Berlin unterstellt. Jedoch überließ Dove, der damals das Institut leitete, bereitwilligst seinem Freunde Karsten in Kiel die weitere Leitung der mit ihm zusammenarbeitenden Stationen zu Altona, Glückstadt, Oldesloe, Segeberg, Eutin, Lübeck, Neumünster, Woltersmühle, Meldorf, Neustadt, Husum, Kappeln, Flensburg, Westerland auf Sylt, Tondern, Apenrade, Hadersleben und Gramm. Mit Einschluß von Kiel bestanden also damals 19 Vollstationen, an denen seit ihrem Anschluß an das Institut in Kiel Luftdruck, Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Niederschlag, Wind, Gewitter usw. regelmäßig beobachtet worden waren. Neben diesen bestand zu Fegetasche bei Plön seit 1861 eine Regen-

station, die erste dieser Art in der ganzen Provinz. Sie stand unter der Aufsicht des dortigen Ölmüllers Diedrichsen. Sämtliche Stationen reichten ebenso wie früher ihre Tabellen nach Kiel ein, und am Physikalischen Institut wurde sodann eine Abschrift für die Zentrale in Berlin besorgt. Dieses Verhältnis bestand bis Mitte der neunziger Jahre. Seitdem haben die Beobachter, deren Zahl, wie oben bereits mitgeteilt worden ist, beständig abgenommen hat, die monatlichen Beobachtungsergebnisse direkt an das Meteorologische Institut eingesandt und dem Physikalischen Institut zu Kiel Jahresberichte übergeben, die hier zusammengestellt alljährlich im Druck erscheinen und dann den Beobachtern zugestellt werden. Die Kieler Universität verfügt infolgedessen über so umfangreiche meteorologische Materialien, wie sie keine zweite Universität des Deutschen Reiches aufzuweisen hat.

Von den einst von Karsten geschaffenen bezw. geleiteten Stationen bestehen heute nur noch diejenigen zu Kiel, Lübeck, Eutin, Neumünster, Meldorf, Flensburg, Gramm, Westerland und Husum, die jetzt sämtlich Vollstationen sind. Das zur Universität Kiel gehörende Physikalische Institut steht jedoch nicht, wie die anderen Stationen, unter dem Meteorologischen Institut zu Berlin, sondern übergibt diesem nur regelmäßig seine Beobachtungsergebnisse. Neben jenen Stationen zweiter Ordnung besteht zurzeit noch diejenige dritter Ordnung zu Schleswig, die im Jahre 1877 vom Institut begründet wurde. Die im Jahre 1896 zu Plön ins Leben gerufene Station zweiter Ordnung erfreute sich nur eines kaum neunjährigen Bestehens.

Von großer Bedeutung für unsere Provinz wurden die Bestrebungen des Professors Dr. G. Hellmann, des jetzigen Leiters des Meteorologischen Instituts, der 1879 seinen „Plan für ein meteorologisches Beobachtungsnetz im Dienste der Landwirtschaft des Königreichs Preußen" schuf. Wie aus dieser epochemachenden kleinen Schrift zu ersehen ist, stand Schleswig-Holstein, dank den Bemühungen des Professors Karsten, damals unter sämtlichen preußischen Provinzen hinsichtlich der Zahl der Stationen an erster Stelle. Während hier nur 20 Quadratmeilen auf eine Station kamen, entfiel beispielsweise in Brandenburg auf 182 und in Posen auf 266 Quadratmeilen nur eine Station. Hellmann forderte im Interesse der Landwirtschaft eine Ausstattungsziffer von einer Station auf drei Quadratmeilen. Dementsprechend wurde, nachdem das Meteorologische Institut im Jahre 1885 vom Statistischen Bureau abgetrennt und seine volle Selbständigkeit erlangt hatte und nachdem die nötigen Fonds zur Anschaffung von Instrumenten und zur Gewinnung von Arbeitskräften gewährt worden waren, im Jahre 1887 mit der Organisation eines großen, ganz Norddeutschland umfassenden Netzes von Regenstationen begonnen. Von Osten nach Westen fortschreitend, vollendete die Berliner Zentrale in den folgenden fünf Jahren die längst von Hellmann vorgezeichnete Aufgabe. Im Sommerhalbjahr 1891 wurde Schleswig-Holstein mit einem Netz von Regenstationen ausgestattet. Wie aus den Veröffentlichungen des Königlichen Meteorologischen Instituts zu ersehen ist, hatte unsere Provinz im Jahre 1904 im ganzen 111 Regenstationen, und zwar 55 im früheren Herzogtum Schleswig und 56 in Holstein mit Lauenburg. Da es manchem von Interesse sein dürfte, diese kennen zu lernen, stellen wir sie nach Kreisen zusammen und fügen den vor 1891 eingerichteten das Jahr der Begründung in Klammern bei:

Kreis Hadersleben: Bröns, Christiansfeld, Galstedt, Gramm (1855), Heisagger, Jägerup, Rödding, Schottburg, Toftlund, Ulfshuus. — Kreis Apenrade: Apenrade (1869), Tombüll, Uk. — Kreis Sonderburg: Broaker, Mummark, Norburg, Sonderburg. — Kreis Flensburg (Stadt und Land): Flensburg (1865), Eggebek, Kleinsolt, Kl. Wiehe, Sterup, Steinbergholz. — Kreis Schleswig: Erfde, Friedrichstadt, Treia, Kappeln (1868),

Kl. Bennebek, Mohrkirch-Osterholz, Schleswig (1877). — Kreis Eckernförde: Borby, Brekendorf, Gettorf, Kl. Waabs. — Kreis Eiderstedt: Tating, Westerhever. — Kreis Husum: Bredstedt, Husum (1863), Joldelund, Nordmarsch, Pellworm. — Kreis Tondern: Amrumer Leuchtturm, Bodsbüll, Kirkeby auf Röm, Hoyer, Ladelund, Lindholm, List auf Sylt, Lügumkloster, Medelby, Niebüll, Tingleff, Westerland (1856), Wyk auf Föhr. — Kreis Oldenburg: Burg auf Fehmarn, Dahmeshöved, Heiligenhafen, Lensahn, Marienleuchte auf Fehmarn, Neustadt in Holstein (1856). — Kreis Plön: Bellin, Hasberg, Plön, Preetz, Schönberg. — Kreis Kiel: Physikalisches Institut (1849) und Sternwarte. — Kreis Bordesholm: Bordesholm. — Kreis Neumünster: Neumünster (1855). — Kreis Rendsburg: Hademarschen, Hohenwestedt, Rendsburg. — Kreis Norderdithmarschen: Büsum, Heide, Jarrenwisch, Schalkholz, Tellingstedt. — Kreis Süderdithmarschen: Burg, Helgoland (1873), Marne, Meldorf (1865). — Kreis Steinburg: Brokdorf, Brokstedt, Christinental, Elskop, Glückstadt (1865), Horst, Itzehoe, Kellinghusen, Wilster. — Kreis Segeberg: Bornhöved, Bramstedt, Glashütte, Segeberg (1866), Ulzburg. — Kreis Stormarn: Bargteheide, Oldesloe (1857), Reinbek, Trittau. — Kreis Wandsbek: Wandsbek. — Kreis Pinneberg: Bullenkuhlen, Pinneberg, Wedel. — Kreis Altona: Altona (1856). — Kreis Herzogtum Lauenburg: Mölln, Pötrau, Ratzeburg, Schwarzenbek, Steinhorst.

Im Anschluß an diese Zusammenstellung bemerken wir noch, daß in Eutin seit 1856, in Hamburg dagegen erst seit 1878 regelmäßige Regenmessungen vorgenommen worden sind.

Neben diesen Regenstationen hat das Meteorologische Institut seit 1890 eine stattliche Anzahl Gewitterstationen eingerichtet. Nach den „Ergebnissen der Gewitterbeobachtungen“ im Jahre 1905 nennen wir folgende: Haverwatt, List auf Sylt, Lügumkloster, Norder-Seiersleff, Bredstedt, Dagebüll, Langeneß, Pellworm, Westerland, Wyk, Jarrenwisch, Tönning, Westerhever, Neuwerk, Aarö, Apenrade, Gramm, Hjerting, Toftlund, Ulfshuus, Flensburg, Kappeln, Nordhackstedt, Schleswig, Sonderburg, Tingloff, Bokelholm, Christinental, Eckernförde, Husum, Kl. Bennebek, Meldorf, Neumünster, Süderstapel, Tellingstedt, Westerrönfeld, Bramstedt, Büttel, Glückstadt, Großborstel, Lockstedter Lager, Quickborn, Eutin, Friedrichsort, Heiligenhafen, Lütjenburg, Kiel, Neustadt, Plön, Preetz, Schönbeeg, Bargteheide, Lübeck, Niendorf, Oldesloe, Ratzeburg, Segeberg, Travemünde, Pötrau und Marienleuchte auf Fehmarn. Sämtliche Gewitterstationen haben über Erscheinen und Zug des Gewiters, Zeitpunkt des ersten Donners, Zeitpunkt der größten Nähe, Ende und Stärke des Gewitters, Formen, Farbe und Richtung der Blitze, Wetterleuchten, Begleiterscheinungen (Niederschlag, Böen, Windrichtung, Windstärke), Blitzschläge usw. zu berichten.

Nachtrag zum Artikel „Jeremias Christensen“ in Nr. 9 der „Heimat.“

Da ich den Bildhauer Christensen persönlich nur selten getroffen, mußte ich in meinem Berichte mich auf die Mitteilungen anderer verlassen. Nachstehende Berichtigungen gingen mir von einer Schwester des Künstlers zu. Im Interesse der Verwandten bedaure ich die Irrtümer sehr, die zum Teil wohl auch darin ihren Grund haben mögen, daß Christensen während seiner Ausbildungszeit, der Heimat fern, immer sich fremd fühlte, nur sparsam Mitteilungen aus seiner Vergangenheit machte. Aber was er geworden, trotz aller Hemmungen — ein Bildhauer, dem der rechte Arm den Dienst versagt! — nicht was er gewesen, das wird den meisten Lesern das Wichtigere sein. Doris Schnittger.

In der Lebensbeschreibung des Bildhauers Jeremias Christensen aus Tingleff in der letzten Nummer der Zeitschrift „Die Heimat“ sind einige Unrichtigkeiten

vorgekommen, die ein schiefes Bild von den Familienverhältnissen des Künstlers geben, und die wir deshalb hiermit berichtigen möchten.

1. Christensen hat keine Stiefmutter gehabt. Seine Mutter ist erst 1906 im hohen Alter von reichlich 75 Jahren gestorben und hat also noch erlebt, daß der Sohn als namhafter Künstler gefeiert wurde.

2. Christensen ist als gesundes und wohlgebildetes Kind zur Welt gekommen. Im Alter von einem Jahr erkrankte er an einer bösartigen Hüftgelenkentzündung, die ihn jahrelang ans Krankenbett fesselte. Später trat noch eine zeitweilige Lähmung und Muskelschwund des rechten Armes hinzu, so daß, auch nach seiner Heilung, die ganze rechte Körperhälfte verkümmert war, indem das rechte Bein und der rechte Arm kürzer und weniger stark entwickelt waren als die entsprechenden Gliedmaßen der linken Seite.

3. Es hat ihm während seiner Leidenszeit nie an sorgfältiger Pflege und ärztlicher Behandlung gefehlt. Die so oft beobachtete Tatsache, daß ein von der Natur stiefmütterlich begabtes Kind der Mutter ganz besonders ans Herz gewachsen ist, zeigte sich auch hier und zwar in schönster Gegenseitigkeit. Mutter und Sohn liebten sich mit einer Innigkeit, wie sie nicht größer sein konnte. Rührend war es für Fremde, zu hören, wie die alte Frau, wenn sie mit ihm sprach, auch nachdem er längst ein berühmter Meister geworden war, ihn immer nur „min Dreng" (mein Junge) nannte, — und zu sehen, wie der Sohn nie müde wurde, das alte liebe Gesicht seiner Mutter in immer anderer und besserer Stellung und Beleuchtung zu zeichnen.

4. Mit Not oder Entbehrung hat er nie zu kämpfen gehabt. Sein Vater war ein fleißiger Handwerker, der, wenn auch nicht wohlhabend, so doch so gestellt war, daß er seiner Familie stets das tägliche Brot verdient hat. Die ziemlich großen Kosten seiner dreijährigen Ausbildung, die der Vater freilich nicht beschaffen konnte, hat der verstorbene Pastor Johannsen in Tingleff ihm in so reichlichem Maße gewährt, daß er sich nie irgend welche Entbehrungen hat auferlegen müssen.

5. Von einer Verbitterung seines Charakters und von einem scheuen Wesen haben wir, seine nächsten Angehörigen, nie etwas an ihm bemerkt. Wohl war er immer bescheiden und drängte sich nie hervor, zeigte aber dabei ein sich immer gleich bleibendes heiteres, freundliches Wesen.



Segen- und Heilsprüche aus Lübeck und Umgegend.

Von **Colmar Schumann** in Lübeck.

V.

C. Gegen Kinderkrankheiten.

I. Gegen Mundfäule (Foß).

1a. Foß, scham di!
Ehmanns Fru seggt di't.

1b. Foß, scham di!
Foß, lahm di!
Beide Texte bilden vermutlich einen dreizeiligen Spruch. Lahm di s. v. a. werde schwach, vergeh'!

2. Foß, ik rad di,
De di gebaren het, verjagt di.

3. Der Fuchs und der Hund (?),
Die fallen ins Meer,
Der Fuchs ziehe hin,
Und der Verschwund komme her!

4. Es gingen drei Jungfern über das Steg,
Die eine rakte das Sand vorweg,
Die andre pflückte ein Blatt vom Baum,
Die dritte ratet den Foß aus dem Mund.
Verderbte Form des Malsegens. A XIII 5.

5. Hier het all ut drunken de Esel un de Oss',
Dormit sall vergahn dat Für un de Foß!

Man bestreicht die Schwämmchen mittelst einer Feder überkreuz dreimal mit Teichwasser. Vgl. IX.

II. Gegen Bruchschaden.

1. In der Johannisnacht gehen drei Männer mit Vornamen Johannes zu einer Birke, spalten sie, treiben einen starken Keil hinein und ziehen das Kind dreimal nackt hindurch. Darauf wird der Keil entfernt und der Spalt fest verbunden. Wie er zusammenwächst, heilt das Kind.
   Hier verstärkt der Name Johannes, die heilige Zeit und der heilige Frühlingsbaum, der noch heute das Pfingstfest schmückt, die Kraft der Abstreifung.
2. Hat ein Kind einen Nabelbruch, so zieht man aus einem Totensarge einen Nagel und berührt mit dessen Kopf die Mitte des Bruches. Sodann muß es barfuß, wenigstens ohne Schuhe, an eine Eiche treten; in diese wird dicht über seinem Kopfe der Nagel eingetrieben. Sowie er verwächst, vergeht der Bruch. Der heilige Baum übernimmt durch Vermittelung des Nagels den Schaden auf sich.

III. Gegen Abzehrung.

Das kranke Kind wird dreimal nackt in tiefem Stillschweigen in einen Backofen geschoben. Dieser empfängt das Leiden.

IV. Gegen englische Krankheit.

Sie wird abgestreift dadurch, daß man das nackte Kind dreimal schweigend durch Stuhlbeine (oder eine andre Enge) hindurchzieht.

Abzubeten im Hühnerstall, besonders abends und morgens. Die Hühner, bei denen das Schreien natürlich und unschädlich ist, können das Schreien des Kindes noch dazu nehmen. Außerdem spielt der Umstand hinein, daß die Kinderseelen Holdas in Hühnergestalten gedacht werden.

VII. Gegen allerlei Krankheiten

hilft es, wenn die Mutter sich um Mitternacht auf den Kirchhof setzt. Die Zaubermacht des Ortes und der Geisterstunde wirken zusammen.

V. Gegen Zahnbeschwerden.

1. Man hängt dem zahnenden Kinde Zähne von einer Leiche um den Hals, dann geht es leichter.

2a. Wenn das Kind einen Zahn verliert, steckt man ihn in ein Mauseloch und spricht:
Ik gev di en hölken Tähn,
Giff mi wedder en knökern Tähn!

2b. Mus, Mus!
In din Lock stek ik min hollen Tähn usw.

2c. Müschen,
Ik gev di 'n Knüschen,
Giff du mi 'n Tähn wedder!
Mausezahn wie Schweinezahn dem Blitze ähnlich. S. 13, III 11.

VI. Gegen Schreien.

Kik, Hahn, kik, Heen,
Kind het en Nachtschrie,
Het en Dagschrie,
Nimm den em (ehr) af,
Dat he (se) 't nich wedder krigen mag
In Johr un Dag!

D. Gegen Krankheiten des Viehes.

I. Gegen Aufblähung des Leibes (Verfangen) bei Pferd und Rind.

1a. Hest du di verfangen in Regen und Wind,
So still ik di dat mit Maria ehr Kind.

1b. Hast du dich verfangen in Wasser, Futter oder Wind,
So still ich das mit unsern Herrn Jesus sein Kind.

1c. Dat Beest het sik verföhn (?) mit Water un mit Wind,
Dat still ik mit Maria ehr Kind.
Besser Heimat IV, S. 82; ebenso Nr. 2 auf S. 45.

2a. Dat Hövd (Veech) het sik verfungen,
Unser Herr Christus hat gesungen (!),
Unser Herr Christus is von 'n Dod erlöst,
Un du büst von 't Verfangen erlöst.

2b. Christus ist erhangen;
Dat Hövd (Beest) het sik verfangen,
Christus ward dat Verfangen (?) los,
Dormit still ik dat Beest dat Verfangen bloß.

2c. Christus gefangen, Christus gehangen,
Das Tier hat sich verfangen.
Christus nicht gefangen, Christus nicht gehangen,
Das Tier hat sich nicht verfangen.

3. Den Wind hest du schlaken,
Verkehrt Luftrohr het 't drapen.
Ik pust di in de Lung,
Nu warst du wedder gesund.

II. Gegen Kolik der Pferde.

1. Stück von de Matt,
Stück von de Katt,
Stück von 'n bösen Wiv,
Wehdag, gah ut 't Liv!

Unter diesem Spruche bestreicht man den Leib dreimal kreuzweis mit einem Hute. Vgl. Wuttke 713, wo von einem beim Abendmahl getragenen Hute ähnliche Wirkung erwartet wird.

2. Halmann, he plagt di woll an 'n verborgnen Ort,
Mit de poor Würd .....
Zu vermuten der fehlende Reim: fort.

III. Gegen das Zeichen am Kuheuter, eine Entzündung mit roter Färbung.

Man nimmt einen Stein auf, bestreicht damit das Euter und spricht:
Du büst teekent.
Den Schreck still ik mit düssen Steen.
De Arrer un de Slang,
De schlögen sik in den Sand,
Dat se zirschten.
Dormit still ik dat Teeken.

Der Spruch vollständiger Heimat IV 82. Statt des Steines genügt ein Löffel. Beide aber müssen genau an ihren Platz zurückgelegt werden, damit das Leiden auf diesen übergehe. Der Segen wird auch gegen Brustschmerzen Stillender gebraucht.

IV. Gegen Rüggblod un Stertworm der Kühe,

d. i. Scheidenentzündung und krebsartiges Leiden am Schwanze, bei dem die Haare ausfallen, angeblich durch einen Wurm veranlaßt.
Dat Rüggblod will ik versteken,
Den Dreeenigen dorbi nicht vergeten.

V. Gegen Fehlgeburt (Versetzen) der Kühe

hilft eine Ziege im Stalle. Die Ziege Donar geweiht.

VI. Gegen den Rotlauf oder das Feuer der Schweine.

Petrus und Sanktorius (?) güngen över plögt Land.
Wohin Du begnadigst, soll's stehn
Und nicht weiter gehn,
Bis die Stern' am Himmel stehn!

E. Verschiedene andere Segen.

I. Gegen Verhexung.

1. Man trägt einen Zettel bei sich, am besten auf bloßem Leibe, der in folgender Art beschrieben ist:

DC	DC	DC
CD	CD	CD
DC	DC	DC
CD	CD	CD
DC	DC	DC
CD	CD	CD

Hierdurch schützt man sich ständig gegen allerlei schädliche „Besprechungen."

2. Gegen Behexung des Viehes bezeichnet man die Stalltür mit dem Zeichen der Dreieinigkeit †††.

II. Gegen Feuersbrunst.

1. Feuer, du heiße Flamm',
Dir gebeut Christus, der heilige Mann:
Du sollst still stehn
Und nicht weiter gehn!

Ähnlich bei Wuttke 239, aber Z. 1: Du heißest Flamm'. Hier ist Christus an Stelle Donars getreten, wie in Süddeutschland der heil. Florian.

2. Gegen Blitzschlag schützt eine ans Scheunentor genagelte Eule.

Die Eule ist dem sogen. feurigen Drachen (Fürdrak) verwandt und ein Hexentier, sie soll also abschrecken.

III. Gegen Fortfliegen der Bienen.

Ihr Immen und ihr Bienen,
Die ihr vor mir erschienen,
Setzt euch auf diesen gräunen Stamm!

Die große Achtung und Fürsorge, welche der Bauer von jeher diesen für heilig und heilkräftig gehaltenen Tieren entgegenbrachte, hat einen ganzen Vorrat von Sprüchen u. Vorschriften erzeugt. S. Wuttke 150 u. 671.

IV. Gegen Hunde.

1. Gegen den Biß ißt man die Formel:
Saga Maga Baga Saga
Baga Saga Maga Baga
auf Butterbrot.

2. Gegen Bellen und Beißen drückt man beide Daumen fest ein, sieht das Tier starr an und spricht:
Hund, bit din Gaumen,
Wie ik min Daumen,
Dat du nich bellst noch bittst!

3. Gegen Entlaufen eines neuen Hundes. Man gibt ihm ein Stück Zucker, das man mit seinem Schweiße betropft hat. So geht ein Teil von dem Menschen in das Tier über und fesselt beide aneinander. Eine Art Liebeszauber.

V. Gegen Alpdrücken (Mohrriten).

1. Wen der Alp drückt, der muß aus dem beängstigenden und die Brust beklemmenden Traumzustande hochzukommen suchen und seine Pantoffeln umstellen.

2. Er muß zehnmal in einem Atem sagen: „Kumm morgen un hal di veer Sößling!" Kommt am Morgen eine alte Frau, um Geld zu borgen, so darf man ihr nichts geben. Dann hat sie, welche die Nachtmahr war, keine Gewalt mehr über einen.

3. Gegen böse Träume bewahrt man sich dadurch, daß man vorwärts (?) ins Bett steigt.
   Üblich und richtiger ist rückwärts, wegen des Einflusses des Verkehrten. S. Wuttke 419 u. o. A I 11 (Blutung).

VI. Gegen Ohrenklingen.

Min Ohren klingen,
Gottes Engel singen.

VII. Gegen Gedächtnisschwäche.

Wenn man sich mit der Galle eines Rebhuhns (?) alle Morgen die Schläfen einreibt, bekommt man ein gutes Gedächtnis.

VIII. Gegen Heimweh.

1. Dem Leidenden gibt man Wasser zu trinken, von dem vorher ohne sein Wissen ein Pferd getrunken hat. — Dieses muß gewiß zu dem gegenwärtigen Aufenthaltsort des Betreffenden gehören; dann soll von seinem Heimgefühl durch den Trunk aus demselben Wasser etwas auf den Zugezogenen übergehen.
2. Wer weit fort kommt, dem lege man heimlich ein Stück Brot in seine Lade oder seinen Koffer. Im Brote, das ja ursprünglich im Hause gebacken wurde, trägt er gleichsam die Seele der Heimat bei sich.
3. Kommt ein Mädchen anderswo in Dienst, so muß der Vater sie hinführen und sofort beim Eintritte in die Haustür über die Schulter spucken. Der Speichel wehrt Hexen und alles Widrige ab.

IX. Gegen jegliche Gefahr im Kriege

schützt den Soldaten ein sogen. Himmelsbrief, wie deren mehrere bekannt gemacht worden sind, z. B. Heimat XVII, S. 274.

X. Mittel zum Wachsen.

Wer gern größer werden will, muß nachts zwischen 12 und 1 Uhr aus dem Bette aufstehen und dreimal über einen Strohhalm springen. — Stroh ist wie Korn überhaupt wunderkräftig, zumal in Verbindung mit dem Mitternachtszauber.

Zum Schlusse zwei Scherzsprüche:

1. Dor sprungen twee Kälver,
   De een wer swatt, de anner wer brun.
   Wenn't helpt, ward't beter.
2. De Hund springt över't Heck,
   Springt wedder över't Heck.
   Helpt dat, ward dat beter.

Vgl. Ammenscherze, z. B. meine Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend, Nr. 50—53 und 664.



Tagebuchblätter einer Schleswig-Holsteinerin in den Jahren 1863/64.

Mitgeteilt von **Felix Schmeißer.**

I. Während der Weihnachtsferien in Kiel 1863.

Kiel, den 26. Dezember 1863.

Sonnabend, nachmittags. Einige Knaben und Eckensteher stecken deutsche Kokarden an und geraten in Konflikt mit dem dänischen Militär.

5 Uhr. Die Aufregung wächst, die Straßen wimmeln von Militär. Den Kaufleuten und ersten Bürgern werden von Soldaten, sogar von Offizieren die Fenster eingeworfen.

8 Uhr. Eine Deputation von 10 Bürgern begiebt sich zum Stadtkommandanten und verlangt, daß die Soldaten in ihre Quartiere beordert werden. Er verweigert dies; vor 9 Uhr kann er nicht Zapfenstreich blasen lassen.

Er wird darauf für alle Folgen verantwortlich gemacht, und um ½9 Uhr hört man den Zapfenstreich. Patrouillen von 7 Dragonern durchziehen die Stadt. Ein Komitee von 25 Bürgern, als Abzeichen eine weiße Binde um den Arm, sucht Ruhe zu erhalten. Die Bewegung wird gedämpft. Alle Läden waren um 8 Uhr geschlossen. Der Stempelpapierverwalter Rübstorf ist von 4 Schutzmännern abgeholt und nach dem Dampfschiff begleitet.

Sonntag, den 27. Dezember, morgens 11 Uhr. Große Versammlung in Elmshorn um 11 Uhr. Freie Bahnzugbeförderung.

Abends 5 Uhr. Die Läden sind alle geschlossen. Die Schutzmänner — 50 der angesehensten Bürger — durchziehen je 2 und 2 die Straßen.

Montag, den 28. Dezember. Morgens 6 Uhr sollen die Soldaten abziehen.

Abends 9 Uhr. Vor einer halben Stunde sieht mein Schwager wieder einen Soldaten die Fensterscheiben beim Kaufmann Voß einwerfen. Die Offiziere patrouillieren.

Montag, den 28. Dezember, vormittags. Wie gestern Morgen binden wir Buketts zum Empfange der deutschen Truppen.

1/2 12 Uhr. Das 9. Bataillon zieht von Süden ein. Die Offiziere der 2 Kompagnien Holsteiner, welche aus den Lauenburgern ausgeschieden, fahren allein durch; die Holsteiner haben einmütig erklärt, nicht weiter nach Norden gehen zu wollen, und ihre Waffen niedergelegt. — Das Volksthing in Elmshorn ist von 20—30 000 Menschen besucht gewesen; Advokat Metz aus Darmstadt hat ergreifend geredet und begeistert die Opferwilligkeit des deutschen Volkes geschildert, dann zur Ruhe und Ordnung ermahnt im Vertrauen auf das deutsche Volk und unser gutes altes Recht. Dem Herzog ist gleich im Anfang gehuldigt.

In Neumünster ist ein Extrazug angehalten; der Bahnhof ist von dänischem Militär besetzt gewesen, das vor den Augen der Passagiere scharf geladen hat. Darauf ist nach Altona telegraphiert und Antwort gekommen, augenblicklich frei passieren zu lassen. — Man sieht mit Spannung den Ereignissen der nächsten Tage entgegen.

Abends. Das Militär sucht Streit in allen Wirtshäusern; die Bürger vermeiden jede Unruhe. Es sind noch 1 Bataillon und 1 Schwadron Dragoner vom Süden eingerückt.

Bei Onkel W. sind heute Abend die Fenster eingeschlagen; er selbst und seine Leute sind von betrunkenen dänischen Soldaten gemißhandelt.

Dienstag, den 29. Dezember, morgens. Die Dänen ziehen allmählich ab; es werden Vorbereitungen zum Empfange der Deutschen getroffen.

1/2 1 Uhr. Wir sitzen am offenen Fenster. Die Dänen sind seit einer halben Stunde fort. Die ganze Stadt prangt im Fahnenschmuck, viele Häuser sind bekränzt, es werden grüne Guirlanden über die Straßen gezogen. Alles schmückt sich mit den deutschen und schleswig-holsteinischen Farben.

Die ersten Deutschen rücken ein, geschmückt mit Kränzen und Buketts. Unermeßlicher Jubel. Trommelwirbel durch die Straßen. Die Korporationen der Gewerke versammeln sich, um die Kommissare zu begrüßen und vom Bahnhof zu holen. Die Kutsche, die sie holen soll, fährt vorbei; der Kutscher ist geschmückt mit langen schleswig-holsteinischen Bändern, die ihm von Hut und Schultern wehen, die Pferde gleichfalls. Jetzt — horch! Der Marsch „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ertönt in der Ferne! Liebe, lang entbehrte Klänge! Da, da biegt der Wagen mit den Kommissaren in die Vorstadt ein. Sie sitzen in lauter Blumen und Kränzen, es regnet aus unserem Hause Buketts. Welch ein Grüßen, Nicken und Willkommen! Nun folgt der Magistrat; jetzt Kavallerie — hannoversche Dragoner — wie freundlich sie die Buketts aufnehmen! Die Musik voran. Jetzt sächsische Infanterie mit einem herrlichen Musikkorps. Wie sie um Blumen winken und bitten! Aber wir können ja nicht immer treffen, mancher geht leer aus. Jetzt die Universität mit den Studenten, die ganze Kaufmannschaft mit allen jungen Leuten — die Läden sind geschlossen —, alle Gewerke mit flatternden Fahnen und Standarten, die Zimmererzunft mit den Abzeichen ihres Gewerkes, zuletzt die Ellerbeker Fischer. — Nun ist der endlose Zug vorübergezogen nach dem Markte. Welch ein Gewimmel von Menschen! Viele Landleute zu Pferde haben sich dem Zuge angeschlossen. Wir eilen nach dem Marktplatz und hören die letzten Töne unseres alten Chorals „Nun danket alle Gott," der von tausend und abertausend Lippen ertönt.

Der Menschenknäuel löst sich allmählich auf; es kommen viele Wagen vom Lande, alle Insassen mit farbigen Bändern geschmückt. Man sieht niemand ohne deutsches oder schleswig-holsteinisches Abzeichen.

Die Stadt bildet ein Fahnenmeer, über die Straßen ziehen sich Guirlanden mit „Willkommen." Viele Häuser sind mit grünen Tannen und kostbaren Decken geschmückt. Auf dem Markte haben geredet: Advokat Thomsen, Advokat Nitzsch und der Kommissar Könneritz. Dem Herzog ist gehuldigt, er ist aber auf ausdrücklichen Befehl der Kommissare nicht proklamiert. Die Stadt befindet sich in einem Freudenrausche; Bürger gehen Arm in Arm mit den Soldaten, man hört nur „Schleswig-Holstein," „Es war auf Jütlands Auen," „Freiheit, die ich meine" und die anderen alten deutschen Vaterlands- und Freiheitslieder.

Es dunkelt allmählich, die Kerzen werden nach und nach angezündet; eine herrliche Illumination entwickelt sich. Die Läden überbieten sich in farbenreichen Dekorationen; Herr Bömelburg hat seinen ganzen Laden mit Decken ausgehängt und 12 Säulen mit Stoffen in deutschen und schleswig-holsteinischen Farben umwunden.

Man sieht überall das schleswig-holsteinische Wappen mit der Inschrift: „Se schälen bliwen up ewig ungedeelt" — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte."

Ein Wappen über einer Haustür trägt die Aufschrift:

„Veer Johr seet ick hier lusti un hell anne Wand,
Twölf Johr heff ick truert unbekannt.
De Ked is nu los vun mi un min Land,
Doch hölt se op ewig, as en isen Band."

Inzwischen erschallt immer wieder Trommelwirbel, Scharen von Zivilisten und Soldaten durchziehen singend und jubelnd Arm in Arm die Stadt.

Mittwoch, den 30. Dezember, ½4 Uhr. Die Stadt ist immer noch festlich geschmückt. Bertha und ich wollen Besuche machen, wir sind bei Tante Cordes auf der Hausdiele, da sagt ein Herr: „Wissen Sie es schon, der Herzog ist auf dem Bahnhof." Wir eilen wieder nach Hause. Wie ein Bienenschwarm hasten die Leute nach dem Bahnhof. Wieder fährt die elegante Equipage vorüber. Welch ein Getümmel! Da zieht Karl Heick als Fahnenträger an der Spitze der Studentenschaft hin! — Jetzt kommen sie zurück; wie ein aufgewühlter Ameisenhaufen quillt es um die Ecke, rennt alles durcheinander. Horch, welch ein Jubel, welch ein nicht enden wollendes Hurra! Da! Da erscheint der Wagen! Er ist es! er ist es! Er sitzt auf der Seite, wo wir stehen! Er ist entblößten Hauptes. Wie er grüßt! Welch ein herzgewinnendes, freundliches Gesicht! Aber unsere Buketts erreichen ihn kaum.

Jetzt fort nach dem Markte. Auch der ist gedrängt voll von Menschen. „Wo ist der Herzog?" „Er fährt durch alle Straßen." Jetzt setzt sich ein Strom Menschen nach dem andern in Bewegung — wohin geht es? Da kommt Frau Lange vom Rathaus herab. „Wohin geht der Strom?" „Nach dem Bahnhofe!" Wir eilen dorthin. — Horch! Stille, stille! — — „Es lebe unser Herzog Friedrich VIII!" Das war der Schluß der Proklamation! — Unermeßlicher, brausender Jubel, Glockengeläute, Kanonendonner . . Wie feierlich, wie erhebend! Der Herzog erhebt sich im Wagen; er begrüßt sein liebes, teures Volk, dankt für die Liebe und Treue desselben. — „Es ist heute der glücklichste Tag meines Lebens, aber mir steht ein schweres Leben, eine sorgenreiche Zukunft bevor. Ihr werdet mir beistehen, Sicherheit und Ruhe im Lande zu erhalten. Ich will nach Kräften den deutschen Kommissaren ihre schwere Pflicht erleichtern, dazu bin ich gekommen . ." Zum Schluß: „Es lebe unser Vaterland Schleswig-Holstein!" Unermeßlicher Jubel und immer wieder brausende Hochrufe. Die Musik spielt „Schleswig-Holstein," die tausende der Versammelten stimmen mit ein. 9 Verse werden gesungen. — Der Herzog erscheint oben am Fenster. Wieder erbrausen donnernde Hurras. — Auf der Bahnhofstreppe tritt ein Herr vor: „Stille, stille! Geehrte Versammelte! Selbst falsch unterrichtet, habe ich Ihnen vor 2 Stunden eine unrichtige Nachricht gegeben. Unser Herzog geht nicht wieder fort! Er bleibt hier!"

Kaum ist das letzte Wort gesprochen, als wieder unendlicher Jubel ausbricht. Dann verteilt die Menge sich allmählich.

7 Uhr. Die ganze Stadt ist wieder illuminiert. Neue Inschriften: „Wer nicht vertrieben werden will, der muß vertreiben." Darunter liegt die Photographie des Herzogs. — „Des Volkes Stimme ist die Stimme Gottes" — in schleswig-holsteinischem Transparent. Zwei Hände: „Auf ewig unzertrennlich" und „Hand in Hand, Fürst und Volk fürs Vaterland."

8 Uhr. Der Herzog durchzieht die Stadt im offenen Wagen, begleitet von mehreren Gewerken und einer ungeheuren Volksmenge. Der Jubel scheint kein Ende nehmen zu wollen, man führt die Pferde und ist glücklich, eine Hand an den Wagen legen zu dürfen. — Morgen tritt der Deutsche Bund in Frankfurt zusammen. Gott gebe, daß der Herzog anerkannt werde.

½11 Uhr. Die Turner-Feuerwehr durchzieht in Patrouillen die Straßen, und eine Bürgerwache von 36 48er Kampfgenossen hält Wache am Bahnhofshotel.

Donnerstag, den 31. Dezember, abends 6 Uhr. Gottesdienst und Predigt über Jesaias 41: „Fürchtet Euch nicht, denn ich bin bei Euch! Weichet nicht, denn ich bin Euer Gott! Ich halte Euch mit der rechten Hand meiner Gerechtigkeit." Bedingung: „Liebet Ihn, denn er hat Euch zuerst geliebt. Haltet fest an der Wahrheit. Öffnet Euer Herz der Barmherzigkeit!"

9 Uhr. Fackelzug von Bürgern, Studenten, Turnern, Feuerwehr und Liedertafeln. Es werden mehrere Gesänge vorgetragen, Herr Haack hält eine Rede und bringt das Hoch auf den Herzog aus. Dieser antwortet — einfach, kein Rednertalent. Wieder Gesang. Der Herzog tritt unter die Leute und redet mit den Fahnenträgern.

Freitag, den 1. Januar 1864, morgens 10 Uhr. Der Herzog fährt zur Kirche. Pastor Hasselmann hält eine herrliche Neujahrspredigt.

12 Uhr. Die Frauen Kiels überreichen dem Herzog die Landesfahne.

2 Uhr. 266 Landleute der Umgegend begrüßen vor dem Bahnhofshotel den Herzog und bringen ihm ihre Huldigung dar. Gestern hat er 31 Deputationen empfangen heute ist eine Deputation aus Eckernförde bei ihm.

Gott gebe uns im neuen Jahre ein freies, deutsches Heimatland!

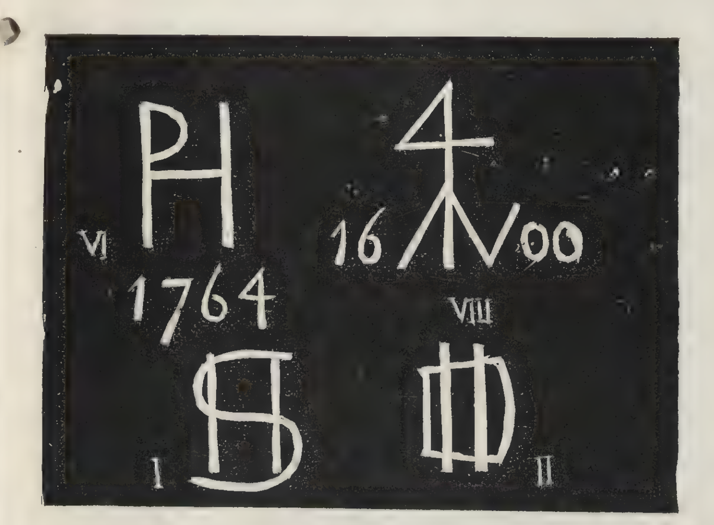


Die Hausmarken in der Kirche St. Marien in Sonderburg.

Von J. **Raben**, Sonderburg.

An den Wänden unserer St. Marienkirche befinden sich mehrere Epitaphien, die nicht nur durch alte Schnitzereien und vorzügliche Porträts interessant sind, sondern auch durch die daran befindlichen Hausmarken. Diese sind zumeist in Wappenform angebracht und stellen die persönlichen Handzeichen der Stifter dar, wie solche damals neben oder an Stelle der Namensunterschrift auf Urkunden usw. angebracht wurden.

Das mittlere Epitaphium an der Südwand der Kirche, errichtet 1657 über „Jenß Jürgensen, Weilandt Fürst: Sonderb: gewesener Camerdiener vnd Hoffschneider, so Anno 1644 d. 24. Novbr. in seinem 67: Jahr's sanfft und seehlich dieser Welt gesegnet, Nachgelassene Frawe, die Ehr- und Tugentr. Dorothea Jensen vnd lieben 7 Kindern in der Nähe vnd ferne (haben) dieses Epitaphium Gott zu Ehren, der Kirchen zum Zier und Ihnen selbsten zur Rhümlichen gedechtnis Verfertigen und anhero Setzen lassen, Anno 1668 den 12. Augusty Ist die Ehr vnd Vieltugendreiche Fraw Dorothea Jenses Nachdem sie: 73: Jahr erreichet in dem Herren Saufft vnd seehlig Entschlaffen," trägt die Hausmarken Abb. I und II.



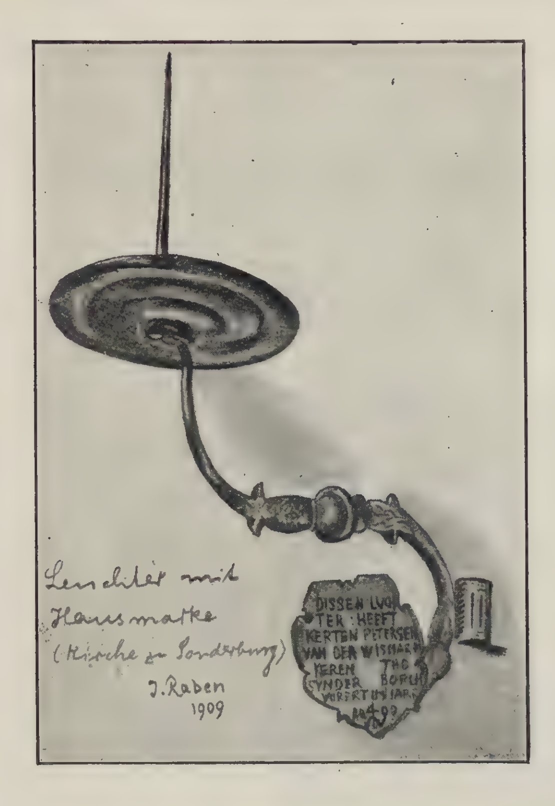
Das westliche Epitaphium an der Südwand trägt 2 Hausmarken (Abb. III u. IV) des fürstlichen Stadtvogts Ernestus Baltzarn und seines Sohnes Jochim Baltzarn, Arrendator der Insel Taasinge bei Svendborg. — Die Inschrift der Tafel lautet: „Der Wolehrnvester und Wolgelarter Herr Ernestus Baltzarn, Ist Anno 1578 den 28 Mai alhie geboren und Anno 1643 den 17 Xtbr. Sehlich entschlaffen, nachdem er 32 Jahre Fürstl. Durchl. Stadtvoigt alhier gewesen. Sowol auch dessen Hausfraw, Die Wol: Edle viel Ehr und Tugentreiche Fr. Eva Weltzin, so in Mechelnburg auff dem Adel: Gute Sammit Anno 1580 d. 20. Septbr. gebohren und Anno 1645 d. 8. April sehlig gestorben, haben 40 Jahre Christlich beysammen gelebet. Ihr hinterlassener, der Wol: Ehrvester und vorachtbar Jochim Ernst Baltzarn, Arrendator der Insul Torsing, hat Gott zum Ehren Seinen Sehl: Eltern zum Gedächtnis und der Kirchen zum Zier dieses setzen Lassen Anno 1563.

An dem westlichen Epitaphium an der Nordwand befindet sich die Hausmarke (Abb. V) des Amtsverwalters Jebsen, über den die folgende Inschrift berichtet: „Anno 1650 (hat) Catharina Jebsen dieses setzen (lassen) nachdem der Wohl Ehrenvester vnd Groß Achtbar Herr Haß Jebsen, Fürstl. Ambtsverwalter alhier, nachdem Ehr in dem fürstlichen Hause in die 50 Jahr getrew vnd redlich gedienet, Sehlich im Herrn entschlaffe, seines alters 76 Jahre. A^o^ 1668 de. 19. Marty ist die viel Ehr vnd Tugentsahme Havsfr. Cathrina Jebsen, nachdem sie 73 Jahr und 7 Monat in diese Stadt gelebet, sanft vnd seel: entschlaffen, der Seele Gott godt gefallen."

Ein alter Messingleuchter, am nordöstlichen Pfeiler der Kirche, im Jahre 1600 von einem Kerten Petersen aus Wismar geschenkt, zeigt die Hausmarke des Stifters (Abb. VIII). Der Leuchter trägt folgende Inschrift:

„Dissen Lvchter : hefft Kerten Petersen van der Wismar der Keren tho Svnderborch vorert im Jare 1600."

Ein zweiter Leuchter, 1601 von „Mathias Brandt, Radtmann, hefft disse Luchter Got und der Kerke Sunderborch to Erren geschenket," trägt die Hausmarke Abb. VII:



Die abgebildeten Marken 6 und 9 befinden sich nicht in der Kirche und sollen nur kurz genannt werden. Bei dem großen Hünengrab — im Volksmunde „Grazienhügel" genannt — an der Einfahrt zu dem Hofe **Abildgaard** bei Augustenburg, steht ein großer Stein, in welchem die Hausmarke (Abb. VI) mit der Jahreszahl 1764 eingemeißelt ist. Es ist die Hausmarke des Hofes Abildgaard.

Ein altes Bronzegefäß, im Besitze des Herrn Oberzahlmeisters **Rohde** in Sonderburg, zeigt die Hausmarke Abb. IX.

In einem alten Gerichtsprotokoll vom Norderharder Thinggericht (Juni 1670), nach welchem eine Frau, Maren Mathiesses aus Holm, wegen Hexerei zum Tode verurteilt wurde, bezieht sich folgender Satz auf die Hausmarken: „At saaledes Ord for Ord erre passerit i alle Maader, som forschreffvit staaer og wi underschreffne ydermere ville stendig vere til deds bedre Bekreftning og Sandheds Widnisbyrd heffr wi paa samptlig Byens Wegne som Forstandere woris sædvanlige Huußmark og Signeter herneden fore trögt." Auf deutsch: „Daß es so, Wort für Wort, wie hier geschrieben, in jeder Weise passiert ist (die Aussage der Zeugen), haben wir, als Vorsteher des Dorfes, zur ferneren Bestätigung der Wahrheit im Namen der Dorfschaft unterschrieben und mit unsern üblichen Hausmarken und Signeten unterzeichnet."



Daraus sieht man wieder die Bedeutung der Hausmarken als Siegel und Unterschrift für die Namen der Besitzer.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 11. November 1909.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3200. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Kassennotiz. **Die im laufenden Jahre eingetretenen Mitglieder, deren Jahresbeitrag für 1909 noch nicht beglichen ist, werden um gef. baldige Einsendung desselben — M. 2,50 — gebeten.**

Vereinsgabe 1909.

Heliogravüre nach dem Gemälde von

Georg Bleibtreu, Die Schlacht bei Bau

Kartongröße 85 × 66 cm, Bildfläche 52 × 39 cm.

Preis 3,20 M.; einschl. Porto u. Verp. 3,85 M.

Näheres s. Heft 1—4 der „Heimat“ 1909. — Abbildung Heft 1, S. 26.

Mitteilungen.

1. Schermaus. (Auskunft.) Lehrer Chr. in G—tz b. Pl. Der mir übersandte Nager ist die Wasserratte oder Schermaus (Arvicola amphibius L.) Schon der Gattungsname Arvicola besagt, daß wir es in diesem Falle keineswegs mit einer Ratte im engeren Sinne zu tun haben (auch unsere Wasserratte ist eine vorzügliche Schwimmerin und lebt gern am Wasser), sondern mit einer Wühlmausart. Besondere Kennzeichen (für die Bestimmung käme sonst auch noch der erste Backzahn im Unterkiefer in Frage): Länge des Körpers mit Schwanz über 16 cm; Schwanz kaum halb so lang wie der Körper; Ohren ragen nicht über die Haare hervor. Von dem Hamster, mit dem die Schermaus leicht verwechselt werden könnte, unterscheidet sie sich namentlich auch durch die hellere Unterseite. Blasius hat zwei Arten unterschieden; wahrscheinlich handelt es sich hier doch nur um die Spaltung einer Art in zwei verschiedene Lebensformen, um die Bildung einer sogen. „Instinktrasse“; denn anatomisch ist die Trennung beider Arten nicht gerechtfertigt. Mir will scheinen, als gehöre das mir vorgelegte Exemplar zur Wasserform, insofern als der Schwanz verhältnismäßig länger und das Tier im ganzen heller gefärbt ist, die Oberseite einen rötlichgelben Schimmer zeigt. Es kommt darauf an, wo Ihre Schüler dies Tier erbeutet haben. Als Wasserratte gräbt sie ihren Bau unmittelbar vom Wasserspiegel aufwärts, wenn sie es nicht vorzieht, im Schilf

und Gestrüpp des Ufers ihr kugeliges Nest zu bauen. Die Schermaus meidet mehr das Wasser und wird in Gärten und Baumschulen nicht nur durch ihr Wühlen (wie der Maulwurf), sondern auch durch das Verzehren der Wurzeln, die sie scharf wie mit der Schere abschneidet (Name!), zu einem gefährlichen Schädling. Barfod.

2. Den Eddelmann sin Wüst vör den Paster. Doar is mal 'n Eddelmann west, de muß sin Paster jeden Harwst twölf Wüst geb'n. Nu hett he mal 'n lütt Swin hatt, dat har Finnen, un do hett he dat slacht'n un in de Wust stopp'n lat'n. Dat sünd abers blos acht Wüst word'n, un do hett he em nich mehr schickt as de. Den annern Sünndag hett de Eddelmann mit sin Fro in de Kirch set'n, doar stiggt de Paster up de Kanzel un seggt:

„Da seht den stolzen Edelmann
und seht sein herrisches Beginnen,
doch sieht man seine Würste an,
die sind so klein und voller Finnen.

Statt zwölfe schickt er mir nur acht,
mein Gott, wer hätte das gedacht!
Zum Himmel flehen meine Lieder:
da hat er seine Würste wieder!

Un do smitt he de Wüst von de Kanzel in den Eddelmann sin Stohl rin.

Mitgeteilt von Anna Renken in Hamburg.

3. Der Anspruch des Fiskus an den Nachlaß der Unehelichen aus dem Jahre 1667. Fürstl. Rescript an den Magistrat zu Tönning, wie es hinkünftig mit eines spurii (spuria = uneheliche Tochter, spurius = unehelicher Sohn) Verlassenschaft, wenn derselbe ohne Descendenten verstirbt, gehalten werden soll.

Von Gottes Gnaden Christian Albrecht 2c. Wir haben auf Unser an euch abgelassenes Mandat ihr, wegen weiland — Erbsache. unterthänigst anhero referiret, und desfalls zu einer Nachricht desideriret, aus eurer sub dato den 21sten Majus, gehorsamst abgelassen Zuschrift, mit mehrerem ersehen. Weil nun intus benannter casus im Landrecht nicht entlediget: so wollen Wir hiemit eingeführet und verordnet haben, daß hinkünftig, da ein spurius ohne Descendenten verstirbt, die Hälfte dessen verlassener Erbschaft dem fisco und die andere Hälfte den nächsten Erben gegeben werden soll, maßen auch ihr anjetzo darunter also zu verfahren, kraft dieses befehliget, habens auch nachrichtlich andeuten wollen 2c.

Gegeben 2c. Gottorf den 27sten Jun. 1667.

Mitgeteilt von E. Walter in Rausdorf bei Trittau.

Briefkasten.

An die Mitarbeiter! Nun das vorletzte Heft dieses Jahrgangs erscheint und ich den Inhalt des Dezemberheftes schon bestimmt habe, muß ich verschiedene Mitarbeiter um Entschuldigung bitten, daß es mir nicht möglich war, den ihnen in Aussicht gestellten Termin für den Abdruck ihrer Arbeiten innezuhalten. Der Eingang von zur Veröffentlichung geeigneten Arbeiten ist so erfreulich groß, daß ich wegen des Raummangels zu meinem lebhaften Bedauern manches länger zurückhalten muß, als den Mitarbeitern und mir lieb ist. Eckmann.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

Für Oktober:

337. Dr. Bruhn, Reinbek. 338. Buer, Wilhelm, Architekt, Berlin-Rixdorf, Sanderstr. 7. 339. Dr. Herm. Dibbern, Kreisschulinspektor, Remscheid. 340. Gätje, Schlachtermeister, Kiel, Fleethörn. 341. Hargens, W., Kuden pr. Eddelak. 342. Hennings, R., Ober-Postassistent, Neumünster. 343. Massmann, A.W. Pawtuket R. J., Mainstreet 209, U. S. of A. 344. Meyer, J., Mühlenbesitzer, Kleinmühlen b. Plön. 345. Ramuth, W., Landmesser, Eutin. 346. Prof. Franz Pahl, Charlottenburg, Weimarerstr. 1. 347. Parbs, Ewald, Bürogehilfe, Pronstorf. 348. Rower, A., Ober-Postassistent, Neumünster. 349. Schmidt, Otto, Kaufmann, Flensburg, Holm 45. 350. Schramm, Förster, Hartenholm b. Bramstedt. 351. Tischbein, P., stud. med., Eutin, Stolbergstr. 352. Voß, Rentier, Frankfurt a. M., Klüberstr. 6. 353. Zollenkop, Ober-Postassistent, Neumünster.

Für November:

354. Duggen, Postassistent, Neumünster, Kasernenstr. 31. 355. Frl. Evers, Elisabeth, Kiel, Körnerstr. 3. 356. Ortsgruppe Gravenstein des Deutschen Vereins für das nördliche Schleswig. 357. Frl. Hamann, Telegraphen-Gehilfin, Neumünster, Anscharstr. 8. 358. Hamann, H., Kaufmann, Danzig-Neufahrwasser, Stettiner Spritwerke. 350. Jonck, Hans, Ingenieur, Danzig-Langfuhr, Ferberweg 9. 360. Karll, Heinr., Ingenieur, Danzig. 361. Locht, C., Kaufmann, Tempelhof b. Berlin. 362. Prof. Dr. Meyersahm, Oberlehrer, Kiel, Lessingplatz 8. 363. Frl. Munck, Neumünster, Schützenstr. 31. 364. von Pein, Paul, Oberpostpraktikant, Danzig-Langfuhr, Am Johannisberg 10. 365. Petersen, P. C., techn. Büro, Husum. 366. Reichardt, Werftsekretär, Danzig-Langfuhr, Ferberweg 6. 367. Schmidt, Lehrer und Küster, Sönderby a. Kekenis (Alsen). 368. Frl. Spickermann, Neumünster, Färberstr 39. 369. Staack, Kais. Werftinspektor, Danzig-Langfuhr, Mirjaner Weg 51. 370. Stumme, Kaufmann, Kellinghusen. 371. Thämer, Geh. Marine-Baurat, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 48. 372. Graf v. Waldersee, Major, Kiel. 373. Frl. Witt, Lilly, Lübeck, Moltkestr. 33. 374. Frl. Ziekermann, Telegraphen-Gehilfin, Neumünster, Haart 5.

Kiel-Hassee, 28. Oktober 1909.
Hamburger Chaussee 86.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 11. November 1909.

Novembergold.

Mit neuen Wonnen sei mir heut' gegrüßt,
Mein hoher Wald! Ich war dir fern durch Wochen
Kraftschlingenden, unstäten Großstadttreibens —
Nun sei gegrüßt zu neuer Rast und Luft!
Als ich dich ließ, trugst du den farbenprächt'gen,
Den herbstesgolddurchwirkten Königsmantel —
Heut' stehst du da in schlichtem braunen Kleid,
Das kaum ein rötlich gelber Streif noch säumt —:
Der jungen Eichen letztes, zähes Laub —.
Dein reicher Mantel sank dir von den Schultern
Zu Füßen und deckt nun den sanftgewellten,
Rings den zur blauen See gesenkten Boden,
Ein güldner Teppich deiner Majestät,
Den die Novembersonne zaubervoll
Zum hellen Himmelsbaldachin aufleuchten
Läßt, — dir zu Ehren, du mein hoher Wald,
Der du ein König bist und bleibst, in welchem
Gewand du unserm Auge auch erscheinst!

Kiel. Toni Harten-Hoencke.



Nordisches Seewesen früherer Zeiten,
unter besonderer Berücksichtigung des Vereinsgebietes.

Von **Karl Radunz** in Kiel.

II.

Die Fahrzeuge dieser Zeit besaßen in der Regel nur einen Mast und ein Segel, letzteres aus grobem Wollstoff verfertigt. Die Größe eines Schiffes wurde durch die Zahl seiner Ruderbänke bezeichnet, wie z. B. Knut der Große ein Schiff besessen haben soll, das mehr als 60 Paar Ruder führte. Die Wikinger bedienten sich der Ruder, die in der damaligen Zeit im allgemeinen noch vorherrschend waren, wie auch der Segel zur Fortbewegung ihrer Schiffe. Sie sollen den Segeln sogar den Vorzug gegeben haben und der Ruder sich nur im Notfalle, bei Windstille oder unter Land bedient haben.

Die Steven, die Enden ihrer Schiffe waren hoch, wie sie schon das Nydam-Boot zeigte. Der Vordersteven war mit irgend einem Tierkopf, vielfach einem Drachenkopf, geschmückt, während der Hintersteven in einen Drachenschwanz auslief, woher auch die heute häufig gebrauchte Bezeichnung als Drachen-

schiffe rührt oder die kürzere Bezeichnung „Drache,“ welche man in der Edda findet. An den Seiten, der Reeling, waren die Kampfschilder aufgestellt, zum Schutze der Insassen beim Gefecht. Zum Lenken und Wenden des Schiffes war an Stelle des Riemens, der bei den Schiffen der Alten benutzt wurde, schon ein Steuerruder angebracht und zwar an der hinteren, rechten Bordseite, dem Steuerbord. Im allgemeinen scheinen die Wikingerschiffe ohne festes Verdeck gewesen zu sein; zuweilen war jedoch eine Hütte vorhanden, oder das Schiff wurde mit einer Decke, einem Zelt, überzogen.

Uns hätte jegliche nähere Überlieferung — abgesehen von literarischen und bildlichen Darstellungen — von den Schiffen und dem Schiffbau dieser Periode gefehlt, wenn uns nicht hier ein eigenartiger Brauch des Volkes auf unsere Zeit Erzeugnisse der damaligen Schiffbaukunst überbracht hätte. Nun wurde es nämlich, wie schon vereinzelt in der ersten Hälfte des jüngeren Eisenalters (Anfang des 5. bis Anfang des 8. Jahrhunderts), in der eigentlichen Wikingerzeit (Anfang des 8. bis zur zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts) Sitte, die Führer und Seekönige an den Küsten mit ihren Pferden, Hunden u. dgl. und mit ihren Schiffen zu beerdigen. Die aufgebahrte Leiche mit allem, was dem Lebenden lieb und wert gewesen war, bedeckten die Getreuen mit Erde, die sich in einem hohen Grabhügel über den Toten wölbte. So standen diese Hünen- oder Königsgräber mit ihren seltenen Schätzen bis auf unsere Zeit.

Aus einem derartigen Königsgrab bei Gokstad am Sandefjord im südlichen Norwegen stammt ein im Jahre 1880 entdeckter Schiffsfund, der ein großes und bedeutendes Wikingerschiff mit allem Zubehör darstellt, und ebenso wie einige andere, gleichfalls im südlichen Norwegen entdeckte Schiffsfunde, wertvolles Material zur Kenntnis der damaligen Schiffe lieferte. Dieses Gokstad-Schiff wird zu den wichtigsten kulturhistorischen Funden der Menschheit gezählt; mit großer Sorgfalt wurde damals die Bergung des Schatzes vollzogen, und letzterer selbst wird jetzt im Garten der Universität zu Christiania aufbewahrt.

Im Jahre 1893 haben die Norweger es fertiggebracht, mit einem, getreu dem alten Fahrzeug nachgebildeten Schiffe, das eine Länge von 23,4 m aufwies, nach Amerika hinüberzusegeln, um auf der Weltausstellung in Chikago mit demselben zu erscheinen.

Die Schiffe der nichtskandinavischen Völker, über die unsere Kenntnis sehr gering ist, darf man wohl als Kopien der skandinavischen Fahrzeuge annehmen. Daß z. B. die Boote der Angeln und Sachsen dem Nydam-Boot, welches man gelegentlich als altsächsisches Fahrzeug angesehen hat, das jedoch wohl eher skandinavischen Ursprunges war, nicht unähnlich waren, ist wahrscheinlich. Genauere Quellen sind bis jetzt leider noch nicht erforscht worden.

Von den friesischen Schiffen wissen wir, daß sie von den skandinavischen verschieden waren. Schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts sollen die Friesen sog. „Koggen,“ d. h. hochbordige, vollbauchige und vollgedeckte Segelschiffe, die sich besonders für den Handel eigneten, gebaut haben. Diese Koggen waren die bekanntesten Schiffe des späteren Mittelalters und wurden besonders von den Seefahrern der Hansa benutzt. Die Friesen können daher, wie Dr. Vogel bemerkt,[1] aller Wahrscheinlichkeit nach den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, das hochbordige, ausschließliche Segelschiff, von dem das ausgebildete Segelschiff der neuen Zeit direkt herzuleiten ist, in die nordeuropäische Seeschiffahrt eingeführt zu haben.

[1] Nordische Seefahrten im früheren Mittelalter. Berlin 1907.

Die Hansa spielt in dem Seewesen des Nordens vom Beginn des 13. Jahrhunderts an die wichtigste Rolle. Sie war bekanntlich eine Handels- und Schutzverbindung deutscher Kaufleute, ihr Zweck u. a. Schutz und Sicherheit zu Wasser und zu Lande und Wahrung gesicherter Fahrt zu See und Land. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts zählten zu ihr bereits 81 Städte, unter diesen als die bedeutendsten Lübeck und Hamburg. Die höchste Blüte der Hansa dauerte etwa 100 Jahre, bis um 1380; endgiltig zu Grabe getragen wurde sie erst durch den dreißigjährigen Krieg.

Während die Normannenzüge, von Norden ausströmend, sich verheerend auf dem Seewege über alle Küsten des Kontinentes ergoß, begann mit dem Aufblühen der Hansa umgekehrt eine friedliche Eroberung der nordischen Küsten durch die deutsche Kaufmannschaft und ihre Handelsflotte. Noch heute erinnert eine ganze Reihe von Städten, wenn auch zum Teil nur in den Trümmern versunkener Herrlichkeiten, wie das kirchenreiche Wisby, der einstige nordische Stapelplatz der Hansa, an diese stolze Blütezeit des Nordens.

Eine stattliche Seemacht, aus den wohlbewehrten Hansakoggen bestehend, diente als starke Stütze namentlich auch in den Kriegen der Hansa gegen Dänemark. In dem ersten Kriege gegen König Waldemar IV. von Dänemark (1361 bis 1362) waren die Hansaschiffe noch mit den Geschützen der alten Zeit (Katapulten und Ballisten) armiert, während es als nicht ganz unwahrscheinlich zu bezeichnen ist, daß im 2. Hansakriege gegen Dänemark (1368—1370) bereits Schießpulver-Rohrgeschütze Anwendung fanden. Vorn und hinten trugen die Schiffe kastellartige Erhöhungen, während sie in der Mitte nur niedrige Bordwand hatten. Von den Hansakoggen, die 1370 Kopenhagen beschossen, wird berichtet, daß die größten sämtlich 100 Bewaffnete und 20 Pferde führten, also in der Größe etwa einem mittleren Schoner oder einer kleinen Brigg der Jetztzeit gleichkamen. Beide Male wurde Kopenhagen eingenommen und geplündert, das letzte Mal mit dem Erfolg, daß in dem darauffolgenden Frieden zu Stralsund (1370) die Küste von Schonen auf 15 Jahre an die Hansa abgetreten wurde.

Eine unerfreuliche Beigabe zur See bildete das Seeräuber- und Strandräuber-Unwesen, das für viele Jahrhunderte den Schrecken der Ost- und Nordsee darstellte. Ich brauche nur den bekanntesten der nordischen Seeräuber zu nennen: Klaus Störtebeker, um vor Ihnen das wilde Seeleben von ehemals aufzurollen, das eine spätere Zeit allerdings mit dem Schimmer der Romantik verklärt hat. Schon Ansgar, der Apostel des Nordens, war auf seiner ersten großen Missionsreise nach Schweden (etwa 829) von Ostseepiraten angefallen und beraubt worden. Adam von Bremen nannte die Fehmaraner um 1076 „Seeräuber und blutgierige Banditen, die keinen verschonen, der zu ihnen hinüberfährt." Auch der um 1421 lebende Seeräuber Peter Dorn („des borgemesters sön van der Borch") und der berüchtigte, im Jahre 1526 von den Hanseaten bei Nysö in Norwegen getötete Seeräuber Martin Pechlin, der Schrecken der Bergenfahrer, waren geborene Fehmaraner.[1]) Die jetzt wieder freigelegte ehemalige Burg Glambek soll diesen Gesellen oft als Unterschlupf gedient haben. Die Verhältnisse zur See in dieser Beziehung bildeten ein würdiges — oder vielmehr unwürdiges — Seitenstück zu denjenigen auf dem Lande. Der Übergang zwischen beiden lag im Strandraub, der namentlich auch in der Nordsee getrieben wurde.

Mit dem Niedergang der Hansa ging auch das Seewesen von seiner stolzen

---

[1]) J. Voß, „Heimat" 1898, S. 215.

Höhe, die es in dieser Zeit hier behauptet hatte, zurück. Dennoch bildete die Ostsee nach wie vor für den Seehandelsverkehr ein Gebiet von nicht geringer Bedeutung, wenn auch auf der Schiffahrt oft arge Nachteile lasteten. So erhob von dem Verkehr zwischen Nord- und Ostsee seit dem 13. Jahrhundert mit kurzer Unterbrechung, die durch die vorübergehende Macht der Hansa erzwungen war, Dänemark den Sundzoll, eine lästige Abgabe, wie sie jedoch auch an vielen anderen Wasserstraßen von den anliegenden Staaten erhoben wurde. Erst im Jahre 1857 gab Dänemark diesen Verkehr gegen Entschädigung frei. Später hat die Ostsee ihren Vorrang in der Reederei an die Nordsee abtreten müssen, da hier vor allem Hamburg als Seeplatz unvergleichlich aufblühte. Hamburgs Seewesen in seiner Vergangenheit und seiner Entwicklung zu schildern, muß ich mir hier leider versagen, es bedürfte dazu eines besonderen Vortrages. —

In der Provinz wurde, wie es ja noch heute der Fall ist, in den meisten, auch den kleineren Seeplätzen Reederei betrieben. Die ganze Bevölkerung der Städte und Ortschaften nahm Anteil an dem Wohlergehen dieses Erwerbszweiges. Die Parten oder Anteilscheine der einzelnen Schiffe befanden sich oft in vielen Händen. Der Kapitän, selbst Teilhaber und Reeder, führte dann gewissermaßen sein und seiner Freunde Fahrzeug, während in der Kleinschiffahrt der Schiffer zugleich Schiffseigentümer war. In den Seestädten und Küstengegenden ergab sich die Mitreederschaft leicht aus den vielgestaltigen persönlichen Beziehungen; es wurden hierzu sowohl Handwerker als reiche Bauern herangezogen. Die Seereisen erstreckten sich nicht nur auf die Länder an der Ost- und Nordsee, sondern hatten vielfach entfernte Länder, z. B. Ostindien, zum Ziel. Die Heimkehr eines Segelschiffes nach vielleicht ein- oder mehrjähriger Reise bildete dann für den Heimatsort ein Ereignis und gab für lange Zeit Stoff zu Gesprächen und Erzählungen.

Eine besondere Rolle in der Schiffahrt spielte die Grönlandsfahrt von unserer Heimat aus, die zum Zwecke des Fanges von Walfischen, Robben, Walrossen und Eisbären unternommen wurde und ihre Glanzperiode im 17. Jahrhundert hatte. Das Jagdgebiet für diese Seefahrer lag keineswegs, wie man nach dem Namen annehmen möchte, in Grönland, sondern nur im Gebiet des nördlichen Eismeeres, etwa bis zum 80. Grad nördlicher Breite. Es beteiligten sich *an diesen Fahrten Nordsee- und Ostseeküste, Hamburg, Altona, Glückstadt,* sogar Elmshorn, die Nordseeinseln, Flensburg u. a. m. Interessante Angaben über diese einheimischen Grönlandsfahrer brachte die „Heimat“ in ihrem 9. Jahrgang aus der Feder eines ehemaligen Grönlandsfahrers, des Rektors Schmarje in Altona.

Manche Orte unserer Heimat haben ihre frühere Bedeutung als Seehandelsplätze ganz verloren, ich erinnere als Beispiel nur an Arnis, während an anderen Plätzen die Schiffahrt zurückging. Auch Sonderburg besaß früher eine nicht geringe Schiffahrt, wie auch einige Schiffswerften. Während des nordischen Krieges (1700—1721) fielen zahlreiche Schiffe Sonderburgs schwedischen Kapern zum Opfer; doch hatte es 1806 neben Flensburg und Apenrade wiederum die stärkste Handelsflotte — 136 Schiffe mit 2786 Kommerzlasten — im Herzogtum Schleswig. Um diese Zeit hatte Sonderburg ferner nicht weniger als drei Schiffswerften, wo das ganze Jahr hindurch teils neue Schiffe erbaut, teils alte verbessert wurden. In den Jahren 1798 bis 1833 wurden 34 Schiffe, also durchschnittlich im Jahre eins, meistens für eigene Rechnung auswärtiger Reeder erbaut. Die Mehrzahl waren größere sog. Brigantinen von 80 und mehr Lasten. Die beiden größten und schönsten Schiffe

der Sonderburger Segelflotte, die Vollschiffe „Virginia" (1100 t) und „Triton" (950 t), wurden 1856 bezw. 1857 auf der Hauschildschen Werft gebaut, letzteres Schiff nach Liverpool verkauft, während das erstgenannte im Atlantischen Ozean unterging. Zwei sauber gearbeitete Modelle der Schiffe in der Marienkirche erinnern noch heute an die Blütezeit der Sonderburger Schiffahrt.

Im dänischen Schleswig-Holstein gab es vor der Abtretung an der ganzen Ost- und Westküste in etwa 30 bis 40 Orten, vor allem auch in Apenrade, Flensburg, Kiel, der Herrschaft Pinneberg und in und um Altona 185 Schiffbau-Unternehmungen. Im Jahre 1848 bestand die Handelsflotte des Herzogtums Holstein aus 1523, diejenige des Herzogtums Schleswig aus 1234 Schiffen.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an etwa beginnt auch hier der Übergang von der Segelschiffahrt zur überwiegenden Dampfschiffahrt und von dem Bau hölzerner zu dem eiserner bezw. stählerner Schiffe. Diese Umänderung des Betriebes in der Schiffahrt wie auch im Schiffbau bedeutet den Untergang vieler Kleinbetriebe und das Aufkommen der großen, kapitalkräftigen Reedereien und Schiffswerften, die heute ihren Sitz in Flensburg, Kiel, Lübeck und Hamburg haben. Das Zeitalter des Großbetriebes hat auch hier umwälzend gewirkt. Mit aufrichtiger Bewunderung und Anerkennung blicken wir auf die Leistungen und Arbeiten unserer Vorfahren, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte in ihrem Seewesen verkörpern. Mit wehmütigem Bedauern beklagt wohl der eine oder andere, der an der Vergangenheit hängt, das Entschwinden der „guten, alten Zeit." Wer aber den Blick auf die Entwicklung der menschlichen Betätigung richtet, der erkennt, daß der ganze Entwicklungsgang ein stetiges Fortschreiten zu immer Besserem und Vollkommnerem darstellt, und daß sich auch hier voll und ganz bewahrheitet, was Dichtermund so treffend ausspricht in den Worten: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen."



Zur Geschichte der Meteorologie in der Provinz Schleswig-Holstein.

Von **Jochimsen** *in Neumünster.*

III.

In engem Zusammenhang mit der Meteorologie steht die Phänologie, die Beobachtung der durch die Witterung bedingten Entwicklung in der Tier- und Pflanzenwelt. Es darf als ein besonderes Verdienst des Professors Karsten angesehen werden, daß dieser Wissenszweig schon frühzeitig in Schleswig-Holstein gepflegt worden ist. Im Zeitraume 1869 bis 1883 sammelte er mit Hilfe einer Reihe Mitarbeiter, die meist Landwirte waren, aus der ganzen Provinz phänologische Aufzeichnungen, die er dann zusammenstellte und eingehend verarbeitete. Leider ging die Zahl seiner Mitarbeiter im Laufe der Jahre immer mehr zurück, so daß Karsten schließlich von weiteren Untersuchungen absehen mußte. In den Jahren 1873, 1878 und 1883 erschienen seine phänologischen Veröffentlichungen. In diesen schickte er zunächst eine meteorologische Tabelle voraus, enthaltend: Luftwärme, Anzahl der Tage mit Niederschlägen, Größe des Niederschlags und zur Vergleichung den normalen Wert dieser Faktoren. Dann folgten drei Schemata. Das erste betrifft die Tierwelt und enthält für 11 Vögel (Storch, Wachtel, Drossel, wilde Taube, Kuckuck, Dorfschwalbe, Bach-

stelze, Waldschnepfe, Star, Rotschwanz und Mauerschwalbe) den Tag der Ankunft und des Abzuges (den frühesten, spätesten und mittleren Termin), sowie die Dauer ihres Aufenthalts; ferner sind Mitteilungen über verschiedene besondere Erscheinungen im Tierreich gegeben, so z. B. über den Frosch, den Maikäfer usw.

Das zweite Schema betrifft sechs Kulturpflanzen: Erbse, Hafer, Roggen, Weizen, Gerste und Gras. Behandelt werden die fünf Vegetationstermine: Saatzeit, erstes Blatt, erste Ähre, Blüte und Reife, ferner Bemerkungen über etwaige Krankheiten. Von großem Interesse würde es sein, meint Karsten, aus recht verschiedenen Klimaten, in denen diese Kulturpflanzen angebaut werden, entsprechende Zahlen zum Vergleich zu erhalten. Dadurch würde ein Beitrag zur Lösung der Frage gegeben werden, welche aus den Beobachtungen in einer Provinz nicht beantwortet werden kann, nämlich über die zur Entwicklung der Pflanze erforderliche absolute Wärmemenge.

Das dritte Schema bezieht sich auf die Erscheinungen an 15 anderen Pflanzen und zwar an zwei Blumen (Schneeglöckchen und Veilchen), zwei Sträuchern (Stachelbeere und Johannesbeere), vier Obstbäumen (Birnbaum, Apfelbaum, süße Kirsche und saure Kirsche), zwei Hackenbäumen (Haselnuß und Schwarzdorn) und fünf Wald- und Alleebäumen (Rotbuche, Eiche, Linde, Esche und Roßkastanie). Zur Behandlung kommen der früheste, späteste und mittlere Termin des ersten Blattes, der ersten Blume, der reifenden Frucht und der Entlaubung. Im Anschluß an diese tabellarischen Zusammenstellungen schrieb Karsten seine Abhandlung: „Über die Beziehungen zwischen der Erntezeit und den klimatischen Verhältnissen."

Selbstverständlich suchte Karsten auch die meteorologischen Beobachtungsergebnisse in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Er stellte in seinen „Beiträgen zur Landeskunde der Herzogtümer Schleswig und Holstein" die gewonnenen Resultate übersichtlich zusammen und behandelte nicht bloß die Wärmeverhältnisse, sondern auch den Niederschlag, die Feuchtigkeit und den Druck der Luft, die elektrischen Erscheinungen usw. eingehend. Das Gesamtbild, welches Karsten damals von den klimatischen Verhältnissen der Provinz Schleswig-Holstein entwarf, ist, wie sein Schwiegersohn und Nachfolger Prof. L. Weber in Kiel schreibt, durch spätere Beobachtungen im wesentlichen bestätigt und im übrigen nur ergänzt worden.

Von Karstens größeren und kleineren Abhandlungen aus dem Gebiete der Meteorologie nennen wir noch folgende: „Maxima und Minima der Barometerstände seit 1849," „Eisgebilde in der Kieler Bucht im Frühjahr 1888," „Eisverhältnisse im Kieler Hafen in den letzten 38 Jahren," „Anomalien und Störungen des Klimas," „Milde Winter," „Betrachtunden über den Winter," „Die ungewöhnlichen Abweichungen der Witterung des Jahres 1888 von der durchschnittlichen," „Hoffmeiers Wetterkarten" usw.

Die meteorologischen und zum Teil auch die phänologischen Beobachtungsergebnisse sind selbstverständlich auch von anderen Freunden der Wetterkunde bearbeitet worden. So hat Prof. L. Weber in Kiel z. B. folgende Abhandlungen geschrieben: „Über die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre," „Luftdruckvariometer," „Versuch einer Temperaturprognose für den kommenden Winter," „Die Witterung in Kiel," „Methoden der Wetterprognose," „Berichte über Blitzschläge in der Provinz Schleswig-Holstein," „Wind und Wetter" usw. Die letztgenannte kleine Schrift enthält fünf interessante Abhandlungen oder Vorträge über die meteorologischen Beobachtungen an der Erdoberfläche und die dazu nötigen Instrumente, über Drachen- und Ballon-

beobachtungen, über die Klimatologie, über die Bewegungsgesetze der Luft und über die Wettervorhersage. Diese fünf Vorträge wurden seinerzeit von Weber an den in Kiel eingerichteten Volkshochschulkursen gehalten und beziehen sich vielfach auf die Witterungsverhältnisse unseres Landes.

Von den sonstigen meteorologischen Schriften, welche uns über Wind und Wetter der Provinz Schleswig-Holstein Aufschluß geben, nennen wir noch folgende: „Über blaue Dunstnebel im Winter 1883/84" von Flögel, „Gewitterbildung" von Behrens, „Die Temperaturverhältnisse von Altona" von Scharenberg," „Das Klima Meldorfs" von Grühn und die „Regenkarte von Schleswig-Holstein und Hannover" von G. Hellmann.

Die letztgenannte kleine Schrift gehört unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen der Neuzeit. Nachdem das engmaschige Netz von Regenstationen zehn Jahre bestanden hatte, schien es angezeigt und lohnend, einige Resultate aus den Aufzeichnungen zu ziehen und unter teilweiser Benutzung der älteren Beobachtungen einen kurzen Überblick über die Niederschlagsverhältnisse zu geben, wie er für die Bedürfnisse der Landwirtschaft, des Wasserbaus, der Ingenieurkunst, der Technik und anderer Berufszweige erforderlich ist. So erschienen seit 1899 nacheinander die Regenkarten Hellmanns von den einzelnen Provinzen, im Jahre 1902 diejenige von Schleswig-Holstein und Hannover sowie Oldenburg, Braunschweig, Hamburg, Bremen und Lübeck nebst erläuterndem Text und Tabellen. Im Jahre 1906 vollendete Hellmann seine Regenkarte von Deutschland und sein hervorragendes Regenwerk: „Die Niederschläge in den norddeutschen Stromgebieten."

Die bisher in den Kulturstaaten erschienenen Regenwerke waren das russische von Wild und das englische von Elliot mit 451 bezw. 456 Regenstationen. Das Hellmannsche umfaßt im ganzen 3983 Stationen, sowohl deutsche wie außerdeutsche, soweit letztere zu den deutschen Stromgebieten in Beziehung stehen, und ist so eingerichtet, daß es zur Beantwortung der mannigfaltigsten wissenschaftlichen Fragen auf einige Jahrzehnte hinaus genügende Auskunft gibt. Für unsere Provinz ist dieses Regenwerk insofern von Bedeutung, als es nicht bloß ein sehr umfangreiches statistisches Material bringt, sondern auch die Niederschlagsverhältnisse Schleswig-Holsteins sehr eingehend beleuchtet und einen klaren Vergleich derselben mit denen anderer deutscher, zum Teil auch außerdeutscher Landesteile ermöglicht.

In erfreulicher Weise haben sich die Staatsbehörden, Gelehrte und Private in den letzten Jahrzehnten bemüht, auf dem Gebiete der Meteorologie Klarheit zu schaffen und diese Wissenschaft in den Dienst unseres Volkes, insbesondere der Landwirtschaft, zu stellen. Rühmend muß es hervorgehoben werden, daß die Stadt Kiel seit ungefähr zwanzig Jahren namhafte Summen ausgeworfen hat, um die Bestrebungen des dortigen Physikalischen Instituts zu unterstützen und zu fördern. Auf ihre Kosten werden beispielsweise sowohl die Beobachtungsergebnisse der schleswig-holsteinischen Stationen alljährlich dem Druck übergeben wie auch die meteorologischen Beobachtungen in Kiel für jeden Monat zusammengestellt und vervielfältigt. Dem Beispiele der Stadt Kiel ist im Jahre 1907 auch Neumünster gefolgt. Auf Wunsch des Magistrats wurde eine umfangreiche, bis zum Jahre 1855 zurückgehende Statistik über Temperatur, Niederschlag, Wind, Feuchtigkeit und Druck der Luft zusammengestellt. Diese Statistik soll nach einem Beschlusse der städtischen Kollegien alljährlich ergänzt werden. Es wäre gewiß mit Freuden zu begrüßen, wenn auch andere Orte diesem Beispiele folgten.

Mit dem 1. Juni 1906 ist die Wetterkunde infolge Einführung des

öffentlichen Wetterdienstes in ein neues Stadium getreten. Die Vollstationen unserer Provinz, welche tägliche Berichte an die Deutsche Seewarte einzureichen haben, haben dadurch an Bedeutung und Wert wesentlich gewonnen. Für die Monate Mai bis September wurde zwei Jahre später in Flensburg eine Dienstnebenstelle behufs schnellerer Verbreitung der Wetterkarten eingerichtet. Im großen und ganzen wird dem öffentlichen Wetterdienst seitens unserer Bevölkerung noch ein geringes Interesse entgegengebracht. Es dürfte aber über allen Zweifel erhaben sein, daß das Interesse mit dem weiteren Ausbau der Wettertelegraphie durch drahtlose Berichte vom Ozean und durch weiteren Ausbau des Stationsnetzes auf dem Festlande sowie durch die tägliche Untersuchung der höheren Luftschichten, wodurch die Wettervorhersage wesentlich an Sicherheit gewinnen wird, von Jahr zu Jahr zunehmen wird. In den Vereinigten Staaten, wo der Wetterdienst bereits 1870 eingeführt wurde, hat man auf Grund der gesammelten Erfahrungen es schon möglich gemacht, das Wetter drei bis vier Tage vorher zu bestimmen, wodurch der Landwirtschaft Vorteile erwachsen, deren Geldwert in einigen Jahren auf mehrere Millionen Dollars berechnet werden konnte. Darum sollten unsere Landwirte sowie überhaupt alle Beteiligten dem öffentlichen Wetterdienst das regste Interesse entgegenbringen. Je mehr dies geschieht, desto schneller werden wir dem gesteckten Ziele zusteuern.



Der Flemhuder See.

Von **Woldemar Frhrn. Weber von Rosenkrantz.**

Daß in alter Zeit unsere Halbinsel größtenteils mit Wald bedeckt war, daß die Seen umfangreicher, die Ufer mit ihren Sumpfausläufern weiter ins Land hineinreichten, das liest man in vielen geologischen und historischen Werken. Da nun früher die wenigen Straßen, die es gab, unsicher und schlecht waren, so trat die Bedeutung der Flüsse und Seen als Wasserstraßen verhältnismäßig mehr hervor als heutzutage. So führte eine alte Handelsstraße durch die Halbinsel an der Eider entlang und durch den Flemhuder See, mit dem ich mich hier beschäftigen möchte, da er der nun beginnenden Vergrößerung des Kaiser Wilhelm-Kanals zum Opfer fällt.[1])

„Nachdem die Eyder den Westensee wieder verlassen," schreibt Danckwerth in seiner Landesbeschreibung, „fleußt sie auf Lütken Nordsee Hoff unter einer Brücke durch über dieselbe gehet die Heerstraße vom Kiel gen Rendesburg fällt hernach in den Flemhudersee so da lang 760 Ruhten und etwa 340 Ruhten breit. An diesem See liegen Grossen Nordsee Edelhoff dann Flemhude Kirchdorff und nicht weit davon Quarnebeck Edelhoff und endlich an der Norderseiten dieses Sees liegt der Edelhoff Schinkel, bey welchem die Eyder anhebt die Grentze zu machen zwischen den beeden Hertzogtühmern . . . . ."[2])

Der See hatte eine birnenförmige Gestalt von Norden nach Süden, eine

---

[1]) So erzählt Helmold: „König Christopher II, bewogen durch die Bitte seines Bruders, des Grafen Johann des Milden, vergönnte den Kielern, den Stapel und Seehandel, den sonst Lübeck hatte, zu gewissen Zeiten nach Kiel zu ziehen und die Waaren von der Elbe in die Eyder und bis nach Flemhude zu bringen. Die Folge davon war, daß die Bürger bereichert und bei ihrem Wohlstande angetrieben wurden, viele schöne steinerne Häuser zu bauen . . ." Bd. III S. 454.

[2]) Danckwerth, Landesbeschreibung S. 183.

Tiefe von 7 m und nahm 2,25 qkm ein. Bei dem Bau des Eiderkanals, 1777—1784, wurde nur das nördliche Ufer gestreift. Als dann 1887—1895 der „Kaiser Wilhelm-Kanal" gebaut wurde, der eine Vertiefung des Wasserspiegels von 7 m verlangte, legte man, um die Wiesen zu erhalten, einen Ringdamm an, auch wurde der See etwa um die Hälfte verkleinert. Die freigelegten Strecken wuchsen den anliegenden Gütern zu, doch verlor Großnordsee, das bis dahin zu den schönstgelegenen Gütern der Provinz gehört hatte, eminent durch das Wegfallen des früher bis zum Herrenhause heranreichenden Wasserspiegels. Ähnlich ist es mit Flemhude, während für Quarnbek die Differenz des Wasserspiegels zur Herstellung eines Elektrizitätswerkes nutzbar gemacht werden konnte.

Auch nach 1784 hatte der See noch seinen ländlich-einsamen, versonnenen Charakter behalten. Man muß bei Sonnenuntergang mit der Flinte in der Hand dort auf die einfallenden Enten gewartet oder eine der lohnenden „Fischpartien" mitgemacht haben, um das richtig beurteilen zu können.



Waren die Teilnehmer im Boot versammelt, so ruderte man gewöhnlich nach der „Fischstelle," die der Kundige gern möglichst wenigen verriet. Bei geeignetem Wind konnte schon auf der Hinfahrt mit dem Blänker [1]) gefischt werden.

Ist der Angelplatz erreicht, so werden die Fischgeräte ausgelegt, man versucht es mit Hilfe einer Zigarre, sich der Fliegen zu erwehren, und harrt auf Beute. Wenn sich die Flöße der Angeln anfangs auch häufig ohne Erfolg bewegen, so geht doch endlich das Floß einer mit einem kleinen Fisch als Köder versehenen Angel langsam unter. „Nu geiht he dormit af," sagte dann unser alter Gärtner, der sich gut auf die Fischerei verstand. Es beginnt nun ein

[1]) „Blänker" ist eine gebogene Metallplatte, die an einer Schnur hinter dem Boot hergezogen wird. Der Hecht sieht den Schein der sich hin und her bewegenden Platte, hält sie für einen kleinen Fisch, schnappt zu und wird von den hinter der Platte befestigten Haken gefaßt. Der Ertrag dieser Art von Fischerei ist so groß, daß sie in vielen Seen verboten ist.

spannender Kampf zwischen dem Angler und einem großen Hecht, der endlich ermüdet von dem Begleiter des Bootsherrn mit dem „Ketscher" an Bord gebracht wird. Es ist ein gewaltiger Kerl, der den vielen Gästen des Hauses gut munden wird. Oft dauern die Fischpartien von morgens bis abends, und der nötige Proviant muß mitgenommen werden. Der See ladet auch den von den Sonnenstrahlen erhitzten Fischer zu einem kühlen Bade in seinen klaren Fluten ein. Grade auf dem Flemhuder See waren die Fischpartien immer besonders ertragreich und genußvoll.

Was die Ufer des Sees anbetrifft, so müssen wir uns, um uns einen Begriff davon zu machen, wie sie in alter Zeit ausschauten, dieselben bewaldet vorstellen: etwa wie jetzt am Ukleisee. Die Bäume der hier nachgewiesenermaßen besonders dichten Waldungen spiegelten sich in der noch durch Schilf verengten Wasserfläche; die erste Ansiedlung, in der Menschenhand das Waldesdunkel lichtete, findet sich an der Südspitze des Sees. Hier entstand — angeblich von Flamländern gegründet — ein Dorf, anfangs wohl nur Warenhaus mit Wächtern des lagernden Gutes. Daß das Warenhaus sich später in eine Kirche verwandelt habe, das ist wohl in das Gebiet der Sage zu verweisen.

Die Südseite des Flemhuder Sees mußte auch deshalb zuerst in den menschlichen Verkehr gezogen werden, weil hier die Kiel—Rendsburger Landstraße vorüberführte. Auf der Mejerschen Karte im Danckwerth können wir — also noch im Jahre 1652 — sehen, daß der Wald auf der Westseite das Wasser umschloß und auf der Ostseite nur ein schmaler Streifen zwischen Wald und Wasser freiblieb.[1])

Der wichtigste und auch wohl der am frühsten besiedelte Punkt an dem See ist das jetzige Gut Klein-Nordsee, ebenfalls an der Südecke gelegen. Früher, bis 1500 hieß es „norce," „notsehe" oder „nortsehe,"[2]) dann im 16. Jahrhundert „Achterwehr" und später „Lutken Nortsehe." Als älteste Herren des Hofes erscheinen 1266 Friedrich von Norce, 1270 Benedict von Norce, die mit ziemlicher Sicherheit als Herren von Ahlefeldt anzusprechen sind. Zu dem Hof gehörte ein großer Besitz, so die jetzigen Güter Kronsburg und Groß-Nordsee, mit ihrem alten großen Umfang, Hohenschulen, Felde mit großem Waldkomplex. Wir finden den Besitz der Herrschaft in merkwürdiger Weise geteilt. 1500 gehörte die eine Hälfte den Ahlefeldts und die andere dem Geschlecht der „Swawen." Dann fallen aber bei Hemmingstedt (17. Februar 1500) zwei Swawes, und die Herrschaft wird von den Ahlefeldts vereinigt und kommt durch eine Erbtochter an den Knappen Klaus Breide. Dieser ritterliche Herr, der in mancher Fehde sein Streitroß tummelte, besaß am Nordende des Sees den Edelhof Schinkel.

Noch während seiner Lebenszeit brach eine Privatfehde in seinen Nordseer Besitzungen aus, indem die Ahlefeldtschen Erben die eine Hälfte der Erbschaft beanspruchten. Herzog Friedrich droht ihnen 1509, sie mit Krieg zu überziehen, wenn sie fortführen, das Land Klaus Breides ihren Landsten zu überlassen „und Clausen Breyden also selbweldig unerkannts rechten seyner Gebrauchung, Gerechtigkeit und Besitzs entwert und entsetzt . . . ." heißt es in seiner Verfügung. Nun traten aber auch bald Grenzverhältnisse ein, die den heutigen mehr

[1]) Danckwerth zwischen S. 156 u. S. 157. Die Karte ist wegen der sorgfältigen Wiedergabe der Waldbestände für die Zeit interessant.

[2]) Daß der Flemhudersee nicht mit dem „Neversee" aus den Grenzbestimmungen des Kieler Weichbildes im 14. Jahrhundert identisch ist, hat man nachgewiesen. War ein älterer Name vorhanden, so hieß derselbe sicher dem „Westensee" entsprechend „Nordsee."

entsprachen. Zwar hatte der Hof Klein-Nordsee immerhin noch die beträchtliche Größe von 25 Pflügen (darunter Neu-Nordsee 3, Hohenschulen $6^1/_2$, Moorrägen $1^1/_2$, Felde 8 Pflüge), aber Kronsburg und das verhältnismäßig spät gegründete Groß-Nordsee erscheinen getrennt. Die Eigentümer wechseln von nun an häufiger. Nach der Friedenszeit des 16. kommt das durch Kriege furchtbare 17. Jahrhundert. Gerade in dieser Gegend zwischen Kiel und Rendsburg ist schrecklich gehaust worden. Als 1627 der Troß der Heere abzog, war diese Landschaft in grauenhafter Weise zerstört, die Soldaten ließen nur rauchende Trümmer mit Leichen und röchelnden Sterbenden bedeckt zurück. So heißt es in einem von Kapitän von Kindt im Archiv für Staats- und Kirchengeschichte veröffentlichten „Memorial" über die Untertanen des benachbarten Amtes Bordesholm vom Jahre 1627: „Die Underthanen betreffend, selbige sein im ganzen Ambte beraubett, Thüren, Kisten und Kasten in den Häusern zerschlagen, viele Persohnen, ungeachtet sie den Reutern nach Vermügen gerne mitgetheilett undt guthwilligh gegeben, getödtett, Theils schwer verwundett und Ihnen grosen schaden zugefügett. Ihre Pferde sein Ihnen abgenohmmen undt das Rindt- und Schaff Viehe davon getrieben, unde alles so gahr schlecht gemachtt, das die armen hochbetrengten Leute auch nicht ein einziges Huen behalten," und von Groß-Harrie heißt es: „Grosenharry, dies Dorf ist von dem Colaldischen Regiment, so zu leyt mit marchiret und in selbigem Dorffe fünf Tage quartier gehabt, ganz ruiniret; zumahle daselbst nichts übrig denn eitel zerbrochene Heuser ...."[1])

Von Flemhude ist wenig zu sagen. 1305 wird ein „Herr Detlev von Flemhude" genannt. Das von Granit aufgeführte, kupfergedeckte Gotteshaus erhielt 1766 einen hübschen Giebelreiter. Es enthält einen schönen Altar und einen interessanten Taufstein. Im „Polackenkrieg" soll im Winter von Marodeuren eine Glocke entführt worden sein. Sie brachen dann mit ihrer Beute durch das Eis des Flemhuder Sees und ertranken; der Lokalsage nach „hört man Mitternachts das Läuten der Glocke noch zu bestimmten Zeiten."

Das auf der Ostseite des Sees gelegene Schloß Quarnbek war eins der stattlichsten des Landes. Zwei nebeneinander liegende Pfannendächer deckten den viereckigen, auf gewaltigen Granitmauern aus dem Wasser hervorragenden Bau, der an der Seite noch von Türmen geschützt war. Natürlich fehlte es auch nicht an Wirtschaftsgebäuden, wie man nach den „Schlössern und Herrenhäusern" Johannes von Schröders annehmen müßte.[2])

Wann das Schloß abgebrochen wurde, steht nicht fest, doch läßt sich die Stelle, wo das Herrenhaus lag, noch an den sich dahinziehenden Baumreihen erkennen. Nach der Straße zu schließt den Hof ein noch erhaltenes schönes Torhaus ab. Die Ansiedlung ist in einer fruchtbaren Ebene gelegen, die in landschaftlich schöner Art von Waldbeständen und den Ufern des Sees umgeben wird.

Erst in letzter Zeit ist wieder ein neues Herrenhaus von dem leider so früh verstorbenen Herrn Milberg gebaut worden; er hat das Gebäude aber etwas von dem Hof entfernt aufgeführt und mit Gartenanlagen umgeben.

Über die Geschichte des Gutes Schinkel-Rosenkranz brauche ich wohl nichts

---

[1]) Archiv für Staats- und Kirchengeschichte Bd. 1, S. 399 und Nordalbingische Studien Bd. 6, S. 239.

[2]) Der sonst so verdiente Schriftsteller hat die kleinen Randzeichnungen der Schlösser vom Rande der Rantzauischen Stammtafel im Henninges einfach mit einer „beliebigen waldigen Umgebung" versehen, so daß man sich nun danach ganz falsche Vorstellungen von dem Aussehen der Edelhöfe macht.

zu bemerken, denn einesteils ist das, was darüber zu sagen ist, in dieser Zeitschrift mitgeteilt, anderenteils hat es doch bei der Entfernung zwischen See und Hof hier keine Bedeutung.

Auf dem Gebiete des bereits erwähnten, landschaftlich schön gelegenen Groß-Nordsee lag südlich das 1607 niedergelegte Dorf Nordsee. Zuerst gehörte der Hof den Sehestedts, dann haben die Besitzer sehr häufig gewechselt. Die landwirtschaftliche Glanzzeit des Gutes war unter den Hirschfelds, im Beginn des 19. Jahrhunderts. Ein Meierhof „Möglin" galt als Musterhof, der von weither besucht wurde; auch wurde eine schöne Obstbaumallee angelegt, die nicht mehr existiert. Das durch Ablassen des Flemhuder Sees gewonnene Terrain, 102 ha, hat übrigens in diesem Falle die Kanalverwaltung behalten; es soll bei den Aufschüttungen Verwendung finden. Das Gut Groß-Nordsee hat jedoch das Vorkaufsrecht.

Ich schließe mit dem Ausdruck der Trauer darüber, daß nunmehr beschlossen ist, den, wenn auch nur noch kümmerlichen Rest des Sees eingehen zu lassen. Es sind das Maßnahmen, deren Notwendigkeit man sehr wohl einsehen kann, ohne sich jedoch des Gefühls des Bedauerns enthalten zu können.



November.

Ein tiefes Grau umwob die Felder,
Unsichtbar war des Waldes Rand,
Es hob kaum merklich sich vom Himmel
Der hohen Fichten dunkle Wand.
In grauem Dunste lag die Ferne —,
Den alten Kirchturm sah man kaum —,
Und eine regenschwere Stimmung
Lag auf dem weiten Erdenraum.
Und dichter senkte sich zur Erde
Der Nebel, Regentropfen gleich,
Still Feld und Wald, nur hin und wieder
Ein Zappenruf vom Mühlenteich.

Es war so just das rechte Wetter,
Um sich im Grübeln zu ergeh'n
Und alles auf der schönen Erde
Mit trüben Augen anzuseh'n.
Mir aber war nicht so zu Mute,
Denn flott zu meiner Seite schritt
Mein Junge aus der sechsten Klasse
Und pfiff ein lustig Wanderlied.
Ich hielt ein frisches junges Leben
In stillem Glück an meiner Hand
Und sah durch allen Dunst und Nebel
Hinein ins helle Jugendland.

Ratzeburg. F. Reimers.



Vor fünfzig Jahren.

Jugenderinnerungen von **Johannes Schmarje** in Altona.

I.

Als Rib van Winkle aus seinem zweihundertjährigen Schlaf erwachte, kannte er seine Heimat nicht wieder; so hatte sich alles verändert. Wer heute durch sein Heimatsstädtchen oder Dörflein wandert, das er vor 50 Jahren verließ, wird ebenso erstaunt und verwirrt sein wie Rib van Winkle. Von den großen Städten ganz zu schweigen. Da paßt das Schriftwort: Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.

Es darf wohl ohne Übertreibung behauptet werden, daß in keinem der voraufgegangenen Jahrhunderte eine so gründliche Um- und Neubildung auf allen Kulturgebieten stattgefunden hat wie im 19. Und fast überall Verbesserung und Fortschritt, so daß selbst der griesgrämlichste Spießbürger nur noch im engsten Kreise Gleichgesinnter von der guten alten Zeit zu rühmen wagt. Die

heutige Jugend weiß garnicht, wie einfach und dürftig man noch vor fünfzig Jahren lebte. Meine Jugenderinnerungen reichen bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Mein Heimatsdorf Moorrege (bei Ütersen) trug damals seinen Namen noch mit Recht, ebenso das Nebendorf Heitrege. Von Moor und Heide sieht man dort jetzt nichts mehr. Damals aber schoben sich Moor- und Heideparzellen weit in die Feldmark hinein. Die uralte Heerstraße, die am westlichen Geestrand unserer Provinz entlang von Wedel bis Ripen führt, schneidet mitten durch die Gemarkung. Damals war sie noch in ihrer ursprünglichen Verfassung, von jeglicher Kultur unberührt, ein Schrecken der Frachtfuhrleute, die ihre Gäule in dem losen, gelben Dünensande nur mit Anwendung der kräftigsten Flüche und Peitschenhiebe vorwärtsbringen konnten. Längs dieser Heerstraße zog im Vorsommer des Jahres 1848 auch ein Teil der Bundestruppen, die zur Befreiung Schleswig-Holsteins von jenseits der Elbe gekommen waren. Dank der miserablen Beschaffenheit des Weges pflegten die durchziehenden Regimenter hier gewöhnlich zu rasten, so daß die Dorfjugend genügend Zeit und Gelegenheit hatte, die fremdartigen schnauzbärtigen Krieger mit ihren hohen Tschakos und kurzen „Steertröcken" anzustaunen. Es galt als hohe Ehre und besondere Auszeichnung, wenn es einzelnen Jungen gestattet wurde, dem abmarschierenden Truppenteil bis zur „hohen Brücke" vor Ütersen das Geleit zu geben und ein Gewehr zu tragen.

Ein Drittel des Geestlandes — das Dorf hat auch Marschländereien — bestand aus Ödland, auf dem die Ziegen der Kätner und ein paar dürre Kühe der Kleinbauern ein kümmerliches Dasein fristeten. Was haben 5 Jahrzehnte aus dieser Gegend gemacht? Die unwegsame Landstraße hat sich in eine belebte Chaussee verwandelt, auf den einst wüsten Äckern wogt zur Sommerzeit die Saat in mannshohen Halmen, und an Stelle der halbverfallenen Räucherkaten grüßen uns freundliche Häuschen mit blinkenden Fensterscheiben und sorgfältig gepflegten Blumen- und Gemüsegärten.

Das Dorf, dessen ursprünglicher Name Dhidesmoor war,[1]) wird bereits im Anfang des 14. Jahrh. erwähnt, und es scheint damals keine unbedeutende Ansiedlung gewesen zu sein. Um die Mitte des 16. Jahrh. mag es ungefähr dasselbe Bild gewährt haben wie etwa um 1850. Ich schließe dieses daraus, daß das älteste Bauernhaus des Dorfes und vielleicht der ganzen Elbgegend, erbaut in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in meiner Jugend sich noch in seiner ursprünglichen Verfassung als stattliches Sachsenhaus mit steilem, rotem Holzgiebel präsentierte und daß die später erbauten Gehöfte des Dorfes im wesentlichen ebenso gebaut und eingerichtet waren. Erst vor 60 Jahren machten sich die Bedürfnisse der Neuzeit in der baulichen Einrichtung der Häuser geltend. Bis dahin hatten sie ihren mittelalterlichen Charakter treu bewahrt. Die große Diele ging von dem einen Ende des Hauses bis zum andern. Der freistehende Herd war allerdings bereits verschwunden und in eine schmale Küche an der Seitenwand des Hauses verlegt. Aber der Rauch des deutschen Herdes fand seinen Ausweg durch ein hölzernes Gitter und verbreitete sich über die große Diele, das starke Eichengebälk mit einer glänzend schwarzen Sottkruste überziehend, bis er seines Dienstes quitt aus der großen Tür und dem Uhlhahnenloch ins Freie entlassen werden konnte.

Das Jahr 1848 rüttelte und schüttelte an alten Gewohnheiten und Einrichtungen. Manch dürres Blatt fiel zur Erde. Auch in die stille Dorfgemeinde drang ein Hauch der neuen, aufgeregten Zeit. Das „Blatt," nämlich die „Itz.

---

[1]) Detleffen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, S. 223.

Nachr.", war bisher nur in einem Exemplar vom Lehrer in Gemeinschaft mit seinem Nachbar gehalten worden; jetzt wurden 3 oder 4 Exemplare gelesen. Man wollte doch wissen, was in Schleswig-Holstein und der übrigen Welt vorging; denn die bei den Krämern und Wirten in Ütersen verzapften politischen Neuigkeiten waren stark subjektiv gefärbt.

Nachdem die junge waffenfähige Mannschaft von der provisorischen Regierung zu den Fahnen berufen war, forderte die patriotische Pflicht von den zurückgebliebenen Bewohnern männlichen Geschlechts, soweit sie zur Führung einer anspruchslosen Waffe befähigt waren, die Bildung eines Landsturms zur Verteidigung des Vaterlandes, wenn es etwa von der Elbe her durch feindliche Orlogsschiffe bedroht werden sollte. In der Dorfschmiede wurden daher Piken und Lanzen geschmiedet und alte Sensen gerade gezogen. Die Sache gedieh jedoch nicht, weder in Moorrege noch in den benachbarten Ortschaften der Umgegend. Dazu waren ihre Bewohner zu friedliebend. Die kriegerische Ausrüstung gedachte man zweckmäßiger zur Verscheuchung umherstreifender Vagabonden zu verwenden.

Auch auf andern Gebieten forderte die neue Zeit ihr Recht. Die Wirtshäuser in Ütersen erfreuten sich eines stärkeren Zuspruchs auch von seiten der Landleute, und statt des bisherigen Braunbiers und Kümmels wurde bayrisches Bier getrunken. Seit der Zeit kränkelten die Brauereien und Brennereien in Ütersen. In den Dörfern regte sich die Baulust. Jedes Gehöft in Moorrege und den Ortschaften der Haseldorfer Marsch versah sich Anfangs der fünfziger Jahre mit zwei neumodischen Einrichtungen: dem Schornstein und dem sogen. „lütt Hus." Gemeinsames Merkmal dieser beiden Kulturerrungenschaften war das Bestreben, sich zur Geltung zu bringen. Da dieses dem Schornstein, der aus hoher Dachfirst in die Luft ragte, offenbar viel leichter ward als dem „kleinen Häuschen," so wurde dieses immer da plaziert, wo es recht bequem von der Straße aus gesehen werden konnte und in die Augen fallen mußte. Die ältere Generation konnte sich indessen weder mit der einen noch mit der andern Einrichtung recht befreunden. Auch sonst hielt man fest an alter, hergebrachter Sitte. Acker- und Viehwirtschaft wurde nach der Väter und Großväter Weise betrieben. Die Erträge der mageren Geestkoppeln waren daher gering. Am besten lohnte sich damals der Kartoffelbau. Nachdem die feine plattfriesische Kartoffel an der Seuche zu Grunde gegangen war, legte man sich auf den Anbau der Eierkartoffel, die anfänglich eine größere Widerstandsfähigkeit gegen die Seuche zeigte. Ziemlich allgemein war der Glaube verbreitet, daß diese neumodische Krankheit durch den Rauch der Eisenbahnzüge erzeugt worden sei. Die Kartoffelauskrieger — meistens Frauen und oft über 20 in langer Reihe auf einem Acker — erhielten 12 Schilling = 9 Groschen an Tagelohn und nachmittags Kaffee. Die Jauche des Düngerhaufens hatte nach nach wie vor das Vorrecht, die nächstliegenden Gruben zu verstänkern. Jeder Neuerung der „lateinischen Bauern" wurde mit großem Mißtrauen begegnet, und das geschah wohl durchweg mit Recht; denn fachwissenschaftliche Kenntnisse hatten sie ebensowenig wie ihre nicht auf hochdeutsch gebildeten Berufsgenossen. Sie machten wohl manches anders, aber nicht besser. Von einer Befruchtung des landwirtschaftlichen Betriebes durch die Wissenschaft konnte damals ohnehin nicht die Rede sein. Landwirtschaftliche Maschinen waren noch nicht in Gebrauch; das Ackergerät war unhandlich und primitiv; die in der Marsch gebrauchten Pflüge waren z. B. so schwerfällig, daß ihr bloßer Transport schon zwei Pferdekräfte erforderte. Das Korn wurde mit dem Flegel gedroschen. Im Winter ertönten von früh morgens von 4 Uhr an die Tennen unter den Drei-

oder Viertakten der rüstigen Drescher. Der Lohn betrug bei voller Beköstigung — und die war ausgezeichnet — 3—4 Mark Kurant = 3,60—4,80 ℳ wöchentlich. Die Löhne waren überhaupt sehr niedrig. Der Großknecht bekam einen Jahreslohn von 45 Talern (1 Taler = 3,60 ℳ) und einige □Ruten Kartoffelland, die für ihn bearbeitet wurden. Das Großmädchen erhielt 20 bis 25 Taler; dazu wurden 2 Spint Leinsamen für sie gesät und der Ertrag soweit bearbeitet, bis er spinnfertig war. Das patriarchalische Verhältnis zwischen dem Bauern und seinen Leuten schloß jeden bewußten Gegensatz, wie er heute zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern besteht, vollständig aus. Bei den gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten ging die Fleischschüssel einmal herum, und jeder — vom Bauern und Großknecht bis zum Pferdejungen und Kuhhirten — gnidelte mit seinem Taschenmesser ein so großes Stück herunter, wie er glaubte bewältigen zu können. Auch die Butter wurde nicht portionsweise geteilt. Bei Tisch wurde vom Kuhhirten oder Pferdejungen zu Anfang und Schluß ein kurzes Gebet — mehr gemurmelt als gesprochen.

Bauer und Bäuerin wurden in der 3. Person meistens als de Bur und de Fru oder als „Vadder un Mudder" bezeichnet. Die Verheirateten des Dorfes sagten „Du" zu einander, einerlei, welches Standes und Geschlechts sie waren. Die den Landwirt heute so bedrückende Leutenot kannte man damals noch nicht. Wenn die Grönlandsfahrer — fast in jedem Hause war einer — Anfang Februar den Dreschflegel aus der Hand legten und sich mit etlichen Liebesgaben in Gestalt von Mettwürsten und Eiern wohl ausgerüstet nach Ütersen, Elmshorn, Glückstadt und Bremen an Bord begaben, war das Korn zum größten Teil rein im Sack. Und wenn sie dann nach 5—6 Monaten von ihrer Fahrt zurückkehrten, kamen sie gerade zu rechter Zeit, um das im nördlichen Eismeer angemästete Fett im Schweiße ihres Angesichts mit Sichel und Sense wieder herunter zu arbeiten. Der erbeutete Robben- und Walfischspeck langte indessen meistens nur zur Deckung der Unkosten. Anfang der sechziger Jahre hörten die Grönlandsfahrten daher auf.

Der Tag begann im Sommer und Winter um 4 Uhr und dauerte bis Sonnenuntergang. Nur während der Zeit vom Beginn des Weizenmähens bis zum Ende der Ernte endete das Tagewerk mit dem Erscheinen des ersten Sternes. Wenn das Korn gedroschen war — etwa Anfang Februar —, begann für die Leute der Bauern die lose Zeit; sie schliefen dann mit Ausnahme des Futterknechts, bis es tagte. Mit dem Beginn der Frühjahrsarbeit auf dem Felde trat der lange Tag wieder in seine Rechte.

Der Winterabend sah die ganze Hausgenossenschaft in der „Döns" um die gesell'ge Flamme des Talglichtes versammelt, das in messingenem Leuchter mitten auf dem blanken Klapptisch brannte. Der Klapptisch aber stand vor dem stattlichen Beileger mit seinem treppenförmigen Auffsatz, auf dem blau- oder rotgeblümte Tassen und Kannen in zierlicher Anordnung prangten. In den steiflehnigen Holzstühlen nahmen Vadder und Mudder zur Seite des wärmenden Ofens ihren für sie reservierten Ehrenplatz ein. Die kümmerliche Beleuchtung genügte den flachsspinnenden Mägden; sie genügte auch den behaglicher Ruhe pflegenden Männern, die ihre langen Kalkpfeifen aus dem zum allgemeinen Gebrauch bereit stehenden Kasten mit Petum optimum subter solem füllten und das niedere Gemach in eine geheimnisvolle blaue Wolke hüllten. Den Gardinen schadete dieses Rauchopfer nicht, denn die gab es nicht. Zuweilen spielten die Leute auch Karten. Der Bauer sah dem Spiel zu; er selbst spielte nicht mit, erteilte aber dem einen oder andern der Spieler seine Ratschläge. Am Sonnabend wurde nicht gespielt; dann wurde das „Evangelium"

gelesen. Vielleicht war neben den Spielern noch eine halbdunkle Tischecke frei, wo die schulpflichtigen Kinder des Hauses ihre „Lex" lernten und sich gegenseitig „überhörten." Hunde und Katzen kamen nicht in die Stube. Das Wenige, was gesprochen wurde, war verständig und ehrbar und stand in seinem sittlichen Gehalt jedenfalls turmhoch über den Unterhaltungen, die in den später eingerichteten Gesindestuben gepflogen wurden.

Die behagliche Bauernstube repräsentierte eine hervorragende Leistung der natürlichen und echten Volkskunst. Wir haben jetzt fast nur noch Gelegenheit, die Schöpfungen jener naiven Kunst in den Museen zu bewundern. Was sie so anziehend macht, ist die sich uns unmittelbar aufdrängende, mit den einfachsten Mitteln erzielte harmonische Gesamtwirkung, die nirgends die Rücksicht auf das Praktische außer Augen läßt. Die Bauernstube hat allmählich einem Wohngelaß Platz machen müssen, dessen Einrichtung und Ausstattung nichts anderes als eine ebenso verständnislose wie unpraktische Nachahmung der städtischen Wohnstube ist. Die heutige „gute Stube" der Bauernhäuser bietet in ihrer schreienden Geschmacklosigkeit einen nichts weniger als behaglichen Aufenthalt und wird daher von den Hausgenossen möglichst gemieden. Mit dem Ersatz der schönen holländischen Wandkacheln durch billige bunte Tapeten ist der niederländische Charakter der Innenräume völlig verwischt. Äußerlich hat er sich dagegen ziemlich erhalten. Schon damals zeichneten sich die Moorreger Gehöfte durch saubere Umgebung und freundlichen Farbenanstrich aus. Auf jedem Gehöft erglänzten Tür und Tor, Ständerwerk und Giebel in leuchtendem Rot — wie in der ganzen Haseldorfer Marsch.



De dree verwünschten Prinzen.[1])

Volksmärchen aus Ostholstein.

Mitgeteilt von **G. F. Meyer** in Kiel.

Dar weer mal 'n Köni, de harr dree Döchter un eenen Sæhn, dat weer sin Frei. He weer ok en leidenschaftli'n Jäger, dat wör sin Trur.

Ins Dags güng he op Jagd, sik 'n Hasen to scheten.

As he nu 'n Tiedlang in't Holt gahn harr, do seeg he en Hasen gans langsam humpeln, un gra as he sin Flint op em anleggn dö, humpel de Krumm achter 'n Bom, dat he em ni sehn kunn.

Un as he em waller to sehn kreeg, do weer he so wiet weg, dat he em ni recken kunn mit 'n Schuß.

Denn seet de Has so lang still, dat de Köni waller heran keem, un wenn de denn sin Flint op em anleggn dö, denn humpel he waller achter 'n Bom.

Un so narr he den Köni ümmer wieder na't Holt herin, dat he toletz all wiet ut sin Revier herut keem.

Do mit eenmal keem so 'n grot'n Barn op em to brülln, un de Köni

---

[1]) Das Märchen habe ich von meinem Onkel, dem Landmann Th. Meyer in Schönbrunn bei Treuholz (Kr. Stormarn), erhalten. Bei einem Besuche im Hause meiner Eltern hatte er in Prof. Wissers „Wat Grotmoder vertellt" gelesen und war dabei auf den Gedanken gekommen, daß er auch solche plattdeutschen Geschichten von früher her wisse. Auf Zureden hat er dann dieses Märchen als Probe niedergeschrieben. Ich erhielt sein Manuskript mit der Überschrift: „Wat din Großvadder mi vertellt het." — Das Märchen stammt also von meinem Großvater, dem verstorbenen Landmann Friedrich Meyer in Majenfelde bei Eutin. Ich habe es ohne wesentliche Änderung, getreu dem Manuskript meines Onkels wiedergegeben. M.

verstünn gans dütli de Wör: „Ach, du unglücklige Minsch, wo kümms du in min Jagdrevier! Nu muß du din Leben laten hier bi mi."

Un do sprüng de Bar op em to un slög em mit sin grot'n Tatzen op de Schuller, dat he lang hen füll, un so as de Bar em op de Boß stünn un mit sin' grot'n Rachen em na'n Hals faten wull, segg de Bar to em:

„Wenn du mi din ölls Dochter giffs, kanns du lȩben blieb'n!"

Un in sin Dodesangst seggt de Köni ja, un he müß em sin ölls Dochter utlȩwern.

Dorför geef de Bar em en Büschel Haar ut sin' Pels un seggt to em:

„Wenn du in Gefahr kümms un du min Haar twischen de Fingern rieben deist, denn bün ik bi di."

De Köni trur lang üm sin Dochter un wull gonni waller op de Jagd gahn. — Awer toletz meen he doch, so 'n bȩt'n Dacklünken scheeten in sin' Park, dat weer doch 'n unschülliges Vergnögen.

Do seeg he so 'n hübschen Vagel, so 'n harr he noch ni eenmal sehn. Den wull he scheeten.

Awer de Vagel narr em, gra as de Has, wiet ut sin' Park herut.

Do keem so 'n grot'n Adler op em to un wull em torieten.

Un as de Adler em op 'e Er dal harr un em na de Ogen hacken wull, seggt de Adler to em:

„Wenn du mi din tweet Dochter giffs, kanns du lȩben blieb'n!"

Un to'n tweeten Mal müß de Köni ja segg'n un sin tweet Dochter utlȩwern.

Dorför geef de Adler em en paar vun sin Fellern un seggt to em:

„Wenn du mi bruken kanns un de Fellern twischen de Fingern rieben deist, denn bün ik bi di."

Do weer de Köni noch vȩl truriger un wull œwerhaupt keen Flint waller anfaten. —

As he lang Johren in sin Sloß so rüm trurt harr, wull he toletz mal in' Kahn op 'n Sloßgraben herümschippern.

Dorbi kreeg he ok Fisch to sehn, un do kreeg he Luß to'n Fischangeln.

Do güng he an' See to'n Fischangeln.

Dar beet so 'n grot'n Fisch an de Angel un reet em rin na 'n See.

Un as he an' Grund leeg, seggt de Fisch to em:

„Wenn du mi din jüngs Dochter giffs, kanns du lȩben blieb'n!"

Un do müß he noch mal ja segg'n un sin jüngs Dochter ok utlȩwern.

Dorför geef de Fisch em en paar vun sin Schuppen un seggt to em:

„Wenn du mi bruken kanns un de Schuppen twischen de Fingern rieben deist, denn bün ik bi di."

Do wör de Köni heel krank, dat he all sin dree Döchter so verlorn harr, un kunn ok gor keen Frei waller kriegen.

Dat dur sin' Sœhn so vȩl, dat he sik toletz vörnehm, he wull hen, un sin dree Swestern waller söken.

De Haar vun den Barn un de Fellern vun den Adler un de Schuppen vun den Fisch, de nehm he mit.

Wo he ȩr söken schull, dat wüß he ni, he güng na Gotdünken na't Holt herin.

As he lang gahn harr, keem dat Holt em so unbekannt un so leiri vör, so harr he noch gar keen Holt sehn, un do stünn he mit 'n mal vör 'n Barenhöhl, dar seeg he sin ölls Swester in sitten, un 'n paar jung' Baren spȩl'n bi ȩr rüm as so'n jung' Hunn.

Se seeg ȩr'n Broder ok gliek un wink em heran un seggt to em: „Wat du wullt, dat weet ik all, awer dat geiht so ni, mitkomm'n kann ik ni. De Bar, dat is 'n verwünscht'n Prinzen, dat is min Mann, dar mutt ik bi

blieben, sin' Nam'n weet ik ni. Uns' beiden Swestern hebbt ok so 'n verwünschten Prinzen. Wo se sünd, kann ik di ni segg'n, un hen na ẹr kannst du ok ni. Awer dat kann ik di segg'n, hier in't Holt is 'n verwünscht Sloß, un in dat Sloß is 'n grote Tafel, dar staht min un min Mann sin Nam un uns' Swestern ẹr Nams un de ẹr Manns Namen op schrẹben mit Kried. Wenn du dat mögli maken kanns, all de Namen uttowischen, denn sünd wi erlöst, un denn künnt wi all waller to Hus kam'n. Wo du dat finn kanns, weet ik ni, un wo du dar herin kanns, weet ik ok ni. De Dör is toslaten, un keener weet, wo de Slötel is. Mit Gewalt inbrẹken kann dar ok keen Minsch. So, un nu gah rasch wieder, ik hör min' Mann kam'n, un wenn he di süht, denn mutt he di torieten."

Do güng de Königssœhn denn ok rasch wieler un biester lang in't Holt herüm.

Do keem so 'n groten Bulln op em to, de harr gans glöni Hörn.

He harr noch gra so vẹl Tied, dat he na 'n Bom rop klattern kunn, dar kunn de Bull em ni recken.

De Bull füng awer an to kratsch'n ünner den Bom un mit de glöni'n Hörn reet he de Wötteln ut de Ẹr.

Bald harr he den Bom so wiet utrad, dat he ümfalln müß.

Do dach de Königssœhn an den Barn un nimmt den Haarbüschel twischen de Fingern un rifft em.

Do stünn de Bar bi em un frögt, wat he schall.

„Den Bulln torieten," seggt he to em.

Do sprüng de Bar den Bulln op 'n Nacken, un in 'n Og'nblick, do harr he em torẹten.

Un as he em tweirẹten harr, keem dar en Vagel herut to flegen.

Do reef he de Adlerfellern twischen de Fingern, un do weer de Adler dar un frög, wat he schull.

„Den Vagel fatkriegen," seggt he to em.

In 'n Og'nblick harr de Adler den Vagel tofaten, dat weer gra baben 'n See.

Do seeg he, dat de Vagel 'n Ei falln leet, dat füll in't Water.

An den Vagel weer ok wieler nix an, awer dat Ei, dat harr he banni gern hatt.

Do nöhm he de Fischschuppen twischen de Fingern un reef de.

Do kiek de Fisch ut 't Water un frög, wat he schull.

Em dat Ei bringen, seggt he to em.

De Fisch dükt ünner, un in 'n Og'nblick keem he waller un bröch em dat Ei.

Un as he dat rech besehn wull, leet he dat falln. Do weer't twei fulln un do weer dar en Slötel in.

Ja, denkt he, dat mutt de Slötel wẹsen to dat verwünscht Sloß, wo sin Swester em vun vertellt harr.

Un richti, bald fünn he dat Sloß, un de Slötel paß to dat Slott.

Do slöt he apen un güng rin un fünn ok bald de Tafel, wo all de Nams op schrẹben weern.

Rasch fat he sin' Rocksärmel mit de Fingern an un wisch in een' Tog all de Nams ut.

Do wör't mit eenmal Dag bi em rüm, un sin dree Swestern un ẹr Manns stünn bi em un freid'n sik, dat he ẹr erlöst harr.

Un as se do to Hus keem'n bi den Köni, do weer de Freid noch vẹl gröter, un de weer do ok forts waller gesund.

Un wenn se ni dot blẹben sünd, denn lẹft se noch.

(Vergl.: Pentamerone des Basile, übertragen von F. Liebrecht, Breslau 1846, Bd. 2, S. 29: „Die drei Tierbrüder"; Musäus, Volksmärchen der Deutschen, S. 1: „Bücher der Chronika der drei Schwestern"; Grimm, Kinder- und Hausmärchen II 197 (Reclam 274): „Die Krystallkugel".)

Schleswig-Holsteinischer Landesverein für Heimatschutz.

In der am 13. August in Kiel abgehaltenen Mitgliederversammlung gab der Vorsitzende Gutsbesitzer Regierungsrat von Hedemann-Heespen nach Begrüßung der Erschienenen, insbesondere des Landrats des Kreises Schleswig von Alten und des Vertreters des Kreises Herzogtum Lauenburg, zunächst ein Bild von der bisherigen Tätigkeit des Vereins.

An allgemeinen Aufgaben hat der Vorstand vor allem den sogenannten Bau-Katechismus vollendet, der in knappster Form die Hauptverstöße gegen eine schöne heimatliche Bauweise kennzeichnen und zeigen soll, wie man es besser machen kann. Der Katechismus ist in 10000 Exemplaren gedruckt. Etwa 5000 haben die Kreise und andere Behörden und Privatleute sofort zur Verbreitung übernommen. Gearbeitet wird mit der Landesgruppe des Deutschen Architektenbundes zusammen an einem großen Musterwerk, das nach Landschaften getrennt eine Reihe häufig wiederkehrender Bauprogramme heimatlich und doch modern lösen soll, z. B. Feldscheunen, Gasthäuser, Bauernhäuser und Katen u. a. m. Das Programm wird höchstens 100 Entwürfe umfassen, für deren Herausgabe der Vorstand auf öffentliche Mittel hofft. Anschließen soll sich vielleicht ein Werk über bauliche Einzelheiten nach dem schönen Vorbild von Tondern. Liegt hier die Hoffnung noch fern, so hat der Vorstand es neuerdings ins Werk gesetzt, eine Bauberatungsstelle zu gründen, über deren Aufgaben nachstehend berichtet wird. Der Vorstand hofft, daß diese Baustelle sich im Lande Geltung verschaffen und reichlich in Anspruch genommen wird; darauf wird die Hoffnung des Vorstandes hauptsächlich beruhen, auch bei uns dahin zu gelangen, daß auf dem Lande kaum mehr unschön und unholsteinisch gebaut wird. Eine Reihe von Vorstandsmitgliedern hat auswärts Vorträge gehalten. Fünf weitere Vorträge sollen auf Anfordern in Hadersleben, Rendsburg, Flensburg, Oldenburg und Plön gehalten werden.

An einzelnen Aufgaben sind folgende an den Vorstand herangetreten. Er hat für Itzehoe und Blankenese ein Ortsstatut gegen Verunstaltung und für Itzehoe den Entwurf eines städtischen Verwaltungsgebäudes aufstellen helfen, Gutachten erstattet, Privatleute in verschiedenen Orten, vor allem in Schleswig, bei Neubauten und Umbauten, den Kirchenvorstand in Westensee bei der Restaurierung zweier Altäre, den Kirchenvorstand in Bergstedt bei einem Kapellenbau beraten. Der Kreisausschuß hat nach dem Rate des Vorstandes einen Forstschuppen in den Hüttener Bergen errichtet. Auch auf die fiskalischen Bauten, die in den Städten so leicht durch Größe und Zahl den Eindruck beherrschen, auf dem Lande sogar Schule machen und hier wie dort das Ortsbild meist verheddert haben, hat der Verein sein Augenmerk gerichtet. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat dem Vorstand bei dem Bahnbau Rendsburg-Husum zugesagt, daß die Hochbauten seiner Verwaltung dem Heimatsgefühl Rechnung tragen sollen. Die Eisenbahndirektion hat dankbar die Anregungen des Vorstandes wegen des Baues von Arbeiterhäusern bei Lügumkloster angenommen, und die Verwaltung verschiedener im Bau begriffener Kleinbahnen, z. B. der von Lütjenburg nach Barkau, haben sich den Wünschen des Vorstandes ebenfalls entgegenkommend gezeigt und die Mitglieder des Vereins beauftragt, die Hochbauten zu entwerfen. Dasselbe darf dankbar dem Kaiserlichen Kanalamt und der Kaiserlichen Werft nachgerühmt werden. Erfolgreich ist der Verein bei der Verwaltung der Stadt Kiel für eine bessere Anpassung von neuen Straßen an das von ihnen durchschnittene Gelände eingetreten. Der Vorstand glaubt, daß der Verein auch hier zur Erhaltung intimer landschaftlicher Schönheiten, kleiner holzbestandener Schluchten in den Vororten und dergleichen beigetragen hat. Immerhin ist der Naturschutz gegenüber dem architektonischen bisher zurückgetreten, weil die Gefahren weniger verbreitet und augenfällig sind und die Mitteilungen nur selten an den Verein herantreten. Als Zweigverein für ein Sachgebiet ist dem Verein die Sammelstelle für Lichtbilder beigetreten. Der hier unter Leitung des Pastors Harder ins Leben getretene Verein für Hebung der Grabmalkunst hat die Mitglieder des Landesvereins zu kostenlosem Beitritt aufgefordert. Die Schlußausführungen des Vortragenden zeugten von großer Liebe zu seiner schleswig-holsteinischen Heimat und von seltener Begeisterung für die idealen Bestrebungen und die hohen Ziele des Landesvereins.

Stadtbauinspektor Meyer gab sodann Aufschluß über den Zweck der eingangs erwähnten Bauberatungsstelle. Ihre Aufgaben sind, wenig bemittelten Bauherren auf dem Lande kostenlos Entwürfe zu liefern, Aufträge, soweit es sich um größere handelt, an Architekten zu vermitteln, Baubehörden, die im Zweifel sind, Rat zu erteilen, und ein Sammelwerk herauszugeben, um den verschiedenen Bauherren Pläne zur Verfügung stellen zu können. Am wichtigsten erscheint die Herausgabe von Plänen von Bauernhäusern. Seitens eines Mitgliedes wurde angeregt, die Bauberatungs-

stelle möge sich auch ungefragt den Behörden aufdrängen. In Voorde z. B. sei das prächtige Landschaftsbild in den letzten Jahren durch unschöne Bauten arg verschändet worden. Der Vorsitzende entgegnete, daß der Vorstand mit dem Aufdrängen schlechte Erfahrung gemacht habe. Von einer Seite sei die Anerbietung der Dienste des Vereins mit dem Bescheide, daß die betreffende Behörde sich nicht bemuttern zu lassen brauche, gelohnt worden. Der anwesende Vertreter des Altonaer Industrievereins teilte mit, daß Altona eine Ortsgruppe des Landesvereins für Heimatschutz zu bilden beabsichtige.

Die vorgesehene genaue Rechnunglegung war nicht möglich, weil der Rechnungsführer Dr. Ahlmann verreist ist. Der Vorsitzende teilt mit, daß die Einnahmen 2071,15 ℳ, die Ausgaben 1200 ℳ betrugen. Da die Rechnung des ersten Jahres wegen der besonderen Einnahmen von Mitgliedern auf Lebenszeit usw. und der ungewöhnlich hohen Ausgaben für die Gründungs- und erste Werbetätigkeit der Wirtschaft der Zukunft wenig gleichen kann, wurde von der Aufstellung eines Etats für das nächste Jahr Abstand genommen, der Vorstand vielmehr ermächtigt, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel wie bisher weiterzuwirtschaften.

Darauf hielt Stadtbauinspektor Meyer einen mit großem Interesse von der Versammlung entgegengenommenen Vortrag über „Das feuersichere Strohdach." Das uralte Strohdach bietet dem Landmann außerordentlich viele Vorteile. Es hält im Sommer kühl und im Winter warm, ist stets trocken und lüftet vorzüglich. Zudem ist es aus dem in der Landwirtschaft erzeugten Material billig herzustellen und zu unterhalten. Seine Schönheit wird von keiner anderen Bedachung erreicht, keine ist so behaglich und anheimelnd. Das Bauholz bleibt unter ihm viel länger gesund, weil es so vorzüglich lüftet. Die kräftige Lüftung macht es besonders wertvoll für die Lagerung des Getreides, das bekanntlich in der ersten Zeit eine Art Gärung durchzumachen hat und dabei stark schwitzt. Lüftungsschlote im Ziegeldach geben nur schlechten Ersatz dafür. Die Schwächen des Strohdaches sind, daß es so leicht von Staren, Mäusen, Ratten und Iltissen durchbrochen wird, namentlich aber seine Feuergefährlichkeit und das beim Brande entstehende Flugfeuer. Die Tage des Strohdaches sind gezählt, wenn es nicht gelingt, ihm die Feuergefährlichkeit zu nehmen.

Redner besprach sodann das von dem mecklenburgischen Landmann Gernentz erfundene feuersichere Strohdach (vgl. S. 172). Das zum Eindecken benutzte Stroh wird zunächst mit Hilfe eines Rahmens in kleinen Massen von 92 × 78 cm Größe mittels Drahtdurchnähung geformt, dann mit einer aus 6 Eimern Wasser, 2 Mulden Lehm, 2½ Eimern Gips und 2 Eimern Gallwasser (Ammoniakwasser) bestehenden Mischung durchtränkt und naß auf das Dach gebracht und befestigt. Das Dach wird etwas teurer als das alte Strohdach, weil der Dachstuhl kräftiger gebaut sein muß und weil das Quadratmeter imprägnierte Strohbedachung etwas teurer als gewöhnliches Stroh ist. Die bisherigen Versuche haben ergeben, daß es gegen Feuersgefahr haltbarer als Pappdach und sogar als Zementdach ist, und ungefähr die gleiche Beständigkeit gegen Feuer hat wie Pfannendach. Flugfeuer entwickelt sich nicht mehr. Der Preis ist natürlich da höher, wo die dazu erforderlichen Materialien weither beschafft werden müssen. — Regierungsrat von Hedemann-Heespen bezeichnete den letzteren Umstand als ausschlaggebend für manche Gegenden, so daß an einzelnen Stellen das Strohdach doch wohl allmählich schwinden werde, an anderen Stellen empfehle sich der Versuch aber sehr.



Mitteilungen.

1. Volkskundliche Fragen. Die Zentralstelle des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuchs bittet die Leser der „Heimat" um die Beantwortung der folgenden Fragen. Antworten werden unter Beifügung der laufenden Nummer erbeten an Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstr. 52 a. Portoauslagen werden auf Wunsch gern erstattet.

13. Welche volkstümlichen Bräuche bestehen am Polterabend?

14. Welche Zeichen gelten im Glauben des Volkes als Vorboten des Todes?

15. Was versteht man unter „Finsterbęr"?

16. Sind noch Reste des sogenannten Karnüffelamts vorhanden, einer Lustbarkeit, wie sie früher u. a. in Neumünster zur Fastnachtszeit üblich war? Kann jemand das Kartenspiel „Karnüffel" beschreiben?

17. Wie weit sind heute noch Formen des alten Verbums tēn (ziehen), das im allgemeinen durch „trecken" verdrängt ist, in lebendigem Gebrauch? Werden die Formen vielleicht mehr im Scherz oder zum Spott gebraucht?

18. Aus Südangeln sind ohne Erklärung die Wörter: Schreballer, Schre-

bilken und Schrefütter eingegangen, alle als absterbend bezeichnet. Was bedeuten die Wörter?

2. Anfrage. Wo kommt der Familienname Grimmsmann vor? Gefällige Antworten erbittet H. Radenhausen in Kiel-Ellerbek.

3. Abnorme Blütenbildung an Himbeersträuchern. Die Abbildung zeigt einen Himbeerstrauch mit eigentümlicher Blütenbildung. Einzelne Blütenteile, wahrscheinlich Kronblätter und Griffel, sind besonders ausgewachsen und bilden, da sie an einer Hauptachse nicht dicht zusammengerückt sind, kätzchenartige Blütenstände. Ich habe mit namhaften Botanikern gesprochen, allen ist diese „Vergrünung" neu. Sollte einer der verehrten Leser etwas Ähnliches schon gesehen haben oder Genaueres darüber wissen, bitte ich um Mitteilung. Es handelt sich nicht um einen einzelnen Strauch, sondern sämtliche tragfähigen Äste haben diese Kätzchen und zwar auf einem stubengroßen Platze in einem Kiefernwalde etwa 10 km von Lübeck entfernt. Alle Sträucher tragen nur diese „Blüten," keine normale. Die jungen Ausschüsse haben normales Aussehen. Weitere Auskunft wird gern erteilt.



Lübeck,
Hansastr. 78.
W. Blohm,
Lehrer.

4. Wolfsjagden in Nordfriesland im Jahre 1735. 1. Schreiben des Land Rahts Amtmanns von Holstein, 11. Mai 1735: „Nachdem die gevollmächtigte der Landschaft Bredstedt geziemendt angezeiget, wasgestalt die Wölfe daselbst sich verschiedentlich sehen ließen, und nicht geringen Schaden verursachten, mit dem Ersuchen zu des Landes Besten eine Klopp-Jagdt anzuordnen und dann dieses billige Gesuch um so weniger enthöret werden können, als nöthiger es ist, daß diese Raub-Tiere mit allen Fleiß verfolget, und soviel möglich ausgerottet werden mögen. So wird ein jeglicher Hauswirth, auch ein solcher, welcher zur Miethe wohnet, hierdurch nachdrücklich und ernstlich befehliget, daß Er entweder selbst, oder durch eine genugsahme Persohn, auf des Gevollmächtigten nähere Anweisung, an dem ihm zu benennenden Ort, Zeit und Tag mit einer Höltzernen Stange, oder dergleichen Gewehr unausbleiblich erscheinen, der alsdann vorzunehmenden Klopp-Jagdt beyzuwohnen, und bis solche geschlossen, dabey aushalten soll: Wie dann ein jeglicher Bauer-Voigt, mit Zuziehung des Hege-Reiters, nach vollendeter Jagdt die Überfrage seines Dorffs halten, alle ermanglende Persohnen anzeichnen, davon das Register, dem beykommenden Gevollmächtigten einhändigen, dieser aber von einem jedweden welcher weder in Persohn noch durch einen tertium erschienen 16 Schilling Straf-Gelder einfordern solle, welche dann zu den gemeinschaftlichen Kosten

angewandt werden können. Wornach die angehörige sich zu achten. Signatum auf dem Amt-Hause zu Flensburg, d. 11. May 1735. In abwesenheit und Vollmacht des Herrn Grafen Land Raths und Amtmanns von Holstein: Jessen. — II. Schreiben desselben, vom 30. May 1735: „Nachdem für Höchstnöthig befunden worden mit dem forder-sahmsten abermahlen eine Wolfs-Jagdt in dieser Landschaft anzuordnen und zu halten, die Eingesessenen des Fleckens (Bredstedt) aber sich dazu, dem Bericht nach, unwillig bezeigen sollen, obgleich sowohl ihre eigene alß der Land-Kirchspiele Sicherheit und Nutzen dadurch erzielet wird, und dann besagtes Flecken als ein Glied des corporis der Landschaft in billigen Dingen sich davon zu trennen Keineswegt befugt ist. So werden alle und jede Haußwirthe hiesigen Fleckens hiedurch, und zwar ein jeglicher bey 1 Reichstaler zu erlegenden Strafe befehliget, daß dieselben auf des p. t. Gevollmächtigten Joachim Bornemanns vorgängige Ankündigung, an Ort und Stelle, wohin sie gewiesen werden, zu rechter Zeit, einfinden und solchen nach, mit den Land-Kirchspielen in guter Ordnung und unverdroßen, sothaner Wolfs-Jagdt assistiren, niemandem aber erlaubet seyn soll, ohne Vorwissen ein Schieß-Gewehr, sondern anstaat dessen ein Höltzernen Prügel oder Gaffelt mit zunehmen. Die Ausbleibende Designiret der Gevollmächtigter, und gibt davon die Nahmen gehörigen Ohrts über, damit die dictirte Strafe herbey getrieben werden kann. Bredstedt, d. 30. May. 1736. Nomine des Herrn Grafen Land-Rahts und Amtmanns von Holstein: Jessen. — III. Wenn darnach 1735 zwei Wolfs-jagden (Kloppjagden mit hölzernen Stangen und Prügeln) gehalten worden sind, so liegt darüber folgende Abrechnung vor: „Anno 1735 ist wegen der zu zweyen Mahlen in diesem Früh Jahr gehaltenen Wolfsjagd und zwar in 3 Tagen verunkostet worden, Einen Express nach Borsbüll und Drölsdorf 8 Sch., nach Sterdebüll 6 Sch., nach Langenhorn 5 Sch., nach Ockhollm 8 Sch.; dem Hege Reiter Olffen zu Immenstedt 12 Rthlr., dem Holzvoigten daselbst 6 Rthlr., dem Herrn Landschreiber wegen zweier Expressen 1 Rthlr. 16 Sch., Cammer Raht Godbersen gleichfalls 36, für seine Waagens, so Er mit sich gehabt, 2 Rthlr. 32 Sch., dessen Jäger 1 Rthlr., Martin Kühlmann für 2 Fuhren an Herrn Secretair Jessen von und nach Flensburg zu fahren 3 Rthlr. 16 Sch., an Gerhard Lange zu Ackebroe 1 Rthlr. 40 Sch., Jakob Petersen Krüger in Högel 1 Rthlr., Herrn Meyer's Verzehrungs Rechnung 3 Rthlr. 32 Sch., Albert Feddersen in Löwenstedt 11 Rthlr., Broder Hansen Krüger in Joldelundt 2 Rthlr. 32 Sch., An Gevollmächtigte alß Dethlef Dyesen für sein Pferd, Verzehrung der 3tägigen Jagdt beizuwohnen 3 Rthlr., Hanß Jenssen in Ockhollm item 3 Rthlr., Ingwer Carstensen in Langenhorn 3 Rthlr., Jenß Danielsen in Bargum 3 Rthlr., Hanß Gregersen in Borsbüll 3 Rthlr., Joachim Bornemann in Bredstedt 3 Rthlr., Albert Feddersen in Löwenstedt, welcher nur 1 Tag der Jagdt beygewohnet 1 Rthlr., ebenso Paul Friedrichsen in Drölsdorff 1 Rthlr. für verfertigung dieser Rechnung, repartition und Besorgung aller Quittungen 16 Sch. — die Summe 69 Rthlr. 7 Sch., welche über 301 Pflüge so verteilt wurden, daß Bredstedt 5 Rthlr. 18 Sch. 6 Pf., Bordlum 8 Rlhlr. 43 Sch. 3 Pf., Ockholm 5 Rthlr. 39 Sch. 4 Pf., Langenhorn 12 Rthlr. 23 Sch. 3 Pf., Bargum 5 Rthlr. 44 Sch. 3 Pf., Joldelund 1 Rthlr. 20 Sch. 9 Pf., Viöhl 7 Rthlr. 16 Sch., Dröllsdorff 6 Rthlr. 1 Sch. 3 Pf., Brecklum 15 Rthlr. 40 Pf. für diese Wolfsjagden zu zahlen hatten."

Mitgeteilt von H. Carstensen in Sterdebüll bei Bredstedt.

5. Tunikaten oder Manteltiere der Flensburger Bucht. Der Tierkreis der eigenartigen Tunikaten oder Manteltiere, der im System unmittelbar den Wirbeltieren folgt und gleichsam den Übergang bildet von dem niedrigsten Wirbeltier, dem Lanzettfischchen (Amphioxus lanceolatus), zu den Wirbellosen, steht unter letzteren an der Spitze. Wer zum ersten Mal ein Manteltier in die Hand nimmt, weiß dasselbe ebensowenig zu erkennen, als wenn er die formlose Masse einer Aktinie zu Gesicht bekommt. Erst im Seewasser-Aquarium tun sich beide auf und lassen ihre wahre Gestalt erkennen. Der mantel- oder tonnenförmige Körper der Tunikaten entfaltet sich, und oben lassen sich zwei Öffnungen erkennen, nämlich Mund- oder Kiemenöffnung und Kloake, welche beide aus kleinen, zierlichen Häutchen gebildet sind. In der Flensburger Bucht, sowie in der Ostsee überhaupt kommen nur einige Arten vor, die zu den Ascidien gehören und sich auf vier Gattungen verteilen. Am seltensten ist Ascidia (Phallusia) mentula O. F. Müll., welche nur im tiefen Wasser vorkommt und an der schlanken Form leicht kenntlich ist. Durch den seebläulichen Mantel scheinen die leicht rot gefärbten inneren Organe hindurch. Die derbe Bezeichnung dieser Art durch die Fischer ist nicht gut wiederzugeben, deckt sich aber so ziemlich mit der wissenschaftlichen. Der Gattung Ciona gehört der Seeapfel, Ciona canina Kupffer an. Diese Art ist braun, innen zinnoberrot, apfelförmig, hat einen lederartigen, klebrigen Mantel, der mit Sand, Steinchen oder Muschelresten besetzt ist. Man findet diese Art recht häufig in allen Größen von der Größe einer Erbse bis zu der eines kleinen Apfels. Eine farblose Varietät dagegen ist recht selten. Selten sind auch die beiden Arten der Gattung

Molgula, die eine sechslappige Kiemenöffnung haben, während dieselbe bei den Ascidien achtlappig ist. Hierhin gehören Molgula macrosiphonia und nana. Beide sind den Ascidien ähnlich geformt, aber viel kleiner und derber, besonders letztere. Am häufigsten tritt zweifellos die Seebeere, Cynthia grossularia van Ben. auf. Der lebhaft rot gefärbte Mantel dieser Art ist rund und erinnert an das Aussehen einer Johannisbeere, daher auch der Name. Eine farblose Varietät ist selten. In oft ungeheuren Mengen sitzen diese Tierchen auf Algen, namentlich Fucus, Delesseria und Polyides, und sehen dann aus, als wenn die Alge mit kleinen roten Beeren dicht besetzt wäre. — Die zusammengesetzten Seescheiben sind scheinaar nur durch eine Botryllus-Art vertreten, während die Feuerwalzen und Salpen überhaupt nicht hier vorkommen.

Flensburg. Philippsen.

6. De Paster mutt Latin können. Doar is mal 'n Paster west, de hett sik god mit sin Gemeinde verdregen kunnt. Nu sünd mal de Buern na em henkam'n un hebbt seggt: „Je, Herr Paster, nu möt wi Jhn'n woll afffett'n!" „Lüd, sünd Ji dull?" hett de Paster fragt, „wat hebbt Ji denn geg'n mi?" „Je, wi möt 'n Paster hem, de Latin mit in sin Predigten snackt; de Preesters von de annern Dörper könt all Latin un de Buern foppt uns all, dat uns Paster keen Latin kann!" „Verstaht ji denn Latin?" „Ne, dat nich, aber wi könt ebenso as de annern 'n Preester hem, de Latin snackt. Wi wölt an den Suppernbent'n schrib'n." Dat hebbt se nu ok dahn, un de Suppernbent hett an den Paster schreb'n, he sull sik prat holl'n, he keem un wull em examneern. Se hebbt aber beide keen Latin kunnt un de Preester hett to sinen Köster seggt: „So, nu will de Suppernbent mi in Latin examneern; wat makt wi nu?" „Och, Herr Paster," hett de Köster seggt, „dat lat'ns mi man mak'n, mit de Buern wölt wi woll fardig warn." Nu is dat de Morgen west, wo dat Examen sin sull, doar hett de Paster seggt: „Ach Gott, nu kann ick noch keen Latin!" „Dat wölt wi bald krieg'n," hett de Köster seggt, un denn sünd se ut'n Hus un na de Kirch hengahn. De Köster hett vörangahn. Doar kamt se an son Tuhn, doar sitt twee Raben, de sik schnäbelt. De Köster hett sik umdreiht nah den Preester, hett up de Raben wiest un seggt: „Rabulum schnabulum!" „Is good," seggt de Paster. Denn kamt se an 'n Wisch, doar hebbt Schap graft un 'n paar Lämmer hebbt sprung'n un danzt. De Köster hett sik wedder umdreiht un hett seggt: „Lammer danzum!" „Is good," seggt de Paster. Denn kamt se an 'n Sandwegg, doar hett 'n Koh stahn, de hett doar wassert. Do seggt de Köster: „Kopissandum!" „Is good," seggt de Preester wedder, un denn sünd se bi de Kirch. De Suppernbent is all doar west un hett mit 'n paar Buern snackt. „Ah, da sind Sie ja, mein Lieber," seggt he to den Paster. De verneigt sik un seggt: „Rabulum schnabulum!" „Jawohl," seggt de Suppernbent, „sehr gut, sehr gut! Was ich also sagen wollte: Ihre Gemeinde hat sich an mich gewendet, wie Sie wohl wissen werden." „Lammer danzum," seggt de Paster. „Allerdings," seggt de Suppernbent, „da wollte ich Sie nun ein wenig examinieren, wie es Ihre Gemeinde wünscht." „Kopissandum," seggt de Paster. Doar seggt de Suppernbent: „Ja, Leute, ich weiß nicht, was Ihr wollt; Ihr solltet doch mit Eurem Pastor zufrieden sein, der ist ja ein Lateiner durch und durch." *Un do sünd se tofreden west un sünd na Hus gahn.*

Mitgeteilt von Anna Renken in Hamburg.



Bücherschau.

1. Menschenkunde. Ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Von Dr. med. et phil. **Georg Buschan.** Mit 3 Tafeln und 80 Textabbildungen. 8°. 265 S. (Naturwissenschaftliche Wegweiser. Serie B Band 2.) Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. Geheftet 2 ℳ, gebunden 2,80 ℳ. — Das vorliegende Buch ist meines Wissens die erste gemeinverständlich geschriebene Anthropologie, die nicht nur einzelne Kapitel für den Laien herausgreift, sondern eine nahezu vollständige Bearbeitung des Gebietes gibt. Die neuesten Fortschritte der Wissenschaft sind, soweit sie gesichert, verzeichnet: man vergleiche nur einmal das Buch von Ranke „Der Mensch," das vor 1½ Jahrzehnten erschienen, ist mit dem von Buschan. — Der Inhalt ist geradezu enorm für den geringen Umfang des Buches; nach einer geschichtlichen Einleitung wird in der allgemeinen Anthropologie eine kurze Darstellung der Darwinschen Lehre, der Befruchtung und Vererbung gegeben. Lehrreiche Beispiele werden hier aus den Herrscherfamilien genommen. — Dann folgt eine kurze Darstellung der wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden, die Beschreibung der äußeren Form des Menschen, Gestalt, Länge, Gewicht, Wachstum, äußere Körperbedeckung. Hier ist, für den Laien besonders inter-

essant, Rücksicht auf die Abnormitäten wie Riesen, Zwerge, Kolossalmenschen, Haarmenschen, Albinos usw. genommen. — Der eingehenden Darstellung der Verschiedenheiten der beiden Geschlechter, wo auch eine sehr ruhige und sachliche Würdigung der psychischen Unterschiede, mit Hinweis auf nicht normale Zustände, sich findet, folgt der spezielle Teil, die Besprechung des Skelettes und der einzelnen Teile des Körpers. Bei der Darstellung der Schädelformen und Größe findet sich eine sehr beachtenswerte Zurückweisung ihrer Überschätzung für die Rassenkunde, wie man sie in so manchen vielgelesenen, wissenschaftlichen und populären Werken der letzten Jahre findet. Unter den Einzelheiten wird besonders noch die Darstellung der Rechts- und Linkshändigkeit interessieren. — Das Buch bietet eine staunenswerte Fülle von Daten; es ist daher nicht zum flüchtigen Durchlesen geeignet, sondern zum Studium und als Nachschlagebuch für jeden ernsten Laien, aber auch für Ärzte und wissenschaftliche Fachleute. Es sollte in keiner Ärzte-, Lehrer- und Seminar-Bibliothek fehlen, zumal auch die bildliche Ausstattung vorzüglich ist. Für die Jugend und garnicht vorgebildete Leser halte ich es für zu schwierig. Für eine neue Auflage würde der Laie vielleicht eine zusammenfassende Darstellung des Diluvialmenschen, über den die letzte Zeit viele neue Ergebnisse gebracht hat, gerne sehen; auch eine eingehendere Beschreibung der Zwergrassen würde im Kolonialzeitalter interessieren. Dabei könnte manches für den Laien schwer Verständliche aus der Entwicklungsgeschichte und einiges rein Pathologische, kaum dem Arzte bekannte, wegfallen. Alles in allem aber ein Buch, das wirklich einem Bedürfnis entgegenkommt und im besten Sinne des Wortes aufklärend wirkt.

Ellerbek. Dr. med. Paulsen.

2. **Ohnesorge, Wilhelm, Die Deutung des Namens Lübeck.** Ein Beitrag zur deutschen und slavischen Ortsnamen-Forschung. In: Festschrift zur Begrüßung des 17. deutschen Geographentages in Lübeck 1909. — Mit derselben Gründlichkeit, die ich an der „Einleitung in die lübische Geschichte" zu rühmen hatte („Heimat," Band 19, S. 170 f.), behandelt Ohnesorge in der vorliegenden Abhandlung den Namen Lübeck. Er stellt alle Formen zusammen, die sich bei Chronisten und in Urkunden finden, und bespricht dann die zahlreichen Deutungen, die besonders zur Zeit des Humanismus vorgenommen wurden, die wie etymologische Spielereien aussehen, aber meist ernst gemeint sind. Ohnesorge verwirft mit Recht die Ableitung aus dem Germanischen und nimmt wendischen Ursprung an, und zwar, daß die Wurzel ljubu = lieb mit der Endung ice zugrunde liegt; darnach bedeutet Lübeck Liebort oder Schönort. Beweis für die Richtigkeit ist nicht nur die Erklärung des alten Lübecker Chronisten Detmar, Lübeck heiße in wendischer Zunge „een vroude veler lude," wie es ihm selbst oder seinen Quellen von wendisch Redenden gedeutet sein mag, sondern auch die zahlreichen mit Ljub zusammengesetzten Ortsnamen, von denen Ohnesorge aus verschiedenen slawischen Gebieten 354 aufzählt. — Bei dem liber census Daniae hätte nicht die Langebeksche, sondern die neuere Ausgabe von O. Nielsen erwähnt werden müssen (S. 216, Anm. [18]).

Oldesloe. R. Hansen.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Konrad Fischer, Der Schatzgräber, eine Volkserzählung. Verlag von E. F. Thienemann in Gotha. Preis 4,50 *M.* — W. Wurm, Waldgeheimnisse, in dritter Auflage bearbeitet von G. Schlenker und K. Flöricke, Verlag des „Kosmos," Gesellschaft der Naturfreunde in Stuttgart. Preis 4 *M.* — Paul Volkmann, Fähigkeiten der Naturwissenschaften und Monismus der Gegenwart. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 1 *M.* — F. Gundlach, Zur Geschichte des Kieler Stadtarchivs für die Zeit vom 1. Januar 1907 bis zum 31. März 1909. — „Naturwiss. Wegweiser," Serie A, Bd. 3: K. Eckstein, Tierleben des deutschen Waldes; Bd. 5: W. Migula, Deutsche Moose und Farne; Bd. 7: H. Marzell, Pflanzenwelt der Alpen. Preis geb. je 1,40 *M.* Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart. — H. Lund, Schleswig-holsteinische Sagen, eine Auswahl aus Karl Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 2. Auflage. Verlag von Max Liebscher in Siegen. — K. Kraepelin, Naturstudien, ein Buch für die Jugend, billige Volksausgabe. Preis 1 *M.* Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — F. Gansberg, Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Preis 3,20 *M.* Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 12. Dezember 1909.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mk. bezahlen, durch den Expedienten, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, H. Barfod in Kiel-Hassee, Hamburger Chaussee 86, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. Monatliche Auflage 3200. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mk., jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.



Die 1909 eingetretenen Mitglieder,
deren Jahresbeitrag noch nicht beglichen ist, werden um gefl. Einsendung desselben — M. 2,50 — bis zum Jahresschluß gebeten.

Bücherschau.

Im malayischen Urwald und Zinngebirge von Dr. **Wilhelm Wolff.** Mit 16 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin: Alfred Schall. 1909. (V) u. 240 S., 8°. Geh. 5 M. — Die malayische Inselwelt, auch Insulinde genannt, ist das Paradies des Naturforschers von heute. Haeckel besuchte sie als Zoologe, Detmer, Knuth, Giesenhagen als Botaniker, und hier ist es ein Geologe, der 1907/08 im Auftrage eines deutschen Handelshauses einige diesem zum Verkauf angebotene malayische Zinnerzlager auf ihre Wertung zu untersuchen hat. Und so sehr sich Verfasser auch bemüht haben mag, die Welt dort draußen nur als Naturforscher anzuschauen und zu beurteilen, er wie auch alle andern, die uns ihre Reise-Erlebnisse schriftlich hinterlegt haben, hat es nicht fertig gebracht, seine Augen nur auf Gesteine, daneben auch auf Tier und Pflanze zu richten. Auch ihm sind Natur und Menschheit als große Einheit erschienen, und diese in dem Spiegel seiner Eindrücke wiederzusehen, ist mir ein um so höherer Genuß gewesen, als Verfasser mir persönlich bekannt geworden ist. Er ist jener liebevolle Führer, der unsere Reisegesellschaft im Anschluß an unsere Kappler Generalversammlung (1907) durch die Hüttener Berge begleitete. Herr Dr. Wolff, mit der geologischen Aufnahme von Teilen unserer Provinz betraut (Sohn des unlängst verstorbenen Direktors der Schleswiger Domschule) ist aufs engste mit unserer Heimat verwachsen und wird seine Liebe und seine Wissenschaft in einem Werke niederlegen, das Schleswig-Holsteins geologische Bodenbeschaffenheit im neuzeitlichen Gewande behandeln wird. Eine Arbeit über Schwansen wird demnächst in unserer „Heimat" erscheinen. Als ein tüchtiges, durch seine Reflexionen und seine Kleinmalerei besonders interessantes Werk eines Vereinsmitgliedes sei auch dieses Buch als Weihnachtsgabe unsern Lesern warm empfohlen.

Barfod.

Neue Mitglieder. (Fortsetzung.)

375. Averhoff, C., Lehrer, Garbek b. Wensin. 376. Franzen, J. F., Gemeindevorsteher, Seeth. 377. Jensen, Fritz, Fischexportgeschäft, Eckernförde. 378. Kähler, J., praktischer Zahnarzt, Langensalza. 379. Ladendorf, Aug., Amtssekretär, Schulenburg b. Treuholz (Holstein). 380. Matthiesen, Chr., Hufner, Hörup a. Alsen. 381. Sammer, Major, Danzig, Am Jacobstor 5/6. 382. Svendson, pr. Adr. Witt & Svendson. Königsberg. 383. Tröh, Hans, Postassistent, Rendsburg.

Kiel-Hassee, 30. November 1909. **Der Schriftführer:**
Hamburger Chaussee 86. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

19. Jahrgang. № 12. Dezember 1909.

Weihnachtsstille.

Verstummt der wilden Stürme lautes Toben,
Das Dich vor wenig Tagen noch erschreckt;
Nun rieselt's leise silberweiß von oben,
Schon liegt die Flur in dichtem Schnee versteckt;
Und duft'ger Flor, von zartem Reif gewoben,
Der ernsten Tannen Immergrün bedeckt:
Doch bei der Abendsonne letzten Strahlen
Blitzt hell es auf in Tausenden Kristallen!

Es schweigt die Welt, ihr Jauchzen und ihr Klagen;
Der Menschheit Weben, Du verspürst es kaum.
Ein schlichtes Kirchlein siehst allein Du ragen,
Ein golden Kreuz empor zum Himmelsraum.
Und ringsum ruhn, die einst hierher getragen,
Zu träumen sanft den Auferstehungstraum:
Kein Laut stört dieser Stätte tiefen Frieden,
Ja, Sabbatsstille ward Dir heut' beschieden!

Das ist der hehre Schmuck, die keusche Hülle,
Damit zum Fest geziert die Erde ward;
Das ist die andachtsvolle, heil'ge Stille,
Darin Dein gläubig Herz der Weihnacht harrt,
Da wiederum der ew'gen Liebe Fülle
Im Gottessohne Dir sich offenbart,
Da auch zu Dir der Engel Gruß wird schallen:
Dem Herrn sei Ehr', den Menschen Wohlgefallen!

Neumühlen=Dietrichsdorf. G. Schröder.

Vor fünfzig Jahren.

Jugenderinnerungen von **Johannes Schmarje** in Altona.

II.

Einen auffallenden Gegensatz zu den behäbigen, auf weiter Fläche zerstreut liegenden Gehöften der Gemeinde Moorrege bildete das benachbarte Dorf Heist. Namen und Entstehung verdankt es dem berüchtigten Raubritter Hartwig Hest, der hier seineBurg hatte, mit seinem Knappen Wilkin und einigen Kumpanen die ganze Umgegend bis Neumünster hin in Schrecken setzend, so daß der Kaiser ihn sogar mit der Reichsacht bedrohte. Das geschah im 14. Jahrhundert. Das Geschlecht der Heste scheint bald darauf ausgestorben zu sein.

Wie das Dorf sich in den folgenden Jahrhunderten weiter entwickelt hat, wird von den Chronisten nicht gemeldet. Heist galt in den fünfziger Jahren für rückständig, und es rechtfertigte diese Meinung schon durch seine ärmliche Erscheinung: an jauchestinkenden Wegen halb verfallene Katen und Bauernhäuser mit durchlöcherten Strohdächern und verklebten Fenstern. Die zerlumpten und schmutzigen Kinder auf den Straßen bildeten die dazu passende Staffage. An hohen Fest- und Feiertagen, wie z. B. am Ütersener Jahrmarkt, erschienen die Dorfschönen dagegen in farbenfroher Pracht, weswegen sie als die „bunten Heister" bespöttelt wurden. Auch in der Bildungspflege waren die Heister hinter ihrer Zeit und Nachbarschaft im Rückstand. Der Schulunterricht ruhte im Sommer gänzlich. In den Wintermonaten wurde er von einem Autodidakten besorgt, der ehemals in Kopenhagen Rekruten einexerziert hatte. Dagegen hielt man am alten Glauben fest, aus dem auch der Teufel noch nicht verbannt war. In dieser Beziehung durften die Heister sich freilich keines besonderen Vorzugs rühmen. In 15 Minuten gelangt man durch den Luusbusch nach Heitrege, und in Heitrege ist es vor erst 20 Jahren passiert, daß die „Heiligen" der Umgegend bei einer Besessenen einen Exorzismus nach allen Regeln der Kunst und mit solchem Erfolg in Scene setzten, daß der Teufel durch das geöffnete Fenster mit großem Gepolter und Hinterlassung eines ziemlichen Gestanks hinausgefahren sein soll. Ältere Leute berichteten, daß Se. höllische Majestät vor Jahren auch einmal Heist mit seinem Besuch beehrt habe, und zwar habe er seine Anwesenheit dadurch kundgetan, daß er zu nächtlicher Stunde mit seinem behuften linken Fuß einen erschrecklich dröhnenden Schlag gegen die „große Tür" eines Bauernhauses getan habe, dessen Besitzer in dem schlimmen Geruch eines Freimaurers stand. Dieser, ein alter Junggeselle und Sonderling, hauste einsam in seinem gänzlich vernachlässigten Gewese. Nur selten bekam ihn ein Neugieriger zu Gesicht, der einen scheuen Blick durch eine Lücke des verwilderten Gartenzaunes wagte. Daß der Teufel die ihm verschriebene Seele des Freimaurers eines Tages holen werde, wurde von alt und jung als ziemlich sicher angenommen. Man wußte auch genau, wie sich das Geschäft bei derartigen Gelegenheiten abzuwickeln pflegte. An dem Verfalltage werde, so behauptete man, ein Konterfei des Einsiedlers, das in seiner Kammer hangen sollte, von einem Dolch durchstoßen werden. Das an dem Bilde symbolisch vollstreckte Todesurteil werde dann in einer der darauf folgenden Nächte an dem Kontrahenten in Wirklichkeit vollzogen. Wie die Sache abgelaufen ist, wird nicht berichtet. Meines Wissens ist der alte Sonderling hochbetagt zu seinen Vätern versammelt worden, ohne sonderliche Abzeichen an seinem Leibe hinterlassen zu haben, weswegen ihm auch ein ehrliches Begräbnis auf dem kleinen Heister Friedhofe nicht versagt werden konnte.

Von dem dunklen Gebiet der Sage begeben wir uns nunmehr ins hellere der Geschichte. Heist hatte nämlich unter seinen Bewohnern eine geschichtliche Persönlichkeit. Noch zu Anfang der sechziger Jahre lebte daselbst ein Veteran aus der Napoleonischen Zeit. Kasper Lorenz, in Heist geboren und gestorben, hatte als dänischer Dragoner am 31. Mai 1809 an der Vernichtung des Schillschen Freikorps in Stralsund teilgenommen, und er soll es gewesen sein, der im Straßenkampf den tödlichen Hieb auf das Haupt des bereits verwundeten Schill geführt hat. Nach seiner eigenen Darstellung ist ihm bei dieser Heldentat ein Kamerad aus dem benachbarten Dorf Appen, namens Gätgens, zur Hülfe gekommen; er habe den Major Schill vom Pferde gerissen und Gätgens habe dem Wehrlosen dann einen Hieb über den Kopf gegeben. Wie dem auch sei, Tatsache ist es jedenfalls, daß Kasper Lorenz für seine Heldentat

von dänischen Regierung mit dem Danebrogsorden und der damit verbundenen lebenslänglichen Pension belohnt wurde.

Die beiden Dragoner haben als Soldaten ihre Schuldigkeit getan. Darüber darf sie niemand schelten. Daß es aber gerade Deutsche und Söhne unserer Heimat sein mußten, unter deren Säbelhieben einer der Besten unsers Vaterlandes verblutete, empfinden wir heute schmerzlich und wie eine Schmach. Nur muß man nicht glauben, daß man diesen Umstand damals in Heist und Umgegend irgendwie unangenehm empfunden hätte. Mit patriotischen Gefühlen gab sich unsere biedere, friedliebende Landbevölkerung damals noch nicht ab. Man braucht sich darüber nicht zu wundern. Woher sollte ihr der Patriotismus kommen? Vom großen Vaterlande war man durch zwei Jahrhunderte politisch und wirtschaftlich getrennt gewesen. Was in den Schulen als vaterländische Geschichte und Geographie betrieben wurde, war dänische Geschichte und dänische Geographie. — Das ist anders geworden! Die Söhne derer, die bei Sehestedt und in den Straßen Stralsunds ihre Waffen gegen die deutschen Freiheitskämpfer zückten, kämpften auf Jütlands Auen für deutsche Freiheit und die Enkel haben auf Frankreichs Schlachtfeldern für Deutschlands Ehre und Größe geblutet und gesiegt.

Jene großen Zeiten haben vaterländischen Sinn geweckt und auch dem Empfindungsleben der Landbevölkerung einen höheren Schwung verliehen.

Die politische Neugeburt des deutschen Volkes schuf einen wirtschaftlichen Aufschwung, wie er in der Kulturgeschichte der Völker wohl einzig dasteht. Wenn die wirtschaftliche Entwickelung auch zunächst und zumeist den Städten zugute gekommen ist, so ist doch auch das Land in einem Tempo vorwärts gekommen, das man ehedem für unmöglich gehalten hätte. Mir ist dieser Fortschritt niemals so in die Augen gesprungen wie vor einigen Jahren, als eine Wanderung mich durch Heist führte. Ich hatte das Dorf in Erinnerung, wie es vor fünfzig Jahren aussah. So mußten unsere Dörfer auf der mageren Geest zur Zeit des 30jährigen Krieges ausgesehen haben. Und nun zeigte sich das Dorf in einem Glanze, daß man sich unwillkürlich fragen mußte: Ist dies wirklich das alte Heist? — Zwei breite Chausseen durchschneiden die Ortschaft; am Dorfplatz prangt das prächtige Schulhaus; zwei moderne Wirtshäuser mit Kegelbahnen und Billards genügen auch hochgeschraubten Ansprüchen. Das Beste aber sind die schönen Gehöfte. Aus jedem Fenster schaut Wohlstand und Lebensfreude. Bauern, die vor fünfzig Jahren vier elende Kühe auf die Weide trieben, haben jetzt die fünffache Zahl, und zwar sind es Rinder vorzüglicher Züchtung. Statt des Ödlandes, das sich ehemals bis an das Hoftor erstreckte, erblicken wir wohlbestellte Äcker und grasreiche Wiesen. Die Ursache des Fortschritts und wirtschaftlichen Aufschwunges liegt in dem rationellen Wirtschaftsbetriebe der Gegenwart, also in der Anwendung des Tiefpfluges, der künstlichen Düngungsmittel und vor allem in der Umwandlung des wilden Moors in grasreiches Wiesenland, das an Ertragsfähigkeit garnicht weit hinter den Außendeichsweiden der angrenzenden Marsch zurückbleibt.

Sandige Parzellen hat man wie in Moorrege und Heitrege aufgeforstet. Als vor fünfzig Jahren ein Landmann in Moorrege den ersten schüchternen Versuch machte, ein kleines Stück Dünenland mit Fichten zu bepflanzen, schüttelten ängstliche Leute ob solcher Neuerung die Köpfe: das hieße ja Schlupfwinkel schaffen für Räuber und Diebe! Nun, die Unsicherheit hat nicht zugenommen, wohl aber der Wildstand. Ja, die Heister Feldmark hat sogar einen guten Bestand an Rehwild, so daß die Jagdpacht auf das Zwanzigfache gegen früher gestiegen ist.

Die schiffbare Pinnau trennt Moorrege von Ütersen. Die alte Heerstraße führt durch den Rauch und Dunst der großen Alsenschen Zementfabrik über die „Hohe Brücke" in das östliche Ende des langgestreckten Ortes. Vor fünfzig Jahren gewährte der Flecken durch seine landwirtschaftlichen und bürgerlichen Kleinbetriebe drei tausend und einigen hundert Einwohnern ein bescheidenes und beschauliches Dasein. Das Stilleben des freundlichen Ortes am äußersten Geestrand — daher wohl der Name Uetersten = unterst End — wurde weder durch rauchende Schlote großer Fabrikbetriebe noch durch den Pfiff der Lokomotive gestört. Als aber die Altona-Kieler Eisenbahn gebaut werden sollte, beabsichtigte die Gesellschaft, die Bahn auch über Ütersen zu führen. Die dem Orte dadurch drohende Gefahr wurde jedoch — dank dem energischen Widerstande seiner Gemeindevertreter — glücklich abgewendet. Man befürchtete, daß der Bahnverkehr die Fuhrleute und Gastwirte und noch einige andere Gewerbtreibende brotlos machen könnte. Und so kam es dann, daß die Herren Ingenieure bei der Absteckung der Bahn Ütersen recht weit links liegen ließen. Die Altona-Kieler Eisenbahngesellschaft konnte nun sehen, wie sie ohne Station Ütersen fertig würde. Der Ort war jedenfalls gerettet; und wenn ein Bürgersmann durchaus zur Stadt, d. h. nach Hamburg, mußte, so war die Station Tornesch zu Fuß oder pr. Omnibus in 3/4 Stunden zu erreichen, abgesehen davon, daß der Wochenwagen auch noch im Betrieb war und eine durchaus sichere Beförderung nach Hamburg gewährleistete. So hat sich Ütersen noch Jahrzehnte lang auf demselben Standpunkt zu erhalten gewußt, währenddessen Elmshorn mit Riesenschritten vorwärts geeilt war. Später drohte noch einmal die Gefahr einer Neuerung; aber diesmal setzte sie sich trotz aller geschüttelten Köpfe und Gegenagitation siegreich durch. Das war, als es sich Ausgang der fünfziger Jahre um die Anlage einer Gasanstalt handelte. Ütersen hatte bis dahin noch keine Straßenbeleuchtung gehabt. Man begnügte sich mit der von Sonne, Mond und Sternen gratis gelieferten Beleuchtung. Nun kamen aber die Neuerer — an ihrer Spitze der vor kurzem zum Ortsvorsteher gewählte Institutsvorsteher Schultz — mit der unerhörten Forderung einer Beleuchtung der öffentlichen Straßen und Plätze. Man wollte sich nicht mehr der Gefahr aussetzen, an dunklen Abenden, wenn die himmlischen Lichter ihren Dienst versagten, auf dem holperigen Pflaster die Beine zu brechen oder im Dammgraben zu ertrinken. Man faßte daher einen auf Gemeindekosten auszuführenden Bau einer Gasanstalt ins Auge und zwar mit einer den örtlichen Verhältnissen ganz besonders angepaßten Einrichtung. Das für die Straßen und für die Haushaltungen benötigte Leuchtgas hoffte man nämlich den in unmittelbarer Nähe Ütersens in großen Mengen und anerkannter Güte produzierten Torfsoden zu entlocken. So konnte man nebenher das Moor vorteilhaft ausnutzen, also zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Nachdem die Parteien sich gegenseitig gründlich die Wahrheit gesagt hatten, so daß über die Sache eigentlich nichts mehr zu sagen übrig blieb, sollte eine allgemeine Bürgerversammlung die endgültige Entscheidung herbeiführen. Vor der Abstimmung versuchte der Vorsitzende noch einmal, die vorzüglichen Eigenschaften der projektierten Gasanstalt ins günstigste Licht zu rücken. Er glaubte schon, den Widerstand der Gegner völlig gebrochen zu haben. Aber darin irrte er sich gründlich; denn es erhob sich ein einflußreicher Bürgersmann und dieser erklärte kurz, bündig und nachdrucksvoll, daß er und seine Freunde von der ganzen Neuerung überhaupt nichts wissen wollten. Und als der Vorsitzende nun seinen Gegner aufforderte, für seinen ablehnenden Standpunkt doch Gründe anzugeben, erwiderte dieser entrüstet: „Na Grünn hett dat hier noch min

Dag nich gahn; dat is ja ganz niemodsch!" Sprach's und verließ den Saal. Trotzdem wurde die Gasanstalt mit Torfbetrieb bewilligt; sie mußte freilich bald einer verbesserten Einrichtung mit Steinkohlenbetrieb Platz machen. Diesem Fortschritt folgten bald andere. Man sieht's eben: das neue Leben dringt auch in die abseits gelegenen Ortschaften.

Die ältere Geschichte Ütersens weist auf Barmstedt hin. Hier hauste das kraftvolle Rittergeschlecht derer von Barmstede. Heinrich von Barmstede, wohl der bedeutendste seines Geschlechts, war der Kirche sehr zugetan. Er gründete um 1234 oder 35 das Kloster Utersten und verlieh ihm zum Schutze seine daselbst erbaute Burg. Das mit Cistercienser-Nonnen besetzte Kloster gedieh rasch unter den ihm zufließenden Schenkungen an wertvollen Ländereien. In der Nähe des Klosterhofes und unter den schützenden Mauern der Burg entstanden jedenfalls die ersten Häuser der Ortschaft. Der mit dem Burggraben noch heute umfriedete Klostergarten zeigt die Stätte, wo die längst vom Erdboden verschwundene alte Burg gestanden hat. Das im Anfang des 15. Jahrhunderts abgebrannte, dann wieder erbaute und nach Einführung der Reformation in ein Stift für die Töchter der holsteinischen Ritterschaft umgewandelte Kloster steht noch heute; und wie es in älterer Zeit die Entwickelung des Ortes bedingt hat, so mag es auch in späterer Zeit seinen Bewohnern eine eigenartige Ausprägung verliehen haben. Wenn ich nicht irre, war es der Volksdichter Franz Bokel, der die etwas altväterliche Art der Ütersener durch einige seiner Knittelverse dem größeren Publikum bekannt gab. Was nach der Meinung von Klaas-Ohm und Trina-Mellersch [1]) keine „Mode" war, das verstieß gegen Anstand, hergebrachte Sitte, Lebensart und Klugheit und war daher einfach nicht daseinsberechtigt. Andererseits heiligte die „Mode" jeden Brauch, auch den längst nicht mehr zeitgemäßen. In meiner Jugend war es z. B. „Mode," daß am Konfirmationstage die männlichen Konfirmanden in einem Aufzuge zur Kirche wallfahrteten, der geradezu komisch wirkte. Die Jungens erschienen nämlich — wohl um ihre nunmehr erlangte kirchliche Mündigkeit recht wirkungsvoll zum Ausdruck zu bringen — in langen, schwarzen, vom Vater auf den Sohn vererbten Schoßröcken und Zylindern. Bei den meisten Konfirmanden, namentlich bei den Dorfjungen, bedurften diese beiden für den feierlichen Tag unentbehrlichen Kleidungsstücke erst einer besonderen Zurichtung. Schon auf 50 Schritt Entfernung verrieten sie in Form und Farbe ihr ehrwürdiges Alter. Man sah die Knirpse in Röcken mit ganz langen, bis auf die Hacken herabpendelnden Schößen, kurzer Taille und 2—3 Handbreit hohen Kragen und auf ihren unschuldigen Häuptern wackelten Angströhren in geradezu abschreckender Größe und Wildheit, die aber durch massenhafte Einlagen und sachgemäße Verschnürungen gebändigt wurde.

Klaas Ohm und Trina-Mellersch sind inzwischen längst auf das Altenteil gesetzt worden. Der Flecken Ütersen hat sich zur Stadt emporgeschwungen. Schon der durch die Städteordnung bedingte freiere Zug und weitere Blick in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten hat der Ortschaft ein anderes Gesicht verliehen und sie in Reih und Glied mit anderen Heimatsstädten gleicher Größe gestellt. So ist, um nur einiges zu nennen, die ehemals verrufene Bettlerkolonie am östlichen Eingange des Ortes, der sog. Ördberg, in einen freundlichen Vorort verwandelt; die Hauptstraßen haben eine zeitgemäße Pflasterung und bequeme Bürgersteige bekommen; die nächste Umgebung des Ortes hat sich dank der Tätigkeit eines rührigen Verschönerungsvereins mit landschaftlichen Anlagen

---

[1]) Ohm und Mellersch = Oheim und Muhme.

geschmückt. Neuerdings vermitteln Lokomotiven den Personen- und den recht ansehnlichen Güterverkehr auf dem Schienengeleise zwischen Tornesch und Ütersen. Dadurch ist die Stadt vollständig in das große Verkehrsnetz der Provinz hineingezogen worden. Ihre Einwohnerzahl hat infolge der gesteigerten Gewerbtätigkeit schon das 6. Tausend überschritten; und wenn die fortschreitende Bewegung nicht ins Stocken gerät, werden Kanalisation und Wasserversorgung nicht lange mehr auf sich warten lassen.



Der erste Schnee.

Die ersten Flocken fallen, —
  Weiß glänzt des Nachbarn Dach —,
Mein Junge sitzt am Fenster
Und schaut den Flocken nach;
  Wie sie im Wirbeltanze
Lustig vorüberweh'n
Und unten auf der Straße
Im Sonnenschein zergeh'n.
  Die großen Augen wandern
So träumend hin und her —;
Es geht ihm wohl durch's Köpfchen
Frau Holle's Wundermär.

Ratzeburg. Fr. Reimers.



Die Beteiligung der Holsteiner an der Bekämpfung Schills.

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Hundert Jahre waren am 31. Mai dieses Jahres verflossen seit dem Tage, an dem der Major v. Schill nach seinem durch ungestümen Tatendrang und glühende Vaterlandsliebe veranlaßten Kriegszug in Stralsund ein tragisches Ende fand. Allerorten haben die Zeitschriften kürzlich seiner gedacht, und in unserer Provinz ist namentlich auf die Teilnahme holsteinischer Reiter an diesen Kämpfen hingewiesen.

Was an diesen Darstellungen der Wahrheit entspricht und wie weit die Ruhmsucht die Mitkämpfer veranlaßt hat, ihre Heldentaten durch phantastische Erzählungen auszuschmücken, läßt sich nur durch eine genaue Prüfung von Berichten der Augenzeugen feststellen. Zuerst hat dies v. Osten („Heimat" 1897) versucht, aber es ist ihm nur ein Teil der vorhandenen Literatur zur Kenntnis gekommen. Durch das Entgegenkommen der Ratsbibliothek zu Stralsund und der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen ist das unten beigegebene Literaturverzeichnis zustande gekommen, welches, soweit die Beteiligung der Holsteiner in Frage kommt, vollständig sein dürfte.

Schon vor der Einnahme von Stralsund mußte Schill das Bewußtsein haben, daß sein Unternehmen gescheitert war. Der gehoffte Volksaufstand war unterblieben, die Siege der Österreicher über Napoleon nicht eingetroffen, die gleichzeitige Erhebung Dörnbergs war unterdrückt. Nun hoffte Schill Stralsund ähnlich wie Kolberg halten zu können.

Napoleon zog die in Hannover unter dem französischen General Gratien stehenden holländischen Truppen heran und forderte Dänemark auf, ihn zu unterstützen im Kampfe gegen die „Schillsche Bande." Der dänische General Ewald erhielt den Befehl, Napoleons Truppen zu verstärken, nötigenfalls in Lauenburg einzurücken und Schill anzugreifen, wo er ihn fände. General Ewald war in Cassel geboren, hatte in dem Unabhängigkeitskampfe gegen die Amerikaner gefochten, trat in dänische Dienste und stand fast 10 Jahre in Eckernförde als Kommandant des Jägerkorps; er wohnte Kieler Straße 29.

Er war ein sehr tüchtiger, sowohl theoretisch als praktisch geschulter Offizier. Die beiden Generäle vereinigten ihre Truppen und standen mit 5000 Mann (2000 Dänen) und 22 Geschützen vor Stralsund am 31. Mai 1809 um 4 Uhr des Morgens. Schill, dessen Husaren das Herannahen des Feindes gemeldet hatten, erwartete den Entscheidungskampf. Die in einem sehr schlechten Zustande befindlichen Festungswerke waren notdürftig hergestellt, es mangelte an Infanterie und Artillerie. Gegen das Triebseer Tor richtete sich der erste Angriff; er ward abgeschlagen. Unbehelligt von den Festungskanonen, die schweigend vom Walle schauten, zog man vor das Kniepertor. Nach einer Stunde befahl der General Gratien den Sturm, den General Ewald mit Truppen beider Mächte unternahm. Die Außenwerke waren schnell genommen, aber die Schillschen trieben den Feind energisch zurück. Nach Unterstützung durch Artillerie erneuerte man den Sturm und drang so schnell vorwärts, daß die Brücken der Festung nicht hochgezogen werden konnten. Die Landwehr warf die Gewehre fort, ein wüstes Durcheinander entstand, der holländische General Carteret fiel und Ewald übernahm dessen Kommando. — Schill, der anfangs am Triebseer Tor gewesen war, eilte jetzt zum Kniepertor; es war zu spät, die Truppen waren nicht mehr zu halten. Er ritt zum Markt, forderte vergebens vom Rat der Stadt brennbare Stoffe, um das Pulvermagazin im Zeughause in die Luft zu sprengen. Mittlerweile tobte in den Straßen ein heftiger Kampf und kamen überall scheußliche Auftritte vor.



Der dänische General Ewald.

Schill irrte ratlos, von wenigen Husaren begleitet, durch die Straßen. Einem Offizier rief er zu: „Wollt und könnt Ihr Euch retten, so tut es; wollt Ihr sterben, so sterbt mit mir!" — Mit klingendem Spiel marschierte ein holländisches Infanterieregiment heran, an seiner Spitze der Oberst Dollemann. Da saust plötzlich vom Rathause her ein Offizier — es ist Schill. Mit dem Rufe: „Hund, bestell' mir Quartier!" sprengt er auf Dollemann [1]) los und spaltet ihm den Schädel. Wie der Blitz ist er verschwunden. Holsteinische Husaren verfolgen ihn; ein Offizier rief, ohne Schill zu erkennen, dem Dra-

[1]) Sehr häufig findet man die falsche Angabe, daß Schill den General Carteret auf dem Markt getötet hat; es war der Oberst Dollemann. Carteret fiel bei dem Sturm durch eine Kugel. Auch die allgemein verbreitete Ansicht, daß die Pumpe, in deren Nähe Schill sein Ende fand, heute der Schillsood heißt, ist falsch. Die Straßenecke heißt seit uralten Zeiten der Schild; schon längst vor Schills Tod hieß der Brunnen der Schildsood.

goner Krohn zu: „Husar, desarmiere ihn und nimm ihn gefangen!" Schill aber verteidigte sich mit dem Degen, erhielt von Krohn einen Hieb quer über das Gesicht. Schill sprengte weiter, unsicher saß er zu Pferde, das Portal eines alten Stadtklosters hielt er für ein Stadttor, ritt hinein, merkte bald seinen Irrtum und galoppierte wieder aus dem Tor heraus. An der nächsten Straßenecke standen einige holländische Soldaten und wuschen einem Gefangenen das Blut ab. Der Gefangene sah den Reiter und rief: „Da ist Schill!" worauf die Holländer sofort anlegten; eine Kugel traf Schill in den Hinterkopf und tötete ihn auf der Stelle. Wie es damals allgemein üblich war, plünderten die Holländer den Leichnam, nahmen Orden und Waffen, sogar die Kleidung und brachten dann den Toten, den sie auf Gewehren trugen, nach dem Rathause.

Dort war der Rat versammelt, der, als sich in den Straßen ein großes Getümmel zeigte und geplündert wurde, einen Ratsherrn nach dem Markte sandte, um einen Schutz für das Rathaus zu erbitten. Dieser wurde zu dem in der Mitte des Marktes zu Pferde haltenden General Ewald geführt, welcher freundlich mit dem Säbel winkend zu einem Unteroffizier sagte: „Gebt dem Manne eine Sauvegarde für das Rathaus!" Nach einer Stunde erschien der General Gratien, der auf die Kunde von den Plünderungen Generalmarsch schlagen ließ und die Ordnung wieder herstellte.

Bald darnach ward die Auffindung der Leiche Schills gemeldet und ein bis auf das Hemd entkleideter, von Blut und Wunden entstellter Körper nach dem Rathause gebracht und in den Hallen desselben auf einer Fleischerbank niedergelegt. Bei der Rekognoszierung der Leiche war es, als der General Gratien die bekannten Worte sprach: „Schill ne fut pas brigand, il fut heros!" Den General Ewald bewunderte man allgemein; es heißt in dem Schreiben eines Offiziers: „Ewald war bisher zwar höflich, aber doch sehr gleichgültig behandelt worden. Seit gestern wird er fetiert. Alle Offiziere sprechen mit der größten Achtung von seiner Bravour und seiner Conduite." Am Tage nach dem Sturm drängten sich die dänischen und holländischen Offiziere in das Zimmer, in welchem der Leichnam lag, und schnitten sich Büschelchen Haare von seinem Haupte, die sie wie ein Ordensband im Knopfloch trugen. Das Haupt Schills ward abgetrennt und in Spiritus aufbewahrt, um die von Jerome ausgesetzte Prämie von 10000 Francs zu erhalten. Die Summe wurde nicht ausgezahlt, weil man sagte, daß die Prämie sich nicht auf den Tod durch Soldatenhand im Kriege bezog.

Diese Prämie ist wohl der Grund gewesen, weswegen man über die Ehre, Schill getötet zu haben, in Streit geriet. Die holsteinischen Reiter Krohn und Lorenz haben beide behauptet, Schill getötet zu haben. Von Krohn berichtete man kürzlich aus Nortorf, wo dessen Sohn Gastwirt war, ausführlich in den Zeitungen; sogar die Sporen Schills soll die Familie noch in Besitz haben. Man vergleiche dazu „Heimat" 1897 S. 10, wo der Sohn Krohns mitteilt, daß er die Sporen nie gesehen hat. Übrigens wäre mit dem Vorhandensein der Sporen noch nicht der Beweis der Echtheit erbracht, zumal es feststeht, daß Krohn in den letzten Augenblicken Schills nicht zugegen war.

Es sind eine ganze Reihe von Offizieren und Soldaten dekoriert worden. In dem offiziellen, von Kopenhagen erlassenen Bericht heißt es zum Schluß: „Die Husaren Kaspar Lorenz aus dem Amt Segeberg und Jasper Krohn aus der Herrschaft Pinneberg (aus Appen) bemächtigten sich auf dem Markte eines feindlichen Offiziers, der sie um sein Leben bat, und der anwesende Oberstleutnant v. Fries hielt die Husaren davon ab, ihn niederzuhauen, und ritt weiter. Jasper Krohn, welcher vergebens den Offizier aufforderte, ihm zu folgen,

und sein Entkommen fürchtete, hieb ihn, daß er fiel, und schoß ihn mit der Pistole nieder. Als der Gefallene, welcher von dem Rathause kam, als Schill erkannt war, hoben ihn die Holländer auf, nahmen ihm den Orden und trugen ihn fort. Nur weil der Orden von einem Holländer überbracht war, der den Wert eines solchen Zeugnisses erkannt hatte, war man eine kurze Zeit im Zweifel darüber, wer Schill getötet habe." — Dieser Bericht entspricht nicht den Tatsachen; Krohn hat Schill nicht erschossen. Daß Schill um sein Leben gebeten, ist ganz unwahrscheinlich. Krohn hat sein Verdienst zu sehr herausgestrichen. Soweit sein liebes Ich in Betracht kommt, kann Krohn nicht als zuverlässiger Zeuge gelten.

Von den Berichten sonstiger Augenzeugen sind besonders die Angaben des Trompeters Bocklet von Wichtigkeit; er war der ständige Begleiter Schills. Er machte den Todesritt mit, ward ebenfalls von den holsteinischen Reitern angegriffen und verwundet. Er sagt, daß Schill ihm in der Fährstraße 30 bis 40 Schritte voraus war; in dem Augenblicke, als Bocklet gefangen genommen wurde, ward Schill von Sappeurs erschossen. Noch genauer berichtet der Zeichenlehrer Brüggemann, der in der Fährstraße stand. Er sah Schill herankommen, das Pferd galoppierte nur langsam und mit sichtlicher Anstrengung. Als Schill an Brüggemann und den dort stehenden Holländern vorbei war, schlugen die Holländer an, und Schill stürzte sofort vom Pferde.

Noch mehrfach wird bezeugt, daß Schill ganz allein, ohne verfolgende holsteinische Reiter irrtümlich in das Portal des Klosters hinein- und wieder herausritt. In den letzten Minuten war er allein, dann fiel er durch die Holländer.

Also die Berichte über die Beteiligung der holsteinischen Reiter sind stark ausgeschmückt. Sicher ist, daß Jasper Krohn Schill einen Säbelhieb über das Gesicht versetzte, aber ebenso sicher, daß Schill nicht von Krohns Hand gefallen ist.

Für die Stimmung der damaligen Zeit sind zwei Lieder sehr charakteristisch, die in Hamburg mit andern Orgelliedern erschienen, „gedruckt in diesem Jahr, wohl 1809.

Mel.: In des Waldes tiefsten Gründen.

Schill, ein neuer kühner Ritter,
Stand bei Preußen als Major,
War meineidig und errichte
Sich ein leichtes Schützenchor.
Von der Herrschsucht ganz verblendet,
Streift' er immer nur umher,
Stört' die Ruh' in Städt' und Dörfer,
Seine Zuflucht war das Meer.
Doch die Dänen, schon gerüstet,
Ziehen gegen ihn heran,
Nun wohlan! er hat gesehen,
Daß der Däne fechten kann.
General von Ewald commandiert
Und bestimmt, in einer Stund'
Anzugreifen mit Holländer
Den Major wohl in Stralsund.

Laßt uns siegen oder sterben,
Alle rufen: Wohl, es sey!
Ja, es tönet — vor dem Thore
Und in der Stadt von dem Geschrey.
Trotz dem Donner der Kanonen
Ziehen mutig sie heran,
Zu besiegen — ohne Schonen,
Schill, den kühnen Rittersmann.
Dänen fechten — Holländer streiten
Jetzt mit vereintem Muth,
Und der Ritter wird geschlagen,
Denn vergebens floß ihr Blut.
Ein Denkmal bleib' es bey uns allen,
So lang wir uns des Lebens freun,
Und ihr tapfrer Muth erschalle,
Ihre Asche soll ein Denkmal weihn.

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter.

General von Ewald unser Heldte,
Der vor Stralsund auf dem Felde
In Kolonnen aufmarschiert,
Husaren ließ er gleich formieren,
Auch die Jägers defilieren,
Vor der Festung ward flankirt.
General von Grazien zur linken Seite

Kommandirt die Truppen schon zum Streite,
In Kolonn sich zu formiren.
Auch die braven Artilleristen,
Wie auch seine Cavalleristen
Sich schon in die Linie ziehn.
Das oldenburgische Regiment auch zur Rechten,

Mit dem Feinde nun zu fechten,
Auch nun schon in Linie steht,
von Abercron uns commandiert,
Freuet sich, wie wir aufmarschieren,
Wie alles in Bereitschaft steht.

General von Ewald ließ marschiren,
Dabei keine Trommel rühren,
Bis wir vor der Festung stehn,
Unter Donner der Kanonen
Schwuren wir, nichts zu verschonen,
Alles muß zu Grunde gehn.

Guten Morgen, Herr von Schiller,
Liegst du noch in deinem Schlummer,
Daß du uns nicht greifest an?
Siehst du nicht, wie wir hier stehen?
Laß uns deine Truppe sehen,
Auch ob du nun fechten kannst.

Zehn Uhr die Klokke hat geschlagen,
Laßt uns nun zum Sturm uns wagen,
Troẞ den Feuerschlünden um.
Kameraden, eilt nun über die Brücken,
Laßt uns frisch hinüberrücken,
Um die Festung rings herum.

Schon fängt die Trommel an zu schlagen,
Laßt uns unser Leben wagen
Für unsern König Friederich,
Kameraden! eilet zum Sturm,
Schon krümmt sich einer wie ein Wurm,
Todt liegt schon einer hingestreckt.

Hurrah! Stralsund ist eingenommen,
Doch wir sind nicht dem Todt entronnen,
Husaren sich schon retiriren,
Vorwärts, Kameraden, mit Bajonetten
Laßt uns wie die Löwen fechten,
Schon der Feind zurück sich zieht.

Major von Schill ward getroffen,
Von dänischen Husaren ward er erschossen,
Mit einer Kugel durch die Brust.
Dieser Schlag war ziemlich hart,
Husar schwur: Bey meinem Bart,
Mich freut's recht von Herzens Lust.

Vivat! der uns kommandieret,
Der uns so klug hat angeführet,
Das ist General Ewald, hurrah!
Daß er den Feind bezwungen,
Ihm sey dies Lied gesungen,
Daß es in ganz Dänemark schallt.

Es wird uns, die wir Schill als deutschen Helden verehren, der, wenn er auch nichts Großes erreicht hat, doch Großes wollte (Schills Grabspruch: Magna voluisse magnum) sehr schwer, uns in die Stimmung der damaligen Zeit zu versetzen. Es gab eben damals kein deutsches Vaterland; Napoleon war Herr in Europa und Dänemark sein Bundesgenosse. Erst viel später erwachte das deutsche Nationalbewußtsein und brachte auch Schleswig-Holstein zu engem Anschluß an das deutsche Reich.

Literatur über Schill.

Freiherr Binder v. Kriegelstein: Ferdinand v. Schill. Berlin 1902.
F. L. v. Bardenfleth: Stormen paa Stralsund af et combineret dansk og hollandsk Troppecorps den 31. Mai 1809. Kjøbenhavn 1846.
v. Osten: Major Schills Ende. „Heimat" 1897.
Oberst C. v. Scriba: Der Zug Schills nach Stralsund. Deutsche Rundschau, Berlin (J. Rodenberg) 1884, Heft 9 u. 10.
Felix Graf v. Voß: Zur Geschichte des Schillschen Zuges im Jahre 1809. Aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters mitgeteilt. Als Manuskript gedruckt 1854.
J. C. L. Haken: Ferdinand v. Schill. Eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren. 2 Bände. Leipzig 1824.
Karl v. Kessel: Schill und seine Gefährten. Leipzig 1866.
Tagebuch der Belagerung von Kolberg 1807 und Tagebuch der Geschichte des Schillschen Korps. Berlin 1857.
Zur Erinnerung an den ehemaligen Schillschen Offizier Wilhelm August v. Mosch Stralsund 1861.
W. Cornelius: Schill und seine Schar. Berlin und Stralsund 1842.
Über den Partheigang des Herrn v. Schill. Berlin 1809.
A. v. Rochow: Der Schillsche Zug im Jahre 1809. Berlin 1859.
Ferdinand Pflug: Schill und seine Schar. Berlin o. J.
Ferdinand v. Schill und die Gedächtnisfeier seines Todes in Stralsund. Stralsund 1859.
Steinbrück (Prediger): Kolberg im Jahre 1807 belagert und verteidigt. Berlin 1808.
Georg Bärsch: Ferdinand v. Schills Zug und Tod im Jahre 1809. Leipzig 1860.
Baron v. Liliencron: Schilliana. Germanien o. J.
Ferdinand v. Schill und seine Schar. Zur Erinnerung an die Beerdigungsfeier der erschossenen Schillschen Krieger. Braunschweig 1836.
Wilhelm Scholz: Das Ende Schills und seiner Getreuen. Braunschweig 1909.
Das Haupt Ferdinands v. Schill. 2. Aufl. Braunschweig 1839.
Rudolf Bartsch (Oberleutnant): Die Schillschen Offiziere. Wien, Leipzig 1909.

Zwei historische, in Hamburg gedruckte Volkslieder auf den Tod Schills von Dr. R. F. „Neue Hamburger Zeitung."
Biographie des königl. dänischen Generalleutnants Johann v. Ewald, dänisch verfaßt von dem Sohn, dem Herrn Generalkapitän und Divisionsadjutanten v. Ewald, Rittern und ins Deutsche übertragen von dem Herrn Baron And. v. Liliencron.
Schleswig-Holsteinische Provinzialberichte 1822 und 1823.



Rolf Junge.[1])

Vor der Elbe peitscht der Novemberorkan
die Wasser zu haushohen Mauern.
Und er brüllt und heult wie in wildem Wahn,
daß die Schifferherzen erschauern.
Die „City of Bradford" gibt Zeichen der Not;
doch die See höhnt mit Zischen und Gellen.
Die „City of Bradford" fährt in den Tod,
wenn kein Lotse sich wagt durch die Wellen.

Rolf Junge, der wagt die gefährliche Fahrt,
der fragt nicht nach Sturm und nach Regen,
der kennt seine Pflicht und der Lotsen Art
und ringt sich dem Notruf entgegen.

Er ist da! Noch ein Ruck, es dröhnt und kracht
und wirft ihn hinab von den Planken.
Und er ringt mit der See und schreit durch die Nacht;
doch die Kräfte erlahmen und schwanken.
Sande.

Man packt ihn schon sinkend und birgt ihn am Heck
und legt ihn besorgt auf die Stufen.
Nur wen'ge Minuten, da steht er an Deck:
„Trocknes Zeug!" so hört man ihn rufen.

Das Zeug ist zur Stelle, dann legt er die Faust
um des Steuerrads Speichen und Griffe.
Und ob auch die Nordsee noch brandet und braust,
Rolf Junge bezwingt alle Riffe.

Das war ein Ringen in Sturm und Not;
doch die Schiffer siegten, die braven,
Die „City of Bradford" fuhr nicht in den Tod,
Rolf Junge nahm Kurs auf Cuxhaven.

Johann Brüdt.

19. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

vom 31. Mai bis zum 2. Juni zu Sonderburg.

Der Abend des Pfingstmontages vereinigte Gäste und Ortseingesessene zu einem gemütlichen Beisammensein im „Kurhause." Der Saal prangte im reichen Flaggenschmuck. Herr Dr. Krey-Sonderburg eröffnete die Feier mit einem freudig aufgenommenen Kaiserhoch. Namens der Stadtvertretung entbot Herr Stadtrat Johannsen in Vertretung des ortsabwesenden Bürgermeisters den Willkommensgruß. In seinen Erwiderungsworten dankte der Vorsitzende, Rektor Peters-Kiel, für den warmen Empfang, würdigte die geschichtliche Bedeutung des Festortes und schloß mit einem Hoch auf die schöne Stadt Sonderburg. Herr Rektor Witt-Sonderburg widmete den Mitarbeitern am Werke des Vereins „Die Heimat" warm empfundene Worte, zollte dem Verein, der seine Mitglieder zu bodenständigen Menschen erziehen möchte, hohes Lob und gab dem Wunsche Ausdruck, daß die Sonderburger Tagung dem Verein auch an der nördlichen Grenzwacht, ganz besonders aber auf der schönen Insel Alsen, Freunde und Helfer gewinnen möchte, die gewillt seien, mit zu werben, zu wirken und zu schaffen an seinem Werke. Ein Glanzpunkt des Abends war wiederum der lichtvolle Vortrag des Herrn Lehrers Theodor Möller aus Kiel: „Bauliches und Beschauliches aus Nordfriesland." Seine prächtigen, von ihm selbst aufgenommenen Lichtbilder erschlossen den andächtig Lauschenden die eigenartige Welt unserer friesischen Küste. Die Häuser, die Sonderheiten der Bewohner in Sitte, Sprache, Charakter und Beschäftigungsweise sind ein Produkt der Scholle, wohl wert, auch der Nachwelt unverfälscht erhalten zu bleiben. Was die Hauptsache war: An diesem Beispiel konnte Redner, selber ein Pionier in der Arbeit der Heimatschutzbewegung, zeigen, wie im Kreise Tondern namentlich auf Antrieb des dortigen Landrats gearbeitet werde, wie

[1]) Seelotse Junge in Cuxhaven rettete in der zweiten Novemberwoche vor Helgoland die „City of Bradford."



Sonderburg, vom Brückenkopf aus gesehen.

man sich mit Unterstützung des Kieler Architekten C. Voß bemühe, die aus den natürlichen Lebensbedingungen heraus gestaltete Einrichtung der Häuser, Stallungen usw. auch in moderner Bauweise dienstbar zu machen. Referent verfehlte darum nicht, darauf hinzuweisen, daß es auch in Sonderburg und auf Alsen viel Gutes gäbe, das der Erhaltung wert wäre, und gab dem Wunsche Ausdruck, daß auch in diesem schönen Kreise auf dem Felde des Heimatschutzes einmal ganze Arbeit geleistet würde. — Manches Lied wurde gesungen, vor allem aber erfreute man sich an den herrlichen Sologesängen des deutschen Barden Herrn Dr. Kristel und an den Rezitationen plattdeutscher Dichtungen von seiten des Herrn Heinr. Westphal aus Kiel. --

Am andern Morgen wurde unter Führung des Herrn Propsten Valentiner die Sonderburger Kirche besichtigt. In gedrängter Kürze entrollte der Herr Propst die Geschichte dieses Gotteshauses, das auch von außen durch seine Lage im Weichbilde der Stadt dieser ein herrliches Gepräge verleiht. Die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt ist nachreformatorisch. Herzog Hans der Jüngere ließ die an derselben Stelle gelegene St. Marienkirche abbrechen und eine neue bauen; wahrscheinlich sind aber Teile des alten Gotteshauses beim Neubau verwandt worden. 1594 wurden die Feldsteine angefahren, die Grundsteinlegung erfolgte im Jahre darauf, bereits 1600 heißt sie die „Neue Kirche." Peter de Castella war ihr erster Baumeister. Er erhielt als Bezahlung 1320 ℔ und ein „ledern Kleid." An seine Stelle trat 1600 Meister Jacob und vollendete den Bau. Im Laufe der Jahre ist die Kirche wiederholt umgebaut worden; auch jetzt ist eine Renovation in Aussicht genommen. Der Turm wurde 1883 durch Prale in Flensburg erbaut. — Die Kirche ist eine dreischiffige und sechsjochige Hallenkirche mit schmalen Seitenschiffen und quadratischem Chor. Der Altar ist zwar von etwas schmalem Aufbau, repräsentiert aber eine schöne Schöpfung der Renaissance aus dem Jahre 1618. Das Hauptfeld ziert ein Abendmahls-Gemälde, das dem Altarbilde in St. Marien in Flensburg sehr ähnlich ist; die Einzelheiten, so namentlich die Köpfe und die Geräte, sind gut durchgebildet. Der Maler ist unbekannt. Im Chor steht eine wertvolle Taufe aus Bronze in Zuberform, getragen von den Evangelisten. Der Guß stammt von Melchior Bauer (1600). Sehr schön ist auch die Kanzel mit vortrefflichem Schnitzwerk, Darstellungen aus dem Leben Jesu. Im Mittelschiff hängen drei Kronleuchter, von denen

namentlich der mittlere, 1653 in Nürnberg gefertigt, besonders wertvoll ist. An den Wänden im Norden und Süden befindet sich eine Reihe schöner Epitaphien mit reichem Schnitzwerk und z. T. guten Bildern. Es hat derer früher so viele gegeben, daß die Pfeiler an allen vier Seiten mit ihnen behangen gewesen sind. Leider hat man bei den Renovationen viele beseitigt. Die Epitaphien erinnern daran, daß im 17. Jahrhundert und wohl auch noch im 18. die angesehensten Familien ihr Begräbnis in der Kirche gehabt haben. Die Pastoren wurden im Chor der Kirche beigesetzt. In der Kirche hängen auch einige Schiffsmodelle; sie sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß Sonderburg ehedem eine schiffahrttreibende Stadt gewesen und auch seine eigenen Schiffswerften gehabt hat. — Vor und hinter der Kirche erinnern noch einzelne erhaltene Grabstätten daran, daß die Kirche vom Friedhof umgeben war.

Sonderburg von heute ist Marinestadt geworden. Hier hat die Kaiserliche Inspektion der Schiffsartillerie mit Schiffsartillerie-Schule ihren Sitz; insgesamt zählt die Marine 2400 Köpfe. Der Sund ist zwar schmal aber tief, ein vorzüglich geschützter Liegeplatz für die Artillerie-Schulschiffe: Linienschiff „Schwaben," Großer Kreuzer „Prinz Heinrich," Kleine Kreuzer „Stuttgart" und „Undine" nebst den Tendern „Drache," „Fuchs" und „Delphin." Der Vermittelung des Ortskomitees ist es zu danken, daß die Teilnehmer der Versammlung Gelegenheit hatten, selbst während der Dienststunden am Dienstagmorgen S. M. S. „Prinz Heinrich" zu besichtigen. In liebenswürdigster Weise hatte ein Herr Oberleutnant die Führung übernommen; er verstand es meisterhaft, die sehr zahlreich erschienenen Gäste angesichts der Kürze der Zeit in den vielgliedrigen Organismus eines modernen Kriegsfahrzeugs einzuführen. S. M. S. „Prinz Heinrich" ist ein Panzerkreuzer, 1898 auf Stapel gelegt, 1902 in Dienst gestellt worden mit einem Deplacement von 6000 t und einer Höchstgeschwindigkeit von 20 Knoten. Unser Führer kennzeichnete den Unterschied zwischen Kreuzer und Linienschiff, der darin besteht, daß bei dem ersteren Typ ein verhältnismäßig großer Teil des Gewichts der Maschinenanlage (also der Schnelligkeit), bei letzterem dagegen der Armierung zufällt. Obwohl „Prinz Heinrich" erst sieben Jahre in Dienst steht, ist dies Fahrzeug infolge der enormen Entwickelung des Kriegsschiffbaues bereits weit überholt worden, wenn man bedenkt, daß die neuesten englischen Kreuzer bei einem fast dreimal so großen Deplacement eine Geschwindigkeit von 29 Knoten entwickeln. — Zur Zeit dient „Prinz Heinrich" als Exerzierschiff für die Lehrgänge der Schiffsartillerie-Schule, auf der hauptsächlich Geschützführer, Fähnriche, Reserveoffizier-Aspiranten und Mechaniker ihre artilleristische Ausbildung erhalten. Infolgedessen ist das Geschützmaterial eines solchen Artillerie-Schulschiffes sehr vielseitig und gab uns die Möglichkeit, an demselben die Fortschritte der Ballistik kennen zu lernen. Zunächst wurde uns eine alte Kruppsche Kanone mit Rundkeilverschluß vorgeführt. Da bei dieser Kanone die Pulverladung in einen Kartuschbeutel eingebracht wird, muß der Verschluß Einrichtungen enthalten, welche das Rohrgas dicht nach hinten abschließen. Diese erfordern beim Schießen eine sehr sorgfältige Behandlung, die im Verein mit den umständlichen Griffen beim Öffnen und Schließen wie beim Einschrauben der Zünd-



Düppel-Denkmal.

schraube die Ladegeschwindigkeit sehr stark herabsetzt. Die Abwehr der schnellfahrenden Torpedoboote verlangt aber bei großer Präzision des Geschützes eine hohe Feuergeschwindigkeit. Eine wesentliche Steigerung in dieser Hinsicht gelang in der Konstruktion der Schnelladegeschütze, die zur Vorbedingung die tadellose Herstellung metallener Kartuschhülsen hatte. An einer Kanone wurde vorgeführt, wie diese Hülse den gasdichten Abschluß übernimmt, und wie durch sinnreiche Anordnung das Öffnen, Laden, Schließen und Abfeuern in wenige und einfache Griffe zusammengefaßt ist. An andern Kanonen wurde gezeigt, wie diese Einrichtungen mit der Zeit immer mehr vervollkommnet und vereinfacht worden sind und welche Fortschritte namentlich auch die Lafettenkonstruktionen und Visiereinrichtungen gemacht haben. Schließlich wurde ein 24 cm-Turmgeschütz vorgeführt und dabei besonders die hydraulisch betriebenen Schwenk- und Höhenricht-Vorrichtungen, die Abfeuer-Vorrichtungen und Munitions-Fördereinrichtungen gezeigt. Weiter erstreckte sich die Besichtigung auf die Kommandostände, die gewissermaßen das „Gehirn" des Schiffsorganismus darstellen, weil hier alle für die Leitung des Schiffes wichtigen Apparate konzentriert sind. Der festen Schädelkapsel entsprechen die Panzertürme. Zur Unterstützung und schließlich auch



Augustenburger Schloß: Lehrerinnen-Seminar.

als Ersatz dienen die an anderer Stelle befindlichen Reserveapparate, von denen einige gar unterhalb der Wasserlinie liegen. Welch eine Summe menschlicher Intelligenz birgt doch der Riesenleib eines modernen Kriegsfahrzeugs! Zum Schluß wurden die Wohnungseinrichtungen in Augenschein genommen, so u. a. der Mannschaftsraum, die geräumigen Badeeinrichtungeu der Mannschaft, die Küche, das Lazarett und die Wohn-, Arbeits- und Gesellschaftsräume des Kommandanten.

Zulange hatte ich auf dem Schiffe geweilt; denn als ich mit eiligen Schritten das alte Sonderburger Schloß erreichte, war der Rundgang unter Führung des kundigen Herrn Oberzahlmeisters Rohde bereits vorgeschritten bis zum runden Turm, in dem König Christian II. von 1532—49 nicht gefangen gesessen hat, wie vielfach geglaubt wird; vielmehr hat der König in durchaus menschen- oder gar königswürdigen Räumen, deren Fundamente z. T. noch vorhanden sind, wie es scheint, ein ganz fideles Gefangenleben geführt. Das Schloß selbst wurde bereits 1169 als Wahrzeichen gegen Seeräuber erbaut. Die Schloßkapelle hat die Witwe König Christians III. von Däne-

mark erbauen lassen, und ihr Sohn — der erste Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg — ist mit seinen beiden Gemahlinnen und seinen Nachkommen in der Fürstengruft beigesetzt. Im ganzen bergen 44 Särge die Überreste dieser Ahnen unserer Kaiserin.

Um 11½ Uhr eröffnete unser Vorsitzender, Herr Rektor Peters-Kiel, mit einer Ansprache die 19. Generalversammlung des Vereins. Er betonte, daß die „Heimat" kein politischer Verein sei; sein einziger Feind sei die Unkunde. Der Verein wolle Natur- und Geschichtskunde treiben, die Liebe zur Heimat wecken und pflegen und dadurch auch dem großen Vaterlande dienen, insofern also national wirken. Redner schloß mit einem Hoch auf das Kaiserpaar. Seine Excellenz der Herr Oberpräsident v. Bülow hatte sein Nichterscheinen schriftlich entschuldigt; der Herr Regierungspräsident hatte als seinen Vertreter den Herrn Regierungs- und Baurat v. Pentz entsandt. Unserm (leider inzwischen verstorbenen) Ehrenmitgliede Frau Professor J. Mestorf wurde ein Begrüßungstelegramm übermittelt.



Denkmal zu Arnkiel (von der Landseite gesehen).

Der Kassenführer, Herr Fr. Lorentzen-Kiel, erstattete den Kassenbericht:

Einnahme.			Ausgabe.		
Jahresbeiträge für 1908	M.	6726,90	Druckkosten der „Heimat" 1908	M.	3200,—
Nachgezahlte Jahresbeiträge	„	86,30	Illustration	„	212,86
Ältere Jahrgänge, Einzelbände und Einzelhefte der „Heimat"	„	170,07	Expeditionskosten	„	2169,16
Anzeigengebühr	„	298,53	Honorar der Mitarbeiter	„	542,95
Zinsen	„	50,57	Porto und Reisespesen	„	306,76
Sonstiges	„	9,90	Honorar des Vorstandes	„	420,—
			Generalversammlung	„	142,55
			Inventar, Drucksachen	„	57,65
			Sonstiges	„	112,35
			Unterschuß 1907	„	62,36
	M.	7342,27		M.	7584,64

Die erhöhte Ausgabe wurde besonders veranlaßt durch die Herausgabe eines umfangreichen, reich illustrierten Märzheftes 1908 zur 60jährigen Feier der Erhebung Schleswig-Holsteins und durch den Neudruck der Expeditionsadressen. Die von den Herren Reformgymnasiallehrer Westphal und Lehrer Kl. Lüders in Kiel geprüfte Rechnung lag vor. Dem Kassenführer wurde Entlastung erteilt. Als 2. Rechnungsprüfer wurde Herr Ingenieur Radunz in Kiel gewählt.

Es folgten nacheinander folgende Vorträge:

1. „Beiträge zu Sonderburgs Vergangenheit." Ref.: Herr Oberlehrer Dr. Fürsen-Sonderburg.
2. „Herzog Hans der Jüngere von Sonderburg." Ref.: Herr Dr. med. Wullenweber-Sonderbnrg.
3. Lichtbildervortrag: „Naturdenkmalpflege mit besonderer Berücksichtigung Schleswig-Holsteins." Ref.: Herr Dr. Heering-Altona.
4. „Nordisches Seewesen früherer Zeiten unter besonderer Berücksichtigung Schleswig-Holsteins. Ref.: Herr Ingenieur K. Radunz-Kiel.

Sämtliche Vorträge fanden ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie werden nach und nach in unserer Monatsschrift zum Abdruck gelangen.

Für die nächste Generalversammlung lag eine Einladung des Bürgermeisters der Stadt Kellinghusen vor. Herr Lehrer Koopmann-Wenningstedt sprach über die Gründung eines Heimat-Museums auf Sylt und gab dem Wunsche Ausdruck, daß der Verein im nächsten oder darauf folgenden Jahre auch einmal Sylt aufsuchen möge.

Die Ausstellung im Versammlungslokale umfaßte zunächst eine Reihe kunstgewerblicher Arbeiten des Frl. Käte Witt aus Sonderburg, u. a. einige Naturstudien in Aquarell und Tempera, weiter solche, an denen zugleich zu sehen war, wie diese Studien zu Stilisierungen für kunstgewerbliche Zwecke verwendet werden; ferner Decken, Kissen und Arbeitsbeutel aus verschiedenem Material in Applikation, Kurbelstickerei und Gobelintechnik ausgeführt. Da ich fürchten muß, daß namentlich die geehrte Leserin an meinem kritischen Urteil berechtigte Zweifel haben wird, will ich als objektiver Berichterstatter mitteilen, was aus Fachkreisen über die Leistungsfähigkeit der Künstlerin, einer Tochter des Herrn Rektors Witt in Sonderburg, geschrieben worden ist:

„Flensburger Nachrichten": „Die durchweg sehr hübschen, ja z. T. vortrefflichen Arbeiten bekunden im allgemeinen sowohl in der Erfindung und Anwendung der Formen, wie in der Abstimmung der Farben und ihrer Anpassung an das Material tüchtige künstlerische Qualitäten."

In Heft 3 der Zeitschrift „Textile Kunst und Industrie" von 1909 heißt es u. a.: „Die lebendigen Motive bei Decken, Kissen und Beuteln . . . . sind mit Sinn für das Dekorative erdacht und durchgeführt und wirken stark."

Herr Gadso Weiland und dessen Ehefrau Agnes in Arnis stellten aus:

a. eine Reihe von Buchumschlägen, zum größten Teil schon für Bücher, die in dem Verlage von Quelle & Meyer, Julius Klinkhardt, Richard Wöpke, L. Staackmann, Max Seyfert u. a. erschienen sind; feener eine Anzahl Exlibris, Originalentwürfe sowohl als auch fertiger Abzüge, deren Besitzer über ganz Deutschland verstreut sind, u. a. für Dr. Braungardt, Dr. Karl Sager, Dr. H. Walther, Adolf Tauchmann, Karl Sievert, Friedr. Koezle, Ernst Berg, im ganzen etwa 40 Stück;[1])

b. Kissen und Wandbehänge in Scherrebeker Technik mit landschaftlichen und Blumen-Motiven: Frühling, Birken mit Hünengrab, Heckenrosen, Kastanien, Stechapfel (Datura), Chlematis, Iris, Orchis, Stockrosen (Malva) usw.

Auch diese Ausstellungsgegenstände zeugten von künstlerischem Geschick, sowohl was Erfindungsgabe als auch die Technik anbelangt. Möchten alle drei Genannten unsere Versammlungen regelmäßig beschicken, so hätte sich unser Verein wieder eine schöne Aufgabe zu eigen gemacht, nämlich das heimische Kunstgewerbe zu fördern, auch materiell, denn an Käufern dürfte es dann bald nicht mehr fehlen!

Herr Photograph Adolf Andresen-Sonderburg hatte eine Anzahl photographischer Aufnahmen von charakteristischen Alsener Landschaftsbildern und Gehöften, von alten Häusern der Stadt Sonderburg ausgestellt, unter denen sich manch stimmungsvolles Bild befand. — Herr Marinebauinspektor Fink-Sonderburg zeigte Entwürfe von einem Speicher (Boysen & Knutzen), einer Meierei und einer Abnahmewohnung, die dem Landschaftscharakter Alsens Rechnung tragen; besonderes Interesse erregte auch der Entwurf für den geplanten Ausbau des Norburger Schlosses zur Volkshochschule. — — Viel Anklang fand auch eine Serie Ansichtskarten von Alsener Hünengräbern, welche nach Zeichnungen des Herrn J. Raben hergestellt worden sind. —

Nach dem Festmahl im „Kurhause" wurde unter Führung der Herren Amtsvorsteher Kjer und Oberzahlmeister Rohde ein Ausflug nach Düppel unternommen. Abends fand im Kurhausgarten ein Konzert statt. —

Der dritte Tag war einem Dampferausflug nach Augustenburg gewidmet. Die Fahrt durch den schönen Alsensund, am Arnkiel-Denkmal vorbei, in die Augustenburger Förde war vom schönsten Wetter begünstigt. Als unser Dampfer am Augustenburger Schlosse vorbeifuhr, wurden wir von einer Schar weißgekleideter Jungfrauen des dortigen Lehrerinnenseminars mit Gesang begrüßt. Auch im Schlosse selbst, in der Aula des Seminars, wurde uns ein sinniger Empfang zuteil. Wiederum erfreuten uns die Damen

---

[1]) Diese in den schleswig-holsteinischen Landesfarben dargestellte Vignette von Herrn Gadso Weiland zierte das Einladungsschreiben nebst Programm.

durch ihre Lieder, und Herr Oberlehrer Zumpsch begrüßte die Gäste mit einer Ansprache, in die er die Geschichte des Schlosses Augustenburg hineinzog. Herr Rektor Peters-Kiel dankte. Unter kundiger Führung wurden alsdann die Schloßkapelle und der Park besichtigt. Leider hinderte ein schnell heraufziehendes Gewitter die Ausflügler daran, den an herrlichen Buchen und Eichen reichen Park noch länger zu durchstreifen. Im Parkhotel wurde das Frühstück eingenommen, bei welchem Herr Dr. Thede-Augustenburg den Gästen ein herzliches Willkommen entbot. Herr Dr. Wullenweber, unzweifelhaft die Seele des Sonderburger Ortsausschusses, wünschte allen Teilnehmern eine glückliche Heimfahrt. Zum Schlusse sei auch noch des Herrn Landrats von Tschirschnitz gedacht, der sämtliche Veranstaltungen trotz seines Alters mitgemacht hat. Ihm ist es auch zu danken, daß den Teilnehmern ein Sonderzug von Augustenburg nach Sonderburg zur Verfügung gestellt werden konnte. Vollbefriedigt fuhr ein jeder nach Hause. Eins nur war bedauerlich: daß unsere Generalversammlungen immer noch nicht den Grad der Anziehungskraft auf unsere Mitglieder erreichen, den sie mit ihrem Drum und Dran verdienen. Zwar ein Anlauf zum Bessern ist in Sonderburg zu verzeichnen gewesen; möge er mit einem kühnen Sprunge in Kellinghusen enden!

Der Schriftführer: Barfod.



Mitteilungen.

1. Volkskundliche Fragen. Die Zentralstelle des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuchs bittet die Leser der „Heimat" um die Beantwortung der folgenden Fragen. Antworten werden unter Beifügung der laufenden Nummer erbeten an Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstr. 52a. Portoauslagen werden auf Wunsch gern erstattet.

19. Wird der Nikolaustag (6. Dezember) festlich begangen und in welcher Weise? Ist ein besonderer Name für den Festtag üblich (etwa „Sünnerklas" oder ähnlich)? Gibt es ein besonderes Gebäck oder besondere Gerichte? Wie verläuft heute der „Sünnerklas" in Friedrichstadt?

20. Ist es noch Sitte, daß in der Adventszeit Kinder in den Häusern „umsingen? Wie sind sie ausgerüstet und angezogen? Was singen sie? Ist der Ausdruck „Sternlöper" bekannt?

21. Welche Namen sind für den Weihnachtsmann gebräuchlich? Was versteht man unter Julbock und Steffen (bezw. „Perdesteffen")?

22. Ist es noch irgendwo gebräuchlich, zu Weihnachten einen Schuh, ein Faß, einen Teller oder ähnliches für die erwarteten Gaben auszustellen?

23. Welche Weihnachtsgebete, welche Weihnachtswünsche sind im Volke bekannt?

24. Welcher Aberglaube knüpft sich an die sog. „Zwölften," d. h. die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr?

2. Der Dorn bei Iller. Wenn man mit dem Sonderburger Dampfer, von Flensburg kommend, auf der Förde sich der Halbinsel Broacker, die sich wie ein Garten ausbreitet, nähert, so gewahrt der aufmerksame Beobachter schon auf mehrere Kilometer Entfernung, in der Nähe des Dörfchens Iller auf einem Hügel unweit der jungen Tannenpflanzung einen alleinstehenden Baum, den er vielleicht für einen Apfelbaum oder gar für eine Eiche halten könnte. Erst wenn er, nachdem er in Brunsnis das Schiff verlassen hat und den Weg nach Iller hinaufsteigt, den Baum auf einer Anhöhe unmittelbar zur Linken am Wege sieht, wird er erkennen, daß die vermeintliche Eiche oder der Apfelbaum ein riesiger Weißdorn (Crataegus monogyna Jacquin) ist. Sicherlich wird der Naturfreund sich dann veranlaßt fühlen, den merkwürdigen Baum, den der Volksmund kurz als „den Dorn" bezeichnet, in der Nähe zu besehen. Zur Herbsteszeit, wenn er über und über mit roten Beeren bedeckt ist, und im Frühling, wenn er einen weißen, duftenden Schleier trägt, bietet er einen lieblichen Anblick. — Anscheinend von einer Wurzel ausgehend, teilt sich der Stamm unmittelbar über dem Erdboden in einen Hauptstamm und in einen bedeutend dünneren Nebenstamm. Der Hauptstamm hat, 1 m über dem Boden gemessen, einen Umfang von 1,95 m. Die dichte Krone, die auch in der Nähe sehr an einen Apfelbaum erinnert, breitet sich über einen Kreis von 12 m Durchmesser aus. Sie erreicht eine Höhe von fast 8 m. — Biologisch interessant ist es, daß dieser baumförmige Dorn keine Stacheln besitzt. Da das Laub wegen der Höhe des Baumes keines Schutzes gegen Weidetiere mehr bedarf, sind die Stacheln überflüssig geworden, wie ja auch der Ilex, sobald er eine beträchtliche Höhe erreicht, gewöhnlich keine Stacheln an den Blättern mehr trägt. — Eigenartig ist auch die „Windscherung," wie sie auf dem Bilde deutlich wahrgenommen werden kann. Der Baum ist von Norden



Der Dorn bei Iller.

photographiert. Im Westen ist die Gegend frei, und es dehnt sich die Flensburger Förde hier aus, so daß der Westwind ungehindert auf den Dorn einwirken kann und die nach Osten übergeneigte Krone hervorgerufen hat. Von dem Standort des Dorn aus hat man einen prächtigen Fernblick: Im Westen dehnt sich die Flensburger Förde aus; im Süden blickt man über die Förde hinweg weit ins Angelland hinein; nach Norden hin erkennt man zahlreiche Ziegeleien bei Ekensund und das Dorf Broacker mit seiner doppelgetürmten Kirche auf dem höchsten Punkte. Nur im Osten wird der Blick gehemmt durch den Höhenzug, der das Broackerland von Norden nach Süden durchzieht. — Weil „der Dorn" infolge seines hohen Standpunktes weit ins Meer hinausblickt und in der ganzen Umgebung bekannt ist, ist er wohl geeignet, Schiffern bei Tage als Richtungspunkt zu dienen. In der Tat wird er von den heimischen Fischern und Schiffern als solcher benutzt, wenn er auch nicht auf Seekarten eingetragen ist und, nach Aussage des Oberlotsen auf der gegenüber liegenden Halbinsel Holnis, von den Lotsen der Flensburger Förde nicht benutzt wird. — Da der Dorn auf Privatgrund wächst und der Besitzer an der Erhaltung dieses Naturdenkmals kein Interesse zeigt, so ist die Existenz desselben leider sehr gefährdet. Es wäre wünschenswert, wenn sich Mittel und Wege fänden, es zu erhalten. Übrigens kommt der Weißdorn an der Westküste der Halbinsel Broacker in größeren Mengen vor. Die nach der Flensburger Förde abfallende Steilküste ist auf weite Strecken mit einem undurchdringlichen Dorndickicht bestanden, in welchem sich manchmal recht ansehnliche Stämme finden. — Die Photographie des Dorn hat Frl. S. Hansen aus Neis bei Broacker angefertigt und in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt.

Kiel. W. Christiansen.

3. Willfüerskinner. Die Einwohner des Kirchdorfes Schönwalde werden in hiesiger Gegend allgemein „Willfüerskinner" genannt. Man verbindet damit z. T. den Begriff etwas wilder Lebensart. Die Bezeichnung soll herstammen von einer in Schönwalde früher viel gebrauchten Redensart:

Gotts will Füer! Will Hirsch,
Schlag achtern Barg!

Die ersten Worte dieses Spruchs in der Form: Go (ganz kurz gesprochen) will Füer! wurden als Ausruf der Verwunderung früher noch oft gehört. Ein alter Mann in meiner Gemeinde, dessen Mutter aus Schönwalde stammte, behauptete, seine Mutter habe stets „Widel Hirsch" gesagt. — Da verschiedene Nachfragen im Kirchspiel Schönwalde kein Ergebnis hatten, wende ich mich hiermit an die Leser und Forscher der „Heimat" und bitte um Auskunft über Ursprung, richtigen Wortlaut und Bedeutung des Spruchs.

Altenkrempe (Ostholstein). Rulffs, Pastor.

4. Naturschutzpark. Am Sonnabend den 23. Oktober fand in München unter zahlreicher Beteiligung angesehener Vereine und Privatpersonen aus Deutschland und Österreich, u. a. des Dürerbundes, der Gesellschaft der Naturfreunde, des Österreichischen Reichsbundes für Vogelkunde und Vogelschutz, des Wiener Tierschutzvereins, des Vereins für Vogelschutz in Bayern, der Bayerischen Botanischen Gesellschaft, verschiedener Lehrervereine für Naturkunde und vieler Vereinigungen für Heimat- und Tierschutz die Gründung eines „Vereins Naturschutzpark" statt, mit dem Sitze in

Stuttgart, der Deutschland und Österreich umfaßt und die Schaffung von Naturschutzparks sich zum Ziele setzt. In diesen Naturparks soll die Natur im urwüchsigen Zustande erhalten und unserer von der fortschreitenden Kultur mit dem Untergange bedrohten Tier- und Pflanzenwelt eine sichere Zufluchtsstätte geboten werden. — Damit ist ein bedeutungsvoller Schritt in der Entwicklung der Heimatschutzbewegung getan, und die verbrüderten Völker sind vor große, gemeinsame Aufgaben gestellt. Es wurde ein engerer Arbeitsausschuß von 15 deutschen und österreichischen Persönlichkeiten und ein weiterer Arbeitsausschuß von 50 Damen und Herren gewählt. Alle Freunde der Heimat- und Naturschutzbewegung werden gebeten, gegen spätere Leistung eines Jahresbeitrags von mindestens 2 *M.* oder 2,40 Kr. ö. W. sich vorläufig auf einer Postkarte anzumelden bei der „Geschäftsstelle des Vereins Naturschutzpark in Stuttgart," die gern jede gewünschte Auskunft erteilt.

5. **Bilder von Frölich in Flensburg.** Im Februar-Heft der „Heimat" macht Doris Schnittger in Schleswig Mitteilungen über den dänischen Künstler Lorenz Frölich. Darin werden auch die im Gebäude des Flensburger Landgerichts befindlichen Gemälde von Frölich: „Verkündigung des Jütschen Lov durch Waldemar II. auf dem Reichstage zu Vordingborg 1240" und „Versuchung in der Wüste" erwähnt. Bedauernd wird dabei bemerkt, daß dieses eindrucksvolle Gemälde aus dem Schwurgerichtssaal, wo es früher gehangen hätte, in ein Privatzimmer überführt worden sei. Es freut mich, mitteilen zu können, daß dieses nicht mehr zutrifft; wie ich vor einiger Zeit gesehen habe, hängt die „Versuchung in der Wüste" jetzt im Schwurgerichtssaal, an der westlichen Wand über der Anklagebank. Das große Historiengemälde hat nach wie vor seinen Platz im Sitzungssaale der Strafkammer.

Sonderburg. E. Kähler.

Bücherschau.

1. Prof. Dr. **Johannes Frentzel, Ernährung und Volksnahrungsmittel.** 2. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt, Band 19. B. G. Teubner. 1909. Geb. 1,25 *M.* — Nach einer Besprechung der verschiedenen Arten der Nährstoffe wird gezeigt, wie sie im Körper verbrannt werden. Dann folgt eine kurze Darstellung der Verdauungstätigkeit im Magen und Darm; die Zubereitung der Speisen und ihre Wichtigkeit wird eingehend behandelt, sowie eine Berechnung der Nahrungsmengen und Arten, die der Mensch bedarf, gegeben. Dann folgt die Schilderung der wichtigsten Volksnahrungs- und Genußmittel. — Das kleine Buch wird von jedem, der sich praktisch mit Ernährungsfragen zu beschäftigen hat, mit großem Interesse gelesen werden; es wird gut in Haushaltungsschulen und ähnlichen zu verwerten sein. Viele falsche Vorstellungen werden beseitigt, z. B. daß Käse schwer verdaulich, daß Margarine weniger nahrhaft ist als Butter. Auch die Frage, weshalb der Mensch nicht zum Vegetarianer geschaffen ist, wird erörtert; mancher wird seine Ansichten über den Wert der Fleischnahrung ändern, jeder, der das Buch mit Verständnis gelesen hat, über viele alltägliche Dinge aus der Küche anders denken als vorher und im Gebrauch des viel angewandten, aber selten verstandenen Begriffes „nahrhaft" vorsichtig werden.

Ellerbek. Dr. med. Paulsen.

2. **„Auf frischer Tat."** Beobachtungen aus der niedern Tierwelt in Bilderserien nach Naturaufnahmen von C. O. Bartels (Staatsanwaltschaftsrat in Kiel). Erste Sammlung. 15 Serien mit 71 Abbildungen. Stuttgart: E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Dr. Sproesser, 1910). Geh. 3,80 *M.* — Durch Schillings („Mit Blitzlicht und Büchse," „Der Zauber des Eleleschó") wurde der Begriff „Naturkunde" in gangbare Münze geprägt, und einen lebendigen Wettstreit um die Palme hatten seine Werke im Gefolge (Schulze, „Naturkunden," Meerwarth, „Lebensbilder aus der Tierwelt" u. a.) Auch diese Werke haben bleibenden Wert. In einem Stücke aber werden selbst diese von dem obengenannten Buche übertroffen. Handelt es sich bei jenen, soweit die Illustrationen in Frage kommen, allemal nur um Aufnahmen eines einzelnen Momentes aus dem Leben des betreffenden Individuums, so hat C. O. Bartels den Versuch unternommen, einen biologischen Vorgang durch mehrere unmittelbar nach einander aufgenommene Bilder eines und desselben Tieres in derselben Umgebung festzuhalten. Der besondere Wert solcher Bilderserien liegt darin, daß „durch die Aufeinanderfolge der Aufnahmen innerhalb einer Serie im Beschauer eine gewisse Spannung hervorgerufen wird, die dazu beitragen dürfte, die Bilder zu einem Erlebnis zu verknüpfen, den dargestellten Vorgang dem Gedächtnis einzuprägen und so wirklich in das Leben der Tiere einzuführen." Mit diesem höchst schwierigen, weil besonders zeitraubenden, durch viele Wechselfälle getrübten Unternehmen hat Verfasser ganz neue Bahnen in der

Hinterlegung unverfälschter Naturkunden beschritten; sein Werk dürfte Schule machen. Nur kinematographische Lichtbilder-Photographien könnten den Wert jener Bilderserien übertrumpfen, aber auch nur dann, wenn sie wirkliche Aufnahmen nach dem Leben bedeuten und nicht den Stempel des Gekünstelten an sich tragen. Somit hat Bartels zur Zeit das denkbar Höchste erreicht: Ein Goldlaufkäfer packt einen Regenwurm und muß sich hernach mit einem zweiten in die Beute teilen; eine Heuschreckenlarve pirscht sich an einen Bläuling und erhascht ihn schließlich in kühnem Sprunge; eine Kreuzspinne webt ihr Netz; ein Einsiedlerkrebs turnt von einem Gehäuse blitzschnell ins andere; eine Haarqualle zieht eine Schlangennadel in den Bereich ihrer Brennhaare, um sie zu verzehren. So werden uns im ganzen 15 solcher Bilderserien in zusammen 71 Abbildungen vorgeführt. Die Krone des Ganzen ist m. E. die zweite: Eine Schlupfwespe (Ephialtes heteropus) bemüht sich — auch mit Erfolg, die Larve des kleinen Pappelbocks (Saperda populnea), die unter der Rinde von Zweigen der Zitterpappel lebt, mit ihren Kuckuckseiern zu bestiften. Der ganze Vorgang dauerte ohne Unterbrechung drei Stunden, weil die Wespe ihren Legestachel in saurer Arbeit durch die Rinde bohren muß; und ebenso lange und mit ebenso großer Geduld mußte Verfasser mit seinem Apparat auf der Wacht stehen, um diesen gewiß selten zu beobachtenden Vorgang in neun Bildern festzuhalten. — Der Text ist klar und bestimmt. Die Bilder, auf bestem Kunstdruckpapier reproduziert, sind das Primäre; zur Bequemlichkeit des Beschauers sind sie auf auseinander haltbaren Tafeln dem Werke als Anhang beigegeben. Die Titelseite ziert ein von Bürck-München künstlerisch ausgestattetes Motiv eines der Momentaufnahmen. Das Buch sei den Naturfreunden aufs wärmste empfohlen; auch als Anschauungsobjekt im naturkundlichen Unterrichte dürfte es gute Dienste leisten.

Barfod.

3. Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender für 1910. Der Herausgeber Wilhelm Lobsien hat es auch in diesem Jahre verstanden, die Lektüre des Kalenders zu einer genußreichen zu machen. Wenn man sich durch die literarischen Beiträge hindurchliest, von Falkes gereimtem „Lob des Kalenders" durch die Plaudereien von Helene Voigt-Diederichs und Otto Ernst, Lobsiens ergreifende Erzählung vom „Wattentod," die plattdeutschen Beiträge von J. H. Fehrs, W. Wisser und G. F. Meyer und noch viele andere Artikel, so sieht man mit Freude, wieviel Gutes von guten schleswig-holsteinischen Autoren Lobsien hier zusammengebracht hat. Der Belehrung dienen Aufsätze von E. Hennig über „Die Entstehung der Ostsee" und A. Bartels, der die Geschichte Schleswig-Holsteins daraufhin überblickt, welche Bedeutung sie im großen Zusammenhang der deutschen und europäischen Geschichte beanspruchen kann. Reichhaltig sind auch die eigentlichen Kalendernotizen, Angaben über die Märkte, Hochwasserzeiten, Ostertabelle, Postbestimmungen u. a., deren Trockenheit durch dazwischengestreute plattdeutsche Sprichwörter, Anekdoten, Scherzrätsel gewürzt wird.

Eckmann.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Chr. Voigt, Literatur- und Urkundenverzeichnis zur Geschichte der Stadt Flensburg. — A. Leibner: Lamarck, Studie über die Geschichte seines Lebens und Denkens. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Preis 1,50 *M.* — P. Brückner, Die Spitzenklöppelei des Erzgebirges. Verlag von Alfred Michaelis in Leipzig. Preis 2 *M.* — Eduard Engel: Goethe, der Mann und das Werk. Deutsche Verlagsanstalt Concordia in Berlin. Preis 8,50 *M.* — Adolf Bartels, Die ersten Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend. Verlag von A. Huschkes Nachfolger in Weimar. Preis 1 *M.* — Aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig folgende Bändchen aus Natur und Geisteswelt: G. Abel, Chemie in Küche und Haus; W. Löb, Einführung in die chemische Wissenschaft; A. Stein, Die Lehre von der Energie; K. Lampert, Die Welt der Organismen; K. v. Bardeleben, Statik und Mechanik des menschlichen Körpers; J. Möller, Nautik; H. Reishauer, Die Alpen; E. Rank, Geschichte der Gartenkunst. Preis jedes Bändchens 1,25 *M.* — Aus der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart: W. Ostwald, Einführung in die Chemie, ein Lehrbuch für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Preis 3 *M.* — Dannemann und Smalian, Natur und Erziehung, Monatsschrift zur Verbreitung und Pflege der Naturwissenschaften in Schule und Haus. Heft 1 und 2. Preis halbjährlich 4 *M.* — Monatsschrift für den elementaren naturwissenschaftlichen Unterricht, Heft 1, herausgegeben vom Hamburgischen Lehrerverein für Naturkunde. Preis jährlich 3 *M.* — B. G. Teubners Künstlermodellierbogen. Jeder Bogen 0,40 *M.* (Staffagebogen dazu 0,20 *M.*) Teubners Verlag in Leipzig. — Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender für 1910. Herausgegeben von W. Lobsien. Verlag von Lühr & Dircks in Garding. Preis 0,50 *M.*

Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

